


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Österreichische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy



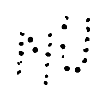


Band I

November 1904 — Jänner 1905

1905

Verlag von Carl Konegen, Wien



Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V.

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

Seite

Artikel.

Chronik.

Besprechungen.

Kleine Mitteilungen.

Feuilleton.

Von der Woche.

Fortbildung außerhalb der Schule.

Von Eduard Sueß.

I.

Im Januar 1825 erschien Lord Broughams berühmte Schrift über Volkserziehung. Das Ziel müsse sein, schrieb er, allen Mitmenschen jenen Grad von Veredlung zuzuführen, zu dem ihr Verstand und ihre Moral sie empfänglich machen. Insbesondere wendete er sich an die Wohlhabenden. „Irgend einer von diesen, wenn auch durch Geschmack oder Gewohnheit dem Gewühl der öffentlichen Angelegenheiten oder den alltäglichen Streitigkeiten der Welt abgeneigt, mag in aller Ruhe und Unschuld sich der edelsten Befriedigung erfreuen, welche der anspruchsvollste Mensch genießen kann; er vermag durch seine alleinigen Anstrengungen den Charakter und den Wohlstand einer ganzen Generation zu beeinflussen und auf diese Art einen Einfluß zu gewinnen, um den ihn in bezug auf die räumliche Ausdehnung sogar der gemeine Ehrgeiz beneiden mag."

Das war, als die Dampfmaschine begann, ihren Einfluß auf die Industrie zu üben. Eine große Bewegung ging durch das Land, populäre Mechanics Institutes, zahlreiche Leseklubs wurden gegründet und wissenschaftliche Vorträge wurden veranstaltet.

Zur selben Zeit lebte in Paris ein kränklicher Mann, der sich mit mineralogischen Untersuchungen beschäftigte. Er war im Jahre 1765 in Frankreich geboren und auf den falschen Namen James Lewis Macie getauft worden. Sein Vater war Hugh Smithson, Herzog von Northumberland, genannt Percy, und seine Mutter war eine Hungerford und den Herzogen von Somerset verwandt. Nach dem Tode seiner Eltern verlangte er vom Parlamente und erhielt er das Recht, sich nach seinem Vater Smithson zu nennen, aber er empfand es sein Leben lang, daß ihm schweres Unrecht bei dem Eintritte in die Welt widerfahren sei. „Das beste Blut Englands," schrieb er einmal, „fließt in meinen Adern; von Seite des Vaters bin ich ein Northumberland, von Seite der Mutter bin ich Königen verwandt, aber das kümmert mich wenig. Mein Name soll fortleben im Gedächtnisse der Menschen, wenn die Titel der Northumberlands und Percys längst erloschen und vergessen sein werden."

Im Jahre 1826, während die von Brougham angefachte Bewegung hohe Wellen schlug, verfaßte Smithson sein Testament. Sein Vermögen, über 3 Millionen Kronen, für jene Zeit eine außerordentlich hohe Summe, sollte nach dem etwaigen

kinderlosen Tode seines Neffen den Vereinigten Staaten zufallen, zur Gründung eines Institutes „für Vermehrung und Verbreitung der Kenntnisse unter den Menschen".

Man war in Amerika erstaunt darüber, daß er die Vereinigten Staaten bedacht hat. Seine Gesinnung war nichts weniger als eine republikanische und er besaß keinerlei auch nur briefliche Verbindung jenseits des Ozeans. Ein unbeglaubigtes Gerücht sagt, Smithson habe zuerst an Österreich gedacht, Fürst Metternich habe jedoch das Legat abgelehnt, und, hierüber gekränkt, habe Smithson es der Republik zugewendet. Ich kenne keine Bestätigung dieses Gerüchtes, aber es ist bezeichnend für die damaligen Anschauungen, daß selbst im Senate der Vereinigten Staaten die Meinung ausgesprochen worden ist, die Regierung dürfe ein derartiges Geschenk von einem Fremden nicht annehmen.

Im Jahre 1846, als das Legat fällig wurde, schritt man an die Bildung der »Smithsonian Institution«, und wer die geistigen Bewegungen unserer Zeit verfolgt, muß Amerika um den Besitz dieser vielseitig und überaus segensreich wirkenden Anstalt beneiden. Eine ihrer vielen Aufgaben ist die jährliche Versendung eines reich illustrierten Berichtes über neue Erfahrungen in vielen Tausenden von Exemplaren. In den entfernten Farms ist dieser unentgeltlich gebotene, mit dem Bildnis Smithsons geschmückte Band ein gar lieber Gast. Gerne liest man von den Wundern der Telegraphie ohne Draht, vom Ausbruch des Mont Pelé, oder betrachtet man das Bild des Mannes, der um den Eiffel-Turm fliegt, oder die Skelette fossiler Riesentiere, die in der Prärie ausgegraben wurden. Da ist Stoff für das Abendgespräch und zugleich ein Faden, der mit der Welt verbindet.

II.

Viel zu wenig werden die Verdienste der Männer anerkannt, die in Österreich noch während der Franzosenkriege und unmittelbar nach diesen, einem großen Teile Europas voran, unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen den technischen Unterricht ins Leben riefen. Viel zu selten nennt man Prechtl und seinen auf sozialem Gebiete weit vorausdenkenden Nachfolger Adam Burg. Auch hier ahnte man den Umschwung, den die Dampfmaschine bringen würde, und schon vor Lord Brougham erwachten hier den seinigen ähnliche Gedanken. Andreas Baumgartner, ein Bauernsohn aus dem südlichen Böhmen, wurde im Jahre 1817, 24 Jahre alt, als Professor der Physik an die unvollkommene Universität oder, wie man damals sagte, an das k. k. Lyzeum zu Olmütz geschickt. Kaum hatte er die Lehrkanzel angetreten, als er um die Erlaubnis bat, vor einem größeren Kreise gemeinfaßliche Vorträge über Mechanik zu halten. Nach einigem Zögern bewilligte die Studienhofkommission dieses neuartige Ansuchen, unter der Bedingung, „daß Petent bei einer künftigen Kompetenz um eine andere Stelle sich dieser Vorträge nicht als eines Verdienstes prävalieren werde". Im Jahre 1823 gab er seine „Mechanik in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe" heraus, die, ein damals kaum erhörtes Ereignis, acht Auflagen erlebte. Im selben

Jahre wurde er als Professor der Physik an die Wiener Universität berufen. Hier setzte er seine populären Vorlesungen fort, und in späteren Jahren nahm sie sein Schwager, A. v. Ettingshausen, auf.

Dann kam 1848.

Im Herbste 1855 versammelten sich in Wien einige junge Naturforscher, nicht mit der Absicht, andere zu belehren, sondern um sich selbst gegenseitig Mitteilung zu machen von den Fortschritten auf dem Teilgebiete jedes einzelnen. Als aber W. Haidinger ihnen den Vortragssaal der Geologischen Reichsanstalt auf der Landstraße zur Verfügung gestellt hatte und die Sache bekannt wurde, strömten Hunderte herbei und der Raum wurde viel zu enge.

Eines Abends ragte aus den Zuhörern eine stramme, hohe Persönlichkeit auf mit schneeweißem Haupte; das war A. v. Ettingshausen, und am nächsten Morgen wurden die Leiter der Vorträge zu dem Präsidenten der Akademie, Baumgartner, beschieden. Er hatte seither viel erlebt, in den schwersten Kriegszeiten war er an der Spitze des Finanzministeriums gestanden und jetzt erwachten in ihm die alten Olmützer Erinnerungen. Den Vorträgen wurde ein größerer Saal im Gebäude der Akademie geöffnet; Baumgartner selbst wurde ein ständiger Zuhörer. So entstand der Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, damals auch kurz der Montags-, später der Mittwochsverein genannt, der wenige Wochen nach seiner Gründung nahezu 500 zahlende Mitglieder umfaßte. Die Eröffnungssitzung fand im Mai 1861 im alten Saale des Musikvereines (Tuchlauben, heute Mattoni-Hof) statt. Leider war Prof. Josef Grailich, Adjunkt am Mineralienkabinette, die Seele des Unternehmens, ein glänzendes Talent, zwei Jahre früher, nur 31 Jahre alt, gestorben.

Hier ist zu bemerken, daß gerade dieser kurze Zeitraum vom Herbst 1855 bis zum Frühjahr 1861 durch zwei der bedeutendsten Triumphe der Forschung bezeichnet ist. In dieser Zeit haben Kirchhoff und Bunsen durch die Spektralanalyse das Firmament genähert und hat Darwins Buch über die Entstehung der Arten allen Zweigen der biologischen Studien eine neue Richtung gegeben. Das alles hatte in diesem Kreise sein Echo gefunden, und als der Verein gesichert war und seine Leiter Baumgartner aufsuchten, um für alle Förderung zu danken, da wurde der alte Herr weich und langte von der Wand über seinem Schreibtisch ein eingerahmtes Schriftstück herab. Es war ein Zeugnis über die Entlassung seines Vaters aus fürstlicher Leibeigenschaft. „Ja," sagte er, „mein Vater hat mit der Scheibtruhe gearbeitet; ihr Glücklichen wißt nicht, was harte Zeiten sind," und auf die Bemerkung, daß er es doch so weit gebracht habe, nahm er Abschied mit den Worten: „Lebt wohl, aber glaubt ja nicht, wenn's einen hinaufträgt, daß er darum schon der Glücklichere ist."

Auch das war eine populäre Vorlesung in ihrer Art.

Der Verein besteht noch heute und er wird unterschätzt. Mancher der Vortragenden von damals steht heute, im Alter, umgeben von schwer errungenem wissenschaftlichem Ansehen, noch treu in seinen Diensten. An seiner Spitze steht ein Protektor, dessen Namen jeder in wahrer Verehrung nennt, Erzherzog Rainer. Nicht weniger als 44 Bändchen

von Vorträgen sind erschienen, und könnte man diese etwas reicher illustrieren und jährlich in Tausenden von Exemplaren verschenken, so wäre hiemit ein guter weiterer Schritt zur Volksbelehrung getan. Dann und wann erlebte man die Befriedigung, daß einer der Wiener Vorträge in dem Smithsonian Report sich wiederfand.

III.

Das verbesserte Schulwesen, die vermehrte Zeitungslektüre und das öffentliche Leben, die technischen Fortschritte, der nach jeder Richtung erleichterte Verkehr und vor allem der lobenswerte Ehrgeiz, bei verbesserter Lebenshaltung sich geistig und im Umgange einer höheren gesellschaftlichen Stufe gleichzustellen, haben bei uns das Bildungsbedürfnis außerordentlich gesteigert. Die neue und schwierige Frage drängt sich in den Vordergrund, auf welchem Wege dieses Bildungsbedürfnis der außerhalb des festgegliederten Systems der Schulen stehenden Menge zu ihrem eigenen und zum allgemeinen Wohle am besten zu befriedigen sei.

Nicht um einzelne auserwählte Kreise handelt es sich, sondern um die Millionen.

Da steht vor den farbigen und lärmenden Herrlichkeiten unseres Wurstelpraters der bosnische Infanterist. Seine Augen glänzen; der Mund steht breit lachend offen; er schiebt den Fes aus der Stirne. Und rings die Hunderte von fröhlichen, gut gekleideten Menschen. In Ilidže hat er auch etwas Ähnliches gesehen, aber so prächtig schön hat er sich die Welt doch nicht vorgestellt.

Das ist auch Erweiterung der Anschauungen; das ist auch Massenunterricht, aber unnahbar bleibt der Analphabet jeder Methode und jedem der Hilfsmittel der Fortbildung, über die unsere Schulen oder unsere Volksbildungsvereine verfügen.

Fast unnahbar bleibt vorläufig auch noch immer eine breite Zone der ländlichen Bevölkerung, und wo die erste Berührung versucht werden könnte, möchte sie wohl durch billige und reich illustrierte belehrende Schriften, etwa nach Art der Pfennig-magazine und Kalender in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, doch selbstverständlich tiefer stehend als die Vorträge des Mittwochsvereines, möglich sein, dann etwa durch Unterhaltungsschriften nach der Art von Zschokkes „Goldmacherdorf“, die sich zum Vorlesen eignen. Mir fehlt ein voller Einblick, aber es möchte mir wohl scheinen, als ob dieser sehr wichtige Zweig der Literatur sich nicht in gleicher Weise entwickelt hätte wie andere Zweige, und die Rosegger sind selten.

So verengt sich gar sehr der Kreis der Tätigkeit, bis wir anlangen an jener Schichte, die den vollen Unterricht der Volksschule genossen hat, vor allem an dem industriellen Arbeiter, bei dem das Bildungsbedürfnis am lebhaftesten sich äußert.

Welche pädagogische Methode ist nun einzuschlagen?

Zuerst muß der Hörer völlig herausgehoben werden aus dem Geleis seiner Alltäglichkeit. Das Bild der Werkstätte oder auch des Bureaus, die Brotsorge, häuslicher Kummer, das alles muß von ihm genommen sein. Das ist bei seiner

Empfänglichkeit nicht schwer. Schon dem ersten Laute schwebt sein entlastetes Gemüt freudig entgegen. Je faßlicher und unmittelbarer dieser erste Laut, um so besser. Das ist der hohe Wert der Konzerte und der Deklamationen, die unsere Volksbildungsvereine veranstalten. Freilich sagt man, das sei nur Erholung, aber soll nicht hier Erholung der erste Schritt sein? Der beurteilt falsch den sittigenden Einfluß der Kunst, der einen Vortrag der Frau Wilbrandt-Baudius im XVI. oder des Herrn Lewinsky im XX. Bezirke nicht höher einzuschätzen weiß als einen Vortrag dieser Künstler in einem Konzertsaale der Inneren Stadt. Jede solche Darbietung bringt gleichsam einen tiefen Atemzug der Menge hervor; der glühende Beifall sagt es.

Ähnlichen entlastenden Zauber vermag vor einer solchen Hörerschaft ein warmer Sprecher mit jedem, dem unerschöpflichen Schatze der Wissenschaft entnommenen Stoffe zu vollbringen, mag es eine Darstellung der Oberfläche des Mondes oder des Kampfes um die Leiche des Patroklus sein, oder ein Experiment mit gefrorener Luft, oder eine Erzählung, wie Napoleons Kontinentalsperre zur Erfindung des Rübenzuckers führte, oder eine Schilderung der Ausdauer unserer arktischen Reisenden. Der Stunde der Entlastung des Gedankenkreises folgt ein Nachtönen, das, je nach dem Empfangenen, zum mindesten eine wohltuende Erfrischung und seelische Kräftigung bringt, in der Regel aber von weiterem, außerhalb der persönlichen Interessen sich bewegendem Nachdenken erfüllt ist.

Dieses Herausheben aus dem Alltäglichen ist aber die Hauptsache. Darum betrachtet der Engländer das Geschwornengericht als die wahre Vorschule des politischen Lebens, weil es den redlichen Volksrichter zwingt, sich von seinem Privat- oder Parteiinteresse zu trennen und in sich selbst die Unbefangenheit zu suchen.

Nun treten wir dem Hörer näher. Er sei ein Fabriksarbeiter, ein tüchtiger Vertreter dieses Standes, im mittleren Lebensalter. Er bringt weniger Schulkenntnisse mit als ein Gymnasiast, aber ein gefülltes Maß an Lebenserfahrung. Er kritisiert viel schärfer, läßt das Gehörte viel tiefer in sein Gedächtnis sinken, weil es ihm ganz neu und weil er sich freiwillig zur Aufnahme geboten, und er wälzt es länger in seinem Geiste. Dieser Umstände bewußt zu sein, ist die Pflicht und zugleich die Befriedigung des gewissenhaften Vortragenden.

IV.

Die Bewegung für Volksbildung ist bei uns etwa denselben Weg gegangen wie in England. Zuerst kamen Privatvereine; diese trennten ihre Tätigkeit in Vorträge und in Bibliothekswesen. Dann traten die Hochschulen in die Bewegung ein. Hier wie dort wurden alle religiösen und alle aktuellen politischen und sozialen Fragen grundsätzlich ausgeschlossen. Dasselbe gilt, wenigstens im allgemeinen, auch für Deutschland. In Frankreich ist der Gang der Dinge ein verschiedener gewesen. Vor einigen Jahrzehnten sind wohlmeinende Redner aufgetreten, welche durch ihr begeistertes Wort die

Spannungen in der französischen Gesellschaft zu mildern hofften. Aus den Reden dieser Apostel des sozialen Friedens, welche die ökonomischen Tagesfragen unmittelbar aufzusuchen nicht Anstand nahmen, ist dann eine Strömung hervorgegangen, die nicht ohne wohltätige Wirkung war, die aber nicht den neutralen Charakter der englischen Bestrebungen an sich trug.

Freie Vereinigungen sind, abgesehen von dem Mittwochsvereine, bei uns zumeist zwischen 1880 und 1890 ins Leben getreten. Zuerst erschien der Niederösterreichische Volksbildungsverein in Krems, der heute 12.000 Mitglieder zählt, dann der Wiener Volksbildungsverein. Der letztere schuf in Wien 14 Volksbibliotheken, neben diesen der Zentral-Bibliotheksverein noch 16, und im abgelaufenen Jahre haben diese Büchereien nicht weniger als 3 Millionen Bücher verliehen. Dazu kamen die Bildungsvereine der Arbeiter, die Koch- und Haushaltungsschulen, Volksheim, Urania und ähnliche Einrichtungen. Die Bestrebungen breiteten sich über das Reich aus; auf dem diesjährigen Delegiertentage waren 16 derartige Verbindungen mit 61.000 Mitgliedern vertreten.

Die Berichte des Wiener Volksbildungsvereines lassen nicht in allen Punkten einen günstigen Eindruck zurück. Die Schuld liegt weder an dem Vorstande noch an dem Vortragenden, noch an den Lesern und Hörern. Seine sehr stark benützten Bibliotheken sind trotz einer Erhöhung der Lesegebühren finanziell recht passiv. Seine Vorlesungen, heute zumeist 2—3stündige Kurse, haben noch 1897/98 73.000 Hörer und 1903/04 nur 48.000 Hörer gezählt, infolge der Verweigerung von Lokalen, die früher von der Gemeinde und anderen öffentlichen Körperschaften zur Verfügung gestellt waren. Die Jahresbeiträge der Mitglieder sind, vielleicht infolge desselben Umstandes, um ein geringes gegen das Vorjahr zurückgeblieben. Und doch waren die Vorträge so trefflich, daß ein Wiener Bürger, Herr Dautwitz, der mehrere derselben gehört hatte, durch sie veranlaßt wurde, dem Vereine sein Vermögen in der Höhe von 160.000 Kronen zu testieren.

Mit großem Eifer entwickelt sich das Volksheim, dessen Aufgabe es ist, einen Zentralpunkt für Lehrmittel, dann einen etwas vorgeschritteneren Unterricht, dabei auch ein physikalisches und ein chemisches Laboratorium zu schaffen. Durch die Freigebigkeit von Freunden ist das Volksheim in der Lage, an die Errichtung eines eigenen Hauses zu schreiten.

Die Vorträge unserer Hochschulen gedeihen. Sie genießen staatliche Subventionen.

Die früheren Versuche von Baumgartner und Ettingshausen wurden bereits erwähnt; in den Siebzigerjahren unternahm Brühl an der Wiener Universität gemeinfaßliche Vorträge über Anatomie. Im Jahre 1877 durchbrach England die alten Schranken und führte durch die »University Extension« die weitesten Kreise der Bevölkerung vor die Lehrkräfte der Hochschulen. Die erste Universität des Kontinentes, die nachfolgte, war Wien im Jahre 1887. Wo immer Hochschulen in diese erfreuliche Bewegung eingetreten sind, bemerkt man das Streben, an die Stelle der Einzelvorlesungen mehrstündige Kurse zu setzen, wohl auch Kurse über verwandte Gegenstände zu Kursringen zu vereinigen. Die Universität London, deren Tätigkeit bereits 27 Jahre

dauert, ist in dieser Richtung am weitesten vorgeschritten. Während Wien, Berlin, die deutsche Universität in Prag und andere 6stündige Kurse ziemlich allgemein als die Regel festhalten, geht London nicht selten auf 25 Stunden, verlangt wohl auch schriftliche Arbeiten, gibt dem Hörer einen Syllabus, der die Schlagworte der einzelnen Vorlesungen enthält, und bietet auch Universitätszeugnisse und Preise. Im laufenden Jahre versucht London sogar eine mehrjährige Kette von Kursringen unter dem Namen »Humanities« einzurichten, deren Grundlage Geschichte ist, in Verbindung mit einer Art von philosophischer Propädeutik, auch englischer Literatur, Handelsgeschichte und anderem.

Kurz gesagt, die Hochschulen zielen weniger auf Anregung als auf systematischen Unterricht und die Universität, welche am längsten in dieser Richtung tätig ist, geht darin am weitesten.

Diese Kurse sind gewiß eine gute Einrichtung. Sie sind bei uns gut besucht; ein Teil der Hörer pflegt abzufallen, aber der Rest ist voll Eifer und Dankbarkeit. Mit Freude wird man z. B. lesen, daß im vorigen Sommer der 6stündige Kurs des Prof. Spitaler (Prag) in Aussig über allgemeine Erdkunde von 824 Hörern besucht war, wobei die Gewerkschaftssekretariate der Arbeiter den Vertrieb der Karten übernommen hatten, daß der Kurs des Prof. Lampa (Wien) in Troppau über Elektrizitätslehre 692 Hörer erreichte, daß von den 364 Hörern des Kurses des Dr. Abel (Wien) in Gmünd über Erdgeschichte 334 Arbeiter waren, u. s. w. Es wird auch zuzugestehen sein, daß selbst 6 Stunden gar wenig sind für den Unterricht in einem der genannten Gegenstände.

Im Angesichte dieser günstigen Ergebnisse darf man sich aber doch nicht verhehlen, daß jede weitere Vermehrung der Stunden in den kleinen Orten ein beträchtliches Erschwernis, in den größeren ein Hinüberrücken zum Mittelstande und zur Lehrerschaft zur Folge hätte. Gewiß ist die Fortbildung der Lehrerschaft sehr wünschenswert, aber sie ist eine andere Aufgabe und verlangt eine andere Methode. Wer sich ihr widmet, stellt sich in das zweite Treffen, denn sein Wirken kommt hauptsächlich der nächsten Generation zu gute, während hier die Aufgabe für die Millionen von heute gestellt ist.

Darum ist es ein Irrtum, zu glauben, daß die einmaligen Vorlesungen, die »Pioneer-Lectures«, wie sie mit einem leichten Hauche von Herabsetzung genannt worden sind, durch Kurse völlig könnten ersetzt werden. Die Pionierarbeit, die mannigfaltige Anregung und Erweiterung des Gesichtskreises, bleiben bei uns im Gegenteile noch für lange Zeit die Hauptsache. Und man sage nicht, daß durch sie Halbwissen verbreitet wird. *Halbwissen*, das ist überhaupt ein gar sonderbares Wort, eines von jenen, an denen die Schimmelpilze eines rückständigen Hochmutes haften. Wie jämmerlich lückenhaft ist das Wissen der Weisesten unter den Menschen! Unbegrenzt ist das Gebiet der Forschung, das Wissen läßt sich nicht halbieren, und wenn das Leben des Menschen die zweifache Zahl an Jahren umfassen würde, so würde der einzelne einen verhältnismäßig noch geringeren Teil der Kenntnisse zu erfassen imstande sein, denn die Fortschritte selbst würden eben dadurch um weit mehr als das Zweifache sich steigern. Satt

und befriedigt kann nur der werden, dem der Begriff von Bildung sich erschöpft in der Ölung der gesellschaftlichen Formen.

Der Einzelvortrag stellt bei der Ungleichartigkeit der Vorbildung der Hörer einen größeren Anspruch an die Fähigkeiten des Vortragenden. Daß aber die Schwierigkeiten zu überwinden sind, lehrt schlagend der Mittwochsverein.

Es hat Zeiten gegeben, in denen ein populärer Vortrag eines jungen Privatdozenten als ein Verstoß gegen akademische Sitte, als ein Akt vorlauter persönlicher Reklame angesehen wurde. In Wien hat Baumgartners Autorität über diese Klippe hinweggeholfen. Heute noch gibt es aber talentvolle junge Gelehrte, die Anstand nehmen, einen eigenen Einzelvortrag an einer andern Stelle zum zweiten Male zu sprechen. Eher möchten sie ganz auf das geistige Eigentum zu gunsten fremder Personen verzichten, als sich selbst wiederholen. Sie betrachten das als ein Plagiat an sich selbst, als das Eingeständnis geistiger Armut. Solche falsche Scham schädigt. Wo echte Begeisterung vorhanden ist, findet sie für dieselbe Sache immer neue und immer passende Ausdrücke. Man muß sich eben nicht als ein Autor, sondern ganz als ein Lehrer des Volkes fühlen. Bei Kursen fallen diese Bedenken ohnehin weg. Die Universität London kündigt geradezu Listen von Vortragenden und von Kursen an, die um einen fixen Preis bestellt werden können, und zwar eine erste Liste und dazu eine billigere Supplementärliste.*

Unsere Provinzialmuseen, die zahlreichen Mittelschulen und Bürgerschulen haben sich noch lange nicht in entsprechender Weise an diesen Bestrebungen beteiligt.

V.

Die Vorbedingungen für solche Tätigkeit und die Bedürfnisse sind in den verschiedenen Ländern sehr verschieden; insbesondere sollte man in der Verfolgung des Beispieles der Universität London sich gewisse Grenzen setzen.

Im Monate Juli d. J. hat die Universität Bonn sich diesen Bestrebungen angeschlossen und der Kurator dieser Universität, Exzellenz v. Rottenburg, hat bei dieser Gelegenheit eine überaus anregende Rede über die politische und wirtschaftliche Bedeutung der Volksbildung gehalten. Dabei wurde erwähnt, wie viel leichter England innere Krisen überwand, die ganz Europa erschütterten; die friedliche Ausgestaltung sozialer Fragen wurde angeführt und an des französischen Ministers Duruy Bericht über die verständige Haltung der Volksmassen in England während der Baumwollennot erinnert. Wenige Wochen später hat der Bischof von Hereford in der Britischen Naturforscherversammlung das dortige Erziehungswesen und die Folgen seiner vieljährigen Vernachlässigung beleuchtet. Er hob den segensreichen

* Auf der ersten Liste ein Ring von 2 Kursen zu je 12 Vorträgen samt besonderen Unterrichtsstunden und Syllabus £ 77.10 = 1857 K; ein Kurs von 10 Vorträgen u. s. w. £ 32.10 = 779 K; ferner 3 Pioneer-Lectures von 3 Vortragenden je nach dem Namen, im Minimum £ 15.– = 360 K.

Einfluß Wilh. v. Humboldts seit dem Jahre 1808 hervor und im Gegensatze zu Rottenburg wurde Deutschland den Engländern als ein Vorbild geschildert.

Beide Redner waren im Rechte.

Als im Jahre 1825 Lord Broughams Aufruf erschien, gab es in England längst ein freies, von großen Ideen durchströmtes, von glänzenden Rednern belebtes, von Vaterlandsliebe durchglühtes Parlament und ein gesundes politisches Leben, wobei eine zu jeder Zeit aktive äußere Politik den öffentlichen Geist zu einigen und von so mancher Schattenseite des inneren Staatslebens erfolgreich abzulenken wußte. An sich schon ist die Denkungsweise eines seefahrenden Volkes von der eines binnenländischen Volkes von Grund aus verschieden. Die Verbesserungen in der Lebenshaltung des englischen Arbeiters wurden in der Hauptsache in einer Phase unerhörten Aufschwunges erreicht und die ökonomischen Anschauungen, in denen das Volk heranwuchs, werden am besten durch einen Vorfall versinnlicht, der sich 1869 in Bradford zutrug. Dort hatte sich eine gewerbliche Vereinigung gebildet, die auf Erhöhung der Preise ihrer Erzeugnisse abzielte; sie wurde von ihrem Sekretär betrogen; sie klagte. Das Gericht sprach den Betrüger frei, weil diese Vereinigung auf Hemmung des Verkehres (restraint of trade), folglich auf ein ungesetzliches Ziel gerichtet sei und daher keinen Anspruch auf den Schutz der Gesetze habe.

Auf der anderen Seite haben es die ererbte Abneigung des Engländers gegen jede Erweiterung staatlichen Einflusses, dann die ziemlich planlose Tätigkeit konkurrierender konfessioneller Körperschaften, ferner die Meinung, daß schematisierte öffentliche Schulen „dehumanisieren", das ist, daß in ihnen die starke Individualität des einzelnen verlorengehe, und eine Reihe anderer Umstände dahin gebracht, daß noch heute der Elementarunterricht (der Herr Bischof sagt „in absurder Weise") mit dem 12. Lebensjahre endet, daß ein einigermaßen ausreichender Stab von geprüften Lehrern und für ganze Kategorien von Schulen auch jede staatliche Aufsicht fehlt und daß bis zum Eintritte in die Mittelschule der Unterricht durch Privatlehrer weithin der herrschende ist. So fällt der englischen University Extension eine Hauptaufgabe in der Heranbildung von Privatlehrern zu; so erklärt sich die Länge einzelner Kurse und der Versuch der »Humanities«. Gewisse Zeugnisse der University Extension entheben sogar von der staatlichen Lehramtsprüfung in dem betreffenden Fache.

In Österreich sieht man nach beiden Richtungen das Gegenteil.

Wir haben keine überseeische Politik, keine einigende Ablenkung des öffentlichen Geistes gegen außen; unser parlamentarisches Leben ist jung und in abnormer Entwicklung. Die wohlhabendsten Teile des Reiches liegen am tiefsten gegen die Mitte des Kontinentes. Nur ein geringer Teil der Bevölkerung hat je das Rauschen des Weltmeeres gehört. Dazu kommen die hohen Zölle und mannigfacher »restraint of trade« mit allen leicht vorauszusehenden Folgen.

Auf der anderen Seite hat Österreich seit 1866 trotz mancher Hemmung im Elementar-Schulwesen erstaunliche Fortschritte erzielt. In den meisten Kronländern wurde ein tüchtiger, ausreichender Lehrerstand herangebildet. In betreff der Mittel-

schulen, insbesondere Lateinschulen, muß sogar eine Überfüllung des Reiches eingestanden werden, hervorgerufen durch nationale und durch örtliche Eifersucht, auch durch das bedauerliche allgemeine Hinstreben nach einem besoldeten Amte, in dem sich wieder die Entfernung von der Meeresküste und die geringe Anregung des Unternehmungsgeistes spiegeln.

So ist denn auch die Aufgabe der Fortbildung des Volkes hier verschieden von der Aufgabe in England. Unsere Verpflichtung, sie zu fördern, ergibt sich aus den herrlichen Worten, mit denen der vielerfahrene und weitblickende Kurator der Bonner Universität, einst einer der vertrautesten Mitarbeiter des Fürsten Bismarck, die Notwendigkeit ausspricht, fortan die Volksmengen nicht durch mechanische, das ist polizeiliche Maßregeln, sondern durch geistige Aufklärung zu leiten.

„Jede Nation," sagte Graf Okuma im Parlamente zu Tokio vor dem Ausbruche des jetzigen Krieges, „mag ihre Regierungsform welche immer sein, wird gedeihen, solange sie sich mit dem großen Strome der menschlichen Gedankenarbeit fortbewegt; der Versuch, diesen Strom zu hemmen oder gegen ihn zu schwimmen, bringt Verderben über die Nation. Es gibt keine Ausnahme von dieser Regel." Aber nicht die Regierung, nicht auserwählte Kreise allein sollen von diesem Strome getragen sein, sondern ein möglichst großer Teil der Menge.

Das Ansehen unserer Hochschulen hat durch ihre Beteiligung nicht gelitten, sondern ist gesteigert worden. Das Schwergewicht der Arbeit liegt aber bei uns in den freien Vereinen, in dem weiten Ausstreuen des guten Samens. Österreich hat Grund, den Männern, die selbstlos ihre Zeit, ihre geistige Kraft und materiellen Mittel dieser Aufgabe gewidmet haben, sehr dankbar zu sein. Mögen sie, namentlich bei den Gemeindevertretungen, nicht nur da und dort, sondern allenthalben die Unterstützung finden, die sie in so hohem Maße verdienen.

Warum brauchen wir ein neues Strafgesetz?

Von Professor Heinrich Lammasch.

Mit Ausnahme der Steuergesetzgebung erfreut sich wohl kein Zweig legislativer Tätigkeit so allgemeiner Unbeliebtheit als die Strafgesetzgebung. Von der Kindheit und Schulzeit an ist uns die Strafe in verhaßter Erinnerung und sie wird uns aufs neue verhaßt, wenn wir später, etwa unseren Kindern gegenüber oder in irgend einem Verhältnisse disziplinarer Überordnung, von ihr Gebrauch machen müssen. Dieser allgemeinen Abneigung gegenüber ist es notwendig, aber auch daran zu erinnern, daß die Strafe eine der Grundlagen der menschlichen Gesellschaft ist, welche anders als durch Macht und Zwang nicht zusammengehalten werden kann. Je größer die Zahl derjenigen wird, welche nicht durch Religion, Moral und Sitte

von der Schädigung anderer abgehalten werden, welche nur in der Furcht vor den für sie selbst nachteiligen Folgen ihres Verhaltens die Schranke ihrer Handlungen erkennen, um so notwendiger wird die Strafe als Schutzwehr der Gesellschaft. Bei jenen Verbrechen, welche, wie Beleidigungen und andere, die Persönlichkeit unmittelbar und in ihren idealen Gütern und Interessen angreifen, ist es die Strafe, die berufen ist, dem Verletzten eine Sühne für das ihm zugefügte Übel zu gewähren. Von einem idealen Standpunkte betrachtet, soll sie selbst für den von ihr Betroffenen, der sie ja zunächst als ein Übel, als ein Leiden empfindet, eine Wohltat sein, indem sie ihn für die Zukunft über seine Neigung zum Bösen erhebt.

An der Richtigkeit der einem Strafgesetze zu grunde gelegten Anschauungen sind daher alle interessiert. Denn jeder, der Mächtige wie der Schwache, kann durch Verbrechen verletzt werden und jeder ist fortwährend der Gefahr ausgesetzt, durch Handlungen wie Diebstahl, Beschimpfung, Fahrlässigkeitsdelikte u. s. w., geschädigt zu werden, welche möglichst zu verhindern zu den Aufgaben des Strafgesetzes gehört. Und anderseits ist niemand, auch nicht der Vollkommenste unter uns, dagegen gefeit, daß er einmal, etwa im Affekt, eine Handlung beginge, die das Gesetz, wenn auch vielleicht nur in mißverständlicher Auffassung seiner Aufgabe, mit Strafe bedroht hat. Grundfalsch ist daher die Meinung, daß an der guten oder schlechten Beschaffenheit eines Strafgesetzes nur die Verbrecher interessiert seien. Das gute Gesetz ist vielmehr eine Schutzwehr, das schlechte eine Gefahr für alle. Damit das Gesetz aber diese Aufgabe erfüllen könne, muß es den tatsächlichen Verhältnissen, den Anschauungen und Empfindungen jenes Volkes, für das es gelten soll, entsprechen und mit dessen materieller und ideeller Entwicklung Schritt halten.

Einleuchtend ist es daher wohl, daß unser Strafgesetzbuch, dessen Grundlagen trotz einer 1852 erfolgten, nur die Oberfläche desselben streifenden Revision in das Jahr 1803 oder sogar 1796 zurückreichen, der Gegenwart nicht genügen kann. Seit Jahrzehnten ist daher die Neugestaltung unseres Strafrechtes Gegenstand der Erörterung in Ministerialbureaus und Parlamentskommissionen; darüber hinaus aber ist das Bewußtsein ihrer Notwendigkeit nicht weit gedrungen. Zweck dieser Zeilen ist es nun, auch in weiteren Kreisen die Überzeugung hervorzurufen, daß das Strafrecht nicht ein Spezialrecht für Verbrecher und solche, die es werden wollen, sei, sondern ein Rechtsgebiet, das alle in ihrem Tun und Leiden berührt, und deshalb allen zuzurufen: res tua agitur; es handelt sich hiebei auch um deine Angelegenheiten!

Zunächst wird das allgemeine Interesse durch die richtige, den sittlichen Anschauungen und den zu lösenden praktischen Aufgaben entsprechende Wahl der Strafmittel berührt. Eine mehr theoretische und grundsätzliche als praktische Bedeutung kommt hiebei der Frage der Todesstrafe zu. Vor etwa 40 oder 50 Jahren galt dieses Strafmittel schon ziemlich allgemein als auf den Aussterbeetat gesetzt. Der Hinweis auf die immer tiefer empfundenen Greuel der noch immer fortdauernden Kriege, in denen nicht einzelne, verabscheuungswürdige Individuen, sondern die Blüte der Mannheit hingeopfert wird, die jeden bedrohende Gefahr des anarchistischen

Massenmordes, die Theorie von der Vererblichkeit der Charakterdispositionen und der darauf gebaute verwegene Gedanke einer Selektion der Menschheit auch durch das Mittel der Todesstrafe haben dazu beigetragen, daß gegenwärtig die Scheu vor Beibehaltung dieses äußersten Strafmittels wesentlich verringert ist. Jedenfalls aber bedarf ihr gegenwärtiges Anwendungsgebiet einer sehr bedeutenden Einschränkung, wie dies schon die Tatsache beweist, daß auch jetzt nur etwa acht vom Hundert der gefällten Todesurteile vollstreckt werden.

In praktischer Beziehung unendlich bedeutsamer ist die Reform der Freiheitsstrafe. Hinsichtlich dieser wird zunächst gefordert werden müssen, daß die Art ihres Vollzuges zum allermindesten die Gefahr ausschließe, daß der Häftling die Strafanstalt moralisch verdorbener verlasse, als er sie betreten hatte. Ferner wird man verlangen müssen, daß die Art des Strafvollzuges der moralischen Schuld des Sträflings möglichst angepaßt werde. In beiden Richtungen läßt unser geltendes Recht viel zu wünschen übrig. In der Regel werden Freiheitsstrafen in Gemeinschaftshaft vollzogen, so daß eine größere Anzahl von Häftlingen des Tages in demselben Arbeitsraum, des Nachts in demselben Schlafraum vereinigt ist. Die nach jeder Richtung hin moralisch verderblichen Wirkungen dieses Systems sind allgemein anerkannt. Während andere Staaten längst zum System der Einzelhaft übergegangen sind, ist ein ziemlich unpraktisch angelegter Anlauf, den auch unsere Gesetzgebung 1872 in dieser Richtung unternommen hatte, ohne wesentliche Erfolge geblieben. Der erste Schritt der Reform wird also die praktische Durchführung der Einzelhaft für alle nicht ganz kurzen und auch nicht sehr langen Strafen (etwa für Freiheitsstrafen von mehr als drei Tagen und weniger als drei Jahren) sein müssen. Die zweite Forderung muß dahin gehen, daß die Strafe nicht bloß nach dem kriminalistischen Begriff, unter welchen die Tat des Verurteilten fällt, sondern auch nach allgemeineren Gesichtspunkten, nach dem Charakter dieser Tat und ihres Täters in moralischer Beziehung bestimmt werde. Können doch zwei Straftaten, welche nach den bisherigen strafrechtlichen Normen als gleichartige erscheinen, nach Vorleben und Charakter ihres Täters und nach den Umständen des besonderen Falles sehr verschieden sein. Dieser Verschiedenheit muß auch bei Wahl der Strafart und bei Ausmaß der Strafe Rechnung getragen werden. Der Täter muß anders bestraft werden, wenn er schon vorher wiederholt gleichartige Verbrechen begangen hatte, oder wenn er gar aus der Verübung solcher Verbrechen ein Gewerbe macht, wenn er seine Tat aus besonders niederträchtigen Motiven begangen oder mit besonderer Roheit oder Schamlosigkeit verübt hat, als wenn er sie nur in schwerer Notlage, infolge von Verführung durch andere, infolge schwerer Provokation oder wegen einer sich besonders verlockend ihm darbietenden Gelegenheit begangen hat.

Zwar berücksichtigt diese Momente auch das geltende Gesetz, aber nicht immer in ausreichender Weise. Insbesondere haben dieselben heute zwar Einfluß auf das Strafmaß, aber nicht ebenso auf die Strafart. Wieviel Arten der Freiheitsstrafe zu unterscheiden seien, ist ein legislativ sehr schwieriges Problem. Vom ethischen

Gesichtspunkte aus möchte man vielleicht eine größere Zahl von Unterscheidungen wünschen; doch würde die praktische Durchführung einer vielfältigen Unterscheidung unübersteigliche Schwierigkeiten bieten. Drei Arten dürften genügen, wenigstens unter der Voraussetzung, daß die Strafen grundsätzlich in Einzelhaft verbüßt werden. Viele strafbare Handlungen bekunden ihrer Art nach eine sittliche Depravation ihres Täters, welche es notwendig macht, durch Unterwerfung desselben unter eine strenge Disziplin und staatlich geordnete Arbeitspflicht auf seine Gewöhnung an eine andere als seine bisherige Lebensweise, auf seine „bürgerliche" Besserung hinzuwirken, wie man dieselbe im Unterschiede von der mit den äußerlichen Mitteln des Staates nicht zu erzwingenden innerlichen moralischen Besserung nennt. Bei anderen hingegen, wie insbesondere bei Straftaten aus Fahrlässigkeit, bei rein politischen Delikten, bei Taten, die in hochgradigem, moralisch begründetem Affekte begangen wurden, wäre jeder Versuch einer erziehlichen Einwirkung auf den Straffälligen unbegründet, überflüssig und eine unnötige Quälerei. In diesen Fällen hat sich also die Strafe, wenn eine Geldstrafe nicht genügt, auf einfache Freiheitsentziehung ohne disziplinare Zutaten zu beschränken. In wieder anderen Fällen ist die Hauptaufgabe der Freiheitsstrafe die Sicherung der Gesellschaft gegen neue Missetaten des Verbrechers. Daraus ergibt sich die Unterscheidung der drei Strafarten: des Gefängnisses, das gewissermaßen für die Normalfälle bestimmt ist, der Haft oder Einschließung für die leichteren und des Zuchthauses für die schwersten Fälle. Manche Deliktsarten werden nur mit Haft, andere nur mit Zuchthaus bedroht werden können, in der großen Mehrzahl der Fälle aber wird dem Richter zum Zwecke richtiger, individualisierender Behandlung des einzelnen Falles ein Wahlrecht zwischen verschiedenen Strafarten eingeräumt werden müssen, so daß das Gesetz dieselben alternativ mit Geldstrafe oder Haft — mit Geldstrafe, Haft oder Gefängnis — mit Haft oder Gefängnis — mit Gefängnis oder Zuchthaus, in einzelnen Fällen (insbesondere bei den schwersten politischen Delikten) sogar auch mit Haft, Gefängnis oder Zuchthaus bedroht. Nur durch solch elektive Strafdrohungen wird der Richter in stand gesetzt, die Schwere der Tat nach allen ihren objektiven und subjektiven Momenten gerecht zu würdigen, in jenen Fällen, in denen dies notwendig ist, die erforderliche Strenge walten zu lassen, in anderen, in denen die Individualität desjenigen, dem gleichwohl die Strafe nicht völlig erspart werden kann, dies wünschenswert erscheinen läßt, alle begründete Milde zu üben.

Auch was das Strafmaß betrifft, sind die Bestimmungen unseres geltenden Rechtes unangemessen. Die Strafmaße des geltenden Rechtes stammen fast ausnahmslos aus dem Jahre 1803, aus einer Zeit, in der das allgemeine Empfinden härtere Strafen ertrug als heute. Sie sind daher um vieles zu streng. Daneben aber hat die Gesetzgebung dem Richter ein sehr weitgehendes „außerordentliches" Milderungsrecht anheimgegeben und die Voraussetzungen der Anwendung desselben so unbestimmt geregelt, daß nun weit mehr als die Hälfte aller Urteile unter Anwendung dieses außerordentlichen Milderungsrechtes gefällt wird, wodurch die

Strafbemessung nicht selten unter das Mindestmaß des für die Gesellschaft erforderlichen Schutzes herabgeht. So wurde aus der Strenge und Härte des Gesetzes eine oft übertriebene Milde der Praxis und eine große Ungleichmäßigkeit der Strafbemessung in verschiedenen Gerichtssprengeln. Die Korrektur wird in sehr bedeutender Herabsetzung der allermeisten Höchstmaße der Strafen unter gleichzeitiger Festsetzung von nach unten nicht zu überschreitenden Mindestmaßen derselben bestehen müssen. In Fällen z. B., in denen heute der Richter im äußersten Falle auf fünf Jahre, im günstigsten Falle auf 24 Stunden Kerker erkennen kann, wird die Strafdrohung der Zukunft vielleicht auf eine Woche bis ein Jahr Gefängnis lauten, wodurch gleichmäßig sowohl übertriebene Härte gegen den Verbrecher als eine allzu laxe Handhabung des für die Gesellschaft erforderlichen Schutzes vermieden würde.

Von ganz besonderer Bedeutung für eine möglichst vollkommene Erreichung jener Zwecke, welche das Strafrecht überhaupt verfolgen kann, ist die richtige Behandlung jugendlicher Delinquenten. Während eine Umwandlung des Charakters des erwachsenen Menschen wenigstens mit jenen verhältnismäßig plumpen Mitteln, über welche das staatliche Strafrecht den Tausenden von Verbrechern gegenüber verfügt, kaum möglich ist, ist dieselbe nach den anderwärts, insbesondere in England, gemachten Erfahrungen in bezug auf jugendliche Übeltäter durchaus nicht ausgeschlossen. Gerade in bezug auf deren Behandlung aber ist unser Gesetz besonders mangelhaft und rückständig. Von dem Tage ab, an welchem der Mensch das 14. Lebensjahr überschritten hat, stellt ihn unser geltendes Strafgesetz grundsätzlich dem Erwachsenen gleich. Dieselbe Verantwortlichkeit soll ihn treffen, dieselbe Strafart, dasselbe Strafmaß soll auf ihn zur Anwendung kommen; regelmäßig wird er in derselben Strafanstalt verwahrt wie der eingealterte Verbrecher und in derselben Weise behandelt wie dieser. Anderseits werden Unmündige, die das 14. Lebensjahr noch nicht überschritten haben, staatlich entweder gar nicht oder nur unzureichend bestraft; ob sie nach Verbüßung einer kurzen Freiheitsstrafe, bei der sie allerdings von Erwachsenen abgesondert gehalten werden müssen, in eine Besserungsanstalt versetzt werden können, hängt davon ab, ob das betreffende Kronland, in dem sie abgeurteilt wurden, eine Besserungsanstalt besitzt und ob sie in derselben Aufnahme finden können, was nicht überall und immer der Fall ist.

Die Aufgabe der Reform ist in dieser Beziehung offenbar die, dem noch bildsamen jungen Menschen, der meist nicht bloß aus eigener Schuld auf Abwege geraten ist, die eigentliche Strafe so viel als möglich zu ersparen und ihn im Wege staatlich überwachter Erziehung unter günstigere Bedingungen der moralischen Entwicklung zu bringen als diejenigen, unter welchen er bisher aufwuchs. In schwereren Fällen wird hiezu die Abgabe in eine staatliche Besserungsanstalt notwendig sein, in leichteren werden auch andere Mittel genügen. Daß bei der heutigen Art des Zusammenlebens in den großen Städten, bei der Unmöglichkeit, in der viele Eltern sich befinden, ihre Kinder zu überwachen und anzuleiten, die Zahl der von Jugendlichen verübten Straftaten fortwährend zunimmt, ist begreiflich; durch rechtzeitiges,

zielbewußtes Eingreifen der Staatsgewalt aber könnte jährlich eine stattliche Anzahl von Existenzen vor völligem sittlichem Verkommen gerettet und die Gesellschaft gegen eine ebenso große Zahl werdender Professionsverbrecher geschützt werden. Es ist eine psychologisch begreifliche und auch statistisch belegte Tatsache, daß der Rückfall insbesondere bei denjenigen Verbrechern besonders häufig ist, die noch in sehr jungen Jahren die Laufbahn des Verbrechens betreten haben. Es ist aber ebenso begreiflich und durch die Erfahrung anderer Länder bewiesen, daß jugendliche Delinquenten durch entsprechende Zwangserziehung häufig gebessert werden können. Auf keinem Gebiete verspricht daher die Reform der Strafgesetzgebung so große Erfolge als auf diesem.

Eines viel intensiveren Schutzes, als ihr derzeit zu teil wird, bedarf die Gesellschaft ferner auch gegen solche Individuen, die wegen Geisteskrankheit nicht verurteilt und bestraft werden können. Heute kommt es nicht selten vor, daß solche Individuen nach sehr kurzer Zeit aus der Irrenanstalt, in die sie abgegeben wurden, als „geheilt“ entlassen werden, dennoch aber in allernächster Zeit ein neues Verbrechen verüben. Dem kann nur abgeholfen werden, wenn eigene Verbrecherirrenanstalten errichtet werden und wenn die Entlassung aus denselben nur mit Zustimmung jenes Strafgerichtes erfolgen darf, auf dessen Spruch hin die Ablieferung stattfand.

Gründlichster Reform bedarf die Materie der sogenannten „Ehrenfolgen“ strafgerichtlicher Verurteilungen. Heute ist mit jeder Verurteilung wegen eines „Verbrechens“ im technischen Sinne des Wortes die Konsequenz des Verlustes einer Anzahl bürgerlicher Ehrenrechte verbunden, welcher die Strafzeit um eine gewisse Anzahl von Jahren überdauert. Der Kreis der „Verbrechen“ ist aber so weit gezogen, daß diese „Ehrenfolgen“ auch Personen treffen, die nichts eigentlich Ehrenrühriges verübt haben, z. B. die Täter eines rein politischen Verbrechens. Ebenso gehen die Bestimmungen des geltenden Rechtes über die Verhängung von Polizeiaufsicht, über Ausweisung von Ausländern und „Abschaffung“ von Inländern zweifellos über das Maß des Erforderlichen weit hinaus und sind dieselben als unbegründete und oft zweckwidrige Eingriffe in die staatsbürgerliche Freiheit erheblich einzuschränken.

Hinsichtlich der Geldstrafe ist das Hauptaugenmerk der Reform darauf zu richten, daß in jenen Fällen, in welchen das Gesetz und das Gericht die Geldstrafe für eine genügende Sühne der betreffenden Tat erachtet und deshalb von der Verhängung einer Freiheitsstrafe abgesehen haben, die Geldstrafe auch wirklich zur Vollstreckung gelange und nicht in Ermangelung der Zahlungsfähigkeit des Verurteilten doch nachträglich in eine Arreststrafe umgewandelt werde. Eine richtigere Bemessung der Geldstrafe und die Zulassung ratenweiser Abstattung derselben werden in dieser Richtung Abhilfe zu gewähren suchen.

Was die einzelnen strafbaren Handlungen betrifft, so wird zunächst der Umfang eines künftigen Strafgesetzes dadurch verringert werden müssen, daß zahlreiche

Fälle rein polizeilichen Ungehorsams, die heute im zweiten Teil unseres Strafgesetzbuches behandelt werden, den Gerichten entzogen und der Aburteilung durch Verwaltungsbehörden, vor welche sie ursprünglich auch gehörten und denen sie erst 1862 abgenommen worden sind, wiedergegeben werden. Es würde dadurch zahlreichen Personen, die sich einer Kontravention gegen die Vorschriften der Gewerbepolizei, Sanitätspolizei, Verkehrspolizei u. dgl. schuldig gemacht haben, der Makel gerichtlicher Abstrafung erspart und es würde dadurch die Tätigkeit der Bezirksgerichte zum Vorteile wichtigerer Angelegenheiten, denen sie dann mehr Zeit und Sorgfalt entgegenbringen könnten, entlastet.

Selbstverständlicherweise wird ein neues Strafgesetzbuch der seit 1803 und 1852 von Grund aus geänderten Stellung des Staatsbürgers gegenüber der Staatsgewalt Rechnung tragen und die politischen Delikte im weitesten Sinne des Wortes ganz anders behandeln müssen als das gegenwärtige Gesetz. Eliminierung mancher, möglichste Präzisierung aller Tatbestände, Milderung der Strafen werden in dieser Materie das Ziel sein. Anderseits wird man aber auch auf diesem Gebiete nicht vergessen dürfen, daß die Staatsgewalt berufen ist, alle Staatsbürger zu schützen und ihre Interessen zu fördern, daß daher Schwächung der Staatsgewalt auch Schwächung dieses, allen zukommenden Schutzanspruches bedeuten würde. Aus diesem Grunde wird man auch kaum auf die Aufstellung von Strafdrohungen gegen jene Bestrebungen verzichten können, welche darauf gerichtet sind, jede staatliche und gesellschaftliche Ordnung zu vernichten, wenn auch diese Strafdrohungen nicht so strenge zu sein brauchen wie jene, welche zu diesem Zwecke neuestens in einigen der Staaten der nordamerikanischen Union erlassen worden sind.

Infolge der Änderung des gesamten Verkehrslebens sind heute manche Verbrechen, wie etwa der Raub, für die Gesellschaft im ganzen nicht mehr so gefährlich als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, während andere, Betrug, Urkundenfälschung, Warenfälschung, verschiedene Formen des Wuchers und sonstiger Ausbeutung sowie des Mißbrauches der wirtschaftlichen Macht, Erpressung und Nötigung, Vertrauensmißbrauch, Verletzung von Berufs- und Betriebsgeheimnissen, Lebensmittelfälschung, eine viel größere Verbreitung und Gefährlichkeit erlangt haben. Zum Schutze namentlich der wirtschaftlich Schwachen wird hier manche neue Strafdrohung geschaffen, manche bestehende verschärft werden müssen. Aber auch sonst hat die Änderung der Verkehrsverhältnisse Änderungen der Strafgesetzgebung zur notwendigen Folge. Wie selten z. B. kommt es heute noch vor, daß jemand Bargeld in einem versiegelten Päckchen zur Aufbewahrung übergibt. Die Änderung des Depotgeschäftes wird daher notwendig auch eine Änderung der strafrechtlichen Begriffe von Unterschlagung und Veruntreuung zur Folge haben.

Im allgemeinen besteht wohl die Meinung, daß die Begriffe der „gemeinen" Verbrechen überaus einfache seien. Der juristische Laie stellt sich daher die Schwierigkeit ihrer legislativen Konstruktion ganz unrichtig vor. Was scheint einfacher als die Begriffe Mord und Diebstahl? Und doch! Soll jede vorsätzliche Tötung eines anderen

Mord heißen und mit dem Tode bestraft werden? Oder bloß die mit Überlegung beschlossene? Oder etwa die mit Überlegung ausgeführte? Auch die Tötung desjenigen, der den ihn Tötenden durch eine schwere Kränkung, allenfalls durch Verführung seiner Frau oder Tochter, gereizt hatte? Auch die Tötung der einwilligenden Geliebten? Auch die des sechsjährigen Kindes durch die in schwerster Not verzweifelnde und mit ihm sich ins Wasser stürzende Mutter? Auch die des unheilbaren, entsetzlich leidenden Kranken? Und soll Diebstahl jede rechtswidrige Wegnahme einer fremden Sache aus dem Besitze eines anderen sein oder bloß die in Gewinnsucht erfolgende Wegnahme? Soll auch der Student „Dieb" heißen, der seiner Tänzerin rechtswidrig wider ihren oder ihrer Mutter Willen eine Schleife wegnimmt oder dem Angehörigen einer feindlichen Verbindung dessen Couleurmütze vom Kopfe reißt, oder der Knecht, der dem geizigen Bauern gegen dessen Auftrag Heu aus der Scheune wegnimmt, um es den Kühen eben dieses Bauern zu verfüttern? Soll als Dieb bestraft werden, wer ein Zündhölzchen, einen Zahnstocher, eine einzelne Blume einem anderen rechtswidrig wegnimmt? Wer eine Sache wegnimmt, bloß um sie vorübergehend zu gebrauchen und dann zurückzustellen? Soll auch der Wilderer als Dieb bestraft werden? Ähnliche Fragen lassen sich bei jeder Verbrechensgattung aufwerfen. Soll wegen Sachbeschädigung bestraft werden, wer aus einer Zeitung, die er im Kaffeehause liest, eine ihn interessierende Ankündigung herausschneidet, oder wegen Beschimpfung derjenige, der einen Menschen, der ihn soeben betrogen hat, einen Gauner oder Schwindler nennt? Wie soll der Gesetzgeber solche Fragen lösen? Früher galt wohl die juristisch-logische Konsequenz als das Kriterium eines guten Strafgesetzes; heute ist man so ziemlich darüber einig, daß die Übereinstimmung des Gesetzes mit den sittlichen Werturteilen des Volkes das Maßgebende sei. Viel trug zu dieser Erkenntnis die Einsicht in die gegenseitige Verschlingung und Durchdringung der individuellen Interessen bei, so daß Pflichten, die früher bloß unter einem individuell-ethischen Gesichtspunkte erschienen, nun auch als soziale Pflichten erkannt werden, deren Erfüllung dann eben auch unter Strafsanktion gestellt werden kann. So z. B. die Fürsorgepflicht des Familienvaters für seine Angehörigen, so daß strafbar wird, wer durch Liederlichkeit sich außer stand setzt, dieser Pflicht nachzukommen. Nur ein Gesetz, welches von dem lebendigen moralischen Bewußtsein des Volkes getragen wird und welches insbesondere die Erregung moralischer Konflikte in der Brust der ihm Unterworfenen aufs sorgfältigste vermeidet — wie solche entstehen müssen, wenn z. B. die Mutter strafbar wird, wenn sie ihren desertierten Sohn aufnimmt, oder wenn die Rechte des Notstandes auf den Fall des Selbstschutzes beschränkt sind —, nur ein solches Gesetz hat wahre Lebens- und Wirkungskraft. Ein solches Gesetz allein vermag die Strafe, die an sich nichts ist als Übel und Leiden, zu dem zu erheben, was sie sein soll, zu einer sozialen Wohltat für alle.

Roseggers Leben Jesu.

Von Anton E. Schönbach.

Der Tischlergeselle Konrad Ferleitner aus Steiermark, dem seine Eltern früh weggestorben waren, ist auf der Wanderschaft nach Hamburg gelangt, dort in einen Verein von Anarchisten eingetreten und durch das Los dazu bestimmt worden, den Reichskanzler zu ermorden. Das hat er ausgeführt, der Kanzler stirbt an der empfangenen Wunde. Der Mörder wird zum Tode verurteilt, weil jedoch sein Verteidiger ein Gnadengesuch eingereicht hat, sieht er eine Frist von etlichen Wochen vor sich und füllt diese Zeit damit aus, daß er das Leben Jesu beschreibt, zumal sein geistlicher Ratgeber ihm die Lektüre der Evangelien verweigert hatte. An der fertigen Schrift jedoch hat der Franziskaner seine Freude, er will sie veröffentlichen und sinnt nur nach über einen passenden Titel. Er findet ihn als „Frohe Botschaft eines armen Sünders"; eben, als er das jedoch dem Konrad Ferleitner ankündigen will, bricht dieser bereits völlig erschöpfte Mann zusammen und stirbt; daß er schließlich doch hätte gehenkt werden sollen, hat ein glückliches Schicksal ihm erspart, er ist begnadigt worden. Das Buch aber, welches der Mörder in den Schrecken seiner letzten Gefängniswochen niedergeschrieben hat, halten wir in Händen, denn der Franziskaner hat es wirklich zum Druck gegeben, kein Geringerer als Peter Rosegger hat sich darum angenommen und legt es den deutschen Lesern als Ganzes vor, nachdem es bereits stückweise im „Heimgarten" und im „Thürmer" erschienen war.*

Jedesfalls ist das ein ganz seltsames Werk. Seit frühen Zeiten des Christentums gab es eine „Evangelienharmonie", das heißt, eine fortlaufende Erzählung von Jesu Leben, zusammengesetzt wie ein Mosaik aus den Berichten der vier Evangelien und so eingerichtet, daß alle Ereignisse, von denen die Evangelisten sprechen, aufgenommen sind, jedes aber nur einmal vorkommt und, wo es angeht, nach den Worten sämtlicher vorhandener Fassungen dargestellt wird. Etwas von dieser Art, wie es durch das Mittelalter her geübt wurde und herauf bis in die Neuzeit für den Schulbedarf gepflegt wird, muß Konrad Ferleitner im Sinne gehabt haben, als er sein Buch zusammenschrieb. Den Grundstock der Tatsachen bilden die Evangelien selbst, im ganzen werden die Vorgänge und Reden auch nach der überlieferten Ordnung vorgetragen. Nicht ohne Verschiebungen: der Seesturm wird zweimal berichtet, auf der Heimreise der heiligen Familie von Ägypten und dann an rechter Stelle auf dem Galiläischen Meere; der zwölfjährige Jesus im Tempel spricht Worte aus der Zeit des späteren Lehramtes; die Begegnung mit der Samariterin am Brunnen wird in die Jugendzeit des Heilands verlegt — kleinere Umstellungen finden sich noch häufig. Von den apokryphen Evangelien, die seit der christlichen Urzeit in das Gedächtnis des Volkes und seine Dichtung eingegangen sind, nimmt Ferleitner nichts auf und das ist schade, denn damit entfallen gar liebliche und anmutige Züge, insbesondere

* „I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders" von Peter Rosegger. Leipzig, Staackmann, 1905.

aus der Kindheit Jesu. Aber auch die an der Geschichte Jesu unaufhörlich arbeitende Volksüberlieferung selbst hat dem Erzähler leider nur weniges dargeboten: etwas Erinnerung an die Weihnachtsspiele der Hirten und die weiße Lilie, die aus dem Stabe Josefs aufsprießt, das wird wohl alles dieser Art sein. Dagegen mag er aus den Episteln des Gottesdienstes, wie er in seiner Jugend sie kennen gelernt hatte, sich mancherlei Sprüche der Apostel gemerkt haben, und es ist sehr hübsch, wie er sie in seine Erzählung verwebt und von den Urhebern aus ihren Briefen selbst lebendig sprechen läßt.

Diesem Stoff gegenüber hat der Bearbeiter im großen und ganzen eine so würdige Haltung gewahrt, daß es fast verwunderlich scheint für einen Mörder, der aus der Schule der Anarchisten kommt, und es durchaus glaublich wird, wenn der Gerichtspräsident bei seinem Besuch im Kerker ihn nur für einen Verführten erklärt, der jetzt von seinem Wahne gerettet sei. Die Stimmung der namenlosen Todesangst, aus der heraus der Verurteilte zur Feder greift, um sich die Krämpfe seines Herzens durch das trostvolle Gedächtnis seines Heilands fortzuschreiben, diese drückt sich in der Darstellung kaum aus, erst zum Schluß tritt sie hervor. Vielmehr trägt sich die Erzählung mit einer gewissen Ruhe vor, weilt gerne beim Gegenwärtigen, beim Beschreiben von Zeit und Ort, von Wetter und Landschaft, und ergeht sich auch bei den Wechselreden in behaglicher Breite. Ja, Ferleitner muß an seiner Geschichte Jesu doch gelegentlich mit Vergnügen und mit Fröhlichkeit über ihr Gedeihen gearbeitet haben, denn es laufen ihm nicht gar selten Späßchen unter und er meidet es durchaus nicht, einer Situation, die nur ganz ungefähr sich dazu eignet, eine lustige Seite abzugewinnen. So ist es denn wohl begreiflich, wenn der arme Sünder allmählich daran vergißt, daß es hauptsächlich sein eigener Erlöser und Heiland sein soll, dessen Leben er beschreibt, wenn er seine Lehrpersönlichkeit zu erfassen trachtet, die so weit über das Maß der Menschen hinausreicht und, wiederum erst gegen Ende, lebhafter des erbarmenden Richters Jesu gewärtig wird. Der Trost lag für den Schreiber jedesfalls mehr in der gesamten Erscheinung Jesu, wie er sie sich vor Augen stellt, und nicht in ihrem Sühnewerk, der Erlösung, das vor allem ihm selber zu gute kommen soll. Ferleitners Jesu ist der göttliche Lehrer der Menschheit, der dem bösen Willen und der Dummheit seines Volkes zum Opfer fällt — wie ein verunglückter Sozialistenführer — nicht aber der Sohn Gottes, der die Sünden der Welt auf sich nimmt und sich kreuzigen läßt, um die Menschen zu entsühnen.

Wunderlich, was Ferleitner für eine Scheu vor dem Worte „Kreuz", vor der „Kreuzigung" hat! Er nennt den Vorgang beständig „Pfählen", was ja immer eine andere und fast noch grausamere Art von Hinrichtung bezeichnet, aber nicht die Weise von Christi Tod. Vielleicht hängt das überhaupt mit den Sonderbarkeiten zusammen, an denen die Sprache des Schreibenden so reich ist. Er findet gar oft für ein reines Empfinden auch einen schlichten treffenden Ausdruck (das alte, gute Wort „Anbild" rettet sich in seine Schrift), aber gleich daneben drängen sich ihm moderne, ganz nichtige Schlagworte und Phrasen in die Feder, aus denen hervorgeht, daß die Schule der Sozialisten und Anarchisten seinem Wesen die bestimmtesten

Spuren aufgeprägt hat. Sein Pilatus redet von dem Prozeß Jesu, als von „einem politischen Fall", wie wenn er ein Bezirkshauptmann unserer Tage wäre. Am unerfreulichsten wirkt es, daß diese „glänzenden Allgemeinheiten", diese abpolierten Wendungen der Tagespolitik, nicht in größeren Sätzen, in zusammenhängender Rede sich darbieten, die etwa aus einer Versammlung in einem roten Wirtshause nachklänge, sondern daß sie ganz unversehens innerhalb einer ruhigen Darstellung durchbrechen, im bösen Abstich zu ihrer Umgebung — den Leser reißen sie oftmals aus allen Illusionen. Ich meine, es war hohe Zeit, daß die Verschwörer den Revolver ihrem Genossen Ferleitner in die Hand drückten, denn dieser hätte doch als Sozialpolitiker keine sonderliche Karriere gemacht! Das Mitleid, das sich gerne für ihn einstellte, wird gemindert, wenn man sieht, daß er bisweilen mit seiner Redeweise zum Trivialen abirrt, daß er gar oft in der Auffassung der evangelischen Vorgänge und der Herrenworte weit unter ihrer einfachen Höhe zurückbleibt, ja sogar manchesmal einen widerwärtigen Zug moderner Sinnlichkeit in die Erzählung einträgt. Gleich darauf erfreuen wieder ziemliche Strecken schlichten Erzählens, Momente reiner Rührung und echter, tiefer Ergriffenheit.

Ein eigentümlicher Kauz, dieser Delinquent Konrad Ferleitner!

* * *

Es steht zu befürchten, daß viele Leser und Kritiker die Rahmenerzählung, in welche Rosegger das „Leben Jesu" hineingestellt hat, nur für einen sehr geschickten Kunstgriff halten werden, durch den der Dichter die Verantwortung für vermeintliche und wirkliche Schäden und Mängel seines Werkes auf den vorgeschobenen Verfasser ablädt. Eine solche Ansicht schiene mir durchaus unzutreffend. Zwar hat gewiß Rosegger in dem Hauptteil seines Buches dem Autor Ferleitner mehr Zugeständnisse gemacht, als ich für richtig halte, z. B. in der Verstümmelung und Mißbildung biblischer Namen — aber das entspricht doch auch einer sonst bekannten Schrulle des Dichters — und hat dadurch jener falschen Anschauung Vorschub geleistet. Allein, gewiß aus anderer Absicht. Rosegger hat als Erzähler mit Darstellungen aus dem Lebenskreise der kleinen Landleute begonnen, er hat auch in seinen reifsten und gelungensten Werken am liebsten in diesem Bereiche verweilt und, indem er sich gern in die Lage der Armen und Elenden versetzt, mag es ihm vorgekommen sein, als ob der Heiland der Evangelien sich am besten und wirksamsten schildern ließe, wie er eben von den Armen und Elenden aus gesehen wird. Die Reichen bedürfen seiner viel weniger, meint Rosegger, der nun freilich auch gegen die Reichen nachsichtig geworden ist; läßt er sie doch alle ins Himmelreich kommen, wie „das Kamelhaar durch ein Nadelöhr" — der Heiland macht es ihnen schwieriger, nach ihm ging eher ein „Strick" durch das Nadelöhr, allerdings nicht ein „Kamel", wie eine törichte Überlieferung aussagt, die schon Paul de Lagarde berichtigt hat.

Ich glaube, mit vollem Überlegen hat Rosegger seine „Frohe Botschaft" wirklich von einem „armen Sünder" ausgehen lassen: wen konnte das Evangelium stärker und

dauernder beglücken? — Ich vermute noch ein anderes. Die Rahmenerzählung beschreibt den Schauplatz der Begebenheiten, ihre Umstände und ihren Ablauf, mit so widersprechenden Merkmalen, daß sich kein deutliches Bild gewinnen läßt. Rosegger hat das so gewollt und darum den deutschen Reichskanzler von einem Manne aus den österreichischen Alpen ermorden, den Verbrecher dann in ein Gefängnis stecken lassen, dessen brummiger Wärter steirisch redet, und von einem Gerichtspräsidenten in aller Biederkeit besuchen lassen, der Ferleitner darüber aufklärt, daß man „Unrecht nicht durch Unrecht aus der Welt schaffen kann". Meinem Ermessen nach hat der Dichter seines Zweckes halber den Schaden nicht gescheut, den dieses Verfahren der Erzählung bringen muß: die Leser von heute sind durch die Poesie von gestern und vorgestern an so scharfe Bilder der Wirklichkeit gewöhnt, daß sie überall ein höheres Maß sinnenfälliger Wahrheit verlangen. Rosegger hat sich dessen geweigert, weil er seine Geschichte auf eine höhere Zinne retten wollte, über die Gegenwart und ihre Parteien hinweg. Auch darin hat er, wie mich dünkt, das sachförderliche Maß zuweilen überschritten, gewiß in einem nicht unwesentlichen Punkte: der Franziskaner, den der Verurteilte rufen läßt, schlägt dessen Bitte um ein „Evangelienbuch" ab, und zwar mit folgender Rede: „Aber mit diesem Buche ist es eine eigene Sache. Unter zehn Lesern kann's kaum einer verstehen. Und der eine versteht's auch nicht. Es ist ein zu tiefsinniges, ich möchte sagen, ein zu göttliches Buch; wie es heißt, mit sieben Siegeln verschlossen. Daher muß es erklärt werden von Fachleuten (! — dieses Rufzeichen ist von mir). Einzelnes daraus wollte ich gelegentlich ja gerne mit Ihnen durchnehmen, einstweilen gebe ich Ihnen etwas anderes zur Erbauung, aus dem Sie Trost und Frieden schöpfen können." Spricht's, geht ab und schickt dem armen Sünder einen Haufen alter Gebetbücher. — Nun, ich weiß nicht, ob es heute einen Franziskaner gibt, der seine Pflicht gegen einen Verurteilten angesichts des dräuenden Todes so auffaßt und diesem Menschen, der ja doch keine Propaganda für falsche Bibelkritik mehr treiben kann, das „Evangelienbuch" (auch ein katholisches Schulbuch) verweigert, dessen er in seiner Not begehrt. Das jedoch weiß ich ganz gewiß, daß dieser Franziskaner nicht derselbe ist, der ein paar hundert Seiten später, als er das Schriftwerk des Delinquenten gelesen hat, diesem die Hand aufs Haupt legt und sagt: „Das Wichtigste ist der lebendige Glaube und der lebendige Jesus. Und das ist da. So vom Herzen fromm ist das empfunden, ich wollte dir das Sakrament darauf reichen. Ja, Konrad, du bist schon gerettet." Denn jener erste Franziskaner hätte beim Lesen von Ferleitners „Leben Jesu" sicherlich schon einen Vorschmack von dem Stank der siedigen Hölle gemerkt, in welche der arme Verfasser wegen seiner Evangelienkonstruktion auch ohne Anarchismus und Attentat demnächst hätte fahren müssen.

Das scheint mir ein offenliegender Mißgriff. Und doch folgt unmittelbar darauf die, wie ich's empfinde, schönste Stelle des ganzen Buches. Daß der Ausruf des wiederkehrenden Franziskaners: „Frohe Botschaft! Frohe Botschaft!", worunter er den gefundenen Titel für Ferleitners Buch versteht, von diesem völlig erschöpften,

aber durch den letzten Spaziergang im Grünen mit neuer Hoffnung erfüllten Mann für die Ankündigung der Gnade gehalten wird, er vermag aber diese Freude nicht mehr zu ertragen, sie tötet ihn und das erspart ihm die Hinrichtung — das ist der Meistergriff eines echten Dichters, daran erkenne ich unseren Rosegger!

* * *

Warum hat Rosegger dieses Buch geschrieben? Es kann nicht meine Aufgabe sein, vermessen in seine Heimlichkeit zu dringen und ihm die Erlebnisse abzufragen, die ihn zu dem neuen Werk veranlaßten. Das braucht es aber auch gar nicht, denn Roseggers innere Entwicklung ist offen vor aller Welt in seinen Schöpfungen ausgebreitet. Rosegger ist als Autor allzeit der offenherzigste aller Menschen gewesen. Er schöpfte stets seine Bücher aus seinem eigenen Leben und hat über dieses immer mit seltener Rückhaltlosigkeit seinem Publikum Bericht erstattet. Das darf nun freilich nicht so verstanden werden, als ob alles, was er aus den vier Wänden seines Hauses, von sich, von seiner Ehe, seinen Kindern, der Lesewelt erzählt, sich buchstäblich mit der Wahrheit decken müßte: Rosegger ist eben ein Künstler, der äußere Erlebnisse und innere Vorgänge stilisiert und gemäß seinem Kunstvermögen umbildet, bevor er sie, für den Druck gerüstet, unter die Leute schickt. Aber die Hauptlinien seines Lebensganges hat er unverworren vor seinen Lesern aufgedeckt. Wir wissen, daß ein lehrhafter Zug von allem Beginn an in seinem Wesen steckt und allertiefst mit seiner Eigenschaft als Dichter verquickt ist. Er hat nicht immer lehrhafte Bücher geschrieben — Gott sei Dank! — sondern auch ganz unbefangen das Leben um seiner selbst willen gepackt und mit seiner Kunst ausgewertet. Aber in gar viele seiner Werke, Romane und Erzählungen, hat die Lehrhaftigkeit sich eingenistet und in vielen sitzt sie tiefer und macht sich breiter, als für ihre künstlerische Wirkung gut ist. Dieses Lehrwesen hat sich im Laufe der Zeit bei ihm stärker und stärker entfaltet, er hat augenscheinlich Stunden, in denen ihm der Beruf des Volkserziehers höher und wichtiger vorkommt als der des Dichters. Vielleicht stellt dieses stets gewaltigere Aufkommen der Lehrhaftigkeit bei ihm nur die eine Seite seiner Entwicklung dar, der auf der anderen ein Nachlassen der poetischen Spannkraft, des schöpferischen Vermögens, entspricht. Das wäre nicht verwunderlich: Rosegger hat den Zenit des Lebens überschritten, er ist in die Sechzig getreten, und wenngleich ihm heute eine Rüstigkeit und Produktivität eigen ist, die bestaunt werden darf und lange Dauer verspricht, so bleibt es doch richtig, daß er gut vierzig Jahre hin arbeitet, gestaltet und schreibt. — Walther von der Vogelweide rühmte sich eines solchen weiten Maßes für die Kraft seiner Lyrik, deren kostbare Reste wir heute auf 125 Oktavseiten Druckes zwischen den Fingern halten.

Gleichviel, ob meine Aufstellung zutrifft oder nicht — zuweilen ruht die Energie des Dichters nur aus und faßt sich dann zu neuen, starken Schöpfungen zusammen — gewiß ist, daß Rosegger seit einigen Jahren seinen Hausgast, die Poesie, ausquartiert hat und nur zu einzelnen Besuchen zuläßt. Seine Bücher, wie sie jährlich

im Spätherbst als willkommene Spenden von einem zum anderen reisen, sättigen sich zunehmend mit Erfahrung und Weisheit, die er den Menschen nützlich machen will. Und weil er, gewiß mit Recht, die Religion für eine der wichtigsten Angelegenheiten der Welt ansieht — sie war ihm das alle Zeit — so befaßt er sich auch darstellend immer eingehender mit religiösen Dingen und Fragen. Sein „Himmelreich" von 1903 ist der Vorbote des „Lebens Jesu" von 1904. — Das ist ja an sich kein wunderbares Vorkommnis auf dem Lebensweg eines reifen Mannes. Auch wen die Religion nicht als treue Hüterin von Kindesbeinen an geleitet und selbst in dem Getümmel der großen Welt nicht mehr verläßt, der wird doch jedesfalls, sofern er überhaupt ein ernsthafter Mensch ist, einmal in gehaltenen Stunden der Selbstschau das Bedürfnis haben, sich mit der Religion auseinanderzusetzen und ein dauerndes Verhältnis zu ihr zu gewinnen trachten, mag das im einzelnen Falle auch recht verschieden beschaffen sein. Diesen Abschnitt des Lebens hat nun Rosegger durchmessen, und weil er nicht bloß Dichter, sondern zugleich Schriftsteller ist, wünscht er die Weise, wie bei ihm die Klarstellung sich vollzog, auch allen anderen zugänglich zu machen, damit sie von seinen Erfahrungen nutzen könnten, was ihnen daraus dienlich wäre.

So, stelle ich mir vor, ist Rosegger dazu gelangt, sein „Leben Jesu" zu schreiben. Eigentlich, scheint es seine Ansicht, könnte jeder Mensch ein „Leben Jesu" schreiben, wie es aus seinem Dasein in Verbindung mit den überlieferten Tatsachen sich gestalten mag; es geschieht nur nicht, weil die wenigsten dazu die Gabe besitzen. „Solches ist auch" — schreibt Rosegger, nicht Ferleitner — „das Geheimnis von des Heilands ewiger Kraft, daß er für den einen Menschen gerade der ist, den derselbe Mensch braucht. In den Evangelien lesen wir, daß Jesus zu verschiedenen Zeiten und verschiedenen Menschen in anderer Gestalt erschienen ist. Das soll uns eine Mahnung sein, gerade jedem seinen Jesus zu gönnen. Wenn es nur der Jesus der Liebe und des Vertrauens ist, dann ist es der rechte." Noch um etliches später drückt Rosegger — es ist wieder er, obgleich diesmal auf Ferleitners Blättern — den Kern seines Buches in den Sätzen aus: „Also ist in Jesus der stolze Mut der Gottgemeinschaft, daß er jedem gibt, der mit ihm geht. Nun aber möchte ich gerne sagen: Wo Jesus am göttlichsten ist, dort ist er am menschlichsten. Im frohen Verzicht auf Weltgier, Weltgut und Weltsorge befreit er sich von jener Last, unter der die meisten Menschen unglücklich werden. In der Gottgemeinschaft ist er ein einfältiges Kind und weiser Lebenskünstler zugleich. Alle Angst vor Zufälligkeiten, Gefahren, Verlust und Sturz ist dahin. Alles geht nach seinem Willen, weil es der Wille Gottes ist, und er genießt das Leben mit Unbefangenheit und reinem Sinn. Ist das nicht die natürlichste Menschlichkeit? Und kommt man nicht gerade mit dieser lebensfrohen Menschlichkeit der Göttlichkeit nahe?"

In solchen Worten ruht der Schlüssel des Buches und das Prinzip der Gestaltung, die Rosegger den evangelischen Berichten verliehen hat. Diese bieten ihm zu viel und zu wenig. Zu viel, darum läßt er jene Wundererzählungen der Evan-

gelien weg, die er nicht irgendwie andeuten oder so ausdeuten kann, daß sie ihr Wunderbares einbüßen. Die Wunder der Speisungen bleiben z. B. fort. Beim Wegschaffen des Wundersamen ist Rosegger gar nicht zaghaft, er verfährt mit einer Energie und Interpretationsgabe, um die ihn die Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts noch in ihren Gräbern beneiden könnten. Wenn zu Kana Wasser in Wein gewandelt wurde, so erklärt sich das einfach daraus, weil die betrunkenen Hochzeitsgäste Wasser von Wein nicht mehr zu unterscheiden wußten. Lazarus war scheintot! — ach, du lieber Gott! — als Jesus ihn auf die Schulter klopfte und erweckte. Die Heilwunder erklären sich aus den modernen Mitteln der Suggestion, Hypnose, und wie diese Mirakel unserer Medizin alle heißen. Wo die Evangelien Gott unmittelbar mit Jesus in Bezug setzen, bei der Taufe im Jordan, bei der Verklärung auf dem Berge Tabor, da ist es die Begeisterung, welche die Anwesenden zu einer Vision erhebt. Nur dem sterbenden Christus beläßt Rosegger die Überzeugung, daß Gott ihm das martervolle Ende befohlen habe, und drückt sich dabei ehrfürchtig zur Seite. Auferstehung und Himmelfahrt bleiben in einem mystischen Nebel: Haben die Jünger den Herrn wirklich gesehen oder war es eine Halluzination ihres Glaubens, darüber gewährt uns Rosegger keine Klarheit.

Auch die Reden und Gleichnisse Jesu nimmt der Erzähler nicht hin, ohne von dem Seinen hinzuzutun oder von dem Überlieferten wegzunehmen. Im allgemeinen scheint Rosegger den Parabeln und Gleichnissen nicht eben gewogen zu sein, sie schrumpfen bei ihm meistens stark zusammen, obwohl gerade sie, wie die kirchliche Tradition aller Zeiten und Bekenntnisse erweist, der kräftigsten Ausmalung fähig und wert sind. Oft nimmt er den Herrenworten ihre Schärfe und macht sie bequemer für die heutige Gesellschaft, nach ihm sagt Jesus in der Bergpredigt: „Schlägt dich jemand auf die rechte Wange, so halte in guter Laune ihm auch die linke hin. Vielleicht bricht das seinen Grimm." Im Vaterunser soll es heißen: „Bitte um Verzeihung deiner Schuld und nimm dir vor, auch deinem Beleidiger zu verzeihen."

Rosegger hat aber auch den Bestand der evangelischen Überlieferung um ein bedeutendes erweitert. Vor allem füllt er die Lücken aus. Bekanntlich wissen die Evangelien nur von Christi Geburt und ihren wunderbaren Umständen zu berichten, dann gedenken sie des jungen Jesus im Tempel und lassen ihn sofort ins Lehramt treten, in die kurze Frist bis zum Kreuzestode drängt sich dann zusammen, was sie von seinem Wirken erzählen. Das genügt Rosegger nicht. Er will erfahren, woher Jesus sein weites Wissen hat, und weil er ihn nicht für den selbständigen Stifter einer neuen Religion hält — eigentlich gehört ihm unterscheidend nur der Satz: „Tuet Gutes denen, die euch hassen!" — so läßt er ihn (wie Moses und Joseph beim König von Ägypten) im Palaste des Pharao, dann bei einem buddhistischen Greise verweilen und sich dort mit den „großen Gedanken" erfüllen, „die in der Wüste wohnen". Rosegger verfährt dabei weit bescheidener und geschickter als jener Russe, der vor einiger Zeit die Menschen durch einen Bericht über Jesu Auf-

enthalt vor seinem Lehramte bei den Buddhisten Indiens überraschte, leider jedoch nachmals des Schwindels überführt wurde. Mit sichtlicher Liebe spinnt er seine Erfindung aus, wodurch er die Geschicke der Räuber Barrabas und des guten Schächers Dismas (sehr wohl berechnet auch des reichen Simon von Kyrene, des nachmaligen Kreuzträgers) mit dem Leben Jesu verknüpft, den Beduinenkönig Barrabas schiebt er bei der Versuchung in der Wüste statt Satans unter, läßt ihn dann aber auch gekreuzigt und nicht für Jesus freigegeben werden. Pilatus war nach ihm ein erbärmlicher Feigling, der sich durch allerlei Grobheiten als ein aktiver Antisemit der Straße legitimiert.

Genug der Anführungen! Die bisherigen werden genügen, um nachzuweisen, daß dieser Jesus wirklich der Jesus Roseggers, nicht aber der Heiland der Evangelien ist.

Gewiß steht ein gutes Stück von dem, was Rosegger berichtet, auch in den Evangelien, selten so, wie er es erzählt, sondern eben durch das Medium der Persönlichkeit des Dichters gebrochen. Das erhellt am allerbesten aus den ganz modernen Zutaten der Auffassung. Roseggers Jesus hat rötliches Haar (später nußbraun), dunkelblaue Augen, der Dichter hat also die verrückte Vermutung aus dem schwatzhaften Buche des geistreichen Vielwissers Chamberlain aufgenommen, der nur einen arischen, womöglich germanischen Christus für die gebildete Gegenwart annehmbar findet. Und Rosegger, der so hübsch dem Weisen aus dem Morgenlande die wegleitenden Sterne in einer Gruppe erscheinen läßt, welche die Buchstaben I. N. R. I. bildet, deutet dieselben Lettern wie ein Spätscholastiker um zu „Jesu Nähe rettet ihn", oder gar zu der Grabschrift: „Im Nirwana ruh' ich" — welch entsetzlich falscher Ton!

Rosegger hat aber auch gar vieles sehr hübsch, bisweilen wirklich schön ergänzt und ausgelegt. Besonders weiß er das Verhältnis des Heilands zu seiner Mutter rührend zu erzählen, und die Szene des Abschiedes zwischen beiden vor Jesu Einzug in Jerusalem erhebt sich zu wahrhaft ergreifender Wirkung. Gewiß hat er die große Aufgabe seines Buches, sobald er sie ergriff, für eine ernste und bedeutsame gehalten und er hat vollen Anspruch darauf, daß sein Werk ernst und achtungsvoll behandelt werde. Selbst dort, wo seine Darstellung nicht ganz zu der Würde des Gegenstandes stimmt, wo er, der oft sich über das Publikum erhebt, sich zu weit herniederläßt. Und da komme ich darauf, zu sagen, daß er mit seinem Ferleitner, den er zwischen sich und sein Buch stellte, doch einen unrichtigen Griff getan hat. Ist der Jesus des Buches der Ferleitners oder der Roseggers? Er kann einer von beiden sein, aber nicht beider zugleich, denn der Heiland muß für den Tischlergesellen, den der Anarchismus zum Mörder gemacht hat, notwendigerweise ein anderer sein als für den schwerbelesenen, vielgebildeten Dichter Rosegger, der in der Reife seiner Jahre den Deutschen sagen will, wie er sich die Gründung des Christentums vorstellt.

* * *

Fragt mich jemand: „Was denkst du über den mutmaßlichen Erfolg des Werkes?“, so muß ich dem Fürwitzigen antworten: Ich weiß es nicht. Prophezeien ist ein übles Geschäft. Rosegger steht nach Gebühr und Recht in hohem Ansehen, nach einem Buch über das Leben Jesu von ihm werden Tausende und Abertausende von Lesern begierig greifen. Ob sie daraus den Trost und die Erbauung schöpfen werden, die der Dichter ihnen spenden will? Auch das weiß ich nicht zu sagen. Nur dies darf ich für mich behaupten und für niemand anders: Das Buch, welches ich erwartete, als ich erfuhr, Rosegger habe sich an dieses gewaltigste aller Probleme gewagt, dieses Buch liegt nicht vor mir. Schon durch seinen Ferleitner hat sich Rosegger den Weg zu einem reinen, schlichten Erzähler versperrt, über dem ein Hauch des Göttlichen aus den Evangelien schwebt. Die Erzählung von der Ehebrecherin bei Johannes im achten Kapitel kann ich nie ohne Tränen lesen, wenn meine Beschäftigung mich zu ihr führt, in Roseggers Darstellung wirkt sie nicht auf mich, trotz kluger Zutaten. Das Gespräch Jesu mit der Samariterin, das Rosegger in die Jünglingszeit des Heilands verlegt, könnte er mir verleiden, wofern das überhaupt möglich wäre. Nach wie vor habe ich herzliche Verehrung für den Dichter und Menschen Rosegger, aber dieses Buch werde ich schwerlich noch einmal lesen.

* * *

Wenn Rosegger das „Leben Jesu“ nicht geschrieben hat — die Buchhändler schreien es als „Roman“ aus und ködern damit die Masse — das er schreiben wollte und das man von ihm erhoffen durfte, so mag er sich trösten: er weilt damit in guter Gesellschaft. Wie viele tüchtige Männer haben sich an dieser Aufgabe schon versucht und haben sie nicht zu lösen vermocht! Von Ludolf, dem Karthäuser, an bis herauf zu David Strauß, der die Wunden der jammervollen Menschheit mit Beethoven und Mozart, mit Goethes Lyrik und den Stanzen Rafaels heilen wollte, und bis zu den protestantischen Theologen, die da wissen, was Christus am Kreuze dachte — welche schwer übersehbare Menge von Anläufen und Wagnissen! Ist dieses Problem überhaupt lösbar? Reicht nur die Kraft unserer Sprache dazu hin, mit der Tradition der evangelischen Rede in Mitbewerb zu treten? Im Bereiche der Weltliteratur kenne ich — vielleicht wissen andere es besser — aus neuer Zeit nur die Strophen der Erzengel aus dem Prolog im Himmel in Goethes Faust und etwa vereinzelte Verse aus den Dramen des heute schon zur Seite gerückten Lord Byron, die sich ungefähr in ihrer erhabenen Wucht noch können in geziemendem Abstand nach den Evangelien hören lassen — sonst nichts.

Denn in diesen Evangelien wohnt und lebt eine Macht über die Gemüter der Menschen, die von der Kunst nur umschrieben, aber nicht einfach wiedergegeben werden kann. In magnis voluisse sat est: das Große gewollt zu haben, ist genug, das wird sich auch Rosegger sagen dürfen.

Denn an dem Nachthimmel, der sich über die Menschen wölbt, steht mit Sternenschrift die Heilsbotschaft der Welt aufgezeichnet, in hellem, scharfem Glanz,

demanthart, unendlich fern. Steigt einst die Sonne der ewigen Wahrheit am Horizont empor, dann wird die Menschheit wissen, was diese Bücher umschließen. Eher nicht — wer aber wird dann lesen, wer deuten?

Denn: der Himmel ist das Lesebuch Gottes, sagt Bruder Berthold von Regensburg.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder.*

Kinderjahre (1814—1820).

Ich bin am 19. September 1814 im Hause Nr. 568 Karlsgasse, Wieden (gegenwärtig Orient.-Nr. 6**), geboren, wo meine Eltern eine kleine Wohnung des dritten Stockwerkes innehatten.

Mein Vater Matthias Georg Felder, geboren zu Wien 27. Juni 1780, war der zweitälteste Sohn des bürgerlichen Schuhmachermeisters Josef Felder. Dieser, gebürtig aus Siggen in Schwaben, kam, nachdem er laut Lehrbriefes freigesprochen worden, nach Wien, um hier in Arbeit zu treten.

Einer wegen ihres Anlasses wie des Inhaltes denkwürdigen Resolution der Kaiserin Maria Theresia vom 18. April 1772 verdankt meine Familie ihre Gründung in Wien. Es war ein bürgerliches Schuhmachergewerbe in einer Vorstadt in Erledigung gekommen und die Waise Elisabeth Kornutsch bei der Kaiserin bittlich eingeschritten, es dem Gesellen Josef Felder zu verleihen, weil er sie dann heiraten werde. Maria Theresia forderte sofort von der niederösterreichischen Regierung Bericht, der am 17. April vorgelegt wurde, worauf die Kaiserin noch am selben Tage resolvierte, „daß in diesem besonderen Falle, aus ganz besonderen Gnaden dem Josef Felder, jedoch gegen Ehelichung der Elisabeth Kornutsch, das hiesige Bürger- und Vorstadts-Schustermeisterrecht erteilt werden solle". Meine Großeltern ehelichten sich am 23. Juni 1772 und hatten eine zahlreiche Familie.***

* Felders Aufzeichnungen über seine Kinder- und Studienjahre, deren Veröffentlichung wir der Güte seines Schwiegersohnes, Herrn Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Johann Frank, zu danken haben, sind in biographischer wie in kultureller Hinsicht von großem Interesse und ein schätzenswerter Beitrag zur Geschichte des vormärzlichen Wien. Wir werden in einem Epilog zu diesem Abschnitt der Felderschen Selbstbiographie Gelegenheit haben, den weiteren Lebenslauf dieses Wiener Bürgermeisters (1868—1878), dessen Name auch in der Geschichte der Wissenschaften mit Ehren genannt wird, zu schildern. Die Redaktion.

** Dieses und das nebenstehende Haus (Orient.-Nr. 4) waren die ersten, die auf dem alten aufgelassenen Karlsfriedhofe erbaut wurden. Mein Vater zeigte mir einstmals beim Vorübergehen die drei letzten Fenster des dritten Stockwerkes links mit den Worten: „Hier bist du geboren."

*** Sie etablierten sich Wieden, Große Neugasse Nr. 559 (Orient.-Nr. 8). Das Gewölbe hatten sie um die Ecke in der Weintraubengasse, die jetzt Moßgasse heißt.

Der Großvater starb 66 Jahre alt am 23. April 1802, die Großmutter Elisabeth am 5. September 1811, gleichfalls 66 Jahre alt, im Bürgerversorgungshause. Vier Kinder starben in ihren Jugendjahren, vier überlebten sie: drei Söhne und eine Tochter. Der älteste, Anton, war auch Schuhmacher. Ich sah ihn nur einmal, am Tage nach dem Tode meines Vaters. Der jüngere Bruder meines Vaters war gleichfalls Schuhmacher, stand mit meinem Vater im besten Verkehr, geriet aber durch häusliches Unglück in Dürftigkeit, ungeachtet er sehr tätig und wirtschaftlich war. Die Schwester Franziska war auch an einen Schuhmacher namens Holl verehelicht und wie ihr Gatte ein wahres Musterbild der Ordnung, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

Wie es kam, daß mein Vater der einzige aus der Familie war, der höhere Schulbildung genoß, darüber kann ich bloß Vermutungen aufstellen. Indessen weiß ich aus den Studienzeugnissen, die mir nach seinem Tode zur Hand kamen, mit vollster Bestimmtheit, daß er ein ausgezeichneter Student war und die Universitätslaufbahn einschließlich zweier juridischer Jahrgänge absolvierte. Somit war Lernbegierde, Fleiß und Befähigung jedenfalls ein Grund. Ich glaube wiederholt gehört zu haben, daß die Möglichkeit hauptsächlich durch die Unterstützung eines Landsmannes und Anverwandten namens Dominik Lußmann gegeben worden sei, den ich mit meinem Vater wiederholt in Hetzendorf und auch später nach dem Tode meines Vaters als kaiserlichen Schloßverwalter im höchsten Greisenalter besucht habe. Gleichwie mein Großvater, aus einer Bauernfamilie entstammend, in der Heimat keinen entsprechenden Erwerb gefunden, war auch Lußmann, Tischler von Profession, nach Wien gewandert und hatte in Hetzendorf das Glück, vom Kaiser Franz, der sich dort mit Tischlerarbeit die Zeit vertrieb, zu Vorarbeiten verwendet zu werden. Der Kaiser machte ihn zum Zimmerwärter, tatsächlich Schloßverwalter, in welcher Stelle er ein gutes Auskommen genoß. Mein Vater hatte stets dankbare Verehrung für den alten Lußmann und für dessen Kinder, insbesondere für den um 13 Jahre als er jüngeren Sohn Josef Lußmann, der mich später als Domherr und Pfarrer Am Hof traute, aber schon drei Jahre darnach, 1844, im 51. Lebensjahre starb, während sein Vater noch am Leben sich befand.

Es muß eine Wendung in der ursprünglich beabsichtigten Laufbahn meines Vaters eingetreten sein, daß er plötzlich seine juridischen Studien nach zwei Jahrgängen sistierte und 1804 als Diurnist beim niederösterreichischen Landrechte eintrat. Laut der in meiner Verwahrung befindlichen drei Originalanstellungsdekrete ward ihm am 27. August 1806 mit einem Gehalt von 500 fl. (Bankozettel) in Anerkennung seiner bisherigen sehr guten und fleißigen Verwendung als Diurnist die sechzehnte Kanzlistenstelle verliehen. Zwei Jahre darauf, am 24. September 1808, ward er Einreichungsprotokollist mit 600 fl. Gehalt und am 10. September 1814 Registrant mit dem Gehalte von 800 fl. W. W. „in Rücksicht seiner mit lobenswürdigem Eifer geleisteten Dienste". Im Jahre 1816 war er, wie ich aus einem anderen Dokumente ersehe, bereits Einreichungsprotokollist mit dem Direktorstitel und einem Gehalte

von 1000 fl. Konventionsmünze, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb.

In tiefer Rührung durchblättere ich die Einschreibbücher, die mein Vater über Einnahmen und Ausgaben mit staunenswerter Genauigkeit führte und die ein getreues Bild seines Tuns und Lassens geben. Ich besitze sie in ununterbrochener Folge vom Jahre 1805 bis Ende 1809, dann von 1810 bis Ende 1819, dann sein letztes über den Kuraufenthalt in Pyrawarth. Bis zum Jahre 1813 sind selbst die kleinsten Ausgaben darin verzeichnet, von der Verehelichung ab allmonatliche Summarien aus besonders geführten Küchen- und Einschreibbüchern. In einem dieser Einschreibbücher verzeichnete mein Vater unter 20. September 1814 Ausgaben bei der Taufe Kajetans 4 fl. W. W. und etliche Kreuzer. Man sagt nicht mit Unrecht, daß man die Befähigung und den Charakter eines Mannes nach seiner Bibliothek beurteilen könne. Kaum hatte mein Vater 1805 seine Großjährigkeit erreicht und nur wenige Gulden zu seiner Verfügung, als er schon im selben Jahre sich auf Sonnenfels' „Grundsätze der Finanz", auf Schütz' „Weltgeschichte" und auf Zeillers „Portrait" subskribierte; dann folgte Fügers „Adeliges Richteramt", Adelungs „Deutsches Wörterbuch" und ein „Lehrbuch über Kirchenrecht". 1807 Lafontaine, 1808 Schütz' „Erdkunde" in fortlaufender Pränumeration. Neben Spieß' „Petermännchen" kaufte er Gustermanns „Rechtspraxis" und »Dictionnaire des deux nations« und nahm Pränumeration auf die historische Bibliothek. 1809 ließ er sich einen Bücherkasten machen für 75 fl., erwarb Gellert, Blumauers Schriften, Schillers und Goethes Werke, Schmidls „Geschichte der Deutschen", Rasps „Naturrecht", Rousseaus „Neue Heloise", Nikolais „Gedichte" und Kotzebues „Indianer in England". 1811 folgten Wielands und Weißens Werke. Diese Aufschreibungen beweisen, daß die größten Ausgaben meines Vaters bis zu seiner Verheiratung Bücher waren, juristisch- praktischen Inhaltes und deutscher Klassiker. Von allen ist nur auf mich gekommen: Adelungs „Großes deutsches Wörterbuch", das »Dictionnaire des deux nations«, Buchholz' „Denkwürdigkeiten aus der französischen Revolution", Schellers „Lateinisch-deutsches Wörterbuch" und mehrere Bände der Geistingerschen Ausgabe lateinischer Klassiker, auf welche er sich, wie ich weiß, in den letzteren Jahren pränumerierte.

Mein Vater beziffert in kleinsten Details von wenigen Kreuzern die Anfänge seiner Ökonomie: Kostgeld 5 fl. Bankozettel an seine Mutter, kleine Unterstützungsbeiträge und Darlehen an sie und an seine Geschwister und auch an Freunde. Daneben kommt aber auch die ihm stets treu gebliebene Vorliebe für Nettigkeit und Sauberkeit zum Ausdrucke. Die Ausgaben für Wäsche und Kleidung, namentlich für Beschuhung, mehrten sich, wenn auch nur sehr allmählich und in bescheidenem Maße. Es scheint damals eine besondere Aufmerksamkeit für letztere verwendet worden zu sein. Bänder- und Schnallenschuhe, ungarische Tschischmen und englische Kappenstiefel, d. i. feine, kurze Wadenstiefel mit umgeschlagenem farbigem Bockleder, meist gelb oder lichtbraun. Onkel Josef sagte mir, daß mein

Vater viel auf diese gehalten habe und er sie ihm mit möglichster Eleganz anfertigen mußte.

Mein Vater war, wie seine Aufzeichnungen beweisen, auch keineswegs ein „Hinterdemofensitzer". Ich finde in den Büchern nicht selten Theaterauslagen, gewiß nicht auf dem Nobelparterre, denn sie beziffern sich meist nur mit Kreuzern. Auch Beträge für eine Redoute, einen Sperl-Ball, einen Ball in der Mehlgrube 2 fl. (1808). Für ein Anstellungslätizel und Feuerwerk (Oktober), Flugspektakel (wahrscheinlich Degens verunglückter Flugversuch im Prater, November). Abermals Ballauslagen (1809) mit 25 fl., vielleicht im Apollosaal, woselbst das Entree allein diese Summe in Bankozettel gekostet haben soll. Dann ein Namenstagfest für die Schwester, eine Katharinen-Unterhaltung für die Mutter, ein Mariahilfer-Kirchtag und Schönbrunner-Unterhaltung (1808), ferner zwei Reisen, die eine nach Maria-Taferl (September 1807) mit 33 fl. 18 kr. und eine Kremser Reise (1810) mit 33 fl. Gewiß die zwei einzigen Reisen, die mein Vater im Leben gemacht. Auch Spielverluste sind verzeichnet am Weihnachtsabend 1809 mit 13 fl. 18 kr.

Mein Vater schreibt im April 1809: Goldenen Ring mit einer Raute gekauft, 30 fl., und im April 1813: ein Haaruhrband mit Gold beschlagen lassen und eine Walze von Karniol gekauft, 53 fl. Beide kannte ich genau. Er trug sie bis an sein Lebensende. Das Haargeflecht war von meiner Mutter und offenbar ein Geschenk derselben an ihren Bräutigam. Beide Pretiosen gingen für uns verloren, obgleich sie in gerichtliche Verwahrung gebracht wurden.

Und trotz dieser Schmuckanschaffung und Voluptuarausgaben weist dennoch die monatliche Bilanz mehrere Jahre hindurch stets ein Ersparnis aus.

* * *

Mein mütterlicher Großvater Anton Zrza war zur Zeit der Geburt meiner Mutter Antonie Zrza bereits Inspektor der großen Trauttmansdorffschen Herrschaft Lessonitz in Mähren, woselbst sie im Schlosse am 8. Juni 1788 geboren wurde. Noch sehr jung war sie nach Wien in das damals angesehene Haus des Hofagenten v. Keßler auf der Landstraße Nr. 307 zur Vollendung ihrer Erziehung und Ausbildung gebracht worden und wurde daselbst Gespielin und Freundin seiner zwei Töchter. *

Oft erzählte mir die alte Dienstmagd, unter deren Aufsicht ich selbst lange Zeit gestellt war, wie sehr meine Großeltern in Gunst und Vertrauen des Gutsherrn Johann Nep. Grafen Trauttmansdorff, welcher 1789 die Herrschaft Lessoni geerbt hatte, gestanden und wie gerne er sich, wenn er dahin kam, bei ihnen aufhielt.

* Die ältere Tochter, Kajetana, vermählte sich später mit dem reichen Privatier Ritter von Suttner; sie ward die Mutter meines nachmaligen Kollegen im Landtage, Karl Freiherrn von Suttner. Die jüngere, Barbara, verehelichte Hoffmann, wurde die Mutter des Reichsfinanzministers und Theaterintendanten Leopold Freiherrn v. Hoffmann. Kajetana v. Suttner war meine Taufpatin und gab mir auch meinen Namen.

Im Hause Keßler lernten sich meine Eltern kennen. Die Wahl meiner Mutter scheint jedoch nicht von den Ihrigen gebilligt worden zu sein, weil sie die Abstammung von einer Schuhmacherfamilie und wahrscheinlich auch die geringe amtliche Stellung des Vaters für ihre Tochter nicht passend hielten. Ich glaube dies wiederholt während meiner Kindheit aus Äußerungen meiner mütterlichen Anverwandten entnommen zu haben. Auch spricht dafür der Umstand, daß die Verehelichung meiner Eltern erst am 28. Oktober 1813, nach erreichter Großjährigkeit meiner Mutter, stattfand, ohne daß mein Vater seit 1808 in eine höhere Rang- oder Gehaltsstufe vorgerückt wäre.

Meine Eltern konnten in meinem Geburtshause, Karlsgasse 568, nicht viel länger als zwei Jahre gewohnt haben, denn mein jüngerer Bruder Eduard, an den mein Erinnerungsvermögen nicht zurückreicht, war schon in ihrer späteren Wohnung, Landstraße, Ungargasse (Zinshaus des Priesterkrankeninstitutes) am 10. Juni 1816 geboren. Er war, wie ich von meiner Mutter hörte, sehr kränklich, hatte gekrümmten Rücken und starb auch schon am 6. Februar 1818. Meine Großmutter, die in demselben Hause wohnte, sprach sehr schlecht Deutsch, weil sie nur Böhmisch zu reden gewohnt war. Ökonomische Hauswirtschaft war ihr Element. Ich sehe sie noch vor mir, den Kopf wegen Rheumatismus in ein großes Kopftuch gebunden, wie sie mit eigens dazu angeschafften Federmessern in grünen Schalen aus Holzspänen Kerzendochte schnitt, sie mit Baumwolle umwand, Unschlitt sott und dann in Modeln, die in Wasserschaffen steckten, für den Hausbedarf die Kerzen goß. Allwinterlich wurde ein halbes Mastschwein gekauft, das Fleisch in die Rauchfänge gehängt und geselcht sowie auch der Speck, Fett zerlassen, die Griefen, wir nannten sie „Krammeln", geschmorrt und als Leckerbissen für uns bewahrt, Bratwürste gemacht, Leber- und Blutwürste gesotten, so daß den ganzen Winter diesfalls gesorgt war. Noch getreuer und lebendiger zeichnet mir mein Gedächtnis das Bild meiner guten Mutter, wie sie fast alltäglich in bescheidener Hausfrauentoilette, das Körbchen am Arme, auf den Markt ging, um das für den kleinen Hausbedarf Nötige, was nicht die Magd beim Bäcker oder Fleischhauer zu besorgen hatte, heimzubringen.

Bis ins kleinste Detail stellt sich mir der Bestand unserer Wohnung dar. Durch eine enge Küche, fast gänzlich von einem Mantelherd eingenommen, in ein zweifenstriges Zimmer, in dessen Mitte ein eiserner sparherdartiger Ofen stand, der zugleich zum Kochen wie zur Beheizung aller Räumlichkeiten diente. Das war das Familiengemach den Tag über, möbliert mit einem Drehtisch (heutzutage modern als Spieltisch), mit einem einfachen Sofa, einigen Sesseln und zwei Schubladenkasten, Aufsatz- und Wandschrank. Links das Schlafzimmer mit Bücher- und Schreibkasten des Vaters, rundem Tisch, tapeziertem Sofa und ebensolchen Sesseln. Rechts ein Kabinett, im Winter abgeschlossen und Vorratskammer für Viktualien. Da hatte die Mutter immer am sogenannten „Schanzl" (Donaukanal) ein oder die andere Butte oberösterreichischer Äpfel gekauft (Haslinger hießen die beliebtesten), auch sogenannte „Maschansker", wovon für mich täglich ein oder zwei Stück am eisernen Ofen gebraten wurden, so daß die Zimmer nicht selten von Äpfelgeruch erfüllt

waren, der die eingesperrte Luft desinfizierte. Zwischen den Fenstern hingen auf gespanntem Spagat Zwetschken und Weintrauben und darunter lagen die schönen Winterbirnen und Äpfel.

Eine Katastrophe dürfte die am weitesten zurückreichende Grenze meines Erinnerungsvermögens bilden. Sie hatte meinen Eltern großen Schreck verursacht und hätte mir bald das Leben gekostet. In der Küche stand ein Geschirrkasten, worin auch das Porzellan meiner Mutter aufbewahrt war. Der untere Teil hatte eine niedrige Tür, die gerade so hoch war, daß ich den oberen Rand des Flügels mit den Händen erreichte. Während meine Eltern noch bei Tische saßen, war ich in die Küche geschlichen und schaukelte mich, unbemerkt von der Magd, die eben das Eßzeug reinigte, an dem beweglichen Türflügel. Da stürzte der Kasten mit dem in Scherben zerstiebenden Inhalt in entsetzlichem Getöse über mich, und ich lag unter der Wucht desselben begraben.

Die Mutter wurde ohnmächtig, der Vater und die Magd zogen mich aus den Trümmern hervor, doch ich war wie durch ein Wunder völlig unverletzt geblieben. Noch lange danach pflegte ich jeder offenen Türe aus dem Wege zu gehen. Nur ein paar der Mutter als Andenken wertvolle Porzellans konnten zusammengekittet werden.

In der Wohnung der Großmutter gab es alle Sonntag nachmittags zur Erheiterung ihrer kranken Lieblingstochter Unterhaltung, häufig auch Tanzkränzchen, wozu die Freunde meines Onkels und junge Mädchen der Bekanntschaft geladen waren. Ich war selbstverständlich auch dabei, da den muntern Buben alle gern zu haben schienen. Das waren keine Soireen, jours fixes oder Tanzkränzchen von heute. Es ging dabei ungemein einfach zu. Die Mädchen erschienen in Leinwandhauskleidern, höchstens ein oder das andere Bändchen als Zutat und die jungen Herren in ihren gewöhnlichen Röcken und Hosen mit einziger Ausnahme des nachmaligen Dr. Wandratsch, der, um den üblen Eindruck seines blatternarbigen Gesichtes abzuschwächen, stets in modernster Stutzertoilette, im engen Frack, in Trikothosen, Schuh und Strümpfen sich sehen ließ. Ich stand besonders in seinem Wohlwollen und schaukelte auf seinen Beinen, wenn er vom Tanze frei blieb, was nicht selten der Fall war, weil er wegen seines Hüpfens und Springens von den Mädchen gefürchtet wurde. Hatte er wohl damals eine Ahnung, daß der mutwillige Bube etwa zwanzig Jahre darauf in seiner Advokatenkanzlei als Galopin, Praktikant und Konzipient von ihm werde gepeinigt werden?

Auch die beiden Brüder Krumhar waren da, Radda, zwei angehende Magistratsbeamte: der freundliche Lemoser und der phlegmatische Lierßer, der im stande war, inmitten lebhafter Unterhaltung sich schlafen zu legen, und ein gewisser Stoiber, der sich selbst für einen Adonis hielt und, da er einiges Vermögen hatte, auch für unwiderstehlich.

Wenn alles ermüdet war, kam es zum Pfänder- und Blindekuh-Spielen, „Vetter, leih mir die Scher'“ und zu andern damals üblichen harmlosen Zeitvertreiben.

Die Bewirtung, der Einfachheit der Festanlage ganz angemessen, bestand aus einer Schale Kaffee für die Damen, einem Glas Bier für die Herren, einem Paar Selchwürsteln mit Kren, Butterschnitten und, wenn es hoch ging, auch etwas aufgeschnittenem Fleische. Im Fasching gab's noch ein Gläschen Punsch und ein paar Krapfen, welche die Großmutter meisterhaft zu backen verstand.

In der elterlichen Wohnung ging es viel stiller her, höchstens ein- oder zweimal im Jahre lud mein Vater einen oder den andern seiner Freunde und Amtsgenossen zu Tische. Die Mahlzeit war höchst einfach, die hervorragendste Rolle spielte ein Indian (Truthahn). An Sonn- und Feiertagen während der schönen Zeit machten wir gewöhnlich einen Spaziergang, zu dessen Beendigung der Vater manchmal zu meiner großen Freude einzukehren pflegte, gewöhnlich in das in unserer Nähe gelegene, später Neulingsche Brauhaus mit seinem großen Garten. Waren wir vorbeigegangen, ohne daß der Vater in das Gartentor einbog, so war ich bis zu Tränen betrübt, geschah es, so schlug mein Herz vor Freude hoch empor. Und doch gab es da keine andere Lust, als auf einer ungehobelten Bank an einem Gartentisch, abgeschlossen von gestutzten Gesträuchen, zu sitzen, eine Bänkelmusik zu hören, ein Stückchen Käse oder Salami von einem „Salamini" mit einer Schnitte Hausbrot zu bekommen und einen Schluck Bier zu kosten, das man heutzutage für einen Absud aus einem Dürrkräutlerladen halten würde. Die verschiedenen Sorten Bier: Bayrisch, Englisch, Gemischt, Märzen, Lager standen damals in offenen „Pitschen" in der Schankbude im Sonnenschein und mein Vater hatte wie andere Herren ein Stück Muskatnuß samt kleinem Reibeisen in der Westentasche, um den Nektar zu würzen. Zigarren waren durchaus nicht zu sehen, sie bildeten den unerhörtesten Luxusartikel. Auch Professionsraucher aus den allerprimitivsten Pfeifen waren nur selten. Das größte Vergnügen hatten wir Kinder, in dem sogenannten Labyrinth des Gartens, das aus einigen verzweigten Irrgängen bestand, uns herumzutummeln und eines dem andern nachzujagen, ohne es zu erwischen. Mein Vater hatte einst, um mir Freude zu machen, einen großen Papierdrachen fabriziert und einige Pfund Spagat, auf eine große Spule gewickelt, dazu gekauft. Stolz wie ein Kaiser von China, der zur Reise in die andere Welt von einem Drachen abgeholt wird, wanderte ich, das Ungetüm, das größer war als ich, am Rücken, mit meinem Vater auf die große Glaciswiese zwischen Karolinen- und Stubentor, die damals die Arena aller Drachenbändiger war. Um diese, einen Reifen im Halbzirkel, mit einem Querstock und einem entsprechend langen Schweif versehene gespitzte Papiermaschine in die Höhe zu bringen, gehörte nicht nur Kunst der Anfertigung derselben, sondern auch die geschickteste Benutzung der Luftströmungen, und in der Tat konnte man allabendlich Dutzende von derlei Papierkolossen hoch über die Türme der Stadt schweben sehen. Zum Festhalten reichten auch nicht mehr Knabenhände aus, sondern mußten Männerkräfte wirken.

Allein, o Schmerz, unser Drache wollte sich durchaus nicht erheben, sondern stürzte widerwillig stets mit dem Kopf zur Erde, bis er endlich barst. Verstimmt brachten wir ihn in Fetzen nach Hause.

An Wochentagen mußte ich mit dem Onkel ausgehen, dem aus Gesundheitsrücksichten „Komotion" ärztlich anbefohlen war.* Es staken ihm damals zu sehr seine Studien im Kopf und er wählte, um nicht gestört zu werden, nur einsame Spaziergänge, das mit Roßkastanien bepflanzte Kanalufer längs dem Dietrichsteinischen Garten, durch dessen Gitter prächtige Rosenbüsche zu sehen waren (heute längst verbaut), zum Linienwall hinan und denselben entlang, den St. Marxer Friedhof in Sicht zur Linie und am Kanalufer wieder zurück. Man war da sicher, nur selten einer Menschenseele zu begegnen. Manchmal wanderten wir auch in den sehr einsamen Botanischen Garten und in das noch mehr verlassene Belvedere.

An den langen Winterabenden, wenn es keine Spaziergänge gab, ging es in unserer Familienstube beim eisernen Ofen ganz stille her. Die Mutter mit der Magd saßen am Tische und nähten, strickten oder spulten Zwirn, nachdem durch Feuerstein und Stahl Funken erzeugt, von glimmendem Zunder ein Schwefelfaden und mit diesem die von der Großmutter gegossene Unschlittkerze angezündet war. Kam dann der Vater nach Hause, wurde noch eine und die andere häusliche Angelegenheit besprochen, worauf wir uns zur Ruhe begaben. Abendmahl kannten wir gar nicht, vielleicht war es nur eine Suppe oder ein Stück Brot, das weiß ich aber bestimmt, daß kein Tisch gedeckt wurde. Klar erinnere ich mich, daß die Mutter vom Vater eines Abends gekränkt wurde und ich unverschuldet die Ursache gewesen. Das Tuch war zu jener Zeit von solcher Qualität, daß aus einem Mantel des Urgroßvaters noch für den Urenkel ein ganzer Anzug gemacht werden konnte. So lieferte ein alter Überrock meines Vaters mir einen Mantel. Die Mutter hatte mit dem Schneider verhandelt und dieser brachte über Bestellung der Mutter für mich einen Mantel mit vielen überschlagenen kleinen Krägen, wie sie damals modern waren, wofür er 12 fl. W. W. Macherlohn forderte. Der Vater machte darüber Vorwürfe, die die Mutter, weil sie den Liebling betrafen, bis zu Tränen verletzten. Die damaligen Herrenmoden kosteten ihr große Mühe, da der Vater viel auf Nettigkeit hielt. Täglich ein weißes Halstuch und Kragen und am Hemd gefaltete Jabots, zu deren Herstellung eine eigene Walzmaschine verwendet wurde.

* Sehr lebhaft schweben mir eine Menge Bilder aus dem Alt-Wien meiner Jugend vor. So die Ruinen des alten Burgtors, ungefähr an der Stelle der heutigen Ringstraße beim Kaisergarten. Hier war durch einige Zeit auf Riesengestänge eine ungeheuere Leinwand aufgespannt, auf welche das Modell des neuen Burgtores gemalt war. Ebenso sehe ich an der Stelle des Kriminalgebäudes die Schießstätte mit ihren hohen Kugelfängen und dem Labyrinth von gräberähnlichen Salniterhaufen. Solche befanden sich auch vor der Karlskirche und in der Nähe des heutigen Polytechnikums und die weit verzweigten Gänge derselben gaben gefährlichem Gesindel willkommenen Aufenthalt. Es wird mir an heißen Tagen kühl, wenn ich mich in das Innere des hohen Gewölbes des alten Stubentors versetze, in welchem man, von der Glacissonne niedergebrannt, frisch aufatmete. Da gab es in der Kasematte eine kleine Trafik mit einem Tabaktürken, einen duftigen Mohnbeugelladen und daneben eine riesige Hand aufgemalt mit einem Zündhölzchen, welches, aus dem Asbestfläschchen gezogen, in heller Flamme steht.

Um unsere Wohnung herum in der Ungargasse, wie überhaupt auf der Landstraße, ging es zu jener Zeit ungemein gemütlich zu. Sie bildete den Durchzug aus Ungarn nach der Stadt. Pflasterungen kannte man damals höchstens an den Häusern, nicht aber am Fahrwege. Dahin wurden ein- oder zweimal des Jahres roher ungeschlegelter Donauschotter, darunter Stücke so groß wie ein Kindskopf, geleert. Um den Staub kümmerte sich niemand. An Viehmarktstagen trieben alle Fleischhauer Wiens durch die Ungargasse ihre Ochsen, die nicht selten scheu und auf der Straße von Hunden und Fleischerknechten gehetzt wurden. Ich erinnere mich, daß einmal ein solch toll gewordener Ochse bis ins erste Stockwerk eines Hauses in der Sterngasse gelangte. Fast täglich durchzogen unsere Straße enorm hoch und breit beladene Fuhrwerke mit walachischer Schafwolle, bespannt mit mindestens einem Dutzend Pferden, mit einem Vor- und Nachreiter, die den Train mittels endlosem Peitschengeknalle lenkten. Nicht weit gegenüber von unserem Hause befand sich ein ausgedehntes Wollmagazin, dessen Tor über den ersten Stock hinauf ausgebrochen werden mußte, um den Wagenungeheuern die Einfahrt möglich zu machen. Lavendelweiber in ganz eigener Gesangsweise und Hausierer in schweren, mit Zwirnpäcken vollgestopften Röcken, vorne mit einer mit Nadeln, Scheren und kleinen Zwirn- und Bandgattungen besteckten Trommel und einer Elle am Knopfe, von Zeit zu Zeit in lang gezogener Terze „Bandel, Zwirn" rufend, zeigten in der Ungargasse unfehlbar die Mittagsstunde an.

Vom Stiegengange zu unserer Wohnung sahen wir in den Garten des Priesterkrankeninstitutes. Dort bemerkte ich oft einen alten Herrn in einem altväterischen Rocke, Kniehosen, Strümpfen und Schnallenschuhen, ein Scheitelkäppchen am Kopfe, Beete graben, Blumen pflegen und begießen. Ich sah ihn wiederholt in diesem Priesterkrankenhause, wohin ich oft kam, weil mein Vater von dem Institutsvorsteher Deperto in Administrationsangelegenheiten zu Rate gezogen wurde. Obgleich ich mich vor dem riesigen Kruzifixe, das an der Stiege angebracht war, fürchtete, mußte ich doch Schriften hin und her tragen, wobei ich nicht selten dem alten Herrn in den Weg kam, der dann mit mir auf das freundlichste plauderte. Ich hörte ihn Pater Peschl nennen und über ihn mir Unverständliches und Geheimnisvolles. Er war der unglückliche Pater Thomas Peschl, der, von Jugend exzentrisch, als Kooperator in Braunau den von den Franzosen wegen einer Flugschrift gegen Napoleon zum Tode verurteilten Buchhändler Palm zu seinem letzten Gange vorbereiten mußte und dadurch geisteskrank wurde. Er bildete sich ein, die Mission erhalten zu haben, die Juden zu bekehren. Von Fanatikern aufgereizt, hatte sich eine Bauernsekte gebildet, die sich Peschlianer nannten und Greueltaten, ja Morde begingen, an welchen der harmlose Peschl völlig unschuldig war. Nichtsdestoweniger wurde er eingesperrt und, nachdem die Strafverhandlung gegen ihn kein Resultat ergab, in das Wiener Krankenhaus gebracht, als Ketzer und Sektierer interdiziert, endlich aber über Votum des humanen Erzbischofs Firmian als ungefährlicher Geisteskranker behandelt. Er war in der Tat auch völlig unschädlich, nur durfte vor ihm

das Wort „Jude" nicht ausgesprochen werden. So war seine Lage, als ich ihn kennen lernte, und so lebhaft schwebt mir sein sympathisches Bild vor, daß ich es zeichnen könnte und auch wirklich für meine Porträtsammlung (wenig gelungen) zeichnen ließ. Man hat ihm auch das Messelesen erlaubt, jedoch nur für sich, was er als Beleidigung seiner Ehre zurückwies. Er starb nach Jahren ruhig, ohne von seiner fixen Idee im Leben geheilt worden zu sein.

Mein Vater hatte zur Erholung einen mehrwöchentlichen Urlaub erhalten und nahm Landaufenthalt in Atzgersdorf. Es war das erstemal, daß ich einen solchen genoß, und unverlöschlich leben in mir die Eindrücke desselben. Es muß im Jahre 1819 gewesen sein, denn Bruder Karl, geboren 1818, war noch am Arm des Kindermädchens und die Schwester, geboren 1820, war noch nicht am Leben. In Atzgersdorf besaß ein energischer Mann, Eschenlohr, der meinen Vater aus geschäftlichen Beziehungen kannte, ein großes Haus mit weitem Hofraum, in welchem sich ein netter Blumengarten befand. Eschenlohr betrieb darin eine chemische Fabrik und richtete einen Teil seines Hauses zu einer Badeanstalt ein, nachdem er, wie es damals Mode war, eine Mineralquelle in seinem Brunnen entdeckt zu haben glaubte. Mein Vater dürfte wohl der erste Kurgast gewesen sein. Wie tummelte ich mich selig in dem Gärtchen herum, fing mit den Händen von den blühenden Steinnelken Weißlinge in Massen und bewunderte zum ersten Male farbige Schmetterlinge, die auf einem harzausschwitzenden Baumstamme alltäglich saßen. Das war der erste Keim meiner nachmaligen Liebhaberei. Aber auch die Mutter hatte schwere Not mit mir, wenn ich mit dem jüngeren Sohne Eschenlohrs aus dem außerhalb des Ortes gelegenen Küchengarten häufig ganz durchnäßt zurückkam, nachdem ich in den unmittelbar vor dem Eingang zur Bewässerung befindlichen Wassertümpel gefallen war. In Sicht standen da links eine lange Reihe von hohen Säulenpappeln, zum Schlosse Erlaa gehörig, und in gerader Linie der dreibucklige Berg, an dessen Fuß das alte Perchtoldsdorf (vulgo Petersdorf) liegt, dessen große, alte Kirche immer Gegenstand meiner Ehrerbietung war.

An einem schönen Abend (den 12. Juni, vor dem Namenstag meiner Mutter) machten die Eltern einen Spaziergang längs der Getreidefelder gegen Erlaa. Die Ähren standen hoch und wogten hin und her in milder, leicht bewegter Luft. Ich pflückte Kornblumen, die es am Rain in Massen gab, und hatte bereits einen großen Strauß zusammengebracht, als wir bei einbrechender Dunkelheit den Rückweg antraten. Wie war ich aber überrascht, als schon die Gassenfront unseres Hauses mit Kerzen am Fenster beleuchtet, im inneren Hofraum aber geradezu ein Lichtmeer erglänzte. Garten und Badhaus waren illuminiert und aus den Vasen der beiden Torpfeiler brannten hochauf Spiritusflammen. Als wir in die Nähe der Grotte des Gartenhauses kamen, ertönte eine schmelzende Musik von Violin, Flöte und Zither, die Eschenlohr mit seinen beiden Söhnen spielte.*

* Der uns gegenüber so freundliche Eschenlohr befand sich, wie ich später hörte, in großer selbstverschuldeter Geldverlegenheit. Er soll früher ein großer Verschwender gewesen sein, unter anderm

Meine Mutter war zu Tränen gerührt und schloß mich in ihre Arme, als ich ihr mein improvisiertes Bukett aus Kornblumen überreichte. Das war die schönste Familienfeier, die ich im elterlichen Hause erlebte und die ich umsoweniger jemals vergessen werde, als sie auch die letzte war. Denn schon wenige Jahre darauf atmete meine gute Mutter nicht mehr.

* * *

Mein Vater pflegte mit seiner Familie alljährlich nur zwei Landausflüge zu machen. Der eine ging nach Baden. Dort war der Bruder meines Großvaters, der ursprünglich Koch gewesen, ansässig. Zuerst als Pächter des großen Gasthauses daselbst „zum goldenen Hirschen" und, als er bei dem großen Brande der Stadt mit seiner Habe verunglückte, als Pächter der Traiterie im Stadtparke und im Sauerhofe. Der Sonntag, an welchem die Badner Fahrt stattfand, war ein großer Freudentag für mich. Abends zuvor wurde vom Vater ein Fiaker gemietet, und als ich andern Morgens nach schlafloser Nacht blauen Himmel erblickte, nahm der Jubel kein Ende. War doch die Fahrt so selten und deshalb um so schöner und interessanter. Hinaus durch die Matzleinsdorfer Linie, den Wienerberg zur „Spinnerin am Kreuz" hinan, an dessen Fuß die geister- und sagenhafte „Teufelsmühle", in der einst Räuber hausten und in deren Nähe noch in der Zeit Koffer an den Reisewägen abgeschnitten wurden, nach der ersten Poststation Neudorf, in dessen großem Einkehrwirtshaus alle Kutscher ihre Pferde wässerten, während die durchgeschüttelten Fahrgäste mitten unter den Wagen ein Frühstück von delikaten, damals weit und breit berühmten Bratwürsten einnahmen. Dann ging es den malerischen Gebirgszug von Mödling, den Husarentempel in Sicht und Gumpoldskirchen entlang um die Ecke eines vorspringenden Hügels, auf dessen halber Höhe sich weithin ein großes Wirtschaftsgebäude bemerkbar machte. Jenseits desselben, in der Ebene, Pfaffstätten und dann das alte Schloß Leesdorf, und nun öffnete sich das Felsental von Baden mit dem stattlichen Kirchturme und dem Kalvarienberg zur Rechten. Unser Gang war zuerst zum Großonkel Zrza, der im Kochkostüme mit seiner überaus tätigen Frau und der ganzen Familie in der Küche beschäftigt war und den wir nicht aufhalten durften. Denn zu der brillanten Zeit Badens gab es da allsonntäglich Hunderte von Wienern, die ungeduldig auf Speise und Trank harrten. Es waren da nicht nur die Traiteurlokale vollgefüllt, sondern auch vor dem Parke und

einmal sogar in dem großen Fabrikshofe im Hochsommer eine Schlittage veranstaltet haben, wozu Hunderte von Zentnern Salz ausgestreut worden sind. Als ich in Mitte der Siebzigerjahre aus Anlaß einer amtlichen Kommission bei Erlaa durch Atzgersdorf fuhr, sah ich das Haus noch ziemlich in seinem früheren Zustande. Ein Enkel Eschenlohrs (vom jüngeren Sohn desselben, der mich immer in den Küchengarten mitnahm) war zur Zeit, als ich als Landmarschall fungierte, Landesbeamter, zurückgesetzt durch die Unordnungen des Mauteinnehmers von Erlaa, welchen er hätte überwachen sollen. Es freute mich, daß ich in der Lage war, die ungerechtfertigte Strenge seiner Behandlung zu mildern und die Zurückversetzung in seine frühere Rangstufe zu erwirken.

dem Sauerhofe große Zelte aufgestellt. Viele Hunderte von Hühnern verloren an einem solchen Tage ihr Leben. Dann besuchten wir die Großtante Wagnerin in der Allandgasse, deren viel jüngerer Gatte ein sogenannter „Basler", eine Art Tausendkünstler war, der sich selbst ein Klavier angefertigt hatte, auf welchem er spielte. Mich interessierte aber insbesondere ein kleiner, von selbst im Kreise herumlaufender Wagen, eine seiner Erfindungen, auf welche er am meisten stolz war. Mittags speisten wir in einem Zelte am Parke, selbstverständlich auch Backhühner, und mir schienen die schattigen Alleen, die hie und da einen Sonnenblick durchscheinen ließen, geradezu ein fremdartiges Paradies, wozu es hauptsächlich der große chinesische Kiosk mit seinen wunderlich ausgesägten, grün und rot angestrichenen Wänden und seinem geschweiften Dache gestaltete. Hier war auch Tafelmusik. Nachmittags wurde zur Jause ins Helenental, in die sogenannte Krainerhütte gefahren und endlich der Rückweg angetreten. Für mich hatte Baden stets den höchsten romantischen Reiz. Ein anderer Landausflug fand in der Regel zur Zeit der Weinlese nach Sievering statt. Dort gab es einen Hauer namens Bachmaier, welchem mein Vater aus Geldverlegenheit geholfen hatte. Er lud uns dafür immer auf das eindringlichste ein. Ich erinnere mich, daß er einmal kam und förmlich bat, mein Vater möchte mich mitnehmen, weil er einen Baum vortrefflicher, roter, großer Kirschen habe, die er nicht eher abnehmen wolle. Ich wurde auf diesen Baum placiert, und während mein Vater mit ihm in Geschäften verhandelte, hatte ich eine solche Menge dickhäutiger Krammelkirschen im Magen, daß ich in heftigster Kolik zu Bett gebracht werden mußte. Bei der Weinlese ging es wohl allerdings weniger gefährlich zu, aber das Quantum wäre doch immer eine ansehnliche Traubenkur gewesen. Übrigens brachte Bachmaier nach der Weinlese jedesmal einige Körbe ausgesuchter Trauben und eine Flasche frisch gepreßten Most, der bei uns Kindern vorkommenden Falles die Stelle des „Wiener Trankls" mit und ohne Leibschneiden vertrat. Das mehrmalige Zusehen der Manipulation des Weinpressens, wo in erster Instanz die nackten Füße der Hauerfamilie der Presse vorarbeiten mußten, hatten mir allen Geschmack an diesem Nektar verdorben.

Obgleich ich zur Zeit der Geburt meines Bruders Karl am 11. Oktober 1818 schon 4 Jahre alt war, kann ich mich auf die erste Zeit seines Inslebentretens ebensowenig erinnern als an meinen nachgefolgten Bruder Eduard, der am 13. Juni 1816 geboren wurde und am 6. Februar 1818 starb. Aber mit vollster Klarheit behalte ich im Gedächtnis die Geburtsnacht meiner Schwestern (15. Juni 1820). Ich schlief in einem Gitterbette im Schlafzimmer meiner Eltern, als ich plötzlich am Arme meines Vaters erwachte, der mich ins andere Zimmer trug und mit Betten zudeckte. Es wurde die Türe geschlossen, ich hörte Personen durch das Zimmer gehen, laut reden und Ausrufe, und als ich später wieder ins Zimmer kam, lagen bereits zwei kleine Würmchen in Häubchen und eingewickelt in einem kleinen Bett neben meiner Mutter, die noch sehr blaß aussah und mich kaum beschwichtigen konnte. Es waren meine Zwillingsschwestern zur Welt gekommen. Ich

ließ es mir nicht nehmen, meinen pappendeckelnen Tschako aufzusetzen, den hölzernen Säbel umzuhängen und bei der Mutter und den jüngsten Schwestern, die der Storch zu bringen so freundlich war, Schildwache zu stehen. Ich hielt auch Parade bei der Taufe. Die jüngere Schwester Marie starb jedoch schon wenige Wochen danach am 4. Juli 1820.

Mit meinem sechsten Jahre erhielt ich den ersten Lehrer und es trat nun für den Knaben eine bedeutungsvolle Lebensepoche ein — die der Schule. Leider verlor ich schon bei Beginn derselben beide Eltern und ward völlig verwaist.

(Fortsetzung folgt.)

Sappho.

Novelle von Ferdinand v. Saar.

I.

Eines Tages hatte ich ihn wieder in seiner einsamen Behausung aufgesucht. Wir sprachen wie gewöhnlich über das, was uns beiden am nächsten lag: über Literatur. Dabei kamen wir auch auf die schrankenlose Erotik, die sich im modernen Frauenschrifttum kundgibt.

„Ja," sagte er mit leichtem Lächeln, „die Erscheinung ist verwunderlich. Ich halte sie auch keineswegs für ein wesentliches Substrat der Frauenemanzipation, die ja mit ihren ernsten Zielen gerade in jener Hinsicht Beruhigung und Ablenkung anstrebt. Ich glaube vielmehr, daß derlei ekstatische Ausbrüche, derlei stürmische Angriffe auf eine veraltete Moral, die das Weib am vollen ‚Sichausleben' hindert, größtenteils von unglücklichen Geschöpfen herrühren, die — wie ja auch so viele Männer — vom anderen Geschlechte nicht begehrt werden. Und zwar aus rein physiologischen und ästhetischen Gründen. Die meisten Vorkämpferinnen der freien Liebe würden, wenn selbst die letzte sittliche Hemmung verschwunden wäre, nur die traurige Erfahrung machen, daß sie nach wie vor zur Entbehrung verurteilt seien. Es ist begreiflich, daß sich die persönliche Eitelkeit gegen eine solche Annahme sträubt, und es wäre wirklich zu viel verlangt, daß die Frauen hierüber jemals zu deutlicher Einsicht gelangen sollten, wenn auch zuweilen in dieser oder jener eine Ahnung des wirklichen Sachverhaltes aufdämmern mag. Mir selbst wenigstens ist nur ein Weib begegnet, das sich über Ursache und Wirkung klar geworden."

„Und wer war dieses Weib?"

„Auch eine Dichterin."

Er trat an einen kleinen Schrank, in dem er seine Papiere verwahrte, und entnahm ihm ein ziemlich umfangreiches Paket, dessen Aufschrift er mir wies. Sie lautete: Documenta feminina.

„Alte Liebesbriefe?" fragte ich.

„Sind auch dabei — aber nur sehr wenige an mich selbst gerichtet. Im einzelnen wie im ganzen jedoch sind es höchst charakteristische Kundgebungen, die ich im Laufe der Jahre aufgesammelt. Für einen Erforscher der weiblichen Psyche können sie von Wert sein. Auch kulturhistorisch sind sie nicht uninteressant. Denn sie umfassen mehr als ein halbes Jahrhundert und stammen aus allen Schichten der Gesellschaft. So weisen sie auch alle Bildungsgrade auf — von naiven und unorthographischen Ergüssen rückständiger Gretchen bis zu geistvollen Emanationen des auf der Höhe des heutigen Lebens angelangten Weibes."

Er öffnete das Paket und zog nach kurzem Suchen zwischen mehr und minder vergilbten Schriftstücken einige eng beschriebene Blätter hervor, auf die er eine Zeitlang in schweigenden Gedanken niederblickte. Dann sagte er: „Dieser Brief ist vielleicht der persönlich inhaltsvollste von allen, die Sie hier sehen. Er ist an mich gerichtet. Die Dichterin, von der ich sprach, hat ihn mir geschrieben, denn ich habe in ihrem Dasein eine kurze, aber bedeutungsvolle Rolle gespielt. Da sie schon längst nicht mehr atmet und mit dem Wenigen, das sie hervorgebracht, verschollen und vergessen ist, so kann ich Ihnen das Erlebnis mitteilen, das jetzt mit allen Einzelheiten in der Erinnerung vor mir auftaucht."

* * *

Es war vor ungefähr 25 Jahren. Ich hatte schon damals angefangen, aus der Mode zu kommen. In meinem Schaffen war ein Stillstand eingetreten, und die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich neuen, glänzenderen Erscheinungen zu. Dennoch verkehrte ich noch in der großen Welt, da sich einmal angeknüpfte Beziehungen nicht so leicht abbrechen lassen.

So fand ich mich auch bei einer Soiree ein, die noch nach Schluß der Saison in einem prachtliebenden plutokratischen Hause stattfand. Gleich bei meinem Eintritt kam der Hausherr, der mit seiner Gattin zum Empfang der Gäste nahe der Türe stand, auf mich zu. „Sie können mir eine große Gefälligkeit erweisen," sagte er, mich vertraulich unter dem Arm fassend. „Es ist heute eine junge Dame hier, die verwaiste Tochter eines höheren Beamten, mit dem einst mein Vater in näherer Verbindung gestanden. Sie versucht sich als Schriftstellerin, und meine Frau, die sich für sie interessiert, bestand darauf, daß sie eingeladen werde. Ich dachte, sie würde sich entschuldigen lassen, denn sie lebt, ganz zurückgezogen, in bescheidensten Verhältnissen. Nun ist sie aber doch gekommen und dürfte sich unter den vielen ihr unbekannten Menschen ziemlich vereinsamt fühlen. Da wäre es denn sehr edel von Ihnen, wenn Sie sich ihrer ein bißchen annehmen wollten. Möglicherweise ist Ihnen auch ihr Name nicht mehr ganz unbekannt, da sie doch schon einiges veröffentlicht hat."

Es zeigte sich nun, daß ich wirklich eine Novelle in Erinnerung hatte, die in einer Tageszeitung erschienen und mir durch sehr lebendige Milieuschilderung angenehm aufgefallen war. Sie spielte irgendwo auf einem adeligen Gute und war

offenbar unter dem Einflusse Turgénjews entstanden, der damals viel gelesen wurde. Auch hatte ich in einem poetischen Jahrbuche von derselben Verfasserin zwei Gedichte gefunden, die eine ungewöhnlich tiefe Empfindung bekundeten.

Obgleich ich der persönlichen Bekanntschaft mit Autoren beiderlei Geschlechtes immer gern aus dem Wege ging, so konnte ich jetzt doch nicht umhin, dem Hausherrn meine Bereitwilligkeit auszusprechen.

„Schön. Da werde ich Sie gleich vorstellen," sagte er und lenkte mich durch den bereits stark gefüllten Saal in ein Nebengemach, wo sich sitzende und stehende Gruppen von Herren und Damen befanden. In der Ecke eines kleinen Sofas war eine weißgekleidete Frauengestalt zu erblicken, die eine rote Kamelie im schlicht gescheitelten blonden Haar trug. Sie befand sich im Gespräch mit einem noch sehr jungen Manne, einem nahen Anverwandten des Hauses, der neben ihr in einem Fauteuil saß. Es war die Dichterin, und ihr Nachbar erhob sich sofort wie erlöst, als jetzt die Vorstellung erfolgte. Ich nahm seinen Platz ein und sagte der Dame einiges Verbindliche über ihre mir bekannten Leistungen.

Sie errötete bis unter die Stirnhaare. „Sie kennen also meine Versuche?" sagte sie mit vibrierender, etwas klangloser Stimme.

„Gewiß. Und ich kann nur wiederholen, daß sie mir sehr gefallen haben."

„Wirklich?" erwiderte sie unsicher. „Ich selbst halte sehr wenig davon."

„Das ist ja ein gutes Zeichen."

„Meinen Sie? Es beweist doch nur Mangel an Selbstvertrauen. Und das ist immer notwendig, wenn man etwas hervorbringen will."

„Nun allerdings. Aber sehr oft haben gerade talentlose Leute das größte Selbstvertrauen."

„Das ist wahr. Die meisten Menschen überschätzen — oder belügen sich. Ich habe gelernt, gegen mich aufrichtig zu sein. Und da glaub' ich mir sagen zu müssen, daß meine Begabung nicht ausreicht. Ich kann nichts erfinden. Nur ganz persönliche Eindrücke regen mich an."

„Das wäre ja das Richtige," warf ich ein.

„Aber auch da gestaltet sich mir alles nur sehr langsam. Ich ringe mit dem Ausdruck — das Schreiben macht mir viel Mühe —"

„Trösten Sie sich. Es ist manchem großen Schriftsteller so ergangen."

„Ich weiß. Und doch, wenn ich sehe, wie leicht und sicher andere Frauen Buch um Buch fertig bringen, da verzweifle ich. Es fehlt mir zwar nicht an Plänen und Entwürfen, aber ausführen kann ich sie nicht. Ich finde nicht die nötige innere Ruhe und Sammlung. Mein ganzes Leben —." Sie brach ab und blickte vor sich hin.

Wie sie so dasaß, etwa dreißigjährig, schmächtig und schmalschulterig, mit dem länglichen Gesicht und der stark entwickelten Nase, war sie keineswegs eine reizende Erscheinung. Aber sie hatte schöne, grünlich schimmernde Augen, und die Nase wies im Profil eine edle Linie. Zudem lag etwas Rührendes in der ganzen dürftigen

Gestalt, und mit einer Art von Wehmut betrachtete ich ihr unmodisches Kleid, die sichtlich nur gemachte Blume in ihrem Haar und den alten, gebrechlichen Elfenbeinfächer, den sie in der Hand hielt.

Ein Diener trat heran und servierte Tee. Sie nahm eine Tasse und ein paar kleine Süßigkeiten.

Während sie den Tee schlürfte, erklangen im Saale die Töne eines Pianos.

„Mein Gott! Musik!" rief sie erschrocken aus und setzte die Tasse weg. „Wenn nur nichts von Wagner gespielt wird!"

„Warum?" fragte ich. „Lieben Sie Wagner nicht?"

„O ja. Seine Musik hat große Gewalt über mich. Aber sie regt auch meine Nerven fürchterlich auf." Sie bewegte sich unruhig auf dem Sofa.

Inzwischen nahm drinnen das Tonstück seinen Fortgang.

„Es ist nicht von Wagner," sagte ich. „Ich glaube, eine Sonate von Brahms."

„Nein, Wagner ist es nicht," erwiderte sie aufatmend. „Ob Brahms, kann ich nicht sagen. Ich habe so wenig von ihm gehört. Überhaupt bin ich eigentlich ganz unmusikalisch."

Der Sonate folgten einige Lieder, von weiblicher Stimme gesungen.

Wir hörten schweigend zu. Mittlerweile aber waren viele Personen, die mit uns im Zimmer gewesen, in den Saal getreten, so daß wir uns jetzt fast allein befanden.

„Wollen wir uns nicht auch ein wenig die Gesellschaft ansehen?" fragte ich.

„O ja," sagte sie und erhob sich. „Ich habe Sie ohnehin schon zu lange aufgehalten."

„Keineswegs. Es war mir ein Vergnügen, an Ihrer Seite verweilen zu können. Da wir aber schon einmal hier sind, so dürfen wir uns nicht allzusehr auf die Sonderlinge hinausspielen."

Wir gingen also in den Saal, wo es jetzt, da die Musik beendet war, bunt und glänzend durcheinander wogte. Zwischen den prachtvollen Roben und funkelnden Geschmeiden der Damen nahm sich die Dichterin in ihrem ärmlichen Putz seltsam genug aus. Sie wurde auch von allen Seiten ziemlich befremdet angesehen; man wußte offenbar nicht, was man aus ihr machen sollte. Endlich trat die Hausfrau an sie heran, die nun angelegentlich mit ihr sprach und sie dann einer Gruppe älterer Damen vorstellte. Auch ich fand nähere Bekannte, die mich in Anspruch nahmen, und so verlor ich sie aus den Augen. Nach einer Weile erblickte ich sie wieder. Sie schien mich gesucht zu haben und kam jetzt auf mich zu.

„Ah, da sind Sie!" sagte sie. „Ich will mich nur von Ihnen verabschieden."

„Sie wollen fort?"

„Es ist schon spät, und ich habe einen weiten Weg nach Hause."

„Sie werden doch nicht allein gehen?"

„Gewiß. Das bin ich gewohnt. Aber so nach Mitternacht wäre es mir doch nicht angenehm."

„Mit Ihrer Erlaubnis würde ich mich Ihnen sehr gern anschließen."

„Das kann ich nicht zugeben. Sie hatten wahrscheinlich vor, bis zu Ende zu bleiben."

„Keineswegs. Ich hatte die Absicht, mich noch vor dem Souper zu entfernen, das sich hier immer sehr in die Länge zieht. Wissen Sie was? Nehmen wir ein paar Bissen beim Büfett und dann gehen wir."

Sie war es zufrieden, und wir suchten das Büfettzimmer auf, das ganz leer war, da die Stunde des Soupers doch schon heranrückte. An einem kleinen Tischchen nahmen wir Platz, und ich ließ durch einen noch anwesenden Diener Sandwiches und kalten Aufschnitt herbeibringen. Auch zwei Gläser Médoc, davon eine Flasche entkorkt bereitstand.

Unser Mahl war rasch beendet. In der Garderobe, die sich unten im Vestibül befand, nahm meine Begleiterin ein leichtes dunkelblaues Mäntelchen um und hüllte den blonden Scheitel in ein weißes Schleiertuch.

„Wo wohnen Sie?" fragte ich vor dem Tore des Palais, wo immer Mietwagen zur Verfügung waren.

„Auf der Wieden — weit draußen, in der Nähe des Belvederes."

„Gestatten Sie, daß ich einen Wagen nehme?"

„Ach nein. Wenn es Ihnen nicht zu entlegen ist, so gehen wir lieber. Die Nacht ist so schön."

Sie war es wirklich: eine echte, mondbeglänzte Mainacht. Im Helldunkel der Anlagen längs der Ringstraße stand alles in Blüte. Kastanien, Flieder, Goldregen. Schimmernde Farben, wehende Düfte.

Ich hatte ihr den Arm geboten und wir schritten nebeneinander hin.

„Nun, wie haben Sie es heute abend gefunden," fragte ich.

„Gefunden? Mein Gott, ich hatte ja nichts erwartet. Vielmehr bin ich wieder so recht zur Überzeugung gelangt, daß ich in solch eine Gesellschaft nicht passe. Ich wollte eigentlich auch gar nicht hingehen und entschloß mich nur dazu, um die Hausfrau, die sich meiner annimmt, nicht zu verletzen. Trotzdem würde ich es jetzt sehr bereuen, wenn ich nicht so unverhofft Ihnen begegnet wäre."

„Auch ich hatte diese Begegnung nicht vermutet und freue mich darüber. Hoffentlich setzt sich unsere Bekanntschaft fort."

„Sollten Sie das wirklich wünschen?" fragte sie, indem sie die Augen forschend zu mir aufschlug.

„Gewiß. Ich glaube, wir sind beide einsame Menschen, die vielleicht bestimmt wären, sich aneinanderzuschließen."

Ihr Arm zitterte leicht unter dem meinen.

„Sie sind also einsam?" sagte sie nach einer Pause. „Ich hätte eher das Gegenteil vermutet."

„Man macht sich von anderen oft ganz unrichtige Vorstellungen. Vielleicht irr' ich mich auch in Ihnen."

„In jener Hinsicht gewiß nicht."

Es trat wieder ein Schweigen ein. Die weitgedehnte Straße lag in nächtlicher Ruhe da. Die Trambahn klingelte nicht mehr; nur wenige Wagen, nur wenige Menschen kamen an uns vorüber.

Plötzlich war in einiger Entfernung vor uns ein junges Paar zu bemerken, das aus einer Seitengasse eingebogen sein mußte. Zwei hohe, schlanke Gestalten, die sich im Gehen zärtlich aneinanderschmiegten und jetzt einen Augenblick stillhielten, um sich flüchtig zu küssen.

„Sehen Sie dort?" sagte ich. „Zwei Glückliche!"

„Ja," erwiderte sie. „Aber wer weiß, auf wie lange."

„Nun, jedem Glück ist schließlich eine Zeitgrenze gesetzt. Wenn man es nur einmal wirklich genossen hat."

„Ich habe es nie genossen."

„Nie?"

„Nein. Denn ich bin niemals geliebt worden. Das heißt —" Sie unterbrach sich.

Ich erwiderte nichts. Aber eine eigentümliche Empfindung überkam mich. Auch ich war ja eigentlich niemals geliebt worden. Alle meine bisherigen Beziehungen zu den Frauen waren halbe geblieben, hatten mir mehr Qual als Glück gebracht. Wenn ich nun hier das weibliche Herz, die weibliche Seele gefunden hätte, nach der ich mich immer gesehnt . . .

Ich blickte auf ihr Antlitz nieder, das vom hellen Mondlicht verklärt wurde. „Und wenn ich Sie lieben würde?" sagte ich, ihren Arm sanft an mich drückend.

Ich fühlte jetzt, wie sie im Innersten erbebte. „Sie würden mich nicht lieben," erwiderte sie und wandte das Haupt ab.

Wir waren inzwischen auf dem Schwarzenbergplatz angekommen und lenkten der Heugasse zu, an deren oberem Ende sie wohnte.

„Also, wann seh' ich Sie wieder?" fragte ich, als wir uns dem Hause näherten.

Sie kämpfte offenbar mit sich selbst; es schien, als wolle sie sagen: niemals! Dann aber plötzlich mit vor Erregung zitternder Stimme: „Wann Sie wollen! Bei mir kann ich Sie nicht empfangen, denn ich wohne sehr eingeschränkt bei Bekannten zur Miete. Aber drüben im Belvedere können wir zusammentreffen. In dem kleinen Nebengarten, wo der Pavillon steht. Sie wissen doch? Dort ist es in den Mittagsstunden ganz einsam."

„Also morgen — oder eigentlich heute, bald nach zwölf."

„Ja," sagte sie und zog die Klingel. Dann reichte sie mir die Hand, die ich festhielt.

Wir hörten kommen. „Gute Nacht!" sagte ich.

„Gute Nacht!" erwiderte sie mit gedämpfter Stimme und einem letzten Drucke der Hand. Das Tor wurde geöffnet und hinter ihr geschlossen.

Als ich jetzt allein war und dem Stadtteil zuschritt, in dem ich wohnte, überkamen mich allmählich drückende Gedanken. Etwas wie Reue beschlich mich. Hatte ich mich da nicht zu einer vorschnellen Erklärung hinreißen lassen? Zu einer Erklärung, die ich kaum vor mir selber, noch weniger aber dem Weibe gegenüber verantworten konnte, dem ich sie getan. Würd' ich es wirklich lieben können? Bis jetzt hatte mich bei den Frauen immer nur die Schönheit angezogen und gefesselt. Und die Dichterin war nicht schön. Aber in ihrem ganzen Wesen lag etwas, das mich rührte, das mich ergriff. Und sie hatte ja schöne Augen und, wie ich mich im Büfettzimmer, wo sie die Handschuhe abgestreift hatte, überzeugen konnte, auch schöne Hände. Und noch edlere, höhere Reize waren ihr zu eigen. Sie besaß Geist, Tiefe der Empfindung — und war, das fühlte ich, inniger Hingebung fähig. Dieses Bewußtsein hob wieder meine gesunkene Zuversicht. Als ich zu Bett gegangen war, kamen mir zwei Verse in den Sinn, die ich einmal irgendwo, ich glaube in einem Album, gefunden hatte:

„Größer als die Sehnsucht, selbst zu lieben,
Ist die Sehnsucht, sich geliebt zu seh'n!"

II.

Dennoch war meine Stimmung keine ganz freie, als ich mich gegen Mittag auf den Weg nach dem Belvedere machte, und mit einer gewissen Befangenheit trat ich in den bezeichneten Garten, wo die Dichterin bereits in sichtlicher Erwartung nahe beim Pavillon auf einer Bank saß. Diese Befangenheit schwand aber, als sie sich jetzt erhob und mir zur Begrüßung entgegenschritt. Denn sie sah, mit bescheidenen Mitteln herausgeputzt, ganz anmutig aus. Sie trug ein hellgraues Kleid mit weißer Garnierung, und ein blaubebändertes Strohhütchen ließ ihr ganz gut zu den blonden Haaren und dem von innerer Erregung rosig gefärbten Antlitz. Ich hatte mich jedoch kaum neben ihr niedergelassen, als auch schon mein scharfes und verwöhntes Auge Einzelheiten an ihr wahrnahm, die meinen Schönheitssinn aufs empfindlichste verletzten. Ich bemerkte vor allem leicht verkrüppelte abstehende Ohren, die gestern irgendwie verdeckt gewesen sein mochten; ich bemerkte ein haarloses Genick, ein Mangel, der mich bei Frauen seit jeher höchst unangenehm berührt hatte. Ich nahm trockene, gewissermaßen verlechzte Lippen wahr, die fahle Zähne sehen ließen, und selbst die schönen Augen wurden mir dadurch verleidet, daß der blonde Brauenwuchs darüber sehr spärlich und mit Kohle nachgedunkelt war. Überhaupt trat jetzt im vollen Tageslicht das körperlich Unzulängliche der ganzen weiblichen Erscheinung immer deutlicher hervor. Natürlich trachtete ich, all diese Eindrücke in mir zu überwinden. Jedenfalls wollte ich sie nicht merken lassen und versuchte einen herzlich intimen Ton anzuschlagen. Aber ich war so aus der Fassung gebracht, daß ich eigentlich gar nicht mehr wußte, was ich sagen sollte. In meiner Verwirrung fragte ich die Dichterin, wie sie geschlafen habe, kam wieder auf den

gestrigen Abend, kam wieder auf ihre Arbeiten zurück — kurz, ich sprach von allem möglichen, nur von dem nicht, was sie erwartet haben mochte, erwartet haben mußte. Diese Enttäuschung drückte sich auch in ihrem Gesicht aus, das immer ernster, immer farbloser wurde. Sie gab, mit starren Augen vor sich hinblickend, sehr einsilbige Antworten, so daß unsere Unterhaltung schon in ein peinliches Stocken geriet.

Mittlerweile aber war eine alte Frau in dem Garten erschienen, in dem wir bis jetzt allein gewesen, und hatte sich ganz nahe bei uns auf eine Bank niedergelassen. Sie zog aus ihrem Tragbeutel Strickzeug hervor und begann emsig mit den Nadeln zu hantieren, wobei sie uns jedoch, nach Art unfeiner Leute, mit rücksichtsloser Neugierde im Auge behielt.

„Das ist unerträglich!" sagte endlich die Dichterin, indem sie rasch aufstand. „Gehen wir doch lieber hinunter in das Kastanienrondell, dort ist es auch schattiger."

„Oder vielleicht in die Gemäldegalerie?" warf ich ein. „Es ist, glaube ich, heute Eintrittstag."

„Auch das, wenn Sie wollen," erwiderte sie gereizt.

Wir traten also hinaus und bewegten uns schweigend den Stufen zu, die zum Schlosse hinanführen. Gleich bei unserem Eintritt war zu bemerken, daß die Galerie nur wenig besucht war. Auf den kühlen Marmorfliesen des Vorsaales angelangt, blickten wir unschlüssig nach rechts und nach links.

„Gehen wir zu den Italienern?" fragte ich, da ich wahrnahm, daß diese Abteilung einigermaßen von Menschen belebt war.

„Ach, sehen wir uns die Niederländer an," erwiderte sie. „Es scheint, daß dort weniger Leute sind."

Wir bogen also nach links ein und es zeigte sich, daß wir die einzigen in der weiten Zimmerflucht waren.

Zerstreuter sind die herrlichen Bilder wohl noch nie betrachtet worden als jetzt von uns. Ich blieb endlich, um ihn näher ins Auge zu fassen, vor einem Rembrandt stehen; sie aber ging gleich voraus in den Rubenssaal und ließ sich auf den rotsamtenen Puff nieder, der in der Mitte stand. Nach einer Weile folgte ich ihr, und während ich jetzt neben ihr saß, ließ ich die Blicke über die Gestalten des großen Vlämen schweifen, die uns geheimnisvoll umschwiegen.

„Eigentümlich," sagte ich. „In meiner Jugend haben diese Bilder viel mächtiger auf mich gewirkt. Damals erschien mir Rubens als der größte Maler, den es je gegeben, wie ich denn überhaupt die Niederländer, ihres kräftigen Realismus wegen, den Italienern vorzog. Im Laufe der Jahre bin ich freilich davon zurückgekommen."

„Ach ja," sagte sie wie abwesend und legte dabei ihre Hand auf die meine.

Ich fühlte bei dieser Berührung gar nichts, aber ich konnte jetzt doch nicht umhin, mit einem leisen Drücken ihrer Hand zu erwidern. Kaum war dies geschehen, als sie mir auch schon mit geschlossenen Augen halb an die Brust sank, das Antlitz an meiner Schulter bergend.

Ich war nahe daran, eine abwehrende Bewegung zu machen. Aber was blieb mir in dieser Situation übrig, als stillzuhalten? Ihre hingebende Wallung in irgend einer Weise zu erwidern, war mir jedoch unmöglich.

So verharrten wir einige Augenblicke. Plötzlich schnellte sie empor und eilte hinaus. Ich ihr nach.

„Wohin wollen Sie?“ rief ich.

Sie war schon im ersten Zimmer angelangt. Dort wandte sie sich um und machte eine heftig abwinkende Gebärde. „Nein! Nein! Folgen Sie mir nicht! Leben Sie wohl!“ Dabei rannte sie fast an einen dicken Herrn an, der eben, einen roten Bädeker in der Hand, eingetreten war und ihr jetzt sehr verwundert nachblickte. In großer Verlegenheit schritt ich an ihm vorüber und konnte draußen im Vorsaal noch gewahren, wie sie fluchtartig die Treppe hinabeilte.

Sollte ich sie nicht doch noch einzuholen trachten? Ich wollte es auch. Aber schon auf der Treppe hielt ich an. Nein! Wozu? An eine Wiederannäherung war ja nach diesem Vorfall nicht mehr zu denken. Und so war es vielleicht ein Glück zu nennen, daß der Bruch so rasch stattgefunden hatte. Sie konnte ja noch keine tiefere Neigung zu mir gefaßt haben. Nur ein unbezwinglicher Ausbruch leidenschaftlichen Temperaments war es gewesen, der sie mir an die Brust sinken ließ. Aber wie beschämt mußte sie sich jetzt fühlen! Wie gedemütigt! Und nur durch meine Schuld! Ich machte mir die bittersten Vorwürfe und sann hin und her, wie ich alles einigermaßen wieder gutmachen könnte. Sollte ich ihr eine schriftliche Selbstanklage zukommen lassen? Aber hieße das nicht, den Stachel nur noch tiefer drücken?

In dieser quälenden Gedankenunrast verbrachte ich den Rest des Tages auf meinem Zimmer. Spät abends aber wurde mir durch einen Dienstmann der Brief eingehändigt, den ich Ihnen jetzt vorlesen will. (Schluß folgt.)

Die Säkularfeier der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Von Hofrat Dr. J. M. Eder, Direktor der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien.

Eines der ehrwürdigsten und berühmtesten der graphischen Kunst gewidmeten Staatsinstitute begeht demnächst die Feier des hundertjährigen Bestandes.

Die österreichische Staatsverwaltung, welche schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts den Buchdruck für Staatskreditpapiere, Regierungszirkulare ꝛc. vielfach in Anspruch nahm und verschiedene Buchdruckereien beschäftigte, beschloß damals die Herstellung der wichtigsten Druckarbeiten des Staates an einer Stelle unter Staatsaufsicht zu vereinigen und folgte somit dem bewährten Vorbilde anderer Staaten, welche bereits mit der Errichtung solcher Druckanstalten vorangegangen waren.

Mit Allerhöchster Entschließung des Kaisers Franz I. vom 18. September 1804 wurden diese Vorschläge der Regierung genehmigt und zunächst ein Kontrakt mit dem bewährten Buchdrucker Degen in Wien abgeschlossen und ihm für die Druckerei Räume

in dem alten aufgelassenen Franziskanerkloster in der Singerstraße, welches dem Ärar gehörte, zur Verfügung gestellt. Degen hatte in einer geheimen Abteilung staatliche Wertpapiere, in einer öffentlichen Abteilung gewöhnliche Buchdruckarbeiten zu liefern und beschäftigte anfänglich 19, später 30 Pressen und über 100 Arbeitspersonen.

Bald jedoch wirkten die Franzosenkriege auch auf dieses junge Unternehmen sehr störend ein und es mußte die geheime Abteilung der Staatsdruckerei, in welcher die Staatskreditpapiere gedruckt wurden, vorübergehend nach Pest, dann nach Großwardein (1809) verlegt werden.

Im Jahre 1814 wurde die mittlerweile nach Wien zurückgekehrte Degensche Druckerei ganz in die Regie des Ärars übernommen und erhielt den offiziellen Titel: K. u. k. Hof- und Staatsärarialdruckerei, zu deren Direktor Degen ernannt wurde, welcher mit solchem Erfolge das Institut leitete, daß er geadelt und zum Regierungsrat ernannt wurde.

Nach dem Tode Degens (1827) wurde der Beamte der Bank-Hofbuchhaltung und spätere Direktionsadjunkt Wohlfahrt mit der Direktion betraut. Er faßte die Staatsdruckerei hauptsächlich als ein Geschäfts- und Erwerbsunternehmen auf; er hob wohl anfänglich das finanzielle Erträgnis, aber bekundete derartigen Mangel an technischem Verständnis, daß die Qualität der von der Staatsdruckerei gelieferten Druckarbeiten bald unter das Niveau der von privaten Buchdruckereien sank, wodurch nicht nur das Ansehen der Anstalt geschädigt wurde, sondern naturgemäß auch ein solcher Rückgang der Aufträge eintrat, daß im Jahre 1840 ein Drittel des Arbeitspersonales entlassen werden mußte und auf die Zahl 45 beschränkt wurde. Man erkannte, daß es so nicht mehr fortgehen könne, und Direktor Wohlfahrt wurde 1840 pensioniert.

Sein Nachfolger war Alois Auer, geboren zu Wels 1813, welcher schon im Alter von 11 Jahren bei einem Buchdrucker in seiner Vaterstadt in die Lehre ging und dort 11 Jahre als Setzer und Korrektor arbeitete; nebenbei beschäftigte er sich mit dem Sprachstudium mit solchem Erfolge, daß er im Jahre 1837 in Linz als Lehrer der italienischen Sprache an dem k. k. Lyzeum angestellt wurde.

Die Vereinigung fachtechnischer typographischen Kenntnisse mit linguistischem Wissen bedeutenden Umfanges erweckte in dem geistig überaus regsamen Mann den Plan zur Begründung eines grammatischen Universalsystemes und zur Errichtung eines typographischen linguistischen Institutes.

Er besuchte im Jahre 1839 die bedeutendsten typographischen Anstalten des Auslandes und begeisterte sich für die Idee, aus der Hof- und Staatsdruckerei ein hervorragendes polygraphisches Institut und eine Musteranstalt für Buchdruckarbeiten zu machen.

Es war eine besonders glückliche Wahl, als die österreichische Regierung Alois Auer als Nachfolger Wohlfahrts an die Spitze der Hof- und Staatsdruckerei berief.

Alois Auer reformierte den Betrieb der Hof- und Staatsdruckerei mit unermüdlicher Ausdauer, bekundete reiche Fachkenntnisse, rief eine eigene Stempelschneiderei ins Leben, führte die eben erfundene Galvanoplastik ein, schuf ein logisch durchgeführtes typometrisches System und stellte die ganze maschinelle Presseneinrichtung auf neue Basis.

Schon nach wenigen Jahren hatte er aus der rückständig gebliebenen Staatsdruckerei die erste und größte typographische Anstalt der Monarchie gemacht. Als im Jahre 1845 im Polytechnischen Institute in Wien die dritte allgemeine österreichische Gewerbeausstellung eröffnet wurde, konnte die Staatsdruckerei eine reiche Kollektion tadelloser

Arbeiten des Buchdruckes sowie der Galvanoplastik- und Stereotypieverfahren zur Ausstellung bringen.

Auer kultivierte auch in größtem Maße den Druck fremdsprachlicher Werke und, als er den ungestörten Betrieb in all diesen Zweigen des Buchdruckes und der Galvanoplastik geregelt hatte, schritt er mit gleichem Eifer an die Verwirklichung seines Ideals, die Anstalt in den Dienst der Kunst und der Wissenschaft zu stellen.

Bald wurde die Hof- und Staatsdruckerei die Pflegestätte aller möglichen graphischen Druckverfahren; Auer erweiterte die lithographische Abteilung durch Einführung des Farbendruckes, zog auch die damals noch in den Kinderschuhen steckende Photographie heran und kultivierte die von Kobell erfundene Galvanographie, bei welcher auf einer Kupferplatte mit einer Art verschieden dick aufgetragener Tusche mäßige Bildreliefs erzielt wurden, die er dann galvanoplastisch abformte und dadurch Tiefdruckplatten gewann, die man nach Art der Schabblätter in der Kupferdruckpresse druckte.

Von großer Tragweite war der von Auer 1852 erfundene Naturselbstdruck. Hiebei wurde ein Naturobjekt, z. B. eine Pflanze, mittels hydraulischer Pressen unter gewaltigem Drucke in Bleiplatten abgeformt, von welchen Auer einen galvanischen Abklatsch anfertigte und danach, ähnlich wie von Kupferstichplatten, Abdrücke herstellte, welche in wundervoller Weise alle Feinheiten des Originales erkennen ließen.

Die von Auer herausgegebene polygraphische Zeitschrift „Faust", 1854—1858 sowie die Schrift „Der polygraphische Apparat" oder „Die verschiedenen Kunstfächer der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien", enthalten höchst wertvolle Proben der vielseitigen und hervorragenden Leistungen der Hof- und Staatsdruckerei aus jener Zeit.

Auer war nicht nur selbst als Erfinder tätig, sondern förderte auch die Bestrebungen anderer Erfinder; so arbeitete in der Hof- und Staatsdruckerei Paul Pretsch, welcher sich mit photographischen Versuchen befaßte und Kenntnis von der im Jahre 1853 von Fox Talbot publizierten Entdeckung der Lichtempfindlichkeit der Gemische von Leim (Gelatine) und Kaliumbichromat besaß. Talbot hatte beobachtet, daß dieses Gemisch im Lichte die Aufquellbarkeit im kalten Wasser verliert, während die nicht belichteten Stellen im Wasser zu einem deutlichen Relief anschwollen.

Pretsch, welcher in der Staatsdruckerei die Methode der galvanoplastischen Abformung zur Herstellung von Auerschen Naturselbstdrucken kennen gelernt hatte, faßte nun die Idee, die photographischen Leimreliefs galvanoplastisch abzuformen und erfand dabei die sogenannte Photogalvanographie, bei welcher sich Kupferdruckplatten für Halbton- und Strichmanier herstellen ließen.

Auer förderte diese Arbeiten Pretsch' in jeglicher Weise und setzte ihn dadurch in die Lage, ein englisches Patent zu nehmen (1854); Pretsch reiste nach London, da er England für den geeignetsten Ort zur Verwertung seiner Erfindung hielt, dort gründete er eine Gesellschaft zur Ausnützung seiner Erfindung, welche in der Tat sehr schöne Photogalvanographien erzeugte und in den Kunsthandel brachte; jedoch war das Verfahren umständlich und brauchte viel Mithilfe durch Kupferstecher. Dazu kam, daß man Pretsch in London nicht allzuviel Entgegenkommen zeigte, so daß er nach üblen Erfahrungen 1863 wieder an die Hof- und Staatsdruckerei zurückkehrte, obschon er selbst seine Photogalvanographie nicht weiter kultivierte und nur mehr als Buchdruckkorrektor sich betätigen konnte und wollte.

Die Erfindung der Photogalvanographie war für die Entwicklung der modernen Reproduktionsverfahren von größter Bedeutung. Diese Methode hat sich wohl nicht in ihrer ursprünglichen Form erhalten, sondern wurde durch die galvanische Abformung eines auf Kupferdruckplatten übertragenen photographischen Pigmentbildes ersetzt. Mittels dieser letzteren Methode stellte man am militär-geographischen Institute in Wien in den Sechzigerjahren die ersten Generalstabskarten her und auch das berühmte Kunstinstitut Goupil in Paris gründete seinen prächtigen photographischen Kupferdruck durch mehr als ein Jahrzehnt auf ein verbessertes photogalvanographisches Verfahren, welches erst in den Achtzigerjahren durch das von K. M. Klič erfundene heliographische Ätzverfahren verdrängt wurde.

Es würde zu weit führen, alle die mannigfachen graphischen Arbeiten der Staatsdruckerei unter Auers Direktion anzuführen. Sie errangen die höchste Anerkennung der Mitwelt bei der Londoner Weltausstellung 1851, in Paris 1855 und bei allen ähnlichen Veranstaltungen, an welchen das österreichische Staatsinstitut sich hervorragend beteiligte.

Mittlerweile war der Kunstverlag der Staatsdruckerei ein bedeutender geworden. Publikationen in Buchform, naturgeschichtliche und künstlerische Werke, Einzelblätter wurden in großer Zahl hergestellt; vielleicht war Auers sanguinischer Eifer zu groß und er überschätzte die Aufnahmsfähigkeit der für graphische Kunstprodukte sich interessierenden Kreise des Publikums, die damals gewiß noch sehr klein waren; nicht alle seine Experimente konnten daher in ertragsfähige Unternehmungen umgesetzt werden und so kam es, daß die finanziellen Ergebnisse der Staatsdruckerei sanken. Dies gab zu Konflikten mit dem Finanzministerium Anlaß, welche Auer selbst in einer Schrift schilderte. Der Betrieb wurde eingeschränkt, die Kunstabteilung aufgelassen. Dann trat Auer 1866 als Direktor der Staatsdruckerei zurück und an seine Stelle kam der damalige Direktor der „Wiener Zeitung" Dr. A. Beck. Er brachte zuerst Ordnung in die etwas mißlich gewordene Administration der Staatsdruckerei, erwies sich als neuer Organisator des Betriebes und erweckte allmählich die aufgelassene Kunstabteilung zu neuem Leben, da sie für die Herstellung der Staatskreditbriefe unentbehrlich war. Dabei war er als erster darauf bedacht, die soziale Stellung der Arbeiterschaft zu regeln; er gründete eine Krankenkasse, sorgte für die Altersversorgung der Arbeiter und war unermüdlich in der Durchführung von Wohlfahrtseinrichtungen. Beck selbst war als Fachmann nicht unmittelbar tätig, unter ihm wurde kaum eine wesentliche Erfindung an der Staatsdruckerei gemacht, doch hatte er einen richtigen Blick für wirklich gute Neuerungen und wählte mit Umsicht seine technischen Berater. Unter ihm wurde 1888 die erste Rotationsschnellpresse aufgestellt und eine Zahl vorzüglicher typographischen Leistungen (z. B. das großartige Faulmannsche „Buch der Schrift") kennzeichnen sein Regime. Das alte Gebäude im ehemaligen Franziskanerkloster war mittlerweile zu eng geworden und ein Neubau wurde am Rennweg durchgeführt. Nach der Übersiedlung in den neuerrichteten Prachtbau, im Jahre 1891, konnte Direktor Beck, als der Kaiser am 24. Juni 1892 die Staatsdruckerei besuchte, auf die völlig moderne Einrichtung hinweisen, und dem Monarchen ein Personal von 1400 Köpfen bei der Arbeit vorstellen.

1892 trat der ehemalige Abteilungsvorstand des k. k. militär-geographischen Institutes Oberstleutnant Volkmer, welcher schon zu Hofrat Becks Zeiten als Vizedirektor berufen worden war, nunmehr als Direktor der Staatsdruckerei an die Spitze des Institutes. Er

brachte neue Methoden der Heliogravüre und Galvanographie von dem militär-geographischen Institut an die Staatsdruckerei, paßte sie dem dortigen Betriebe an und gab manche Neuerungen im Vereine mit Vizedirektor Fritz bekannt. Der ganze Betrieb hatte seither nicht bloß an Umfang zugenommen, er war überhaupt infolge der Fortschritte der Graphik, wie nicht minder der Maschinentechnik ein anderer geworden. Es machte vielleicht nunmehr noch größere Schwierigkeit als früher, mit allen Errungenschaften auf der Höhe der Neuzeit zu bleiben, um so mehr als allmählich ein nicht gerade förderliches System einer Inzucht aller Kräfte im internen Betriebe der Anstalt platzgegriffen hatte. Der Tod riß 1901 Hofrat Volkmer plötzlich aus seiner verdienstvollen Tätigkeit.

An seine Stelle trat der jetzige Direktor Hofrat Ganglbauer, ein vortrefflicher Verwaltungsbeamter, der mehrere Jahre das Referat der Hof- und Staatsdruckerei als Ministerialrat im Finanzministerium und die Leitung des Aufsichtsdienstes in der Kreditabteilung der Anstalt mit Umsicht geführt und die Betriebsverhältnisse genau kennen gelernt hatte. Schon in der kurzen Zeit seiner Amtsführung zeigte er, gestützt auf den vom Ministerium neuernannten Sachverständigenbeirat, großes fachliches Verständnis und dementsprechend erfolgte eine tatkräftige Förderung der künstlerisch graphischen Leistungen, sowohl der typographischen als der eigentlichen Kunstabteilung.

Die Hof- und Staatsdruckerei kann nunmehr auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken; sie ist eines der großartigsten und vornehmsten graphischen Institute der Welt geworden und erhält jetzt 4 Rotationsmaschinen, 103 Buchdruck- und 53 den Flachdruckverfahren dienende Schnellpressen mit zusammen 250 Hilfsmaschinen und 165 Elektromotoren im Betriebe und beschäftigt ungefähr 2000 Personen. Oft werden ungewöhnlich große Anforderungen an die typographische Abteilung gestellt, wenn über Nacht Sitzungsprotokolle des Reichsrates, Beschlüsse der Ministerratssitzungen, Gesetzentwürfe u. dgl. zu liefern sind. Welch reges Leben aber auch an der modernen Kunstabteilung herrscht, kann jeder ermessen, der die in der Staatsdruckerei gedruckte Zeitschrift „Kunst und Kunsthandwerk", die „Graphischen Künste" rc., ferner die prächtigen Chromolithographien des Wandtafelwerkes, die in Kombinationen von Lichtdruck, Chromolithographie hergestellten Reproduktionen der Gemälde von Alt, Charlemont, Wiesinger-Florian, Kasparides u. a. betrachtet.

Stolz kann Österreich auf die ehrenvolle Tätigkeit der Hof- und Staatsdruckerei hinweisen.

Eine unter der Presse befindliche Denkschrift über die Geschichte der Hof- und Staatsdruckerei wird die Entwicklung dieser Anstalt in administrativer Richtung sowie als Buchdruckerei und als Pflegestätte graphischer Künste schildern. Die erste Abteilung des Werkes ist vom Finanzministerium verfaßt, der zweite Teil von A. W. Unger, Professor an der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, und der dritte Teil von Doktor Dernjač, Kustos an der Akademie der bildenden Künste.

Durch die Ausstattung ist diese Denkschrift ein Prachtwerk geworden, ein glänzendes Zeugnis der gegenwärtigen hohen Leistungsfähigkeit der Hof- und Staatsdruckerei und ein Denkmal der unermüdlichen und fruchtbringenden Arbeit eines ruhmreichen österreichischen Staatsinstitutes.

Chronik.

Theater.

Keinem gerechten Beurteiler wird es einfallen, den ehrlich verdienten Ruhm Heinrich Laubes zu verkleinern. Aber man tritt der Bedeutung Laubes nicht zu nahe durch nachdrückliche Feststellung der Tatsache, daß er es in vieler Beziehung leichter hatte als ein heutiger Burgtheaterdirektor. Was er zu leisten hatte, war in erster Reihe, ein neues, jugendliches Künstlerensemble zu schaffen, das fähig war, nach dem Absterben der bei Laubes Berufung noch rüstigen alten Garde den alten Ruhm des Burgtheaters in ungemindertem Glanze den kommenden Zeiten zu überliefern. Daß ihm sein Werk so herrlich gelang, das verdankte Laube neben seinem sicheren Blick und seiner pädagogischen Kraft doch dem Umstand, daß Wien damals noch das Zentrum der deutschen Theaterwelt war. Dem Burgtheater anzugehören, war zu Laubes Zeiten das Lebensziel jedes wo immer in deutschen Landen sich entwickelnden schauspielerischen Talents, und die erfolgreiche Aufführung eines Stückes im Burgtheater bedeutete jedem Schriftsteller die entscheidende Anerkennung seines Wertes. Damals wurden in Wien die Werte geprägt, die für ganz Deutschland Geltung hatten. Unter diesen Verhältnissen konnte der Burgtheaterdirektor darauf zählen, daß ihm jedes burgtheaterfähige Talent von selbst ins Garn fliegen müsse. Was Maurice in Hamburg an Talenten aufspürte und erzog, das fiel früher oder später dem Burgtheater in den Schoß.

Heute ist dies anders, so anders, daß jedem Österreicher das Herz dabei bluten muß. Das Zentrum der deutschen Theaterwelt ist heute Berlin. Wer an dieser beschämenden Tatsache zweifelt, der frage einen beliebigen Theateragenten, der sich mit dem Vertrieb dramatischer Werke beschäftigt, ob ein Wiener oder ein Berliner Erfolg für die Provinz maßgebend ist. Er wird hören, daß ein Stück nicht etwa nur von reichsdeutschen, sondern oft auch von österreichischen Provinzbühnen erst dann zur Aufführung erworben wird, wenn es an einem Berliner Theater, das nicht einmal eines der allerersten zu sein braucht, Erfolg gehabt hat.

Am drastischesten aber erhellt die Tatsache, daß Wien heute in Theaterdingen nicht mehr führt, sondern geführt wird, also zu Berlin in einem ähnlichen Abhängigkeitsverhältnis steht, wie die Provinz zur Hauptstadt, daraus, daß die wenigen dramatischen Autoren, die wir besitzen, die Uraufführungen ihrer Werke oft nicht in ihrer Heimat, sondern in Berlin stattfinden lassen. Artur Schnitzlers Einakterzyklus „Lebendige Stunden" erblickte nicht im Burgtheater, wohin er gehörte, das Bühnenlicht, sondern im Deutschen Theater, und die zwar nicht erfolgreichsten, aber an geistigem Reiz ergiebigsten dramatischen Schöpfungen des abgelaufenen Spieljahres, Hermann Bahrs „Meister" und Hofmannsthals „Elektra", wurden in Berlin zum erstenmal gespielt. Ja, es kommt sogar vor, daß das Wiener Publikum wichtige, sensationelle Novitäten, die auf der geringsten reichsdeutschen Bühne und selbst auf österreichischen Provinzbühnen schon längst gegeben sind, erst durch die Sommergastspiele von Berliner Bühnen überhaupt kennen lernt. So geschehen mit Dreyers „Probekandidaten" und mit Bahrs vorhin erwähntem „Meister".

Es sei genug an diesen Beispielen, die ohne Mühe beliebig vermehrt werden könnten, um die Wahrheit meiner Behauptung zu erhärten. Daß dies ein unwürdiger, für jeden Österreicher unerträglicher Zustand ist, brauche ich nicht erst zu sagen. Muß es so sein? Kein deutsches Land ist so fruchtbar an schauspielerischen Talenten als die österreichische Erde; in keinem deutschen Volksstamm pulsiert das Theaterblut so warm und lebendig als im österreichischen; so sehr sich die Zeiten geändert haben, verdient das Wiener Publikum noch immer das Lob, das ihm Grillparzer und Laube gespendet haben; mit dem Burgtheater, auch dem heutigen, kann es noch immer keine Berliner Bühne im Ernst aufnehmen ... und doch hat Wien die Führung an Berlin verloren. Warum? Ich widerstehe der Versuchung, den Komplex von Ursachen zu entwirren, der dies verschuldet hat. Würde doch eine erschöpfende Antwort auf diese Frage ein gutes Stück Wiener Theatergeschichte und Wiener Soziologie in sich schließen müssen....

Zu den charakteristischen Merkmalen der dramatischen Produktion, die das abgelaufene Spieljahr gezeitigt hat, gehört die beinahe völlige Unfruchtbarkeit auf dem Gebiet des feineren, der eigentlichen Literatur zugehörigen Lustspiels. Dieses Versiegen der Lustspielproduktion wird für die Theater nachgerade eine Kalamität. Der Glückliche, dem heute ein geistreiches und wirksames Lustspiel gelänge, würde ein Vermögen damit erwerben. Da selbst die Aussicht auf klingenden Ertrag, für welche moderne Autoren so sehr empfänglich zu sein pflegen, das deutsche Lustspiel nicht aus seinem Todesschlaf zu wecken vermag, muß die Ursache, welche die Lustspielproduktion hemmt, fast unüberwindlich sein. Möge sich die frohe Kunde bestätigen, daß Artur Schnitzler ein Lustspiel schreibt. Kein anderer deutscher Dichter ist so berufen wie er, den goldenen Faden, der den Händen des greisen Bauernfeld entglitt, wieder aufzunehmen und im modernen Sinne fortzuspinnen. Von allen deutschen Lustspieldichtern war Bauernfeld, dessen Schwächen nicht verhehlt werden können, doch der einzige, dessen Komödien eine wirkliche Gesellschaft heiter widerspiegelten und nicht in der fiktiven Kommerzienratwelt spielten. Vielleicht findet er in Schnitzler seinen Nachfolger. Der Einakter „Literatur" läßt es hoffen. Der Wiener Boden ist ja überfruchtbar an Lustspielfiguren und -stoffen. Der deutsche Norden hat das schwerblütige modern-realistische Drama geschaffen. Vielleicht gelingt es einem Österreicher, dem Theater jene Heiterkeit, ohne die es nicht leben kann, zurückzuerobern.

Das abgelaufene Spieljahr scheint die Diagnose, daß der orthodoxe Naturalismus strikter Observanz ausgelebt hat, zu bestätigen. Gerhart Hauptmanns „Rose Bernd" hat es zu einem durchschlagenden und nachhaltigen Erfolg, wie „Fuhrmann Henschel" ihn errang, nicht bringen können. Im allgemeinen hat der Naturalismus insofern günstig gewirkt, als das durch ihn erzogene Publikum von den Gestalten der Bühne tiefere Naturwahrheit verlangt, als in früheren Zeiten. Hohle Puppen ohne Seele und Leben, wie sie noch das Publikum der Siebzigerjahre sich gefallen ließ, würde heute kein Mensch mehr ernstnehmen. Aber durch die berechtigten Anforderungen, welche das Publikum an ein Bühnenwerk stellt, von dem es sich gefangennehmen lassen soll, hat das Publikum auch den Naturalismus erzogen. Mehr und mehr kehren seine begabtesten Vertreter, die früher ihren Stolz darein setzten, den Zuschauern einen möglichst formlosen, aber blutig wahren Fetzen Wirklichkeit hinzuwerfen, zur regelrechten, traditionellen Theaterform zurück. Max Halbes Schauspiel „Der Strom", das, wenigstens im Deutschen Reich, einen der größten Erfolge des vorigen Spieljahres bedeutet, ist ein Theaterstück im alten, guten Sinne des Wortes mit spannender Handlung und wuchtigen Aktschlüssen. Ja, es macht dem Effekt so große Zugeständnisse, daß ein boshafter Kritiker sagen durfte: „Wenn der „Strom" von Philippi wäre, wäre er ein schlechtes Stück."

Überhaupt hat sich in den letzten Jahren ein Dramentypus heraus entwickelt, der als Kreuzungsprodukt zwischen dem realistischen Milieudrama und dem im Philistersinn bühnenwirksamen Theaterstück alten Schlages bezeichnet werden kann. Vielleicht war die Tantieme die Vermittlerin. Hartlebens „Rosenmontag" war, wenn ich nicht irre, das erste Exemplar dieser Gattung, die vom Realismus das Element des „Milieus" und vom alten Theaterstück die spannende, Rührseligkeit und Heiterkeit verschmelzende Handlung entlehnt. Das klassische Werk dieser Richtung ist „Alt-Heidelberg". In der verflossenen Saison war sie durch das Militärstück „Der Zapfenstreich" glänzend vertreten.

Unverkennbar hat sich im vorigen Spieljahr das Interesse an älteren deutschen Dichtern neu belebt. Insbesondere erfuhr Hebbels Tragödie „Herodes und Mariamne", die bekanntlich bei der ersten Aufführung im Burgtheater vor mehr als fünfzig Jahren schmählich durchfiel, eine glänzende Auferstehung. Einige Bühnen, welche die Aufführung dieser herben und spröden Dichtung als literarisches Experiment zweifelnd wagten, wurden durch einen unverhofften Kassenerfolg für ihren Mut belohnt. Das neu erwachende Verständnis Hebbels dürfte teilweise dem Studium und Kultus seines Geistesverwandten Ibsen zuzuschreiben sein. Der fremde Genius lehrte das Publikum den deutschen Dichter fassen und würdigen.

Ein großes, epochemachendes Ereignis hat sich im abgelaufenen Jahre auf der deutschen Bühne nicht zugetragen. Weder ist ein neuer Dichter erschienen, der in einer gewaltigen Schöpfung den Zeitgenossen ungekannte Welten der Poesie aufschloß, noch ist dem Geist eines der längst bekannten und berühmten Dichter ein Werk entsprungen, das der literarischen Physiognomie seines Urhebers einen neuen wesentlichen Zug hinzuzufügen vermocht hätte. Im ganzen war es ein unergiebiges Jahr, eine Periode des Überdrusses am Bisherigen und des tastenden Suchens nach noch unverbrauchten dramatischen Reizmitteln, eine öde Zwischenzeit, in der man Stücke zu schreiben sucht, die möglichst viel Geld einbringen. Der Gott, der auf dem Giebel des modernen Theaters thronen sollte, ist gegenwärtig nicht Dionysos, noch weniger Apollo, sondern Merkur.

Alfred Freiherr von Berger.

Kleine Mitteilungen.

Verbotene Legenden. Im Jahre 1804 erschienen bei Voß in Berlin Kosegartens Legenden, die der Dichter dem österreichischen Kaiserpaare gewidmet hatte, ohne vorher die Bewilligung hiezu nachgesucht zu haben. Das Gutachten der Wiener theologischen Zensoren Böhm und Dannemeier über dieses Werk eines protestantischen Geistlichen war die Ursache, daß der Kaiser die Widmung energisch ablehnte und die Verbreitung des Werkes in Österreich untersagte. Böhm erklärte, daß Kosegartens Legenden bei vernünftigen Christen Anstoß und Ärgernis erregen, den Schwachsinnigen aber verleiten könnten, sich dem Aberglauben zu ergeben, Träumereien nachzuhängen und in gefährliche Schwärmerei zu verfallen. Die Zueignung sei daher ein zweideutiger Beweis von Ehrenbezeugung. Dannemeier tadelte, daß der Dichter Visionen und die außerordentlichsten Wunder vortrage, die er aus sehr trüben Quellen geschöpft habe... In einem Briefe vom 26. Oktober 1804 an den Hofsekretär und Schriftsteller Retzer drückte Kosegarten sein Befremden über die Nachricht aus, daß sein Werk eine so üble Aufnahme in Österreich gefunden habe. „Endlich" – schrieb er – „kann weder ich noch mein Buch verschulden, daß die Wiener Theologen letzteres als ein abergläubisches Buch verurteilt haben, daß sie zugleich mit diesem Urteil auch die Quellen verurteilt haben, aus denen ich schöpfte und die gleichwohl laut des Bekenntnisses ihrer Kirche eben ihnen heilig sein müssen, nämlich die lautersten und würdigsten Kirchenväter, namentlich Hieronymus, Augustinus, Chrysostomus und Johannes Damascenus, ferner die vitae patrum und das calendarium romanum, ferner die Legendarien, die noch heutzutage in der ganzen katholischen Christenheit öffentlich benutzt werden, namentlich die goldene Legende und die vitas de los Santos des P. Ribadeneyro, von welchen ich die neueste 1790 zu Barcelona unter Empfehlung der hl. Inquisition erschienene Ausgabe in drei Foliobänden, hauptsächlich für die späteren Legenden benutzt habe. In Wahrheit, ich besorge sehr, daß die Verurteiler meines Werkes sich nicht die Zeit genommen, in den Geist des Ganzen hineinzudringen, so auch nicht einmal die Vorrede zu beherzigen, widrigenfalls sie unmöglich für Ironie gehalten haben würden, was sehr ernstlich von mir gemeint war. Ohne eben alle Dogmen der römischen Kirche zu unterschreiben, hege ich gleichwohl die höchste Ehrerbietung für die wahre Katholizität und könnte wünschen, daß manche ihrer Grundsätze, z. B. Pietät für das Altertum, die religiöse Verehrung der Heroen des Ur-Christentums, die Würdigung strenger aszetischer Tugenden u. a., auch in unsere Kirche übergegangen wären. Diese Gesinnungen habe ich in der Vorrede des Buches sowohl als in der Zuschrift freimütig bekannt und hätte mir unmöglich können träumen lassen, daß ich eben ihrethalben von den dortigen Gottesgelehrten verurteilt werden würde. Wie soll zumalen eine Annäherung der verschiedenen Konfessionen bewirkt werden, wenn man von dort aus dieselben Schritte zurückmacht, die von unserer Seite ihnen entgegen geschehen". Im gleichen Sinne schrieb Kosegarten auch an den Hofkanzler Ugarte, ohne jedoch eine Aufhebung des Verbotes zu erzielen. —o—

Das Technologische Gewerbemuseum. Auf Wilhelm Exners Antrag beschloß der Niederösterreichische Gewerbeverein 1874 eine Petition an den Handelsminister, welche die Errichtung eines „Österreichischen Gewerbemuseums" forderte, „dem in bezug auf die technische Entwicklung der Gewerbe jene Mission zufiele, wie sie das Museum für Kunst und Industrie mit so ausgezeichnetem Erfolge in bezug auf die künstlerische Veredlung verfolgt." Das Ministerium ließ hierauf ein Organisationsstatut für ein solches Institut ausarbeiten, der Budgetausschuß verweigerte aber die nötigen Mittel. Auf Exners Anregung errichtete nun der Gewerbeverein selbst ein technologisches Gewerbemuseum, dessen erste Sektion (für Holzindustrie) vor 25 Jahren am 26. Oktober 1879 eröffnet wurde. Aus bescheidenen Anfängen entwickelte sie sich in einem Vierteljahrhundert zu einer Anstalt, die heute noch unter der Leitung ihres Schöpfers stehend, fast alle Gebiete der Industrie umfaßt und als erfolgreiche Unterrichtsstätte weit über die Grenzen Österreichs bekannt und geschätzt ist. Zu ihrem Jubiläum hat Exner eine interessante Denkschrift herausgegeben, ein würdiges Denkmal seiner eigenen Arbeit, aber auch der Tatkraft und Opferwilligkeit des Gewerbevereines. Seit vielen Jahren schon wird diese Anstalt von der Regierung gefördert und subventioniert. Wünschenswert und wichtig wäre aber ihre Verstaatlichung, die Exner nachdrücklichst befürwortet und die auch grundsätzlich bereits geplant ist. —v—

Literarischer Verein in Wien. Der geschäftsführende Ausschuß des unter dem Protektorate des Unterrichtsministers Dr. Wilhelm Ritter von Hartel stehenden literarischen Vereines ist kürzlich zusammengetreten, um das Arbeitsprogramm für die nächste Zeit festzusetzen. Noch im Laufe dieses Monates sollen die Charakteristiken Grillparzers durch die Zeitgenossen erscheinen, denen die Gespräche des Dichters folgen werden. Beide Publikationen hat Universitätsprofessor Dr. August Sauer übernommen, der hierüber in der heurigen

Generalversammlung einen fesselnden Vortrag hielt, den die Zuhörer mit großem Beifall lohnten. Es sind ferner eine Sammlung der zerstreuten Aufsätze Bauernfelds, eine Ausgabe der Werke von Michael Enk und von Josef Schreyvogel sowie eine Sammlung der patriotischen Lyrik aus dem Jahre 1809 in Aussicht genommen. Außerdem hat der geschäftsführende Ausschuß ein Komitee gewählt, das mit der Organisierung des Literaturarchivs betraut wurde. Allen Literaturfreunden ist durch den Eintritt in diesen Verein Gelegenheit geboten, wertvolle Veröffentlichungen zu erwerben, die satzungsgemäß im Buchhandel **nicht** erscheinen. Der Jahresbeitrag für ordentliche Mitglieder ist mit 20 K festgesetzt. Anmeldungen nehmen der Schatzmeister des Vereines, Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Edmund Weißel, I. Wallnerstraße 7, und die Redaktion der „Österreichischen Rundschau“ entgegen.

Feuilleton.

Grillparzers Wohnungen.

Als ich kürzlich Grillparzers Tagebücher wieder las, fiel mir folgende Stelle auf, die er im Oktober 1832 schrieb: „Nach Innen zu beginnt es sich aufzuheitern. Ich fange an, wieder poetisch denken zu können.... Die Wohnungsveränderung hat dem Durchbruch tüchtig nachgeholfen, und ich denke, dieses erprobte Hausmittel in ähnlichen Lagen öfter zu gebrauchen.“ Er schrieb dies zu einer Zeit, da der gesellschaftliche Verkehr für ihn keinen Reiz mehr hatte und er sich am glücklichsten in der Einsamkeit fühlte.

Die Abende wurden zumeist zu Hause verbracht, indes die literarischen Zeitgenossen in irgend einer gemütlichen Wirtsstube der Inneren Stadt sich zusammenfanden, um Tagesfragen zu besprechen, die nicht immer allzuweisen Verfügungen der hohen Regierung zu bekritteln, mitunter tüchtig darüber zu schimpfen, nicht selten aber auch, um durch tolle Späße die trübe Stimmung zu ersticken, die ein strenger Zensurerlaß wenige Stunden zuvor erregt hatte. Auch Grillparzer ist in früherer Zeit dem Scherz nicht abgeneigt gewesen, wohl aber der ungebundenen Heiterkeit und dem burschikosen Gehaben, das nicht selten die Grenzen der Anständigkeit überschritt. Im Gegensatze zu dem zynischen Castelli, dem es auf ein Zötlein mehr oder weniger nicht ankam, dem stetig räsonierenden Bauernfeld, dessen Radikalismus im Vormärz oft die gestrengen Herren zwang, beide Augen zuzudrücken, verpuppte sich Grillparzer allmählich in seine stille Studierstube, die ihm weit mehr Genüsse bot, als die laute Heiterkeit einer übermütigen Tafelrunde. So ist denn — wie er uns selbst erzählt — sein Heim nicht ohne Einfluß auf sein poetisches Schaffen gewesen, und es verlohnt sich daher, den Stätten nachzuforschen, wo der unsterbliche Dichter lebte und wirkte.

Die meisten sind dem Großstadtbedürfnis längst zum Opfer gefallen, wie so manch anderes aus der Zeit, wo noch Wall und Mauern die Stadt umgaben, in deren engen Straßen und Gassen altersgraue Häuser an vergangene Tage gemahnten. Auch Grillparzers Geburtshaus zählte zu den ältesten Gebäuden der Inneren Stadt. Es lag am **Bauernmarkte**, in den frühesten Zeiten Münzerstraße genannt, wie es bereits in einer Urkunde aus dem Jahre 1302 heißt. Als dann im Jahre 1542 den Landleuten gestattet wurde, daselbst Käse, Schmalz, Eier und Geflügel zu verkaufen, gab ihr der Volksmund die Bezeichnung nach den Händlern, die hier ihre Waren feilboten. So wurden auch andere Straßen und Gassen nach jenen Gewerben genannt, die dort ihren Sitz hatten, wie jene der Bogner, Nagler, Riemer, der Tuchhändler, die ihre Waren unter Lauben oder Bogengängen feilboten.

Das Haus „zur goldenen Waag“ am Bauernmarkt, im Zeitenlaufe „zum goldenen Wagen“ genannt, erscheint bereits in den früheren Grundbüchern verzeichnet, die eine stattliche Zahl von Besitzern aufweisen, Namen von Geschlechtern, die längst ausgestorben, wie die der Waldner, Gwaltshofer, aber auch solche, die noch heute genannt werden, wie jene der Familie Kirchhammer, die vom 16. Jahrhundert an bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges daselbst hauste. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts kam es in den Besitz des alten Bürgergeschlechtes Kofler, bis es nach vielen Jahren Eigentum des kunstsinnigen Grafen Moriz von Dietrichstein wurde.

In dem rückwärtigen Teil dieses Hauses, der in das Kramergäßchen, ein enges, schmutziges Sackgäßchen, mündete, lag die Wohnung des Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Wenzl Grillparzer, der sich 1789 mit Marie Anna Sonnleithner, der zweitältesten Tochter des Advokaten Christoph Sonnleithner, vermält hatte. In seiner Biographie beschreibt Franz Grillparzer ausführlich die Wohnung, in der er geboren wurde und schildert den düsteren Eindruck, den sie auf das Gemüt des Kindes geübt hatte.

Wie freute er sich mit seinen Brüdern an den einzelnen Lichtstreifen, die in langen Sommer-

tagen zur Mittagszeit des Vaters Arbeitsstube durchzogen, denn in ihr Gelaß, in das nur spärliches Licht vom Hof her durch eine Reihe von Glasfenstern fiel, war nie ein Sonnenstrahl gedrungen. Wie ängstlich schritten sie dagegen an dem nächst der Küche gelegenen Holzgewölbe vorbei, das sich die kindliche Phantasie mit Räubern, Zigeunern und Gespenstern bevölkert dachte. So nachhaltig war der Eindruck dieser düsteren Räume auf Grillparzer, daß er sich in späteren Jahren beim Lesen eines Romanes, das Haus, wo der Held geboren, immer dunkel und finster vorstellte.

Weit freundlicher war das neue Heim im Hause Nr. 12 in der Grünangergasse, wo einst das Kloster zu St. Nicola stand, das Kaiser Josef 1782 aufgehoben hatte. Fünf Zimmer allesamt mit seidenen Möbeln und Tapeten ausgestattet, berechtigten zu der Meinung, daß ihr Besitzer ein wohlhabender Mann sei, der sich den Luxus einer hübsch ausgestatteten Wohnung gestatten könne. Bisher war der Advokat Grillparzer vom Glück begünstigt gewesen; sein lauterer Charakter, seine strenge Rechtlichkeit sicherten ihm eine Klientel, die aber geringer wurde, als der bisher gesunde Mann plötzlich zu kränkeln begann und seinen Geschäften nicht mehr die volle Aufmerksamkeit widmen konnte. Als er am 10. November 1809 für immer die Augen schloß, fand sich außer rückständigen Expensenforderungen nur eine geringe Habe vor, die nicht hinreichte, die Familie vor Not zu bewahren.

Es kamen nun sorgenvolle Tage für die Mutter und den ältesten Sohn, der durch Stundengeben zu dem ärmlichen Haushalt sein Scherflein beitrug, zumal durch das Finanzpatent des Jahres 1811 die geringe Pension der Mutter auf die Bagatelle von 90 fl. herabgemindert wurde. So reichten denn die geringen Einkünfte kaum hin, die Familie vor Hunger zu bewahren. Um die Mutter, die inzwischen eine kleine Wohnung in dem Wilczekschen Hause in der Herrengasse gefunden hatte, kräftiger zu unterstützen, hatte der aufopfernde Sohn in Mähren bei dem Grafen Seilern eine Erzieherstelle angenommen, indes die schwer geprüfte Frau in dem Hause dieses Kavaliers, in der Hinteren Schenkenstraße, ein Stübchen mietete. Dort wohnte auch Grillparzer, als er in den öffentlichen Dienst trat. Bald darauf zog er mit seiner Mutter in das im sogenannten „Elend“ gelegene Haus „zum goldenen Glöckel“ im Tiefen Graben. Wie ärmlich sah es in dieser Wohnung aus! Von dem Rohrlehnsessel aus der Kanzlei des Vaters fehlte das Sitzgeflecht, an dessen Stelle ein quer darüber gelegtes Brett zu sehen war. Damals ein Zeichen der tiefsten Armut, würde dieses Möbelstück heute zu den kostbarsten Wiener Seltenheiten zählen, denn auf diesem Stuhle saß Grillparzer, als er die „Ahnfrau“ schrieb die seinen Dichterruhm begründete. Hatte ihm damals der Lorbeer bereits geblüht, so war die Not trotzdem nicht geringer geworden und schließlich wären Mutter und Sohn ohne Obdach gewesen, hätte ihnen nicht eine mitleidige Tante des Dichters in ihrer Wohnung im Schottenhof Unterstand gegeben. „Wir haben uns zu ihr gezogen“ — schrieb damals Mutter Grillparzer an ihren Sohn Kamillo — „weil man uns aufgesagt hat und wir kein Quartier vor schröcklicher Teuerung gefunden... Der Franz hat wohl vor seyn Trauerspiel 5 Hundert Gulden bekommen, aber da waren wir der Nixen ein paar hundert Gulden schuldig, die sie uns vergangenes Jahr geliehen hat, denn der Franz war 4 Monath elend krank, dann hat er sich von Hemmden angefangt equibiren müssen, er konnte sich zwei Jahre schon nichts mehr schaffen, wei seyn Geld bloß auf Zinß, Holz und Kost aufgegangen...“ Eine andere Tante, die ebenfalls im Schottenhofe wohnte, überließ dem jungen Dichter ein Zimmer zur Nachtruhe, die er in seinem Asyl nicht finden konnte, wegen der quälenden Hitze aus einer Backstube im unteren Geschoß. In diesem Zimmer schrieb Grillparzer seine „Sappho“, die ihm nicht nur Ruhm, sondern auch die Mittel brachte, sich und die Mutter von den drückendsten Sorgen zu befreien. Einen Teil der Einkünfte erlegte er damals als Mietzins für eine Wohnung im zweiten Stock des Hauses C.-Nr. 436 (O.-Nr. 1) am Judenplatz, Ecke der Jordangasse, wohin er mit seiner Mutter im Herbst 1818 übersiedelte. Das stille Glück, das ihm dort lächelte, währte aber nicht lange, denn mitten in der Freude besserer Tage traf ihn der schwerste Schicksalsschlag durch den Tod der Mutter, die sich im Wahnsinn erhängt hatte.

„Was ich empfand,“ schrieb Grillparzer, „könnte nur derjenige beurteilen, der das, ich möchte sagen Idyllische unseres Zusammenlebens, gesehen hätte. Seit ich nach dem Versiegen ihrer eigenen Hilfsquellen allein die Bedürfnisse des Hauses bestritt, vereinigte sich für sie in mir der Sohn und der Gatte. Sie hatte keinen Willen als den meinigen, mir fiel aber auch nicht ein, einen Willen zu haben, der nicht der ihrige gewesen wäre.“ So ist ihm denn auch in diese Wohnung, in der die Trilogie „Das goldene Vlies“ entstand, der Kummer gefolgt, und als er sie mit einem kleinen Zimmer in der Ballgasse (K.-Nr. 4) vertauschte, mußte er auch von manchem Hausrat scheiden, der ihn täglich an seine Jugendzeit erinnerte.

Im Geymüllerschen Hause in der Ballgasse, auf der Grundfläche des ehemaligen Himmelpfortklosters erbaut, wohnte Grillparzer bis Mitte 1826, worauf er in die Spiegel-

gasse, in das Haus K.-Nr. 1097 übersiedelte, wo er bis zum Beginn des Jahres 1831 verblieb. Nach einem kurzen Aufenthalte im Bürgerspitalhause, an dessen Stelle sich längst prächtige Wohnpaläste erhoben, zog der inzwischen zum Archivdirektor ernannte Dichter in die Rauhensteingasse (Nr. 6). Er war zu dieser Zeit mehr Beamter als Dichter. „Wie lange ist es, daß ich nichts zu Papier gebracht habe" — heißt es in seinem Tagebuche — „Ich wollte neulich eine Bemerkung niederschreiben und erschrak, da ich die Tinte in meinem Schreibzeug eingetrocknet fand." Einige Tage danach notiert er, er habe nun durch ein halbes Jahr wie vergessen, daß er derselbe sei, der einst Miene machte, sich unter die ersten Dichter seiner Zeit zu stellen. Ein neuer Wohnungswechsel im Herbst des Jahres 1832 hatte eine erfreuliche Wendung der Gemütsstimmung und die wiederkehrende Arbeitskraft des Dichters zur Folge. Das Haus, wo Grillparzer ein behagliches Heim fand, besteht noch heute und trägt die Nummer 11 in der Bräunerstraße. Es ist unter Kaiser Josef auf dem Boden des alten Königsklosters erbaut worden, das Kaiser Maximilians II. Tochter Elisabeth, die Gemahlin des Königs Karl IX. von Frankreich, 1581 gestiftet hatte. Der gegenwärtige Besitzer dieser Häuser ist der Präsident der Grillparzer-Gesellschaft, Markgraf Alexander Pallavicini, ein warmer Verehrer des Dichters. Kurz nachdem Grillparzer seine neue Wohnung bezogen, schrieb er in sein Tagebuch: „Mein Zustand bessert sich etwas. Die Gesundheit zwar noch immer schlecht,.. aber nach innen zu beginnt es sich aufzuheitern... Ich habe ‚Hero und Leander' wieder vorgenommen und will sehen, was sich tun läßt." Und einige Tage später, am 27. Oktober 1802: „Die letzten drei Tage gehören zu den glücklicheren, Ruhe und Sammlung, so lange Fremdlinge in meinem Gemüte, kehren zurück. Ich habe meine Revision von ‚Hero und Leander' fortgesetzt." Die Pause wurde mit Musik ausgefüllt. Klavier, Gesang und Gitarre belebten die sonst stillen Räume seines Schlafgemaches, über dessen Kälte er in den Tagebüchern wiederholt klagte. Sie trieb ihn nach dreijährigem Aufenthalte aus der ihm sonst liebgewordenen Wohnung, die er 1835 verließ, um in die Jakobergasse (K.-Nr. 807) zur Mutter des späteren Staatsministers Anton Ritter von Schmerling zu ziehen, wo er über zwei Jahre verblieb. Hierauf machte er sich in dem an der Ecke der Seilerstätte und der Himmelpfortgasse gelegenen Hause seßhaft, wo er am 15. Jänner 1841 seinen 50. Geburtstag erlebte, der den Wienern den Namen Grillparzer wieder in Erinnerung brachte. Als er drei Jaher später die Stufen zu seiner neuen Wohnung im Hause Nr. 12 Grünangergasse hinanschritt, mag ihm so manche Jugenderinnerung aufgetaucht sein, vor allem die bewegten Tage des Jahres 1809, als er mit seinen Studiengenossen zur Verteidigung der Stadt ausgezogen war und am Morgen nach erfolgter Kapitulation ihn die Mutter unter Tränen bat, nach Hause zu kommen, um den bekümmerten Vater zu beruhigen, den bald darauf, nach Abschluß des Preßburger Friedens, der Tod von dem Gram über das unglückliche Schicksal des Vaterlandes erlöste.

Von echtem Patriotismus wie einst der Vater durchglüht, schrieb in diesem Hause 1848 Franz Grillparzer jenes berühmte Gedicht an Radetzky, das der Feldherr den wahren und begeisterten Ausdruck eines warmen Vaterlandsfreundes nannte, „eingegeben durch den schmerzlichen Anblick unseres einst so mächtigen und glücklichen, nur durch eigene Schuld so tief gebeugten Österreichs".

Aus dieser, wie er selbst sagt, „kindischen" Liebe zum Vaterlande erklärt sich auch sein passives Verhalten im Sturmjahre 1848. Noch mehr zurückgezogen, beschränkte sich nun sein Verkehr fast ausschließlich auf die Besuche bei den Schwestern Fröhlich, deren Neffe Wilhelm Bogner, ein frischer, munterer Bursche, dem Dichter manch heitere Stunde bot. Der Tod, der in diesem Jahre dem Jüngling ein Ziel setzte, hatte auch Grillparzer schmerzlichst berührt und in ihm den Entschluß gereift, Hausgenosse der Schwestern Fröhlich zu werden. Am 27. April 1849 bezog Grillparzer die vormals von Betti Fröhlich bewohnten Räume der im vierten Stockwerke des Hauses Nr. 21 in der Spiegelgasse gelegenen Wohnung der Schwestern Fröhlich, wo er nach fast dreiundzwanzigjährigem Aufenthalt am 21. Jänner 1872 entschlummerte. So still zumeist seine Studierstube, die ihm zugleich Schlafraum war, so ist dieses Gemach doch auch wiederholt Zeuge gewesen, wie sehr sich das neue Österreich bestrebte, den Dichter die Unbill vergangener Zeiten vergessen zu machen. Hier überreichten am 3. Mai 1850 Schwarzenberg und Heß den Ehrenbecher der Armee, den gegenwärtig das Heeresmuseum behütet, hier begrüßte ihn der Wiener Bürgermeister als Ehrenbürger, hier wurden ihm zum 80. Geburtstage rauschende Ovationen bereitet und von hier aus geleitete den toten Dichter eine tausendköpfige Menge zur Stätte ewigen Friedens. Pietätvoll hatte Katharina Fröhlich den gesamten Nachlaß des Dichters seiner Vaterstadt gewidmet, in deren Museum auch der jüngeren Generation Gelegenheit geboten ist zu sehen, wie schlicht und einfach die letzte Wohnung des nach Schiller und Goethe größten deutschen Dichters war.

Karl Glossy.

Von der Woche.

Oktober 21. Eröffnung des Studentenheims der Hochschule für Bodenkultur in Wien. — Der niederösterreichische Gewerbeverein und das Gremium der Wiener Kaufmannschaft nehmen gegen den niederösterreichischen Landtag Stellung. — Polizeirat Eduard Rohacek (geb. 1851) in Wien †.

22. Inauguration des neuen Rektors Hofrat Professor Dr. Ludwig von Tetmajer an der Technischen Hochschule in Wien. — Enthüllung des Siebenbrunnens in Wien. — Schluß des schlesischen Landtages.

23. Arbeiterdemonstration auf der Ringstraße in Wien.

24. Feier des 60. Geburtstages des Bürgermeisters von Wien Dr. Karl Lueger. — Inauguration des neuen Rektors Professor Dr. Hermann R. v. Schullern zu Schrattenhofen an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. — Apollinar R. v. Jaworski (geb. 1825) in Lemberg †. — Entscheidung des Reichsgerichtes gegen die Errichtung tschechischer Schulen in Wien. — Arbeiterversammlungen gegen die Schulnovelle.

25. Sektionschef FML. Moritz R. v. Brunner (geb. 1838) in Wien †. — Generaldebatte über die Schulgesetze im niederösterreichischen Landtag. — Abgeordneter Bürgermeister Voelkl zum Ehrenbürger von St. Pölten ernannt.

26. Fünfundzwanzigjähriges Jubiläum des Technologischen Gewerbemuseums in Wien. — Der niederösterreichische Landtag nimmt die neuen Schulgesetze an. — Protestversammlung der deutschen Volkspartei in Innsbruck gegen die Errichtung einer italienischen Rechtsfakultät.

27. Das Reichsgericht erklärt sich für unzuständig, die Gültigkeit von gehörig kundgemachten kaiserlichen Verordnungen auf Grund des § 14 des Staatsgrundgesetzes zu überprüfen. — Peter Krützner, Ökonom in Lobositz (deutschradikal), wird zum Reichsratsabgeordneten für den Landgemeindenwahlbezirk Böhmisch-Leipa gewählt. — Enthüllung des Grabdenkmals für Marie Geistinger in Wien. — Erste Aufführung von Otto Erich Hartlebens „Im grünen Baum zur Nachtigall" im Burgtheater.

28. Die „Wiener Zeitung" publiziert die aus Gödöllö vom 26. Oktober datierten kaiserlichen Handschreiben, durch welche die bisherigen Minister Dr. Eugen Ritter Böhm von Bawerk und Dr. Karl Freiherr von Giovanelli ihres Amtes enthoben, der Direktor des Postsparkassenamtes Sektionsrat Dr. Mansuet Kosel zum Finanzminister, der Universitätsprofessor Hofrat Dr. Anton Ritter von Randa zum Minister und Graf Ferdinand Buquoy zum Ackerbauminister ernannt werden. — FZM. Anton Freiherr Mollinary von Monte Pastello (geb. 1820) in Albale bei Como †. — Der mährische Landtag nimmt die Gemeindewahlordnung für Brünn an.

29. Eröffnung der ersten Heilstätte für Lupuskranke in Wien. — Der niederösterreichische Landtag beschließt die Einführung einer Landesumlage von 1 Krone 70 Hellern auf den Hektoliter Bier. — Unter dem Vorsitz des Handelsministers findet in Wien die Zuerkennung der Preise für das Kanalschiffshebewerk durch eine internationale Jury statt, bei welcher der erste Preis von 100.000 Kronen einer Vereinigung von fünf inländischen Maschinenfabriken zufällt. — Der oberösterreichische Landtag spricht einstimmig sein Bedauern aus über das Vorgehen der Regierung bezüglich der Anerkennung der an der Agramer Universität abgelegten Prüfungen und der Einführung der slavischen Parallelklassen in Troppau und Teschen sowie über die Verordnung des Kriegsministeriums über die Anwendung der ungarischen Sprache bei den Militärbehörden.

* * *

Die politische Lage. In der letzten Zeit drangen verschiedene Gerüchte in die Öffentlichkeit, daß die Regierung mit den Vertrauensmännern der Tschechen in Verhandlungen getreten sei, die darauf hinzielten, die Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses wieder herzustellen. Als vorläufiges Resultat dieser Verhandlungen ist die eben erfolgte teilweise Rekonstruktion des Ministeriums zu betrachten. Über die nun voraussichtliche Wendung in der inneren Politik wird uns von unterrichteter Seite geschrieben:

Wie es kam? Wer es verstehen will, muß die Dinge nicht logisch, sondern psychologisch, nicht mit der Brille des Eintagspolitikers, sondern entwicklungsgeschichtlich betrachten. Trotz mancherlei Abweichungen der politischen Magnetnadel lag der Politik der letzten fünf Jahre ein bestimmter Plan zugrunde. Während manche glauben mochten, die Regierung wolle nichts anderes, als sich auf das Faulbett des § 14 hinstrecken und den Reichsrat in den zeitlichen Ruhestand versetzen, schwebte dem Leiter der Politik beständig ein Ziel vor: durch festes, ruhiges Beharren einer in sich einigen Staatsverwaltung auf dem Boden der Verfassung allmählich die politische Gärung zu beschwichtigen. Gleichwie die moderne Serumtherapie darauf beruht, der Krankheit durch ihr selbst entstammende Gifte Herr zu werden — similia similibus curantur — so kann der österreichische Staatskörper nur giftfest gemacht werden durch eine ähnliche Methode. Darum wurde die Einberufung des

böhmischen Landtages — von allen zünftigen und unzünftigen Politikern widerraten — heuer zweimal verfügt. Nicht als ob die Regierung an der Obstruktion am Prager Fünfkirchenplatz Gefallen gefunden hätte — eine ernste pflichtbewußte Regierung zieht es gewiß vor, obstruktionsfreie Luft zu atmen — aber sie benützte die gewiß nicht von ihr geschaffene Sachlage, um die Parteien zu einer vernünftigeren Auffassung zu bekehren. Man überzeugte sich allmählich, daß der Rat, die bisherige Partie zusammenzuwerfen und eine neue zu beginnen, nicht von einer nach ministerieller Allmacht strebenden Regierung ausgehe, sondern von einer solchen, die im Parlamente und mit dem Parlamente regieren will. In der Tat steht ja auch das Schauspiel, daß eine Regierung sich das Parlament erkämpfen und erstreiten muß, ohne Beispiel in der Geschichte da.

Das allgemeine Interesse wendet sich nun der Frage zu, ob das Ende des Siebenjährigen Krieges in Österreich bevorstehe und ob es gelingen werde, an Stelle der Obstruktion die Marschroute des gesunden Menschenverstandes einzuhalten. Ohne der Gegenseite das geringste nationale Opfer zuzumuten, hat die Regierung der Obstruktion durch die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand die Brücke gebaut, auf der sich der Übergang zu einer anderen Taktik vollziehen kann. Es besteht kein öffentlicher und kein geheimer Pakt und die Freiheit der Entschließung wird nicht durch die Blässe politischer Hintergedanken angekränkelt; aber die Stimmung und der Wille sind besser geworden und das läßt immerhin die Hoffnung zu, daß es wieder Frühling werde in Österreich. Was geplant wird, ist eine parlamentarische Kompromißpolitik, schon darum die einzig mögliche, weil das ganze Verfassungssystem nichts anderes ist als eine Reihe von Konzessionen, die man sich gegenseitig macht. Natürlich muß eine neutrale Regierung, die über den Parteien steht, vielfach unter der Erwartung der Parteien bleiben, aber das hindert doch nicht, daß diese eine Teilung der Macht der allgemeinen Ohnmacht und dem Walten des § 14 vorziehen. Schließlich liegt es ja auch im Interesse jedes einzelnen Abgeordneten, es wirklich zu sein und es nicht bloß zu heißen. Unter diesen Zeichen wird die künftige Reichsratssession anheben. Vermittelnde Tätigkeit der Regierung, Schonung der berechtigten nationalen Gefühle und aufrichtiges Bestreben, den Schutt einer langjährigen, kampferfüllten Überlieferung aus dem Wege zu räumen und so die Straße freizulegen für die wichtigsten wirtschaftlichen Arbeiten und für eine moderne Gesetzgebung auf dem Gebiete des Strafrechtes, des wirtschaftlichen Assoziationswesens, der Presse und der Reform der Verwaltung. Das dürften wohl die nächsten Ziele der Regierung sein und es will uns scheinen, daß diese allen Völkern Österreichs gemeinsam sind.

*

Apollinar R. v. Jaworski. Der greise Führer der Polen, Apollinar Ritter von Jaworski, ist am 24. Oktober in Lemberg plötzlich gestorben. Mit ihm scheidet eine der markantesten Gestalten aus unserem Parlament. 1825 geboren, trat er nach dem Besuche der Universitäten Lemberg und Wien vorerst in den Staatsdienst und widmete sich erst später dem politischen Leben. 1870 wurde er vom Zloczower Großgrundbesitze in den galizischen Landtag gewählt, der ihn dann in den Reichsrat entsendete. Seit der Einführung der direkten Wahlen vertrat Jaworski auch im Abgeordnetenhaus ununterbrochen den Zloczower Großgrundbesitz. Nach dem Tode Grocholskis zum Obmann des Polenklubs gewählt, verstand er es wie sein Vorgänger und Lehrer, die Klubdisziplin streng aufrecht zu erhalten und einer Partei durch eine zielbewußte Politik ihre bedeutende Macht im Parlament zu verschaffen. Nach der Demission Taaffes wurde Jaworski in das Kabinett Windischgrätz als Minister für Galizien berufen und behielt auch während der Ära Kielmansegg dieses Amt. 1896 trat er dann neuerlich an die Spitze des Polenklubs. Jaworski war ein gewiegter Parlamentarier, ein äußerst kluger, stets nur mit gegebenen Verhältnissen rechnender Politiker. Durch und durch Pole, war er insofern Österreicher, als er nie großpolnische Bestrebungen unterstützte. Als Österreicher freilich wußte er in erster Linie die Interessen des konservativen galizischen Adels zu schützen, die ihm identisch schienen mit dem Wohle seines Landes und der polnischen Nation. Unbeirrt verfolgte er seine Ziele und nur eine Macht war stark genug, ihn von einmal gefaßten Beschlüssen abzubringen. Ehrlich loyal und der Dynastie treu ergeben, war er immer bereit, sich den Wünschen der Krone zu fügen. Mit beinahe kindlicher Verehrung umgaben ihn seine Freunde und Anhänger, denen er sich wiederum als strenger, aber jovialer Patriarch gab. —v—

*

Ein „neues" Blatt. Das von Karl Eugen Wolf im Jahre 1890 als Wochenblatt gegründete, später in ein Tagblatt umgewandelte Organ der deutschnationalen Partei in Wien, die „Ostdeutsche Rundschau", hatte vor ungefähr Jahresfrist, bald nach dem Austritt Wolfs, den Titel

„Deutsches Tagblatt“ angenommen. Am 23. Oktober hat dieses Blatt zu erscheinen aufgehört und zwei Tage später ist an seine Stelle das nur mehr einmal täglich ausgegebene, äußerlich fast unveränderte „Neue Deutsche Tagblatt“ getreten. Es macht sich zur Aufgabe, „die Gegensätze, die zwischen den deutschnationalen Parteien und ihren Angehörigen in politischer wie in wirtschaftlicher Beziehung bestehen, zu überbrücken oder doch zu mildern, sozusagen der Kristallisationspunkt zu sein, um den sich der Kern einer zielbewußten, tatkräftigen und weitausschauenden deutschnationalen Politik bilden kann“.

* * *

Wir erleben einen Schiller-Rummel. Daß das Publikum in den prunkvoll ausgestatteten Tell läuft, ist damit nicht gemeint. Auch Unsterbliche brauchen Vorspann, sollen sie ziehen. Aber der Eifer, mit dem Schiller aus diesem Anlaß wieder einmal von allen denen „entdeckt“ wurde, die sich so lange bemüht, ihn zu übersehen, ist niedlich und beachtenswert. Ähnliches hat sich hier schon einmal begeben: nach Don Carlos, als der geniale König Philipp Mitterwurzers bei sehr unzureichenden Gegenspielern allen Anteil auf sich zog, so daß Schillers Werk einfach umgekrempelt ward. Diesmal ist die Sache allgemeiner; man merkt Jubiläums-Eifer und Jubiläums-Studien, als hätte manch einer seine Kenntnisse der nahenden Feste halber aufgefrischt und krame nun sein Wissen und seine neu erworbene Begeisterung vorzeitig und nicht ganz an der gehörigen Stelle aus. Denn man darf doch nicht gut annehmen, daß die in der Tat gewaltige Theatralik des Apfelschusses oder von Geßlers Tod einen Teil unserer Kritik überrumpelt und ums Urteil gebracht hat? Der Tell ist nun einmal kein gutes Stück mit seiner stockenden und immer aufs neue angesponnenen Exposition, mit seinem überflüssigen Schlußakt, und Goethes gern angeführtes Lob des ersten Aufzuges — ein Stück für sich und kein schlechtes! — hat denn doch ein Geschmäcklein, das nachdenklich stimmen könnte. Der alte Herr hatte manchmal den Schalk im Nacken, und sein Kunstverstand war sicherlich wach, als er die Tellsage für künftige, epische Behandlung in Betracht zog. Die Schweizer mögen den Tell obenan halten; sie haben Interesse, ja Interessen daran und es ist am Ende hübsch, daß der deutsche Stamm von ausgesprochenster Sonderart sich im weiten Reich Schillerischer Dichtung, darüber die Sonne wahrhaftig niemals untergehen wird, sein eigenes Kantönchen abgesteckt hat. Seine Bedeutung verleugnet sich nirgends; aber aufzeigen läßt sie sich gerad am Tell nicht sonderlich, der immer wieder nach der Oper schielt und Stimmung mit Behelfen erzwingen will, die ganz außerhalb der Dichtung selber liegen. Das muß gesagt werden, weil der ganze Jubel, der diesmal erhoben wird, die gründlichen Untersuchungen, ob Schiller die Kunstmittel der modernen Bühnentechnik vertrage, recht überflüssig und schal und gemacht erscheinen. Man weiß ja, Proselyten sind immer am eifrigsten im Bekenntnis des neuen Glaubens. Aber — sie versehen sich gerne und bringen ihre Konfession an der unrechten Stelle und so laut vor, daß sie den wirklich Andächtigen stört und beirrt. Es ist Lippenwerk, eingelernt und das Herz weiß gar wenig davon. Der aber seiner Religion gewiß ist, der wartet gern, bis ihn ihre Weihe wieder einmal berührt; der weiß, daß der nie geglaubt hat, der nicht zweifelte und sich nicht mit seinen Zweifeln so oder so auseinandergesetzt. Das muß wohl gesagt sein. Ein Schiller-Rummel ist das überflüssigste und unsinnigste Ding von der Welt und hat mit Schiller-Verehrung und mit Schiller-Feier, die man sich gern so großartig wie möglich bereitet wünscht, so wenig zu tun wie beispielsweise Johannes Parricida mit Wilhelm Tell.

Quidam.

* * *

Burgtheater. Ein Studentenstück von Otto Erich Hartleben „Im grünen Baum zur Nachtigall“ hat bei der Uraufführung wenig Glück gehabt. Die beiden ersten Akte wurden nicht unfreundlich aufgenommen, nach dem letzten Aufzug wurde der persönlich erscheinende Verfasser höchst ungastlich verabschiedet. So überflüssig das heftige Zischen der Enttäuschten war, noch überflüssiger war Hartlebens zahme, lahme Verspottung des Bier- und Ehrenkomments deutscher Studenten. Wer in Scherz oder Ernst mit ihnen anbinden will, darf nicht vergessen, daß und wie die Größen der Nation sie behandelt haben: Goethe nicht nur in der Zeche lustiger Gesellen in Auerbachs Keller, Bismarck von seinen Göttinger Flegeljahren bis zu seinem 80. Geburtstag, an dem er vom bescheidenen Balkon seines Friedrichsruher Landhauses eine jedem Hörer unauslöschlich sich einprägende Ansprache an die vielen Tausend Abgesandten aller deutschen Korps und Burschenschaften richtete. Ein Zufall hatte den Schreiber dieser Zeilen dazumal in den Kreis der Zuschauer geführt: mein Eindruck war noch mächtiger als 23 Jahre vorher beim Aufzug der Delegierten aller deutschen Hochschulen zur Eröffnungsfeier der Universität Straßburg. Wer nach solchen und anderen Erfahrungen und Vormännern, nach Immermanns Zornworten gegen die Übergriffe der „Teutonia“, nach Laube und Heine, nach Scheffel und Freytag, Fritz Reuter und Vischer im Stammbuch der deutschen Couleurstudenten sich

verewigen will, sollte doch Eigentümlicheres, Ernsthafteres und Launigeres zu zeigen haben, als die Biermensuren, Biergerichte und Biermimiken „im grünen Baum zur Nachtigall". Und wer heute nach Kußmaul und Karl Vogt und Franz Klein über Duellzwang mitreden will, muß lebenstreuer malen, als Hartleben in der grotesk karikierten Ehrengerichts-Szene des zweiten und der schlankweg unmöglichen, vom Publikum mit Recht zurückgewiesenen, operettenhaften Kontrast-Szene des dritten Aktes. Der Humorist hat alle Vorrechte, so lange er, nach dem herrlichen Widmungsgedicht der „Festungstid" Feigen von den Disteln pflückt. Echtes Studentenleben braucht und verdient echte Parodisten und Satiriker. Allein Hartlebens Urbilder sind sicherlich nicht, nach der Zeitangabe seines Stückes, aus der Gegenwart geholt, in solcher Übertreibung stammen sie vermutlich aus gar keiner Wirklichkeit. Jedenfalls sind Frosch und Brander und Siebel moderner, als irgend eine der Gestalten „im grünen Baum zur Nachtigall". Hartlebens Komödie stellte denn auch — wenn man vom zensurierten, duellwütigen Pastor Tetzlaff absieht, den Römpler gut charakterisierte — den Schauspielern keine dankenswerteren Aufgaben. —m.

*

Deutsches Volkstheater. Oskar Blumenthal kommt mit seinem letzten Stück geschichtlich. Der bösen Zensur und denen, die immer munkeln, versucht er mit schlecht verhülltem Schmunzeln aufzubinden, sein Drama sei eine kastilische Angelegenheit und wolle „Analogien aufzeigen, nicht wiederholen, sondern nur anklingen" lassen. Man braucht kein Felix Philippi zu sein, um zu wissen, was man von derlei Vorwort-Entschuldigungen zu halten hat. Also: Herr Blumenthal langte auch einmal nach dem Dornenkranz des hohen Dramas. Er wird es hoffentlich zur Freude sämtlicher Familientheater nie wieder tun. Dichter des „Hans Huckebein" kehre zurück in das „Weiße Rößl"! In spießbürgerlichster, trivialster Art wurde mit dem „Toten Löwen" einer der herrlichsten, größten Konflikte der neueren Geschichte zu einer Läpperei. „Junge Tatkraft, alte Einsicht" ist das Leitmotiv. Die Diktion plätschert in den berüchtigten „formvollendeten" Versen. Es sind die „Klingenden Pfeile", die Blumenthal zum Behagen des Bildungspöbels gegen die höhere, ringende Kunst abschnellte. König und Kanzler werden in Blumenthals Hand zu Bilderbogenfiguren. Gelungen ist dem Autor eine Höflingsfigur, die man förmlich als Selbstporträt empfindet, wenn man sieht, wie Herr Blumenthal ängstlich bemüht ist im Zuteilen von Lob und Begeisterung für Kaiser und Kanzler. Diese diplomatische Zwiespältigkeit verschärft die Einfalt des Stückes zu Gesinnungswiderlichkeit. Einstweilen dankt der Deutsche, von Oskar Blumenthal die nationale Bismarck-Tragödie zu erhalten. Der „tote Löwe" bleibt immerdar auch eiserner Kanzler, wie der lebende Blumenthal ein papierner Banalmajor. — Die Darstellung war die reine gesprochene Opernaufführung; man deklamierte sich gegenseitig in Grund und Boden. Eine fühlende Brust, ein Temperament war allein nur Herr Höfer. —lz—

*

Raimund-Theater. Heinrich Schrottenbachs neues Volksstück „Gottesleugner" ist mehr Roman, denn Drama. Es umspannt einen Zeitraum von über zehn Jahren und es macht in seiner epischen Komposition den Eindruck, als wäre die dramatische Grundidee, daß innere und äußere Not die Ungläubigen wieder beten lehrt und sie zu jenem Glauben zurückführt, den sie nach ihrem Erkenntnisvermögen brauchen, um sich mit ihrem Erdenlos abzufinden, erst hinterher um des wirksamen Titels willen aufgepfropft worden. Auch Rücksichten auf das Rollenbedürfnis der Hauptdarsteller des Raimund-Theaters scheinen das verworrene und zerfahrene Stück ungünstig beeinflußt zu haben. So zerfällt es denn in eine lose Reihe effektvoller Szenen, die, von keiner dramatischen Notwendigkeit diktiert, entweder sich selbst zum Zwecke haben oder ausschließlich dem Schauspieler dienen. Den größten Gewinn davon zogen Herr Popp, der sein Gewissen mit einem Mord belasten mußte, um zwei Akte lang von der Angst vor dem Jenseits gepeinigt zu werden, dann Herr Millmann, dem eine dankbare Fabricius-Szene (Begegnung des unschuldig Verurteilten mit seiner vom Mörder adoptierten Tochter) in den Schoß gefallen ist, weil Herr Thaller sich bei der Rollenwahl irrte, und nicht zuletzt Frau Niese, die wieder Gelegenheit erhielt, mit den unfehlbaren Mitteln ihrer künstlerischen Eigenart die Lachmuskeln und Tränensäcke der Zuhörerschaft zu bearbeiten. Ihre von Akt zu Akt sich widersprechende Rolle verriet am deutlichsten das theatralische Utilitätsverfahren Schrottenbachs. So war wohl die Aufmunterung durch den Raimund-Preis nicht zu verstehen. —tr—

*

Intimes Theater. Arno Holz und Johannes Schlaf setzten den Naturalismus an die Stelle des heroischen und bürgerlichen Epigonenstückes, das schließlich nur mehr verzopften Ästhetikern und Philistern behagte. Es ist nun sehr

„Deutsches Tagblatt" angenommen. Am 23. Oktober hat dieses Blatt zu erscheinen aufgehört und zwei Tage später ist an seine Stelle das nur mehr einmal täglich ausgegebene, äußerlich fast unveränderte „Neue Deutsche Tagblatt" getreten. Es macht sich zur Aufgabe, „die Gegensätze, die zwischen den deutschnationalen Parteien und ihren Angehörigen in politischer wie in wirtschaftlicher Beziehung bestehen, zu überbrücken oder doch zu mildern, sozusagen der Kristallisationspunkt zu sein, um den sich der Kern einer zielbewußten, tatkräftigen und weitausschauenden deutschnationalen Politik bilden kann".

* * *

Wir erleben einen Schiller-Rummel. Daß das Publikum in den prunkvoll ausgestatteten Tell läuft, ist damit nicht gemeint. Auch Unsterbliche brauchen Vorspann, sollen sie ziehen. Aber der Eifer, mit dem Schiller aus diesem Anlaß wieder einmal von allen denen „entdeckt" wurde, die sich so lange bemüht, ihn zu übersehen, ist niedlich und beachtenswert. Ähnliches hat sich hier schon einmal begeben: nach Don Carlos, als der geniale König Philipp Mitterwurzers bei sehr unzureichenden Gegenspielern allen Anteil auf sich zog, so daß Schillers Werk einfach umgekrempelt ward. Diesmal ist die Sache allgemeiner; man merkt Jubiläums-Eifer und Jubiläums-Studien, als hätte manch einer seine Kenntnisse der nahenden Feste halber aufgefrischt und krame nun sein Wissen und seine neu erworbene Begeisterung vorzeitig und nicht ganz an der gehörigen Stelle aus. Denn man darf doch nicht gut annehmen, daß die in der Tat gewaltige Theatralik des Apfelschusses oder von Geßlers Tod einen Teil unserer Kritik überrumpelt und ums Urteil gebracht hat? Der Tell ist nun einmal kein gutes Stück mit seiner stockenden und immer aufs neue angesponnenen Exposition, mit seinem überflüssigen Schlußakt, und Goethes gern angeführtes Lob des ersten Aufzuges — ein Stück für sich und kein schlechtes! — hat denn doch ein Geschmäcklein, das nachdenklich stimmen könnte. Der alte Herr hatte manchmal den Schalk im Nacken, und sein Kunstverstand war sicherlich wach, als er die Tellsage für künftige, epische Behandlung in Betracht zog. Die Schweizer mögen den Tell obenan halten; sie haben Interesse, ja Interessen daran und es ist am Ende hübsch, daß der deutsche Stamm von ausgesprochenster Sonderart sich im weiten Reich Schillerischer Dichtung, darüber die Sonne wahrhaftig niemals untergehen wird, sein eigenes Kantönchen abgesteckt hat. Seine Bedeutung verleugnet sich nirgends; aber aufzeigen läßt sie sich gerad am Tell nicht sonderlich, der immer wieder nach der Oper schielt und Stimmung mit Behelfen erzwingen will, die ganz außerhalb der Dichtung selber liegen. Das muß gesagt werden, weil der ganze Jubel, der diesmal erhoben wird, die gründlichen Untersuchungen, ob Schiller die Kunstmittel der modernen Bühnentechnik vertrage, recht überflüssig und schal und gemacht erscheinen. Man weiß ja, Proselyten sind immer am eifrigsten im Bekenntnis des neuen Glaubens. Aber — sie versehen sich gerne und bringen ihre Konfession an der unrechten Stelle und so laut vor, daß sie den wirklich Andächtigen stört und beirrt. Es ist Lippenwerk, eingelernt und das Herz weiß gar wenig davon. Der aber seiner Religion gewiß ist, der wartet gern, bis ihn ihre Weihe wieder einmal berührt; der weiß, daß der nie geglaubt hat, der nicht zweifelte und sich nicht mit seinen Zweifeln so oder so auseinandergesetzt. Das muß wohl gesagt sein. Ein Schiller-Rummel ist das überflüssigste und unsinnigste Ding von der Welt und hat mit Schiller-Verehrung und mit Schiller-Feier, die man sich gern so großartig wie möglich bereitet wünscht, so wenig zu tun wie beispielsweise Johannes Parricida mit Wilhelm Tell.

Quidam.

* * *

Burgtheater. Ein Studentenstück von Otto Erich Hartleben „Im grünen Baum zur Nachtigall" hat bei der Uraufführung wenig Glück gehabt. Die beiden ersten Akte wurden nicht unfreundlich aufgenommen, nach dem letzten Aufzug wurde der persönlich erscheinende Verfasser höchst ungastlich verabschiedet. So überflüssig das heftige Zischen der Enttäuschten war, noch überflüssiger war Hartlebens zahme, lahme Verspottung des Bier- und Ehrenkomments deutscher Studenten. Wer in Scherz oder Ernst mit ihnen anbinden will, darf nicht vergessen, daß und wie die Größen der Nation sie behandelt haben: Goethe nicht nur in der Zeche lustiger Gesellen in Auerbachs Keller, Bismarck von seinen Göttinger Flegeljahren bis zu seinem 80. Geburtstag, an dem er vom bescheidenen Balkon seines Friedrichsruher Landhauses eine jedem Hörer unauslöschlich sich einprägende Ansprache an die vielen Tausend Abgesandten aller deutschen Korps und Burschenschaften richtete. Ein Zufall hatte den Schreiber dieser Zeilen dazumal in den Kreis der Zuschauer geführt: mein Eindruck war noch mächtiger als 23 Jahre vorher beim Aufzug der Delegierten aller deutschen Hochschulen zur Eröffnungsfeier der Universität Straßburg. Wer nach solchen und anderen Erfahrungen und Vormännern, nach Immermanns Zornworten gegen die Übergriffe der „Teutonia", nach Laube und Heine, nach Scheffel und Freytag, Fritz Reuter und Vischer im Stammbuch der deutschen Couleurstudenten sich

verewigen will, sollte doch Eigentümlicheres, Ernsthafteres und Launigeres zu zeigen haben, als die Biermensuren, Biergerichte und Biermimiken „im grünen Baum zur Nachtigall". Und wer heute nach Kußmaul und Karl Vogt und Franz Klein über Duellzwang mitreden will, muß lebenstreuer malen, als Hartleben in der grotesk karikierten Ehrengerichts-Szene des zweiten und der schlankweg unmöglichen, vom Publikum mit Recht zurückgewiesenen, operettenhaften Kontrast-Szene des dritten Aktes. Der Humorist hat alle Vorrechte, so lange er, nach dem herrlichen Widmungsgedicht der „Festungstid" Feigen von den Disteln pflückt. Echtes Studentenleben braucht und verdient echte Parodisten und Satiriker. Allein Hartlebens Urbilder sind sicherlich nicht, nach der Zeitangabe seines Stückes, aus der Gegenwart geholt, in solcher Übertreibung stammen sie vermutlich aus gar keiner Wirklichkeit. Jedenfalls sind Frosch und Brander und Siebel moderner, als irgend eine der Gestalten „im grünen Baum zur Nachtigall". Hartlebens Komödie stellte denn auch — wenn man vom zensurierten, duellwütigen Pastor Tetzlaff absieht, den Römpler gut charakterisierte — den Schauspielern keine dankenswerteren Aufgaben. —m.

*

Deutsches Volkstheater Oskar Blumenthal kommt mit seinem letzten Stück geschichtlich. Der bösen Zensur und denen, die immer munkeln, versucht er mit schlecht verhülltem Schmunzeln aufzubinden, sein Drama sei eine kastilische Angelegenheit und wolle „Analogien aufzeigen, nicht wiederholen, sondern nur anklingen" lassen. Man braucht kein Felix Philippi zu sein, um zu wissen, was man von derlei Vorwort-Entschuldigungen zu halten hat. Also: Herr Blumenthal langte auch einmal nach dem Dornenkranz des hohen Dramas. Er wird es hoffentlich zur Freude sämtlicher Familientheater nie wieder tun. Dichter des „Hans Huckebein" kehre zurück in das „Weiße Rößl"! In spießbürgerlichster, trivialster Art wurde mit dem „Toten Löwen" einer der herrlichsten, größten Konflikte der neueren Geschichte zu einer Läpperei. „Junge Tatkraft, alte Einsicht" ist das Leitmotiv. Die Diktion plätschert in den berüchtigten „formvollendeten" Versen. Es sind die „Klingenden Pfeile", die Blumenthal zum Behagen des Bildungspöbels gegen die höhere, ringende Kunst abschnellte. König und Kanzler werden in Blumenthals Hand zu Bilderbogenfiguren. Gelungen ist dem Autor eine Höflingsfigur, die man förmlich als Selbstporträt empfindet, wenn man sieht, wie Herr Blumenthal ängstlich bemüht ist im Zuteilen von Lob und Begeisterung für Kaiser und Kanzler. Diese diplomatische Zwiespältigkeit verschärft die Einfalt des Stückes zu Gesinnungswiderlichkeit. Einstweilen dankt der Deutsche, von Oskar Blumenthal die nationale Bismarck-Tragödie zu erhalten. Der „tote Löwe" bleibt immerdar auch eiserner Kanzler, wie der lebende Blumenthal ein papierner Banalmajor. — Die Darstellung war die reine gesprochene Opernaufführung; man deklamierte sich gegenseitig in Grund und Boden. Eine fühlende Brust, ein Temperament war allein nur Herr Höfer. —lz—

*

Raimund-Theater. Heinrich Schrottenbachs neues Volksstück „Gottesleugner" ist mehr Roman, denn Drama. Es umspannt einen Zeitraum von über zehn Jahren und es macht in seiner epischen Komposition den Eindruck, als wäre die dramatische Grundidee, daß innere und äußere Not die Ungläubigen wieder beten lehrt und sie zu jenem Glauben zurückführt, den sie nach ihrem Erkenntnisvermögen brauchen, um sich mit ihrem Erdenlos abzufinden, erst hinterher um des wirksamen Titels willen aufgepfropft worden. Auch Rücksichten auf das Rollenbedürfnis der Hauptdarsteller des Raimund-Theaters scheinen das verworrene und zerfahrene Stück ungünstig beeinflußt zu haben. So zerfällt es denn in eine lose Reihe effektvoller Szenen, die, von keiner dramatischen Notwendigkeit diktiert, entweder sich selbst zum Zwecke haben oder ausschließlich dem Schauspieler dienen. Den größten Gewinn davon zogen Herr Popp, der sein Gewissen mit einem Mord belasten mußte, um zwei Akte lang von der Angst vor dem Jenseits gepeinigt zu werden, dann Herr Millmann, dem eine dankbare Fabricius-Szene (Begegnung des unschuldig Verurteilten mit seiner vom Mörder adoptierten Tochter) in den Schoß gefallen ist, weil Herr Thaller sich bei der Rollenwahl irrte, und nicht zuletzt Frau Niese, die wieder Gelegenheit erhielt, mit den unfehlbaren Mitteln ihrer künstlerischen Eigenart die Lachmuskeln und Tränensäcke der Zuhörerschaft zu bearbeiten. Ihre von Akt zu Akt sich widersprechende Rolle verriet am deutlichsten das theatralische Utilitätsverfahren Schrottenbachs. So war wohl die Aufmunterung durch den Raimund-Preis nicht zu verstehen. —tr—

*

Intimes Theater. Arno Holz und Johannes Schlaf setzten den Naturalismus an die Stelle des heroischen und bürgerlichen Epigonenstückes, das schließlich nur mehr verzopften Ästhetikern und Philistern behagte. Es ist nun sehr

bezeichnend für den Zeitgeschmack, gerade Holz und Schlaf, diese zwei verschworenen Feinde jeglicher Formel, sehr rasch und bald historische Rubrik und Klasse erhalten und für die lebendige Bühne verschwinden zu sehen. Als sich das literarische Apostelpaar trennte, war der „konsequente“ Naturalismus vorüber und nun entwickelte sich in dem femininen Teil, in Schlaf, eine dichterische Persönlichkeit, wie sie in ihrer psychischen Feinheit einzig ist. Ein Drama seines hypertrophen seelischen Naturalismus ist das Schauspiel „Der Bann“. Wesen, denen das Leben ein Traum ist, und die in einer Art Hypnose handeln, an der Reizbarkeit der Mimose und der Zartheit der Qualle leiden, die dahinvegetieren wie künstlich erwärmte tropische Treibhauspflanzen und dabei von einer zehnfach sensitiveren Lebenssehnsucht erfüllt sind, als jene „draußen“, solche Wesen leben in Schlafs Drama. Diese junge Frau Ottilie, an einen gealterten, im Alltag des Lebens bösartig, ja grausam gewordenen Mann verheiratet, dann der junge, sorglose, frohe Maler und die vertrocknete, zum Lasttier abgestumpfte Hausdienerin, sie sind nicht Schicksale im älteren Sinne, sondern elementare Erscheinungen an Menschennaturen. Wenn die Frau ein Kätzchen, Seide und die Sonne liebt, Regentage und das Muffige ihrer Wohnung fürchtet, so sind dies differenzierte Ausdrucksmittel. Und wenn schließlich der Ehemann das Weib freigibt, ihr die Wahl läßt: Jugend zur Jugend oder sein mürrisches Alter, sie aber freudig in seinem „Bann“ bleibt, bricht damit Schlafs Bekenntnis vom großen Einklang in der Natur hervor. Man lernt ihn ganz verstehen aus einem wundervollen Essay* über Walt Whitmann, durch den Schlaf nach Überwindung seines und Holzens einseitigen, materialistischen Naturalismus einer monistischen Weltanschauung und einer „neuen, aus den modernen Wissenschaften geborenen religiösen Empfindung“ zugeführt wurde. Das kleine Individuum Ottilie fühlt, daß es ist, lebt und alle Daseinsbedingungen in der größeren Individualität ihres Mannes findet. Das ist in einem gewissen Sinne die feinste Stimme der Natur; „Religiosität“ nennen dies Whitmann und Schlaf. Sie können Häckel für sich eintreten lassen, der die Naturwissenschaft der Poesie nähert, wie umgekehrt Schlaf das Poetische aus der Natur holt. — Über die Darstellung durch das „Intime Theater“ ist nur zu sagen, daß es sich an die quälende Nervenspannung des Stückes hielt, statt geistige Befreiung ausströmen zu lassen. —lz—

* * *

* Sammlung: „Die Dichtung“. Schuster & Loeffler.

Wiener Konzertverein. Dieser Verein hat seine Tätigkeit wieder begonnen und in dem ersten Mittwochkonzert seine Getreuen versammelt. Rasch ist das Orchester des Vereines erstarkt. Vor wenigen Jahren hat eine Gesellschaft von Musikfreunden, ich meine nicht die „Gesellschaft der Musikfreunde“, die man mit Anführungszeichen versieht, den Konzertverein begründet, geräuschlos, selbstlos, wie es der Charakter vornehmer Wiener Bürger bedingt. Das Vertrauen zu den Männern und zur Sache haben die Schichten der Bevölkerung, welchen in Wien zu den unübertrefflichen Philharmonikern, die „göttlich belehrt“ um die höchsten Gipfel kreisen, ein zweites Sinfonie-Orchester gegeben werden sollte, in lebhafter, wachsender Teilnahme gezeigt. Gerechtfertigt wurde das Vertrauen durch emsige Arbeit, stetige Ausgestaltung des jungen Orchesters, durch weitherzige, von keinerlei Parteirücksicht beengte Programme. Die klassischen Sinfoniker, die neueren, wie insbesondere Bruckner und Brahms, die Jüngeren und Jüngsten haben im Konzertverein, der jährlich nahezu zwanzig Sinfoniekonzerte veranstaltet und in populären Konzerten allwöchentlich zwei Nachmittage der ernsten Meisterkunst und der edlen volkstümlichen Musik widmet, ein wohleingerichtetes Heim gefunden. Trotzdem die Musikstadt Wien sich nicht fähig erweist, ein großes Sinfonieorchester auch während der Sommermonate dauernd zu beschäftigen, bietet der Konzertverein seinen trefflichen Musikern doch schon ganzjährige Verträge, und auf gesicherter Grundlage wurde bereits eine Versorgungsanstalt für die Orchestermitglieder errichtet. Das hat nicht allein die innere Organisation, sondern vornehmlich der enge, treue Anschluß der Vereinsmitglieder erwirkt. Die künstlerischen Sicherungen sind ein Verdienst Ferdinand Löwes. Die berühmten Herren Hofkapellmeister und reisenden D-Zugdirigenten bedienen sich gut eingespielter Meisterorchester, die alles in sich haben und den Leiter zumeist nur als Dekoration, als Aufputz oder für einen angenehmen Wechselverkehr der „Auffassungen“ benötigen. Bei der Ankunft werden auf dem Bahnhofe mit den ausgezeichneten Musikern rasch einige Nuancen besprochen, später genügt ein Blick, ein Heben des kleinen Fingers, um dem virtuosen, schmiegsamen Orchester einen neuen Willen aufzuprägen. Von der erziehlichen Arbeit Löwes, der sein Orchester aus den bescheidensten Anfängen zum Range einer hochachtbaren Körperschaft erst heranbilden mußte, haben die wenigsten einen Begriff. Allem Äußerlichen fremd, hat Ferdinand Löwe seine geläuterte ästhetische Empfindung niemals einem Effekt, einer Absonderlichkeit, der Willkür geopfert. Er steht auf der Linie Hans Richter und Mottl. Mag ihm der Wille oder die Bereitschaft für die höchsten

Ekstasen und Spannungen des Gemüts abgehen, so ist ihm doch musikalische Natürlichkeit, ein nie irrendes Stilgefühl eigen, ebenso der künstlerische und rein menschliche Vorzug, sich derart in ein Meisterwerk zu versenken, daß keine persönlichen Strebungen vordringen und keine Merkzeichen oder werkfremde Akzente der Selbstbetonung gegeben werden. Aus diesen Tugenden floß die Aufführung der „Eroica", die das Mittwochkonzert des Konzertvereins und damit die Saison erhebend eröffnete. Die Durcharbeitung war klar, einheitlich, ebenmäßig in den Übergängen und Steigerungen und besonders glücklich in der Disposition der so frei gestalteten Formen des letzten Satzes. An die Sinfonie schloß sich eine Gedächtnisfeier für Anton Dvořak, in drei Teilen: Erste slavische Rhapsodie, Opus 45, die sechste Legende, Cis-Moll, aus Opus 59 und die Hussiten-Ouverture, Opus 67. Das ist also der Dvořak der ersten Periode, der in die Halme schießt, üppig, aus dem saftreichen Grunde seiner Heimat. Pietät für die künstlerische Person tut nicht immer den Werken gut. Man wird im Todesjahre des tschechischen Meisters hastig die Probe auf Unsterblichkeit machen. Aber solche Aufhäufung seiner Werke ist von Übel. Der schwüle, schwellende Wiesenduft zusammengedrängter Dvořakscher Volksmotive betäubt den Hörer. Dvořak, der Sohn des Volkes, ersinnt Themen, die als Volksmusik anmuten. Man weiß nie: Gab er sie dem Volke oder hat das Volk sie ihm gegeben? Wir kennen eine Rhythmik des Schumann oder Brahms oder eines anderen — die Pulse des Dvořak sind immer Herzschlag seines Volkes. Dvořak als Musiker ist auch in einer dramatischen Ouverture nicht gleichsam dramatischer Held, sondern immer epischer Repräsentant der Nation; im musikalischen Volksbewußtsein und Volksgefühl geht seine Persönlichkeit unter. Das ist sehr wertvoll für die Nation, aber nicht so günstig für die freie ästhetische Aufnahme und Verbreitung seiner Werke. Smetana hatte mehr von allgemeiner Kultur. Begegnet uns ein Thema Dvořaks, so glaubt man immer gleich die Umarmung der ganzen Landsmannschaft zu spüren. Das ist bedrückend. Dvořak wird nie wie die großen Geister der Kunst von Weltweh erfaßt oder vom Weltenjubel erfüllt. Man sieht nur die Tränen, das Leid seiner Leute oder man vernimmt ihren Polkaschritt, ihr Jauchzen. Dazu die wunderleichte, spielende Beherrschung alles Technischen, aller Kombinationen der Stimmen und des Klanges, so daß der Hörer weniger zu strenger Mitarbeit des Geistes als zu optimistischem Genießen an endloser, reichbesetzter Tafel geladen wird. In der Kammermusik löst sich Dvořaks Phantasie am liebsten von nationalen Urgefühlen und musikalischen Volksgebräuchen. Seine Kammerwerke hebt er über die Schranken der Heimatsempfindung, und die blühende Erfindung, die erstaunliche Gestaltungskraft waltet frei. Die Cis-Moll-Legende ist dem Kammerstil nahe. Die Hörerschaft des Konzertvereins hätte, klangmüde gemacht, eine sparsamere Erinnerung an den Hingang des geschätzten Meisters vorgezogen. Die Pietät wollte es anders, aber die zarte, poetische Legende allein hätte uns vielleicht mehr gesagt als Rhapsodie und Ouverture zu erzählen vermochten. r. h.

* * *

Volkelts Vortrag in der Grillparzer-Gesellschaft.

Der Leipziger Philosophieprofessor Doktor Johannes Volkelt, als Erkenntnistheoretiker und Ästhetiker rühmlich bekannt, hielt Freitag den 28. Oktober in der Grillparzer-Gesellschaft einen fesselnden Vortrag über „Grillparzer als Dichter des Komischen", nachdem er „Grillparzer als Dichter des Tragischen" bereits 1888 in einem für die richtige Würdigung des Poeten nicht als Nach-Klassiker, sondern als Vor-Moderner epochemachenden Buch in schärferes Licht gestellt hatte. Die satirischen und epigrammatischen Gedichte beiseite lassend, wendete Volkelt den komischen Einflechtungen in den Tragödien zuvörderst sein Augenmerk zu und fand reiche Ausbeute. Dabei wurde der Begriff des Komischen, den der Sprachgebrauch gern auf das Derbkomische beschränkt, in umfassenderer Bedeutung verwendet.

In Grillparzers ersten großen Dramen waltet fast nur hoher Ernst, Spannung auf das Erhabene hin; Wucht und Schauer des Tragischen beherrschen den Dichter noch, der erst „König Ottokar" ab die Überlegenheit erlangt, die nach schwierigeren, verwickelteren, selteneren Wirkungen strebt. Das Bedürfnis nach kühnen Synthesen ist bei ihm stärker als bei Lessing, Schiller, Goethe. Das objektiv Komische, das den Gestalten unwillkürlich anhaftet, interessiert ihn weniger. Dahin gehört Heros Vater, aber auch die drei Wladiken, die grob und unbeholfen dem feinen Rätselspiel Libussas gegenüberstehen, dann Isaak, Rahels Vater, dessen häßliche Charakterzüge selbst im Grausen des Schlußaktes komisch wirken, vor allem Haman. Grillparzer hat diese biblische Gestalt geistreich umgeformt, sein Haman zeigt geriebene Schlauheit, die gebrechlich tut, eingebildete Überlegenheit, hinter der törichte Eitelkeit und kurzsichtige Selbstgefälligkeit stehen, dabei trägt er seine skrupellos niedrigen Erwägungen mit zierlicher Feinschmeckerei vor. Das subjektiv Komische, das mit freiem Bewußtsein erzeugt wird, bringt mit

Erzherzog Max einige heitere Lichter in die schweren, grauen, drohenden Wolkenmassen des „Bruderzwist“. Ganz anders als Verbindung frecher Tollkühnheit mit feiger Hinterlist stellt sich Zawisch dar, zu höhnendem Spott und wagend-keckem Liebesspiel geneigt. Als freier, edler Humorist, sprühend individuell, bildet Naukleros den wirksamsten Kontrast zum trübsinnig in sich verschlossenen Leander. Nicht bloß einzelne komische Gestalten, auch lustspielartige Verwicklungen fügt Grillparzer in den tragischen Gang ein, so in die hochbewegte, weltgeschichtliche Handlung des „Ottokar“, das verwegene, verbrecherische Liebesspiel zwischen Zawisch und Kunigunde. Ein Anhauch von Schalkhaftigkeit, ein Anflug von Lächeln liegt über der schicksalsvoll tiefen hochromantischen Liebe von Primislaus und Libussa. Noch kühner wagt Grillparzer es, tragischen Hauptpersonen in ihrem Wesenskern Züge von Komik und Humor beizumischen, ein in der Weltliteratur seltener Vorgang. Bankban wird tragisch durch seine geradlinige Rechtlichkeit in einer wilden, leidenschaftlichen, gewissenlosen Umgebung. Objektiv komisch ist dabei seine greisenhafte Redseligkeit und die wunderliche Mischung peinlicher Bedachtsamkeit mit harmlosem Poltern. Subjektiv komisch wirken die Spuren von Humor, mit denen der treue Diener gespannte Situationen mildert. Gerade durch die Verbindung von Komik und Tragik wird Bankban so rührend und so entschieden individuell. Die phantastische Tollheit, die närrischen Launen, das glitzernde Gaukeln Rahels berauschen den König. Die subjektive Komik der Jüdin von Toledo erzeugt den tragischen Gang des Dramas. Dies „albern spielend, törichtweise Kind“ erhält durch sein naiv-kokettes, unecht-echtes Wesen eine reizvoll eigenartige, ungewöhnliche Färbung. „Weh dem, der lügt“ geht nicht einfach in Komik auf, tiefernster Gehalt und gedankenreicher Hintergrund sind mit Torheiten, Abenteuerlichkeiten und Sprüngen des Humors phantasievoll verbunden. Das Stück zeigt die Abstufungen der Komik im flotten Humor Leons, der schalkhaften Anmut Edritas, der heiteren Beurteilung des verwöhnten Atalus, der derben Komik Kattwalds und der tierischen Komik Galomirs. Es ergibt sich ein Zusammenklang durch herbe Dissonanzen. Die von Publikum und Kritik am meisten getadelten Gestalten und Stücke Grillparzers sind ganz besondere Meisterleistungen. Leon ist ein Mensch von allergesundester Art, von spaßhafter Keckheit, voll Schlauheit und Lust bei blitzender Laune, zugleich von warmer Verehrung für alles Große, die sein sittliches Wachstum von trügerischem, wörtlichem Wahrheitsagen zu innerlicher strenger Wahrhaftigkeit ermöglicht. Sein Humor entspringt einer sinnenden Lebensanschauung; Sehnsucht nach makellos großen Menschen gibt ihm einen weihevollen Ton. In dem hochgestimmten Ausgang, wie ihn nicht viele Lustspiele zeigen, löst der lächelnde Humor des Dichters, der das allzu Menschliche nur allzu gut kennt, die Komik des Geschehens ab; in dieser „buntverworrenen Welt“ muß schließlich doch das Streben nach Wahrhaftigkeit genügen, dahin ermäßigt der Bischof seine Forderung.

In der Lyrik Grillparzers herrscht weit mehr als im Drama das Ernste, Schwerblütige, Gedankentiefe, schmerzlich Wühlende vor. Die bittere Satire und das spitzige Epigramm lassen nur in wenigen Gedichten heiter spielender Laune Raum. Schalkhaften Frohsinn atmet „Allgegenwart“. Mit der Rezitation dieser an Kathi Fröhlich gerichteten Verse schloß Volkelt seinen ideenreichen Vortrag. Sollen kritische Bedenken zu Wort kommen, so wäre es zu bedauern, daß zwei Gestalten unerwähnt blieben: der Neger Zanga, bei dem sich nachweisen ließe, wie er in den Traumszenen freie, subjektive Komik nicht vermissen läßt, in der Wachszene zum Schluß objektiv komisch wird, dann der rührend-komische arme Spielmann in seiner Unbeholfenheit dem Leben gegenüber wie in seiner unglücklichen Liebe zur Musik. Hoffentlich bringt die Drucklegung des Vortrages im nächsten Grillparzer-Jahrbuch diese und andere Ergänzungen, zu denen die Zeit der freien, kunstvollen Rede wohl nicht hinreichte. Als Österreicher von warmer Liebe für den Dichter erfüllt, ist Volkelt in das Wesen Grillparzers und seiner Schöpfungen so tief eingedrungen wie kaum ein anderer. Das Eigenartige, Kühne, Neuschöpferische der vollmenschlichen Dichtungen Grillparzers hat dieser ästhetische Interpret zuerst und am wirksamsten dem allgemeinen Verständnis nahegerückt. E. R.

Österreichische Rundschau, Heft 1. Redaktionsschluß 28. Oktober 1904. Ausgegeben 3. November 1904.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags.
Verlag: Carl Konegen. Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V. Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 2: 5. November 1904.

Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung.

Von Prof. Dr. Friedrich Freiherrn von Wieser.

I.

Der Parlamentarismus in England und in Deutschland.

Professor Lamprecht, der vielgefeierte Leipziger Geschichtslehrer, hat in der Osternummer der „Neuen Freien Presse" vor zwei Jahren einen Artikel über den „Verfall des Parlamentarismus" veröffentlicht, der nirgends mit größerer Aufmerksamkeit gelesen zu werden verdient als bei uns. Lamprecht vermeidet zwar jede besondere Nutzanwendung auf die ihm fremden österreichischen Verhältnisse, der Artikel ist überhaupt in jener Höhe geschrieben, in welcher der Geschichtsschreiber, die Einzelheiten zusammenfassend, sich als Soziologe versucht, der es unternimmt, das allgemeinste Wesen der geschichtlichen Erscheinungen bloßzulegen, aber wenn die Ausführungen Lamprechts richtig wären, so hätten sie in allererster Linie für Österreich Bedeutung, dessen Parlament unter allen Parlamenten der großen Staaten am wenigsten Lebenskraft besitzt.

Der Verfall des Parlamentarismus, sagt Lamprecht, sei mindestens für das kontinentale Europa seit zwei Jahrzehnten eine offenkundige Sache, aber er bestehe auch in England, auch dort herrsche mehr als je wieder die Regierung, und hinter der Regierung tauche immer bestimmter schon wieder die Macht der Krone auf. Die wüsten Szenen, die sich nachgerade in allen Parlamenten abgespielt haben, seien keineswegs als veranlassende Momente des Verfalles zu betrachten, wohl aber seien sie Symptome eines schon weit fortgeschrittenen Rückganges, Anzeichen fliehenden Lebens. Indem Lamprecht sodann darauf ausgeht, dem Parlamentarismus seine geschichtliche Stellung anzuweisen, kommt er zu einer Auffassung, die sich von der allgemein üblichen weit entfernt, welche den Parlamentarismus für eine moderne Schöpfung nimmt. „Der Parlamentarismus ist keine moderne Erscheinung. Er bildet den Schluß und letzten Scheitelpunkt einer seit dem XVI. Jahrhundert verlaufenden, in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts abnehmenden Entwicklung ... Die moderne Kultur in allen ihren Zweigen, unsere Dichtung und unsere Kunst, unsere Wissenschaft und unsere Technik, tötet ihn, denn sie ist ihm inkommensurabel. Er bedarf wahrlich keiner besonderen Totengräber; und stellen sie sich ein, so machen

sie die lächerliche Figur der Überflüssigen." Die Erben stünden schon vor der Tür, für das Deutsche Reich hießen sie Katholizismus, Sozial- und Wirtschaftsverbände der Großunternehmer, Gewerkschaften des vierten Standes, Bund der Landwirte, um nur die wichtigsten zu nennen, und sie seien schon jetzt ebenso stark, wenn nicht teilweise stärker, als Zentrum, liberale Partei, Sozialdemokratie und Konservative. Freilich, wie sie diese Parteien ablösen und in welchen Formen geregelter Teilnahme am öffentlichen Leben, wer wisse es? Wir seien in einem Übergangszustand, der nicht so bald verschwinden werde. „Der Parlamentarismus alten Schlages wird also noch lange sterben — aber das gewöhnliche Schicksal von lebendig Totgesagten erleben und wieder gesund werden, das wird er voraussichtlich nicht."

So weit sich Lamprechts Auffassung der Geschichte des Parlamentarismus von der üblichen entfernt, so trifft er mit seinen Schlußergebnissen doch so recht in die Stimmung, die heute in Österreich herrscht. Wenn er sagt, es sei das innere Unglück des Parlamentarismus, daß er zwar „reich an Vergangenheit", aber nicht „zukunftsreich" sei, so werden sehr viele Leser zwar dem nicht folgen, was er in vornehm gelehrter Weise über die Vergangenheit sagt, aber um so bereitwilliger dem beistimmen, was praktisch für die Zukunft herauskommt — nur ist zu fürchten, daß sie ihm eine andere Deutung geben, als sie Lamprecht doch hat. Sein Aufsatz, am Ostertage veröffentlicht, ist mit in der Absicht geschrieben, nach dem fliehenden Winter des Parlamentarismus, wenn auch in weiter Ferne und in ganz unbestimmbaren Formen, einen neuen Frühling anzukündigen. Bei uns werden viele dabei sein, den Parlamentarismus alten Schlages einzusargen, die nicht daran denken, in welchen Formen immer, wenigstens für das Reich, einen neuen zu schaffen.

Freunde und Gegner der Verfassung spielen heute mit dem Gedanken ihrer Abschaffung, ganz öffentlich, und mehr noch, wenn man unter sich ist. Es ist ganz leicht zu verstehen, warum es so ist. Wir haben die Verfassung nicht ganz ohne Kampf erworben, aber wir haben sie nicht geschichtlich bei uns selber ausgebildet, sondern nach fremdem Muster ziemlich rasch fertig nachgebildet erhalten und haben daher jene härteste Arbeit erspart, die die ersten Pfadfinder zu leisten hatten. Diese aber ist es, die den Sinn eines Volkes mit jeder Faser seiner Grundgesetze verbindet und durch die erst die Freiheit als kostbarer Besitz gefühlt wird. Man trennt sich leichter von dem, was man leichter erworben hat, oder glaubt es doch wenigstens so: „Der Herr hat die Verfassung gegeben, der Herr kann sie wieder nehmen", der Gedanke liegt bei uns nicht allzu ferne. Fragen wir uns einmal ernsthaft, was wäre heute schon aus unserer Verfassung geworden, wenn sie nicht an jene Ungarns angelehnt wäre und durch die ungestüme Kraft mitverteidigt würde, mit der die Ungarn ihre Volksrechte zu schützen wissen!

Wie heute so viele, denen das Schicksal des Vaterlandes am Herzen liegt, habe auch ich mir die Frage nach der Zukunft unserer Verfassung oft und oft vorgelegt, und ich mache kein Hehl daraus, daß ich gar häufig von einer Stimmung äußerster Verfassungsmüdigkeit oder Verdrossenheit erfaßt wurde, wie sie jetzt so verbreitet

ist — bis ich mir sagte, daß man zu einem festeren Urteil doch nur gelangen könnte, wenn man sich aus der Stimmung des Augenblickes zu reißen vermöge, die man von den Erregungen des Augenblickes — und die Ermüdung ist nur der Schatten der Erregung — niemals freihalten wird, bis ich mir sagte, daß es notwendig sei, um zu einem festeren Urteil über die Zukunft der österreichischen Verfassung zu gelangen, mit ruhigerem geschichtlichem Blick ihre Vergangenheit zu überschauen. Wir sehen zwar auch die Vergangenheit nie unbefangen an, aber an gewissen festen Ergebnissen, deren Richtung nicht zu verkennen ist, hebt sie sich doch klarer von dem dunkeln Untergrunde unserer Leidenschaften als die Gegenwart, in der wir aufgehen, und ihre Prüfung vermag das Auge für das Kommende doch einigermaßen zu schärfen. Auf diese Weise ist die folgende Arbeit entstanden, in der der Versuch gemacht ist, den Fragen unserer politischen Zukunft dadurch näherzukommen, daß die Geschichte unseres Verfassungslebens untersucht und an der von England und Deutschland gemessen wird.

Was ich zu sagen habe, kann ich in aller Kürze am besten dadurch zusammenfassen, daß ich meine Auffassung der Lamprechts gegenüberstelle. Für Lamprecht ist der Verfall des Parlamentarismus eine länger vorbereitete allgemeine Erscheinung, ich glaube, daß das, was da und dort „seit zwei Jahrzehnten" hervorgetreten ist, keinen allgemeinen Schluß zulasse, und daß wir uns am wenigsten für die Dinge in Österreich auf weltgeschichtliche Notwendigkeiten ausreden dürfen; für Lamprecht ist der Verfall des Parlamentarismus eine Alterserscheinung, ich glaube, daß der Parlamentarismus anderwärts die Last seiner Jahre noch recht gut zu tragen vermöge, und daß unser öffentliches Leben in Österreich im Gegenteile zu jung ist. Wir straucheln in den Falten der weiten Gewänder einer modernen Verfassung, in denen zu gehen wir noch nicht recht gelernt haben. Es sind Kinderkrankheiten, die wir durchzumachen haben, und das wäre in diesen besorgten Tagen wohl ein nicht geringer Trost, wenngleich die Erfahrung lehrt, daß schwächliche Konstitutionen auch an Kinderkrankheiten zugrunde gehen können.

Unsere Väter und Großväter, da sie von ihren Fürsten Verfassungen forderten, fragten sich nicht weiter, ob das Volk hiefür reif sei; sie hätten eine solche Frage gar nicht verstanden. Nichts schien ihnen einfacher als das parlamentarische Wesen, das sich in England so glatt vollzog, zu uns herüberzuverpflanzen: das Volk wählt seine besten Männer aus, und die besten Männer führen die Regierung.

Ich erinnere mich immer noch lebhaft eines Gespräches aus meiner Jugendzeit, das auf mich den tiefsten Eindruck gemacht und mir den ersten Stoff zu politischem Nachdenken gegeben hat. Es war in der Zeit, als man in Österreich eben daran zu zweifeln begann, ob man wirklich durchaus die besten Männer zu Volksvertretern auserlesen hätte, und der skeptische alte Herr, mit dem ich das Gespräch hatte, suchte mir begreiflich zu machen, daß es geradezu ein Ding der Unmöglichkeit sei, daß die große Masse bei ihren Instinkten sich mit freiem Willen den Würdigsten unterwerfen werde. Ich vermochte ihn damals theoretisch nicht zu widerlegen, ich konnte

nur auf die Erfahrung hinweisen, die uns zeigt, daß doch auch gute Wahlen gemacht werden. Seither glaube ich die verwickelte Psychologie der Volkswahl etwas besser verstehen gelernt zu haben. Ich habe meine Anschauungen hierüber bei einer anderen Gelegenheit veröffentlicht und werde in den folgenden Zeilen ab und zu den Gegenstand wieder zu streifen haben; an dieser Stelle möchte ich mir mit einigen knappen Worten genügen lassen.

Es ist richtig, die Masse, rein auf sich selbst gestellt, wird aus ihren Tiefen niemals die Besten an die Spitze stellen, es müssen schon Gute und Bessere vorher in die Höhe gekommen sein, die die Masse respektiert, und damit es so weit komme, braucht es meist langer Zeit und harter Schule in bitterer Erfahrung. Das Parlament ist der höchste krönende Aufbau der Selbstregierung, der einen ausgedehnten Unterbau der Selbstverwaltung und der persönlichen Selbstbeherrschung voraussetzt, für welchen nur der Gebrauch der Freiheit die Vorbedingungen schaffen kann. Der Polizeistaat hat seine Bürger daraufhin erzogen, daß sie möglichst bequem zu regieren waren, und das ist die schlechteste Vorbereitung dazu, sich selbst zu regieren. Mit einer Verfassung, die einem unterwürfigen Volke, einem Volke ohne die Instinkte der Freiheit geschenkt wird, hat es gute Wege, ehe sie zu Kraft und Leben kommen kann.

Unsere Heimat, deren politisches Leben noch so wenig zur Reife gediehen ist, hat den Ruhm eines musikalischen Lebens, das für die Welt die herrlichsten Schöpfungen der klassischen Periode gezeitigt und das noch in unseren Tagen einige der köstlichsten Nachblüten hervorgebracht hat. Hieran vermag der Österreicher und vermag zumal der Wiener, der mitwirkend und genießend mitten darin steht, zu ermessen, wie es sich in einem gesund pulsierenden öffentlichen Leben fühlt und was uns im Staatsleben gebricht; denn jede weitverbreitete Kunstübung ist eine Äußerung der Öffentlichkeit, ist eine gesellschaftliche Leistung im wahrsten Sinne, so gut wie irgend eine, und trägt ihre wesentlichsten Züge an sich. Die Begabungen sind unter die Völker sehr verschieden verteilt, gar manche Nation, deren politische Überlegenheit wir rückhaltlos anerkennen, belächeln wir, wenn wir ihre Unfähigkeit wahrnehmen, künstlerisch hervorzubringen, ja auch nur künstlerische Hervorbringungen zu beurteilen. Mit scharfem Auge bemerken wir, daß wenn sie unsere Heroen bewundern, sie dies nur nachahmend und ohne echte Leidenschaft tun, und daß es nur falsche Götzen sind, die sie selber auszuwählen verstehen. Wir haben bei uns und in uns dasjenige, was zur Blüte der musikalischen Kunst ganz unerläßlich noch darüber hinaus erfordert ist, daß der große Künstler geboren und an seinen Vorbildern in die Höhe gewachsen ist, dasjenige was das Publikum seinerseits hinzugeben muß: auf dem Untergrund volkstümlich verbreiteter Begabung eine Fülle von begierigen, geschulten und durch persönliche Übung urteilsfähig gemachten Hörern, mit mannigfacher Vorsorge für den Unterricht in allen Graden, mit zahlreichen kleineren und größeren Verbänden zur Pflege der Musik, alle in lebendigem Zusammenhang unter sich, jeder kleine Kreis von dem beraten, den die Teilnehmer als den Kundigsten herausfühlen, diese Ratgeber wieder von andern geleitet, deren feinerem Kunstgefühl sie

sich unterordnen — das Ganze in einer Art Verfassung zusammengehalten, in einer hierarchischen Ordnung zu einem Musikstaat vereinigt. An seiner Spitze stehen die aus freier Wahl bezeichneten Besten, die die geläuterte innerste Zustimmung der Kenner bezeichnet, die der allgemeine jubelnde Zuruf der begeisterten Hörerschaft bestätigt hat und die von ihren Thronen aus die schönste Pflicht des Führers üben, das Volk zu erhöhen, indem sie ihm die dunkeln Eindrücke, welche sie selber aus seinem Wunderschatz empfangen haben, in geklärter Meisterschaft zurückgeben. Das gereifte Publikum faßt nicht selten mit einem fast schöpferischen Vermögen auf den ersten Eindruck hin die kühnsten Neuerungen auf, mit denen es das Genie überrascht, aber wenn es in anderen Fällen auch nicht sogleich folgt, sondern zuerst verwirrt abwehrt, so hat es doch die Fähigkeit in sich, sein Urteil zu verbessern, da man sich beim ersten Eindruck nicht beruhigt, da man alles noch in sich austrägt, das Täuschende später verwirft und das Echte allmählich erkennt und weiterverbreitet. Nur ein kunstfreudiges Volk konnte einen Beethoven begreifen und in seiner Entwicklung verfolgen, in einem Lande des nüchternen Geschäftes, der kühlen Politik, wäre sein Genie unerkannt verblüht und verdorrt.

Für seinen Musikstaat braucht Wien und Österreich nicht erst eine Verfassung zu schreiben, weil sich die feste Ordnung aller Beziehungen von selbst herstellt — nebenbei gesagt, ohne durch nationale Schranken beirrt zu werden.

Ebendieselben glücklichen Bedingungen besitzt England für sein parlamentarisches Leben. Seine politische Verfassung ist, äußerlich genommen, weit mangelhafter als die unserige, deren wichtigste Grundgesetze, in Paragraphen geordnet, unter einem und demselben Datum sanktioniert, im Reichsgesetzblatte sauber abgedruckt beisammen stehen, und nur durch wenige spätere, ebenso sauber abgedruckte Gesetze ergänzt sind. Dafür besitzt das englische Volk von Natur und durch die Schulung der Jahrhunderte — und freilich nun auch begünstigt durch glückliche äußere Umstände, die es sich durch die Arbeit der Jahrhunderte gesichert hat — dafür besitzt das englische Volk die Fähigkeit, die sich aus dem Reichsgesetzblatte nicht erlernen läßt, von seiner Verfassung einen guten Gebrauch zu machen, aus seinen politisch erfahrensten Männern durch die Urwahlen ein gutes Parlament und durch die Haltung der Parteien im Parlament eine kräftige Regierung zu bilden. Nicht jeder Engländer ist ein geborener Staatsmann, aber das Volk hat politischen Instinkt, es erzeugt eine reiche Zahl von politischen Arbeitern und Denkern aller Grade, und von der Masse hinauf durch die Reihen der Unterführer und Führer bis zu den höchsten Leitern und wieder zurück geht jene Verbindung, durch welche allein gesellschaftliche Leistungen zustande kommen: die Bedürfnisse und Kräfte der Masse werden von den Leitern erkannt, vorausgesehen, gesichtet, gehoben — die Nation antwortet, indem sie den leitenden Staatsmännern ihr Vertrauen schenkt, und die Verbindung ist so enge, daß sie die stärksten Proben aushält. Wie sich in den Ursprungsländern der musikalischen Entwicklung aus dem Volksgesang die höheren Kunstformen der Musik entwickelt haben, die wieder volkstümlich geworden sind, so dort aus den

politischen Instinkten der Nation eine tiefsinnige und tatkräftige Staatskunst, die auf die weitesten Ziele gestellt ist und der die Nation vertrauend Folge leistet.

Sieht man genauer zu, so wird man finden, daß das englische politische und das englische gesellschaftliche Leben enge verbrüdert sind. Aus denselben Klassen, die dieses beherrschen, werden auch die staatlichen Repräsentanten des Volkes gewählt. Der grundbesitzende Adel hat hier und dort entscheidenden Einfluß. Von der leitenden Stellung, die er früher durch sein ständisches Recht hatte, hat er tatsächlich einen ansehnlichen Teil auch heute noch erhalten, den er kraft seines Ansehens und seiner erfolgreichen öffentlichen Wirksamkeit durch das Vertrauen seiner Mitbürger in den Wahlen immer wieder bestätigt empfängt, freilich so, daß an seine Seite Vertreter aller der Kreise hinzugetreten sind, die seither sonst noch gesellschaftliche Geltung erworben haben. Die tiefgehenden politischen Gegensätze, die sich auf dem Kontinente finden, sind in England zum Teil niemals so stark hervorgekommen, teils sind sie geschichtlich bereits überwunden, teils sind sie wenigstens gemildert. Es gibt keinen Militarismus und daher keinen Kampf gegen ihn; die Armee, längst nicht im Bürgerkrieg verwendet und auch nicht mehr zu unfruchtbaren Kriegen gegen den Kontinent berufen, ist ein produktives Werkzeug zur Ausbreitung der Macht des Mutterlandes in den Kolonien. Die Kirche ist nicht nur volkstümlich, sondern versammelt auch die Gebildeten in ihren Gotteshäusern. Selbstverständlich, daß es nicht an schweren politischen Kämpfen fehlt, aber in der Liebe zum Reich, in dem eifersüchtigen Streben nach Behauptung seiner Macht, wie in der Hochhaltung von bürgerlicher Freiheit und Kultur sind alle großen Parteien einig; die Iren, in äußerster Opposition, sind nur eine geringe Minderzahl, die Arbeiter sind nicht eigentlich als politische Partei organisiert. Die politischen Parteien sind der Hauptsache nach in den bekannten beiden großen Gruppen zusammengefaßt, deren eine immer an der Regierung ist, deren andere sich dann in der Opposition befindet, aber stets regierungsfähig bleibt. Es ist nicht ganz leicht, die beiden Parteien zu charakterisieren. Für den Festländer verschwinden ihre Unterschiede fast ganz, sie vertreten beide gewisse Schattierungen des englischen Lebens, gewisse Seiten des englischen Nationalcharakters, wie ihre Führer in beiden Lagern, Gladstone oder Salisbury, Vollblutengländer sind. Mit unseren Rechts- und Linksparteien haben sie doch nur wenig gemeinsam, die einen ließen sich nicht als „Dunkelmänner“, die anderen nicht als „Judenliberale“ bezeichnen. Jede Partei sucht die politischen Talente des Landes in ihren Dienst zu ziehen und sorgt für ihren Nachwuchs. Sie organisiert die Wahlen und leitet ihre Anhänger, wie in den einzelnen Fragen der Politik, so insbesondere auch bei diesem entscheidenden Anlasse. Das Wahlrecht des Bürgers hat seine Hauptbedeutung dadurch, daß er zwischen den Bewerbern zu entscheiden hat, die ihm die beiden Parteien empfehlen, und daß er dadurch den Ausschlag gibt, welche Partei an die Regierung zu kommen, welche in die Opposition zu treten habe.

Ich wollte mit diesen Worten der Bewunderung für englische Einrichtungen, die jetzt etwas aus der Mode gekommen ist, nicht das Wort reden. Meine

Absicht war zunächst nur die, das Bild der dortigen tatsächlichen Verhältnisse zusammenzufassen, um das der kontinentalen davon abzuheben.

Auf dem Kontinent haben sich die Dinge ganz anders entwickelt. Alle Kontinentalstaaten sind als Militärstaaten groß geworden, die sich in endlosem Ringen aus inneren Zwisten gebildet und gegeneinander gemessen haben. Die Familien, die die längste Reihe siegreicher Kleinfürsten gestellt haben, haben die großen Fürstenthrone bestiegen, und sie haben sie zu behaupten vermocht, wenn sie außerdem den Beruf zur inneren Verwaltung besaßen. Der Militärstaat wurde nach und nach Beamtenstaat, die Fürstenmacht erhielt im Beamtenkörper einen zweiten Unterbau. Der Regierung und ihrem Kreise, dem Hofe, dem Adel, der herrschenden Kirche stand das beherrschte „Volk" gegenüber. Durch diesen Gegensatz ist das Schicksal des Parlamentarismus auf dem Kontinent entschieden worden; es ist nach mancherlei, nicht selten revolutionären Schwankungen, in den einzelnen Staaten danach bestimmt worden, wie eben die Kräfte zwischen Regierung und Volk verteilt waren. In Frankreich, wo man den Grundsatz der Volkssouveränität ausgebildet und am eifersüchtigsten gewahrt hat, hat der parlamentarische Gedanke über die konstitutionelle Monarchie hinüber zur Republik geführt, in anderen Ländern, wo man sich an den englischen Typus halten wollte, ist er dadurch, daß Volk und Adel nicht, wie in England, verbunden waren, umgewandelt und in eine mehr demokratische Richtung gedrängt worden. Wiederum anderwärts hat die Regierung ihr überliefertes Übergewicht besser zu behaupten vermocht und der konstitutionelle Gedanke wurde darauf beschränkt, daß ihr und ihrem Übergewicht ein volkstümliches Gegengewicht im Parlamente geboten werden sollte, stark genug, um einen gewissen Ausgleich zu schaffen; das Parlament sollte die Regierung nicht bilden, es sollte sie nur kontrollieren und ihr eine volksfeindliche Richtung unmöglich machen. Sich in dieser Weise den Verhältnissen anpassend, hat der Gedanke des Parlamentarismus die kontinentalen Monarchien von Westen nach Osten bis zu den Grenzen des russischen Reiches durchzogen, an dessen Pforten er heute Einlaß sucht.

Es liegt nicht in meinem Plane, genauer den mannigfachen Wandlungen nachzugehen, die der Parlamentarismus in den einzelnen kontinentalen Staaten erfuhr. Für die Zwecke meiner Darstellung genügt es, wenn ich in Kürze die Gestaltung beschreibe, die er im Deutschen Reiche und vorher in Preußen erhalten hat, da der Maßstab für die Verhältnisse Österreichs zunächst wohl in Deutschland gesucht werden muß, mit dem es durch uralte geschichtliche Gemeinschaft und die Stammesverwandtschaft eines großen Teiles seiner Einwohnerschaft auf das engste verbunden ist.

In Deutschland hatte die Revolution von 1848 dem parlamentarischen Gedanken eine stark demokratische Richtung gegeben. Nicht nur die Republikaner, auch die monarchisch gesinnten Demokraten forderten für das Parlament das Recht wie in England, die Regierung zu bestimmen. Das demokratische Prinzip wurde theoretisch selbst nach Niederwerfung der Revolution noch weiter verfochten und

ist endgültig erst durch das machtvolle Auftreten Bismarcks zur Seite geschoben worden. Bismarck stellte der doktrinären liberalen Anschauung über die Quellen der Staatsmacht seine realpolitische gegenüber, und der Erfolg, dieses einzige Beweismittel aller Politik, gab ihm Recht. Als er das Problem der Reichseinigung gelöst hatte, hatte er das Volk überzeugt. Er ging noch weiter, auf das Ursprungsgebiet des Liberalismus, auf die wirtschaftliche Politik. Nachdem er das Reich begründet hatte, begann er Volkswirtschaftslehre zu studieren, und da er fand, „daß die Lehrbücher zwar ganz plausibel zu lesen, aber zu nichts zu brauchen seien", machte er seine eigene Wirtschaftspolitik, er warf die Freihändler über den Haufen und gab durch seine Schutzzollgesetzgebung, durch die Sozialgesetzgebung und die Kolonialpolitik die Richtungen, in der sich die Kräfte des neuen Reiches entwickeln konnten. Auch hierin fand er weithin im Volke Zustimmung. So hat er den Streit über die Abgrenzung der Sphären von Regierung und Parlament durch die zwingende Gewalt des Erfolges zugunsten der ersteren entschieden und konnte den Triumph erleben, die tatsächlich gewonnene Entscheidung durch den berühmten Erlaß Kaiser Wilhelms auch theoretisch gegen Verdunklung zu schützen.

Wenn wir uns nun fragen, welches die letzten Gründe sind, warum in Deutschland, mit all seiner Kultur, mit seinem gebildeten Volk, mit seinen Dichtern und Denkern, der Parlamentarismus doch nicht so weit gediehen ist als in England? Ich glaube, die Antwort ist ganz richtig durch die bekannte Formel gegeben, Deutschland sei für den Parlamentarismus noch nicht so reif gewesen. In Deutschland waren noch geschichtliche Aufgaben zu lösen, die in England schon Jahrhunderte vorher gelöst worden waren und die ihrem Wesen nach außerhalb der natürlichen Sphäre des Parlamentes liegen. Vor allem war das Reich erst zu einigen; Völker einigen sich nicht von selbst, sie müssen fast immer durch Gewalt geeinigt werden, und die parlamentarischen Volksvertretungen sind daher nicht das berufene Organ zur Einigung. Die Mittel der Gewalt zu gebrauchen, Blut und Eisen, ist alte fürstliche Prärogative, im Felde wie im Rate der hohen Politik kann nur ein Herr entscheiden. Dann war das neue Reich aus der schwächlichen, schablonenhaften Wirtschaftspolitik der Mittel- und Kleinstaaterei in die große, neuartige eines jungen Weltstaates zu leiten, dazu bedurfte es wiederum einer starken Hand.

Vor allem aber müssen wir die geschichtlich überlieferte außerordentliche Macht des preußischen Königtums in Rechnung stellen. Die Macht der geschichtlichen Überlieferung gehört zu jenen übergroßen gesellschaftlichen Kräften, für die den meisten Menschen die rechte Schätzung mangelt, weil sie den Fehler begehen, auf die Geheimnisse des Massenlebens einfach aus den Tatsachen des Einzellebens zu schließen, die ihnen vertraut sind. Um die Macht der Massengewohnheit richtig anzuschlagen, muß man erwägen, wie sehr die Macht, die die Gewohnheit schon über den einzelnen hat, dadurch erhöht werden muß, daß jeder einzelne in seinem persönlichen Beharren durch den allgemeinen Beharrungszustand bestärkt wird; wenn er

selber schon geneigt wäre, nachzugeben, so wird er sich doch noch immer gebunden fühlen, solange er weiß, daß die anderen noch nicht nachgegeben haben, die sich alle ebenso gebunden fühlen, weil jeder sich immer durch die ganze Masse der übrigen überwältigt glaubt. Oder mathematisch ausgedrückt, die Massengewohnheit ist nicht ein bloßes Vielfaches der Einzelgewohnheit, sie ist ihre Potenz, deren Exponent mit der Größe der Masse steigen muß. Ehe man über die Macht des Hergebrachten in einem großen Staate hinwegkommen könnte, müßte erst die wechselseitige Verständigung der Millionen über die Abschaffung des Alten und wohl auch noch über die Einführung irgend eines Neuen vollzogen sein, jede Verständigung unter Millionen aber ist ein gesellschaftliches Wunder, so groß, daß es überhaupt nicht gelingen kann, wo nicht die Macht der Zeit mit im Bunde ist, durch welche, ähnlich wie bei den wunderbaren großen Schöpfungen der Natur, ganz allmählich unmerkliche Anfänge durch unmerkliche Fortschritte ins Riesenhafte wachsen. Alles Neue, selbst das Beste braucht daher seine Zeit, um zu den Millionen durchzudringen, es braucht um so längere Zeit, als das herrschende Alte immer auch die Herrschaft über die Bahnen der öffentlichen Mitteilung hat, an deren Erkämpfung sich die Kraft des Neuen oft schon erschöpft. Ein paar Grübler mögen sich unter sich und mit ein paar Dutzend oder ein paar hundert Anhängern leicht über eine einheitliche Weltsprache einigen, aber ihre Mühe ist umsonst, solange ihnen die Kraft fehlt, die Welt zu bekehren, die in ihren tausend Sprachen weiterspricht, so wie sie an allen Orten die Kinder von ihren Müttern erlernen. Ebenso übernimmt jede neue Generation von den Vätern in den Bahnen der täglichen Anschauung die Vorstellung des geschichtlichen Staates und der öffentlichen Einrichtungen. Darum vererben sich die geschichtlichen Individualitäten der Völker selbst in ihren erworbenen Eigenschaften durch eine Art geistiger Zeugung, die Söhne und Enkel der Preußen, die im Lande aufwachsen, werden in ihrem Staatsgefühl wiederum Preußen; neue Vorstellungen über die öffentlichen Dinge verbreiten sich nur, wenn neue Verhältnisse oder neue Volksschichten aufkommen, die mit den alten durch die tägliche Übung nicht mehr so fest verbunden sind. Durch die Geschichte Preußens und die Regententugenden des Hauses Hohenzollern hat sich die patriarchalische Königsidee dem Volke tief eingelebt, wogegen in England die Überlieferung des Königtums von Gottes Gnaden ein Jahrhundert lang durch die allzu menschlichen Ereignisse erschüttert wurde, die von dem Tode der jungfräulichen Königin Elisabeth bis zur Berufung des Hauses Hannover die regelmäßige Thronfolge unterbrachen. Auch in Preußen kam eine neue Zeit, in der sich die patriarchalische Königsidee überlebt hatte, welche sich nur noch mit den Interessen der kleinen privilegierten Gesellschaft ungestört verband; die aufkommende neue bürgerliche Gesellschaft war ihr langsam entfremdet worden, weil sie von ihren bürgerlichen Interessen aus in zahlreiche Reibungen mit den überlieferten Richtungen des Staates geriet, ohne ihren Wünschen nach Abhilfe Ausdruck geben zu können oder durch einen Anteil an der Staatsmacht entschädigt zu werden. Wenn auch immer noch

durch tausend Fasern mit dem alten Staate zusammenhängend, konnte sie sich an seinem Grundgedanken nicht genügen lassen, mit dem sich ihre täglichen Erfahrungen nicht mehr gut verbanden. Mit jenem Teile ihres Bewußtseins, der unter der Schwelle der öffentlichen Aussprache blieb, immer noch altpreußisch, gab sich die Mehrzahl des Bürgertums in ihrer öffentlichen Meinung einer neuen demokratischen oder selbst republikanischen Staatsidee hin, die ihr, nach der gereizten Stimmung der Zeit, theoretisch besser zusagte. Bismarck hat sie mit der führenden Stellung des Königtums wieder versöhnt, er hat ihr bewiesen, daß dieses immer noch über die Mittel der großen politischen Erfolge verfüge, daß die vom König eingesetzte Regierung immer noch ihr Geschäft in überlegener Weise verstehe, daß die volkstümliche Einmischung in die hohe Politik, mehr durch Wunsch und Neigung als durch sichere Sachkenntnis bestimmt, fast überall die Spuren des Dilettantismus an sich trage, und vor allem hat er ihr bewiesen, daß sie bei all ihrer Unzufriedenheit dem Königtume ergebener war als sie es selber wußte. Dabei hielt er immer daran fest, daß vom grünen Tische allein nimmermehr regiert werden könne, und daß dem Volke der Anteil am Regiment, zu dem es berufen ist, rein erhalten bleiben müsse. Auf dieser Grundlage wurde das Neue und das Alte versöhnt und im Rahmen der Verfassung lebte die geschichtliche Königsidee in frischer Stärke wieder auf. Als wirklich unversöhnter Rest ist fast nur die sozialdemokratische Arbeiterpartei zurückgeblieben, mit einer eigenen neuen Welt von Interessen und Ideen, über deren Verbindung mit der herrschenden Anschauung erst die Zukunft die Entscheidung bringen wird.

In einem Staate wie Preußen ist das Volk in Wahrheit nicht nur durch die „Volksvertretung", sondern auch noch durch das Königtum und die von diesem beauftragte Regierung vertreten. Jede dieser beiden Vertretungen hat ihre besondere Aufgabe, so daß ihr Zusammenwirken Lücken auszufüllen und einseitige Übertreibungen zu verhüten vermag. Von den beiden Vollmachten ist die des Königs weitaus stärker als die der gewählten Vertreter — samt der ihnen beigegebenen ersten Kammer, die man bei einer Darstellung, welche nur die realen Werte schildern will, ohneweiters vernachlässigen kann. Die Vollmacht des Königs ist sachlich uneingeschränkt, sie lautet auf das ganze Gebiet der Staatsaufgaben, die des Parlaments geht nur auf einen bestimmten Ausschnitt. Dem König fällt die Vertretung im Sinne der Repräsentation ganz allein zu, unter der Kontrolle des Parlaments übt er die Vollzugsgewalt aus, die Leitung der geschichtlich fest gewordenen Einrichtungen; in die gesetzgebende Gewalt, die Beschlußfassung über das neu zu Schaffende teilt er sich mit dem Parlament. An der theoretisch schwer zu bestimmenden Grenze, wo die königlichen Gerechtsame mit denen des Parlamentes ineinanderfließen, behält der König tatsächlich überall die Oberhand; die entscheidende Machtprobe zeigt sich darin, daß das Parlament ihm seine Minister nicht aufzuzwingen vermag, sondern daß er sie frei von dort nimmt, wo er sie findet. Hiedurch gewinnt er die entscheidende Mithilfe der großen Talente, des Genies,

denn nur er vermag ihnen den Raum zu schaffen, auf dem sie ihre Kraft gebrauchen können — was wäre Wilhelm gewesen, falls Bismarck auf der Seite des Parlamentes den geschichtlich vorbereiteten Boden für seine Arbeit gefunden hätte? Durch seine Minister hat der preußische König die Führung des Parlamentes, durch seine Minister beherrscht er den gewaltigen Beamtenkörper, der Oberbefehl über die Armee ist ohnedies sein einspruchsloses Vorrecht. Kein Zweifel, bei der Bildung des Staatswillens wirkt sein von seinen Ratgebern unterstützter Wille am stärksten!

Es könnte nicht so sein, wenn nicht die Kraft, aus der sein königliches Recht fließt, bei weitem die stärkste wäre. Das preußische Königtum hat den Titel der geschichtlichen Auslese für sich, die volle Probe des Erfolges von Jahrhunderten, die ererbte Anerkennung des ganzen Volkes, die schon durch die bloße Massengewohnheit eine solche Macht geworden ist, daß der geschichtliche Ursprung der königlichen Vollmacht gar nicht weiter in Frage kommt. Was bedeutet gegenüber einer solchen überwältigenden Äußerung des Volkswillens der Titel, den der einzelne Abgeordnete für sich geltend machen kann, die Wahl durch die Wähler eines Bezirkes oder eigentlich bloß durch die Mehrheit der abstimmenden Wähler des Bezirkes? Was bedeutet dagegen selbst der Titel, auf den sich das ganze Abgeordnetenhaus zusammen berufen kann, die Wahl durch das Volk, das sich in seinen so und so vielen widersprechenden Parteien selber widerspricht?

Die Wahl als solche ist überhaupt gar nicht jener klare Ausdruck des Volkswillens, als den wir sie aufzufassen pflegen. Die Wahl, die ein politisch ungeschultes Volk vollzieht, geschieht auf bloße Erwartungen hin, die man sich von Bewerbern macht, welche man noch gar nicht an der Arbeit sehen konnte, auf bloße Versprechungen hin, die diese geben, und die aus der Stimmung des Augenblicks gegeben und beurteilt werden. Es ist darum auch ganz passend, daß die Vollmacht, welche durch die Wahl gegeben wird, zeitlich sehr nahe beschränkt ist, auf einen Sessionsabschnitt von verhältnismäßig kurzer Dauer. Das Vertrauen zum Gewählten kann nicht unter allen Umständen so groß sein, um ihn für lange oder gar für immer in sein Amt einzusetzen, das Vertrauen des Volkes zu sich selber, daß die Stimmung, in der es gewählt hat, beständig andauern werde, wird nicht groß genug sein. Ein Königtum wie das preußische ist auf zuverlässigerer geschichtlicher Grundlage errichtet, und seine Vollmacht ist daher zeitlich unbeschränkt; nur lange fortgesetzter Mißbrauch könnte das angesammelte Kapital des Vertrauens vergeuden, das durch Zins und Zinseszins fast ins Unberechenbare angewachsen ist.

Wenn ein politisch gereiftes Volk wählt, so ist seine Wahl nicht mehr bloße Wahl, sondern sie wird eben auch durch geschichtliche Auslese mitbestimmt, ja hauptsächlich bestimmt, das Volk wählt auf Vorschlag von Parteien, die gleichfalls die Probe der Geschichte für sich haben, und bestätigt in den einzelnen Abgeordneten, die es von Session zu Session wählt, die dauernde Herrschaft der Partei, welche bleibt, während die Mitglieder wechseln. Wahlen glücklich vollziehen, aus denen durch das Medium des Parlamentes endlich die Regierung selber hervorgeht, wird

ein Volk erst gelernt haben, wenn die geschichtlichen Verhältnisse es fügen, daß die Parlamentsparteien die Regierung selber übernehmen mußten, und daß sie volle Zeit hatten, sich an der Regierung zu erproben, so wie dies den großen Parteien in England gegönnt war. Solche Parteien, ob in der Regierung, ob in der Opposition, werden zu herrschenden Mächten von geschichtlicher Geltung, die sogar der Volksfreiheit kaum minder gefährlich werden können als anderswo die Macht des Monarchen, falls sich das Volk nicht durch seine Tüchtigkeit zu verteidigen weiß, die überall sein eigentlicher Schutz bleibt.

In Preußen und ähnlich nun auch in Deutschland sind die Parteien durch die überragende Stellung der Regierung so in den Schatten gestellt, daß sie selbst die Befugnisse, die ihnen verfassungsgemäß zugewiesen sind, nicht voll ausüben. Sie ringen mit der Regierung nicht mehr um die entscheidende Machtstellung, sie haben den Ehrgeiz aufgegeben, parlamentarische Ministerien zu bilden, sie vernachlässigen ihr Recht der Antragstellung, sie überlassen die hohe Politik im wesentlichen dem Ermessen der Regierung und wenden sich selber mehr den näheren Interessen der einzelnen Volksgruppen zu, die jede von ihnen vertritt, vor allem den wirtschaftlichen Interessen; durch diese werden sie hauptsächlich ausgefüllt, nach ihnen grenzen sie sich hauptsächlich voneinander ab. Auf diese Weise sind die kleinen Parteien von heute, die Fraktionen, entstanden, über welche Bismarck so viel zu klagen hatte und die doch nur eben deshalb so klein und so zersplittert sind, weil die Regierung so groß und mächtig gewachsen ist. In den Anfängen des Verfassungslebens — das betrifft mehr das alte Preußen als das Reich — hatten sich zwar große Parteien gebildet, durch das gemeinsame Interesse des Verfassungskampfes und dann der Entwicklung der Reichseinrichtungen zusammengehalten, aber sobald diese Bildungen abgeschlossen waren, zerfielen die großen staatsrechtlichen Parteien in die kleineren Fraktionen, deren jede ihren Brennpunkt in engeren Klasseninteressen hat. Es ist ein Irrtum, hierin ein Zeichen des Verfalles zu sehen, den Anfang vom Ende des Parlamentarismus; viel eher könnte man vom Ende des Anfanges sprechen, die erste Periode klingt aus, in der das Parlament von seinen Rechten einmal Besitz ergriffen hat, und eine zweite folgt nun auf sie, in der es sich sodann mit dem Volke lebensvoller verbindet. Eben jene Bildungen, welche Lamprecht für Deutschland als die Totengräber des Parlamentarismus bezeichnet, „Katholizismus, Sozial- und Wirtschaftsverbände der Großunternehmer, Gewerkschaften des vierten Standes, Bund der Landwirte", sie sind es, durch die er sich fester an den Volksboden ansaugt, sie stützen ihn, weil sie ihm die kräftigen Wurzeln geben, die er braucht, um gesund in die Höhe zu treiben. Während die ersten staatsrechtlichen Parteien in Deutschland mehr aus theoretischen Anschauungen über den Staat hervorgingen, in denen sich das Volk über sich selber täuschte, sind die neuen Fraktionen wurzelechte Parteiungen, durch den sicheren Instinkt nahe vertrauter Interessen geleitet; an ihnen lernt das Volk, auf seine Weise Realpolitik übend, seine verfassungsmäßigen Rechte gebrauchen, weil sie alle zum Wahlkampf und zum

gemeinsamen Plane des Parlamentes hindrängen, um sich eine gegen die andere zu messen, eine vor der anderen zu behaupten. Vorläufig freilich noch enge auf sich beschränkt, werden sie sich dereinst in gemeinsamer Arbeit vielleicht zu größeren Körpern zusammenfinden. Darüber, wie sich die parlamentarischen Rechte, die die geschriebene Staatsverfassung zusichert, in die Wirklichkeit umsetzen, entscheiden die durch kein Machtwort zu ersetzenden lebendigen Verfassungen der Parteien, d. h. die Beziehungen, welche sich zwischen den Massen und den Führern je nach ihren Gaben und nach den geschichtlichen Leistungen hergestellt, haben. Eine solche lebendige Verfassung hat unser einheimischer „Musikstaat", eine lebendige, zu voller Kraft erwachsene politische Parteienverfassung hat England; in Deutschland befinden sich die politischen Parteiverfassungen, bei aller Macht des öffentlichen Lebens, doch erst in verheißungsvollen Anfängen.

Die Klärung der Verhältnisse in Deutschland, die durch Bismarck bewirkt worden ist, hat das politische Denken überall gereift. Deutlicher als je sehen wir es jetzt ein, daß die Regierungsform und daß auch die parlamentarische Regierungsform ihren Inhalt immer nur von den tatsächlichen — und das heißt denn namentlich von den geschichtlich bedingten — Umständen empfangen kann. Wie der englische Parlamentarismus, so ist das preußisch-deutsche konstitutionelle Fürstentum an seinem Platze berechtigt und gesund, weil jede von den beiden Formen in Übereinstimmung mit den Wirklichkeiten ihres Landes ist. Hier eröffnet diese, dort jene den Weg dazu, die vorhandenen Kräfte am wirksamsten auszunützen und die besten Männer an die Leitung zu bringen. In England ist der hohe Adel samt der übrigen herrschenden Gesellschaft mit dem Volke in einem geschichtlichen Bündnisse, für das er die leitenden Männer stellt, das im Parlamente seinen Ausdruck hat, und das, bei aller Ehrfurcht vor dem König, tatsächlich über die Geschicke des Landes entscheidet. In Preußen-Deutschland ernennt der Fürst von der Höhe seiner geschichtlichen Stellung die leitenden Männer und besitzt, von ihnen getragen, die Übermacht gegenüber dem Parlamente, welches sich nach seinem Kräftegehalt damit bescheiden muß, die Regierung zu kontrollieren.

Welches ist die Regierungsform, die bei uns in Österreich die vorhandenen Kräfte zum vollsten Akkord einigen wird? Welcher Stimme kommt es bei uns zu, den Grundton anzugeben?

Ich glaube, der Schluß liegt nahe, daß sich bei uns eher die deutsche als die englische Form eingebürgert haben sollte. Man möchte doch meinen, daß die Summe der Geltung, die das kräftige Bürgertum in Deutschland erworben hat, die äußerste Grenze bezeichnen sollte, bis zu welcher die Kraft des Parlamentes bei uns zu gelangen vermochte. Es ist aber anders gekommen. Fast aus der Wiege heraus wurde das österreichische Parlament zur Regierung berufen und es hat sie durch die aus ihm gebildeten Ministerien einige Zeit mit so kraftvoller Entschiedenheit geführt, daß es schien, als wäre es ihm vom Schicksal gegönnt, ohne Lehrjahre

gleich zur vollen Reife zu wachsen. Indes, der Schein hat getrügt. Was uns zuerst erspart war, ist uns in der Folge voll aufgebürdet worden und hat uns dafür mit um so größerer Schärfe getroffen, etwa wie eine Krankheit, die ein Kind leicht trägt, für den Erwachsenen mitunter weitaus empfindlicher wird. In den Wirren, in denen wir uns heute befinden, holt der österreichische Parlamentarismus seine Lehrjahre nach.

Die wirtschaftliche und technische Bedeutung der neuen Alpenbahnen Österreichs.

Vom Hochschulprofessor dipl. Ing. Alfred Birk in Prag.

Das große Alpengebiet, das die Eisenbahn von Wien nach Triest im Osten und die Eisenbahn von Kufstein nach Ala im Westen begrenzen, und das auf der Bildfläche der Wandkarte eine größte Breite von rund 320 km zwischen Marburg und Bozen erreicht — dieses große Gebiet, das von der Donau bis zur Adria reicht, wird in seiner ganzen Länge von Nord nach Süd von keinem Schienenpfade durchquert. Zwei der bestehenden Alpenbahnen folgen den Längsfurchen der Ostalpen: die eine zwischen den nördlichen Kalkalpen und den Zentralalpen, die andere an der Grenzlinie zwischen den Zentralalpen und den südlichen Kalkalpen. Von der nördlichen Furchenlinie streben Zweigbahnen über die Pässe und durch die Täler der nördlichen Kalkalpen zum Donautale und dem jenseits liegenden Bahnnetze. Eine direkte Verbindung mit dem Schienenwege der südlichen Längsfurche besteht noch nicht; der massige Stock der Zillertaler Alpen und der Hohen Tauern bildet ein mächtiges Hindernis; nur an der östlichen Grenze des Gebirgszuges, am Auslauf der Niederen Tauern geht von St. Michael aus, also von der östlich gelegenen Querlinie über die Alpen, ein Schienenpfad zur nördlichen Alpenfurche und ein zweiter südlich über den niederen Neumarkter Sattel, um sich in zwei Punkten an die Bahn der südlichen Längsfurche anzuschließen. Von dieser Bahn ziehen zwei Linien ins südliche Alpengebiet; die eine durchquert es an der schmalen Stelle zwischen den Karnischen Alpen und den Karawanken, die andere sucht das Tal der Save auf und eint sich in Laibach mit der großen Alpenquerbahn im Osten. Auch einige Bahnen örtlicher Bedeutung streben mehr oder weniger tief in das Gebirgsmassiv; für den Weltverkehr kommen sie kaum in Betracht.

Wenn man sich dieses Bild unseres Alpenbahnnetzes vergegenwärtigt, so erkennt man deutlich die fühlbare Lücke in diesem Netze und die hervorragende Bedeutung eines Schienenweges, der diese Lücke auszufüllen bestimmt ist, indem er die Hauptlinie der nördlichen Längsfurche in kürzester Richtung über jene der südlichen Längsfurche hinweg mit Triest verbindet. Triest ist ja für Österreich das Tor zum Meere, und was der freie und eigene selbständige Weg zum Meere für Österreich bedeutet, das zu betonen oder zu erläutern erscheint mir hier ganz überflüssig. Seit

Jahrzehnten ist man in allen maßgebenden Kreisen bemüht, den Handel Triests im wohlverstandenen örtlichen und staatlichen Interesse zu beleben, und ist man bestrebt, alle jene Grundbedingungen zu schaffen, welche die kraftspendenden Wurzeln Triests und seines Seeverkehres bilden.

Zu diesen Grundbedingungen gehört der Bestand eines zweckmäßig angelegten Netzes guter Verkehrswege, die von dem Umschlagplatze am Meere auslaufen und ihm ein großes Inlandsgebiet erschließen, das in lebhaftem Wechselverkehre mit den überseeischen Ländern steht oder doch alle Voraussetzungen für das Emporblühen eines solchen Wechselverkehres bei richtigen wirtschaftlichen und tarifarischen Maßnahmen aufweist. Ich betone hier ausdrücklich das Wort „Wechselverkehr", weil in noch höherem Grade als bei dem Landverkehr für den Aufschwung des Verkehres zur See ein tunlicher Ausgleich zwischen den Gütern, die vom Meere kommen, und den Gütern, die aufs Meer hinausstreben, unbedingte Voraussetzung ist. Wenn ein Schiff, das mit voller Ladung in den Hafen einläuft, wochenlang auf entsprechend lohnende Rückfracht warten muß, so erwächst aus solcher Sachlage naturgemäß eine Verteuerung der Betriebskosten und durch sie eine Verteuerung der Frachtkosten und der zur See geförderten Güter überhaupt — es entsteht eine Unsicherheit und Unverläßlichkeit in der Lieferung der Waren, die den Verfrächter, der im allgemeinen Wettbewerbe bestehen will, schließlich zwingen, seiner Ware einen anderen Weg zuzuweisen, der vielleicht an Seekilometern länger ist, aber sich infolge der raschen Abwickelung des Seeverkehres billiger und günstiger zeigt.

Solche mißliche Verhältnisse im Wechselverkehre bestehen nun leider seit Jahrzehnten im Hafen von Triest. Der amtliche technisch-kommerzielle Bericht über die „zweite Eisenbahnverbindung mit Triest" gibt ein sehr scharf umrissenes, beredtes Bild der berührten Verhältnisse.

Lassen wir den Verkehr nach österreichisch-ungarischen Häfen außer Betracht, fassen wir also nur den Außenhandel ins Auge, so ist seit Jahrzehnten der Wert der Einfuhr zur See nach Triest wesentlich größer als der Wert der Ausfuhr; es betrug z. B.:

im Jahre	der Wert in Millionen Kronen der Einfuhr	der Ausfuhr
1891	308·2	269·2
1892	350·8	262·4
1893	354·4	275·4
1894	346·6	277·0
1895	341·8	248·0
1896	318·8	247·4
1897	340·8	256·6
1898	356·0	273·6
1899	360·2	270·0

Der Handelsverkehr Triests ist also — in seiner Gesamtheit genommen — passiv; im einzelnen betrachtet und nach Verkehrsrelationen aufgelöst, zeigt das Bild

allerdings verschiedene Nuancen. Vor allem erkennt man dann, daß das Schwergewicht des Triester Seehandels in den Mittelmeerländern liegt; hier ist der Handelsverkehr aktiv; der Export übersteigt in den Verbindungen mit Italien, Griechenland und der Türkei den Import aus diesen Ländern. In allen übrigen Relationen importiert Triest mehr Waren als es exportiert, namentlich im Verkehre mit den wichtigen Märkten Ostasiens, Nord- und Südamerikas, weiters mit Australien, Ost- und Südafrika. Nur einige Beispiele für alles: im Handel mit Nordamerika und Westindien betrug im Jahre 1899 der Wert der Einfuhr 39, der Wert der Ausfuhr 4·3 Millionen Kronen; und im Handel mit Südamerika stand im selben Jahre der Einfuhr im Werte von 24·6 eine Ausfuhr im Werte von 0·9 Millionen Kronen gegenüber.

Wohl dürfen wir nicht übersehen, daß im allgemeinen die Einfuhr den Auslauf überwiegt; diese Erscheinung zeigt sich im einzelnen wie in der Weltstatistik überhaupt und ihre Ursache liegt unter anderem gewiß in der minder scharfen Kontrolle der Ausfuhr gegenüber der Einfuhr, für welch letztere das staatliche Interesse wegen der Zollabgaben weitaus größer ist; aber dies ändert nicht die statistisch und erfahrungsweise festgestellte Tatsache, daß das Festland dem Hafen von Triest zu wenig Güter sendet, deren Bestimmung nach überseeischen Gebieten gerichtet ist. Die Entwicklung des Seehandels über Triest erscheint in erster Linie von der Steigerung der Verkehrsbeziehungen mit dem Festlande abhängig. In dieser Hinsicht ist es lehrreich zu konstatieren, daß der Güterverkehr, der auf Schienenweg und Landstraße von Triest und nach Triest sich bewegt, in den letzten Jahren durchschnittlich 14—15 Millionen Meterzentner betrug, während der Landverkehr Hamburgs von 87 Millionen Meterzentner im Jahre 1893 auf 131 Millionen Meterzentner im Jahre 1898 stieg.

Es liegt mir ferne, Triest mit Hamburg in eine Vergleichslinie zu stellen, denn es fehlt hier eigentlich jede Basis zu einem Vergleiche. Wie erfolgreich auch Triest in industrieller und kommerzieller Beziehung emporgestrebt ist und noch emporstrebt, an die in Industrie und Handel so mächtige, ja geradezu gewaltige Hansastadt, der noch der Vorteil einer vielhundertjährigen Bedeutung als Handelspunkt zugute kommt, reicht Triest nicht hinan und wird und kann es niemals hinanreichen. Schon die überaus günstige Lage Hamburgs zum Hinterlande und an einem schiffbaren Strome, der bis zu seinen Quellen hinauf hochindustrielles und an Naturschätzen reiches Gebiet durchzieht, bedingt die bleibende Überlegenheit Hamburgs gegenüber Triest, das ein dreifaches Band von Gebirgszügen von dem Innern des Festlandes abschließt. Und nicht minder bedeutungsvoll, wenn auch zum Teile aus der eben erwähnten orographischen Lage der beiden Häfen resultierend, ist die zweckmäßige Ausgestaltung der Verkehrsverbindungen Hamburgs mit Mitteleuropa im Vergleiche zu den armseligen Verbindungen Triests zu Lande. Sechs Eisenbahnlinien laufen von Hamburg wie von einem Mittelpunkte aus nach allen Richtungen hin und leiten, von Querlinien verbunden, bis weit heraus von

Süddeutschland und Österreich die Güter auf kurzen, bequemen und billigen Wegen zum Meere. Triest hat nur zwei Zufahrtslinien, die für seinen Handel von Bedeutung sind: die Südbahnlinie Wien—Triest und die — teilweise die letztere mitbenutzende — Staatsbahnlinie nach Villach. Der Schwerpunkt des Südbahnverkehres liegt an der Ostgrenze Österreichs, da der ungarische Verkehr infolge der tatkräftigen und zielbewußten Politik Ungarns ausschließlich Fiume zufällt; er liegt im Küstenland, in Krain, Steiermark, Niederösterreich, in Mähren und Schlesien, in Galizien und in der Bukowina. Böhmens Industrie liegt natürlich nur zu einem geringen Teile in dem Anziehungsgebiete der südöstlichen Verkehrsrichtung, die über die Südbahn nach Triest weist. Die Staatsbahnlinie nach Villach hat für Triest in erster Linie Kärnten, das Küstenland und Krain, soweit es der Südbahn entfremdet blieb, gewonnen; sie hat durch ihre vorwiegend nordwestliche Richtung auch die südlichen Gebiete von Böhmen, ferner Tirol und Vorarlberg in höherem Grade als zuvor an Triest herangezogen; freilich ist der Einfluß des Triester Hafens für diese Länder sehr bescheiden. Man ersieht dies aus folgenden statistischen Daten. Im Jahre 1898 betrug der Bahn- und Straßenverkehr in Millionen Meterzentnern nach und von Triest mit:

Küstenland und Krain	3·40	1·86
Kärnten	0·50	0·12
Steiermark	0·75	0·49
Ober- und Niederösterreich	0·45	1·53
Salzburg, Tirol, Vorarlberg	0·06	0·32
Böhmen	0·56	0·52
Mähren und Schlesien	1·02	0·26
Galizien und Bukowina	0·07	0·17

Die Ergebnisse des Jahres 1899 sind nicht wesentlich andere; so zieht also das Attraktionsgebiet des Triester Hafens über Krain, Kärnten und Steiermark bis an die Donau. Böhmen graviert nach Hamburg, dem es zu Lande und zu Wasser seine Waren zuführt und von dem es Güter auf gleichem Wege bezieht; für Tirol und Vorarlberg sind Venedig und Genua die Umschlagsplätze am Meere.

Der Handel Triests muß sich aber auch über die Grenzen Österreichs hinaus erstrecken, er muß auch Bayern in sein Bereich ziehen, denn die Situation dieses Gebietes ist eine derartige, daß geeignete Mittel in der Lage sind, für seinen Wechselverkehr mit überseeischen Ländern Triest zum Umschlagsplatze zu erheben. Bayern schickt seine Güter gegenwärtig nach Venedig, Genua und nach Hamburg; daß Triest in Betracht kommen könnte, beweist der Umstand, daß doch gewisse Verkehrsmengen, wenn es auch sehr bescheidene sind, ihren Weg über Triest nehmen. Im Jahre 1900 erreichte der gesamte Wechselverkehr mit Bayern, Württemberg und Baden nur 43.000 t, woran Bayern mit 32.000 t beteiligt ist. Dabei ist zu beachten, daß die Wege von Ostbayern, in Tarifkilometern gemessen, nach Triest und nach Genua gegenwärtig nur wenig verschieden sind, und demnach eine Bahn-

verbindung, die mehr direkt von Triest aus auf Ostbayern zielt als die Verbindung durch das Pustertal und über den Brenner oder über Steiermark und durch das Donautal, sofort eine Verschiebung der Verkehrsrichtung zugunsten unserer Hafenstadt an der Adria herbeiführen muß.

Der Anteil Triests an dem Gesamtverkehre der Häfen Triest, Venedig, Fiume, Genua, Marseille, Bremen und Hamburg ist von 1860 bis 1899 nahezu auf die Hälfte gesunken — von 11·5 auf 6·0 % — während Fiume, Genua und Hamburg ihre Konkurrenzkraft gestärkt haben und Venedigs Anteil konstant geblieben ist. Alle Maßnahmen, die innerhalb dieses Zeitraumes getroffen wurden und eine Besserung der Verkehrsverhältnisse in Triest bewerkstelligten, haben mithin eine fortschreitende Entwicklung des Verkehres dieser Hafenstadt nicht herbeigeführt und konnten sie auch nicht herbeiführen, weil das wichtigste Moment hiefür in dem Kreise der getroffenen Maßnahmen fehlte: die sachgemäße Ausgestaltung der Kommunikationen zu Lande.

So erweist sich — wo immer wir auch der Frage nahetreten — ein Schienenweg von Triest aus quer über die Ketten der Ostalpen, tunlich geradeaus gegen Norden gerichtet, als ein Verkehrsweg von allergrößter Bedeutung für die Zukunft Triests und durch Triest für den Welthandel Österreichs überhaupt.

Einen solchen Schienenweg bilden nun, in ihrer Gesamtheit als einzige Linie betrachtet, die Alpenbahnen, die sich gegenwärtig im Baue befinden und deren Vollendung für das nächste und zweitnächste Jahr sicher zu erwarten ist. Die Festlegung ihrer Hauptrichtung bot manche Schwierigkeiten, die aus der Doppelsinnigkeit der zu lösenden Aufgabe resultierten. Es handelt sich, wie wir gesehen haben, um die Verbindung Triests mit Innerösterreich einerseits und mit Süddeutschland anderseits. Der ersteren wird eine Linie, die mehr gegen Osten geht, die nach Linz strebt, der zweiten eine Linie entsprechen, die sich mehr nach Westen wendet, die nach Salzburg strebt. Den Stamm beider Äste bildet der Schienenstrang über die Karawanken, der zugleich Görz in das Eisenbahnnetz Österreichs vorteilhaft einbezieht.

Der Bahnlinie gegen Osten ist eine feste Grundlage durch die Alpenbahn von Klagenfurt über St. Michael nach Selztal geschaffen; in der Verbindung mit Linz fehlt nur das Glied Selztal—Klaus-Steyrling, für das in der Einsattlung am Großen Bosruck ein Übergang über die nördliche Alpenkette gegeben erscheint. Die Linie gegen Salzburg nimmt ihren Ausgangspunkt in Villach; er ist ihr unabänderlich vorgeschrieben; deshalb verläßt sie den Hauptstamm schon an der Kärntner Grenze und wendet sich gegen Westen nach Villach; von hier aus benützt sie die nordwestlich führende Strecke der Südbahnlinie Marburg—Franzensfeste bis Möllbrücken und durchfährt das Massiv der Hohen Tauern, um den Anschluß an jene Bahnlinie zu gewinnen, die vom Verkehrswege der nördlichen Längsfurche aus die Richtung nach Süddeutschland nimmt.

Die Festlegung dieser Linienzüge war — wie schon erwähnt — eine überaus schwierige Aufgabe; für die gemeinsame Stammlinie, wie auch für die Äste gegen Norden lagen verschiedene Vorschläge und Entwürfe vor; die Sonderinteressen der einzelnen Länder fügten sich nicht immer vollständig in das Staatsinteresse und suchten Linienführungen zu erringen, die ihnen vorteilhafter schienen; auch technische Meinungen traten in gegenseitige Widersprüche bezüglich der verschiedenen vorgeschlagenen Linien. Für die Überschienung der Tauern lagen neun Projekte vor; auch für die südliche Stammlinie war die Zahl der Vorschläge keine geringe. Bei der Entscheidung stellte sich die Regierung auf den Standpunkt, daß „die Triester Bahnfrage nur dann einer befriedigenden Lösung zugeführt werden kann, wenn sowohl der Ausbau der Tauernbahn, als auch einer südlichen bis Triest führenden Hauptlinie in Aussicht genommen wird, wobei allerdings vom Standpunkte einer zweckmäßigen staatswirtschaftlichen Sparsamkeit alle jene Kombinationen, die sich mit dem Baue von Parallelbahnen oder lediglich dem Wettbewerb dienenden Projektslinien befassen, außer Betracht zu bleiben haben, und die ins Auge zu fassenden Neubauten tunlichst auf solche Linien zu beschränken sind, die — indem sie kürzere Verkehrswege aufschließen — sich tatsächlich als bauwürdige Ergänzungen des Bahnnetzes darstellen".

In der Begründung des Gesetzentwurfes über die Herstellung der zweiten Eisenbahnverbindung mit Triest wird unter Anführung von Zahlendaten darauf hingewiesen, daß die tarifarischen Zugeständnisse, welche die Staatsbahnen schon jetzt dem Triester Verkehre gewährt haben, bereits jene Grenze erreichen, welche den Einheitssätzen der Transportpreise durch die Selbstkosten gezogen wird. Wenn auch der Staat für gewisse Verkehrsverbindungen auf eine unmittelbare Reineinnahme aus dem Transporte auf den Schienenwegen verzichten kann, weil ihm anderseits hiedurch wirtschaftliche Vorteile erwachsen, so würde es doch unökonomisch und unzulässig sein, dauernd mit Verlust zu fördern. Nun kann aber der Verkehr mit Triest nur durch Verminderung der Frachttarife belebt werden; es muß daher, nachdem die Einheitssätze für die Tarifbildung unabänderlich gegeben erscheinen, eine effektive Distanzverringerung zwischen Triest und den für seinen Verkehr wichtigsten Produktions- und Absatzgebieten geschaffen werden. Diese Wegkürzungen treten durch die neuen Alpenbahnen in erwünschter Weise ein. Hierin liegt die wirtschaftliche Bedeutung derselben.

Zur Erläuterung dieser Tatsache wollen wir einige Städte, die als Mittelpunkte größerer Verkehrsgebiete aufgefaßt werden können, in ihren gegenwärtigen und künftigen Entfernungen von Triest vor Augen führen und in ihrer Lage zu den wettbewerbenden Hafenstädten vergleichen. Die Entfernungen sind in Tarifkilometern angegeben; d. h. es sind jene Wegelängen angeführt, die der Berechnung der Tarife zugrunde gelegt werden und die naturgemäß bei Alpenbahnen mit der faktischen Kilometerzahl des Schienenweges nicht übereinstimmen können, weil die Transportkosten, also die Selbstkosten des Betriebes auf Steigungen höher sind als auf wagerechter Bahn.

Es beträgt die Entfernung in Tarifkilometern:

des Binnenlandplatzes	von Hamburg	Genua	Venedig	Fiume	Triest jetzt	Triest künftig
Innsbruck	978	570	400	539	570	**499**
Salzburg	914	766	468	455	662	**415**
Klagenfurt	1167	673	294	253	314	**213**
Leoben	1079	820	442	406	435	**366**
Linz	916	891	657	572	674	**540**
Wien	970	1007	629	584	589	**555**
Budweis	797	1017	752	698	769	**666**
Eger	555	1002	832	823	981	**783**
Zürich	942	514	640	849	880	**809**
Ulm	754	688	714	750	884	**710**
München	808	745	572	611	745	**571**
Nürnberg	633	884	766	778	936	**738**

Es ist nicht überflüssig, vorstehender Übersicht einige Erläuterungen beizufügen, die uns gestatten, einen tieferen Blick in den Einfluß der neuen Alpenbahnen auf das Attraktionsgebiet Triests zu werfen. Die Linie, welche das Gebiet Venedigs gegenwärtig von dem Gebiete Triests scheidet, geht östlich von Klagenfurt, Selztal und Linz über Budweis nach Norden; sie wird scharf gegen Westen gedrängt werden; Klagenfurt, Villach, Salzburg, München, Regensburg, Augsburg rücken mit Oberösterreich und Südböhmen in das Attraktionsgebiet von Triest; die Scheidelinie zieht von Venedig geradeaus gegen Rosenheim, dann an der bayrisch-österreichischen Grenze hin über Kempten nach Ulm.

Nach Bayern und Böhmen greifen auch Genua und Hamburg über. Der Einfluß von Genua wird von Regensburg und Nürnberg, wo er jetzt zur Geltung kommt, bis gegen Ulm zurückgedrängt, so daß in der Tat das ganze Bayern südlich von Nördlingen, Ingolstadt, Regensburg und Furth tarifarisch nach Triest inkliniert. Diese Linie von Nördlingen nach Furth bildet die Grenze für den Einfluß Hamburgs in Süddeutschland; sie erscheint wesentlich nördlicher gerückt, denn sie zieht gegenwärtig über Augsburg, Landshut und Plattling ziemlich nahe heran an München. Weit weniger wirksam erweist sich die Bedeutung der neuen Alpenbahnen für Böhmen; die Grenze zwischen Hamburg und Triest verschiebt sich verhältnismäßig wenig zugunsten Triests. Nur Budweis und sein nördlich gelegenes Hinterland bis Pisek und Tabor rückt der Adria so nahe, daß der Einfluß Hamburgs bleibend zurückgedrängt erscheint und auch Fiume außer Betracht kommt; Pilsen verbleibt im Verkehrsgebiete von Hamburg, das auch Eger festhält; aber immerhin wäre es vielleicht durch zweckmäßige Maßnahmen zur See möglich, wenigstens einen Teil des Handels aus dem Pilsener Verkehrsgebiete, namentlich jenen, der nach dem Oriente und nach südlichen Ländern geht, über Triest zu leiten oder Erzeugnisse dieser Gegenden über Triest nach Pilsen zu lenken. In Mähren und Schlesien dürfte der Einfluß der neuen Bahnen kaum fühlbar werden, soweit es sich um den Wettbewerb

mit Fiume oder Hamburg handelt. Der Verkehr aus diesen Ländern an die Adria nimmt seinen Weg über Wien; Wien wird aber künftig mit zwei Armen nach Triest greifen.

Hier sind dann alle Vorbedingungen zu einem Konkurrenzkampfe zwischen Staatsbahn und Südbahn gegeben. Es wird kaum zu einem solchen kommen. Die Geschichte des Eisenbahnwesens spricht gerade auf dem Gebiete der Tarifkriege eine viel zu laute und warnende Stimme, als daß sie überhört werden könnte. Der zügellose freie Wettbewerb hat zunächst immer noch die Kämpfenden geschädigt und schließlich doch zu einer Fusion geführt, die oft genug das Publikum rücksichtslos ausbeutete. Viel zweckmäßiger wird es sein, wenn der Staat in verständiger Ausnutzung der Macht, die ihm sein Schienenweg nach Triest in die Hand gibt, bei entsprechender Teilung der Frachtentransporte zwischen Staatsbahn und Südbahn jene Tarife feststellt, die, auf richtiger Basis aufgebaut, einerseits die transportierende Eisenbahn nicht schädigen, anderseits den heimischen Produzenten, die nach Triest gravitieren, und dem Handel Triests die erhofften Vorteile bieten. Freilich muß vor allem daran festgehalten werden, daß auch der Zweck erfüllt werde, den der Bau der neuen Alpenbahnen anstrebt; die Durchführung dieser Aufgabe bis in ihre letzten Konsequenzen ist ein Staatsgebot, das nicht preisgegeben werden darf, auch wenn es schließlich doch einen Konkurrenzkampf kostet.

So erfreulich auch die Ergebnisse sind, wenn wir die wirtschaftliche Bedeutung der neuen Alpenbahnen betrachten — wie es oben geschehen ist — so dürfen wir doch nicht übersehen, daß sie immerhin eine etwas stark akademische Färbung haben. Die Tariflänge des Weges zum Meere ist nicht allein maßgebend für die Richtung, welche der Transport zum Meere wirklich erwählt. Da spielen noch andere Umstände mit: die Einrichtungen des Schiffsverkehres, kommerzielle Verbindungen u. s. w. Die Hafenstädte, mit denen Triest in Wettbewerb tritt, werden sich bemühen, die ungünstigen Wirkungen der Alpenbahnen auszugleichen. Wir dürfen uns nicht der trügerischen Hoffnung hingeben, das Erreichbare nunmehr mit einem Schlage erreichen zu können. Der österreichischen Hafenstadt an der Adria steht eine neue Zeit heißen Ringens und Kämpfens bevor; aber in diesem Ringen und Kämpfen bildet die neue Querbahn über die Ostalpen eine Operationsbasis von größter Bedeutung für den Erfolg.

Nicht allein für Triest, auch für das gesamte Gebiet, das die künftigen Alpenbahnen durchziehen, werden diese von günstigem wirtschaftlichen Einflusse sein. Die Hebung und Verwendung der reichen Naturschätze dieser Gegenden, die Ausnutzung der mächtigen Wasserkräfte wird in erfolgreiche Bahnen gelenkt werden. Vielen Tausenden wird eine neue Welt voll majestätischer und erhabener Schönheit erschlossen werden. In viele, heute einsame und unwirtliche Täler wird die Lokomotive Kultur und Produktion tragen und in mancher Gegend wird sie die darin schlummernde oder erstorbene Schaffenskraft der Bevölkerung wieder erwecken, zu deren eigenem Frommen und zum Nutzen der Gesamtheit.

Wie die wirtschaftliche, so erscheint auch die technische Bedeutung der geplanten Alpenbahnen durch ihre Eigenart als Querlinie über den ganzen breiten Streifen der Ostalpen bestimmt. Die Eisenbahn Schwarzach—St. Veit—Triest steigt im Tauerntunnel, der auf 8456 m Länge die Gamskaarlspitze hinter Bad Gastein durchführt, auf ihren höchsten Punkt, 1225 m ü. d. M. empor; dann senkt sie sich hinab nach Villach, 502 m ü. d. M., um nun im weiteren Laufe zunächst die Karawanken, die sie mit einem Tunnel von 7969 m durchbricht, und weiterhin das Kolbagebirge, das sie mit einem Tunnel von 6334 m durchfährt, zu überschreiten; sie steigt dann nieder bis Görz, das sich kaum 90 m über die Adria erhebt; bevor sie aber Triest erreicht, muß sie noch das zerrissene, kahle Karstplateau bis zu 315 m Höhe ersteigen, von dem sie in großen, langen Windungen endlich zum Meere niederfährt. Das in geologischer, orographischer und hydrographischer Beziehung überaus wechselnde Gebiet, das die 368 km lange Linie von Schwarzach—St. Veit bis Triest durchzieht, stellt dem Bauingenieur viele wichtige und schwierige Aufgaben: mächtige Schuttmassen sind zu durchschneiden, tief eingeschnittene, geschiebereiche Wildbäche zu überschreiten, Rutschlehnen müssen erstiegen, enge, zerrissene Felswände müssen fahrbar gemacht werden; dem Durchbruche der Gebirge bieten die Zusammensetzung und der Aufbau derselben große Schwierigkeiten, namentlich im südlichen Stamme, in den Karawanken, in den Julischen Alpen und im Karstgebiete. Die Wissenschaft und Praxis des Eisenbahnbaues erfährt bedeutsame Förderung; wir möchten nur auf den Bau steinerner Brücken großer Spannweiten, auf die Anwendung des elektrischen Bohrbetriebes beim Tunnelbau, auf den Abbau mächtiger Rutschlehnen hinweisen.

Aber auch indirekt ist der Bau der Alpenbahnen schon heute nicht ohne Bedeutung für künftige Bauherstellungen in so großem Ausmaße. Die unverhältnismäßig hohen Überschreitungen der veranschlagten Bausumme müssen vielleicht zum überwiegenden Teile jenen zugeschrieben werden, die aus Gründen der Staatspolitik den Abschluß der Vorarbeiten überhasteten und die Aufstellung der Kostenvoranschläge beeinflußten; aber immerhin weisen sie sehr nachdrücklich auf die Notwendigkeit hin, die Vorstudien über Terrain und Trasse, über Boden- und Wasserverhältnisse stets in solchem Umfange und in solcher Detaillierung vorzunehmen, daß kostspielige Abänderungen der Brückenprojekte, teure Verlegungen der geplanten Linie u. s. w. nicht während des Baues erforderlich werden.

Nicht minder wichtig als für den Bau, ja vielleicht noch wichtiger, als für diesen, dürfte die Bedeutung der neuen Alpenbahnen für den Betrieb werden. Zwei Bahnlinien, deren jede sozusagen in einem einzigen Verlaufe drei Gebirgsketten übersetzt, die auf rauhen Gebirgspfaden in die Regionen des ewigen Schnees emporsteigen, unwirtsame Täler durchschneiden, Wildbäche und Schuttkegel übersetzen, fast ein Drittel ihrer Länge mit 15—25‰ geneigt sind und 43.000 m unter der Erde hinziehen — zwei solche Schienenpfade werden die Betriebstechnik vor manches schwierige Problem stellen. Nicht das Einfachste wird der Betrieb der langen Scheiteltunnels sein, umsomehr als der Güterverkehr mit seinen langen und langsamen

schweren Zügen voraussichtlich die Hauptsache des Verkehres bilden wird. Man studiert deshalb in den berufenen Kreisen sehr eingehend die Einführung des elektrischen Betriebes; eine Frage, die übrigens auch mit Rücksicht auf das Bestreben nach tunlicher Herabminderung der Selbstkosten des Betriebes sehr wichtig erscheint. Die Ausnutzung der Wasserkräfte in dem zu erschließenden Alpengebiete könnte zur Erfüllung dieses Bestrebens beitragen. Wie gerechtfertigt dasselbe ist, erhellt wohl aus der Tatsache, daß die Verzinsung des seinerzeit mit 178 Millionen Kronen veranschlagten Baukapitals offiziell mit 2·1% berechnet wurde und daß durch die Überschreitung dieses Kapitals um nahezu 50% die unmittelbare Rentabilität, die doch füglich nicht aus der Kalkulation ohne weiteres vollständig ausgeschaltet werden kann, noch bedeutend herabgedrückt wird.

Seit länger denn dreißig Jahren steht die Frage der zweiten Schienenverbindung mit Triest in Erörterung. Aus mühevollen und vielseitigen Studien heraus hat sich die Grundlage für das Werk kristallisiert, dessen wirtschaftliche und allgemein technische Bedeutung wir vorstehend in großen Zügen zu kennzeichnen versucht haben. Schon erfüllt ein frisches fröhliches Leben reger Arbeitslust und Schaffensfreude die Höhen und Täler unserer Alpen; und ehe das Jahr sich zweimal wendet, wird das große Werk vollendet sein. Hoffentlich findet es dann auch die Männer, welche es verstehen, die Kräfte, die in ihm schlummern, erfolgreich wachzurufen und zum Segen Österreichs zu verwerten.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder.

(Fortsetzung.)

Schuljahre 1820—1834.

Sechs Jahre alt, kam ich in die erste Klasse oberer Abteilung der Pfarrhauptschule St. Rochus auf der Landstraße, welche in dem an die Kirche angebauten ehemaligen Augustinerkloster untergebracht war. „Hauptschulen" waren damals eine vornehmer gedachte Kategorie von „Elementarschulen", ähnlich den heutigen sogenannten Bürgerschulen, zum Unterschiede von den übrigen, die den wenig empfehlenden Namen „Trivialschulen" führten. Da ich schon früher Privatunterricht erhalten hatte, ersparte ich dadurch die untere Abteilung und den Ehrentitel „A-B-C-Schütze", mit welchem zu jener Zeit die kleinen Träger eines Täfelchens mit dem Alphabete bezeichnet wurden. Diese „A-B-C-Tafel" war das gesetzliche erste Lehrmittel, dem ein sogenanntes „Namenbüchel" folgte, das die Syllabierung in verschiedenen Kombinationen, dann Worte, endlich ganze Sätze in deutschen Drucklettern, in deutscher Handschrift, in Antiqua und lateinischer Kursivschrift, endlich in Fraktur und nur für Titel und Aufschrift üblicher, heute ganz abgekommener gotisch eckiger Kanzlei-

schrift enthielt. An die gegenwärtig gesetzlich gewordene, mit den Urbegriffen eines Mit- und Selbstlautes in größtem Widerspruch stehende sogenannte „Lautier-", rekte Blas-, Zisch- und Pfeifmethode, die, abgesehen davon, daß sie auf andere Sprachen gar nicht anwendbar ist, den Kindern die Aussprache, die Syllabierung, ja die Orthographie erschwert und übrigens schon heute ihnen und ihren Eltern zum Gespötte dient, dachte damals nicht einmal der enragierteste pädagogische Narr. Das Namenbüchlein war für alle deutschen Schulen gleich, das Royal spelling book Österreichs, und wir alle lernten daraus schnell und gut aussprechen, buchstabieren und lesen.

Mein erster Lehrer war ein Schulgehilfe (der offizielle Titel des heutigen Unterlehrers) namens Schmidt, ein sehr gutmütiger älterer Mann, der indessen mit seinen großen, rollenden Augen die Jugend im Zaume hielt, wie ein Tierbändiger seine Bestien. Wie ich einem mir erst vor einigen Jahren zugekommenen Protokollauszug der Rochus-Schule entnahm, war ich 1821 Vorzugsschüler. Gegenstände waren: Lesen in deutscher und lateinischer Schrift, Aussprache und die ersten Anfänge der Sprachlehre. In der zweiten Klasse ging es ernstlich ans Schreiben. Die Zahlen kamen dazu und ein kleiner Katechismus. Der Lehrer hieß Zeller, hatte struppige Haare, war ein entsetzlicher Tabakschnupfer und schien auch kein Feind des Bacchus zu sein. Knaben und Mädchen waren da noch in abgesonderter Bankreihe beisammen. Für Ungezogenheiten körperliche Strafen in Hülle und Fülle: Schandbank, Heraussstehen und Herausknien, Eingesperrtwerden in der Schule über Mittag, endlich Batzenfeitel und „spanisches Röhrl" in höchster Gradation; den ersteren meist in Gestalt eines Lineals auf die hinzuhaltenden Hände der Mädchen, das letztere ad posteriora der Knaben und zumeist mit heilsamen Folgen. Dagegen gab es aber auch Lob und Auszeichnung. Fleißzettel, mit der Steigerung „zufrieden", „wohlzufrieden" und „sehr zufrieden", und wenn sich eine bestimmte Anzahl in einer Hand vereinigt fand, kam das Ehrenzeichen, aus einer versilberten oder vergoldeten Medaille bestehend, die der Schüler an einem Bande entweder im Knopfloche oder bei höherem Verdienste um den Hals durch einige Tage allenthalben tragen durfte. Noch heute lebt in mir unverwischt das stolze Gefühl, das stolzer nicht die mit der Eisernen Krone gezierte Brust eines jüdischen Ritters oder Barons zu erheben vermag, als ich, mit der Ehrenmedaille behangen, mehrere Tage hindurch des Weges vom Hause nach der Schule und von da zurück ging. Ich wähnte, daß mich sogar die Häuser anschauen und bewundern. Es war das ein großes Aneiferungsmittel, wie ich es selbst wiederholt empfunden, und es ist mir geradezu unbegreiflich, wie sich wieder Pädagogen, die sich für die größten Menschenkenner halten, die es aber, weil sie es nur mit Kindern zu tun haben, am allerwenigsten sind, herausnahmen, das Ehrgefühl der Jugend zu ersticken, als wenn die Schule eine demokratische Republik wäre, in der sich der Bessere vor dem Schlechteren, wegen Verletzung der allgemeinen Gleichheit, nicht sehen lassen darf. Hat man denn doch auf den Schulbänken die Placierung nach der Zahl der Kompositionsfehler beibehalten zu müssen geglaubt.

Im Jahre 1822 traf mich das Unglück, meine gute Mutter zu verlieren; sie verschied an Nervenfieber, wenige Tage nach ihrer Erkrankung, am 9. Mai dieses Jahres. Was mich mein ganzes Leben hindurch schmerzlich begleitete, ist der Gedanke, daß ich, wenn auch vollkommen schuldlos, zu ihrem Tode die Grundursache gab. Am Palmsonntag morgens machte ich mit meinem Vater einen Spaziergang; ich hatte ein neues kornblumenblaues Kleid mit Goldknöpfen erhalten, was für diesen Tag zu kühl war. Nachmittags mußte ich zu Bette gebracht werden, da sich heftiges Fieber eingestellt hatte. Wie viele Tage ich so gelegen sein mag, weiß ich nicht, denn ich hatte das Bewußtsein verloren und kam erst zu mir während der schmerzhaften Operation einer ganzen Reihe von Abszessen. Meine gute Mutter, deren Liebling ich war, hatte mich Tag und Nacht gepflegt und am Tage, an welchem ich als Rekonvaleszent in ein anderes Zimmer gebracht wurde, mußte sie selbst zu Bette gehen. Sie hatte von mir das Nervenfieber geerbt, der damalige Name des heutigen Typhus. Die Kammer, in der ich lag, war von dem Krankenzimmer meiner Mutter durch ein anderes Gemach getrennt. Da hörte ich eines Nachmittags (es war der 9. Mai) leise meinen Namen rufen; noch nicht fähig, aufrecht zu stehen, kroch ich zum Bette der Mutter, sie erhob sich etwas, wandte sich zu mir, nannte noch einmal mit halberstickter Stimme meinen Namen und sank aufs Kissen zurück. In dem Momente trat die Wärterin ein, brachte mich ins Bett zurück, aber — die Mutter war verschieden. Was weiter geschah, ist nur verworren in meinem Gedächtnis. Ich weiß nur, daß mein sonst so ernster, ruhiger Vater, als er vom Amte kam, wie ein Kind weinte, ja in namenlosem Schmerze mir gewiß unbewußt bittere Vorwürfe machte. Ich weiß, daß ich andern Tags einen Augenblick wie gelähmt allein vor der Leiche mich befand. Die Mutter lag mit ihrem schwarzen Galakleide angetan, die vollen Arme über der Brust gekreuzt, ihr üppig wallendes blondes Haar im Nacken, mit den sanften Zügen, die sie im Leben hatte, auf dem rohen Totenbrette, wie es damals kirchlicher Gebrauch war. Und ich konnte nicht glauben, daß sie tot und niemals mehr erwachen werde. Sie hatte ihr dreiunddreißigstes Jahr nicht erlebt, war niemals krank gewesen und war der ersten schweren Krankheit nach wenigen Tagen erlegen.

Ihr Bild ist so tief in meiner Seele eingeprägt, daß ich es mir noch heute bis in das kleinste Detail aufs lebhafteste vorstelle. Sie glich im großen und ganzen meiner Tochter, nur war sie größer, kräftiger und voller. Das einzige authentische Bild, das ich von ihr besitze, stellt sie als Kind von zwei bis drei Jahren dar. Es ist auf Leinwand in Öl gemalt und stark beschädigt, weil es im Hause meiner mütterlichen Großmutter eingerollt, wie alte Leinwand, mir zum Spiel diente. Durch einen wunderbaren Zufall entging es der Vernichtung, kam später wieder in meine Hände und ich verwahre es seitdem als eine mir unschätzbare Reliquie. Ich habe davon eine sehr getreue Kopie machen lassen. Auffällig ist die Ähnlichkeit des Gesichtstypus mit dem meines in demselben Alter verstorbenen jüngsten Sohnes Hermann. Das Bild, das ich als Pendant des nach einer wohlgetroffenen Miniatur

gemalten Porträts meines Vaters erst in den letzten Jahren mir anschaffte, ist lediglich Reproduktion meines Gedächtnisses, wobei dem Künstler allerdings der Familientypus meiner Tochter zum Modell diente. Der Schmuck ist jedoch derselbe, den meine Mutter vor dem Traualtare trug, dessen Original für meine Schwester aufbewahrt wurde, welche ihn meiner Tochter schenkte. Das Brautkleid ist genau nach der Mode der damaligen Zeit. Die mir heiligste Reliquie meiner Mutter trage ich bereits seit 46 Jahren an dem vierten Finger meiner rechten Hand — es ist ihr Ehering, der auch der meine ist. Meine unvergeßliche Frau trug den meines Vaters. Er ist für meinen Enkel aufbewahrt; der meine wird mir vom Finger abgefeilt werden müssen, da der Gelenksknochen ihn überwachsen hat.

Der Tod der Mutter hatte für uns Kinder die traurigsten Folgen. Der Vater, der den ganzen Tag über im Amte beschäftigt war, konnte uns nur einem Dienstboten besserer Kategorie, einer sogenannten Wirtschafterin oder Haushälterin, anvertrauen, und wir wurden in jeder Beziehung vernachlässigt. Dem scheinbaren Stumpfsinne folgte alsbald bitterer Schmerz, ich weinte ganze Nächte hindurch und träumte, ich müsse die Mutter mit den Händen aus dem Grabe scharren. Der Hauslehrer, gleichfalls ein Schulgehilfe, namens Reichel, den ich an Stelle des brustkranken Schmidt erhielt, klagte über meine Zerstreutheit, Mangel an Lernlust und Zeitvertrödlung. Es fehlte ja die Mutter, die mich zum Guten an ihr Herz gezogen, die die Fehler im Keime wahrnahm und korrigierte. In der Schule erhielt ich Unaufmerksamkeitsstrafen, freilich oft aus geringfügigsten Anläßen, die dem wahrscheinlich betrunkenen Lehrer Zeller in seinen verglasten Augen für groß galten. Ich erinnere mich, daß ich einmal eine Stelle aus dem biblischen Lesebuche über eine Nacht hundertmal abzuschreiben bekam, was auch meinem Vater als Sühne eines schweren Vergehens scheinen mußte und mir auch seinerseits eine Züchtigung zuzog. Doch blieb ich immer noch Vorzugsschüler, insbesondere in der 3. Klasse, die damals aus zwei Jahrgängen, untere und obere Abteilung bestand. Letztere besorgte der eigentliche Schullehrer Mattulick, den man Direktor nannte, ein alter aber vorzüglicher Schulmann, durch Gicht an Händen und Füßen gekrümmt. Deutsche Sprachlehre war der Hauptgegenstand, den er auch mit größtem Eifer bei den Schülern betrieb. Das Schönschreiben war Ressort eines gleichfalls tüchtigen älteren Lehrers, namens Wöß. Katechet war ein älterer, sehr leutseliger Pfarrkooperator, Pater Perger, den ich in seinem hechtgrauen Rock, einer Farbe, die heute schwerlich ein Geistlicher tragen wird, noch vor mir sehe. Direktor Mattulick sah gerne, wenn seine Schüler die sogenannten „Nachstunden" besuchten, die natürlich über das Schulgeld hinaus bezahlt werden mußten. Ganze Haufen Kupfer- und Silbergeld und Guldenzettel lagen da am Zahltage auf dem Tische, und wir hatten selbst Freude über die Behaglichkeit, mit der der alte Mann mit verkrüppelten Fingern die Empfangszettel schrieb. In diesen Nachstunden wurden wir für die stets mit allem Pomp vorgenommenen öffentlichen Semestralprüfungen gedrillt und dressiert. Jeder Knabe konnte genau wissen, worüber er bei der Prüfung

gefragt werde; die Sache hatte aber nichtsdestoweniger ihr Gutes, weil durch die ewige Wiederholung die Grundelemente, und das sind doch eigentlich nur wenige, unvertilgbar eingeprägt wurden. Mit den damals sogenannten Schulaufsehern, alten Grundbürgern, in deren Kompetenz die externe Überwachung der Schulkinder gelegen war, kam ich in keine Kollision, wenngleich einer derselben, ein Hausherr in der Stern- heute Rochusgasse, der alltäglich früh, wenn ich in die Schule ging, seine enorme Nase mit zahlreichen Jungen, die größte, die ich je in meinem Leben gesehen, zum Fenster hinausstreckte, das Objekt meines nicht verhüllbaren Spottes war. In der Schule ging es ziemlich gut, nicht so zu Hause. Mein Vater hatte viel Verdruß mit den Haushälterinnen, die wiederholt gewechselt wurden. Häufig besuchte uns auch eine Jugenfreundin meiner Mutter, die einige Häuser von uns in der Sterngasse wohnte. Sie war etwas älter als meine Mutter und ich hatte sie sehr gerne. Es war daher für mich sehr erfreulich, wenn mich mein Vater im zweiten Jahre nach dem Tode der Mutter öfters abends zum Besuche mitnahm, wo immer Spielzeug und ein frugales Abendessen bereit waren. Ich erinnere mich noch heute, wie ich am Morgen meines Namenstages die Augen aufschlug und Fräulein Marie, so nannte ich sie damals, vor mir sah, die mir zum Angebinde ein blühendes Balsaminstöckchen (es ist seitdem meine Lieblingsblume geblieben) mit einer Rolle von Bilderbogen und Theaterdekorationen brachte. Ich umarmte sie in Seelenfreude und ahnte damals nicht, daß sie in Bälde meine Stiefmutter werden würde. In der Tat war mein Vater vollkommen berechtigt, anzunehmen, daß er hiedurch nur das Beste seiner Kinder begründe. Und es wäre auch so gewesen, wenn er nicht die Schwiegermutter hätte mitheiraten müssen, das wahre Prototyp einer Schwiegermutter, eine Xanthippe von außen und von innen, versehen mit einer von mir seit frühester Kindheit gefürchteten roten Pumpnase, stets mit Tabak vollgestopft, der sich von Zeit zu Zeit flüssig machte und alles braun bemalte, was ihm in den Weg kam, eine Betschwester schlimmster Sorte, die über das Martyrium eines in Öl gesottenen Heiligen Krokodilstränen vergoß, aber selbst niemanden ungequält ließ. Es war ihr vor allem ein Dorn im Auge, daß mein Vater nicht von Adel sei, somit ihre Tochter eine Mesalliance gemacht habe, daß mein Vater nicht religiös und noch weniger ein guter Katholik sei, weshalb sich ihre Tochter dem Teufel verschrieben usw. Derlei Vorträge hielt sie meinem Vater und uns während des Mittagstisches und geriet in die Wuth einer Furie, wenn mein Vater sie scheinbar nicht anhörte, sondern ruhig die Wiener Zeitung fortlas. Mehrmals kam es aber doch zum Ausbruch, z. B. als er nicht erlaubte, daß ich mit der Dienstmagd um Mitternacht in die Weihnachtsmette gehe, welche damals der Schauplatz größter Skandale war und deshalb später verboten wurde. Die alte Hexe nannte meinen Vater dafür den Antichrist. Ein andermal wurde an einem Sonntag ein wirres Geschrei in der Nachbarwohnung laut, die eine Kaufmannswitwe mit ihren Töchtern und einem ausgearteten Sohne innehatte.

Mein Vater eilte hinüber und es zeigte sich, daß der Sohn volltrunken tobte und die Frauenzimmer sich nicht zu helfen wußten. Mein Vater machte Ordnung, erhielt aber dafür von seiner Schwiegermutter ein sehr unehrenhaftes Prädikat und angezettelten Verdruß mit seiner Frau. Die Megäre hatte in ihrem Betkasten einen großen blankpolierten, eisernen Nagel, eingewickelt in ein gedrucktes Stück Papier. Ich hatte in ihrer Abwesenheit einige Nüsse erhalten und der Nagel schien mir sehr passend zum Aufschlagen derselben. Sie kam mit dem Rosenkranz an der Hand eben aus der Messe, als ich in dieser vollen Beschäftigung war. Mir den Nagel aus der Hand zu reißen, mich niederzuwerfen, war das Werk des nächsten Augenblicks, und ein derartiger Lärm erschütterte das Herz, daß mein eben rückgekehrter Vater in großen Schreck die Stiege hinaneilte. „Denken Sie sich," schrie sie ihm entgegen, „mit dem Nagel, an dem Christus der Herr gekreuzigt worden ist, hat der gottverlassene Bub' Nüsse aufgeschlagen", und ein Strom von Sühntränen überfloß die verzerrte Fratze. Natürlich konnte mein sonst so ernster Vater das Lachen nicht zurückhalten, und nun brach das Ungewitter erst recht über ihn los. Derlei beispielsweise angeführte Szenen gab es leider sehr häufig.

Mittlerweile war ich in das akademische Gymnasium, dessen Professoren damals Piaristen gewesen, eingetreten. Auf Empfehlung eines Amtskollegen meines Vaters erhielt ich einen Rechtshörer aus Linz, namens Kain, zum Korrepetitor, der ein sehr hübscher, auch ordentlicher junger Mann war, aber zur Korrepetition keinen Beruf hatte. Meinem Vater fehlte gänzlich die Zeit und mir jedwede Aufsicht; ich trieb mich mit andern Knaben herum, statt zu lernen. Und so ging es in der ersten Grammatikalklasse schlecht, recht schlecht. Die Natur hatte mir eine brillante Singstimme verliehen, weshalb ich einem Singmeister, der Werkal hieß, in die Hände kam und gute Lernzeit versingen mußte. Die Parvisten, so hießen damals die erstklassigen Schüler, hatten als Hausarbeit am Semesterschlusse die lateinische Übersetzung eines Übungsbüchels des Piaristen Seipt abzuliefern, was in schön eingebundener Reinschrift zu überreichen war. Aus Fahrlässigkeit meines Korrepetitors wimmelte diese von Fehlern in solcher Menge, daß mein Vater eine ganze Nacht zu tun hatte, sie auszuradieren und zu verbessern. Das Resultat war eine tertia ex latino. Mein Vater mochte wohl eingesehen haben, daß nicht Talentlosigkeit daran schuld war und scheute daher das Opfer nicht, mich in das damals sehr gute, aber auch ziemlich kostspielige Institut Kudlich (am Hohen Markte, Sinasches Haus, 3. Stock) unterzubringen. Es waren da Zöglinge zweierlei Kategorien, solche, welche in ganzer Verpflegung standen und andere, die zu Hause wohnten, den ganzen Tag jedoch in der Anstalt zubringen mußten und nur Mittagskost und Jause erhielten. Der Institutsinhaber Kudlich war ein vortrefflicher Pädagoge und Schulmann, der sich mit den Knaben in allen Klassen beschäftigte und ausgezeichnete Lehrer hielt. Wir waren unserer so viele, daß wir zu Tisch kaum an vier großen Tafeln Platz fanden. Die Tagesordnung war strenge geregelt, außer den Schulgegenständen war noch Französisch, Kalligraphie und Zeichnen. Vor dem Mittagessen ward bei zu-

lässigem Wetter ein halbstündiger Spaziergang gemacht. Die Kost war frugal, aber gut und nur dann und wann der Appetit durch die Gepflogenheit des Direktors Kudlich verdorben, daß er während des Essens unsere Kompositionen revidierte, und wenn sich ein arger Bock herausstellte, er wie toll vom Sessel aufsprang, zu dem unglücklichen Schützen stürzte, ihn beim Rockkragen schüttelte, sich mit der Faust auf die hohe Stirne stieß und ihm in die Ohren schrie: O, Vieh! — Das war ein tüchtiger Merks und zum zweiten Male schoß man einen solchen Bock nicht wieder. Dagegen strahlte sein Angesicht und benetzte er mit Wohlbehagen den Rotstift an der Zunge, wenn er ein großes „Sine“ auf das Blatt hinmalte. Auf diese Weise war schon in wenigen Wochen das Können mit dem Wollen ins Gleichgewicht gebracht. Eine besondere Vorliebe hatte ich für Geographie, die damals sehr ungeschickterweise in der ersten Klasse mit dem schwierigsten Teile derselben, nämlich mit dem astronomischen, begann. Da wurden mit Zirkel und Reißzeug Sonnen- und Planetensysteme gezeichnet, Sonnen- und Mondesfinsternisse mit gelben und schwarzen Farben demonstriert, ebenso der Tierkreis und die Jahreszeiten. Landkarten waren die Glanzpunkte meiner Bibliothek, so scheußlich die Schulkarten von Tranquillo Mollo auch gewesen. Die Schulkarten von Artaria kosteten aber zu viel. Auffällig ist es, daß mein jüngster, erst sechs Jahre alter Enkel ohne äußere Anregung in dieselbe Leidenschaft verfällt und heute schon, ohne noch lesen zu können, aus der äußeren Form der Zeichnung jedes Land und den Weltteil, dem es angehört, erkennt. Auch ich hatte zur Zeit keine Ahnung, daß mich einmal für meine Reise und entomologischen Zwecke Geographie bis in die kleinsten Details sehr beschäftigen werde. Wir waren als Privatschüler am Schotten-Gymnasium inskribiert und wurden dort monatlich und am Schlusse eines jeden Semesters geprüft und klassifiziert. Wie meine Zeugnisse ausweisen, war ich von den Tertien zu Eminenz und Ad-eminenz, den damaligen Vorzugsklassen, avanciert. Den weiten Weg von der Ungargasse bis auf den Hohen Markt machte ich früh morgens gewöhnlich mit dem jüngsten Sprößling der damals hochangesehenen Eisenwerksfirma Rosthorn unter Führung von dessen Hofmeister Born*.

(Fortsetzung folgt.)

Sappho.

Novelle von Ferdinand v. Saar.

(Schluß.)

„Mein heutiges Benehmen wird Ihnen, dem Menschenkundigen, keineswegs rätselhaft erscheinen. Wenn ich es jetzt doch mit diesen Zeilen näher zu erklären und auch des weiteren auseinanderzusetzen suche, so geschieht es vor allem, um Sie möglicher Selbstvorwürfe zu entlasten. Dann aber, weil ich Sie vollständig mit dem Unglück meines Lebens vertraut machen will.

* Born ward Polizeibeamter, später Polizeidirektor in Brünn, endlich Polizeidirektor in Wien, als welcher er starb.

Ich habe Ihnen gesagt, daß ich niemals geliebt worden bin. In den Augen der Welt wird dies nicht gerade als besonderes Unglück erscheinen. Wie viele Frauen gibt es, die nicht geliebt werden! Auch sind ihrer nicht wenige, die gar kein Verlangen darnach tragen. Das heißt, nicht in dem Sinne, wie ich es verstehe. Sie wollen gefallen, sich bei anmutigen Flirten unterhalten und sich schließlich angemessen verheiraten. Daß sie dann wünschen und fordern, ihr Mann möge sie gern haben, ihnen die eheliche Treue bewahren, ist selbstverständlich. Leidenschaftliche Emotionen aber, allzu heißblütige Zärtlichkeiten begehren sie — wenigstens auf die Dauer — nicht, ja, sie werden ihnen sehr oft unangenehm und lästig. Hingegen gibt es weibliche Naturen, die mit einem intensiven, nie sich erschöpfenden Hange zum Manne behaftet sind. Und das sind die Unglücklichen, wenn sie nicht jene Eigenschaften besitzen, die im stande sind, die Männer anzuziehen. Das Los solcher armen Geschöpfe hat Karl Beck mit wenigen Worten ebenso treffend wie ergreifend gekennzeichnet:

„Wenn je das Schicksal fluchen will,
So gibt es einem Weib
Ein Herz, begehrend tief und still,
Doch ohne Reiz den Leib."

Zu diesen Fluchbeladenen gehöre auch ich. Es hat lange gebraucht, bis ich dahin kam, mich zu ihnen zu rechnen. Denn in meiner Jugend galt ich allgemein wenn nicht für schön, so doch für hübsch, und wenn ich in den Spiegel sah, glaubte ich mehr Reize zu besitzen als so manche meiner Altersgenossinen, die ich aufs eifrigste umschwärmt sah. Die schlimmsten Erfahrungen, die bittersten Enttäuschungen waren notwendig, um mich von diesem Wahne zurückzubringen.

Schon als ich noch ein Kind von zehn oder elf Jahren war, hat sich jener unselige Hang in mir geregt. Man wird ihn also einen krankhaften nennen können. Aber wer kann dafür, daß ihm krankhafte Triebe innewohnen? Ist man denn vor eine Wahl gestellt? Aber immerhin . . .

Also schon als Kind empfand ich Liebessehnsucht. Und diese Sehnsucht fand auch bald ihren Gegenstand in der Person eines schönen Knaben, der sehr oft zu einer uns verwandten Familie kam. Er war ein Schulkamerad des Sohnes, der drei Schwestern hatte. Diese Schwestern besaßen nun wieder Freundinnen, und so kam es, daß dort an Sonn- und Feiertagen immer ein großer Kinderkreis versammelt war. Da zeigte sich auch, wie früh bei den Menschen, wenn auch ganz unbewußt und harmlos, die Aggregate der Liebe zutage treten. Die Mädchen rissen sich bei gemeinsamen Spielen förmlich um den schönen Robert, der es schon verstand, diese unschuldigen Regungen sich zunutze zu machen, indem er sehr oft die Gespielinnen der Reihe nach umhalste und küßte oder sonst ein tolles Wesen mit ihnen trieb. Nur mich übersah oder überging er. Und wenn ich mich schüchtern an ihn herandrängte, sah er mich eine Weile an und sagte dann, indem er mir flüchtig die Wange streichelte: „nun ja, du bist ja meine liebe Martha." Ich war darüber tief unglücklich, und wenn ich nach Hause kam — ich war das einzige Kind

meiner Eltern — weinte ich vor dem Einschlafen still in mein Kopfkissen hinein. Diese vorzeitigen Qualen dauerten übrigens nicht lange. Man war in jener Familie auf das Treiben aufmerksam geworden und wußte den Knaben fernzuhalten. So beruhigte ich mich wieder, und in den Jahren meiner Entwicklung bewegte sich meine Sehnsucht im Reich der Träume. Zu dem kam, daß ich schon mit siebzehn Jahren heiraten sollte. Es war jemand in unserem Hause erschienen, der sich bemühte, meine Gunst zu erwerben. Ein junger Görzer, Doktor der Rechte, der im Bureau meines Vaters arbeitete. Dieser hielt viel von ihm, und da er seine Absichten bemerkte, so hatte er umsoweniger dagegen einzuwenden, als der Freier aus angesehener Familie und auch nicht ohne Vermögen war. Wir verlobten uns. Daß es dem jungen Manne vielleicht nur darum zu tun war, seine bis jetzt noch provisorische Stellung im Ministerium zu festigen und zu fördern, fiel mir nicht ein, obgleich es mir seltsam vorkam, daß er auch jetzt noch in den Schranken zarter Aufmerksamkeit verblieb und intimere Vertraulichkeiten, wie sie unter Verlobten üblich sind, fast ängstlich vermied. Ja, er wehrte sie sogar ab, wenn ich mich dazu hinreißen lassen wollte. Wie gesagt, das befremdete mich. Aber ich suchte es mit einer strengen Ehrenhaftigkeit in Einklang zu bringen, die es ihm verbot, mir vor der Hochzeit näherzutreten. Diese sollte nun stattfinden. Das Aufgebot war erfolgt, Tag und Stunde der Trauung festgesetzt. Die Hochzeitsgäste, darunter auch ein Onkel des Bräutigams, dessen Vater durch ein schweres Leiden in Görz zurückgehalten wurde, hatten sich bereits teils bei uns, teils in der Kirche eingefunden — aber der Bräutigam fehlte. Mit Kranz und Schleier stand ich erwartungsvoll da, alles befand sich in größter Spannung, und schon wurde vom Pfarrer, der uns trauen sollte, jemand abgesandt, um nach dem Grunde der Verzögerung zu forschen, als ein in Görz aufgegebenes Telegramm an den Onkel eintraf: „Heirat unmöglich." Meine Bestürzung, das allgemeine Erstaunen können Sie sich vorstellen. Man vermochte sich diesen plötzlichen Rücktritt in zwölfter Stunde nicht zu erklären und riet auf eine momentane geistige Störung. Als aber von dem Abtrünnigen ein Brief kam, des kurzen Inhalts: er sähe zwar ein, daß man ihm nie und nimmer verzeihen werde, gebe jedoch die heilige Versicherung, daß er nicht anders habe handeln können, da glaubte man wieder an ein physisches Gebrechen, das den jungen Mann verhindere, die Ehe einzugehen. Ich selbst neigte mich dieser Annahme um so lieber zu, als sie eine dunkle Ahnung in mir beschwichtigte, daß sich bei ihm nach und nach eine tiefe körperliche Abneigung gegen mich festgesetzt habe. Er selbst aber verzichtete nunmehr auch auf seine Stellung in Wien und widmete sich in seiner Vaterstadt der Advokatur.

Bald nach diesem peinlichen Vorfalle starb meine Mutter, die seit langem gekränkelt hatte. Ich bezog nun mit meinem Vater eine andere Wohnung. Sie befand sich am Heumarkt. Die Nähe der dortigen Kaserne brachte es mit sich, daß dieser oder jener Offizier auf mich aufmerksam wurde und mir zu Gefallen öfter an dem Hause vorüberging. Auch ein Major, schon ein älterer Mann, aber, hoch und schlank gewachsen, wie er war, eine vornehme, interessante Erscheinung. Er gefiel

mir — und ich ließ es ihn merken. So dauerte es nicht lange, daß er mir, als ich eines Tages — es war im Winter — allein nach der Stadt ging, auf der Straße folgte und mich ansprach. Wir trafen uns nun öfter — und schließlich schlug er mir eine Zusammenkunft in seiner Wohnung vor. Nach allem Bisherigen werden Sie nicht zweifeln, daß ich, wenn auch nach längerem Widerstande, darauf einging. Er erwartete mich in abendlicher Dunkelheit und dicht verschleiert wankte ich an seinem Arm zum ersten Stockwerk der Kaserne empor. In einem Zimmer, das nur von flackernder Ofenglut unsicher beleuchtet war, nahm er mir rasch Hut und Mantel ab und zog mich mit sich auf ein Sofa. Meiner Sinne nicht mächtig, bestürmt von dem Doppelgefühl der Scham und des Verlangens, schloß ich die Augen und unsere Lippen begegneten sich. Aber schon nach den ersten Zärtlichkeiten ließ er von mir ab und rückte zur Seite. Eine Weile blieb er sitzen, dann stand er auf und zündete einen Armleuchter an. „Mein Fräulein," sagte er, mit ernster Miene vor mich hintretend, „ich war im Begriff, ein Verbrechen zu begehen. Ja, so muß ich es nennen, denn aus mehrfachen Gründen hätte ich Sie doch nie und nimmer zu meiner Frau machen können. Mein besseres Selbst hatte sich im letzten Augenblick geregt und ich kam zur Besinnung. Verzeihen Sie, daß ich mich von meinem heißen Blute habe hinreißen lassen. Ich bereue es tief."

Ich blieb regungslos und gab keine Antwort. Er aber schritt langsam im Zimmer auf und nieder. Endlich sagte er, meinen Mantel aufnehmend: „Ich glaube, es ist Zeit, daß Sie an den Heimweg denken." Ohne etwas zu erwidern, erhob ich mich. Er legte mir den Mantel um und reichte mir den Hut, den ich mechanisch aufsetzte. Den Schleier ließ er selbst herab, dann bot er mir den Arm und führte mich auf die Straße, wo er sich mit einem ehrerbietigen Handkusse von mir verabschiedete.

Mit welchen Empfindungen ich nach Hause gekommen war, wie ich die Nacht verbracht, davon hab' ich jetzt selbst keine deutliche Vorstellung mehr. Doch am nächsten Tage schrieb ich dem Major einen Brief voll leidenschaftlicher Selbstanklagen, aber auch voll leidenschaftlicher Vorwürfe, die ihn erkennen lassen mußten, wie sehr ich ihn liebe — und daß ich ihm bedingungslos angehören wolle. Es erfolgte keine Antwort. Und als ich hierauf, alles um mich her vergessend, am hellen Tage zu seiner Wohnung hinanschritt, erhielt ich von dem Diener den Bescheid, der Herr sei nicht anwesend, er habe sich auf eine Dienstreise begeben. Das war erlogen. Denn schon am nächsten Vormittag sah ich ihn, wie er, an der Spitze seiner Abteilung reitend, von einer Übung zurückkehrte.

Wer weiß, was ich, im Tiefsten verwundet, an allen Nerven gereizt, noch würde unternommen haben, wenn mein Vater nicht plötzlich erkrankt und gestorben wäre. Nun stand ich da, gänzlich verwaist und auch der Lebenssorge preisgegeben. Denn er war immer auf seinen Gehalt eingeschränkt gewesen. Die geringen Ersparnisse, die er zurückgelegt, hatte er, wahrscheinlich aus Sorge für meine Zukunft, zu Spekulationen verwendet, die, wie sich jetzt herausstellte, vollständig mißglückt waren.

In dieser plötzlichen Hilflosigkeit und nur auf eine zu erhoffende geringe Gnadengabe angewiesen, wurde mir, als der Frühling kam, von befreundeter Seite der Vorschlag gemacht, die Stelle einer Erzieherin bei einer adeligen Familie in Ungarn anzunehmen. Es würden keine besonderen pädagogischen Kenntnisse und Fähigkeiten verlangt; man wünsche nur eine Dame aus gutem Hause, die den noch in zartem Alter stehenden Kindern die deutsche Umgangssprache vermittle. Nach kurzer Bedenkzeit ging ich darauf ein, denn ich fühlte, daß mir eine andere Umgebung, eine andere Lebensluft notwendig sei. Ich brach also nach dem Gute auf, das sich nicht auf einer Pußta, sondern in einer ganz anmutigen Gegend Oberungarns befand. Ich wurde dort in nationaler, das heißt höchst ungezwungener Weise empfangen, noch mehr aber durch den Anblick des Ehepaares überrascht. Denn man konnte sich kaum etwas Schöneres vorstellen als die beiden stattlichen, blühenden Gestalten, die sich gewissermaßen um den Vorrang in der Erscheinung stritten.

Auch die Kinder, zwei Mädchen von acht und sechs Jahren, waren reizende Geschöpfe. Als wir beim Abendbrot saßen, berührte es mich sehr seltsam, daß mich der Gutsherr, ohne auf die Anwesenheit seiner Frau die geringste Rücksicht zu nehmen, oft sehr eindringlich, ja mit begehrlichen Blicken betrachtete. Am nächsten Tage beim Frühstück und am Mittagstisch setzte er dieses Benehmen, ohne viel zu sprechen, nur noch auffallender fort, so daß ich ganz verwirrt wurde und nachts keine Ruhe finden konnte. Ich hatte die Kinder, die nebenan schliefen, zu Bett gebracht, ich aber lag vor innerer Erregung wach in dem meinen. Da sah ich beim fahlen Schein eines Nachtlichtes, wie die Eingangstür meines Zimmers aufging und ein Mann — der Gutsherr — lautlos hereintrat. Ich stieß einen leichten Schrei aus. „Pst!" lispelte er, den Finger an den Mund legend, „wecken Sie die Kinder nicht." Und schon war er an mich herangekommen, hatte mich umfangen und sein heißer Atem umquoll mir Stirn und Wangen....

Ich war wieder allein. Das Nachtlicht erlosch allmählich und der Morgen begann durch die Spalten der Vorhänge zu dämmern. Mit der Empfindung einer erlittenen Gewalttat lag ich da — und dennoch durchschauerte mich ein unsägliches Wonnegefühl. Wie konnte er nur? Im Besitze einer so schönen Frau! Liebte er sie nicht? Oder hätte ich, ohne es zu ahnen und noch weniger zu wollen, den Sieg über sie davongetragen? Mein lang unterdrücktes Selbstgefühl regte die Schwingen und trug mich weit über das Vorgefallene empor. Ich erwog gar nicht, wie sich nun alles gestalten würde; und ging fast leichten Sinnes mit den Kindern zum Frühstück hinunter. Er war noch nicht da, nur die Frau. Als er kam, begrüßte er mich kalt und förmlich. Das befremdete mich nicht sehr, denn ich fand es begreiflich, daß er sich vor den anderen nichts wollte merken lassen. Während des Frühstücks aber suchte mein Blick mehrmals den seinen. Er schien es nicht zu bemerken und sah gleichgültig über mich hinweg. Bei den späteren gemeinsamen Mahlzeiten verhielt er sich ebenso, und als ich einige unverfängliche Worte an ihn richtete, erwiderte er sie kaum. Nun befiel mich eine tiefe Seelenangst — und in marternder,

ungewisser Erwartung, mit hochklopfendem Herzen durchwachte ich die Nacht. Aber der Morgen dämmerte wieder durch die Ritzen der Vorhänge — und er war nicht erschienen. Einige Tage vergingen so — ich ertrug es nicht länger. Eines Morgens war ich unter dem Vorwande, etwas vergessen zu haben, in das Frühstückszimmer zurückgekehrt, wo er, wie gewöhnlich allein geblieben, rauchend die Zeitung las.

Wankend vor innerer Erregung war ich eingetreten.

„Was wünschen Sie?" fragte er, leicht aufblickend.

Ich mußte mich an eine Stuhllehne halten. „Was ich wünsche?" erwiderte ich mit zitternder Stimme. „Sie dürften es sich wohl denken können."

„Ich denke mir gar nichts," sagte er kurz.

Ich hatte mich inzwischen einigermaßen gefaßt, und der Zorn, der in mir bei seinem brutalen Wesen aufstieg, überwand meine zitternde Befangenheit. „Sie sind mir eine Erklärung schuldig," sagte ich.

„Welche Erklärung?"

„Was nun geschehen soll?"

„Was *soll* denn geschehen?"

„Nun, wenn Sie das nicht wissen —"

„Ich weiß gar nichts. Sie gefallen mir einfach nicht. Sie hätten das schon merken können. Ich ersuche Sie also, mich in Ruhe zu lassen."

Es verschlug mir den Atem. Ich rang nach Worten, konnte sie aber nicht finden. „Das ist zu viel!" stieß ich endlich hervor und brach in Tränen aus.

Er erhob sich mit halbem Leibe. „Keine Szene, wenn ich bitten darf! Sonst sind Sie die längste Zeit hier gewesen."

„Elender!" rief ich aus, wandte mich und ging.

In meinem Zimmer brach ich zusammen. Das Mädchen, das um die Kinder war, mußte mich laben, bis ich mich einigermaßen erholt hatte. Nun aber galt es, meiner Pflicht nachzukommen und mit den Kindern in den Park zu gehen, wo ich ihnen auf einer erhöhten, von alten Linden beschatteten Stelle vorzulesen pflegte. Weiter unten dehnte sich ein großer, mit Wasserpflanzen bedeckter Teich aus. Als wir dort angelangt waren, sagte ich den Mädchen, daß ich starke Kopfschmerzen hätte und sie heute selbst lesen müßten. Als sie sich dazu angeschickt hatten, schritt ich an den Teich hinunter und begann ihn zu umschreiten.

Da hinein! rief es in mir. Da hinein — es bleibt mir nichts anderes übrig nach der unerhörten Schmach, die ich erlitten! Und nicht eigentlich diese war es, was mein Innerstes wie mit Schlangenbissen marterte. Das brutale Wort: „Sie gefallen mir nicht!" hatte wie ein Blitz alles Vergangene erhellt: ich war ein Weib, das nicht gefiel, das Abscheu erweckte! Ich erschien mir selbst als ein Zerrbild, als ein häßliches Unding, das vernichtet werden mußte. Also da hinein! Da hinein!

Ein Gärtner ging zufällig vorüber. Ich wußte, daß er etwas Deutsch verstand, und fragte ihn, ob der Teich tief sei. Der Mann bestätigte es, mit der Warnung, ich möchte nur die Kinder in acht nehmen.

Gut, dachte ich bei mir — heute Nacht! Als ich mich aber, während alles im Kastell schlief, heruntergeschlichen hatte, fand ich nicht die Kraft, nicht den Mut, es zu tun. Der Mond stand so mild über den dunkeln Wipfeln; ringsum war tiefe, selige Ruhe ausgebreitet. Und ich Unselige sollte jetzt hinein in die schlammige Flut, in die umstrickenden Wasserpflanzen! Ich schauderte. Das Leben in mir sträubte sich gegen den Tod. Nein, ich konnte es nicht! Doch fort von hier — fort ohne Aufschub! Aber wie? Sollte ich entfliehen gleich einer Verbrecherin? Konnte ich einen kaum eingegangenen Vertrag so ohne weiteres brechen? Diese Erwägungen verursachten mir neue Qualen; ich wußte nicht mehr, was ich tun, was ich lassen sollte.

Merkwürdig genug befreite mich am nächsten Morgen die Frau des Gutsherrn — er selbst war beim Frühstück nicht erschienen — aus diesem grausamen Zwiespalt. „Liebes Fräulein," sagte sie mit einem Lächeln, das ich nie vergessen werde, „ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß wir uns infolge unvorhergesehener Umstände entschlossen haben, eine Reise anzutreten und dann für den Rest des Sommers ein Seebad aufzusuchen. Mitnehmen können wir Sie leider nicht, denn wir werden uns doch ein wenig einzuschränken haben. Ich bitte Sie aber, ein halbjähriges Salär anzunehmen, damit Sie sich ohne Sorge nach einer anderen Stelle umsehen können." Zum Glück war ich in der Lage, dieses Salär ablehnen zu können, und erwiderte, daß die Eröffnung nur meinem eigenen Wunsche entgegenkäme, da ich in Wien eine wichtige Angelegenheit durchzuführen hätte. So war ich frei und reiste noch am selben Tage ab. Während der langen Eisenbahnfahrt befand ich mich fast die ganze Strecke allein im Coupé. Wie ich nun so in mich versunken durch die geöffneten Fenster in die wechselnde Gegend hinausblickte, durchzuckte mich plötzlich der Gedanke, das entsetzliche Erlebnis zu einem Roman oder einer Erzählung zu gestalten. Ich hatte immer viel gelesen, aber nie hatte ich den Drang empfunden, mich schriftstellerisch zu versuchen. Nun aber war ich von diesem Drang unwiderstehlich erfaßt worden — und kaum in Wien angelangt, machte ich mich an die Arbeit. Da hatte ich aber gleich das Gefühl, daß ich das Ganze nicht so grell und graß, nicht so roh und unvermittelt hinstellen dürfe. Es galt, so schien es mir, seelisch tiefer zu motivieren, feinere Übergänge zu finden — kurz zu idealisieren, vor allem die Heldin, die ich ja selbst war. Das versuchte ich auch und nur rein Äußerliches behielt ich fast unverändert bei. Dadurch aber bekam die Geschichte, die Sie ja kennen, etwas Halbes, Verfälschtes, Verlogenes. Sie befriedigte mich daher auch keineswegs, noch weniger aber befreite sie mich. Dennoch sandte ich das Manuskript an eine Redaktion, die es mit einer schmeichelhaften Erwiderung annahm und auch gut honorierte. Eine neue Lebensbahn schien mir eröffnet zu sein. Ich betrat sie mit um so froherer Zuversicht, als die Befürchtung möglicher Folgen jener unseligen Nacht geschwunden war. So kam ich denn auch mit einigen literarischen Kreisen in Berührung. Es mangelte da nicht an Männern, die sich für mich interessierten und mir in dieser oder jener Weise nähertreten wollten. Aber schon nach kurzer Zeit zog sich jeder zurück. Obgleich ich nach all dem Erlebten

in meinem Selbstgefühl schon aufs tiefste erschüttert war, konnte ich doch noch immer nicht fassen, nicht begreifen, daß es mir ganz unmöglich sein sollte, auch nur einen einzigen an mich zu fesseln. Ich wußte und sah ja, daß selbst häßliche, alternde, ja sogar gealterte Frauen Leidenschaften erweckten — warum gerade ich nicht? Ich fing an, den Männern zu grollen, ihnen die Schuld beizumessen — und kam doch immer wieder auf die verzweifelten Worte zurück, die Heinrich v. Kleist seine Penthesilea ausrufen läßt:

„Staub lieber, als ein Weib sein, das nicht reizt!“

Da — mit einem Male schien auch mir endlich das Glück der Liebe aufleuchten zu wollen. Ich hatte einen jungen Schriftsteller kennen gelernt, der aus einer Provinzstadt gekommen war, um in Wien Boden zu gewinnen. Sein Talent war kein sehr bedeutendes, aber es schien mir echt und aller Beachtung wert. Er fand sie auch, aber man hatte zu dem, was er vorlegte, noch kein rechtes Vertrauen und vertröstete ihn immer auf spätere, stärkere Leistungen. So konnte er seine Arbeiten nicht verwerten und geriet mehr und mehr in eine höchst prekäre Lage. Von mimosenhaft zarter Empfindung, wie er war, vertraute er sich niemandem an. Ich aber, mit dem Instinkt des Weibes, erriet seine Sorgen und suchte einige wohlhabende Leute, die mir bekannt waren, für ihn zu interessieren. Sie händigten mir Geldbeträge ein, die ich ihm überbringen sollte. Er zögerte, sie anzunehmen. Es war rührend, dabei den Kampf zu beobachten, den in seinem Innern Stolz und Armut kämpften. Schließlich siegte die Armut. In Tränen ausbrechend, umarmte er mich. Dabei kam auch ganz unwillkürlich die Neigung zum Ausbruch, die er, wie ich ahnte, ja wußte, immer für mich empfunden, wenn auch mit der ihm eigenen Schüchternheit sorgfältig verhehlt hatte. Nun aber überließ er sich ganz seinen Empfindungen. Die innige, fast feminine Zärtlichkeit, die er mir bewies, versetzte mich in einen wahren Taumel des Glücks. Dadurch aber wurde das Verhältnis vom Manne zum Weibe fast umgekehrt. Ich wurde die Gebende, er der Empfangende. Schon nach einiger Zeit glaubte ich zu fühlen, daß ihn die Leidenschaftlichkeit meines Wesens bedrücke, beängstige. Ich jedoch — zum ersten Male, da ich dies schreibe, erröte ich — betrachtete ihn als mein Geschöpf, mit dem ich nach meinem Willen schalten könne. Und als ich merkte, daß er mehr und mehr erkalte, machte ich ihm heftige Vorwürfe. Er erschrak und tat sich mit erneuten Zärtlichkeiten Gewalt an. Ich erkannte das sofort und wurde nur um so erbitterter. Eines Tages, als ich auch einigen Grund zur Eifersucht zu haben glaubte, geriet ich außer mich und erging mich in häßlichen Drohungen. Er war totenfahl geworden. Ich sah, wie es in seiner Brust arbeitete; ich sah, wie er seine Empörung, seinen Zorn niederkämpfen wollte. Aber er vermochte es nicht. „Genug!“ schrie er. „Lassen Sie mich! Ich will, ich kann Sie nicht mehr sehen!“

Da erhob ich die Hand wider ihn.

Mit starren, weitaufgerissenen Augen stand er da und regte sich nicht. „Schlagen Sie zu! Ich hab' es verdient, weil ich Ihnen noch immer Liebe geheuchelt. Sie waren mir schon längst widerlich geworden."

Das traf. Mein Arm sank herab und ich ging, während er einen langgedehnten Schrei der Befreiung ausstieß ...

Was soll ich Ihnen noch sagen? Ich war vernichtet. Denn da war ja wieder, hundertfach verstärkt, das entsetzliche Wort gefallen, das mich damals in den Tod treiben wollte. Und wieder dachte ich daran. Aber gerade die Wucht dieses letzten Schlages war es, was mich auch wieder aufrichtete. Sie überzeugte mich, daß mein Schicksal ein unabwendbares sei. Verzichten. Ja, das war es: ich mußte verzichten. Und mit dieser Erkenntnis schien mich eine hehre Kraft zu überkommen, die mich über alles weitere Wünschen und Begehren emporhob. Es war ein beseligendes Gefühl. Aber wie alle Gefühle und Stimmungen, die mit unserem innersten Wesen im Widerspruch stehen, hielt es nicht vor. Der Kampf des Willens mit dem Intellekt begann in mir. Ich wollte arbeiten, aber wie ich Ihnen sagte, ich konnte meine Gedanken nicht sammeln. Es war ein aufreibender Zustand, ein beständiger Wechsel von dumpfer Resignation und immer wieder auftauchender Sehnsucht ...

In dieser Gemütslage befand ich mich, als ich gestern mit Ihnen zusammentraf. Sie waren so lieb mit mir, so herzlich. Nicht bloß, daß Sie der Schriftstellerin anerkennende Worte sagten: ich schien Ihnen auch, während Sie mich — ich nahm es ja wahr — forschend und aufmerksam betrachteten, zu gefallen. Und als wir in der hellen Mondnacht über die Ringstraße schritten und Sie das Verlangen äußerten, unsere Bekanntschaft fortzusetzen, da zitterte es in mir wieder wie Hoffnung auf. Er ist nicht mehr jung, dachte ich; er scheint, gleich mir, traurige Erfahrungen hinter sich zu haben — vielleicht genüge ich ihm. Vielleicht konnten wir uns wirklich zu einem gegenseitig beglückenden Bunde aneinanderschließen. Aber Sie werden mir das Zeugnis geben, daß ich widerstand — wenigstens widerstehen wollte. Ihre Frage, wann Sie mich wiedersehen würden, zögerte ich zu beantworten. Ich kämpfte mit mir selbst — endlich riß es mich hin. Sei es! dachte ich. Die erste Wiederbegegnung soll entscheiden. Sie hat entschieden — und mir zur letzten dauernden Gewißheit verholfen. Leben Sie wohl und antworten Sie mir nicht!"

* * *

Er ließ die Blätter sinken, und eine Zeitlang verhielten wir uns schweigend.

Endlich sagte er: „Nun, wie finden Sie das? Glaubt man nicht, einen modernen Frauenroman in nuce vor sich zu haben? Nur mit dem Unterschied, daß es sich hier um innerlich wahrste, wenn auch unser Gefühl verletzende Selbstbekenntnisse einer verzweifelnden Seele handelt, während dort alles auf eitle Selbstverherrlichung des Weibes abgesehen ist, das aus einer Hand in die andere geht, weil es den „Rechten" nicht finden kann?"

„Es ist so," erwiderte ich. „Aber was geschah weiter?"

„Sie werden es hören. Begreiflicherweise war ich durch den Brief sehr erschüttert worden. Und auch, trotz der ruhigen Fassung des Schlusses, beängstigt. Ich wollte antworten. Doch kaum, daß ich zu schreiben begonnen, ließ ich davon ab. Was hätte ich nach all dem noch vorbringen können? Hier war wirklich Schweigen der Rest. Aber längere Zeit hindurch fürchtete ich, auf eine traurige Notiz zu stoßen, so oft ich eine Zeitung zur Hand nahm. Nach und nach beruhigte ich mich und trat eine Reise an. Nach meiner Rückkehr machte ich einen Besuch in jenem Hause, wo ich die Dichterin kennen gelernt, und erkundigte mich nach ihr. Ach, hieß es, die hat ein sehr vorteilhaftes Engagement als Gesellschafterin einer kranken Dame angenommen. Merken Sie wohl: die unheilbar kranke Ehegattin, die seit Ibsens Rosmersholm in der Literatur gang und gäbe geworden, begann hier schon eine Rolle zu spielen. Die besagte kranke Dame war nicht mehr sehr jung und ihr Mann noch nicht sehr alt. Zudem befand sich ein etwa achtzehnjähriger Sohn im Hause. Ich behaupte gar nichts, ich mutmaße nur, daß die „letzte Gewißheit" keine dauernde gewesen. Denn als sich die Dichterin im Laufe der Zeit mit der ganzen Familie an die Riviera begab, hat sie sich von einem Felsen in der Nähe Genuas à la Sappho ins Meer gestürzt. Das heißt, sie wollte sich hineinstürzen. Der Felsen aber, ein sehr beliebter Aussichtspunkt, fällt nicht ganz steilrecht ab. Sie traf also auf vorspringende, vielfach gezackte Wandungen und langte mit zerschmetterten Gliedern und blutender Stirn unten an, wo nur die Strandwellen ihre Füße umspülten. Man brachte auch das Ereignis mit einem Schwindelanfall in Zusammenhang, der die Ärmste, die sich vielleicht zu weit vorgewagt, plötzlich ergriffen hatte. Immerhin möglich. Genug: sie starb am nächsten Tage. Friede ihrer Asche."

Zum Fall Hervay.

Da Leontine v. Hervay gegen das Urteil des Kreisgerichtes Leoben, womit sie des Verbrechens der zweifachen Ehe schuldig gesprochen wurde, die Nichtigkeitsbeschwerde ergriffen hat, so muß sich die publizistische Erörterung des Falles in der Besprechung der Beweisergebnisse eine Schranke setzen, und darf die Frage der Schuld nicht voreilig einbeziehen. Die Art aber, wie dieser Prozeß geführt wurde, ist ein so erlesenes Beispiel für den Typus unserer Strafrechtspflege, daß sie mit vollem Ernst behandelt und besprochen werden muß.

Die Anklage war darauf gerichtet, daß die Angeklagte über den Bestand einer Vorehe ihren Gatten getäuscht und vor völlig durchgeführter Scheidung die Ehe mit ihm geschlossen habe, während die Angeklagte behauptete, daß der Bezirkshauptmann v. Hervay gewußt habe, daß das Scheidungsverfahren in bezug auf ihre in Deutsch-Afrika geschlossene Vorehe noch nicht völlig abgeschlossen sei und daß in seinem und des Pfarrers

Einverständnis einem bloßen Verlöbnis die solenne Form der Eheschließung gegeben wurde, deren Nachholung nach Eintreffen des Scheidungserkenntnisses erfolgen sollte. Auf diese Punkte: Bestand einer Vorehe, Trauung oder Verlöbnis, Kenntnis des Gatten waren sonach Untersuchung und Verhandlung zu richten. Ganz anders jedoch hat sich das Verfahren gestaltet.

Mit einer nicht zu überbietenden Gründlichkeit wurde das intimste Vorleben der angeklagten Frau durchforscht, nicht um etwa Beweismittel zur Überführung wegen Bigamie zu liefern, sondern um durch sogenannte Illustrationsfakta die Gefangene vor aller Welt zu charakterisieren. Diese unglückliche Tendenz der österreichischen Strafrechtspflege, die sie vom Vorbild französischer Skandalprozesse übernommen hat, ist aber ebenso rechtswidrig als tief eingewurzelt.

Der Angeklagte hat ein Recht darauf, daß er nur in bezug auf die angeschuldigte Tat verurteilt werde, und deshalb hat er auch ein Recht darauf, daß sein Privatleben ebenso geschont und heilig gehalten werde wie das irgend eines anderen. Dies gilt um so mehr, wenn es sich um sexuelle Dinge handelt, in denen es so leicht ist, den Richter zu machen, so schwer als ein ganz Reiner befunden zu werden.

Dabei gibt es keine ungerechtere, grausamere und oberflächlichere Art der Beweisführung, wenn man diesen Namen überhaupt hier anwenden darf, als die Beweisführung durch Illustrationsfakten. Denn Entlastungsbeweise werden nicht zugelassen. Will der Angeklagte, den man irgend einer nicht zur Sache gehörigen Schändlichkeit beschuldigt, gegen die Aussage des entlassenen Dienstboten oder des Hotelkellners, oder welchen Zeugen immer, einen Gegenbeweis führen, indem er seine Einwendungen gegen die Glaubwürdigkeit des Zeugen unter Beweis stellt oder andere Zeugen ruft, so wird ihm regelmäßig erwidert, daß ja dieser Punkt nicht unter Anklage gestellt sei und ihm damit der Entlastungsbeweis abgeschnitten. Dies bedeutet also, daß in einem solchen Verfahren Ehre und Existenz eines jeden, den ein Staatsanwalt anklagt, zerstört werden darf, ohne daß ihm irgend eine Möglichkeit der Verteidigung erlaubt wird. Noch eine andere fürchterliche Seite unseres Strafverfahrens ist in diesem Prozesse greller hervorgetreten als sonst, es ist die Sequestration des Angeklagten in qualvoller Haft, seine Absperrung von allem Rat, allem Beistand, die vollständig an die Stelle der bis an das Ende des 18. Jahrhunderts angewendeten Tortur getreten ist.

Wir hören da die beliebte Redensart über die viel zu humanen Einrichtungen unserer Gefängnisse; wer auch nur ermessen kann, was die Freiheitsberaubung an sich bedeutet, wird in diesen Chor wohlfeiler Gewissensberuhigung nicht einstimmen. Aber darüber hinaus bringen die Gefängnisse in Österreich wie anderswo für ihre Insassen eine Fülle physischer und seelischer Leiden und Gefahren. Was soll man erst dazu sagen, daß der nur Verdächtige in viel schlechteren Gefängnissen gehalten wird als der Verurteilte, so daß abgehärtete Verbrecher, die einen Teil ihres Lebens in den Strafanstalten in Stein oder Göllersdorf zugebracht haben, alles tun, um nur der Hölle der Untersuchungszelle zu entrinnen. Im Jahre 1803 hat das allgemeine Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizeiübertretungen im § 307 ausgesprochen, daß jeder Verhaftete, soviel möglich ist, allein in einem eigenen Gefängnis verwahrt werden soll, und hundert Jahre später, während sich die Bedingungen des physischen Lebens unendlich gebessert haben, pfercht man so viel Untersuchungsgefangene, als möglich ist, mit den verschiedensten Lebensgewohnheiten in sanitätswidrige Gelasse.

Warum war es überhaupt notwendig, bei einer Anklage wegen zweifacher Ehe die Verdächtige in Untersuchungshaft zu setzen? Bestand etwa in einem Falle, wo der Urkundenbeweis und Aussagen der Verführung ganz unerreichbarer Zeugen ausschlaggebend sein mußten, die Kollusionsgefahr, dieses traurigste Überbleibsel des Inquisitionsprozesses in den Strafprozeßordnungen? Oder war es für die österreichische Rechtspflege so unendlich gefährlich, wenn sich die Angeklagte durch Flucht der Strafe zu entziehen versucht haben würde, und warum hat das Leobener Kreisgericht nach der Verurteilung, wobei es selbst die Täuschung des Gatten als nicht erwiesen annahm und die Tat unter die mildere Bestimmung brachte, die Absicht kundgegeben, die Angeklagte bis zur Verhandlung über die Nichtigkeitsbeschwerde, also nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge mindestens durch Monate, im Kerker zu lassen. Diese Absicht wurde in der nach den Verhältnissen der Angeklagten und der für sie zu erwartenden Hilfeleistung unerschwinglichen Höhe der geforderten Kaution unverkennbar ausgesprochen. Sollte damit die Angeklagte bewogen werden, auf ihr Rechtsmittel zu verzichten, da nach unserem Gesetz die Untersuchungshaft nicht eingerechnet wird, so daß selbst bei günstigem Erfolg der Beschwerde Frau Hervay die Strafe abgesessen haben würde, während bei ungünstigem Ausgang ihr mindestens die doppelte Dauer der Einsperrung drohte? Wenn es einen gesetzgeberischen Gedanken gibt, für den zu kämpfen es sich verlohnt, so ist es der, nach dem Vorbild Englands, der Vereinigten Staaten, Schwedens, die Parteienöffentlichkeit in die Voruntersuchung einzuführen.

Der Verfasser unserer Strafprozeßordnung, Glaser, hat es selbst empfunden, daß es nichts Unorganischeres gebe als die Anfügung einer mündlichen unmittelbaren Verhandlung an ein geheimes inquisitorisches Verfahren, aber er folgte dem Drucke der Tradition auf dem europäischen Kontinente. Die Einführung der materiellen Verteidigung in die Voruntersuchung, das heißt Gewährung des Rechtes an den Angeklagten, seinen Beschuldigern sofort in die Augen zu sehen, Zeugenverhören beizuwohnen, Fragen zu stellen, Urkunden zu requirieren und zu prüfen, ist eine Forderung, der man nur dann widerstehen kann, wenn man aus Angst vor dem größeren Verstand des Beschuldigten es vorzieht, die Persönlichkeit eines erst Verdächtigen mit Füßen zu treten, als sofort der Aufklärung von beiden Seiten Tür und Tor zu öffnen. So oft hat man die Furcht vor der Verdunkelung des Herganges als einziges Argument gegen die Abschaffung der Kollusionshaft verwendet; und gerade in dieser Sache hätte man in einem parteiöffentlichen Verfahren sofort Klarheit über den wichtigsten Punkt bekommen. Hätte man der Angeklagten ihre Papiere und darunter die Korrespondenz ihres Gatten zur Hand gelassen und deren Vorlage gestattet, so wäre die schwerste Anklage, daß Herr von Hervay über den Bestand der Vorehe getäuscht worden sei, nie erhoben worden, vielleicht würde man in Kenntnis dieses Umstandes gar nicht angeklagt haben. Da diese Vorgänge nicht vereinzelt, sondern geradezu typisch sind, muß man nach der Verkettung der Ursachen forschen, die so viele Staatsanwälte und Richter, fast alle Männer von der persönlichen Ehrenhaftigkeit der österreichischen Magistratur, zu diesen Exzessen der Strafgewalt drängen. Es ist vor allem das Publikum, die Bevölkerung im weitesten Sinne des Wortes, die mitverantwortlich gemacht werden muß. Die Öffentlichkeit glaubt förmlich einen Anspruch auf den Justizskandal zu haben. Wann immer ein Unglücklicher vor den Schranken des Gerichtes steht, dessen Fall durch gesellschaftliche Stellung, durch

persönliche Eigenschaften interessant ist, will alles sein Herz und seine Nieren erforschen. Die Zuschauer, die in die Gerichtssäle strömen und sich nur mit einer Art Erbitterung die Benützung der Operngucker verbieten lassen, ebenso wie die Schriftsteller, die Künstler, Kriminalpsychologen und Leser von Schauerromanen, jeder will die Sektion des Angeschuldigten bei lebendigem Leibe mitmachen, um für seine Lüsternheit und Neugierde, manchmal auch Wißbegier Stoff zu gewinnen. Und so verführerisch ist diese Strömung, daß sich Richter, Staatsanwälte und Verteidiger nur mit Mühe und selten emporraffen und dem Druck der Sensation entziehen können, obwohl es ihre Aufgabe ist, die öffentliche Meinung auf diesem Gebiete zu führen und durch bewußtes Beherrschen der dunkleren Regungen und festes Begrenzen des Richtigen und Unrichtigen zu läutern. Haben wir doch in Wien erlebt, daß in einem Prozeß wegen Veruntreuung, der so klar und einfach war, daß man in einem Land, wo sachlich verhandelt wird, wie in Frankreich beim Zuchtpolizeigericht, wie in England überall, in einer halben Stunde fertig gewesen wäre, die Liebesbriefe des Angeklagten und seiner Geliebten vorgelesen und vom Vorsitzenden kommentiert wurden. Mitschuldig an der Steigerung der ungesunden Instinkte, ebenso wie anderseits verdienstvoll durch Verbreitung von Kenntnissen, ist die stets neuigkeitslüsterne Presse. Bei so vielen Mitschuldigen muß freilich die Stimme des ruhig nüchternen, das Gute anstrebenden obersten Leiters der Justiz ungehört verhallen, der in seinem bekannten Erlaß vor dem Hineintragen von Sensationen in den Gerichtssaal warnte.

Wenn man darüber staunt, daß sich Jahrhunderte in Zivil- und Strafsachen in den merkwürdigsten Formen bewegt haben, daß unter Kaiser Otto dem Großen die Frage der Repräsentation im Erbrechte durch die Enkel in Zweikämpfen geharnischter Gruppen entschieden wurde, daß für die Rechtsfindung alle möglichen Ordale, in erster Linie das Duell entscheidend waren, wenn man im Blödsinn der Hexenprozesse ein Phänomen der Massenerkrankung der Volksseele erkennt, so muß man wohl den Schluß ziehen, daß eine für uns, wie ich fürchte, allerdings ferne Zukunft die Sequestration des Verdächtigen und das geradezu diabolische System der Illustrationsbeweise, womit die Vernichtung der Persönlichkeit vor dem Urteil vollzogen wird, zu derselben Gattung der Justizverbrechen zählen wird. Unsere amtliche Statistik weist mit Stolz darauf hin, daß die Durchschnittsdauer der Untersuchungshaft abnehme, aber man hat keinen Grund zum Stolz, wenn man bedenkt, daß jahraus jahrein mehr als die Hälfte der in Untersuchungshaft Gesetzten schließlich nicht verurteilt wird. Es ist ja wohl möglich, daß auch Frau v. Hervay einen vollkommenen Freispruch erringt, dann wird sie auf die nicht im Zweck des Strafgesetzes begründete Marter der Verhandlung und auf eine viermonatliche Untersuchungshaft zurückzublicken haben, die nur deshalb nicht ein Jahr gedauert hat, weil das Obergericht in Graz die Kaution herabgesetzt und ein menschenfreundlicher Advokat für die Angeklagte diese Kaution erlegt hat.

Für eine zweifache Ehe, die weder Rechte des ersten, noch schuldlose Unwissenheit des zweiten Gatten verletzt hat, auch keinen Zweifel über den Familienstand von Kindern im Gefolge haben konnte, hat das bigotte England des 18. Jahrhunderts die Herzogin von Kingston, deren Vorleben kaum minder galant war als das der Angeklagten, nur mit Verlust ihres Namens gestraft. Aber so mancher machte geltend, daß der Bezirkshauptmann durch die Ehe mit einer Person, die in bezug auf Vermögen und Herkunft ihn listiger Weise in Irrtum geführt habe, betrogen worden sei. Und es ist richtig, daß unser Gesetz den als

Betrüger bestraft, der einem anderen listigerweise in der Absicht, ihm einen Schaden zuzufügen, irre führt. Da ist es nun merkwürdig, daß ein scheinbar ganz unter die Wortfassung des Paragraphen fallender Tatbestand niemals, auch in diesem Falle nicht, als Betrug verfolgt wurde, ohne daß ein geschriebenes Gesetz eine solche Verfolgung ausschließen würde. Wenn man näher nachdenkt, so ergibt sich der Grund.

Er liegt darin, daß nach der wenigstens in der Idee respektierten sittlichen Anschauung Rücksichten auf Mitgift und sonstige Vorteile nicht zur Ehe bestimmen dürfen und sollen, daß selbst ein durch die Verheiratung erlittener positiver Schade vor keinem Gericht in irgend einer Form geltend gemacht werden darf. Das Recht behandelt es als gleichgültig, ob in dieser Beziehung Täuschungen vorgenommen wurden, weil der Gatte gar nicht berechtigt ist, einen Vorteil aus der Ehe zu beanspruchen, einen Nachteil als unrechtmäßig abzuwehren.

Es wird gegen jeden Widerspruch vorausgesetzt, daß die Ehe aus Neigung geschlossen wird, so daß ein anderes Motiv sich in keiner Weise, weder im sittlichen noch im Rechtsleben Geltung verschaffen darf. Wenn es im Falle Hervay irgend ein versöhnendes Moment gibt, so liegt es darin, daß beim Gatten der Angeklagten, der — wie es scheint — ihre wahre Lage wohl kannte, sowie auch bei ihr trotz aller Vergehungen, deren sich zweifellos beide schuldig gemacht haben, eine starke Neigung vorhanden war, die sie zusammenführte.

Edmund Benedikt.

Chronik.

Musik.

Man hebt sich gern aus dem Gewoge des Alltags und sucht einen ruhigen Punkt, die Möglichkeit der Besinnung. Antrieb, Triebe, innere Stürme werden beschwichtigt und was uns eben noch in hastiger Bewegung mitgerissen hat, wird Gegenstand der Betrachtung. Die Kunst von heute haßt dieses Besinnen — daher ihr Widerstand gegen die Ästhetik — sie haßt das Betrachten; sie trachtet weiterzukommen; sie will leben, unaufgehalten leben, leben. Nur nicht denken, nach-denken, nicht messen, prüfen! Die Kunst gibt keinem mehr das Recht zu richten und auch keinem die Zeit zu richten. Der Kunstphilosoph, will er nicht bespöttelt werden, hat nur noch zu sagen: Das war; das ist. Er muß sich selbst also aufgeben. Das Schließen und Folgern aus Erfahrungen und Vorkommnissen gilt schon als unliebsamer Übergriff der Verstandesfunktionen. Man soll die Dinge in ihrem Flusse nicht stören. Wir sind dahin gelangt, in der Kunst nur noch die Energie der Bewegung, nicht um des Zieles willen, sondern einzig um der Bewegung willen, zu bewundern — ganz wie den Leuten die Dynamik des modernen Motorfahrzeuges Freude macht, gleichviel ob es lachenden Fluren entgegeneilt oder ein Haustor einrennt . . .

Ist es Stärke oder Schwäche der neuen Künstler, daß sie sich gegen das Betrachten, Ausschauen, Werten, gegen das Aufspüren oder Anwenden ästhetischer Grundgesetze sträuben und dem menschlichen Geiste nur noch gestatten möchten, sich als Registratur künstlerischer Vorgänge zu fühlen? Der Wille zur Philosophie wird auch den Kunstmenschen nie auszutreiben sein, und der Hang, zusammenzufassen und zur Idee aufzusteigen, ist unausrottbar. Der einfache Chronist strebt freilich nicht so hoch; er wird sich damit bescheiden, Tatsachen zu sammeln und, wenn das Glück will, ihre Zusammenhänge aufzudecken; er wird nicht den heute nun einmal verbotenen Weg gehen, der zur reinen Anschauung führt, sondern höchstens Ansichten zu entwickeln suchen . . . Ein Jahr Musikpflege in Wien muß ein Bild geben. Es ist die altgewohnte Gruppierung: Die Hofoper in der Mitte, erhöht; links die „Philharmonischen", rechts die Gesellschaft der Musikfreunde mit dem „Singverein". Jetzt ist aber auch der „Wiener Konzertverein" vorgeschoben und bringt Freiheit in die eherne Symmetrie. Die großen Männergesangvereine, die nun bei jeder gewaltigen Aufführung den gemischten Chorvereinen tapfer zur Seite stehen, sind endlich aus den Hintergründen der Kunst, wo die Liedertafeln errichtet waren, ganz in den Vordergrund ernster Musikübung getreten. Rings um diese großen Gruppen die emsigen Quartettvereine mit stets neuen Ankömmlingen, die Liedsänger und Virtuosen, wie sie ein Musikforscher jüngst sehr hübsch einteilte: männlichen, weiblichen und nebensächlichen Geschlechts.

Die kranke Hofoper hatte eines Tages den Gustav Mahler und mit ihm ein Programm erhalten, das die Lebensgeister wieder aufrüttelte. Mozart wurde aus der Notlage befreit, im Spielplan immer nur bescheidenes, herziges Veilchen zu sein; die Spieloper kam zu Ehren und in würdigen, unverkürzten Wagner-Aufführungen wurde dem Meister gegeben, was des Meisters ist. Drakonische Maßregeln wiesen den Künstlern und der Hörerschaft die ernsten Pfade unerbittlich strenger Kunst. Die Theaterphilosophie wird sicher einmal für die Bühne das Gesetz der Erhaltung des Idealismus finden und genau berechnen, wie lange der Idealismus eines Theaterdirektors währen kann. Gustav Mahlers Idealprogramm ist rasch verflogen: Die Mozartbewegung in der Hofoper stockt; Gluck ist ausgeschaltet; Marschner ist verschwunden; viel gutes mit ihm. Die Wagner-Werke, mit wenigen Ausnahmen, sind gründlicher Proben und völliger Durcharbeitung bedürftig, und doch werden sie so häufig vorgenommen, daß ein Zyklus den anderen bedrängt und jedem sorgenden Kunstfreund vor dem unausbleiblichen Rückschlag bange werden muß.

Die planmäßige Bildung und Kräftigung des „Ensemble", von dem die Stilfragen abhängig sind, darf man als wichtigste Aufgabe einer Direktion bezeichnen. Die Hofoper hatte einst für die Meisterwerke ein verhärtetes, un-

verrückbares Ensemble, das sich schließlich nur noch aus „typischen" Darstellern zusammensetzte. Das war von Übel, wenn auch Idealtypen, wie sie Scaria, Reichmann, die Ehnn oder die Materna feststellten, gewiß nicht zu verachten waren. Direktor Mahler, der freie und energische Geist, löste sofort das Ensemble aus seiner Starrheit. Ihm fehlt aber die Stetigkeit und ruhige Kraft, ein Ensemble gleichsam in Schwebe zu halten; er geriet in das andere Extrem, aufs Zerreißen, Zerklüften. In die klaffenden Lücken werden beständig mittelmäßige und fremde Künstler gezwängt, die in einer flüchtigen Verständigungsprobe weder dem Stil der Aufführung, noch der Natur der anderen Künstler sich anpassen können, ja nicht einmal Manieren abzustreifen vermögen, die ihnen von Übungsbühnen oder kleinen Theatern hängen geblieben sind. Auch die Hauskräfte gelangen bei dem ruhelosen Wechsel nicht zu der harmonischen Ausgleichung, die der Stil erfordert. Graz, Brünn, Troppau, Magdeburg, Stuttgart gehören jetzt zum Ensemble der Wiener Hofoper — wie der Alte sagt: „Darumb so dringt da manger stuel für alle tisch und benk, der billich wol ain schamel wer."

Leitet Direktor Mahler eine Aufführung, so bindet er mit genialer Kraft die auseinanderstrebenden Elemente; er suggeriert dem Publikum ein Ensemble, der einen Sängerin eine Art Koloratur, der anderen eine Art dramatischer Energie, der dritten eine Art Poesie oder musikalischer Begabung. Doch die schönen Täuschungen zerfallen, wenn er den Taktstock weitergibt. Die „Meistersinger" mögen zum Exempel dienen. Die herrliche Aufführung unter Gustav Mahlers Leitung, die Lebendigkeit, der leichte, freie Lustspielton ist noch in frischer Erinnerung. Lang, lang ist's her. Seitdem hat Herr Slezak keine Fortschritte gemacht; er beschränkt die Darstellung aufs Stehen, Gehen, Sitzen; Herr Preuß hat sich immer mehr vom Charakter des David entfernt und in die Operette begeben; fast jede Aufführung bringt einen anderen Beckmesser; das Evchen der Frau Förster-Lauterer ließ einmal das Beste hoffen — da wurde die Künstlerin für lange Zeit zur Seite gestellt; erst heute wieder, nach mancherlei Experimenten, steht ihr Evchen, wieder in Gunst, und die Sängerin darf die Kunstarbeit von neuem beginnen. Die Prügelszene und die Vorgänge auf der Festwiese sind jetzt von der Musik abgezogen und in Unordnung gebracht. Herzerfreuend ist Weidemanns poetischer Hans Sachs... Zu allgemeiner Verwunderung wurde später dem weichen Darsteller des Hans Sachs der finstere Pizarro übergeben. Solche Experimente sind Methode geworden. Muß da nicht der Künstler an sich selbst, das Publikum an dem Künstler irre werden?

Zur Arbeit ging die Hofoper in der verflossenen Saison auf seltsam verschlungenen Wegen. Vorerst wurde das Orchester tiefer gelegt. Vertieftes Orchester — das klingt wohl bayreuthisch, wenn man davon spricht, aber nicht, wenn man's hört. Da nämlich dem tiefliegenden Orchester der Hofoper die beiden Schalldecken fehlen, so sind die Klänge nun nicht wie in Bayreuth gebunden, daß sie ineinanderfließen, sondern vielmehr isoliert und zerstreut. Das Blech waltet vor und gibt häufig ein Echo; den Geigen, die, wie in einem Kelleraum, jetzt schärfer und dünner klingen, ist der milde und weiche Glanz genommen. Ein hervorragender Gastdirigent erklärte, daß er das Hofopernorchester in dem vertieften Raume nicht mehr wiedererkannte. Da das Forte jetzt stärker, das Piano leiser klingt, sind die Sänger von dem teils deckenden, teils unhörbaren Klangwesen aufs empfindlichste berührt. Wohl wurde der Boden unter den Geigersitzen wieder ein wenig erhöht, wohl werden die Streicher vielfach vermehrt; aber das Übel ist nicht völlig beseitigt. Es bildete sich in der Hofoper also eine neue Kunst, dynamische Gegensätze zu mildern und die eigens erzeugten akustischen Mißverhältnisse wieder auszugleichen. Direktor Mahler ist Meister dieser Kunst. Der einst so klangfrohe Dirigent, der durch Fernwirkung mit dem Aufgebote aller leiblichen Kräfte die hellsten, schneidendsten Klänge aus den Blechtrichtern zu holen trachtete, ist jetzt nur aufs Dämpfen, Verschleiern, aufs Erzeugen von säuselnden Untönen bedacht. Selbst Beethovens Musik wurde bei der neustudierten „Fidelio"-Aufführung in solche Dämmerungen getaucht... Da der Orchesterklang in dem Hofopernhause immer der denkbar schönste gewesen ist, so konnten wohl nicht die Musiker, sondern nur die bildenden Künstler, die in der Hofoper das Wort führen, die Versenkung des Orchesters veranlaßt haben. Sicherlich sollte das Bühnenbild, das man auch von der „Rampe" befreite, nicht durch hochfahrende Violinbogen und durch die Bewegungen der Orchesterleute gestört werden. Man ist jetzt allerorten ängstlich besorgt, daß dem Publikum keine Illusion gestört werde. Konzertsäle werden verdunkelt, Spieler und Sänger durch ein verdecktes Podium den Augen der Hörer entzogen. Als ob ein gesunder Sinn keiner Illusion fähig wäre, wenn ihm nicht jede Störung weggeschafft wird! Den Kunstgenuß durch Hypnose zu vermitteln ist das Merkmal einer keineswegs starken Zeit. Nedbals „Fauler Hans", der die Saison eröffnete, bietet nun auch ein Ballet mit Finsternissen: Der Zauberwald im geteilten Licht, Waldweben im Dunkel, die düstere Farbenstimmung der trauernden Stadt, das Dunkelheim des Drachen, das lebendige Balletkorps zumeist als

wesenloser Schleierfarbentraum, und zu den weichen Molltönen der Leflerschen Bilder die schwermütige, von solidem Musikverstand gefesselte Musik Nedbals, die alle Märchenironie versteift! Nach dem neuen Ballet war die Direktion bemüht, die Stilmischungen Halevys in der neustudierten „Jüdin" rein und keusch darzustellen. Halevy wurde zum Klassiker umdirigiert, seine Melodien mit dem gangbaren Hochdruckstempel des Musikdramas versehen. Und dann Leflers wunderbarer Feuerkessel! Man hat die „Jüdin" mit künstlerischer Hochachtung verbrannt. Aber harrten der glücklich vereinigten Kraft des genialen Dirigenten und des erfindungsreichen Malers nicht dringendere Pflichten? Die Jahrhundertfeier für Berlioz rauschte durch Europa. Die Kunstfreunde erwarteten eine Tat, eine Berlioz-Oper. Da trippelten Mimi und Musette mit Puccinis sattsam bekannter „Boheme" über die Bühne, und in der überraschenden Puccini-Huldigung mit dem Vexierspiel mehrfacher Wechselbesetzung, rief die Hofoper wieder die verklungenen Exklamationen der Neuitaliener zum Leben. Der Hofoperndirektor legt zwar das Siegfried-Schwert zwischen sich und die „Cavalleria", aber der Spielplan der Hofoper verrät trotzdem eine bedenklich innige Beziehung zu der abgelebten Oper Mascagnis. O, die Idealprogramme des ersten Sturmlaufs! Und dann die schnöde Wirklichkeit!

Die zweite Hälfte der Saison hob sich zu Hugo Wolfs „Corregidor", zu Verdis „Falstaff" — beide Werke sind mit beträchtlicher Verspätung in die Hofoper gelangt — und endlich zur Neustudierung der „Euryanthe". Fehlbesetzungen im „Corregidor" und andere Vorkommnisse bezeugten, daß man dem feinsinnigen Werke Hugo Wolfs nicht mit warmer, fördernder Liebe entgegenkam. Die Schwächen dieser ersten dramatischen Arbeit des Lyrikers wurden bei der Aufführung eher betont als verdeckt. Die Musik des „Corregidor" ist von reinstem Adel; nichts Banales, Niedriges hat sich zugeschlichen; in jedem Takte die lautersten musikalischen Absichten, die in der unerschöpflichen Umbildung charakteristischer Motive erfüllt werden; aber Hugo Wolf besaß die Kraft nicht, einem Texte, der sich wie eine lange, lange Häkelarbeit aufrollt, inneren dramatischen Halt zu geben. Die Musik mit ihrem unsäglich zarten Humor und den glitzernden Motivengespinsten hatte in dem breit ausgezogenen Texte keine Stütze, keine Möglichkeit der Konzentration. Nun weiß man, daß das Publikum sich gierig um den ärgsten Unsinn schart, wenn er sich roh, brutal, tyrannisch geberdet; vornehmen Geistern aber wird nicht das geringste nachgesehen. Als einziges Zugeständnis bleibt das bekränzte Ehrengrab . . . Da läßt die Hofoper neben dem Corregidor den braven Barbier von Bagdad, die Hälfte aller Mozart-Opern, Alceste, Armida, die Iphigenien, Oberon und Gleichgesinnte ruhen. Santa, Nedda, Mimi und Louise rasen darüber hinweg. Wollte man der Hofoper den Adel der Musik erhalten, so hätte man nur die bewährten „Literarischen Abende" einzuführen. Der Titel verpflichtet, bezeichnet eine Richtung und sammelt einen eigenen Kreis von ähnlich gestimmten Hörern, die sich von der stumpfen Masse absondern und ganz wohl wissen, welche Empfindungen und Begehrnisse sie an einem Gluck-Abend zu Hause lassen müssen. Wenn freilich die Direktion ihre einst pompös ausgebreiteten Ideale zusammenschnürt und sich durch administrative Maßregeln zwingen läßt, neue Werke gleich dreifach zu besetzen, so bleibt keine Zeit und keine Künstlergruppe für einen „literarischen Abend" übrig. Trotz der geistvollen Bearbeitung Gustav Mahlers, der aus seinem reichen Schatze von Intelligenz in die „Euryanthe"-Handlung Sinn und Vernunft zu leiten suchte, kann das Werk die erhoffte Wirkung nicht erzielen, wenn es nicht gleichsam einer selbstgewählten Hörerschaft gegenübertritt, sondern den Hyänen der „Premiere" vorgeworfen wird. Das Schicksal der Weberschen „Euryanthe" wurde übrigens nicht allein durch den Text bestimmt; es ist unabwendbar, und die Gründe liegen tiefer. „Euryanthe" wird durch ihren Erben, durch „Lohengrin" niedergehalten. Auch im organischen Leben sind gerade die Zwischenglieder, die Vertreter der Zwischenstufen, die wahrlich die interessantesten sind, der Entwicklung am meisten dienen und der gestaltenden Natur gewiß mehr zu schaffen machten als die bereits vorgebildeten, fertigen Formen, dem Untergange geweiht. „Euryanthe" ist eine solche Zwischenstufe, die höchstorganisierte, die von der klassischen Oper in das neue Reich führt. Man hat „Euryanthe" weil sie die Zukunft vorbereitete, auch die Zukunftsmusik des genialen Weber genannt. Doch nicht jeder Zukunftsmusik ist es gegeben, Musik der Zukunft zu werden.

Die Aufführung des „Falstaff" war das Meisterstück der Saison. So viel Befreiendes hat diese Verdi-Oper, freie Geistigkeit; man spürt die Grenzen des Alters nicht, der enge nationale Horizont ist glücklich erweitert, das Romanische mit dem Germanischen vermält; die Instrumente leben sich frei aus, wie es ihre Natur verlangt. Und dieser köstliche, leichte Humor, nicht klebrig und nicht nebelfeucht! Das Ohr schöpft immer neue Wonne aus dieser Partitur, jede Note schnellt lebendig empor. Gustav Mahler als Dirigent war in seinem Elemente, Licht flutete durch die Aufführung, den deutschen Sängern schien die Zunge gelöst, mit Eifer und Liebe war das Werk auch ausgestattet, glänzend, vielfarbig wurde es zur Erscheinung gebracht.

Demuth und Weidemann, die Damen Hilgermann, Petru, Michalek, obenan Frau Gutheil-Schoder bewegten sich lustbringend in dem Kreise der Verdischen Ideen.

Die philharmonischen Konzerte waren in letzter Zeit dem Wechsel untertan. Der häusliche Krieg zwischen dem Hofopernorchester und ihrem Direktor hat die philharmonischen Konzerte des genialen Dirigenten Gustav Mahler beraubt. Mehrere Jahre stand Gustav Mahler an der Spitze des ruhmreichen philharmonischen Orchesters. Auch hier folgten herrlichen, begeisternden Taten Mahlers nur zu bald musikalische Gewaltakte, die den klassischen Meistern Ungemach bereiteten. Schließlich erwartete man in den philharmonischen Konzerten, losgebunden von natürlichem, ästhetischem Empfinden, nur mehr Überraschungen, Verblüffungen, und aus dem künstlerischen Grunde hob sich die persönliche Frage der reinen Neugier: Wie wird der Dirigent heute sein Verhältnis zu diesem oder jenem Werke darstellen? Man betrachtete nicht den Dirigenten als Verkünder des klassischen Geistes — es wurden vielmehr die klassischen Werke dazu verwendet, den Geist des Dirigenten zu verkünden ... In einer organisch entwickelten Kunstpflege gilt das Allgemeingefühl. Innerhalb der weiten Grenzen dieses Allgemeingefühls ist individuelle Auffassung, individueller Ausdruck gewiß berechtigt. Es gibt keine individuellere Kunstäußerung als Joachims Vortrag Beethovenscher oder Bachscher Werke. Wird aber durch das Joachim-Quartett das musikalische Allgemeinempfinden auch nur durch einen Takt, durch einen Strich verletzt? Ist in dem Allgemeinempfinden, aus dem Joachims individuelle Kunst erblüht, nicht auch die modernste Auffassung eingeschlossen? Oder wollte jemand behaupten, daß Joachim der Zeit nicht genügt? Konnte man dieses etwa von Hans Richters großen Beethoven-Aufführungen sagen? Das Allgemeingefühl ist wie ein stiller Vertrag kunstverwandter Geister; er kann nicht in Paragraphe gefaßt werden, aber er besteht. Auch im Leben gibt es solche stille Verträge der ästhetischen Gesellschaft. Auf ihnen beruht das Taktgefühl. Die künstlerische und die gesellschaftliche Gemeinschaft wird durch das Taktgefühl zusammengehalten. Gustav Mahler verletzt das musikalische Taktgefühl vielfach in der Ausführung der „Neunten" und anderer Werke Beethovens. Trotz vieler Sonderbestrebungen war aber Mahlers Führung in den philharmonischen Konzerten an wahrhaft genialen Zügen reich... Nach der Mahlerschen Sensationsepoche wurde experimentiert und zuletzt die Zeit des Überganges mit Gastdirigenten ausgefüllt. Jeder hatte seine Paradestücke dem Programme wie Orden angeheftet. Der temperamentvolle Safonoff machte einen — siegreichen — russischen Einfall mit Glazounow und Rimsky-Korsakow, dessen „Scheherazade" zu einer unbeschreiblich schönen und vollkommenen Leistung des Orchesters führte; Hofrat Schuch tat einen Griff in seine berühmte Accelerando-Mappe, wirbelte auch dem reichbegabten Hofmusiker Franz Schmidt mit dessen „sinfonischem Zwischenspiel" einen starken Erfolg aus dem Orchester und ließ Goldmarks neue, lebensprühende Ouvertüre „In Italien" zum erstenmale aufstürmen; Artur Nikisch, der Zauberer der Mittelstimmen, mit seiner wunderbaren Dirigententechnik, und Dr. Karl Muck, mit den Hilfen seines nüchternen Verstandes, brachten vorwiegend herbe, strenge Werke. Das Bleibende im Wechsel waren die erlesenen Tugenden des philharmonischen Orchesters, das der Stolz der alten Musikstadt ist. Die Reizungen durch vielartige Dirigentenbilder sind glücklich vorbei. Das Programm der neuen Saison wird Felix Mottl beherrschen. Sein Name ist schon Programm, künstlerisches wie menschliches. Mottls freiem und doch natürlichem Künstlerwesen bringen die Wiener volles Vertrauen entgegen. Aus Österreich stammen fast alle hervorragenden Dirigenten, die jetzt im Auslande wirken.

Auch die Gesellschaftskonzerte sind wieder bei einem Wendepunkt angelangt. Man sucht das Heil bei einem neuen Dirigenten: Franz Schalk. Als Gericke, der auf Hans Richter folgte, und Richard v. Perger den Niedergang der Gesellschaftskonzerte, die Lähmung des einst gar kräftigen Singvereins bewirkten, schienen die Warnungen aufrichtiger Mahner nicht zu fruchten. Endlich wurden die Zustände unhaltbar; man suchte nur noch Herrn v. Perger zu halten, dessen menschliche Eigenschaften gewiß hohe Schätzung verdienen. Hatte er aber den Singverein an den Rand des Abgrundes gebracht, so wurde ihm nun die Leitung des Konservatoriums und des Zöglingsorchesters übertragen. Anarchische Zustände im Konservatorium waren die Folge, denn nur ein überragender Künstler vermag sich in einem Institute, das freie Künstler erzieht, Autorität zu verschaffen. Noch in diesem Jahre konnte jeder, der ein Konzert besuchte, in der offenen Hausflur des Musikvereins am schwarzen Brette das Edikt lesen, daß korporative Auflehnungen gegen einen bestimmten Lehrer, wie sie in letzter Zeit beobachtet wurden, strenge geahndet werden sollen. Das sind Zeichen. Die Kompositionsschüler konnten an ihrem Führer beobachten, wie man nicht dirigieren darf; die erfahrenen Gesangslehrer gaben bei öffentlichen Opernvorstellungen vom Parket aus den Zöglingen, die auf der Saalbühne sangen, das Tempo an, das diese erst mühsam auf den Direktor zu übertragen suchten. Die Talente in Österreich sind zum Glücke unver-

wäßtlich und setzen sich auch gegen einen Direktor durch. Hilflosigkeit und Schwanken also an der Stätte, wo der wackere Johann Nepomuk Fuchs so erfolgreich gearbeitet hatte, der Orchestermann, der auch vom Gesange viel verstand und ein technisch allgemein gebildeter Musiker, ein ausgezeichneter Pädagoge war. Vollends schien die schwache Autorität des Konservatoriumdirektors gebrochen, als er in der abgelaufenen Saison sich nicht scheute, sein dramatisches Märchen: „Das stählerne Schloß" aufzuführen. Durfte der Leiter der Musikhochschule durch diese vormärzlich harmlose, in schwüler, rhythmischer Einförmigkeit dahinschleichende Komposition sich vor den Kompositionsschülern der Anstalt bloßstellen? Man denke einen Direktor der technischen Hochschule, der heute etwa den Blitzableiter erfinden oder auf einem Flusse mit einem Raddampfer sinnreiche Experimente vornehmen wollte! ... Die Regierung greift wohl auf Grund der Rechte, die ihr die Erteilung der staatlichen Subvention sichert, kräftiger denn je in den morschen Organismus des Konservatoriums ein und sucht den verkalkten Arterien frisches Blut zuzuführen, aber die Gesundung kann nur durch die Verstaatlichung des Instituts oder durch völlige Umwälzungen herbeigeführt werden. Das Übel liegt zu tief. Die Gesellschaft der Musikfreunde hat sich nicht entwickelt, sondern immer nur zu konservieren gesucht. Umbrandet von freiheitlichen Schlagwellen, inmitten einer großen künstlerischen und gesellschaftlichen Bewegung ist die Gesellschaft der Musikfreunde, von keinem lebendigen Hauch durchzogen, ein ängstlich abgeschlossener Feudalstaat geblieben mit uralten Privilegien, Erbrechten, Erbsitzrechten, die zumal jede freie Entwicklung des Konzertwesens im hochragenden Musikvereine hemmen, fühllos gegenüber den künstlerischen Bedürfnissen und Forderungen der Zeit. An den altehrwürdigen sechs Konzerten, an den altehrwürdigen Programmen, an dem altehrwürdigsten Singverein, an der altehrwürdigen Direktion, die da oben auf dem Gebälke ihrer isolierten Direktionsloge thront, durfte nicht gerüttelt werden. Aber die Zeit erlaubt sich zu rütteln. Die Gesellschaft der Musikfreunde hat nicht erstrebt, was Emil Thomas mit seinem Acapella-Chor in jüngster Zeit versuchte, und was der Wiener Konzertverein errungen hat, der die künstlerische Sehnsucht der Bürgerschaft befriedigt, den Kleinbürger zur Kunst erhebt, ihm an Stelle der einst favorisierten Straußschen Promenadekonzerte an Sonntagen die erhebendsten künstlerischen Genüsse bietet, den Geist Beethovens nach Meidling leitet ... Kann ein einzelner, Franz Schalk, die starre Rinde der Gesellschaftstradition durchbrechen und den Niedergang der Gesellschaftskonzerte aufhalten, so ist er ein Wundermann. Die aufrichtigsten Wünsche begleiten sein ehrliches Streben. Dann aber das Konservatorium. Es ist ein Rätsel, daß der Kampf gegen den Dünkel der Unfehlbaren, die das Heft der Gesellschaftsdirektion in ihre Hand gepreßt haben und selbst von der Einsicht jüngerer, tatkräftiger, kunstsinniger und sehr achtenswerter Mitglieder der Direktion keinen Nutzen ziehen, nicht hinreichend unterstützt wird. Oder vielmehr, es ist kein Rätsel. Die öffentlichen Hüter und Warner glauben in emsigen Nachtreferaten das Beste für die Wiener Musikpflege zu tun. Über eine kleine Sängerin oder über einen Bariton, der von Prag in die Hofoper geweht wird, ist in einer Woche mehr zu lesen als in fünf Jahren über die allgemeinen Zustände im Musikverein, dem doch das heiligste Gut der Tonkunst, die große Chormusik und die künstlerische Generation der Zukunft, anvertraut ist.

Die Kammermusik blüht in Wien, das ihre Geburtsstätte ist. Unsere fleißigen Quartettvereine, Rosé, Prill, Fitzner, Soldat-Roeger, die „Böhmen", begünstigten im abgelaufenen Jahre zeitgenössische Tonsetzer. Dem Joachim-Quartett, das diesmal mit Ausschluß anderer Meister allein in die Tiefen der Beethovenschen und Brahmsschen Kammerkunst führte, danken wir wieder weihevolle Stunden. Eine neue Erscheinung, das Brüsseler Streichquartett, ist den Wienern lieb und wert geworden. Als wesentliche Vorzüge dieser Vereinigung bewundert man den herrlichen Zusammenklang, ein ebenmäßiges Abfließen der Stimmen, beherzten Aufschwung und — was gewiß selten zu gewahren ist: bei aller Tonschönheit, Tonfülle und Jugendkraft künstlerische Strenge und geistige Vertiefung. Die Herren M. Violin, Paul Fischer und Julius Klengel haben sich zur Darbietung selten gehörter Werke vereinigt und nehmen, dank der stilvollen Ausführung sorgsam gewählter Programme, die manches prächtige Werk der Vergessenheit entreißen, im Wiener Konzertleben eine ganz eigene Stellung ein ... Die Virtuosenkonzerte bewegten sich in ausgefahrenen Geleisen, brachten nichts Neues von Bedeutung; Emil Sauer als Tonsetzer ist noch immer Meister des Klingklanggloribusch. Eugen Ysaye und Henri Marteau erfreuten durch Wiedererweckung Mozartscher Violinkonzerte. Der hundertste Geburtstag des Hektor Berlioz wurde in den Konzertsälen gefeiert, förderte aber nur die bekannten großangelegten Werke zutage. Im übrigen gab manche neue Entdeckung zu schaffen. Im Nachlasse Josef Schalks fand dessen Bruder Franz einen nicht veröffentlichten Satz aus dem Streichquintett von Anton Bruckner, ein reizvolles, wunderschön anmutendes „Intermezzo", das jetzt dem Quintett wiedergegeben

Demuth und Weidemann, die Damen Hilgermann, Petru, Michalek, obenan Frau Gutheil-Schoder bewegten sich lustbringend in dem Kreise der Verdischen Ideen.

Die philharmonischen Konzerte waren in letzter Zeit dem Wechsel untertan. Der häusliche Krieg zwischen dem Hofopernorchester und ihrem Direktor hat die philharmonischen Konzerte des genialen Dirigenten Gustav Mahler beraubt. Mehrere Jahre stand Gustav Mahler an der Spitze des ruhmreichen philharmonischen Orchesters. Auch hier folgten herrlichen, begeisternden Taten Mahlers nur zu bald musikalische Gewaltakte, die den klassischen Meistern Ungemach bereiteten. Schließlich erwartete man in den philharmonischen Konzerten, losgebunden von natürlichem, ästhetischem Empfinden, nur mehr Überraschungen, Verblüffungen, und aus dem künstlerischen Grunde hob sich die persönliche Frage der reinen Neugier: Wie wird der Dirigent heute sein Verhältnis zu diesem oder jenem Werke darstellen? Man betrachtete nicht den Dirigenten als Verkünder des klassischen Geistes — es wurden vielmehr die klassischen Werke dazu verwendet, den Geist des Dirigenten zu verkünden ... In einer organisch entwickelten Kunstpflege gilt das Allgemeingefühl. Innerhalb der weiten Grenzen dieses Allgemeingefühls ist individuelle Auffassung, individueller Ausdruck gewiß berechtigt. Es gibt keine individuellere Kunstäußerung als Joachims Vortrag Beethovenscher oder Bachscher Werke. Wird aber durch das Joachim-Quartett das musikalische Allgemeinempfinden auch nur durch einen Takt, durch einen Strich verletzt? Ist in dem Allgemeinempfinden, aus dem Joachims individuelle Kunst erblüht, nicht auch die modernste Auffassung eingeschlossen? Oder wollte jemand behaupten, daß Joachim der Zeit nicht genügt? Konnte man dieses etwa von Hans Richters großen Beethoven-Aufführungen sagen? Das Allgemeingefühl ist wie ein stiller Vertrag kunstverwandter Geister; er kann nicht in Paragraphe gefaßt werden, aber er besteht. Auch im Leben gibt es solche stille Verträge der ästhetischen Gesellschaft. Auf ihnen beruht das Taktgefühl. Die künstlerische und die gesellschaftliche Gemeinschaft wird durch das Taktgefühl zusammengehalten. Gustav Mahler verletzt das musikalische Taktgefühl vielfach in der Ausführung der „Neunten" und anderer Werke Beethovens. Trotz vieler Sonderbestrebungen war aber Mahlers Führung in den philharmonischen Konzerten an wahrhaft genialen Zügen reich... Nach der Mahlerschen Sensationsepoche wurde experimentiert und zuletzt die Zeit des Überganges mit Gastdirigenten ausgefüllt. Jeder hatte seine Paradestücke dem Programme wie Orden angeheftet. Der temperamentvolle Safonoff machte einen — siegreichen — russischen Einfall mit Glazounow und Rimsky-Korsakow, dessen „Scheherazade" zu einer unbeschreiblich schönen und vollkommenen Leistung des Orchesters führte; Hofrat Schuch tat einen Griff in seine berühmte Accelerando-Mappe, wirbelte auch dem reichbegabten Hofmusiker Franz Schmidt mit dessen „sinfonischem Zwischenspiel" einen starken Erfolg aus dem Orchester und ließ Goldmarks neue, lebensprühende Ouvertüre „In Italien" zum erstenmale aufstürmen; Artur Nikisch, der Zauberer der Mittelstimmen, mit seiner wunderbaren Dirigententechnik, und Dr. Karl Muck, mit den Hilfen seines nüchternen Verstandes, brachten vorwiegend herbe, strenge Werke. Das Bleibende im Wechsel waren die erlesenen Tugenden des philharmonischen Orchesters, das der Stolz der alten Musikstadt ist. Die Reizungen durch vielartige Dirigentenbilder sind glücklich vorbei. Das Programm der neuen Saison wird Felix Mottl beherrschen. Sein Name ist schon Programm, künstlerisches wie menschliches. Mottls freiem und doch natürlichem Künstlerwesen bringen die Wiener volles Vertrauen entgegen. Aus Österreich stammen fast alle hervorragenden Dirigenten, die jetzt im Auslande wirken.

Auch die Gesellschaftskonzerte sind wieder bei einem Wendepunkt angelangt. Man sucht das Heil bei einem neuen Dirigenten: Franz Schalk. Als Gericke, der auf Hans Richter folgte, und Richard v. Perger den Niedergang der Gesellschaftskonzerte, die Lähmung des einst gar kräftigen Singvereins bewirkten, schienen die Warnungen aufrichtiger Mahner nicht zu fruchten. Endlich wurden die Zustände unhaltbar; man suchte nur noch Herrn v. Perger zu halten, dessen menschliche Eigenschaften gewiß hohe Schätzung verdienen. Hatte er aber den Singverein an den Rand des Abgrundes gebracht, so wurde ihm nun die Leitung des Konservatoriums und des Zöglingsorchesters übertragen. Anarchische Zustände im Konservatorium waren die Folge, denn nur ein überragender Künstler vermag sich in einem Institute, das freie Künstler erzieht, Autorität zu verschaffen. Noch in diesem Jahre konnte jeder, der ein Konzert besuchte, in der offenen Hausflur des Musikvereins am schwarzen Brette das Edikt lesen, daß korporative Auflehnungen gegen einen bestimmten Lehrer, wie sie in letzter Zeit beobachtet wurden, strenge geahndet werden sollen. Das sind Zeichen. Die Kompositionsschüler konnten an ihrem Führer beobachten, wie man nicht dirigieren darf; die erfahrenen Gesangslehrer gaben bei öffentlichen Opernvorstellungen vom Parket aus den Zöglingen, die auf der Saalbühne sangen, das Tempo an, das diese erst mühsam auf den Direktor zu übertragen suchten. Die Talente in Österreich sind zum Glücke unver-

wästlich und setzen sich auch gegen einen Direktor durch. Hilflosigkeit und Schwanken also an der Stätte, wo der wackere Johann Nepomuk Fuchs so erfolgreich gearbeitet hatte, der Orchestermann, der auch vom Gesange viel verstand und ein technisch allgemein gebildeter Musiker, ein ausgezeichneter Pädagoge war. Vollends schien die schwache Autorität des Konservatoriumdirektors gebrochen, als er in der abgelaufenen Saison sich nicht scheute, sein dramatisches Märchen: „Das stählerne Schloß" aufzuführen. Durfte der Leiter der Musikhochschule durch diese vormärzlich harmlose, in schwüler, rhythmischer Einförmigkeit dahinschleichende Komposition sich vor den Kompositionsschülern der Anstalt bloßstellen? Man denke einen Direktor der technischen Hochschule, der heute etwa den Blitzableiter erfinden oder auf einem Flusse mit einem Raddampfer sinnreiche Experimente vornehmen wollte! ... Die Regierung greift wohl auf Grund der Rechte, die ihr die Erteilung der staatlichen Subvention sichert, kräftiger denn je in den morschen Organismus des Konservatoriums ein und sucht den verkalkten Arterien frisches Blut zuzuführen, aber die Gesundung kann nur durch die Verstaatlichung des Instituts oder durch völlige Umwälzungen herbeigeführt werden. Das Übel liegt zu tief. Die Gesellschaft der Musikfreunde hat sich nicht entwickelt, sondern immer nur zu konservieren gesucht. Umbrandet von freiheitlichen Schlagwellen, inmitten einer großen künstlerischen und gesellschaftlichen Bewegung ist die Gesellschaft der Musikfreunde, von keinem lebendigen Hauch durchzogen, ein ängstlich abgeschlossener Feudalstaat geblieben mit uralten Privilegien, Erbrechten, Erbsitzrechten, die zumal jede freie Entwicklung des Konzertwesens im hochragenden Musikvereine hemmen, fühllos gegenüber den künstlerischen Bedürfnissen und Forderungen der Zeit. An den altehrwürdigen sechs Konzerten, an den altehrwürdigen Programmen, an dem altehrwürdigsten Singverein, an der altehrwürdigen Direktion, die da oben auf dem Gebälke ihrer isolierten Direktionsloge thront, durfte nicht gerüttelt werden. Aber die Zeit erlaubt sich zu rütteln. Die Gesellschaft der Musikfreunde hat nicht erstrebt, was Emil Thomas mit seinem Acapella-Chor in jüngster Zeit versuchte, und was der Wiener Konzertverein errungen hat, der die künstlerische Sehnsucht der Bürgerschaft befriedigt, den Kleinbürger zur Kunst erhebt, ihm an Stelle der einst favorisierten Straußschen Promenadekonzerte an Sonntagen die erhebendsten künstlerischen Genüsse bietet, den Geist Beethovens nach Meidling leitet ... Kann ein einzelner, Franz Schalk, die starre Rinde der Gesellschaftstradition durchbrechen und den Niedergang der Gesellschaftskonzerte aufhalten, so ist er ein Wundermann. Die aufrichtigsten Wünsche begleiten sein ehrliches Streben. Dann aber das Konservatorium. Es ist ein Rätsel, daß der Kampf gegen den Dünkel der Unfehlbaren, die das Heft der Gesellschaftsdirektion in ihre Hand gepreßt haben und selbst von der Einsicht jüngerer, tatkräftiger, kunstsinniger und sehr achtenswerter Mitglieder der Direktion keinen Nutzen ziehen, nicht hinreichend unterstützt wird. Oder vielmehr, es ist kein Rätsel. Die öffentlichen Hüter und Warner glauben in emsigen Nachtreferaten das Beste für die Wiener Musikpflege zu tun. Über eine kleine Sängerin oder über einen Bariton, der von Prag in die Hofoper geweht wird, ist in einer Woche mehr zu lesen als in fünf Jahren über die allgemeinen Zustände im Musikverein, dem doch das heiligste Gut der Tonkunst, die große Chormusik und die künstlerische Generation der Zukunft, anvertraut ist.

Die Kammermusik blüht in Wien, das ihre Geburtsstätte ist. Unsere fleißigen Quartettvereine, Rosé, Prill, Fitzner, Soldat-Roeger, die „Böhmen", begünstigten im abgelaufenen Jahre zeitgenössische Tonsetzer. Dem Joachim-Quartett, das diesmal mit Ausschluß anderer Meister allein in die Tiefen der Beethovenschen und Brahmsschen Kammerkunst führte, danken wir wieder weihevolle Stunden. Eine neue Erscheinung, das Brüsseler Streichquartett, ist den Wienern lieb und wert geworden. Als wesentliche Vorzüge dieser Vereinigung bewundert man den herrlichen Zusammenklang, ein ebenmäßiges Abfließen der Stimmen, beherzten Aufschwung und — was gewiß selten zu gewahren ist: bei aller Tonschönheit, Tonfülle und Jugendkraft künstlerische Strenge und geistige Vertiefung. Die Herren M. Violin, Paul Fischer und Julius Klengel haben sich zur Darbietung selten gehörter Werke vereinigt und nehmen, dank der stilvollen Ausführung sorgsam gewählter Programme, die manches prächtige Werk der Vergessenheit entreißen, im Wiener Konzertleben eine ganz eigene Stellung ein ... Die Virtuosenkonzerte bewegten sich in ausgefahrenen Geleisen, brachten nichts Neues von Bedeutung; Emil Sauer als Tonsetzer ist noch immer Meister des Klingklanggloribusch. Eugen Ysaye und Henri Marteau erfreuten durch Wiedererweckung Mozartscher Violinkonzerte. Der hundertste Geburtstag des Hektor Berlioz wurde in den Konzertsälen gefeiert, förderte aber nur die bekannten großangelegten Werke zutage. Im übrigen gab manche neue Entdeckung zu schaffen. Im Nachlasse Josef Schalks fand dessen Bruder Franz einen nicht veröffentlichten Satz aus dem Streichquintett von Anton Bruckner, ein reizvolles, wunderschön anmutendes „Intermezzo", das jetzt dem Quintett wiedergegeben

wird. Eine charakteristische italienische Serenade für Streichquartett kam aus dem Nachlasse Hugo Wolfs ans Licht, Ferdinand Löwe führte im Konzertverein Hugo Wolfs Ouvertüre zu „Penthesilea“, ein kräftig bewegtes, malerisches Tonstück, und in einem Gesellschaftskonzerte die stimmungsreiche „Christnacht“ desselben Tondichters auf. Aus der „Heimatkunst“ wuchs auch ein großes geistliches Werk: Josef Reiters Requiem. Josef Reiter steckt in dem naiven Naturalismus des Naturkindes; er greift nach den Wolken, reißt die Wurzeln alter Kulturen aus dem Boden, spielt mit Steinblöcken, wirft mit Blumen. Sein Wille ist rein und stark, das Können aber ungleich, nicht organisch entwickelt, die Technik, ungeordnet, zeigt sich bald fein zugespitzt, bald ganz unreif. Derselbe Zwiespalt in der Empfindung und im Stilbewußtsein. So sind auch in dem Requiem gewaltige Ansätze, Plattheiten, erhabene Gedanken, Wunderlichkeiten, prächtige Tongebilde und Tonkram, der Stil der hohen Kunst und die Schrullen der Bauernkunst durcheinandergeschüttelt. Man empfängt den Eindruck einer starken Begabung, der die strenge Selbstzucht, eine innere Resultierende fehlt. Die Talente bildeten sich nach dem bekannten Dichterzeugnis in der Stille; das moderne Talent bildet sich im Reiter-Verein.

Der Wahlspruch der Künstler von heute lautet: „Mit kräftigen Vereinen.“ In der abgelaufenen Saison wurden zwei neue Vereine gegründet, die der Pflege der Tonkunst in Wien frische Anregungen geben wollen: Der „Ansorge-Verein“ und die „Vereinigung schaffender Tonkünstler in Österreich“. Der „Ansorge-Verein“ schart sich um den Berliner Tonkünstler Konrad Ansorge, oder vielmehr um den Platz, den der bescheidene Künstler in der Mitte des Vereines bisher leer gelassen hat. Dieser Verein legt sich auf die allgemeine Kultur, hat die Dichter Dehmel und Liliencron zum erstenmale nach Wien gebracht, was dankbar anerkannt werden muß, und hat in seinen Veranstaltungen die Namen der Tonsetzer Ansorge, Marschalk, Kamrath, Vrieslander, Otto Naumann, Bernhard Köhler, Hermann Bischof neben den uns vertrauteren Zemlinsky, Schönberg, Hans Pfitzner, Max Reger, Oskar Fried, Gustav Brecher, Theodor Streicher, Gustav Gutheil u. a. mit Eifer vorgeschoben. Die Namen werden sich in den folgenden Abenden noch mehren, und man wird Anlaß zur Sichtung und Auslese haben. Die „Vereinigung schaffender Tonkünstler in Österreich“ ist nach dem Vorbilde der „Sezession“ geschaffen und auch in ähnlicher Weise organisiert und in Szene gesetzt. Der anmaßende Ton des Aufrufes berührt sympathisch. Man sagt sich: Diese jungen Leute verstehen ihre Zeit. Und man sagt sich: Ein so vollbeladenes Selbstbewußtsein kann unmöglich frei im Raume schweben; es muß auf irgendwelche Werke gegründet sein. Also werden wir diese Werke sehen. Sieben große Konzerte sind von der Vereinigung angezeigt. Sie rufen zu neuen Taten.

Robert Hirschfeld.

Kleine Mitteilungen.

Das Privilegium von Camerino. Als im letzten Frühjahr der Kampf zu gunsten einer italienischen Universität auf österreichischem Boden in den italienischen Zeitungen der Monarchie und auch des Königreiches besonders heftig tobte, veröffentlichte der »Corriere della Sera« einen Brief, worin behauptet wird, daß in der in der Provinz Macerata gelegenen Stadt Camerino eine Universität bestünde, deren Doktorate auch in ganz Österreich Geltung hätten, noch heute Geltung haben müßten und zwar auf Grund alter Privilegien. Es verlohnte also wohl der Mühe, diesen angeblichen Privilegien nachzuforschen und tatsächlich fand sich ein von Kaiser Franz I. ausgestelltes, und vom Grafen Colloredo, dem Reichsvizekanzler der großen Kaiserin, mitgefertigtes Privilegium in italienischer Sprache mit dem Titel: »Concessio iurium Universitatis sive gymnasii Academici cum privilegio doctores creandi, Salvae guardiae et palatinatus minoris pro Universitate Camerini erecta«. Datiert ist die Urkunde vom 13. April 1753, ihr Ausstellungsort Wien. Aus der Einleitung dieser Urkunde erfahren wir, daß ein Edelmann aus Camerino und die Stadt selbst um Verleihung gewisser Vorrechte für ihre Universität bat und der Kaiser sie erteilte, weil die Stadt sich von jeher durch besondere Ergebenheit dem Reiche gegenüber ausgezeichnet habe. Nach Aufzählung der Begünstigungen, die der Stadt erteilt wurden, folgt die Bestimmung über das Geltungsgebiet eines an der Universität erworbenen akademischen Grades, die hier in wörtlicher Übersetzung wiedergegeben sei: „Doktoren, die an dieser Anstalt promoviert wurden oder werden promoviert werden, sollen und können in allen Orten und Ländern des heiligen römischen Reiches und überall frei je nach Beruf vorlesen, lehren, erklären und besprechen und alle die Privilegien, Vorrechte, Ausnahmen, Freiheiten, Begünstigungen, Ehrungen, Auszeichnungen, Gunstbeweise und Nachsichten genießen, welche alle andern Baccalaurei, Magister, Lizentiaten oder Doktoren von Rechts wegen oder gewohnheitsmäßig genießen, die an welcher Universität, Akademie oder an welchem privilegierten Kolleg auch immer promoviert wurden.“ Weiters heißt es, daß dieses Privilegium nur so lange gültig sei, als auf genannter Universität

[illegible] Wir wollen bei der Beantwortung dieser Frage alle praktischen Erwägungen aus dem Spiele lassen, die sich einem von selbst aufdringen, wenn man die am Schlusse dieser Zeilen angedeuteten Verhältnisse der merkwürdigen Universität betrachtet, und die Frage nur vom rein rechtlichen Standpunkte aus erörtern. Daß dieses Privilegium selbstverständlich nur für das heilige römische Reich deutscher Nation galt, somit heute in Österreich keinen praktischen Wert hat, davon wollen einige italienische Juristen und Zeitungsschreiber nichts wissen. Zugegeben, daß das Privileg wenigstens theoretisch noch heute seine alte Bedeutung hätte, unsere Gesetze über die Ausübung des Berufes als Arzt und als Rechtsanwalt würden den Doktorgrad der Universität Camerino zu einem nicht vielsagenden Titel machen. Wenn behauptet wird, das Privilegium müsse, um ungültig zu werden, als Gesetz durch ein Gesetz aufgehoben werden, so geben dessen Verfechter selbst ein Mittel in die Hand, das Privilegium sozusagen aus ihm selbst heraus für nichtig zu erklären, denn die Universität hat durch ihren Anschluß an das junge Italien wohl so manches getan, was gegen Österreich gerichtet war, das an Italien seine blühendsten Provinzen verlieren mußte. Mehr als diese Erörterung aber sprechen die Daten über die Hochschule von Camerino, die zum Schlusse hier angeführt seien: Benedikt XIII. gründete 1727 diese Universität, die im Jahre 1861 vom König des jungen Italien zur »Università libera« erklärt wurde. Sie besteht aus einer juridischen und einer medizinischen Fakultät und einer Veterinärschule. Die Gesamtzahl der Hörer beträgt heute 170, der Lehrkörper besteht aus 20 Professoren und Dozenten. Der Staat selbst leistet nichts zur Erhaltung dieser Hochschule, vielmehr sind 21 Städte der maceratischen Provinz zu ihrer Erhaltung verpflichtet.

J. Sch—n.

Die submarine Kabeltelegraphie in Österreich kann nunmehr auf einen fünfzigjährigen Bestand zurückblicken, indem im Jahre [illegible] Die Lage änderte sich nach dem orientalischen Kriege und dem indischen Aufstande, als England das gesteigerte Bedürfnis eines beschleunigten Verkehres mit dem Oriente und seinen indischen Kolonien empfand und als erste Vorarbeit zur Erreichung dieses Zweckes zugleich die beiden Seefesten Malta und Korfu durch Kabel mit Sardinien verbunden sich. Gleichzeitig waren von England aus nicht bloß weitere Linien im östlichen Teile des Mittelmeeres, sondern auch deren Fortsetzungen durch das Rote Meer und den Indischen Ozean in Angriff genommen worden. Diesen Bestrebungen gegenüber mußte die Aufgabe der österreichischen Verwaltung nicht allein darin bestehen, als selbständiges Glied in das neu sich entwickelnde Netz einzutreten und an dessen Verkehr teilzunehmen, sondern es handelte sich vielmehr darum, die Vermittlerrolle, welche Österreich bisher in der englisch-ostindischen Korrespondenz übernommen hatte, sich auch in der Folge nicht entziehen zu lassen. Mit der Eröffnung der erwähnten telegraphischen Verbindung Korfu—Malta—Sardinien ging nämlich diese Korrespondenz für Österreich verloren, da zwischen Korfu und Triest eine direkte Telegraphenlinie nicht bestand. Das Bestreben unserer Verwaltung mußte also zunächst auf die Ausfüllung dieser Lücke gerichtet sein. Außerdem schien es aber, um die Konkurrenz wirksam auszuschließen, ebenso notwendig, die Linie von Corfu über Kandia bis Alexandrien fortzusetzen. Die im Jahre 1857 mit der Türkei in dieser Richtung begonnene Verhandlung traf auf Schwierigkeiten, da die Pforte kurz vorher einem englischen Unternehmer für längere Zeit das ausschließliche Recht zugesichert hatte, an der ägyptischen Küste ein von Kandia kommendes Kabel ans Land bringen zu dürfen. Am 15. März 1859 wurde endlich in Wien eine Konvention zwischen Österreich und England abgeschlossen, welche unter gemeinschaftlicher Garantie beider Mächte die Herstellung einer Unterseelinie von Ragusa über Korfu und Zante nach Alexandrien betraf. Österreich blieb das Recht vorbehalten, die Legung und den Betrieb dieser Linie einer konzessionierten Gesellschaft zu übertragen. Die tatsächliche Aus-

führung dieses Vertrages jedoch wurde teils durch den Ausbruch des Krieges in Oberitalien, teils durch den nachträglich geäußerten Wunsch der englischen Regierung nach einem Aufschub verhindert. Dieses Projekt wurde von Jahr zu Jahr zurückgestellt und so kam es, daß erst im Jahre 1881 dem Pariser Bankier Emil Freiherrn von Erlanger die Konzession zur Herstellung eines Unterseekabels zwischen Triest und Korfu erteilt wurde. Diese Konzession wurde an die Eastern Telegraph Company abgetreten, welche im folgenden Jahre die Kabellinie Triest—Korfu dem Verkehre übergab. Dieselbe besitzt eine Länge von 933·25 *km*. Die Herstellung kleinerer Unterseelinien in dem österreichischen Teile des Adriatischen Meeres nahm inzwischen einen rascheren Verlauf. Im Sommer 1860 wurde eine Verbindung der Inseln Cherso und Lussin mit der istrianischen Halbinsel hergestellt; im Jahre 1862 wurden ferner die Inseln Curzola, Lesina und Lissa in das Telegraphennetz einbezogen und im Jahre 1864 wurde die Insel Brazza in eine submarine Verbindung mit dem Festlande gebracht. Das nach der Insel Lissa gelegte Telegraphenkabel spielte im Kriege 1866 eine große Rolle, indem durch dasselbe am 17. und 18. Juli die Nachricht von der Beschießung der Werke von Lissa durch die italienische Flotte an Tegetthoff übermittelt wurde, bis es an dem letzteren Tage um 4 Uhr nachmittags von italienischen Kriegsdampfern durchgeschnitten wurde. Bis zum Jahre 1880 wies das österreichische Telegraphenkabelnetz bereits 28 Verbindungen mit einer Länge von 168·61 *km* auf und erfuhr bis zum Jahre 1900 einen Zuwachs um 16 Kabel in einer Länge von 233·71 *km*. Im Jahre 1902 kamen noch 4 Kabel (12·55 *km* Länge) hinzu, so daß gegenwärtig das submarine Telegraphennetz Österreichs mit Ausnahme des im Besitze der Eastern Telegraph Company befindlichen Kabels Triest—Korfu 48 Verbindungen in einer Gesamtlänge von 405·36 *km* umfaßt.

—ma—

Die k. u. k. Konsular-Akademie. Am 1. Jänner 1754 wurde die auf Grund eines Gutachtens des Jesuiten Josef Franz von Maria Theresia gestiftete „Akademie der morgenländischen Sprachen" in Wien eröffnet. Nach dem von Kaunitz ausgearbeiteten Plane war ihr Zweck, „für die politischen und kommerziellen Interessen der österreichischen Monarchie im türkischen Reiche würdige Vertreter zu bilden". Von einer Reihe bedeutender Orientalisten geleitet, darunter Nekrep, Otmar v. Rauscher, Ottokar v. Schlechta und Alfred Barb, ist sie ihrer Aufgabe, die sich im Laufe der politischen und wirtschaftlichen Wandlungen begreiflicherweise vielfach erweiterte, stets gerecht worden und viele erfolgreiche österreichische Diplomaten sind aus ihr hervorgegangen. Zuerst nächst der Universität, dann im alten Jakoberhof untergebracht, war sie zuletzt räumlich mit dem Theresianum verbunden; auch ihr Name wechselte in dieser Zeit: sie hieß „Orientalische Akademie", seit 1898, nach einer durchgreifenden Reorganisierung, „Konsular-Akademie". Am 20. Dezember 1901 widmete ihr der Kaiser die Erträgnisse der deutschen Ausgabe des kronprinzlichen Werkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" als Beitrag zur Schaffung eines eigenen Gebäudes, das nun am 3. November feierlich eröffnet wurde. Am selben Tage beging die Anstalt auch die Feier ihres 150jährigen Bestehens, bei welcher der Gesandte und bevollmächtigte Minister Julius Freiherr v. Zwiedinek die Festrede hielt, in welcher er einen Überblick über die Geschichte der Anstalt gab und ihre großen Erfolge hervorhob. Zur Erinnerung an das Jubiläum gab das Ministerium des Äußern eine Festschrift heraus. —r.

Die Gesamtausgabe von Stifters Werken. Eine für die deutsche Literaturforschung in Österreich wichtige Publikation ist in diesen Tagen erschienen. Im Rahmen der von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen durchgeführten kritischen Gesamtausgabe der Werke Adalbert Stifters (Prag, Calve) hat Professor August Sauer den ersten Band der „Studien" herausgegeben und auf Grund einer wissenschaftlichen kritischen Textvergleichung den arg verderbten Text wieder hergestellt, sowie wichtige Anhaltspunkte zur Charakteristik des Dichters gewonnen. Stifter erscheint nun nicht als leidenschaftslose, nein, als „eine leidenschaftliche, eine vulkanische Natur, die sich nur allmählich selbst zu bezwingen lernte, weil ihm ohnmächtige Hingabe an Leidenschaften für unsittlich galt. In all seinen Werken steht die Leidenschaft im Hintergrunde oder sie liegt ihnen zu grunde. Ja, in den ersten Fassungen der Jugendnovellen geben sich seine Personen ihren leidenschaftlichen Affekten sogar maßlos hin (S. XI). Erst später dämpfte und zügelte der Dichter diese Leidenschaften. Im übrigen sind die ersten Fassungen schwärmerischer und naiver in der Darstellung, sie verraten mehr den Maler, zeigen deutlicher die Abhängigkeit von Jean Paul und die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften (S. LIX), immer mehr treten die Einflüsse aus des Dichters eigenem Leben, tritt alles Persönliche zurück, wendet sich der Dichter, nicht immer zu seinem Heil, von allem Alltäglichen, Naheliegenden, Gegenwärtigen ab, da er es als unpoetisch empfindet. Den Dichter selbst stellt der Herausgeber in die Nachbarschaft Eduard Mörikes und charakterisiert ihn gleich jenem als das Widerspiel des „Jungen Deutschland." Während dessen Vertreter, als Anhänger des fortschreitenden

Zeitgeistes, vom Drang nach der Großstadt erfaßt sind, während sie (freilich gerade darin rückständig und im Zug einer alten Tradition stehend) sich mit Hochmut und Bangigkeit von der Größe der Natur abwenden, während die Wortführer der Antiromantik der glatten Park- und Gartenkunst vor der wilden Einsamkeit des Waldes den Vorzug geben: tritt Stifter als Anwalt dieses gescholtenen Waldes auf. Aber indem er nicht nur den Wald als solchen, sondern den Wald Böhmens künstlerisch gestaltet, über den wie über das gesamte Böhmerland nur vage Vorstellungen in der Literatur der Zeiten herrschten, bekundet er sich als einer der ersten und größten Heimatkünstler, er wird (S. XXI) der eigentliche Begründer des landschaftlichen Romans in Deutschland. Zugleich mit der neuen Kunstanschauung bringt Stifter aber auch eine anscheinend im Schwinden begriffene Weltanschauung neu in der Literatur zur Geltung: „mit Stifter und Annette von Droste-Hülshoff tritt der gläubige Katholizismus wieder treibend und schaffend in die deutsche Literatur ein" (S. XXII). Zur Charakteristik der „Studien" übergehend, von denen im vorliegenden Band „Der Kondor", „Feldblumen", „Das Heidedorf", „Der Hochwald", erscheinen, sucht Professor Sauer vornehmlich fremde literarische Einflüsse ausfindig zu machen, die in diesen Erzählungen lebendig sind. Hier überrascht der Hinweis auf Coopers Lederstrumpfroman, deren Lektüre durch Stifter angenommen werden kann und die nach den in Professor Sauers Seminar gepflogenen, von ihm fortgesetzten Untersuchungen in der Tat auf den „Hochwald" Einfluß genommen zu haben scheinen. Nicht nur gewisse Situationen, Beziehungen, Gestalten Coopers spiegeln sich bei Stifter wieder, sondern auch vieles in der Auffassung des Waldes mit seiner gottgesegneten, von allen menschlichen Ränken freien Ruhe, selbst manche Naturschilderung bekundet Verwandtschaft mit Coopers Darstellung. Die Ausgabe wird, nach der Mitteilung des Herausgebers, die Werke in chronologischer Folge nach den letzten, von dem Dichter selbst besorgten oder bei seinen Lebzeiten erschienenen Ausgaben bringen und die Abweichungen aller früheren Fassungen nach den Handschriften und Drucken in den Lesarten verzeichnen. Es sind 16 Bände geplant, Band 1—4 wird die „Studien", Band 5 die „Bunten Steine", Band 6—8 den „Nachsommer", Band 9—11 „Witiko", Band 12—13 die Umarbeitungen der „Mappe des Urgroßvaters", die Erzählungen aus dem Nachlasse und die Gedichte, Band 14—16 (von denen Band 14 schon erschienen ist) die „Vermischten Schriften" enthalten; eine zweite Abteilung soll die Briefe vereinigen. Dr. Rudolf Fürst.

Naturalismus auf der Bühne. Das Neue Theater in Berlin, wo gegenwärtig „Die lustigen Weiber von Windsor" aufgeführt werden, hat sein naturalistisches Programm durch veritable Ohrfeigen vermehrt. Man sieht nicht nur, man hört auch wie einer den andern drischt. Das Streben nach Wahrheit auf den weltbedeutenden Brettern wird uns über kurz oder lang ein wirkliches Schlachtgetümmel bieten, unter Mitwirkung von graduierten Chirurgen. Auch die ideale Balgerei in den Bauernstücken muß einen gründlichen Wandel erfahren. Zerbrochene Stühle und Tische genügen nicht mehr, die Wahrheit fordert auch einige Schädelbrüche und zerschundene Gesichter. Ihr zuliebe hat sich auch der Darsteller eines Trunkenen durch ausreichenden Konsum von Alkohol in den Geist seiner Rolle zu vertiefen. Das alles würde wirklich neu sein in der darstellenden Kunst, wäre es nicht schon längst dagewesen. Auch der Naturalismus auf der Bühne hat seine Geschichte. Längst vor dem Jahrhundert unserer verfeinerten Kultur, in den Tagen als Hanswurst und Rüpel agierten, gab es wirkliche Ohrfeigen und Prügel. Ja, noch mehr! Hanswurst gestaltete seine Rauschszenen so natürlich, daß er schließlich vor dem ihm zujubelnden Publikum auf die Bühne spie. Noch in den Zeiten, als einige erleuchtete Männer von einer Reform des guten Geschmackes sprachen, mutete ein Autor dem Komiker der Wiener Nationalbühne zu, die Folgen des zu reichlich genossenen Wermutsalzes wahrheitsgetreu darzustellen. Für diese naturalistischen Leistungen empfingen die Schauspieler nicht nur tönenden Applaus, sie erhielten auch klingenden Lohn. Es gab sogar einen besonderen Tarif. Für passives Prügeln, für eine Ohrfeige oder einen Fußtritt bezahlte die Impresa in Wien 34 kr., worüber der Akteur eine regelrechte Quittung auszustellen hatte. „Dankbarlichst" wird in einem solchen Dokument 1 fl. 8 kr. für zwei Ohrfeigen und 34 kr. für „Begießen" bestätigt. Ob in Berlin solche Tarife bestehen, wissen wir nicht. Vielleicht gibt diese historische Erinnerung den naturalistischen Darstellern willkommenen Anlaß zur Revision ihrer Kontrakte. —o—

Für die afrikanischen Missionen. In ihrem letzten, kürzlich ausgegebenen Rechenschaftsbericht weist die St. Petrus Claver Sodalität aus, daß sie im Jahre 1905 den Betrag von 100.915 K, mithin um 41.000 K mehr als im Vorjahre, ferner Gegenstände im Werte von über 25.000 K an Spenden gesammelt und den afrikanischen Missionen zugeführt hat. Das wichtigste Propagandamittel der Sodalität ist die Monatsschrift „Echo aus Afrika", die in einer Gesamtauflage von über 35.000 Exemplaren deutsch, italienisch, tschechisch, polnisch und französisch erscheint. Der Sitz der Gesellschaft ist Maria Sorg bei Salzburg, doch bestehen Nieder-

lassungen oder Vertretungen in Wien, Triest, Krakau, Innsbruck, Prag, Bozen, Trient, Temesvar, Rom, Mailand, Padua, Genua, Venedig, München, Augsburg, Breslau, Darmstadt, Düren, Soloturn, Luzern und Paris. Bemerkenswert ist, daß diese erfolgreiche Organisation das Werk einer Dame, der Gräfin Maria [illegible] Ledochowska, ist.

Feuilleton.

Herbst.

Wiener Skizze.

Wie jede Jahreszeit, hat auch er sein besonderes, kennzeichnendes Gepräge von Bräuchen und Lustbarkeiten in jenem bescheidenen, demütigzähen Altwien, dem sie mit unerhörter Grausamkeit den Boden abgraben, das seit Jahrzehnten stirbt und dennoch, wunderbar genug, nicht einmal heute ganz tot ist.

Als die Schani-Gärten von den schmalen Gehsteigen verschwanden, mit der fröstelnden Topfpalme auch die Sesselfrau aus dem staubigen, mehrere Geviertklafter großen Kinderpark sich zu heimlicherer Tätigkeit zurückzog und der erste Maronimann seinen runden Ofen neben die Kirchentür stellte, hat die herbstliche „Seissonn“ in Hungelbrunn begonnen. So drückt sich wenigstens der Leopold von der „blauen Weintraube“ aus, der sommersüber in der Prein serviert und dort sowohl weltmännischen Schliff wie älplerische Urwüchsigkeit kennengelernt hat. In dem vorher genannten, auf dem ganzen Grund und noch darüber hinaus berühmten Etablissement vollzog sich auch heuer die glanzvolle Eröffnung der „Seissonn“, das Weinlesefest. Das zwerchfellerschütternde Programm, von eben jenem Leopold entworfen, prangte zweifarbig, knallrot und giftgrün, durch vierzehn Tage an allen Straßenecken. Mit: „Moner und Weiber! Menscher und Buam!“ hob es an, und dann folgte die Aufzählung all der humoristischen Herrlichkeiten, unter denen der „Gmoankotter“ von jeher den Gipfelpunkt bildet. Die Erfüllung stand hinter den Versprechungen nicht zurück. Es war einfach „nobel“ gewesen.

Im Kotter hatte manches junge Paar, das seitdem miteinander „geht“, das erste süße Flüsterwort getauscht. Ihre Festigung aber fanden die verschiedenen Herzensbünde in der Tanzschule, die gerade rechtzeitig – bis Mitte Septembers obliegt der Inhaber dem robusteren Beruf eines Schwimmeisters – wiedereröffnet wurde. Gäbe es nur keine anderen Unterrichtsanstalten auf der Welt als Tanzschulen! Dann gäbe es auch kein „Stürzen“, dann wäre das Lernen eine Freude. Da jedoch der Wert einer „höcheren Ausbültung“, namentlich in musikalischer Richtung, auch bereits in den Gegenden des ehemaligen Linienwalls gebührend geschätzt wird, so machen die pilzartig emporschießenden Zitherschulen ein gutes Geschäft. Die Zither ist das Klavier der unteren Hunderttausend. Wer noch nie bei einer Schülerproduktion das Intermezzo aus der „Cavalleria“ von fünfzig Zithern vortragen gehört hat, der weiß nicht, was in Matzleinsdorf für musikalisch schön gilt.

Zu den Hauptgenüssen der neuerwachten „Seissonn“ gehört noch weit, weit außerhalb des Gürtels das „Thiater“. Einen wütenden Kampf, und keineswegs aussichtslos, kämpft dort gegen die großen Volksbühnen das „Märchentheater“. Früher hieß es „Mechanisch-bewegliches Marionettentheater“, noch früher „Kasperltheater“. Der Name hat sich modernisiert, äußerer und innerer Schauplatz, Inszenierung und Darsteller sind die alten geblieben, das Repertoire schon gar. „König Wenzel von Böhmen oder: Hinko, der Freiknecht“, „Genoveva“, „Johann Georg Grasel“, „Fridolin oder: Der Gang nach dem Eisenhammer“, „Doktor Fausts Höllenfahrt“ beherrschen es in anmutiger Abwechslung. Ihren Trumpf jedoch spielt die Direktion knapp vor Allerheiligen aus, er heißt, männiglich bekannt und doch immer mit neuer Spannung erwartet – „Der Müller und sein Kind“. Da gehen die Karten sämtlich im Vorverkauf weg, sogar die teuersten um 30 Heller, und wenn das Stück mit allen denkbaren Kürzungen dreimal an jedem Nachmittag gegeben wird, so ist es immer noch zu wenig. Und verlangt auch der und jener Knirps bei der schaurigen Friedhofszene, auf die er sich am meisten gefreut hat, heulend ins Freie – das nächstemal will er erst recht dabei sein.

Die jungen Herren und „Fräul'n“ aber, die das herzerweichende Drama einmal in einer „ermäßigten“ Nachmittagsvorstellung mit lebenden Mimen gesehen haben, kennen nur mehr eine Sehnsucht: Selber darin aufzutreten! Welcher humanitäre Geselligkeitsverein daher seinen Mitgliedern nicht alljährlich im Spätherbst eine Liebhaberaufführung vom „Müller und seinem Kind“ ermöglichte, dessen Vorstand täte am besten, noch vor der nächsten Generalversammlung zu demissionieren . . . Die alten Leute wiederum, die über die Sentimentalität unglücklicher Theaterliebe hinaus sind, schwelgen in fröhlichen Erinnerungen, wie einmal die schwindsüchtige Marie auf der Sulkowskyschen Bühne vor lauter Lachen nicht sterben konnte, wie beim „Schwender“ der Konrad stolperte und sich beinahe die Flöte in

den Hals stieß, und wie in Meidling die Leichenlaken des Gespensterzuges den weithin lesbaren Eigentumsstempel „Theresienbad" trugen . . .

Um Allerseelen nehmen die Wirte die Ankündigung des „täglich frischgepreßten Traubenmostes" aus dem Fenster und hängen dafür eine andere Tafel hin, die nur ein einziges, donnerndes Wort aufweist: „Sturm!!!" Von allen Tränken, die berauschen, ist dieser der tückischeste. Darum suchen die sorgenden Gattinnen ihren Männern den Abendausgang zu verleiden, aber wenn es ihnen nicht gelungen ist und der Gebieter um Mitternacht schief und voll nach Hause kommt, dann machen sie kein Aufhebens. Das liegt eben jetzt in der Luft, in der Zeit, in der „Seissonn".

Einen Genuß spart ja der Herbst noch auf, an dem auch das schwächere Geschlecht seinen Anteil hat, das Namensfest des Landespatrons, des heiligen Markgrafen Leopold. Das bildet den rauschenden Schlußakkord der mannigfachen Herbstvergnügungen, die Hetz aller Hetzen. Wer nicht zu „Lepoldi", in wirrem Knäuel mit einem Dutzend Gleichgestimmter auf dem Waggontrittbrett hängend, die Fahrt nach Klosterneuburg macht, wer sich nicht vor den Reliquien in der Stiftskirche die Straußenfedern des neuen Hutes knicken, auf dem Platze zwischen den Buden die Hühneraugen abtreten und beim Zudrang zu dem großen Faß die Ärmel aus den Nähten reißen läßt, der ist vielleicht noch ein ganz „reöller" und „nat'raler" Mensch, aber sicherlich kein „fescher Geist". Denn alte Bräuche soll man ehren und den Feiertag heiligen.

Und wenn dann spät nachts die überfüllten Züge, aus denen in abgerissenen Lauten Singen, Schreien und Lachen dringen, durch die strombeglänzten oder nebelverhangenen Auen dem Heiligenstädter Bahnhof zupoltern, dann ist die Herbst-„Seissonn" zu Ende. Am andern Morgen, im Leopoldi-Katzenjammer werden feierliche Gelübde getan, nunmehr solid zu werden, öffentliche Lustbarkeiten zu meiden, eifrig für das geplante „Monstreh"-Zitherkonzert zu üben und — für Weihnachten zu sparen.

Denn was jetzt kommt, ist der Winter.

So hält man's noch in Margareten und in Erdberg, auf dem Laurenzer- und dem Braunhirschengrund, in Gaudenzdorf und in Reindorf. Bis das letzte schwarzgraue Schindeldach als ausbesserungsunfähig abgetragen werden muß und die letzte hundertfenstrige Zinsburg im berüchtigten Stil der Vororte-Sezession protzig emporsteigt, derweil nimmt wohl auch dort jede „Seissonn" ein feineres, flacheres, wahrhaft großstädtisches Gesicht an.

F. St. Gunther.

Von der Woche.

Oktober 30. Enthüllung des Kaiserin Elisabeth-Denkmales in Pola. — Enthüllung des Mickiewicz-Denkmales in Lemberg. — Der kaufmännische Verein in Wien spricht sich für Einführung von Inspektoren und eines Maximalarbeitstages von zehn Stunden im Handelsgewerbe aus. — Wahlrechtsdemonstrationen in Brünn. — Eröffnung des polnischen Sozialistenkongresses in Krakau.

31. Der Prozeß gegen Frau v. Hervay in Leoben endet mit einer Verurteilung der Angeklagten wegen Falschmeldung und Bigamie zu vier Monaten einfachen Kerkers. — Feierliche Verteilung der Preise in Wien an die österreichischen Aussteller der St. Petersburger Ausstellung „Die Kinderwelt". — Vertagung des Vorarlberger Landtages. — Der galizische Landtag nimmt den Gesetzentwurf betreffend die Errichtung bäuerlicher Rentengüter an.

November 1. Der deutsche Staatssekretär des Innern Dr. Artur Graf Posadowsky trifft in Wien ein, um über den Handelsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn zu verhandeln. — Sechster österreichischer Bürgerschultag in Wien. — Hauptversammlung des deutschen evangelischen Bundes für die Ostmark in Wien. — Stabsarzt Doktor Alfred Zimmermann (geb. 1865) in Wien †.

2. Die Vorlesungen an dem zweiten physikalischen Universitätsinstitute in Wien werden wegen Einsturzgefahr des Saales sistiert.

3. Ankunft des Königs Georg von Griechenland in Wien. — Eröffnung des neuen Gebäudes der Konsularakademie in Wien und Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Anstalt. — Eröffnung der italienischen Rechtsfakultät in Innsbruck. Nächtlicher Straßenkampf zwischen Deutschen und italienischen Studenten in Innsbruck; ein Toter (Maler Pezzey geb. 1875), mehrere Verwundete. — Der steierische Landtag nimmt den Gesetzentwurf über die Erhebung einer Umlage auf Bier an.

4. Unruhen in Innsbruck. Nachts: Demolierung der italienischen Rechtsfakultät in Wilten und der Gasthöfe „Weißes Kreuz" und „Goldene Rose" in Innsbruck. Italienische Kaiserjäger rücken mit gezogenem Bajonett aus. 137 italienische Studenten werden verhaftet, bei denen die Polizei 46 Revolver saisiert. Nachmittags: Aufruhr. Demolierungen in Wilten, Demonstrationen gegen

den Statthalter, Ovationen für Erzherzog Eugen. Der Gemeinderat beschließt in einer außerordentlichen Sitzung die Absendung einer Depesche an den Ministerpräsidenten, in der die sofortige Schließung der italienischen Fakultät, die strenge Bestrafung der Schuldigen und die Absetzung des Statthalters verlangt wird. Demonstrationen vor der Redaktion der „Neuen Tiroler Stimmen", die gegen die Deutschen Stellung genommen hatte. Abends: Weitere Demonstrationen; nach Abzug des Militärs tritt Ruhe ein. — Die städtische Delegation von Triest beauftragt den Bürgermeister, wegen der Innsbrucker Vorfälle beim Ministerpräsidenten vorstellig zu werden. — Besuch des Kaisers in Mödling. Eröffnung der neuen Wasserleitung, Einweihung und Eröffnung der Technischen Militärakademie daselbst. — Zeitungsherausgeber Alexander Scharf (geb. 1834) in Wien †. — Skandalszenen im niederösterreichischen Landtag gelegentlich der Budgetdebatte. — Der istrianische Landtag beschließt mit Rücksicht auf die Vorfälle nach der Eröffnung der Rechtsfakultät in Innsbruck einstimmig einen Protest gegen das Vorgehen der Regierung in der italienischen Universitätsfrage. — Der Bukowinaer Landtag nimmt den Gesetzentwurf wegen Änderung der Landesordnung und der Landtagswahlordnung an. — Der Wiener Stadtrat spricht sich einstimmig für die Vereinigung der Donaugemeinden mit Wien aus. — Inauguration des Rektors Freiherrn Arnold Luschin v. Ebengreuth an der Universität in Graz.

5. In Innsbruck herrscht verhältnismäßige Ruhe; mittags erneuern sich die Demonstrationen. Aufruf des Statthalters an die Bürgerschaft. In Leoben, Linz, Salzburg, Graz, Bozen, Meran, Klagenfurt, Teplitz und Wien finden Sympathiekundgebungen für die Deutschen, in Trient, Pola, Isola und Rovigno solche für die Italiener in Innsbruck statt. — Demonstrationen in Trient, Pola und Zara. Der Gemeinderat von Zara protestiert gegen das Vorgehen der Regierung und erklärt einstimmig die Errichtung einer Universität in Triest für eine unabwendbare Notwendigkeit. — Der niederösterreichische Landtag nimmt den Voranschlag für 1905 an. — Schluß des Kärntner Landtages. — Der galizische Landtag beschließt einen Gesetzentwurf betreffend den Unterricht der zweiten Landessprache an Mittelschulen. — Zentenarfeier der Hof- und Staatsdruckerei. — Baron Nathaniel Rothschild spendet zwei Millionen Kronen zu gunsten des von seinem Vater erbauten Rothschild-Spitales in Wien. — Kaiserlicher Rat Kajetan Bayer (geb. 1830) in Pilsen †. — Der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister d. R. Geh. Rat Dr. Ernst Schmit Ritter v. Tavera (geb. 1839) in Wien †.

Österreichisch-ungarische Kolonialgesellschaft. Ende 1894 gelang es dem damaligen Rechnungsrate des obersten Rechnungshofes in Wien, Richard Schroft, welcher sich schon in mehreren Publikationen mit dem Auswanderungswesen der Monarchie eingehend beschäftigt hatte, die Österreichisch-ungarische Kolonialgesellschaft ins Leben zu rufen. Ihre Aufgabe war, den überseeischen Export zu pflegen und zu fördern, durch zielbewußte Organisation die Auswanderung zu regeln und der heimischen Industrie dienstbar zu machen, ferner den Ausgewanderten auch in ihrer neuen Heimat Schutz und Pflege angedeihen zu lassen, damit sie wenigstens wirtschaftlich mit ihrem Vaterland in fruchtbringender Wechselwirkung bleiben. Schon nach kurzer Zeit war es der Gesellschaft gelungen, zahlreiche Verbindungen mit Österreichern und Ungarn in der Fremde anzuknüpfen, Bureaus in Wien und Oderberg zu gründen, die den Auswanderern mit Rat und Tat zur Seite stehen sollten und manche schöne Erfolge zu erzielen. Allein schon im Jahre 1899 mußte sie ihre äußere Tätigkeit wieder einstellen, teils aus Mangel nachhaltiger Unterstützung durch die berufenen Faktoren, teils auch deswegen, weil sie die damals von der Regierung begonnenen Vorarbeiten für ein Auswanderungsgesetz nicht stören, nicht dem künftigen Gesetz irgendwie vorgreifen wollte. Der Entwurf dieses Gesetzes, der bereits vor mehreren Jahren in einer Thronrede angekündigt worden war, ist leider bis heute noch nicht dem Parlament zugegangen. Italien und Ungarn haben seither Auswanderungsgesetze erlassen und wie notwendig ein solches auch für Österreich wäre, geht schon aus der Tatsache hervor, daß unsere Monarchie neben Italien unter allen europäischen Ländern die stärkste Auswanderung aufweist. Im Jahre 1902/03 erreichte die Einwanderung aus Europa nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Zahl von 857.046; darunter waren 230.622 Personen aus Italien, 206.011 aus Österreich-Ungarn und 136.093 aus Rußland. Fürst Alfred Wrede, welcher seit der Gründung der Gesellschaft an ihrer Spitze gestanden war, wurde müde, gegen die Teilnahmslosigkeit der interessierten Kreise ferner anzukämpfen und legte daher vor kurzem sein Amt nieder. Fast hätte dies auch die Auflösung der Gesellschaft zur Folge gehabt. Der Vorstand unter dem Vizepräsidenten Dr. E. F. Weisl beschloß aber auf seinem Posten auszuharren und eine Reorganisation vorzunehmen. Immer noch in Erwartung eines Auswanderungsgesetzes, will man das Programm vorläufig einschränken, aber in diesem Rahmen eine um so intensivere Tätigkeit entfalten. Nach dem in der jüngst abgehaltenen neunten General-

versammlung genehmigten Arbeitsprogramm beabsichtigt der Vorstand die Frage der Beförderung der Auswanderer mit allen daran hängenden Nebenfragen vorerst auszuscheiden und seine Haupttätigkeit auf den engeren Auswandererschutz zu konzentrieren. Dieser soll ausgeübt werden einerseits im Inland durch Auskunftserteilung über Arbeits- und Lebensverhältnisse, anderseits im Ausland durch Aufrechterhaltung der Beziehungen der Ausgewanderten mit der Heimat, Unterstützung ihrer kulturellen und humanitären Bestrebungen, insbesondere der Vereinigungen von Österreichern und Ungarn im Auslande zu gegenseitiger Hilfe. Dabei soll aber auch der Förderung des heimischen Exportes durch die Auswanderer ein besonderes Augenmerk zugewendet werden. Der Vorstand wird zu diesem Zwecke eigene Komitees einsetzen, eine Zeitschrift erscheinen und Vorträge abhalten lassen. Da eine Anzahl ernster und der Aufgabe gewachsener Männer, darunter Fabrikant Bujatti, Vizeadmiral v. Khittel, der Sekretär des Exportvereines kaiserlicher Rat Schwarz, Universitätsprofessor v. Wettstein in den Vorstand neu berufen worden sind, ist zu hoffen, daß die Gesellschaft wieder einen Aufschwung nehmen und nunmehr segensreich arbeiten werde. Ihre Ziele verdienen jedenfalls eine nachhaltige Förderung durch die Regierung und alle interessierten Kreise. —nk—

*

Die Leitung des „Intimen Theaters" verlautbarte dieser Tage eine Notiz des Inhalts, daß sie ihre Hauptaufgabe darin erblicke, August Strindberg in Österreich einzuführen. Als ich das las, dachte ich im ersten Augenblicke an den Festspielhügel von Bayreuth, und ich war beinahe schon bereit, die Daseinsberechtigung eines Strindberg-Theaters in Wien zuzugeben. Da tauchte vor meinen Augen das Riesenrad auf, von der Olympia-Arena drangen Böllerschüsse, die den Kampf um Port Arthur markierten, an mein Ohr, dazwischen flöteten beim „Eisvogel" die „von der Damenkapell'n" süße Weisen vom goldenen Wiener Herz und anderen schönen Wiener Spezialitäten, und eine Drehorgel samt dazugehörigem Ringelspiel symbolisierte unzweideutig den Bratspieß, um den sich nach Schillers Meinung von der Phäakenstadt an der Donau das Wiener Leben von Ewigkeit zu Ewigkeit dreht. Und ich war bestürzt, mich so jäh aus meiner literarischen Duldsamkeit herausgerissen und vor die lokalpatriotisch-philisterhafte Frage gestellt zu sehen: Was soll in Wien ein Strindberg-Theater und wie kommt es just in den Prater? Die Antwort ist schwer und leicht. Schwer, wenn man nach inneren Gründen forscht; leicht, wenn man sich den ortsüblichen Gang aller heimischen Unternehmungen vergegenwärtigt. Das Bedürfnis nach einem intimen Theater hat nach dem Fiasko, das die neueren Dramatiker mit ihren Seelenanalysen in unseren immer größer und leerer gewordenen Schauspielhäusern erlebten, schon lange unbewußt in uns geschlummert. Da kam Reinhardt mit dem Spielplane seines „Kleinen Theaters" aus Berlin und rüttelte es wach. Wir erkannten, daß das Josefstädter Theater seine Kassenerfolge neben der Pikanterie seiner Darbietungen nicht zuletzt seinem intimen Zuschauerraum, darin keine Pointe verlorenging, zu verdanken habe. Und das Jantsch-Theater war noch kleiner, noch intimer. Für findige Leute, die mit der Witterung für Zeitströmungen begabt sind, Grund genug, in dem trauten Musentempelchen, wo einst Affen mimten und später Johann Fürst alle sozialen Übel durch die rote Brieftasche und den Kaiser Josef aus der Welt schaffen ließ, wöchentlich einmal probeweise ein intimes Theater aufzuschlagen. August Strindberg hat im Vorwort zu seinem naturalistischen Trauerspiel „Fräulein Julie" — es war vor sechzehn Jahren — zum ersten Male das Verlangen nach einer kleinen Bühne und einem kleinen Zuschauerraum ausgesprochen, damit „eine neue dramatische Kunst erstehen und das Theater wieder eine Institution zur Freude der Intelligenten werden könne". Es war darum nur recht und billig, den Versuch mit einem intimen Theater in seinem Zeichen und just mit „Fräulein Julie" zu eröffnen. Das hatte überdies zwei Vorteile für sich. Man brauchte nur drei Darsteller und man hatte ein Programm. In ein intimes Theater gehörten beispielsweise zwar ebenso Goethes „Geschwister", wie sein „Tasso" und wohlauch Gerhard Hauptmanns „Einsame Menschen". Von den Dramen Ibsens gar nicht erst zu reden. Allein Strindberg hat einige dramatische Kleinigkeiten geschrieben, die nicht mehr als zwei oder drei Darsteller erforderten, und so ward aus der Not eine Tugend, aus dem „Intimen Theater" ein — Strindberg-Theater. Man hätte diese vorzeitige Selbstverstümmelung eines vielverheißenden programmatischen Unternehmens stillschweigend mit der Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel entschuldigen können, wenn nicht das große Wort von der Hauptaufgabe, Strindberg in Österreich einzuführen, hektographiert an die Zeitungen verschickt worden wäre. Man merke wohl: in Österreich, nicht in Wien. Wien ist offenbar für das „Intime Theater" im Prater ein zu kleiner Wirkungskreis. Was soll das heißen: Strindberg in Österreich einführen? Läßt sich Strindberg überhaupt von der Bühne herab bei einem Publikum einführen, das von ihm nichts weiß, als daß er ein verrückter Schwede ist? Was er für das Theater geschrieben hat,

sind doch nur Abschnitzel seines dichterischen Schaffens, die eher pathologisches denn künstlerisches Interesse erregen. Den Menschen und Dichter Strindberg und seine Bedeutung für das Geistesleben der Gegenwart kann man einzig und allein aus seinen Schriften kennen lernen, aus den Bekenntnissen seiner Welt- und Lebensanschauung, wie er sie in seinem „Inferno" oder in seinen „Legenden" niedergelegt hat. Um Strindberg kennen zu lernen, dürfte „Österreich" demnach besser tun, sich mit seinen Schriften zu befassen, als Montag ins Jantsch-Theater zu gehen. Und darum ein Strindberg-Theater im Prater? Zum Glück sind die Tage dieser Widersinnigkeit gezählt. Im April nimmt Direktor Jarno das Jantsch-Theater in Besitz, dann wird es „Lustspiel-Theater" heißen und im Winter eine Filiale des Josefstädter Theaters und im Sommer ein Niese-Theater sein. Die Aufregung war also ganz umsonst. Man regt sich in Wien ja überhaupt immer umsonst auf. Bei uns kommt doch alles stets anders, als man es erwartet hatte. Auch das „Lustspiel-Theater" Jarnos wird es an Überraschungen nicht fehlen lassen. Vielleicht wird dort Frau Niese nicht den „Gummiradler" spielen, sondern die „Maria Stuart". Was die Geistinger konnte, wird sich die „Hansi" auch noch erlauben dürfen, und ältere Wiener erinnern sich, zwar nicht mit Vergnügen, aber desto lebhafter daran, daß selbst die fidele Gallmeyer in ihren späten Tagen der Verlockung nicht widerstehen konnte, tragische Mütter zu mimen. Der Schuß, womit sie im Stadttheater Laubes den Sergius Panin niederknallte, umhüllt noch heute ihr Andenken mit einer trüben Rauchwolke. —tr—

*

Das erste philharmonische Konzert unter Felix Mottls Leitung konnte man als Fortsetzung des Salzburger Mozart-Festes nehmen, das die Philharmoniker mit Felix Mottl erfolgreich zusammengeführt hatte. Hans Pfitzner, der zwischen Mozarts dreisätzige D-dur-Sinfonie aus der Figaro-Zeit und Beethovens „Eroica" gestellt wurde, brachte keinen übermäßig modernen Ton herzu, denn sein C-moll-Scherzo ist nur eine fromme Alterserscheinung seiner Jugend. Die modernen Tonsetzer müssen erst allerlei gelernt haben, bis sie sich als Stürmer und Dränger fühlen. Es wird dann ein Sturm der Technik. Wie schlicht, ein ehrsamer Melodienvater ist Richard Strauß gewesen, ehe seine Technik zu stürmen und drängen begann. Ähnlich Hans Pfitzner. Im neunzehnten Lebensjahre schrieb er das milde C-moll-Scherzo, das wie aus einer Jugendsinfonie herausgefallen ist. Die „Rose vom Liebesgarten" wird uns in der Hofoper einen anderen Pfitzner, den Pfitzner anders zeigen. Den Becher der Mozart-Freude gab Felix Mottl so feurig und so voll, daß er überschäumte; zumal im letzten Satze der Sinfonie. Nach meiner Empfindung war hier das Tempo zu schnell; in der Dynamik schien auch die Grenze des Mozartschen Forte überschritten. Der Donner von zehn philharmonischen Kontrabässen verschüchterte die Seele Mozarts, Gustav Mahler nähert seinen Mozart mehr dem Kammerstil, der Zeit. Aber unverbildete Natürlichkeit und unverbrauchter Enthusiasmus sind in Felix Mottl vereinigt, so daß er von Mozart sich zum Ungestüm fortreißen läßt. Die Aufführung der „Eroica" hatte einen großen, im Scherzo und Finale auch wieder gar schnellen Zug. Mit bewunderungswürdiger Schmiegsamkeit folgte das Orchester den Regungen des neuen Führers. Es war ein Labsal, das Rauschen des vollen, mächtigen, aus der Dunkelhaft des vertieften Orchesterraumes befreiten Streicherchors zu vernehmen. r. h.

*

Das „teure" Wien. Wien ist im Auslande als die teuerste Stadt des Kontinents verschrien und mancher Fremde meidet unsere Stadt aus Furcht, hier zu viel Geld ausgeben zu müssen. Mit Unrecht! Unsere Hotels und Theater sind viel billiger als die in Paris und der Tarif des so vielverleumdeten Fiakers ist nicht weit höher als der Tarif der Berliner Droschken. Die Kunst, billig zu reisen, besteht eben darin, sich überall den Gebräuchen des Landes bald anzupassen, bald zu widersetzen, also in Wien nicht nach norddeutscher oder französischer Art speisen zu wollen und sich nicht hilflos ungebührlichen Trinkgeldforderungen zu unterwerfen. Es wäre für den niederösterreichischen Landesverband zur Hebung des Fremdenverkehrs eine dankenswerte Aufgabe, dem Rufe Wiens als einer teuren Stadt endlich einmal durch eine Publikation mit genauen Ziffernangaben entgegenzutreten. Das würde mehr nützen als die farbigste Schilderung der Kaiserstadt.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 2. □ Redaktionsschluß 5. November 1904. □ Ausgegeben 10. November 1904. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4686. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Carl Konegen. □ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 3: 12. November 1904. □□

Die nationale Freizügigkeit.

Von Stanislaus Ritter von Madeyski.

Am 19. Oktober 1904 hat das k. k. Reichsgericht zwei gleichlautende Erkenntnisse gefällt, welchen eine für die Nationalitätenfrage in Österreich weittragende Bedeutung innewohnt.

3032 Einwohner der Stadt Wien böhmischer* Nationalität haben als Väter und Vormünder von 5177 schulpflichtigen Kindern dagegen Beschwerde geführt, daß ihnen die Schulbehörden das politische Recht, die Errichtung von Volksschulen mit böhmischer Unterrichtssprache zu verlangen, abgesprochen haben.

Aus der Betrachtung der allgemeinen Staatszwecke ergibt sich die Pflicht der Staatsverwaltung, dafür zu sorgen, daß den Staatsbürgern die Möglichkeit geboten werde, sich die Bildung anzueignen. Ferner unterliegt es keinem Zweifel, daß die Aneignung der Bildung am entsprechendsten vor sich geht, wenn dieselbe dem Kinde in seiner Muttersprache geboten wird. Aus diesen beiden Prämissen würde sich in Anwendung auf den vorliegenden Fall der akademische Schluß ergeben, daß die Staatsverwaltung im Prinzip verpflichtet ist, für die böhmischen Kinder in Wien Schulen mit böhmischer Unterrichtssprache zu errichten.

Allein der aus den allgemeinen Pflichten der Staatsverwaltung, die kulturellen Bedürfnisse der Staatsbürger zu befriedigen, abgeleitete Anspruch derselben ist kein Rechtsanspruch. Seiner Verwirklichung stehen bloß Garantien zu Gebote, die sich auf ethische und politische Momente stützen. Maßgebend sind hiefür das Pflichtgefühl der zuständigen Vertreter der Staatsgewalt, die finanzielle Tunlichkeit, die politische Notwendigkeit, Nützlichkeit, Möglichkeit u. dgl. Kurz, die Erledigung des Anspruches der böhmischen Bevölkerung Wiens auf Errichtung böhmischer Volksschulen vom Gesichtspunkte der kulturellen Bedürfnisse derselben ist eine Verwaltungsangelegenheit, eine Frage der Zweckmäßigkeit und keine Rechtsfrage. Zur Entscheidung solcher Fragen ist das Reichsgericht nicht berufen, was es auch in den diesbezüglichen Erkenntnissen ausdrücklich hervorhob.

Ein ganz verschiedener Anspruch lag dem Reichsgerichte zur Entscheidung vor.

Die um die Nationalitätsidee geführten Kämpfe fanden ihren Abschluß in der im Jahre 1867 erfolgten Ausgestaltung der Verfassung. Die Nationalität ist staatsrechtlich als Quelle selbständiger politischer Rechte der Staatsbürger gegenüber der Staatsgewalt anerkannt worden. Auf Grund der Zugehörigkeit zu einem Volks-

* Das Erkenntnis des Reichsgerichtes gebraucht durchwegs das Wort „böhmisch".

stamme des Staates kommt dem Staatsbürger das politische Recht der nationalen Freiheit zu, welches darin besteht, daß er innerhalb der gesetzlich zulässigen Grenzen ohne Störung von Seite der Staatsgewalt in dem gesamten Staatsterritorium Handlungen vornehmen kann, welche die Wahrung und Pflege seiner Nationalität bezwecken. Auf Grund der Zugehörigkeit zu dem Volksstamme eines Landes hat der Staatsbürger innerhalb des Landesterritoriums das politische Sprachenrecht, das heißt es kommt ihm ein Anspruch darauf zu, daß seine nationale Sprache, sofern sie in dem betreffenden Gebiete landesüblich ist, in seinen Beziehungen zu der Staatsgewalt auf den Belangen des Amtes, der Schule und des öffentlichen Lebens gebraucht werde. Durch die Anerkennung der politischen Sprachenrechte wurde die sprachliche Seite der Beziehungen des Staatsbürgers zu der Staatsverwaltung auf den genannten Belangen von dem sachlichen Inhalte derselben losgelöst und zum selbständigen Inhalte der politischen Sprachenrechte gemacht. Einen solchen, dem sachlichen Gesichtspunkte der kulturellen Bedürfnisse entrückten Anspruch auf Verwirklichung des nationalen Sprachenrechtes machten die böhmischen Einwohner Wiens vor dem Reichsgerichte geltend.

Das nationale Sprachenrecht unterliegt besonderen Voraussetzungen, welche unsere Verfassung in dem bekannten Art. 19 des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger festgesetzt hat. Allerdings gehört der Art. 19 zu den in Theorie und Praxis meistumstrittenen Fragen des öffentlichen Rechtes, was vorwiegend auf die übrigens durch die Entstehungsgeschichte dieses Artikels leicht erklärliche juristische Unklarheit der Fassung zurückzuführen ist. Machen doch die Grundbestimmungen desselben den Eindruck, als ob die Verfassung die politischen Rechte der Nationalität den Volksstämmen und den Sprachen als Rechtssubjekten verleihen wollte! Dem Reichsgerichte gebührt das Verdienst, gegenüber den Bedenken der Wissenschaft, die ursprünglich in dem Art. 19 nichts anderes als ein erst einer Ausführung harrendes Prinzip anerkannt wissen wollte, den Weg zur Rechtsfindung gewiesen, und Rechtssätze, die in dem Artikel enthalten sind, festgelegt zu haben.

In der obigen Darstellung haben wir zwei Tatsachen als die verfassungsmäßig festgesetzten Voraussetzungen des politischen Sprachenrechtes bezeichnet, und zwar: 1. daß der Volksstamm, zu welchem der Staatsbürger gehört, ein Volksstamm des Landes ist, 2. daß die nationale Sprache des Staatsbürgers in dem betreffenden Gebiete landesüblich ist.

Was die zweitgenannte Voraussetzung anbelangt, so ist dieselbe in allen diesbezüglichen Erkenntnissen des Reichsgerichtes anerkannt worden. Für die Erörterung der erstgenannten hatte das Reichsgericht bisher keine Veranlassung, denn in den sprachlichen Angelegenheiten, welche bisher vor dem Reichsgericht verhandelt wurden, war immer die Tatsache, daß der betreffende Volksstamm das bezügliche Land bewohnt, so notorisch, daß sich daraus eine Streitfrage nicht ergeben konnte. Sie tauchte zum ersten Male in der gegenwärtigen böhmischen Beschwerde auf. Dem

Reichsgerichte lag nunmehr die Frage vor: ist die Zugehörigkeit zu einem Volksstamme des Landes eine gesetzliche Voraussetzung des Sprachenrechtes in diesem Lande? wenn ja, ist der böhmische Volksstamm ein Volksstamm des Landes Niederösterreich?

Die erste dieser Fragen wurde vom Reichsgerichte bejaht, die zweite verneint.

Durch die Verneinung der zweiten Frage hat das Reichsgericht nicht bloß den gerade anhängig gewesenen Streitfall entschieden, sondern auch für die Lösung der überaus wichtigen und im Art. 19 nicht ausdrücklich entschiedenen Frage der nationalen Freizügigkeit oder Transmigration der Volksstämme einen klaren Rechtsgrundsatz aufgestellt.

Daß zur Zeit der Erlassung der Staatsgrundgesetze der böhmische Volksstamm das Land Niederösterreich nicht bewohnte, ist notorisch. An der mährischen Grenze befanden sich dazumal und befinden sich auch heute mehrere Gemeinden mit vorwiegend slowakischer Bevölkerung, welche in Übereinstimmung mit der geschichtlichen Entwicklung stets als Ausläufer des mährischen Volksstammes angesehen wurden. In den einzelnen Städten des Landes, und namentlich in Wien, hielten sich einzelne Angehörige des böhmischen Volksstammes auf, wie dies auch sonst in anderen Ländern geschieht. Mit der Zeit strömten jedoch nach Wien immer mehr böhmische Einwohner ein. Bei der letzten Volkszählung vom Jahre 1900 erreichte ihre Zahl die Höhe von 102.974 Einwohnern. Überdies reklamierten die Beschwerdeführer zu gunsten ihrer Konnationalen in Wien, auf Grund der über die Übersiedlung von Böhmen, Mähren und Schlesien nach Wien angestellten Berechnungen eine weitere Ziffer von 370.478 böhmischen Einwohnern Wiens, welche aus Gründen, die nicht weiter erörtert werden wollten, sich bei der Volkszählung nicht zu der böhmischen, sondern zu der deutschen Umgangssprache bekannt haben, trotzdem jedoch der böhmischen Nationalität angehören. Die daraus sich ergebende Gesamtziffer von über 472.000 wurde nun der Ziffer der Gesamtbevölkerung Wiens von 1,674.957 entgegengestellt, um darzutun, daß dieses Verhältnis den Böhmen in Wien günstiger liegt, als mancher Minorität in anderen Städten und Ländern, in welchen sie als Volksstämme des Landes anerkannt werden.

Die böhmischen Einwohner Wiens entwickeln eine sehr intensive nationale Gemeintätigkeit: in zahlreichen nationalen Vereinen, Zeitschriften, Privatschulen, Kindergärten, Vorschußkassen und wirtschaftlichen Genossenschaften. Sie glauben dadurch an den Tag gelegt zu haben, daß sie eine durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit verbundene nationale Gemeinschaft in Wien bilden, welche als Volksstamm des Landes anzusehen ist.

Von der Regierung wurde dagegen geltend gemacht, daß das Zusammenwohnen der Böhmen in Wien nicht den Charakter eines Volksstammes des Landes, sondern vielmehr jenen einer Großstädten eigentümlichen Ansiedlung an sich trage. Sie sei nicht aus dem Lande Niederösterreich hervorgegangen, die Einwanderung vollziehe sich im Gegenteile aus Böhmen, Mähren und Schlesien. Anziehungskraft

übe auf sie die leichtere Gelegenheit zu einem besseren Erwerbe. Darum weise die böhmische Ansiedlung eine größere Beweglichkeit und einen rascheren Zuwachs auf, als sich diese Erscheinungen bei einer seßhaften Bevölkerung vollziehen.

Das Reichsgericht entschied, daß die Einwohner Wiens böhmischer Nationalität keinen Volksstamm des Landes Niederösterreich bilden.

Nach der Anschauung des Reichsgerichtes ist ein Volksstamm des Landes nur dann als existent anzuerkennen, wenn die betreffende nationale Gemeinschaft in dem Lande historische Wurzeln geschlagen hat und mit dem Lande so innig verwachsen ist, daß sie eine nationale Individualität des Landes bildet.

Damit wurde die Frage der nationalen Freizügigkeit in einer Weise gelöst, welche dem Geiste der Verfassung und den realen Bedürfnissen des wirklichen Lebens vollauf entspricht.

Denn einerseits wäre der absolute Ausschluß jeder Transmigration der Volksstämme ein Verstoß gegen die verfassungsmäßig gewährleistete individuelle Freizügigkeit und müßte, da das Geschehene nicht durch Gesetze ungeschehen gemacht werden kann, zu einem krassen Widerstreit zwischen Leben und Recht führen. Anderseits würde die unentbehrliche Ordnung im Staate den Zustand nicht vertragen, der entstehen müßte, wenn jede tatsächliche nationale Transmigration sofort vom Rechte anerkannt werden sollte.

Die Länder Österreichs sind historisch geschaffene Einheiten, deren jede ein in sozialer, kultureller und politischer Beziehung in sich geschlossenes Ganze bildet. Darum hat die Gemeinsamkeit der Landesangehörigkeit, die Landsmannschaft, eine viel größere Bedeutung als sonst in anderen Staaten. Sie bildet die reale Unterlage für das gesamte öffentliche Leben des Landes. Nun besteht das charakteristische Merkmal der Nationalität in einer bestimmten Eigentümlichkeit. In derselben liegt die natürliche Quelle des Gegensatzes, welcher den in einem Lande wohnenden Volksstämmen das Zusammenleben erschwert. Soll die Überzeugung von der Notwendigkeit nationaler Gerechtigkeit in dem Lande festen Fuß fassen, so muß ein Faktor geschaffen werden, der im stande ist, dem die Volksstämme trennenden Gegensatze das Gleichgewicht zu halten. Ein solcher Faktor liegt in dem Bande der Landsmannschaft. Dieses letztere schafft aber nur die Geschichte durch das Wohl und Wehe, das die Insassen eines Landes bei dessen wechselndem Geschicke ohne Unterschied ihrer Nationalität gemeinsam und in gleichem Maße trifft. Nur ein solcher historischer Prozeß vermag in den Bewohnern des Landes das Bewußtsein zu begründen, daß jede nationale Gemeinschaft auch zugleich eine der im Lande ebenbürtigen nationalen Individualitäten bildet.

Ist dieser historische Prozeß bei einer eingewanderten nationalen Gemeinschaft vollzogen, dann ist vom Standpunkte des Rechtes anzuerkennen, daß der eingewanderte Volksstamm ein Volksstamm des Landes ist.

Die rechtshistorische Staatsprüfung an den österreichischen Universitäten.

Von Professor Dr. Ludwig Mitteis in Leipzig.

Ich beabsichtige über ein Thema zu schreiben, das scheinbar dem Interesse des großen Publikums ferne liegt und nur für Fachmänner von Bedeutung ist. Und doch sind an demselben weite Kreise beteiligt, viel weitere, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Es ist ein sehr beträchtlicher und wenigstens in Österreich anscheinend immer steigender Prozentsatz der studierenden Jugend, der sich der juristischen Laufbahn zuwendet, es sind jährlich Tausende, die sich an den österreichischen Universitäten für die daselbst stattfindenden Examina vorbereiten, und nicht bloß diese Tausende, sondern auch ihre Eltern, Verwandten, Vormünder sind an der Einrichtung dieser Examina mit idealen und materiellen Interessen beteiligt. Die Frage, die ich berühre, ist daher für breite Schichten des Publikums von Bedeutung.

Sie liegt mir schon lange am Herzen; denn ich habe bereits zur Zeit, wo ich selbst mich dem rechtshistorischen Examen zu unterziehen hatte, dessen Einrichtung mißbilligt und dieses Urteil ist durch eine vieljährige Tätigkeit als Mitglied österreichischer Prüfungskommissionen, während welcher ich Hunderte von Prüfungsakten mitgemacht habe, nur bestärkt und verschärft worden. Ich bin der festen Überzeugung, daß dieses Examen und das ihm vorausgehende sogenannte rechtshistorische Biennium in seiner heutigen Gestalt eine Verschwendung von kostbarer Lebenszeit und Lebenskraft enthält, daß es eine nicht zu rechtfertigende Belastung ist für den Studenten, dem dadurch nur zu oft das Studium von vorneherein vergällt und verödet wird, und darum eine Gefahr, weil diese Empfindung manchen, der bei richtigem Studienplan seinen Weg zurückgelegt hätte, kopfscheu macht, vom Studium ablenkt und schließlich zum Schiffbruche führen kann. Ich habe diese Erkenntnis schon in Österreich mit voller Klarheit gehabt und habe dieses Urteil überprüfen können, seit ich als Mitglied der sächsischen Examenskommission auch andere Einrichtungen kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Ich glaube darum der österreichischen Jugend einen Dienst zu erweisen, wenn ich die Übelstände des rechtshistorischen Examens einer Kritik unterziehe. Und ich rechne darauf, bei den Beteiligten und mehr noch bei den beteiligt Gewesenen Anklang und Zustimmung zu finden.

Freilich, die Einwendung liegt nahe: Wenn wirklich die Einrichtung so anfechtbar und qualvoll ist, wie kommt es, daß in ihrem fünfzigjährigen Bestande keine Reaktion dagegen erfolgt ist? Daß die ganze heute lebende Juristengeneration in Österreich diese Last getragen hat, ohne sich darüber zu beschweren? Und ist nicht gerade unter diesen Ordnungen die Rechtswissenschaft zu einer Blüte gelangt, welche sie der jedes andern Landes ebenbürtig gemacht hat?

Dies alles habe ich mir wohl überlegt, aber es macht mich nicht irre. Was zunächst den letzten Punkt anbetrifft, so verkenne ich nicht im mindesten, daß die gegen-

wärtige Studienordnung, insbesondere die rechtshistorische Seite derselben, an der Regeneration der österreichischen Jurisprudenz einen großen Anteil gehabt hat, und daß ein Über-das-Ziel-schießen hier vielleicht seinerzeit ganz angebracht war, da ja jede bedeutende Leistung nur durch einen bestimmten Überschuß von Energie zu verwirklichen ist. Heute, wo jene Wiedergeburt längst vollzogen ist und sich die Verhältnisse auch sonst vielfach verändert haben, ist es hohe Zeit, die Kraftanspannung in historischer Richtung auf das richtige Maß zurückzustellen. Was aber das Stillschweigen der Beteiligten anbetrifft, so beweist dieses keineswegs die Richtigkeit des gegenwärtigen Zustandes. Von den Studierenden wird man einfach annehmen können, daß sie deswegen nichts sagen, weil sie nicht gefragt werden; sie betrachten das Examen als ein Fatum, dem nicht zu entrinnen ist; dabei steht es für jeden, der mit Studierenden offen zu reden Gelegenheit hatte, außer Zweifel, daß die Mißstimmung über die Masse des für sie toten historischen Stoffes, den sie aufzunehmen haben, sogar eine sehr große ist. Haben sie freilich das Examen überstanden, so vergessen sie gerne und rasch die Unannehmlichkeit und geben sich keine Rechenschaft, ob die Zeit nicht besser wäre zu verwenden gewesen. Auf Seite der Examinatoren ist, da sie fast alle Fachmänner, d. h. Rechtshistoriker sind, die begreifliche und höchst ehrenwerte Wertschätzung ihres Wissenszweigs zu berücksichtigen; diese macht sie geneigt, auf eine möglichst intensive Anerkennung desselben im Studiengang und der Prüfungsordnung Gewicht zu legen, und desto mehr, je energischere und bedeutendere Forscher sie selbst sind. Übrigens wird man auch in Gelehrtenkreisen mit Leichtigkeit Stimmen vernehmen können, welche das hier ausgesprochene Urteil durchaus billigen; man frage z. B. die Lehrer der Staatswissenschaften, ob sie mit dem ihren Fächern im Studienplan und nach Maßgabe des Prüfungssystems übrig bleibenden Maß von Zeit und Arbeitskraft zufrieden sind oder meinen, daß sie durch die übermäßige Betonung des rechtshistorischen Elements auf einen ungebührlich geringen Raum eingeschränkt werden, und man wird sich bald überzeugen, wie hier die wahre Stimmung ist.

Übrigens ist meine Meinung nicht die, daß die rechtshistorischen Semester und die rechtshistorische Staatsprüfung gänzlich zu streichen sind. Ich gebe zu, daß sie auf einer wenigstens für die österreichischen Verhältnisse gesunden Grundlage beruhen und auf einem Gedanken, der in Österreich keineswegs ganz aufgegeben werden kann. Was ich mißbillige, ist nur die hier stattfindende Übertreibung. Ich werde mich im nachstehenden bemühen, den richtigen Kern von den überschüssigen Wucherungen zu trennen.

I.

Die Zwischenprüfung.

Der Grundgedanke der österreichischen Studienordnung für die Juristen sowohl in ihrer ursprünglichen Gestalt (Leo Thunsche Studienordnung) als nach dem gegenwärtig geltenden Gesetz vom 20. April 1893 ist dieser, daß das Studium in zwei Hauptabschnitte zerfällt. Der erste, ursprünglich notwendig vier Semester, jetzt nach

Wahl des Studierenden drei oder vier (tatsächlich meist vier) Semester umfassende Abschnitt ist fast ausschließlich der Pflege der sogenannten rechtsgeschichtlichen Fächer gewidmet, weshalb er rechtshistorisches Biennium genannt wird, welcher Ausdruck nur mit Rücksicht auf die jetzt bestehende Möglichkeit, diesen Zeitraum auf drei Semester zu restringieren, eine kleine Ungenauigkeit enthält. Dieser Abschnitt ist von dem zweiten, welcher alle Fächer des geltenden Rechts und daneben noch Volkswirtschaftslehre und Politik, Finanzwissenschaft sowie allgemeine Staats- und Verwaltungslehre enthält, durch ein obligatorisches Examen über die Gegenstände des ersten Studienabschnittes getrennt; solange dieses Examen nicht mit Erfolg abgelegt ist, kann keine Vorlesung des zweiten Abschnittes in anrechenbarer Weise vom Studierenden gehört werden.

Dieses bildet das System, welches in Deutschland das System der obligatorischen Zwischenprüfung genannt wird. Von den deutschen Staaten hat Bayern dasselbe angenommen, während man sonst in Deutschland sich damit begnügt, über die Gegenstände aller Universitätsvorlesungen nur ein Examen abzuhalten, das an den Schluß des Universitätsstudiums gelegt ist; die bayrische und österreichische Einrichtung ist, obwohl z. B. auch in Preußen und anderen Ländern für sie neuerlich Propaganda gemacht worden ist, hier noch nicht angenommen worden.

Diese ablehnende Haltung ist im Prinzip eine wohlbegründete. Ich kenne die bayrischen Verhältnisse nicht und kann nicht sagen, ob dort zwingende Gründe für ein Zwischenexamen sprechen. Wo nicht absolut zwingende Gründe vorhanden sind, muß das System des Zwischenexamens durchaus und mit der größten Entschiedenheit abgelehnt werden. Es widerspricht dem wissenschaftlichen Zusammenhang, der zwischen allen Studienfächern besteht, und es gefährdet die Freiheit des Studierenden, der statt seine akademischen Lernjahre zu freiem Studium nach der ihm jeweils angemessen und anziehend erscheinenden Richtung verwenden zu dürfen, dadurch gezwungen ist, gerade die Gegenstände dieses Examens und nicht in beliebiger Vertiefung nach bestimmten Punkten, sondern in der durch das Examen bedingten, formalen und daher notwendig verflachten Gleichmäßigkeit zu bearbeiten. Es gefährdet endlich die Freizügigkeit des Studenten, der naturgemäß möglichst viel Semester an der Universität zubringt, an welcher er das Examen ablegt, um mit den dortigen lokalen Anforderungen vertraut zu werden. Uniformierung, Nivellierung, Lokalisierung des Studiums sind die Gefahren, welche dieses System notwendig mit sich bringt, und welche dasselbe dringend verbieten überall dort, wo man mit einem einheitlichen Schlußexamen auskommen kann, wie das z. B. bei uns in Sachsen nach meiner mehrjährigen sehr erfreulichen Erfahrung im vollsten Maße der Fall ist.

Aber es gibt Verhältnisse, wo man alle diese Übelstände in Kauf nehmen muß, weil es unmöglich ist, den Studierenden durch die ganze Studienzeit sich selbst zu überlassen — dies und nichts anderes ist der bald ausgesprochene, bald verschwiegene Grund für die Einführung von Zwischenprüfungen. Denn nur ein Scheingrund ist es, wenn behauptet wird, der Stoff sei für ein einheitliches Examen zu groß. Das ist nur richtig, wenn man ihn in ganz ungesunder Weise als reinen

Gedächtnisstoff behandelt und wegen Unkenntnis untergeordneten positiven Materials reprobieren will. Begnügt man sich mit dem sicheren Verständnis des Wesentlichen, mit dem, was man juristische Bildung nennt, so wird man finden, daß es durchaus möglich ist, diese in einem einheitlichen Examen festzustellen, wenigstens für die rein juristischen Fächer; ob daneben eine vertiefte Kenntnis von Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Staats- und Verwaltungslehre noch durch ein Nachexamen festzustellen ist, ist eine andere Frage, welche mit der des einheitlichen Schlußexamens über die juristischen Disziplinen nichts zu tun hat. Die Größe des juristischen Stoffs ist es also nicht, was ein einheitliches Examen ausschließt; jeder lernt eben vom positiven Material nur, was in seinen Kopf hineingeht, und die Examenskommission gewöhnt sich sehr bald daran, ihre Anforderungen danach einzurichten. Voraussetzung ist aber allerdings, daß der Studierende seine ganze Studienzeit oder wenigstens den weitaus größten Teil derselben gewissenhaft ausnützt. Denn gerade dieses System ist mit einem gedankenlosen Einpauken durch die letzten Monate vor dem Examen gänzlich unvereinbar.

Bekanntlich trifft die bezeichnete Voraussetzung auch bei uns in Deutschland leider nicht immer zu; aber die Fälle einer entschiedenen und irreparablen Vernachlässigung sind glücklicherweise nicht häufig genug, um ihretwegen auf die großen Vorzüge des Systems zu verzichten. In Österreich liegen die Verhältnisse weit ungünstiger. Schon an sich ist dort die Studienzeit mit ihren obligatorischen acht Semestern, also die Zeit, für die man dem Studierenden Vertrauen schenken müßte, eine etwas längere als in Deutschland, und umgekehrt ermöglicht das achtklassige Gymnasium, die Universität früher, also noch in einem gefährdeteren Lebensalter zu beziehen wie das deutsche neunklassige. Noch viel mehr aber fallen andere Umstände ins Gewicht. Vor allem rekrutiert sich das österreichische Studentenmaterial, entsprechend dem geringeren Wohlstand des Landes, aus ärmeren Bevölkerungsschichten wie das deutsche, ja, es ist dort überhaupt die Bestimmung für den öffentlichen Dienst eines der beliebtesten Mittel, die Söhne zu versorgen, demgegenüber die in Deutschland so weit verbreitete Versorgung durch industrielle und merkantile Berufsausbildung fast in den Hintergrund tritt. Diesen zahlreichen Sprößlingen ärmerer Familien wird es naturgemäß oft schwer, fern vom Hause und in den zumeist großen österreichischen Universitätsstädten — man denke an Wien, Prag, Lemberg, Krakau, Graz — sich durchzuschlagen und dabei noch ihren Studien zu obliegen. Vielen ist der Besuch der Vorlesungen einfach deshalb unmöglich, weil sie in der Großstadt in allen möglichen Stellungen — als Hofmeister, Kanzlisten, Privatlehrer u. ä. — sich den Unterhalt verdienen müssen; nicht gering ist die Zahl derjenigen, welche die Universität überhaupt nur nominell beziehen, weil sie die Kosten des Universitätslebens gar nicht erschwingen können. Auch das an den österreichischen Universitäten so verbreitete leidige Politisieren der Studenten ist effektiver Arbeit keineswegs günstig. Dazu ist die Zahl der Universitäten gering, infolgedessen einige, wie Wien oder die tschechische Universität in Prag, sich zu wahren Riesenuniversitäten ausbilden, wo

die Hörsäle die inskribierten Studenten längst nicht mehr aufnehmen und von einer allgemeinen ausgiebigen Benutzung der ohnedies meist unzulänglich dotierten Bibliotheken und Seminarien nicht die Rede sein kann. Ein persönlicher Kontakt von Lehrern und Lernenden ist an diesen Universitäten fast ganz ausgeschlossen. Alle diese und andere Umstände wirken zusammen, das Studium zu einem vielfach nur nominellen zu gestalten. Angesichts dessen ist hier die Zwischenprüfung, trotz der ihr anhaftenden großen Mängel, ein ganz unentbehrliches Mittel, die studierende Jugend wenigstens etwas an der Stange zu halten. Für den Einen bedeutet sie den notwendigen Stachel, um seine erschlaffte oder nie vorhanden gewesene Arbeitslust zu beleben und ihn an seine akademische Pflicht zu erinnern; für den Andern die — in Deutschland durch zahlreiche praktische Übungskollegien gegebene, in Österreich in dieser Form ganz fehlende — Kontrolle der erworbenen Kenntnisse durch die Autorität des Examinators; für die Angehörigen des Studierenden endlich das einzige Kriterium seines Fleißes und der richtigen Verwendung der oft so schwer geopferten Studienaufwendungen. Endlich ist die Zwischenprüfung das einzige und richtige Mittel, ungeeignete Elemente von der Universität abzustoßen und rechtzeitig, d. h. ehe der Zeit- und Kraftverlust allzugroß wird, auf einen andern Lebensweg zu weisen, und groß ist die jährliche Zahl derjenigen, welche schon das Zwischenexamen zur Umkehr auf einem Weg veranlaßt, den sie lieber hätten gar nicht betreten sollen.

Darum ist die Institution als solche für die österreichischen Rechtsfakultäten unentbehrlich. Eine andere Frage ist die, ob ihre Ausgestaltung die richtige ist.

II.

Was ich an derselben tadelnswert finde, läßt sich mit wenigen Worten sagen. Es ist die einseitige Ausfüllung derselben mit rechtshistorischem, also für den Studierenden zunächst unverwendbarem und in seiner übermäßigen Ausdehnung und Fülle auch ungenießbarem Stoff.

Man muß, um diese Anlage des rechtshistorischen Examens und Bienniums zu verstehen, zurückgehen auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo der Grundgedanke dieser Ordnungen gezeitigt wurde. Man stand damals in Österreich auf rechtswissenschaftlichem Gebiet vor dem absoluten Nichts; die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit ihrer Absperrung gegen das geistige Leben von jenseits der schwarz-gelben Pfähle hatte es dahin gebracht, daß der ungeheure Aufschwung der deutschen Rechtswissenschaft an Österreich spurlos vorübergegangen war und das Studium sich in einer stoff- und geistesarmen Aneignung der notwendigen Gesetzesparagraphe erschöpfte. Als nun Graf Leo Thun an die Aufstellung einer wirklich scientifischen Studienordnung schritt, war es notwendig, diese Richtung mit Feuer und Schwert auszutreiben und den wissenschaftlichen Strömungen ein breites Bett zu graben; offenbar in dieser Intention geschah es, daß die volle erste Hälfte der juristischen Studienzeit für Vorlesungen bestimmt wurde, welche fast gar keine unmittelbare Anwendbarkeit in Österreich hatten, dafür aber den Juristen unmittelbar

in Kontakt setzten mit der deutschen Rechtswissenschaft. Da diese gerade damals eine Periode des strengsten Historismus hatte, nahm auch das österreichische erste Biennium genau diesen Charakter an: römisches, deutsches und kanonisches Recht, auf historischer Grundlage, damals in Deutschland die herrschende Trias, wurde es auch für diesen Teil des österreichischen Studienplans.

Daß dieser für Österreich sehr viel Gutes gestiftet hat, wer wollte es leugnen? Und dennoch, duo si faciunt idem, non est idem: der österreichische Historismus war etwas ganz anderes als der deutsche. In Deutschland waren römisches und deutsches Recht teilweise wirklich noch in Geltung, teilweise doch — wie in den Ländern der privatrechtlichen Partikulargesetzgebungen, Preußen, Sachsen, Baden u. a. — schon mit Rücksicht auf die Studierenden aus den gemeinrechtlichen Staaten und weit mehr noch auf den Umstand, daß die ganze Privatrechtswissenschaft im gemeinen Recht ihr Zentrum hatte, die eigentliche Grundlage für das gesamte Studium des Privatrechts. Das Landesrecht wurde immer nur nebenher betrieben. Das gemeine Recht war eben im Reich noch ein lebendes, in der Praxis sich täglich fortbildendes. So kam es, daß hier auch als Examensgegenstand das römische und deutsche Recht einen vorwiegend praktisch-dogmatischen Wert behielt und die streng historische Seite niemals überwuchern konnte. Davor sicherte schon eines, was ich früher berührt habe: die Einheitlichkeit des Staatsexamens; denn je größer und allseitiger der Examensstoff, desto dringender für den Examinator die Notwendigkeit, das praktisch und juristisch Wesentliche gegenüber totem Wissensstoff in den Vordergrund zu stellen.

Gerade die entgegengesetzte Richtung hat sich in Österreich bemerkbar gemacht. Hier waren die historischen Disziplinen von vorneherein nur historische und scientifische. Die beständige Korrektur durch das Erfordernis praktischer Anwendbarkeit entfiel. An sich werden die einzelnen Vorlesungen über die sogenannten „gemeinrechtlichen“ Fächer, d. i. eben römisches, deutsches und Kirchenrecht, in Österreich ungefähr denselben Inhalt gehabt haben wie in Deutschland; aber das Arrangement im ganzen und die Anlage der Prüfungen brachten und bringen es noch heute mit sich, daß sie auf den Studenten ganz anders wirken. Und das wird merkwürdigerweise immer übersehen. In Betracht kommt nämlich einerseits die obligatorische Reihenfolge der Vorlesungen, zweitens der exklusiv rechtshistorische Charakter der Zwischenprüfung.

In ersterer Beziehung ist daran zu erinnern, daß die österreichische juristische Studienordnung dem Studenten den Stoff für jeden Abschnitt seiner Universitätszeit genau vorschreibt. Auf die ersten vier (oder jetzt allenfalls drei) Semester sind alle rechtshistorischen Vorlesungen gelegt. Einen Gegenstand des zweiten Bienniums **kann** der Jurist vor der Zwischenprüfung nicht rechtswirksam hören. Natürlich steht es ihm frei, zu seinem Privatvergnügen schon jetzt sich in eine Vorlesung über Nationalökonomie, Strafrecht oder Staatsrecht inskribieren zu lassen; da ihn das aber nicht von der Verpflichtung befreit, diese Inskription nach der Zwischenprüfung zu wiederholen, so tut das natürlich keiner. Warum das so sein muß, dafür hat noch nie jemand einen triftigen Grund gewußt; in Deutschland steht es dem Studierenden

frei, sich die Reihenfolge seiner Vorlesungen ad libitum zusammenzustellen, je nach der jeweiligen Neigung und Gelegenheit, und es fällt niemandem ein zu behaupten, daß man Nationalökonomie nicht mit Nutzen hören kann, ehe man Kirchenrecht studiert hat, und Strafrecht nicht vor oder neben den Pandekten. Die Behauptung, daß man keine moderne Vorlesung verstehen kann, ehe sämtliche historische gehört sind, ist eine unwahre und übertriebene Phrase. Natürlich wird man nicht modernes Zivilrecht hören, ohne dessen Grundlagen entweder schon zu kennen oder doch gleichzeitig kennen zu lernen; warum aber auch die Gegenstände, welche ohne besondere historische Grundlage tradiert werden können, wie Nationalökonomie, Finanzwissenschaft u. ä. in den Hintergrund gestellt werden müssen, ist ebensowenig einzusehen, wie es zu begreifen ist, warum das Kirchenrecht, das doch auf das moderne Privatrecht nur einen minimalen Einfluß geübt hat, diesem unbedingt vorausgehen muß, und warum man nicht auch ein modernes Fach wenigstens gleichzeitig mit dem bezüglichen historischen Kolleg soll hören können. Daß die Studenten hier die für sie richtige Reihenfolge von selbst finden, auch ohne in spanische Stiefel eingeschnürt zu werden, davon hat man bei uns die reichlichsten Proben; allenfalls kann man ihnen einen gedruckten Ratgeber an die Hand geben, der die zweckmäßige Anordnung der Vorlesungen, aber notabene mit großen Latitüden, darlegt, und wenn schließlich einmal ein Querkopf seinen Studiengang so einrichtet, daß er absolut nichts lernen kann, so ist ja eben das Examen dazu da, um ihn zurückzuweisen.

Diese Einrichtung der Vorlesungen im österreichischen ersten Biennium hat nun die notwendige Folge, daß der Student mit rechtshistorischem Stoff überfüttert wird. Er bekommt eben gar nichts anderes als diesen, denn die zwar obligate, aber keinen Prüfungsgegenstand bildende „Vorlesung aus dem Gebiet der Philosophie", von der der Lehrplan noch spricht, wird natürlich als reine Formalität betrachtet, d. h. belegt, aber nicht besucht.

Nun ist es aber mit dem exklusiv historischen Studium eine eigene Sache. Es ist vollkommen richtig, daß man die Dinge nicht versteht, wenn man ihre Geschichte nicht kennt; ebensowenig sollte man aber vergessen, daß man auch die Geschichte nicht verstehen kann, ohne die Dinge zu kennen, um deren Geschichte es sich handelt. Das vergessen oft die Rechtshistoriker selbst. Bei der allgemeinen Geschichte steht es ja darum ganz anders, weil hier die Begriffe, die sie voraussetzt und auf deren tieferes Verständnis sie hinführt, jedem kraft seiner Erziehung geläufig sind. Die rechtsgeschichtlichen Vorlesungen aber sind darauf angelegt, Verhältnisse wissenschaftlich zu fundieren, die der Student prinzipiell noch nicht kennt. Bis zu einem gewissen Grade ist es wohl möglich, ihm diese Verhältnisse gleichzeitig mit ihrer Geschichte bekanntzumachen, und das ist ja dann freilich die ideale Methode; sie läßt sich in relativ großem Umfange durchführen im römischen Recht, wo die juristischen Begriffe vermöge ihrer großen Plastik leicht zu begreifen und ihr Zusammenhang mit den rechtsbildenden Faktoren meist sehr durchsichtig ist. Viel schwerer ist das schon im deutschen und kanonischen Recht, wo das Rechtssystem viel

schwerer zu verstehen ist und sein organischer Zusammenhang mit der allgemeinen Rechtsgeschichte oft erst bei sehr vorgeschrittener juristischer Bildung empfunden wird; aber auch im römischen Recht gibt es vieles, dessen Bedeutung dem Anfänger unverständlich bleibt.

Vor allem ist in sämtlichen historischen Fächern die ganze Quellengeschichte, die doch in jedem wissenschaftlich angelegten Kolleg voranstehen muß, für den Anfänger ein Rätsel. Selbst von der römischen gilt dies, obwohl sie vielleicht noch die leichteste ist, weil der Jurist von unserm stark philologisch angehauchten Gymnasium her mit dem klassischen Altertum besonders vertraut ist; die deutsche und kanonische, welche sich großenteils auf altdeutsche und mittelalterliche Verhältnisse bezieht, ist dem Studenten ebenso grau, wie heute eben für die meisten Gebildeten das ganze Mittelalter ist; wie viele haben davon eine lebendige Vorstellung? Darum treffen die germanischen Volksrechte, der Sachsen- und Schwabenspiegel, die diversen Reichsabschiede, die vorgratianischen Sammlungen und die Päpste Gregor IX. und Bonifaz VIII. und alle diese Dinge und Persönlichkeiten im Kopf des Studenten keinen Bewußtseinsinhalt, an den sie anknüpfen könnten, und bleiben einfach toter Schall; ebenso werden die meisten Institutionen des deutschen und kanonischen Rechts ihm erst dann lebendig und verständlich, wenn er ihre modernen Entwicklungsformen kennen lernt: die Geschichte will die Gegenwart nicht bloß beleuchten, sondern auch nach rückwärts hin von ihr beleuchtet sein.

Nun weiß ich sehr wohl, daß man deshalb nicht zu dem Resultat kommen darf, die geschichtlichen Studien erst hinter die dogmatischen zu verlegen, und ebensowenig halte ich es für durchführbar, Geschichte und Dogmatik zu einheitlichen Vorlesungen zu verschmelzen, d. h. dogmatische Vorlesungen mit geschichtlichen Rückblicken zu halten: da kommt, wenn nicht der Dozent eine ganz ausnahmsweise Universalität besitzt, weder das eine noch das andere zu seinem Recht und die Sache wird ganz unwissenschaftlich. Es ist mir auch bewußt, daß aller Anfang schwer ist und man bei jedem Unterricht es sich gefallen lassen muß, Kenntnisse in sich aufzunehmen, deren volle Bedeutung man erst später erfassen kann, die man zunächst wie Fremdkörper verspürt und erst allmählich in sich hineinwachsen lassen kann. Was aber unbedingt verlangt werden muß, ist das, daß dieses allmähliche Hineinwachsen auch möglich sei, und daß diese Methode nicht ins psychisch Unerträgliche auswächst.

Gerade hier aber liegen die Hauptbedenken gegen das rechtsgeschichtliche Biennium. Wenn man es darauf anlegen wollte, einen Lehrplan zu erfinden, der die Geschichte zum toten unverstandenen Wissensstoff macht, so wäre es eben dieser. Denn er sorgt gründlich dafür, daß der Student jene Kenntnis des wirklichen lebendigen Rechts, deren Verständnis die Geschichte bieten soll, sich gerade erst dann aneignet, wenn diese in seiner Erinnerung zu verblassen beginnt, und umgekehrt, daß er von den lebendigen modernen Bildern, welche erst der Geschichte ihr rechtes Licht geben, kein einziges besitzen kann, solange er überhaupt geschichtliche Vorlesungen zu hören hat.

Wie ganz anders steht es da in Deutschland! Selbst das erste Studiensemester, das auch hier vorwiegend historisch zu sein pflegt, kann bereits auf moderne Fächer übergreifen; es ist durchaus keine Seltenheit, daß Nationalökonomie oder Staatsrecht gleich zu Beginn der Studien gehört wird. Im zweiten Semester beginnen weitaus die meisten Juristen sofort mit dem Hören der Vorlesungen über das bürgerliche Recht, welche also unmittelbar an die römischen Institutionen anknüpfen, und der Geschichte des deutschen Privatrechtes, und soweit Pandektenvorlesungen noch gehalten werden, diesen parallel laufen; das Studium des Staats- und Strafrechts schließt sich meist unmittelbar an, so daß dieses mit der deutschen und römischen Rechtsgeschichte in engem Kontakt bleibt. Hier ist ein organisches Ineinander von Rechtsgeschichte und Rechtsdogmatik gewährleistet; die Kollegien ergänzen und beleuchten sich gegenseitig, und indem jedes notwendig auf die Parallelvorlesung verweist, wird die Bedeutung derselben dem Hörer stets gegenwärtig erhalten.

Und er fühlt, daß er Jus studiert — und das ist ein zweiter und vielleicht der wichtigste Punkt!

Denn ich habe bis jetzt die Frage nur vom streng wissenschaftlichen, objektiven Standpunkt betrachtet und die Psychologie des Jünglings nicht herangezogen, für den der Lehrplan gemacht ist. Und doch kommt auch diese, und zwar in erster Linie in Betracht.

Die meisten, welche Jura studieren, tun dies, um eine praktische Berufsstellung zu erreichen, und beabsichtigen, sich für diese auszubilden. Daß sie das nicht als reine Banausen tun dürfen und jede Universitätsbildung auf wissenschaftlicher Grundlage ruhen muß, das sehen sie vollkommen ein, und schwerlich liefert heute noch das Gymnasium (von der Realschule sehe ich ab) einen jungen Mann an die Hochschule ab, der nicht vollständig begreift, daß es mit dem bloß „Praktischen" nicht getan ist und ohne eine tiefere theoretische Grundlegung keine Sachkenntnis gedeihen kann. Das weiß jeder Student, und ich behaupte darum ruhig, er läßt sich auch einen Unterricht gerne gefallen, von dem er weiß, daß er ihn nicht unmittelbar wird verwenden können, daß er lediglich dazu da ist, seine positiven Kenntnisse philosophisch zu fundieren. Aber das muß sich in billigen Schranken halten; das Bewußtsein, seinem eigentlichen Ziele näher zu rücken, muß dem Studenten bleiben. Er weiß eben sehr genau, daß er nicht in jenem Sinn reine Wissenschaft brauchen kann wie ein Historiker, der sich für den Gymnasialunterricht in der Geschichte vorbereitet und für den die historische Stoffsammlung das Reservoir bildet, aus dem er später unmittelbar schöpfen kann. Darum empfindet er es sehr deutlich und bitter, wenn es ihm verwehrt wird, sich schon vom ersten Tag seines akademischen Studiums auch die Kenntnisse zu erwerben, die er später unmittelbar benötigt. Er möchte gern Staatsrecht, Strafrecht, Nationalökonomie hören und fühlt sich mit Recht dazu reif und empfänglich; aber beileibe nicht! Selbst wenn er ein volles Semester hindurch rein historische Kollegien gehört hat und ganz genau die Quellen des römischen und deutschen Rechts, die römische und deutsche Staats- und Rechtsgeschichte durchgenommen hat, darf er sich nicht dadurch belohnen, daß er neben

den Pandekten etwa den allgemeinen Teil des bürgerlichen Gesetzbuches, neben der Geschichte des deutschen Strafrechts das österreichische Strafrecht hört u. ä.; überall donnert ihm das unerbittliche „Nicht anrechenbar" entgegen. Darum muß auf die deutsche Rechtsgeschichte vorerst folgen die „Geschichte und das System des deutschen Privatrechts" (ein System, das nebstbei bemerkt in Österreich gar keine Realität hat, soweit es nicht in den dem zweiten Biennium angehörigen Gegenständen ohnedies wiederkehrt), auf die acht bis neun Stunden römisches Recht des ersten Semesters noch elf bis zwölf Stunden, zumeist Pandekten in einer Ausdehnung, wie sie in Deutschland längst nicht mehr gelesen werden, dann das gesamte Kirchenrecht in einem Umfang von sieben Stunden wöchentlich u. s. w. Was ist die Folge? Der junge Mann, dem man statt Brot einen Stein gibt, fühlt sich verdrossen und vermeidet die Hörsäle. Natürlich gibt es immer Ausnahmsnaturen, wahre Chalkenteroi, die unverdrossen jedes obligate Kolleg absitzen und nachschreiben; daß es nicht die Mehrheit ist, das bildet ein öffentliches Geheimnis und ich habe als Student verschiedene nicht zu den Schlechtesten gehörende Leute gekannt, die von ihrem zweiten Semester ab sich den Hörsaal abgewöhnten, weil sie es zwecklos fanden, Tag für Tag, durch Jahre hindurch bloß von der Vergangenheit reden zu hören, während sie zuverlässig alle Kollegien mit Vergnügen gehört hätten, wenn man ihnen eine genießbare Zusammenstellung ermöglicht hätte. Der schlechte Kollegienbesuch der österreichischen Juristen stammt großenteils daher, daß der Stoff der ersten beiden Jahre wirklich unverdaulich ist.

Diese Verhältnisse bestanden schon seit den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts; sie sind aber nicht besser, sondern noch ein Stück schlechter geworden durch die Reform der juristischen Studien, welche das Gesetz vom 20. April 1893 bewerkstelligt hat.

An sich scheint der damalige Unterrichtsminister Freiherr von Gautsch, auf dessen Initiative die Reform zurückgeht, von der durchaus richtigen Empfindung geleitet gewesen zu sein, daß die alte Studienordnung unpraktisch sei und das moderne Rechtsstudium dabei viel zu kurz komme. Man merkt von diesem Gedanken noch ein Überbleibsel in der Bestimmung, daß es zulässig sein soll, die Zwischenprüfung schon nach drei Semestern abzulegen, und vielleicht wäre eine recht erträgliche Regelung zu stande gekommen, wenn die Regierung diesen Grundgedanken unverkürzt zur Geltung gebracht hätte. Leider ließ sich das Ministerium in einer langdauernden Enquete der Fachmänner, unter denen die Vertreter der historischen Schule eine besondere Rolle gespielt zu haben scheinen, zu einem Kompromiß herbei, welches schlechter ist als der ursprüngliche Zustand. Der zu jener Zeit wiederholt aufgetauchte Vorschlag, wenigstens ein oder das andere moderne Fach des zweiten Bienniums, z. B. die Nationalökonomie in das erste zu verlegen, wurde abgelehnt; es ist, als ob man gefürchtet hätte, durch die Konkurrenz so pikanter Dinge, wie die Volkswirtschaftslehre, das Interesse des Studenten von der reinen geschichtlichen Rechtswissenschaft abzuziehen. Ebenso fiel der durchaus löbliche Gedanke, die Zwischenprüfung obligatorisch schon an das

Ende des dritten (statt vierten) Semesters zu verlegen — die mir hiefür nur in Privatmitteilungen einzelner Enquetemitglieder vorgebrachten Argumente waren so schwächlich, daß es sich der Mühe nicht verlohnt, sie wiederzugeben. Dafür aber wurde die Zahl der historischen Fächer noch um die österreichische Reichsgeschichte vermehrt, welche wieder vor der rechtshistorischen Staatsprüfung gehört werden muß. Also: die Überfüllung mit historischem Stoff steigt noch. Geradezu ein Kuriosum ist endlich die aus dem Kompromiß zwischen dem Streben nach Verkürzung des ersten Bienniums und seiner Aufrechterhaltung erwachsene Norm: daß der Jurist nicht verpflichtet, aber berechtigt ist, die Zwischenprüfung schon nach drei Semestern abzulegen, daß aber derjenige, der dies tut, dadurch seine Studienzeit nicht abgekürzt hat, sondern nun fünf Semester modernes Recht studieren muß, während, wenn er es nicht getan hätte, er mit vieren davon gekommen wäre. Mit anderen Worten, wer fleißig und begabt genug ist, das Zwischenexamen möglichst rasch abzulegen, wird hiefür dadurch bestraft, daß er sich zu den weiteren Examina länger vorbereiten muß als seine bequemeren Kollegen. Wie viele Studierende von diesem zweifelhaften Privileg Gebrauch machen, läßt sich denken. Tatsächlich bedeutet dasselbe einen vollen Sieg derer, welche den alten Zustand so gut fanden, um ihn nach Möglichkeit ungeändert zu erhalten. Die Kosten der ganzen „Reform" bezahlt der Studierende, der noch um ein geschichtliches Fach mehr zu hören hat.

Die Konsequenzen dieses Systems habe ich bei der rechtshistorischen Staatsprüfung oft genug beobachtet. Dieses Examen, die Frucht eines wie gesagt auch heute noch meist zweijährigen Studiums, also stattfindend zu einer Zeit, wo der reichsdeutsche Student sich schon ernsthaft auf sein Schlußexamen vorzubereiten pflegt, zeigt den Kandidaten bar aller Kenntnisse von dem geltenden Recht, wegen dessen er doch eigentlich da ist: irgend ein positives Recht kennt er noch nicht, damit wird er erst anfangen — nach zweijährigem Studium, respektive wenn seine „rechtshistorische Vorbildung" als ungenügend befunden wird, vielleicht nach dreijährigem! Gegenstände des Examens bilden: römisches Recht, Kirchenrecht, deutsches Recht (Geschichte der Rechtsquellen und des öffentlichen Rechtes, Geschichte und System des Privatrechts) und jetzt (seit 1893) österreichische Reichsgeschichte (Geschichte der Staatsbildung und des öffentlichen Rechtes). Diese Fächer werden examiniert, ohne daß irgendwo systematische Kenntnis der gegenwärtigen positiven Rechtsordnung vorausgesetzt werden könnte, also in reiner historischer Abstraktion; denn was hat es zu sagen, wenn allenfalls im „System des deutschen Privatrechtes" gelegentlich ein paar Seitenblicke auf das *abstrakte* (!) Urheber-, Jagd- oder Wasserrecht oder die Inhaberpapiere geworfen werden oder im Kirchenrecht von den Maigesetzen die Rede ist? Das ungeheure Schwergewicht fällt notwendig auf die Vergangenheit, auf die Entwicklung der Dinge, nicht auf ihren systematisch-juristischen Zusammenhang. Und wenn noch diese Entwicklung wirklich verstanden würde! Aber gerade das ist meistens nicht der Fall, kann kaum der Fall sein. Denn ich habe bereits oben gesagt, man kann die Rechtsgeschichte nicht verstehen, ohne wenigstens

eine allgemeine Vorstellung von dem heute geltenden Rechte zu haben; es kann keinen Rechtshistoriker geben, der nicht gleichzeitig Jurist wäre. Was also die Studierenden von der deutschen und österreichischen Rechtsgeschichte oder vom Kirchenrechte für die erste Staatsprüfung sich aneignen, das ist gerade nicht der juristische Gehalt und Geist dieser Dinge, der — es fällt mir natürlich nicht bei, dies zu verkennen — ein sehr großer und reicher ist, sondern es ist das tote Gedächtnis- und Zahlenmaterial: das Studium dieser Fächer läuft bei der großen Mehrzahl der Anfänger auf ein geistloses Zahlen- und Namenbüffeln hinaus. Das ist weder die Schuld der Lehrer noch der Schüler, beide können daran nichts ändern, es ist die notwendige Folge des Lehrplans. Etwas besser stünde es ja mit dem römischen Recht; dieses hat ein so durchsichtiges, leichtfaßliches und in sich geschlossenes juristisches System, daß es ohne jede sonstige juristische Kenntnis auf sich selbst gestellt werden kann; ja es ist bekanntlich die richtige Vorschule für jedes andere Rechtssystem. Leider macht man die Erfahrung, daß wenigstens nach dem Studienplan von 1893 gerade die Vorbereitung aus dem römischen Recht zu kurz kommt: die Masse des Gedächtnisstoffes aus der deutschen und österreichischen Reichsgeschichte und dem Kirchenrecht ist jetzt, nach der Hinzufügung der österreichischen Reichsgeschichte, eine so große geworden, daß ein großer Teil der Examinanden durch das reine Memorieren von der Vertiefung in den ihm an sich am ersten zugänglichen Stoff des römischen Rechtes in bedauerlicher Weise abgelenkt wird — ich wenigstens habe seit 1893 in den Prüfungen einen deutlichen Rückgang der romanistischen Bildung bemerkt. Darauf wirkt doch offenbar schon der Umstand ein, daß das römische Recht jetzt von einem Drittel auf ein bloßes Viertel des Prüfungsinhaltes herabgesetzt worden ist.

Nun ist es ja an sich richtig, daß auch das reichsdeutsche Staatsexamen das deutsche, römische und Kirchenrecht in sich schließt und dabei noch alle modernen Fächer, und der Einwand liegt nahe, daß demgegenüber die rechtshistorische Staatsprüfung ein wahres Kinderspiel sei. Weit gefehlt — es kommt eben alles auf das Milieu an, in welches die Dinge gestellt werden. Wo die historischen Fächer im untrennbaren Zusammenhange mit den modernen examiniert werden, ergibt sich ganz von selbst das richtige Maß dessen, was an historischem Stoff bei der Prüfung verlangt und prästiert wird; der Examinator ist absolut nicht in der Lage, in unwesentliches Detail einzugehen, sondern begnügt sich durchaus und muß sich begnügen, die Kenntnis der wesentlichen historischen Grundlagen der heutigen Verhältnisse festzustellen, und dieses Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern, wird dem Examinanden, der nun das Ganze und seinen innern Zusammenhang überblickt, leicht. In Österreich ist weder der Student in der Lage, das Wesentliche sich herauszusuchen — denn er kann ja bei seiner totalen Unkenntnis des fortdauernd Gültigen das Vergängliche vom Bleibenden, das historisch Wirksame vom Zufälligen und Antiquarischen nicht unterscheiden —, noch auch ist es dem Examinator gegeben, sich auf allgemeine Gesichtspunkte zu beschränken. In letzterer Beziehung wolle man

doch den Umfang und die Dauer des rechtshistorischen Examens erwägen; dasselbe hat eine Dauer bis zu zweieinhalb Stunden für drei Kandidaten, tatsächlich also aus jedem der vier Prüfungsgegenstände über eine halbe Stunde. Da nun fast alle Prüfungskommissionen in jedem Termine wochenlang den ganzen Tag hindurch in Funktion stehen und es unbedingt vermieden werden muß, dieselbe Frage zu oft zu wiederholen — sonst liefe ja das Examen auf eine reine Farce hinaus — so kann man sich leicht denken, wie sehr der Examinator, gegen seinen Willen und seine Überzeugung, um der bloßen Abwechslung halber, in alle Winkel seines Gegenstandes, in alles Detail hineingetrieben wird und wie sehr das Examen einem solchen für gelehrte Fachhistoriker ähnlich wird. Da hilft es dann sehr wenig, wenn ein verständiger Examinator dem Kandidaten bei Spezialfragen bemerkt, er lege auf die richtige Beantwortung in solchem Detail kein unbedingtes Gewicht — der fleißige und ehrgeizige Prüfling wird sich doch immer sagen, daß es vorteilhaft ist, auch in solchen Fällen standzuhalten, und so steigert sich die Sache zu einem historischen Detailstudium und Detailexaminieren hinauf, das geradezu erschreckend werden kann. Daß die Compilationes Antiquae des kanonischen Rechtes, die geschichtliche Entwicklung der Papstwahl, die Theorie des Palliums, die Geschichte des Jagdrechts im Mittelalter, die Verbreitung des Magdeburger Stadtrechts, der Unterschied der Capitularia legibus addenda und per se scribenda, die Formen der römischen Adoption und die Geschichte des Manzipationstestaments u. ä. den fast alleinigen Inhalt stundenlanger Erörterungen am Prüfungstisch bilden können, ist keineswegs ohne Beispiel. In Verbindung mit allgemeinen juristischen Erörterungen und Kenntnissen sind ja diese Dinge sehr schön und nützlich; aber eine zweijährige Vorbereitungszeit für ein isoliertes Examen bloß aus diesen Materien, wovon drei Viertel „verschwitzt" sind, bis man ins zweite Biennium kommt, ist zweckwidrig und die Vorbereitung dazu von geisttötender Einförmigkeit.

Im Resultat also meine ich: die rechtshistorischen Semester und das rechtshistorische Examen in ihrer gegenwärtigen Gestalt sind eine dem wahren Wesen sowohl des rechtshistorischen als des rein juristischen Studiums zuwiderlaufende Einrichtung, welche dem Studenten das juristische Studium verleidet und ihn statt zum juristischen Geist zum mechanischen Memorieren erzieht, die Kollegienfrequenz schädigt und die kostbare Studienzeit verschwendet. Diese Einrichtung ist ein Überbleibsel eines überwundenen Zustandes, welches, statt längst getilgt zu sein, durch die Studienreform noch unhandsamer geworden ist und die endliche Beseitigung verdient.

III.

Wie soll es anders werden? Der an alle Kritiker mit Recht zu richtenden Aufforderung, sich nicht auf bloße Negation zu beschränken, sondern zu zeigen, daß es besser gemacht werden kann, will auch ich mich nicht entziehen.

Ich schicke gleich eines voraus: die volle Studienfreiheit, d. h. die Befugnis, sich die Kollegien schrankenlos anzuordnen, wie es jedem beliebt, wird den österreichischen Juristen meines Erachtens nicht gegeben werden können, weil diese vollständige Freiheit mit dem System des Zwischenexamens unverträglich ist und weil, wie ich (unter I) gesagt habe, dieses System in Österreich ein notwendiges Übel ist. Solang die „erste Staatsprüfung" besteht, wird jedenfalls erfordert werden müssen, daß wenigstens die Gegenstände dieser schon vor ihrer Ablegung gehört werden.

Aber damit ist keineswegs gesagt, daß dem Studenten nicht ein viel größeres Maß von Lernfreiheit eingeräumt werden kann, als er heute besitzt. Ich sehe nicht das mindeste Bedenken, ihm auch schon während der ersten Semester die Absolvierung beliebiger Kollegien über die Gegenstände der zweiten Staatsprüfung zu gestatten. Alles was ich dagegen je habe sagen hören, waren pure Scheingründe, nur dazu bestimmt, das nackte „non possumus" zu maskieren. Was soll es z. B. heißen, wenn gesagt wird, der mit der Vorbereitung auf das erste Examen beschäftigte Student werde die Kollegien des zweiten Examens zwar belegen, aber nicht hören? Als ob das Nichthören der österreichischen Juristen noch wesentlich gesteigert werden könnte! Und als ob dieselbe Besorgnis nicht auch jetzt bestünde für alle Kollegien, die unmittelbar vor einem Examen zu hören sind. In Wahrheit würde die Sache einfach so sein, daß fleißige Studenten in dem Examenssemester sich eben entweder auf das Belegen der unbedingt erforderlichen Kollegien beschränken oder aber es durchsetzen würden, trotz dem Examen den Kollegienbesuch immer noch zu ermöglichen. Denn daß das gemacht werden kann, steht außer allem Zweifel. Was der Unfleißige tun wird, entzieht sich ja überhaupt aller Berechnung und fest steht nur so viel, daß dieser auch beim heutigen System von der ihm so schonend eingeräumten Gelegenheit zum Vorlesungsbesuch doch keinen Gebrauch macht.

Also würde ich nicht das mindeste Bedenken tragen, selbst wenn an der Prüfungsordnung gar nichts geändert werden sollte, dem Studenten zu erlauben (wozu freilich ein Gesetz oder eine Notverordnung erforderlich ist), daß er, wenn er will, im ersten Semester Nationalökonomie, Strafrecht oder Staatsrecht, oder im zweiten oder dritten Semester eine ihm konvenierende Partie des österreichischen Privatrechts — meist würde es der „Allgemeine Teil" sein — oder sonst etwas hört. Die Besorgnis, daß der Dozent dann auf eine bestimmte Vorbildung seiner Hörer nicht rechnen kann, vermag nur derjenige zu teilen, der in dem gymnasialen Geist der heutigen Studienordnung gänzlich befangen ist und reichsdeutsche Verhältnisse nie gesehen hat. In Deutschland weiß der Dozent nie mit Bestimmtheit, welche Vorbildung sein Auditorium besitzt, und muß daher von vornherein mit einem gemischten Publikum rechnen. Daß das geht, sogar sehr gut geht, hat hundertfältige Erfahrung gelehrt.

Also weg mit den Schranken der Lernfreiheit, weg mit der Bevormundung, welche den Studenten zum Kind erzieht, weil sie ihn für ein Kind hält. Man lasse dem Studenten die freie Betätigung seiner Kräfte und man wird finden, daß in ihm vieles schlummert, was jetzt gewaltsam erstickt und ertötet wird!

Ich glaube aber auch, daß der Inhalt der rechtshistorischen Staatsprüfung selbst ein anderer werden soll und kann. Die Masse des zusammengedrängten rein rechtshistorischen Materials muß verringert werden.

Zwei Gegenstände sind es, die meiner Überzeugung nach aus dem ersten Examen entfernt und in ein späteres verlegt werden müssen: das Kirchenrecht und die österreichische Reichsgeschichte. Beide gehören in einen ganz andern Zusammenhang, als in dem sie jetzt stehen; das Kirchenrecht ist eine notwendige Ergänzung des Staats- und Verwaltungsrechts, denn hier liegt seine Hauptbedeutung, nicht in den paar Punkten, die sich fast an den Fingern herzählen lassen, wo es auf das Privatrecht einen Einfluß genommen hat — oder will man wirklich behaupten, daß der Satz „mala fides superveniens nocet" oder die Nichteinrechnung der falcidischen Quart in den Pflichtteil im Pandektenrecht unmöglich verstanden werden können, wenn der Student nicht seine sieben Stunden Kirchenrecht wöchentlich gehört hat? Wem will man denn solche Dinge weismachen? Und nicht anders steht es mit der österreichischen Reichsgeschichte: sie ist das richtige Korollar zum österreichischen Staatsrecht; die Entstehung und der Bestand der Verfassung gehören aufs engste zusammen und müssen zusammen gehört und examiniert werden.

Damit ist von selbst das erste Staatsexamen wesentlich, man kann wohl sagen um die Hälfte seines Stoffes entlastet. Der Rest ist nun zur freien Verfügung, man kann ihn in verschiedener Weise behandeln. Entweder kann man ihn zum alleinigen Gegenstand der Prüfung erheben und diese dann in ein früheres Stadium verlegen: z. B. auf den Schluß des dritten Semesters, aber wohlgemerkt obligatorisch, nicht bloß fakultativ; wenn daneben der Student in den ersten Semestern noch andere Gegenstände hören kann, so kann keine Rede davon sein, daß eine dreisemestrige Vorbereitung für zwei Fächer zu lang sei — der Student braucht ja nicht bloß diese zu frequentieren. Aber ich wüßte auch dagegen keine ernsthafte Einwendung, daß das Zwischenexamen am Schluß des vierten Semesters bliebe (und zwar obligatorisch) und dabei an die Stelle der fortfallenden Fächer andere in dasselbe eingeschoben würden, deren Absolvierung im ersten Biennium möglich ist. Natürlich meine ich hiemit nicht das österreichische Privatrecht, Handelsrecht oder den Zivilprozeß; die privatrechtliche Vertiefung, welche hiezu gehört, kann in zwei Jahren nicht noch neben dem Studium des römischen und deutschen Rechts erworben werden. Dagegen ließe sich wohl die Frage aufwerfen, ob nicht z. B. die Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft in die erste Staatsprüfung gerückt zu werden vermöchten. Doch das sind quaestiones altioris indaginis — hat man dagegen Bedenken, so mag man sich mit den oben angedeuteten Reformen begnügen, d. h. die erste Staatsprüfung auf einen früheren Termin verlegen und daneben Lernfreiheit in weitem Maße einräumen.

Nicht den geringsten Skrupel braucht man sich dabei darüber zu machen, daß dann der Stoff der beiden letzten Staatsprüfungen oder, genauer gesagt, der staatswissenschaftlichen, welcher das Kirchenrecht und die österreichische Reichsgeschichte

zufallen würden, zu groß würde. Man wird sich eben angewöhnen müssen, auf massenhafte Detailfragen zu verzichten: weniger positives Material, mehr juristische Auffassung, das würde von selbst die Konsequenz einer derartigen Prüfungsreform sein und die befürchteten Übelstände würden gar nicht auftauchen. Könnte man dennoch diese Besorgnis nicht unterdrücken, so müßte man den oben vorgeschlagenen Ausweg betreten, einzelne der staatswissenschaftlichen Fächer in das erste Examen zu verlegen, so daß eine bloße Stoffverschiebung eintreten würde.

Wer in so heiklen Dingen und gegenüber einer durch die Länge der Zeit geheiligten Tradition das Wort ergreift, hat keine dankbare Rolle. Daß meine Ansicht in den Kreisen der praktischen Juristen und der Studierenden Anhänger finden wird, ist, wie ich schon gesagt habe, allerdings meine Meinung; im übrigen bin ich mir bewußt, daß die Stimme eines Einzelnen, der sich noch dazu als Outsider bezeichnen läßt, von jedem, der den gegenwärtigen Zustand für den besten hält, kühl ignoriert werden kann. Auch der Vorwurf mangelnden didaktischen Verständnisses oder historischen Sinnes kann diesen Einzelnen leicht treffen. Sei es darum; ich selbst habe nur einem innern Bedürfnis genügt, wenn ich im Interesse der österreichischen Jugend, deren reiches Talent und bildsame liebenswürdige Veranlagung ich durch anderthalb Jahrzehnte kennen und lieben gelernt habe, das Wort ergriff. Und ich weiß auch, daß die Zukunft mir Recht geben wird, wenn es auch nicht die nächste ist; denn die gegenwärtige juristische Studien- und Prüfungsordnung in Österreich kann nur als ein Übergangsstadium betrachtet werden. Wann immer es zu einer Reform kommt, möge sie eine gründliche und ernsthafte sein.

Neue Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses.

Von August Fournier.

Der Wiener Kongreß von 1814 und 1815, der einen großen historischen Prozeß, den Widerstreit zweier weltbewegender Prinzipien, mit dem Siege des Grundsatzes vom Gleichgewicht der Mächte abschloß, hat bisher noch keine besondere wissenschaftliche Darstellung erfahren. Wir lesen zwar sehr schätzenswerte Abschnitte darüber in staatshistorischen Werken, wie in Treitschkes deutscher, in Bernhardis russischer Geschichte, in Onckens „Geschichte des ersten französischen Kaiserreichs", oder in Biographien wie Pertz' „Stein", Delbrücks „Gneisenau", Stichlings „Gersdorff", Heilmanns „Wrede", Gebhardts „Humboldt", Meineckes „Boyen" u. a.; wir besitzen Monographien über einzelne der auf dem Kongreß behandelten Fragen, wie z. B. die des Jenenser Schmidt über die deutsche Verfassungsfrage, Abhandlungen, die Geschäfte einzelner Staaten betreffend, wie die Treitschkes und Delbrücks über Preußen auf dem Kongreß, das Verhalten

einzelner Personen berührend, wie verschiedene Aufsätze über Talleyrand, Studien über Stein u. s. w.: alles höchst verdienstvolle Beiträge zu einer Geschichte der großen Fürstenversammlung, aber zu dieser selbst ist es noch nicht gekommen, denn die alten, gleichzeitigen Bücher von Flassan, Klüber u. a. sind hiezu nicht zu rechnen. Sollte am Ende Goethe recht behalten, der einmal sagte: „Der Wiener Kongreß ist nicht zum Nacherzählen, denn er hatte keine Gestalt?" Man möchte es fast glauben, denn er hatte wirklich keine greifbare Gestalt. Ist er doch im Sommer 1815 geschlossen worden, ohne eigentlich je eröffnet worden zu sein. Niemand, auch selbst nicht der Eingeweihteste, hatte sich von ihm einer so langen Dauer — neun Monate! — versehen. Er war in Paris, als man, nach der Niederwerfung Napoleons I., mit dem Bourbon sich vertrug, nur als eine verhältnismäßig kurz währende Konferenz zur Erledigung bereits bestimmter Fragen gedacht worden, bloß als „Ergänzung" des Friedenswerkes vom 30. Mai 1814. Ja, man hatte eigens zum Zweck einer rascheren Erledigung der Geschäfte in Wien in einem geheimen Separatartikel vereinbart, daß dort nur auf Grundlagen entschieden werden sollte, über welche die vier gegen Frankreich verbündet gewesenen Mächte: Österreich, Rußland, Preußen und England, vorher unter sich nach gewissen Gesichtspunkten übereingekommen sein würden, um so das Gesamtgewicht dieser Staaten ausschlaggebend wirken zu lassen.

Nun geschah aber gerade das Gegenteil. Was man als ein Expediens ersonnen hatte, wurde zum Hindernis. Unter den Fragen, bei denen es sich um die Festsetzung der neuen Staatengrenzen handelte, befanden sich zwei, über die sich die vier Mächte lange Zeit durchaus nicht zu einigen vermochten: die Frage, was mit Sachsen geschehen sollte, dessen Monarch Napoleons Alliierter gewesen und nach Leipzig Preußens Gefangener geworden war, und die andere, welches Schicksal des Herzogtums Warschau harrte, das Napoleon aus polnischen Landesteilen Preußens im Jahre 1807 errichtet und zwei Jahre später durch galizische vergrößert hatte. Beide Länder waren im Verlaufe des Befreiungskrieges erobert worden, und nun erhob in Wien nicht nur Preußen Anspruch auf ganz Sachsen, sondern auch Rußland — gegen den Wortlaut gewisser Verträge vom Jahre 1813 — auf ganz Warschau und überdies mit der Tendenz, einen abhängigen polnischen Staat damit zu begründen.

Österreich und England wären zwar bereit gewesen, Preußens Absichten zu unterstützen, aber nur, wenn es sich mit ihnen Rußlands ausgreifenden Plänen widersetzen wollte. Der Kanzler des Hohenzollernstaates, Hardenberg, der polnisches Land in preußischen Händen hoch bewertete, war diesem Ansinnen nicht abgeneigt, sein König jedoch, Friedrich Wilhelm III., der sich seinem Freunde, dem Zaren Alexander, in Dankbarkeit verpflichtet fühlte, wies es weit von sich und befahl — wir kennen den Tag, es war am 5. November 1814 — seinem Minister, den Wünschen Rußlands nicht zu widerstreben. Daraufhin kam es schließlich so weit, daß Österreich und England einerseits und Preußen und Rußland

anderseits zwei gegnerische Lager bildeten, zwischen denen zu Ende des Jahres 1814 offener Kampf drohte, umsomehr als die beiden ersten nun auch Preußens Ansprüche auf ganz Sachsen nicht mehr gelten ließen, sie einzuschränken strebten, für das alte Königshaus eintraten und sich für alle Fälle mit Frankreich, dem quintus gaudens, in einer Defensivallianz zusammenfanden. Erst als Alexander I., der seine Popularität als Weltbefreier nicht in einem eigensüchtigen Kriege aufs Spiel setzen wollte, sich mit ungefähr der Hälfte des Herzogtums Warschau begnügte und Preußen soviel davon überantwortete, daß auch dieses mit dem halben Sachsen vorlieb nehmen konnte, während die andere Hälfte den Wettinern verblieb, kam es in den ersten Februarwochen des Jahres 1815 auf dieser Basis zu einer Einigung der vier oder vielmehr fünf Mächte, denn man hatte seit dem 10. Jänner auch Talleyrand, den Vertreter Frankreichs, zu den Konferenzen zugelassen. Die Beschlüsse des Comité des cinq über die Staatengliederung Europas wurden dann auch den Vertretern Schwedens, Spaniens und Portugals unterbreitet und schließlich von den acht Mächten in Garantie genommen. Die Einzelkommissionen, die für unterschiedliche Gegenstände der Beratung eingesetzt worden waren: für die Neugestaltung Deutschlands, der Schweiz, Italiens, für die Binnenschiffahrt, die Negeremanzipation, die diplomatischen Rangfragen u. a., und die in der allgemeinen Unsicherheit der Lage ihre Tätigkeit unterbrochen hatten, nahmen sie wieder auf und beendeten sie in den folgenden Monaten; damit war das Kongreßwerk zu Ende, größer allerdings und gewichtiger, als man es sich in Paris gedacht hatte.

Dies und vieles andere ist längst bekannt. Worüber wir aber weniger gut unterrichtet sind, als wir es wünschen, das sind die einzelnen Phasen und Stationen in jenem wachsenden Zwiste — trotz den neun Bänden Kongreßpapiere, die Klüber herausgegeben hat, und den zwei dickleibigen Volumina d'Angebergs. Die hier mitgeteilten Protokolle lassen uns für die kritische Zeit im November und Dezember 1814 im Stich, wo fast nur von Kabinett zu Kabinett verhandelt wurde, und die einzelnen offiziellen Noten sagen uns nicht, wie sie zu stande kamen, wie sie ihre Geltung wieder verloren und welche Rolle die einzelnen Personen dabei gespielt haben. Über diese Dinge, die bewegenden Momente und Motive, eine zutreffende Anschauung zu gewinnen, ist auch schon deshalb sehr schwierig, weil von den Monarchen der vier Hauptmächte drei, Alexander I., Friedrich Wilhelm und Kaiser Franz, sich in Wien befanden, wo sie zumeist mündlich miteinander, mündlich mit ihren und andern Ministern verkehrten, diese dann auch wieder nur im Gespräch die entscheidenden Fragen erörterten und sehr wenig schrieben.

So gebricht es an schriftlichen Zeugnissen, was dem Forscher seine Aufgabe wesentlich erschwert. Hardenberg hat zwar Tagebuchaufzeichnungen gemacht, aber in der Hast eines vielbeschäftigten Mannes in wenigen kurzen Sätzen, mit halben Worten. Metternich, der leitende Minister Österreichs, hat auch dazu nicht die Zeit gefunden. Möglich, daß die soeben in Paris begonnene Veröffentlichung Nesselrodescher Papiere Nennenswertes über den Kongreß bieten wird;

ist aber erst bis 1804 gediehen. Zum Glück für uns war der vierte der alliierten Fürsten, Georg III. von Großbritannien, daheim geblieben und ebenso sein Sohn, der für ihn, den Erkrankten, die Regentschaft führte. Da mußte nun von dem englischen Minister, Lord Castlereagh, und dem Minister von Hannover, Grafen Münster, über die Vorgänge in Wien berichtet werden. Castlereaghs Briefe sind, soweit sie bisher veröffentlicht wurden, zu spärlich, um vieles aufzuklären; dagegen sind die längst publizierten Berichte Münsters an den Prinz-Regenten allerdings eine der wichtigsten Quellen, über die wir verfügen, in der man nur leider sehr starke und empfindliche Lücken bemerkt. Als ein weiterer Glücksfall muß bezeichnet werden, daß der Freiherr v. Stein, damals noch in russischen Diensten, tagebuchartige Aufzeichnungen hinterlassen hat, die wir durch Max Lehmann kennen. Sie sind von großem Wert, nur stellen auch sie nicht alles klar, denn Stein war, bei allem Ansehen, das er besaß und das ihn vertrauenswürdig machte, doch zumeist von dem guten Willen Alexanders abhängig, ob der ihn hören oder ihm Mitteilungen machen wollte. Er hat selbst darüber geklagt. Im ganzen weiß Stein sehr viel von den vielfach verschlungenen Windungen der Geschäfte und von mancher Intrigue, die dabei unterlief, zu melden. Nur müssen seine Mitteilungen erst chronologisch und sachlich geordnet werden, denn es geht auch bei diesem sicher wahrheitsliebenden Manne nicht ohne Widersprüche ab, die vielleicht zum Teil im Charakter des Zaren ihren Grund hatten.

Gut traf es sich auch, daß Ludwig XVIII. aus den verschiedensten Gründen in Paris geblieben war, wohin ihm sein Minister Talleyrand aus Wien Bericht erstattete. Diese Berichte sind uns in der dankenswertesten Weise durch gute Ausgaben zugänglich gemacht worden. Nur werden wir sie nicht in jedem Falle als vollgültige Zeugnisse hinnehmen können. So manches erfuhr Talleyrand gar nicht. Er war auch keineswegs, wie es den Anschein haben könnte, rasch und mit einem Schlage Meister der Situation geworden. Mehrere Wochen lang hat die französische Abordnung ein recht vereinsamtes Leben in Wien geführt, Talleyrand seine Nachrichten aus zweiter Hand — meist durch den Grafen Schulenburg, den Bevollmächtigten Sachsens, u. a. — erhalten und sich sogar im Oktober 1814 geäußert, er wolle am 1. November den Kongreß wieder verlassen, da die Minister der vier Mächte ihm gegenüber aus ihren Verhandlungen stets ein Geheimnis machten. Erst als diese mit sich selbst uneins wurden, gewann Frankreich, das für den Grundsatz der Legitimität und damit für die populäre Sache Altsachsens eintrat, an politischem Gewicht und sein Minister, der nun mit großer Klugheit operierte, an Ansehen. Seine Briefe sind denn auch für die spätere Zeit des Kongresses sehr wertvoll, für die kritischen November- und Dezembertage aber reichen sie nicht zu.

Daß der Hofrat Gentz der Staatskanzlei den Hospodaren der Walachei für gutes Geld über die große Politik Österreichs Berichte lieferte, kommt gleichfalls der Historiographie zu gute, die ja auch sein Tagebuch als wichtigen Behelf zu

schätzen weiß. Aber die Pariser Ausgabe der Gentzschen Korrespondenz ist nicht vollständig und die ergänzende Publikation Klinkowströms in dem Buche „Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen" ist es auch nicht; Gentz' Berichte unterlagen der polizeilichen Zensur und dabei kam es vor, daß mancher derselben nicht an seine Adresse gelangte. Wir kennen diese in Verlust geratenen Briefe heute nur aus den Abschriften, die das Geheime Kabinett seinerzeit davon machte. Übrigens war Gentz, der Protokollführer des Kongresses, durchaus nicht in alle Phasen der Verhandlungen eingeweiht, schon deshalb nicht, weil die Vertreter der vier Mächte monatelang gar keine Konferenzen abhielten und ihn Metternich zwar in einzelnen Fällen zu kleinen Missionen benützte, ihn aber in den schwierigsten Situationen nicht zu Rate zog. Die Bemerkung, die der Minister am Rande einer der Gentzschen Denkschriften machte, Gentz habe oft nach Eindrücken geurteilt, die das Ergebnis gesellschaftlicher Gespräche waren, spricht nicht dafür, daß der Hofrat im Besitze aller Staatsgeheimnisse gewesen sei. Schon seine bekannte Vielseitigkeit in der Annahme von Geldgeschenken schloß dies aus, und sein resigniertes Geschimpfe am Schluß des Jahres 1814 auf „tous ces êtres mesquins qui gouvernent le monde" in seinem Tagebuch ist wohl nicht mehr als ein Ausdruck des Ärgers darüber, daß man ihm nicht genug Vertrauen schenkte. Kürzlich hat P. Rinieri die Berichte Consalvis, des Vertreters des Kirchenstaates, nach Rom veröffentlicht, überaus schätzbare Briefe des genialen Kardinals, der in Wien viel Fühlung suchte und gewann, von hoher Wichtigkeit für die Abwandlung der italienischen Dinge, aber für die Intimitäten der großen Streitfragen ebensowenig maßgebend wie die Aufzeichnungen des tüchtigen Mecklenburgers Plessen, des Kongreßbummlers Nostiz, des Grafen Schlitz, der Gräfin Bernstorff, der Potocka und so mancher anderer, die, bei allen Vorzügen im einzelnen, doch zumeist nur Mitteilungen aus zweiter Hand bieten.

Wenn nun alle diese Zeugnisse den Historiker nicht völlig ins klare zu setzen vermögen, dann wird er wohl nach neuen suchen müssen. Und es entsteht die Frage: Gibt es noch neue Quellen? und wo sind sie zu finden?

Wir wissen, daß das Suchen nach neuen Quellen gewöhnlich auf einer ziemlich einfachen Denkarbeit beruht. Ein Beispiel. Es lag nicht gerade sehr ferne, sich beim Studium der sächsischen Angelegenheit zu fragen, ob denn nicht der Bruder des in Preußen internierten Königs Friedrich August, Prinz Anton, der die älteste Schwester Therese des Kaisers Franz zur Frau hatte und mit ihr seit dem September 1814 in Schönbrunn wohnte, mit dem vertriebenen König in schriftliche Verbindung getreten sei, und ob nicht auch Graf Schulenburg, der sächsische Gesandte, Berichte an ihn geschrieben habe. Eine Nachforschung im Dresdener Archiv hatte Erfolg. Eine solche Korrespondenz bestand wenigstens für einige Zeit; sie ist erhalten und belehrt uns namentlich über die ersten Novembertage vor der Schwenkung Preußens zu Rußland hin. Die Haltung Alexanders und diejenige Metternichs rücken in stärkere Beleuchtung. Der österreichische Minister war mit seiner Absicht, Preußen Sachsen zu überlassen, den kaiserlichen Verwandten, der

Militärpartei und der preußenfeindlichen Koterie der Stadione gegenüber ins Gedränge oder, wie er selbst etwas unfein sagte: „in den Dreck" geraten. Durch den Schritt des Königs von Preußen, der ihn gewisser Verpflichtungen entband, befestigte sich aber seine Stellung, die man bereits für erschüttert hielt, wieder, da er sich nunmehr für berechtigt hielt, auch seinerseits zu gunsten Altsachsens zu schwenken.

Ein anderes Beispiel. Da die Münsterschen Berichte, wie sie im Drucke vorliegen, lückenhaft sind, so lag es nahe, beim Archiv zu Hannover anzuklopfen, und es ergab sich, daß in der Tat eine ganze Reihe von Depeschen an den Prinz-Regenten nicht gedruckt worden waren. Was wir aus ihnen Neues kennen lernen, ist insbesondere für die Entwicklung der Krisis im Dezember wichtig, wo die Entfremdung zwischen Metternich und Hardenberg eintrat. Ein drittes Beispiel. Der König von Bayern, Max Joseph, war ohne seinen Minister Montgelas nach Wien gegangen. Es ist schwer anzunehmen, daß er während der Zeit seines dortigen Aufenthaltes völlig auf den Rat seines vornehmsten Ratgebers verzichtet haben wird. Es dürfte sich also in dem königlichen Staatsarchiv zu München eine Korrespondenz vorfinden, die manche wertvolle Nachricht enthalten mag. Montgelas' leider nur unvollständig veröffentlichte Memoiren lassen es vermuten.* Ebenso enthalten auch die unerschöpflichen Albrechtschen Papiere in Berlin noch das eine und andere interessante und noch nicht verwertete Stück.

Vor allem soll aber hier von Wien gesprochen werden. Dort steht dem Forscher ein noch viel weiteres Feld offen. Zunächst in den staatlichen Archiven. Das Haus-, Hof- und Staatsarchiv beherbergt eine Kollektion von 28 Faszikeln, von denen die längst bekannten Protokolle der Kommissionen sieben füllen. Die andern enthalten das Aktenmaterial der verschiedenen Fragen und Aufgaben, mit denen sich der Kongreß zu befassen hatte. Das Ganze liegt seit ein paar Jahren, dank der persönlichen Bemühung des Direktors, Hofrates Winter, in musterhafter Ordnung vor. Die Akten haben seinerzeit Arneth für seinen „Wessenberg" und der dreizehnte Faszikel (Sachsen und Polen betreffend) Oncken und Klinkowström zur Verfügung gestanden. Ich habe aber Grund anzunehmen, daß für die entscheidenden Fragen noch manches Neue und Aufklärende daraus zu schöpfen ist: Eigenhändige Aufzeichnungen Metternichs und Konzepte aus dem Dezember, die neue Winke geben.

Als eine andere archivalische Quelle von nicht geringerer Ergiebigkeit sind die so ziemlich jungfräulichen Aktenbestände des Ministeriums des Innern über den Kongreß zu nennen, die ehedem einen Bestandteil des Archivs der „Polizeihof-

* Der Verfasser ist inzwischen in der Lage gewesen, seine Vermutung bestätigt zu finden. Das Münchener Staatsarchiv beherbergt in der Tat in drei starken Foliobänden eine Korrespondenz zwischen Wrede, dem offiziellen Vertreter Bayerns auf dem Kongreß, und Montgelas mit mitunter sehr wertvollen Mitteilungen, namentlich über die Haltung Alexanders im Oktober und November 1814 und über die Art, wie Metternich den seiner Position drohenden Sturm beschwor. Der Geschichtsschreiber des Kongresses wird an den der Forschung freundlich dargebotenen Dokumenten nicht vorübergehen dürfen.

stelle", d. i. des vormärzlichen Polizeiministeriums, bildeten. Dieses Ministerium war 1793 unter dem Eindruck, den die französische Revolution und ihre Schrecken in Wien hervorbrachten, errichtet worden und hat dann in der Zeit der Napoleon-kriege eine immer wachsende Bedeutung erlangt. Kaiser Franz war zu Beginn seiner Regierung kein sonderlicher Freund strenger polizeilicher Maßregeln gewesen und namentlich die amtliche Verletzung des Briefgeheimnisses, wie sie insbesondere durch Napoleon seit Beginn des XIX. Jahrhunderts in Schwung kam, hat lange nicht seinen Beifall finden können. Ein neues Verfahren, Briefe unmerklich zu öffnen und wieder zu schließen, stößt noch im Jahre 1802 auf seinen Widerstand, den übrigens der Ernst der Zeit bald besiegte. Die politische Not bürgerte derlei heimliche Waffen zur Verteidigung nur zu rasch ein. Von Jahr zu Jahr wuchs die Ziffer der Agenden der geheimen Polizei. In Wien „perlustrierte" das Geheime Kabinett die der Estafette anvertrauten Schriftstücke; in den verkehrsreichen Provinz-städten, an den Grenzen, in den böhmischen Badeorten, wurden zu dem gleichen Zwecke sogenannte „Logen" errichtet. Napoleon hatte recht, und das galt ganz besonders für Frankreich, wenn er auf St. Helena sagte, die Kunst, Briefe zu öffnen und zu entziffern, sei in seiner Zeit außerordentlich weit gediehen. Daß jeder Fremde in Österreich, wie allenthalben, unter polizeilicher Aufsicht stand, verstand sich von selbst.

Da kamen nun im Herbst des Jahres 1814 viele tausend Fremde nach Wien, und darunter politisch höchst beachtenswerte Leute. Die Polizei hatte bald alle Hände voll zu tun. Auf Veranlassung Metternichs erhielt sie den Auftrag, den fremden Würdenträgern und Diplomaten, ihrem mündlichen und schriftlichen Verkehre, ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken und über ihre Wahrnehmung täglich zu be-richten. Das geschah. Täglich wanderte vom Schreibtisch des Präsidenten der Polizeihofstelle, Baron Hager, ein Vortrag nach Schönbrunn, wo der Kaiser die Residenz behielt, begleitet von einer ganzen Anzahl von Berichten unterschiedlicher geheimer Agenten und den Abschriften wichtiger Interzepte. Diese Rapporte — etwa ein Dutzend Faszikel — sind uns bis auf kleine Lücken erhalten.

Ihren Inhalt bilden zunächst Beobachtungen einzelner Persönlichkeiten und Gesellschaftskreise. Von den Adjutanten des Zaren, seinem Minister Nesselrode, dem russischen Staatsrat Anstett, dem preußischen Kanzler und seinem Ablatus, Wilhelm v. Humboldt, von Talleyrand, Noailles, dem Herzog v. Dalberg, Bernstorff, Wrede und was sonst eine Rolle spielte oder auffiel — in der kritischen Zeit sind es 40 bis 60 Personen — wurde täglich berichtet, welche Besuche sie machten oder empfingen und wie sie sonst ihren Tag verbrachten. Diese Beob-achtungen waren zumeist untergeordneten Organen anvertraut, die ihre Rapporte nicht immer in orthographischem Deutsch erstatteten. Daneben wurden einzelne der markanten Diplomaten, ja ganze Gesandtschaften, höher gestellten Persönlichkeiten zur Überwachung anvertraut, die sich Eingang zu verschaffen, die Betreffenden aus-zuholen und das Erfahrene mitzuteilen hatten. Diese Berichterstatter waren mit-unter Volontäre aus hohen sozialen Schichten, die derlei Dienste als patriotische

Pflicht auffaßten. Einer dieser vornehmen „Berichtleger“ weiß gelegentlich von sich zu sagen, daß er nächstens den hohen Herrschaften bei sich einen Ball geben werde. Sie sind also meist materiell unabhängig, wenn auch einige es gerade nicht verschmähten, ein kleines Salär anzunehmen, was übrigens den Etat der geheimen Polizei nicht allzu schwer belastet hat, denn er tieg im Kongreßjahre nur von 40.000 auf 60.000 fl. Diese geheimen Agenten hatten neben den Interviews mit den Staatsmännern, wenn sie dazu gelangten, namentlich auch Stimmungsbilder aus den verschiedenen geselligen Zirkeln und Koterien zu liefern, die sich nach Parteischattierungen unterschieden. Ihre Rapporte erscheinen zwar — wenn man das Ganze nur obenhin ins Auge faßt — als ein Chaos von Klatsch und unfruchtbarem Gerede, bieten aber, bei sorgfältiger Sonderung und vergleichender Prüfung, immerhin manchen wertvollen Beitrag, nicht nur zur Kenntnis des Milieus, sondern auch der politischen Dinge selbst. Namentlich das Widerspiel der Parteien an den einzelnen Hoflagern und in der Umgebung der Souveräne lernt man genau kennen. Und außerdem noch eins: daß man endlich eine alte Tradition wird verabschieden müssen, welche die Ursache der Unersprießlichkeit des Kongresses während mehrerer Monate in der Vergnügungssucht der Teilnehmer suchte. Es war umgekehrt. Die politische Spannung zwang die Fremden, weit über ihre Absicht in Wien auszuharren, wo man sich dann allerdings auf Kosten des Kaisers von Österreich und seine eigenen „amüsor“, wie Rahel Varnhagen das nannte. Was nicht in den Salons Zutritt fand, vergnügte sich in Theatern und öffentlichen Lokalen, die gleichfalls unter Aufsicht standen, die Deutschnationalen zum Beispiel unter Führung Karl Müllers, — „Tugendbundisten“ nannte man sie offiziell — in allabendlichen Zusammenkünften im Gasthaus „zur Landskrone“, wo sie für das Deutsche Reich unter preußischer Führung schwärmten.

Den historisch wertvollsten Inhalt der täglichen Polizeirapporte bilden aber die Abschriften und Exzerpte aus interzipierten Briefen, die der Estafette übergeben worden waren — mitunter fand sich auch ein Kurier, der seine Vertrauensmission nicht allzu getreulich erfüllte. Diese Briefe wurden geöffnet und „perlustriert“, d. h. das Wichtige daraus kopiert; das Original ward dann wieder geschlossen und weiter befördert. Mitunter geschah es wohl auch, daß die Originale irgendwo liegen blieben und „in Verstoß gerieten“, wogegen Kaiser Franz im Februar 1815 einen eigenen Befehl erließ. Was diesen Interzepten einen besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß die Polizei dabei auch nicht vor den höchsten Herrschaften haltmachte. Die Briefe der Kaiserin Ludovica an eine Freundin in Preßburg, die der Prinzessin Therese von Sachsen an ihren Schwager, den Prinzen Max in Prag, die der Kaiserin Marie Louise an Neipperg, die des Erzherzogs Karl unterlagen ebenso der Kontrolle wie die der Großfürstin Katharina von Rußland, des Königs von Württemberg und vieler andern irgendwie auffälligen Personen. Freilich blieb dieses fürsorgliche Walten der Behörde nicht völlig ungeahnt und einzelne der hochgestellten Briefschreiber suchten sich dagegen zu schützen. Prinzessin Therese z. B. gebrauchte

ähnlich den preußischen Patrioten in der Franzosenzeit, besondere Benennungen für bestimmte Persönlichkeiten, um sie unkenntlich zu machen. Nicht ohne einiges Raffinement. Wer möchte auch gleich bei dem Namen „Venus" auf Kaiser Franz raten? Friedrich Wilhelm III. hieß „Birkenstock", Alexander I. „Pietti", Talleyrand „Krumpholz", Castlereagh „Althof", Sachsen „Nektar" u. s. w. Diese Vermummung dürfte freilich nicht viel geholfen haben; auch der Historiker lüftet sie ohne viel Mühe und gewinnt dann, namentlich über die schließliche Lösung der sächsischen Frage, neue und wichtige Aufschlüsse. Mehr Mühe verursachte die geistvolle Schwester des Zaren der Geheimpolizei, denn sie hatte für ihre Briefe eine eigene Sprache erfunden. „Il est vrai," sagt sie selbst in einem derselben, „que nous avons entre nous notre jargon, ce qui est commode, car personne ne nous entend." Man ist versucht hinzuzufügen: „Le pauvre historien non plus."

Aber nicht nur die fertigen und zur Post gebrachten Briefe, auch unfertige Konzepte, die unbrauchbar geworden waren, empfangene Sendungen, die man fortwarf, kurz der ganze Papierkorb einer wichtigen Persönlichkeit interessierte die Polizei. Sie besaß ein außerordentliches Geschick, Zerrissenes wieder zusammenzufügen, und so gingen die „Chiffons", wie man die mit kleinen Siegellackplätzchen wieder hergestellten Schriftsachen nannte, „nach Hof". In den ersten Wochen des Kongresses war die Ausbeute an beachtenswerten Chiffons keine geringe und auch für den Historiker findet sich, namentlich unter den Schriftresten aus dem Arbeitskabinett Dalbergs, der mit dem Pariser Ministerium des Äußern korrespondierte, manches wichtige Stück. Man erfuhr z. B. damals in Wien aus Talleyrandschen Chiffons den Anschlag, Napoleon von Elba zu entführen. Viel von diesen Dingen ist natürlich unbrauchbares Zeug und lohnt die Mühe der Durchsicht nicht. Hie und da aber trifft man doch auch auf Interessantes. Ein Brief z. B. des Deutschamerikaners Justus Erich Bollmann an Frau Reinhard in Paris vom 14. Dezember 1814 enthält nicht nur Mitteilungen über dessen Projekt, die Donau mit Dampfschiffen zu befahren, sondern auch noch die folgende Stelle: „Der Prinz (Talleyrand) bleibt immer sehr gütig, und da es seine Maxime ist, „qu'il faut multiplier les chances", so hab ich mir etwas ausgesonnen, worin er sehr nützlich seyn kann, mir auch schon seyn zu wollen versprochen hat. Nur brauchen wir dazu Frieden zwischen Amerika und England, und darauf bin ich geneigt zu rechnen. Von den Fremden hier ist Humbold gewiß einer der interessantesten Menschen. Wir haben zuweilen bei Gentz kleine ausgesuchte Parthien — Damen und Herren — wo Humbold ganz allerliebst ist. Viel Gemüth hat er nun freilich wohl nicht. Schlegel, den ich auch oft sehe, hat desto mehr. Bei ihm ist alles innere Offenbahrung, aber der offenbahrende Gott ist nur zu oft die alte Selbstliebe, die sich so gerne hinter die edlen Formen steckt. Le Prince de Ligne ist gestern entschlafen. Er wurde, sagt man, 84 Jahre alt. Noch vor einigen Tagen traf ich ihn bei einer schönen Dame — Madame Morell — wo er recht galant und witzig war. Sollte wieder Krieg werden, so fürcht ich, daß das zu vielen, vielleicht revolutionären Bewegungen im Norden von Deutsch-

land Anlaß geben könnte." Ein anderes Chiffon repräsentiert einen Brief von Gentz an Dalberg, worin er den religiösen Charakter eines von ihm verfaßten Artikels im „Beobachter" über die Trauerfeier für Ludwig XVI. zu rechtfertigen sucht. Unter seinen Beweggründen nennt er auch den: „... daß ich auf diesem Wege allein meinen hohen Chef (Metternich) von aller Mitwirkung bei dieser Redaktion gänzlich auszuschließen im Stande war. Hätte ich politische Reflexionen von gewöhnlichem Schlage, Anspielungen auf die Weisheit und Thaten der Alliierten und dergleichen Gemeinplätze hinein gemischt, so mußte ich jedes Wort mit dem Fürsten discutieren und debattieren und alles so verdrehen und verwässern, daß mir, wie das nur zu oft geschieht, meine eigene Arbeit zum Ekel wurde. Indem ich mich hingegen auf einen hohen und imposanten Standpunkt tellte, wurde ich frey und mächtig und entzog mich aller kleinlichen Kritik ..."

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß auch die Kamine in den fremden Kanzleien nicht unbeachtet blieben. Vertraute Heizer hatten die angebrannten Schriftstücke aus denselben herauszuholen und abzuliefern, und so verwahren die Akten ganze Pakete angekohlter Chiffons aus dem Ofen des Freiherrn v. Stein — fast durchaus historisch wertlos.

Neben diesen behördlichen Quellen liegen sicher in Wien und anderwärts noch eine ganze Anzahl von Aufzeichnungen nichtamtlicher Personen in Privatarchiven verschlossen. Vielleicht hilft die jüngst gegründete „Gesellschaft für neuere Geschichte" dazu, sie an den Tag zu bringen. Was mir bisher an solchen handschriftlichen „Denkwürdigkeiten" zu Gesichte kam, ist für die politische Geschichte des Kongresses wenig verwendbar. Das Tagebuch des Kritikers Rosenbaum auf der Wiener Hofbibliothek beschäftigt sich nur mit Theaterereignissen sowie das kürzlich durch Glossy veröffentlichte Journal Schreyvogels. Mehr Dienste leisten die „Memorabilien vom Königskongresse" des Kanzleidirektors Stall des Oberststallmeisteramtes, zwei Bände, auf der k. u. k. Fideikommißbibliothek. Das im Jahre 1827 zusammengestellte Werk bietet dem Historiker insoferne einige Unterstützung — namentlich im Zusammenhalte mit den Polizeiakten — als darin genau die Tage der Ankunft der fremden Gäste, ihre Wohnungen u. s. w. verzeichnet sind. Es gibt z. B. einen Begriff von der Fürsorge der kaiserlichen Hofhaltung für ihre Gäste, wenn man liest, daß täglich 1400 Pferde angespannt bereit standen und daß in der Burg an 40 Tafeln gespeist wurde. Lange hat sich auch in ernsten Büchern die übelwollende Legende erhalten, die Schätze der Ambraser Sammlung seien erst auf dem Kongreß vom Großherzog Karl August von Weimar entdeckt und richtig bewertet worden. Stall erzählt nun, Kaiser Franz selbst habe seine Gäste, zunächst den König von Dänemark, darauf aufmerksam gemacht. Interessant ist auch seine Mitteilung, die Idee, den Kongreß in Wien abzuhalten, sei auf den nach der Schlacht bei Leipzig geäußerten Wunsch der verbündeten Monarchen zurückzuführen, den Kaiser von Österreich in seiner Residenz zu besuchen, und daß dieser schon im Jänner und Februar 1814 aus Basel und Troyes Bestimmungen über die Feste getroffen habe, die zu Ehren der fremden Gäste zu feiern wären. Was dann an Feierlichkeiten

während des Kongresses wirklich stattgefunden hat, ist in der denkbar ausführlichsten Weise geschildert. Für Freunde von Kuriosen diene zur Nachricht, daß die Lieblingspolonaise des Kaisers von Rußland, der bekanntlich ein unermüdlicher Tänzer war, in Noten als Anhang dem Buche beigegeben ist. Weit weniger erfahren wir aus dem gewaltigen Foliobande des Tagebuchs eines Wiener Finanzbeamten namens Perth, eines Flaneurs, dem sein Amt hinreichend Muße übrig ließ, um sich jede Theaterpremière, und was der Kongreß an Schaustellungen bot, anzusehen. Er hört Zacharias Werner predigen, wohnt der von Neukomm komponierten Trauermesse für Ludwig XVI. bei, kurz, bildet mit Tausenden die entfernte Staffage des „Volkes" in dem großen historischen Gemälde. Den Geschichtsschreiber der Technologie dürfte es interessieren, daß unter den Fremden, die in dieser Zeit in Wien ihr Glück zu machen hofften, sich auch ein Mechaniker befand, der — vor neunzig Jahren! — ein veritables Automobil produzierte, das Perth am 30. Oktober 1814 aus dem Schweizerhof kommen und durch die Stadt nach dem Prater seine Richtung nehmen sah. Es war „ein schöner, vierräderiger offener Wagen ohne Bespannung; in selbem saßen zwei Personen, die ihn dirigierten; er fuhr mit außerordentlicher Schnelle über den Burg- und Michaelerplatz" — ganz wie heute.

Man sieht, es fehlt nicht an neuen Quellen, die unsere Kenntnis von den großen, weltgestaltenden Aufgaben, mit denen sich der Kongreß befaßte und von der Art, wie er ihre Lösung fand, zu vertiefen, und nicht an solchen, die das Bild seines äußeren Herganges zu beleben vermögen. Vielleicht sind sie mit anderen imstande, das Problem seiner Geschichte zu fördern und diese zu möglichst lückenloser und wahrheitsgetreuer Darstellung gelangen zu lassen.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder.

(Fortsetzung.)

Abends holte ich häufig meinen Vater von seinem Amtslokale (Herrengasse) ab. Es war damals der Sitz des österreichischen Appellationsgerichtes und niederösterreichischen Landrechts. Im zweiten Hofraume des weitläufigen Gebäudes befand sich rechts über einer schwer zu erklimmenden Schneckenstiege, auf der man sich nur an einem Stricke halten konnte, im ersten Stockwerke das Einreichungsprotokoll, im zweiten die Registratur. Wie oft wand ich mich dazumal und später auf diesem Stricke hinan und hinab, und als ich viele Jahre darnach als Advokaturskandidat und dann als selbständiger Advokat in diesem Hause fungierte, konnte ich niemals unterlassen, einen pietätvollen Blick auf die Stiege und die an ihr gelegenen Lokale zu werfen, die ich ahnungslos so oft als Knabe betreten. Die Anstrengung, diesen langen Weg viermal täglich in jedem Wetter zu machen, und der häufige Verdruß

hatten die Nervosität meines Vaters aufs höchste gesteigert. Schon begannen die Füße ihm den Dienst zu versagen, und nicht selten mußte er sich am Heimwege auf mich stützen*. Außerhalb der Stadt ward dieser an finsteren Winterabenden bei höchst dürftiger Beleuchtung durch in weiten Strecken auseinander stehende Öllaternen auch geradezu gefährlich. Hinter dem Stubentore war die Zugbrücke und der Viadukt über den Stadtgraben zu passieren, dann jenseits einer kurzen Glacisstrecke die Wienflußbrücke, von der ein steiler, bei Glatteis nur durch Niederhocken übersetzbarer Weg hinab zur Knoppernmühle und der Schleuse des Wiener-Neustädterkanals führte, dann eine kleine Strecke hart am Kanal selbst und erst von da bog ein Fußweg über eine weite, von hölzernen Militärmagazinen begrenzte Öde an die untere Mündung der Ungargasse. Dazu kam noch die ungeheuerliche Kleidermode der Zeit. Dem weiten Rad- oder Karbonarimantel, unter welchem Arme und Füße derartig lahmgelegt wurden, daß beim Ausgleiten Beinbrüche unvermeidlich waren, folgte der schreiendste Kontrast, eine nur bis an den Nabel reichende Zottenjacke, so daß hinten die Frackschöße heraushingen, Leib und Beine völlig ungeschützt blieben. Für den Sommer war eine ganz absonderliche Kopfbedeckung erfunden worden, aus Rohr und Fischbein geflochten, die wie ein Wasserkübel aussah, Regen und Sonnenstrahlen durchließ und schwer wie ein Ritterhelm war. Mein guter Vater und mein nachmaliger Vormund Weißinger hatten im Glauben, sich Kühlung und Ventilation zu verschaffen, um teures Geld solche Hüte gekauft und wollten eben deswegen diese allerdings eine Dauer von Dezennien versprechenden Monstren nicht ablegen. So kam mein Vater an heißen Tagen auf dem Wege, der im Sommer in Sonnenglut noch entsetzlicher war, schweißtriefend mittags nach Hause, um eine Stunde später denselben Weg wieder zu machen. Ein mehrwöchentlicher Urlaub zu einer ruhigen Kur war unerläßlich, und er begab sich in das Bad Pyrawart, zwischen der Brünner Straße und der Thaya. Kurz zuvor hatten wir auch die Wohnung in der Ungargasse verlassen und in der Nähe des Amtshauses, Teinfaltstraße, in dem nunmehr demolierten Hause „zur Rose“, eine Wohnung im vierten Stockwerke bezogen. Wir Kinder blieben nun allein unter der Aufsicht der Stiefgroßmutter. Ich bemühte mich, sie in guter Laune zu erhalten durch Vorlesen aus ihren Foliantenlegenden diverser, in haarsträubender Weise zu Tode gebrachten Märtyrer und durch Malen von Heiligenbildern, die mit einem blanken Kreuzer pro Stück honoriert wurden.

Auch war momentan eine weichmütigere Stimmung eingetreten, offenbar das Werk ihres neuen Beichtvaters Job, den die Kaiserin Karoline aus Bayern mitgebracht hatte und der unter allen alten Betschwestern Wiens durch seine rücksichtslose Strenge in Bußstrafen und durch seine zermalmende Grobheit damals außerordentliches Furore erregte.

* Noch heute meine ich den scheppernden Ton der Vesperglocke des Schottenturmes, deren Geläute mich stets beim Gange in das Amtslokale des Vaters begleitete, zu hören, wenn eine vielleicht längst umgegossene Glocke des Schottenstiftes mich daran mahnt, daß es Abend wird.

Als ich eines Spätnachmittags (es war der 16. Juli 1826) nach Hause kam, fand ich meinen Vater im Gesichte bleich, wie verklärt lächelnd, sanft, aber schweigsam. Das an ihm ungewohnte Wesen, völlig verschieden von seiner sonst so ernsten Ruhe, erschütterte mich tief und ich ging von unwillkürlicher Wehmut erfüllt zu Bette. Um 6 Uhr früh, am 20. Juli, als bereits die Sonnenstrahlen durch das Fenster fielen, weckte mich mein Vater mit den Worten: „Steh' auf, es ist ein schöner Tag, wiederhole deine Schullektion." Ich sprang aus dem Bette und unmittelbar darauf hörte ich einen schweren Fall im Nebenzimmer. Dort lag mein Vater auf den Boden gestreckt, mit geöffneten Augen ohne weiteres Lebenszeichen. Die Dienstmagd war aus der Küche herbeigeeilt und wir beide schleppten den regungslos Gewordenen in sein Bett. Die Stiefmutter hatte sich in das Zimmer ihrer Mutter geflüchtet und dasselbe versperrt. Ich, der kaum zwölfjährige Knabe, hatte die Geistesgegenwart, in die chirurgische Offizin an der Ecke des alten Schottengebäudes zu laufen, um ärztliche Hilfe zu holen. Der Arzt öffnete die Ader, aber es kam nur gestocktes Blut. Mein Vater war einem sofort tödlichen Nervenschlage erlegen. Meine kleinen Geschwister schliefen noch, die beiden Frauen waren aus ihrem Verstecke selbst durch meinen Jammer nicht herauszuweinen, und so lief ich atemlos in die Ungargasse, in die Wohnung meiner mütterlichen Großmutter, zum Onkel. Er kam sofort mit mir, brachte die Papiere meines Vater
und ließ sein Testament gerichtlich eröffnen, um die Vormundbestellung über uns veranlassen zu können. Es war wirklich in demselben eine Verfügung getroffen, mein Onkel Franz, einziger Bruder meiner verstorbenen Mutter, als Vormund, und der langjährige Freund und Amtsgenosse meines Vaters, Laurenz Weißinger, zum Mitvormunde ernannt. Wie wohlüberlegt und weise diese Bestimmung war, hat in der Folge unser Geschick erwiesen.

Die Nachricht vom plötzlichen Tod des Vaters hatte sich schnell verbreitet und herzzerreißend war der Schmerz seiner herbeigeeilten Lieblingsschwester, der Schuhmachersgattin Magdalena Holl, die von der Leiche kaum wegzubringen war.

Auch sein ältester Bruder Anton, ebenfalls Schuhmacher, den ich während Lebzeiten des Vaters niemals gesehen, weil die Brüder nicht in Harmonie gestanden, war erschienen, sowie auch der jüngere, namens Josef (wie mein väterlicher Großvater und die übrigen Familienmitglieder alle, Schuhmacher), welchen mein Vater sehr gerne hatte und oft mit mir besuchte.

Onkel Anton hatte sich erboten die Bestellung der Partes zu besorgen und ich begleitete ihn, weil nur ich die Personen kannte, mit welchen mein Vater in näherer Verbindung gestanden. Als ich nach Hause kam, traten mir auf der Stiege Leichenträger mit einem Sarge entgegen. Die beiden Frauen hatten mittlerweile die Abführung meines toten Vaters in die Leichenkammer besorgen lassen, weil sie die Leiche, die ohnedies in einem abseitigen Gemache lag, aus Angst vor dem bösen Geiste, dem er nach ihrem Glauben anheimgefallen, nicht länger in der Wohnung dulden wollten. So wurde ich um den letzten Anblick und den Abschied

von ihm gebracht. Die alte Hexe, die nun aus ihrem Verstecke hervorkroch, unterließ nicht, mir eindringlich zu Gemüte zu führen, wie inbrünstig ich beten müsse, um die Barmherzigkeit Gottes zu erflehen, für den der Verdammnis Anheimgefallenen, der ungläubig, ohne Absolution und Sakrament verstorben. In kindlicher Einfalt betete ich unter Tränen, ging zerknirscht in die Kirche, so oft ich nur konnte, unterzog mich sogar einer Ablaßandacht, die damals in St. Stephan abgehalten wurde, bis mich endlich dieselbe kindliche Einfalt durch die Vorstellung der Allgerechtigkeit und Allgüte Gottes von der Seelenqual befreite.

Die Stiefmutter, sicherlich auf Betrieb ihrer satanischen Mutter, hatte den Vormündern erklärt, daß sie uns Kinder nicht bei sich im Hause behalte, und daß wir daher anderwärts untergebracht werden müßten. Die Vorstellung, daß sie dann einen Teil ihrer Staatspension abtreten müsse, blieb fruchtlos, indem sie sich darauf berief, daß die Pension der Witwe und nicht den Kindern gehöre. Mein Vater hatte in das neugegründete Schwarzenbergische Pensionsinstitut für uns Kinder eingelegt, doch die drei Jahre nicht erlebt, nach welchen, den Statuten gemäß, die Pensionen erst flüssig werden. Wir bekamen im Gnadenwege nur kleine Abfertigungen. An staatliche Erziehungsbeiträge war nicht zu denken. Wir waren demnach nur an den väterlichen Nachlaß angewiesen, der überdies durch die Lieblosigkeit der Stiefmutter sehr geschmälert wurde. Mein Vater hatte von ihr ein Heiratsgut von 800 fl. erhalten und in den Ehepakten dasselbe mit dem gleichen Betrage wiederlegt. In seinem Testamente führte er jedoch an, daß seine Gattin, mit Rücksicht auf die ihr zukommende Staatspension und sein geringes Vermögen, auf Rückzahlung des Heiratsgutes samt der Wiederlage verzichtet habe. Sie leugnete dies, ja sie schritt sogar im Klagewege auf Zahlung von 1600 fl. C.-M. ein und wir wurden hiezu verurteilt, nachdem sie, wie zu vermuten, den ihr negativ aufgetragenen Haupteid, daß sie nicht Verzicht geleistet, abgelegt hatte. Dies setzte meinen guten Vormund Weitzinger in unauslöschliche, rasende Erbitterung gegen diese Frau, und er erklärte uns, daß er nimmermehr von uns etwas hören wolle, wenn wir es je einmal wagen sollten, uns dieser elenden Person zu nähern, die uns so schmählich von sich gestoßen. Ich und mein Bruder kamen zu unserer mütterlichen Großmutter, die aber schon damals samt ihrer jüngeren Tochter in schwerer Krankheit lag. Meine Schwester wurde bei einer Ingenieurswitwe Eleonore Baronin von Porta untergebracht, der Schwester meines Vormundes Weitzinger, mit der er in gemeinschaftlichem Haushalte wohnte und die ebenfalls eine Tochter im gleichen Alter hatte. Letztere starb jedoch alsbald, wonach meine Schwester in die Stelle derselben trat. Meine Stiefmutter sah ich nicht wieder, obgleich ich sie sehr gerne besucht hätte, eingedenk, daß sie bei Lebzeiten meines Vaters mir gut gewollt und ihr späteres Vorgehen offenbar nur der Einfluß des sie beherrschenden mütterlichen Dämons war. Die erste Zeit trat Weitzinger als Mitvormund den Anverwandten gegenüber in den Hintergrund, bald ward er aber zu meinem Glücke der eigentliche Lenker meines Geschickes. Er war kein Mann der Wissenschaft, be-

saß aber gesunden Menschenverstand und einen durchaus gutmütigen und ehrlichen Charakter. Bauernsohn aus Oberösterreich, ward er in den 1790er Jahren als gemeiner Soldat ausgehoben, machte alle Feldzüge mit, wurde wiederholt kriegsgefangen, ranzionierte sich selbst, desertierte um einer neuen Kriegsgefangenschaft zu entgehen, zog dann mit einem Exjesuiten aus Ingolstadt, der ihm ein Zeugnis als candidatus theologiae ausstellte, durch vieler Herren Länder, und trat nach publiziertem Generalpardon wieder in sein Regiment, in welchem er es bis zum Oberleutnant brachte. Nach dem Frieden in den Zivildienst aufgenommen, ward er Freund und unzertrennlicher Amtsgenosse meines Vaters, mit dem er im landrechtlichen Einreichungsprotokolle als dessen Adjunkt arbeitete. Er hatte sich, ohne eine Schule hinter sich zu haben, durch Praxis eine bedeutende Geschäftskenntnis angeeignet und war mir stets der lebendige Beweis, daß die eigentliche Schule des Lebens die Erfahrung sei.

Mein Onkel war kürzlich erst selbst großjährig geworden und das Jahr zuvor zum Doktor der Rechte promoviert; er war Praktikant bei der Kammerprokuratur und angesichts des täglich zu besorgenden Todes seiner Mutter und Schwester viel zu sehr von seiner eigenen Zukunft präokkupiert.*

* Die Feierlichkeiten der Doktorpromotion hatten mich in hohem Grade interessiert. Ich faßte von meinem Onkel die höchste Meinung, als ich ihn in Schuhen und Strümpfen, Kniehosen, Degen umgürtet, schwarzem Mantelumwurf, den dreieckigen Hut unterm Arm, die Tribüne zur Disputation besteigen sah. Hätte ich doch damals die leiseste Ahnung haben können, daß ich ein Halbjahrhundert später in demselben Kostüm, das ich niemals getragen, als Bürgermeister der Stadt Wien, von Canons Meisterhand gemalt, öffentlich ausgestellt und mein Bild im alten wie im neuen Rathause aufgehängt werden würde. Auch bei dem Doktorschmause war ich mit meinem Vater gegenwärtig. Als mein Onkel mit mir den Nachmittag zuvor den selben zu bestellen ging, war ein furchtbares Gewitter, während dessen ein Blitzschlag auf der Schlagbrücke (Ferdinandsbrücke) einen ungarischen Bauer samt seinen Pferden tötete. Der Doktorschmaus fand im Prater beim „Eisvogel" statt, und ich sah viele Jahre darnach noch die turmartige Ecksaletie, in welcher wir saßen. Mich interessierte weniger die Tafel, als das gegenüber aufgestellte Panorama der Belagerung der Stadt Belgrad. Ich sehnte mich, diese Belagerung zu sehen, und Dr. Radda, der damals ein großer Spaßvogel war, versprach es mir aufs feierlichste. Die Hitze war groß und die ganze Tischgesellschaft befand sich in Hemdärmeln. Da führte mich Radda hinaus zur Bude, an welcher auf Leinwand die angebliche Stadt Belgrad gemalt war und wies in feierlichem Tone hin: „Siehst du, da ist die Stadt Belgrad, sieh du sie genau an, hinein darf man nur in schwarzem Frack und Schuh und Strümpfen." Dr. Ignaz Klobus blieb viele Jahre hindurch in Wien und in Brünn mein Gönner. Stets lud er mich ein, ihn bei seinen Morgenspaziergängen zu begleiten und mit ihm zu frühstücken. Seine beiden Söhne habe ich in ihrem jüngsten Knabenalter oft auf meinen Armen herumgetragen. Sie wurden beide angesehene Stabsoffiziere, ihr Vater starb als Gubernialrat nahezu 90 Jahre alt, erblindet in Brünn. Dr. Radda ward Finanzhofrat, und es blieb mir unbekannt, wie es kam, daß sich später aus dem witzigen Humoristen ein frömmelnder Reaktionär entwickelte. 1848/49 waren wir Kollegen im Wiener Gemeinderate, er schien jedoch sich meiner nicht mehr erinnern zu wollen. Dr. Wandratsch endlich wurde 1840 sogar mein Prinzipal, in dessen Kanzlei ich viel ausstand, aber auch gründlich die Advokatur erlernte.

Unsere Obsorge lag nun einzig und allein in den Händen einer sehr alten, brummigen, aber unserer Familie ungemein anhänglichen Magd, die in ihren jüngeren Jahren auch meine Mutter als Kind in den Armen getragen, trotz ihrer Kränklichkeit unermüdlich tätig, ehrlich und verläßlich war. Wir hießen sie „Lenorl" (Eleonore). Sie hatte ungeachtet ihres langjährigen Aufenthaltes in Wien nur wenig Deutsch gelernt und wir sprachen mit ihr meist böhmisch, was mir in späterer Zeit von manchem Vorteil war. Sie steckte uns, wo sie nur konnte, gute Bissen zu, schimpfte gottlästerlich über unsere Ausgelassenheit, alles andere ging jedoch weit über ihren Horizont. Die Krankheit der Tante Kathi, sowie die Auszehrung der lungensüchtigen, durch Gicht gelähmten Großmutter nahm immer verderblicheren Verlauf. Die Tante starb an Wassersucht und bald darauf endete auch die Großmutter.

Solange ich im Institute Kudlich blieb, jedoch nur mehr als Externist, gingen die Schulsachen sehr gut. Ich verblieb in der Klassifikation Vorzugschüler.* Mein Onkel Irza war in den lateinischen Schulen Zögling des Löwenburgischen Konviktes in dem Piaristengebäude in der Josefstadt. Mit meiner sonoren Diskantstimme hoffte er für mich einen Stiftsplatz als Hofsängerknabe im kaiserlichen Konvikte zu erwirken, wodurch ich für meine ganze Studienzeit unentgeltlich versorgt worden wäre. Denn den Hofsängerknaben wurde selbst nach ihrer Stimmenmutierung der Stiftsplatz belassen, ja selbst die Taxen für die Doktorrigorosen, sowie bis zur Anstellung ein Adjutum vom Kaiser bezahlt.

Der Singunterricht wurde nun über Hals und Kopf betrieben, um beim ausgeschriebenen Konkurse vor Beginn des neuen Schuljahres zu bestehen. Ich hatte zwar beim Anblick der Kommission die Courage verloren, nichtsdestoweniger ermannte ich mich, als der Hofkapellmeister Eybel mich die Skala auf und ab in ganzen Takten singen ließ. Meine Stimme machte vor allen Mitbewerbern Furore und ich bemerkte selbst das beifällige Lächeln des nicht umsonst in Pfeffer und Salz gekleideten morosen Singmeisters Korber und die Zustimmung des dicken und ebenso strengen Konvikts- und Gymnasialdirektors Walch. Aber als es zum Domblattwegsingen eines Kyrie kam, da wandte sich der Sieg zur Niederlage. Die Herren konsultierten und das Resultat des Konklusum war, daß ich zur Aufnahme vorgeschlagen werden würde, wenn angenommen werden könnte, daß ich in einer tüchtigen Singschule noch vor der Mutierung das geläufige Notenlesen erlernte. Da ich aber bereits im zwölften Jahre stehe, so sei dies nicht der

* Außer Gustav Rosthorn und Baron Kutschera, Sohn des damals allmächtigen Generaladjutanten des Kaiser Franz, bei dessen Erscheinen alle Türen des Instituts mit beiden Flügeln aufgerissen wurden, ist nicht ein einziger Mitzögling mir im Gedächtnisse geblieben. Erst während meiner Advokatenpraxis wurde ich fast alltäglich an das Institut Kudlich durch Zusammentreffen mit einem Berufsgenossen erinnert. Es war der Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Eduard Kafka, ein jovialer Kollege, der bei Kudlich eine Art Hausmöbel war und, wie es schien, bei der Frau in Gnaden stand. Er heiratete sie in der Folge als Witwe, ungeachtet des großen Altersunterschiedes.

Fall und ich wurde abgelehnt. Ich kam nun in die Disziplin des Regens chori der Dominikaner, Fiedler, und sang dort am Chore bei meinem guten Musikgehör schon nach der ersten Probe auswendig. Ich hatte übrigens an den Messen gar kein Vergnügen, sondern trällerte Liedchen, wo ich nur konnte. Mit Beginn des Schuljahres 1826/27 wurde ich nun wieder ins akademische Gymnasium inskribiert. Neben dem überaus freundlichen Religionsprofessor Trans erhielt ich nun einen Klassenlehrer namens Schwegler, dessen Blick aus seinen glotzenden Augen allein schon mich so niederdonnerte, daß mir das Wort auf den Lippen erstarb. Die ersten schlechten Noten und um mich war's abermals geschehen. Ich lernte immer weniger, die Kompositionen wurden trotz in die Schule geschleppter Schellerischer Lexika immer schlechter, bis ich endlich zum „Kreuzritter" geschlagen ward. An diesen Mißerfolgen war hauptsächlich die völlige Ungebundenheit schuld, der ich anheimgefallen war. Singstunden und Kameradschaften nahmen die beste Zeit weg, auch hatte ich, einmal in Mißkredit gekommen, alle Lernlust verloren. Zwei Passionen beschäftigten mich vorzüglich, jede von anderen Kameraden eingepflanzt, die eine bestand im Illuminieren von Bilderbogen (damals Mandlbogen genannt), Ausschneiden und Aufstellen anfänglich von Theaterfiguren, später von Militär, worin die neuerstandene lithographische Anstalt Trentsensky eine neue Ära aufblühen ließ. Der Hauptträger dieser Passion war der Sohn einer Brotsitzerin (Brotverschleißerin) in unserem Wohnhause, Ferdinand Ronzal, ein besserer Lateiner als ich, der mich bei den Kompositionen dadurch unterstützte, daß wir uns über einen Kasus mittels eines Lexikons verständigten, in dessen Rücken ein Zettel gesteckt war. Einmal wurden wir vom bärbeißigen Professor Schwegler dabei ertappt und von nun ab wurde mein Elaborat ungelesen gekreuzt. Im Sommer trat an die Stelle des Malens das Schmetterlingfangen, wo wieder andere Kameraden die Anführer waren. „Die Morgenstunde hat Gold im Munde" sagt ein alter Schulspruch, mich sahen aber an Sonn- und Feiertagen schon die ersten Strahlen im Prater am Feuerwerksplatze oder an der Schwimmschule, und selbst an Schultagen die Mittagssonne auf den öden Distelweiden an der Wien. Das Endergebnis konnte kein anderes sein als daß ich Ende des zweiten Semesters 1827 abermals mit mehreren dritten Klassen nach der damaligen Ausdrucksweise „petschiert" war. Die Ferien lungerte ich ganz ohne Aufsicht herum, und wie weit dies ging, zeigt eine Episode, die mir ein Schreckbild lieferte, das ich lange, lange nicht aus dem Sinn brachte. In diesem Jahre hatte der Mord eines alten Mathematikprofessors namens Plank, der in der Johannesgasse wohnte, ungeheures Aufsehen erregt. Der Unglückliche war mit einem Tranchiermesser, das neben der Leiche lag, grausam hingeschlachtet worden. Seine Kastenlade war offen und die Wertpapiere fehlten, deren Verzeichnis man fand. Es wurde sofort erhoben, daß sie von einem distinguiert aussehenden Herrn mit fremdem Akzent in der Wechselstube Wedl & Gorgias am Lugeck verkauft worden waren. Der Kommis war der einzige, der über die Person des Verkäufers Auskunft geben konnte. Auch eine Dienstmagd hatte zur Stunde des Mordes einen

in einen größeren Mantel gehüllten Herrn die Stiege von der Wohnung des Professors Plank herabeilen sehen. Der Verdacht fiel auf einen angeblich russischen Grafen namens Severin Jaroschinsky, der im Trattner-Hofe als Afterpartei ein sehr laszives Leben führte. Der Vater meines Schulkameraden Franz Böhm war Zollkommissär, die damals die Aufgabe hatten, nach eingeschmuggelten Waren zu fahnden und sogar deshalb Hausdurchsuchungen zu halten. In dieser Eigenschaft erschien er in Begleitung von als Zollbeamten fungierenden Polizisten und der gleichfalls verkleideten zwei Zeugen in den Appartements des vermeintlichen Grafen Jaroschinsky, gegen welchen man als russischen Kavalier mit der größten Rücksicht vorgehen zu müssen glaubte. Jaroschinsky saß gerade bei der Tafel in lockerer Damengesellschaft, darunter die damals gefeierte Volksschauspielerin Therese Krones.

Während der höflichsten Entschuldigungen des Besuches hatten die zwei Zeugen die Personen-Identität festgestellt, worauf Jaroschinsky nach fruchtlosem Widerstand gefesselt abgeführt wurde. Er leugnete anfangs, doch mußte er nach einer ausgestandenen Lügenstrafe gestehen, und wurde zum Galgen verurteilt. Am 30. August 1827 fand die Justifizierung auf dem damaligen Hinrichtungsplatze, auf der Anhöhe der „Spinnerin am Kreuz" (Wienerberg) statt. Die ganze Bevölkerung Wiens war auf den Beinen und ich, der aufsichtslose Knabe, war auch dabei. Ich sehe noch immer den Armensünder-Wagen vor dem alten Kärntnertore, wie er durch das enorme Menschengewühl trotz der Anstrengung der berittenen Polizei nicht vorwärts konnte. Jaroschinsky hatte immer auf Verwendung der russischen Regierung und auf Pardon gehofft. Hier verließ ihn die Hoffnung. Ich sah, wie er sein weißes Halstuch vom Leibe riß und unter die Menge warf. Erst einige Stunden darnach tönte das Armensünderglöcklein vom Stephansturme und Hökerweiber riefen in allen Straßen zum Verkaufe aus: „Das Urtl von dem armen Sünder, der just ist g'hängt word'n." Solches Aufsehen machte damals ein Mord unter der Bevölkerung Wiens, während in gegenwärtiger Zeit Morde, insbesondere Raubmorde wegen weniger Kreuzer, an der Tagesordnung sind und nur in der Zwischenzeit der Zeitungsausgabe bis zur nächsten besprochen werden. Nachmittags wanderte die Volksmenge in ununterbrochener Prozession zur Favoritenlinie auf den Richtplatz hinaus. Abermals war ich darunter, ungeachtet wiederholte Gewitter in starken Regengüssen niedergingen. Im Leben werde ich den Eindruck nicht vergessen, der sich mir dort an Ort und Stelle einprägte. Von Regen triefend, hing der Justifizierte, mit hervorquellenden Augen und herabhängender Zunge, seinen schwarzen struppigen, durchweichten Haaren da, in über Hals und Brust geöffnetem, feinem Hemde, eleganten schwarzen Hosen, Schuhen und Seidenstrümpfen, mit an den Leib gefesselten Händen und gebundenen Füßen. Man hatte seinetwegen einen neuen Apparat, den man damals Schnellgalgen nannte, erfunden, der in Flaschenzügen bestand, mit welchen der Verurteilte aufgezogen und im entscheidenden Momente mittels eines zweiten Zahnrades zur Erde gerissen wurde. Der Galgen hatte die Form eines Joches. Entsetzt kam ich nach Hause und konnte einige Tage weder essen noch schlafen.

Daß ich damals nicht krank wurde, war lediglich meiner kräftigen Konstitution zu danken.*

Aufsichtslosigkeit trug aber auch die Schuld an anderen Fehltritten. Um mir Geld für Bilderbogen zu verschaffen, verkaufte ich Schulbücher und auch mehrere Bücher, die mir aus dem Nachlasse meines Vaters zu Gebote standen. Zu derlei Geschäften wurden die Schulknaben damals geradezu aufgemuntert. In der Bäckerstraße, gegenüber der Universität, hatten drei alte Weiber — wir nannten sie die drei Bücherparzen — eine Einkaufs- und Verkaufs-Boutique etabliert, zwei davon kannten die Bücher vielleicht besser, als die Herren Professoren, die dritte, Jungfer Lenerl mit Namen, verkaufte nebenbei auch Semmeln, Würstel und Mohnbeugel. Sie hatte den Bücherausschuß des Hauptladens zum Verschleiße und es kostete jeder Band ohne Unterschied 6 kr., während sie für jeden Band, der ihr gegeben wurde, 3 kr. gab. Bei dieser Dame, die in Winterszeit über einer Glutpfanne thronte, kaufte ich in späteren Universitätsjahren für 6 kr. manche recht wertvollen Bücher, die ich noch heute besitze, darunter einmal sogar den Sachsenspiegel. Was das Schwesternpaar Rath zurückwies, wurde in die Schulerstraße gebracht, wo eine andere, aber recht stattliche Frau denselben Schulbücherhandel trieb, aber schlechter zahlte. Von dem Erlöse wurden nebst Trentsenskyschen Bilderbogen, auch Schmetterlinge gekauft, die meiner in der Tischlade verwahrten Sammlung fehlten, unter anderen eine Saturnia piri für 1 fl. W. W. Auch wurde der Fang während der Ferienzeit bis zum Exzeß betrieben, wobei ich insbesondere an meinen Schulkameraden Franz Böhm und Eduard Knaipp, dessen Eltern und Geschwister im Priesterhause wohnten, aufmunternde Gesellschafter fand. So war ich ein angehender Vaurien geworden, und mein Onkel, der sich das Jahr hindurch um mich kaum umgesehen hatte, beabsichtigte, mich bei einem Buchbinder oder Zuckerbäcker als Lehrling unterzubringen.** Dem trat aber der Mitvormund Weißinger entschieden

* Meine Ungebundenheit ging soweit, daß ich sogar mit fremden Leuten herumziehen durfte. So mit einer Lehrerfamilie (ich weiß nicht mehr, wie ich zu ihr kam), die zwar gewiß ehrbar war, aber die Passion hatte, in den Sümpfen der Brigittenau Frösche zu fangen. Alt und jung zog sich aus und stieg mit einer langen Rute, an welcher eine ankerförmige Angel mit einem Köder gebunden war, so weit man nur konnte in den Sumpf hinein. Die Frösche schnappten nach dem Köder und wurden, auf die Angel gespießt, herausgeschnellt. Es wurden ihnen die damals als Leckerbissen betrachteten Hinterbeine weggeschnitten und der Körper, in der Meinung, es würden ihnen wieder die Füße nachwachsen, in's Wasser geworfen. Abgesehen von der Grausamkeit, war dieses Vergnügen aber auch gefährlich, nicht bloß wegen Erkältung oder Inhalation der Sumpfluft und ihrer Mikrokoken, sondern auch weil das Versinken oder auch nur das bloße Ausgleiten auf dem schlüpfrigen Sumpfboden den Tod zur Folge gehabt hätte. Ich scheine einem besonderen Schutzengel empfohlen gewesen zu sein, denn es geschah mir hiebei, wie bei so manchen ähnlichen Gelegenheiten, nichts. Mit derselben Familie zog ich einmal zum Maria-Brunner Volksfeste, das damals die halbe Bevölkerung Wiens in dem Wienerwalde versammelte.

** In diese Zeit fällt es auch, daß ich zum allerersten Male im Leben ein blankes Geldstück als Dienstlohn aus fremder Hand in's Verdienen brachte. Ich pflegte gerne zwischen den Buden des Allerheiligen-Marktes am Stephansplatze, wo Berchtesgadener Spielwaren in Masse zu sehen

entgegen, indem er behauptete, daß angesichts des vorjährigen ausgezeichneten Erfolges nur Verwahrlosung die Schuld trage. Sein Wohnungsnachbar Fröhlich hatte einen Sohn im Stiftskonvikte Seitenstetten, der dort gebessert wurde, und dieser Versuch sei auch mit mir zu machen. Mein Onkel gab nach und führte mich zum Stiftshofmeister, der bei Ansicht meines Zeugnisses verwundert erklärte, daß er ein derartiges noch nicht gesehen habe. Da der Bub früher ein gutes Zeugnis hatte und überdies Sängerknabe sei, so wolle er es versuchen, und ich wurde aufgenommen.

Meine Studienjahre in Wien hatten hiemit vorläufig ein Ende. Erinnerungen an Schulpersönlichkeiten dieser Zeit verwahre ich nur wenige, darunter an Adolf Ficker, Ferdinand Ronzal, Wilhelm Frühwald. Ersterer war der Sohn des Philologieprofessors Ficker, war stets Primus der Klasse, später Professor in Olmütz, kam 1848 wegen allzustarken Liberalismus in Unannehmlichkeit, ward hierauf Statistiker, endlich Hofrat, nebstbei Konfusionsrat, mit dem ich im Gemeinderate wieder als Kollega zusammentraf.

Er hatte sich im Äußern und im Innern wenig geändert, nahm sich besonders um die Schulen an und war der eigentliche Entdecker der importierten pädagogischen Kapazität Dittes; er starb vor einigen Jahren. Ronzal ward Rechnungsrat, heiratete eine alte Frau, die lange Zeit als seine Mutter galt, ward Verfasser und Korrektor katholischer Bücher der Mechitaristen und unterlag schweren Krankheiten. Frühwald starb vor wenigen Jahren als Hofrat des Obersten Gerichtshofes, und ich stand mit ihm als Parteigenosse in der Wählerschaft und im Gemeinderate in freundlichstem Verkehre.

waren, herumzustreichen. Eine Frau, die eben eine Badewanne gekauft hatte, mochte mich für einen Gassenjungen gehalten haben und forderte mich auf, ihrer Magd beim Tragen zu helfen. Ich schleppte mit derselben die Wanne, ich weiß nicht mehr in welche Vorstadt und erhielt als Trägerlohn einen baren Groschen. Das war damals allerdings schon etwas. Denn man konnte dafür am Naschmarkt ein volles Hundert Zwetschken, freilich nicht in sehr gustiosem Zustande, in seine Kappe oder in sein Schnupftuch zugezählt erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

Landwirtschaft.

Die Vielgestaltigkeit im Betriebe der österreichischen Landwirtschaft für ein, noch dazu immerhin ereignisreiches Wirtschaftsjahr in knappen Zügen festzuhalten, verlangt innige, unmittelbare Fühlung mit Feld und Flur. Minder geeignet hiezu ist die berufliche Bestimmung, aus der Erscheinungen Flucht, uneingeschränkt durch die Verschiedenfarbigkeit der Grenzpfähle, das bleibend fachlich Wertvolle aufzusuchen. Im Wesen kann daher nicht so sehr ein nach Zeit und Land begrenzter Rückblick geboten werden, als, ohne Anspruch auf einigermaßen befriedigende Vollständigkeit, festgehalten werden, was Österreichs Landwirte bezüglich der fortschrittlichen Entwickelung des landwirtschaftlichen Betriebes in jüngst abgelaufener Zeit erlebt und erstrebt haben.

Im praktischen Betriebe erlangen noch so blendende wirtschaftliche Augenblickserfolge erst dann wirklichen Wert, wenn sich dem glänzenden Einzelergebnisse in sich häufender Wiederholung die Nachhaltigkeit zugesellt, gleichsinnig verfallen bei dem ersten Auftreten noch so überschwenglich als landwirtschaftliche Fortschritte gepriesene Erlebnisse alsbald der Vergessenheit, wenn die Nachhaltigkeit ihrer Wirkung versagt.

Gleich zu Jahresbeginn wollten beispielsweise auch österreichische Landwirte in der Hegelundschen Eutermassage, deren Griffe nach Zahl und Art zunehmend vervielfältigt werden, ein Allheil für unerschöpflichen Milchreichtum gefunden haben. Die Spezialschriften betreffend dieses Melkverfahrens von Adolf Ostermayer (Brünn 1904), Alfonsus (2. Aufl., Wien 1904) 2c. begegneten der lebhaftesten Nachfrage und nunmehr schwindet ebenso rasch der Eifer, nachdem sich herausgestellt, daß die tatsächlich überraschende Mehrleistung nach Menge und Fettgehalt der in Einzelanwendung des Verfahrens ermolkenen Milch nur auf Kosten der nachfolgenden Melkungen, somit der Nachhaltigkeit des Erfolges gewonnen wird.

Wenig anders scheint es sich mit der auf Grund von Einzelbeobachtungen vielgepriesenen Wirksamkeit des Schießens gegen Hagelwetter zu verhalten, für welches, ungeachtet der Warnung des Direktors der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik Dr. J. M. Pernter vor übertriebenen Hoffnungen, zufolge Anregung Albert Stiegers (Suschnig, Wetterschießen, Graz 1904) in vielen österreichischen Landen ein Netz von Wetterschießstationen geschaffen wurde. Dagegen wird die Bodenkultur ohne Zweifel aus der heuer eingeleiteten Neuregelung des Dienstes bezüglich schnellster Verbreitung der täglichen telegraphischen Wetterprognose in Österreich (Dr. J. M. Pernter. Wien 1904) viel größeren bleibenden Nutzen ziehen.

Bei der untrennbaren Wechselbeziehung von Wind und Wetter mit dem Ernteerfolg war für das Wirtschaftsjahr 1903/04, nach einem hoffnungsvollen Frühjahr, das einschneidendste Erlebnis: ungemein sonnige, windstille und trockene Juni-, Juli- und Augusttage, wie der flüchtigste Blick auf die Beobachtungsreihen der Hohen Warte bei Wien im Vergleich zum Vorjahre sofort erkennen läßt.

		Juni	Juli	August	Sommer
Mitteltemperatur	1904	18·0	21·8	20·1	20·0° C
gegen	1903	+ 1·1	+ 3·2	+ 1·9	+ 2·1 „
Niederschlagstage	1904	10	9	11	30
gegen	1903	— 5	— 8	— 7	— 20
Niederschlagsmenge	1904	33·5	16·4	55·2	105·1 *mm*
gegen	1903	— 53·5	— 129·3	— 58·8	— 241·6 „
Sonnenscheindauer	1904	269	357·6	264·1	890·7 Stunden
gegen	1903	+ 51·3	+ 131·8	+ 17·8	+ 200·9 „
Windgeschwindigkeit	1904	12·8	14	14·8	13·9 *km* pro
gegen	1903	— 4·6	— 7·4	— 2·3	— 4·6 Stunde.

Die durch ihre Dauer außerordentliche mediterrane Dürreperiode, welche Österreichs Fluren heimsuchte, schädigte vielenorts die Getreideernte und stellte, nach reichlicher Juniheumahd, die späteren Futter- und Hackfruchternten in Frage.

Nach den Ernteschätzungen ergibt sich für alle österreichischen Länder zusammen eine Produktion, im Vergleiche zu dem „gut mittleren" Erntejahre 1903, von:

	1904	gegen 1903
Weizen	rund 10 Mill. q	— 2·5 Mill. q
Roggen	„ 18 „ „	— 2·6 „ „
Gerste	„ 14 „ „	— 2·0 „ „
Hafer	„ 15·5 „ „	— 3·1 „ „
Mais	„ 2·5 „ „	— 1·5 „ „

Der Ernteausfall der wichtigsten Körnerfrüchte wird allerdings durch erhöhte Fruchtpreise — z. B. Wiener Augustpreise für 1 q: Weizen K 23·60, gegen 1903 + K 6·40; Roggen K 17·30, + K 3·70 — gemildert, aber leider erübrigte nur wenigen Landwirten infolge der Futternot, welche die Heranziehung der minderen Körnerqualitäten zu Futterzwecken erforderlich machte, nur wenig Erhebliches zur Marktverwertung.

Interessant wäre es, die Wirkung der hochsommerlichen Wetterkalamität auf die viehlosen und viehschwachen Wirtschaften verfolgen zu können, die auch in Österreich da und dort Anhänger gefunden haben und die jüngst A. Kulisz, Ober-Hermsdorf (Theorie und Praxis der Fruchtfolgen. Troppau 1904), mit den Worten kennzeichnete: „Roggenlupine ad infinitum und Ruhe vor Mägdelärm und Stallgebrülle." Den milchviehstarken Wirtschaften war die ausnahmsweise Dürre willkommenster Anlaß, das stetig zunehmende Mißverhältnis von Produktionsaufwand und Milchpreis durch mäßige — in Wien um 2 h pro Liter Vollmilch — aber bleibende Hinaufsetzung des seit nahe an 30 Jahren unverändert gebliebenen Milchpreises zu mildern, während von Seite der Staatsverwaltung die Futterversorgung des Viehstapels durch Ausfuhrverbote, Herabsetzung der Futter- und Streumittelfrachtsätze für die Notstandsbezirke und ähnliche Maßnahmen gesichert und erleichtert wurde.

Es läßt sich nicht verkennen, daß sich, ungeachtet der erschwerten Produktionsbedingungen, Österreichs Molkereiwesen in erfreulichster Weise entwickelt, dank der wachsenden Einbürgerung der Milchzentrifugen und der mannigfaltigen anderen modernen Molkereimaschinen, dank der zunehmenden Ausbreitung der Molkereigenossenschaften (vergleiche „Die Molkereigenossenschaften und anderen Unternehmungen zur Verwertung der Molkereiprodukte in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern." Wien 1904) und der Bemühungen der österreichischen periodischen Literatur, vornehmlich der „Österreichischen Molkerei-Zeitung" (Wien 1904, 11. Jahrgang), sowie der auch mit Bezug auf wirksame Vertretung der gesamten landwirtschaftlichen Interessen dominierenden „Wiener landwirtschaftlichen Zeitung" (54. Jahrgang) und „Österreichisches landwirtschaftliches Wochenblatt" (30. Jahrgang). Über Antrag Prof. W. Winkler, Wien, konnte daher der am 25. bis 28. Jänner in Wien tagende „Österreichische Molkereitag" ein ständiges „Milchwirtschaftliches Komitee für Österreich" mit der Aufgabe betrauen, alle wichtigen gemeinsamen Molkereiangelegenheiten zu beraten, entsprechende Vorschläge dem Ackerbauministerium, den Landeskulturräten und Landwirtschafts-Gesellschaften zu unterbreiten und jedes 4. Jahr eine österreichische Molkereiausstellung in Verbindung mit einem Molkereitag vorzubereiten.

Eine traurige Begleiterscheinung der früher erwähnten Sommerdürre war die Begünstigung des Ausbruches von Bränden, welchen auf dem flachen Lande manches Gehöft, manche Frucht- und Strohtriste zum Opfer fiel. Damit gewinnt eine Untersuchung des Leiters der landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation in Graz Dr. E. Hotter (s. „Österr. landw. Wochenbl." Wien 1904, Nr. 6, 8, 12 und 13) unmittelbare Bedeutung. Von einer 62 ha großen Tafel Winterweizen war das mit der Dampfdreschmaschine ausgedroschene Stroh 975 q oder 15·5 q pro ha in Flammen aufgegangen; zurückblieb, nachdem auf dem Druschplatz ein leichter Regen fiel, eine Aschenmenge von 85 q oder 1·36 q pro ha. Dies kleine Häufchen Asche hat nach seiner Pflanzennährstoff-Zusammensetzung einen theoretischen Düngerwert von K 4.31, gegenüber dem Wert des pro 1 ha verbrannten Strohes von K 7.75; es ist demnach für die Wirtschaft keine Bagatelle, denn ihr Wert (55% vom Strohwert) entspricht dem Ersatz des halben Brandschadens. Zweijährige Düngungsversuche mit dieser Strohasche zu Hafer, Weizen und auf Wiesen zeigten dagegen durch die Ertragssteigerung gegenüber ungedüngten Versuchsflächen, daß der Brandschaden durch die fachgemäße Verwendung der Strohasche zur Düngung von Getreide tatsächlich um 46% ermäßigt wurde, während bei Verwendung zur Düngung trockener Wiesen der Heumehrertrag nicht nur den ganzen Brandschaden deckte, sondern noch einen Überschuß ergab, und zwar 129% ersetzte. „Der unglückliche „„Abbrändler"" kann daher," wie Dr. Hotter bemerkt, „unter Umständen an seinem Brandschaden noch — Profit und Freude haben!"

Im Anschlusse hieran ist es eine bemerkenswerte Tatsache, daß das landwirtschaftliche Versuchswesen überhaupt an den Versuchsstationen in Österreich zunehmend mehr innigen Kontakt mit dem praktischen Wirtschaftsleben findet und sich auf das fördersamste entwickelt, sowie manche

schöne Frucht im Interesse der Wissenschaft und Praxis zur Reife bringt.

In der gesamten wissenschaftlichen Welt haben u. a. allgemeine Aufmerksamkeit und großes Aufsehen die Forschungsergebnisse der physiologischen Versuchsstation der böhmischen Sektion des Landeskulturrates für Böhmen in Prag (Vorstand Prof. Dr. J. Stoklasa) erregt, nach welchen, wie es im Tätigkeitsbericht der Station heißt, die anerobe Atmung (bei Sauerstoffabwesenheit) sowohl bei Pflanzen als auch beim Tierorganismus eine alkoholische Gärung ist, die durch die Isolierung der betreffenden Enzyme im Laboratorium der Station, die in vitro alkoholische Gärung in Zuckerlösung hervorrufen, außer allem Zweifel gestellt wurde. Überdies befaßte sich die Station eingehend mit dem Studium der biologischen Vorgänge, die sich in der Ackererde abspielen, namentlich im Hinblicke auf die Nitrifikation, Denitrifikation und die Assimilation des elementaren Stickstoffes unter Mitwirkung der Bakterien und sonstigen Mikroorganismen.

Direkten praktischen Wert besitzen die Bemühungen der Station betreffend die Veredlung der Zuckerrübe, der Kartoffel sowie der Gerste und des Weizens im Hinblicke auf deren Leistung nach Ertragshöhe, Korngüte, Winter- und Lagerfestigkeit, Widerstandsfähigkeit gegen Pflanzenkrankheiten 2c.

Mit Bezug auf das Studium der Pflanzenkrankheiten und der systematischen Ausführung von Felddüngungsversuchen zur Ermittelung der Wirkung der verschiedenen Phosphorsäure- und Kalidüngemittel in ihrer Anwendung auf unsere heimische Bodenbeschaffenheit exzellieren, in letzterer Beziehung allerdings unter heftigem Widerspruch der nicht zu übereinstimmendem Resultate kommenden Forscher im Deutschen Reiche, die k. k. landwirtschaftlich-chemische Versuchsstation (Vorstand Dr. F. W. Dafert) und die mit ihr vereinigte k. k. landwirtschaftlich-bakteriologische und Pflanzenschutzstation (Vorstand Dr. K. Kornauth) in Wien.

Bei dieser Gelegenheit soll nicht übersehen werden zu gedenken der für die österreichische Landwirtschaft bedeutungsvollen Ausgestaltung der Hochschule für Bodenkultur durch eine der Munifizenz Sr. Majestät des Kaisers zu dankende Versuchswirtschaft auf dem Allerhöchsten Familienfondsgute in Groß-Enzersdorf im Marchfelde, bestehend aus einem Versuchsfelde (Leiter Prof. Dr. A. Ritter v. Liebenberg), einem nach den Plänen des Baurates v. Bertele hergestellten, vornehmlich der wissenschaftlichen Begründung der Rassekunde gewidmeten Versuchsstalle (Prof. Dr. L. Adametz) und einer Versuchsstation für landwirtschaftliche Geräte und Maschinen (Prof. J. Rezek). Die feierliche Schlußsteinlegung und Gedenktafelenthüllung fand am 10. Februar l. J. statt, und zwar in Anwesenheit der Teilnehmer an dem Kurse für praktische Landwirte an der k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien.

Die letzterwähnten Kurse, bei ihrer Einführung 1894 nur von 74 Teilnehmern besucht, vereinigten an der Hochschule vom 8.–13. Februar l. J. die stattliche Zahl von 169 Männern, die, zumeist von den Zentraldomänendirektoren (10) bis herab zu den Adjunkten im Dienste unseres hervortagenden Großgrundbesitzes stehend, damit in erfreulicher Weise erkennen lassen, wie sehr sich diese Kurse zu einem wichtigen Faktor für die Förderung des landwirtschaftlichen Fortschrittes in Österreich entwickelt haben.

Eine Seite des landwirtschaftlichen Fortschrittes, die in jüngster Zeit im In- und Auslande, wie auch aus den Schriften von O. Reitmeier, Wien, Geschichte der Züchtung landwirtschaftlicher Kulturpflanzen (Wien 1904), und Robert Müller-Liebwerd, Jahrbuch der landwirtschaftlichen Pflanzen- und Tierzüchtung (Stuttgart 1904), zu ersehen ist, besondere Pflege findet, bildet die landwirtschaftliche Pflanzenzüchtung. An ihrer praktischen Verwirklichung und ihrer Ausbildung zu einer eigenen Disziplin sind, wie auch im Auslande anerkannt, in führender Weise österreichische Pflanzenzüchter und Forscher beteiligt. Der Österreicher Prof. Fruwirth, Hohenheim, hat das in der Literatur ungemein zerstreute Tatsachenmaterial mit Bezug auf die Züchtung von Mais, Futter- und anderen Rüben, Ölpflanzen und Gräsern im 2. Bande seines Werkes: Die Züchtung von landwirtschaftlichen Kulturpflanzen (Berlin 1904) zusammengefaßt und durch zahlreiche eigene Forschungsresultate im Interesse der sich in der Praxis betätigenden Pflanzenzüchter bereichert. Der Veredlung und Verbesserung der weltberühmten österreichischen Braugerste, deren von dem ausländischen Produkt bisher unerreichte Qualität in dem geringeren Stickstoffgehalt gegenüber der ausländischen Frucht begründet ist, dienen die Arbeiten von Direktor J. J. Vaňha, Brünn (Qualität der mährischen Gerste. Brünn 1904), Direktor F. Chodomisky, Prag, Direktor J. Adamec, Prerau, u. a.

Daran schließen sich die Bemühungen der Zuckerrübensamenzüchter, die Förderung der einschlägigen Bestrebungen durch den Zentralverein für Rübenzuckerindustrie in der österreichisch-ungarischen Monarchie, der, nebenbei bemerkt, anläßlich der Feier seines 50jährigen Bestandes am 6. Juni l. J. eine meisterhafte, von dem Generalsekretär Kutschera und Direktor Strohmer verfaßte Festschrift (Wien 1904) herausgab, weiters in Anlehnung an die wiedererweckten Hybridgesetze des Brünner Paters Gregor Mendel die wissenschaftlichen Kreuzungs-

studien an Erbsen, Bohnen, Gartenblumen rc. von Prof. Dr. Erich Tschermak, Wien, sowie die zahlreichen Versuche, um ertragreichere Sorten oder selbst neue Kulturpflanzen ausfindig zu machen, wie beispielsweise die erfolgreichen Anbauversuche mit Winterhafer des Gutsbesitzers Regula, Graz, die Heranzucht von Samen zuckerreicherer und nicht zuckerärmerer Zuckerrüben von Gutspächter Em. v. Proskowetz, Kwassitz, die Kulturversuche mit diversen Erbsensorten von Prof. Groß, Liebwerd, mit Gerstensorten von Prof. Erben, Tabor und ertragreicheren Kleesorten von Prof. C. Fruwirth, Hohenheim rc.

Ungeachtet der großen Befürchtungen bezüglich der Wirkung der am 1. September vor einem Jahre in Kraft getretenen Brüsseler Konvention ist, wie hier eingeschaltet werden möge, die Anbaufläche der Zuckerrübe im Jahre 1904 gegenüber 1903 in Österreich nicht zurückgegangen, sondern um 3% gestiegen und der Preis für die Rübe gleichgeblieben, in einzelnen Gegenden Böhmens und Mährens sogar um 5—10 h hinaufgegangen. Dank der überraschenden Steigerung des Inlandzuckerkonsums um zirka 15%, welche dem Rückgang im Zuckerexport nahekommt, wurden die Rentabilitätsverhältnisse des Zuckerrübenbaues weniger durch den Wegfall der Ausfuhrprämien als durch die, wenn auch nicht weniger als förderſame Wirkung von Wind und Wetter auf Stand und Zuckergehalt der Rübenpflanze beeinflußt.

Auf der Soll- und Habenseite des Bilanzkontos für manche Domänen-Rentamtskassa, aber auch manchen bescheidenen Gutsbetrieb zum Ausdruck kommende Erlebnisse brachten die durch die Verordnung des Ministeriums des Innern vom 15. Juni l. J., betreffend die Unfallversicherung der Arbeiter neu normierte Einteilung der unfallversicherungspflichtigen Betriebe in Gefahrenklassen und die Zuteilung der Gefahrenprozentsätze zu den Gefahrenklassen sowie die durch die kaiserliche Verordnung vom 19. Juli l. J. abgeänderte Regelung der individuellen Verteilung des Alkoholkontingentes, nach welchem den derzeit bestehenden 1328 landwirtschaftlichen Brennereien für die Betriebsperiode 1904/05 bis 1907/08 152.350 *hl* Kontingent zugeteilt wird. Nachdem die bis zum Schlusse der Kampagne 1903/04 neu entstandenen 162 landwirtschaftlichen Brennereien mit 60.459 *hl* dotiert wurden, so haben hiezu die alten landwirtschaftlichen Brennereien 3·65, die industriellen 16·45% beizutragen.

Eine von den zahlreichen Güterbeamten Österreichs freudig aufgenommene Tatsache, von der nur zu wünschen wäre, daß sie in der einen oder anderen Form aus lang Erstrebtem in absehbarer Zeit auch Erlebtes werde, ist die Übermittlung des Entwurfes eines Gesetzes, betreffend die Verhältnisse der in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben Bediensteten, von Seite des Ackerbauministers in der 265. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 19. März l. J. zur verfassungsmäßigen Behandlung. Hiedurch sollen die grundlegenden Normen für ein den Interessen der Dienstgeber wie auch der Dienstnehmer entsprechendes Vertragsverhältnis teils verbessert, teils neu geschaffen werden.

Und so ließe sich in bunter Aneinanderreihung noch manches namhaft machen, das im Verlaufe des in Rede stehenden Zeitabschnittes die österreichische Bodenkultur in Feld und Flur erlebte und österreichische Forscher und Praktiker erstrebten; es seien jedoch nur noch, geordnet nach zugehörigen Gebieten, die literarischen Früchte hervorgehoben, welche das Verlagsjahr 1904 von österreichischen Autoren — außer den da und dort bereits Genannten — zeitigte:

I. Ackerbau. Kopecky J., Prag. Die physikalischen Eigenschaften des Bodens. Prag.

Zimmermann K. v., Böhmisch-Leipa. Über die Bildung von Ortstein im Gebiete des nordböhmischen Quadersandsteines. Böhmisch-Leipa.

Bersch W., Wien, und Schreiber H., Staab. Diverse Werke über Moorkunde.

Wajner-Wajnerowsky J. F., Linz. Ablagerung und Verbreitung der Stein-, beziehungsweise Kalisalze und deren Verwendung. Linz.

Nachtweh Alwin, Halle. Beiträge zur Kenntnis, Theorie und Beurteilung der Mähmaschinen, Berlin und diverse andere Schriften über landwirtschaftliches Maschinenwesen.

II. Pflanzenbau. Vauha J. v., Brünn. Blattbräune der Kartoffeln (Dürrfleckigkeit). Brünn.

Graas R. †, Großdorf. Der Hopfenbau Böhmens. Prag.

Groß E., Liebwerd. Der praktische Gemüsesamenbau. Frankfurt a. d. O.

Ders. Schriften über Obstbau. Liebwerd.

Ders. Obstgrundbuch für Steiermark. Graz.

III. Tierzucht. Wilckens M. †, Wien. Landwirtschaftliche Haustierlehre. 2. Aufl. Tübingen.

Pott Emil, München. Handbuch der tierischen Ernährung und der landwirtschaftlichen Futtermittel. 1. Band, Berlin.

Ders. Das Preisausschreiben betreffend Kontrollvereine für Milchleistungen. Berlin.

Laßmann F., Prag, und Wozak J., Prag. Maßnahmen zur Hebung der Rindvieh-, Schweine- und Ziegenzucht. Prag.

Ojowicki A., Das Huzulenpferd. Stuttgart.

Schubert O., Hostau. Die Radbusa und ihre Nebenläufe mit besonderer Berücksichtigung der Fischereiverhältnisse. Prag.

Weippel T., Klosterneuburg. Achtet auf die Faulbrut! Wien.

Kienzl J., Budweis. Anleitung zur rationellen Bienenzucht für angehende Imker. Budweis.

IV. Betriebslehre. Westermeier N., Liebwerd. Bäuerlicher Wirtschaftsbetrieb in einer rein landwirtschaftlichen Gemeinde Nordböhmens. Tetschen.

Krafft Guido, Wien. Die Betriebslehre. Band IV. Lehrbuch der Landwirtschaft. 7. Aufl. Berlin.

Horáček Cyrill, Prag. Das Ausgedinge. Wien.

Lambl J. B., Prag. Die Landgutssubstanz und die landwirtschaftliche Rechnungsführung. Wien.

Hoffer K., Saaz. Vorschläge zur zeitgemäßen Ausgestaltung der Kirchenvermögenswirtschaft. Saaz.

V. Verschiedenes. Gabriel F., Friedland. Errichtung und Organisation von Sommer-Haushaltungsschulen. Friedland.

Stephan P., Wien. Landwirtschaftliches Lesebuch für Ackerbau-, landwirtschaftliche Fortbildungsschulen und Winterschulen. Wien.

Rozel, Wien. Lese- und Lehrbuch für landwirtschaftliche Lehr- und Fortbildungskurse. Wien.

Theml Willi, Korneuburg. Landwirtschaftliche Tabellen. Korneuburg.

Seidl Alois A., Liebwerd. Österreichische Rechtskunde für jedermann. Wien.

Ders. Landwirtschaftsrecht und Landwirtschaftspflege in Böhmen. Prag.

Haerdtl Heinrich Freiherr v., Grundbegriffe des Jagdrechtes. Wien.

Wender N., Czernowitz. Die Verwertung des Spiritus für technische Zwecke. Wien.

u. m. a.

Professor Guido Krafft.

Kleine Mitteilungen.

Das Institut für österreichische Geschichtsforschung. Freitag den 11. November wurde an der Wiener Universität vor einer reich besuchten Versammlung und in besonders festlicher Weise die fünfzigste Wiederkehr des Tages gefeiert, an dem gemäß den Bestimmungen einer vorhergegangenen kaiserlichen Entschließung vom 20. Oktober 1854 ein Ministerialerlaß die Errichtung des Instituts für österreichische Geschichtsforschung angeordnet hatte. Der Rektor der Universität, der Dekan der philosophischen Fakultät sprachen der Anstalt ihre Anerkennung und ihre Glückwünsche aus, der Chef der Unterrichtsverwaltung war selbst erschienen, um in ungewöhnlich herzlichen Worten das gleiche zu tun. Mit guten Gründen, wenn man bedenkt, wie diese von Anfang an wohl gedeihend, im Laufe der Jahre immer mehr zu einer weit über die Reichsgrenzen bekannten und geachteten hohen Schule der Geschichtswissenschaft geworden ist. Die Gründung des Institutes für österreichische Geschichtsforschung — ein Glied in der Reihe der großen Unterrichtsreformen der Fünfzigerahre — entsprang, von dem obersten Zwecke, der vaterländischen Geschichte zu dienen, abgesehen, einer doppelten Erwägung: daß nämlich einerseits nicht die systematischen Vorlesungen, mögen sie noch so glänzend und formvollendet sein, sondern nur praktische Übungen unter entsprechender Leitung das Verständnis für die Erforschung und richtige Verwertung der historischen Quellen erschließen können, anderseits aber die Ausnützung des Quellenmateriales ohne eindringende Kenntnis der sogenannten historischen Hilfswissenschaften — Palaeographie, Chronologie, Urkundenlehre — sich niemals befriedigend gestalten könne. Waren nun jene praktischen Übungen in den „Seminarien“ und „Privatissima“ deutscher Professoren längst gepflogen, so war für den hilfswissenschaftlichen Lehrbetrieb Frankreich mit seiner École des chartes tonangebend. An diese deutschen und französischen Muster knüpften die Schöpfer des Institutes, Unterrichtsminister Graf Leo Thun und sein Unterstaatssekretär Freiherr v. Helfert an, und in diesem Sinne stellt sich nach den bis heute gültigen, in den Jahren 1874 und 1898 wohl erweiterten, aber nicht umgeänderten Statuten des Jahres 1857 das Institut als eine zur Wiener Universität gehörige, aber unmittelbar dem Unterrichtsministerium unterstellte Ausbildungsschule für begabte junge Historiker dar, die nach Vollendung eines Vorbereitungsjahres in einem zweijährigen Lehrkurse in den Betrieb der historischen Hilfswissenschaften und der Kunde österreichischer Geschichtsquellen eingeführt werden und darüber eine Staatsprüfung abzulegen haben. Im Jahre 1874 wurde auch der wissenschaftliche Betrieb der Kunstgeschichte in den Lehrplan eingegliedert, vom Jahre 1898 herwärts satzungsgemäß für die Pflege österreichischer Quellenkunde besonders die Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte in den Vordergrund gerückt. Eine immer stattlicher heranwachsende Bibliothek und Sammlung von hilfswissenschaftlichen und kunsthistorischen Behelfen sollen der Förderung dieser Zwecke ebenso dienen wie die vom Institute ausgehende Zeitschrift der „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung“, die weitaus erste historische Zeitschrift Österreichs und eine der angesehensten Deutschlands, welche — ein hübsches Zusammentreffen — eben jetzt auch ihr „silbernes“ Jubiläum zugleich mit dem „goldenen“ des Institutes feiert. Es kam den Tendenzen der Anstalt zu statten, daß sie während der fünfzig Jahre ihres Bestehens konsequent in den vorgezeichneten Bahnen geleitet wurde. Als erster Vorstand wirkte an ihr vierzehn Jahre hindurch der aus Innsbruck berufene Professor P. Albert Jäger (1855—1869), hernach stand ihr durch 22 Jahre Theodor von Sickel (1869—1891) vor, schon seit 1856 der unermüdliche Mitarbeiter Jägers. Allseitig historisch gebildet, ein Meister in Wort und Schrift, ein glänzender Lehrer und voll glücklichen Organisationstalentes, hat vornehmlich dieser Mann die ihm unterstellte Anstalt zu einer wissenschaftlichen Stätte ersten Ranges erhoben; das Institut nimmt seither eine allererste Stelle auf dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften ein. Mag heute das Werk seinen Meister loben! Wenn der nächste Vorstand Heinrich von Zeißberg (1890—1896) sich damit bescheiden wollte, das Überkommene, wie er gelegentlich in vornehm-bescheidener Weise sagte, möglichst unberührt einem berufeneren Nachfolger zu überlassen, so wuchs unter diesem, dem früh heimgegangenen Engelbert Mühlbacher (1896—1903) die längst hoch-

[illegible] Professoren Oswald Redlich und Hofrat Franz Wickhoff die ersten Bände der unter ihrer Leitung herausgegebenen, weitausschauenden Werke der (neubearbeiteten) Regesten der österreichischen Habsburger des Mittelalters und der beschreibenden Verzeichnisse der illuminierten Handschriften Österreichs am 11. November als Festgabe vorlegen. Das Personale der staatlichen und immer mehr auch der anderen Archive und Museen ergänzt sich fast ausschließlich aus den Schülern des Institutes. Offiziere des k. u. k. Kriegsarchives genießen dort ihre wissenschaftliche Schulung, unter den österreichischen Hoch-

[illegible] Sinn hat darum der Festredner, der derzeitige Direktor des Instituts, Professor Emil von Ottenthal, das Kaiserwort »viribus unitis« zu dessen Devise gemacht. A. r.

Bibliothekarenkonferenz. Auf Anregung des belgischen Ministers des Innern wird im August nächsten Jahres eine Konferenz von Bibliothekaren in Brüssel tagen. Sie soll sich mit Rücksicht auf den Brand der Bibliothek in Turin mit der Frage beschäftigen, wie am geeignetsten von den wertvollsten historischen und bibliographischen Schätzen Faksimiles herzustellen wären, damit bei Verlust des Originals wenigstens eine genaue Nachahmung erhalten bleibe.

Feuilleton.

Prag — Alter Judenfriedhof.*

„Rembrandt!“ Du hast recht, das teure Wort drängt sich einem in dieser ehrwürdigen, unterirdischen Synagoge auf die Lippen. Wie seltsam schon ihr Name! Alt—Neuschul! Weil man auf den alten Kellertempel, dessen Dunkel so furchtsam durch das ewige Licht und die scheuen Strahlen aus den Luken durchbrochen wird, eine „neue Schul“ aufgebaut hat, einen neuen Tempel, der nun freilich auch schon einige Jahrhunderte alt ist! Aber wo scheinen einem die Worte hinfälliger, wo verschwinden die Begriffe der Zeit und des Wechsels der Dinge so, wie in einem Ghetto!

Jetzt aber soll dein Malerauge, lieber Freund, noch etwas sehen, was außerordentlich ist, was ihm wohltun wird und eine Ergänzung dieses tiefen Eindrucks bildet; wir steigen die Stufen aus diesem Tempel empor, wir sind wieder im Tage; und nun durch dieses Gäßchen, wir kommen auf den alten Judenfriedhof.

Siehst du, lieber Freund, und hier, da wir durch diese Pforte den Friedhof betreten, hier erlebe ich immer wieder dies Zurücktaumeln jedes Freundes aus der Fremde, — nein, ich danke, wir brauchen keinen Führer! — diesen Versuch der verwunderten Lippen „unglaublich!“ zu sagen, dieses langsame, fast erschrockene Kopfschütteln. Und nun, da deine Brust sich in einem Seufzer erlöst hat, freue ich mich, lieber Freund, über den Jubel deiner Maleraugen, die solch ein Bild noch nie erschaut haben!

Ich werde dich gleich durch diesen Friedhof führen; aber erst nimm von hier aus dies Bild in deine Augen auf, diese hundert, tausend Steine, graue, zernagte, mit grünem Moos bedeckte Grabsteine, die eng aneinanderstehen, den Hügel empor und auf dem Hügel, jedes Fleckchen Erde erobernd, nebeneinander, in Reih und Glied und doch in wildem Durcheinander, in einer ängstlichen Hast, wie Soldaten in einem Handgemenge, das jede Zucht und Ordnung löst, Tausende schmaler Grabsteine, flacher Steinplatten, die wie Gesetzestafeln aussehen, die in den Boden gerammt sind, ohne Postament, mit hebräischen Runen bedeckt, die den Namen des Verstorbenen und seine Tugenden ansagen wollen und alle den Ewigen preisen, der den Entschlafenen in sein Eden aufnehmen möge! Ja, du hast recht, es ist wie ein ungeheurer Friedhof, der aber von allen Seiten zusammengepreßt wurde, daß alle Ordnung vernichtet ist, daß die ebene

* Zu diesem Stimmungsbild wurde der Dichter durch das eben im Prager Verlage Koci erschienene Werk von Dr. L. Jerabek „Der alte Prager Judenfriedhof“ angeregt. Anmerkung der Redaktion.

Erde sich zum Hügel krümmte und all die tausend Steine sich neigen mußten und nun schief im Boden stecken, als müßten sie im nächsten Augenblicke schon umfallen, auf die Brust oder den Rücken, taumelnd, in einem furchtbaren Entsetzen! Darum ist auch kein Grab auf diesem Friedhof zu sehen, dazu hat der Raum nicht gereicht, und es liegen viel Leichen über einander, und die Grabsteine wissen längst nicht mehr, welches Stück Erde da unten sie mit Namen nennen sollen, als ob sie gar nicht an einzelne Tote erinnern sollten, als ob die Menschen nur eine Hast erfüllt hätte, Steine, Steine nebeneinander zu stellen; und sollen unter diesen Grabsteinen in der Erde wieder Grabsteine liegen, Schicht auf Schicht, Grabsteine von Priestern, wie dieser hier, den zwei seltsam gespreizte Hände bezeichnen, und solche mit eingemeißelten Trauben, wie der, oder mit Weihgefäßen, mit Fischen gekennzeichnete, kümmerliche Steine, armen Juden gesetzt, oder so kunstvolle wie dieser, der eine jüdische Prinzessin deckt. Und schau, auf den Grabmälern liegen überall Kieselsteinchen, und das ist eine alte Judensitte, beim Gräberbesuch sein Steinchen auf den Grabstein zu legen: Hast, Unordnung in dem Ganzen und doch tiefer Frieden, als wäre eine Steinlawine hier gelandet, und wir sehen staunend, daß die Steine des Bergsturzes Worte eingegraben tragen, Runen, die wir nicht verstehen, die für die Ewigkeit bestimmt sind und die das Moos des Alltags verlöschen will!

Und doch haben zwischen diesen Steinen Bäume Platz gefunden und sind stark geworden, nur daß sie freilich rücksichtslos die Platten bei Seite drängen mußten, um emporzugedeihen. Und über uns dehnt sich der blaue, flimmernde Herbsthimmel, klar und lächelnd ...

Und siehst du, hier oben auf dem Hügel, da wir uns auf zwei Grabmäler gesetzt haben, da du den Kopf prüfend zur Seite neigst und deine Hand die Augen über das Steinfeld mit leichten Wellenbewegungen geleitet, da ist mir nun, als ob der alte Judentempel drüben unter der Erde, der rätselhaft, dunkel und ängstlich ist, wie ein Symbol, und dieser wundersame Friedhof in einem seltsamen Zusammenhang stünden, in einem Zusammenhang, der sich mir zu einer Vision verdichtet und mich von meinem Sitze emporzwingt. Und dies ist, was ich sehe:

Ich sehe eine Hand, eine mächtige Faust aus dem Himmel kommen und sie hält eine Wage, eine riesige Krämerwage, deren strenger Wagbalken im Sonnenlichte blitzt und schräg und steil sich niederneigt. Und in der tiefgesenkten ungeheuren Wagschale steht die Alt-Neuschul, aber viel größer als in Wirklichkeit, Tausende Menschen füllen sie und sie heben die Arme empor, sie ringen die Hände, sie schlagen sich wie in einem Taumel der Angst an die Brust oder werfen sich zu Boden, und ihre Augen sind furchtsam und sehnsuchtsvoll, doch über ihre Lippen stöhnen Worte, fremde Gesänge, aber deren Melodie sich zu einem brausenden Chore eint und in den Himmel, über die Faust droben emporschwillt: „Du da oben, gib uns für unser elendes Leben die Seligkeit, drüben laß uns selig werden!"

Doch auf der anderen Wagschale, die sich nicht senken will, liegen Steine, tausend, tausend Steine, und Menschen, die wie die Söhne jener im Tempel aussehen, stehen zwischen den Steinen, trauernd und verzweifelt, und sie schleppen immer neue Steine herbei, ganze Blöcke, ganze Berge von Steinen, und Mädchen und Kinder legen Kieselsteinchen dazu und sie wollen Alle die Wagschale schwerer machen, damit sie mit jener Wagschale des Lebens drüben, mit jener Schale der Sehnsucht und der Hoffnungen ins Gleichgewicht komme. Aber die bleibt hoch oben, als wäre sie inhaltlos, und ist doch ganz voll schwerer Steine, sie haben kaum Platz mehr in der Schale und liegen über- und durcheinander, tausend, tausend Grabsteine, und können die andere Schale nicht aufwiegen ....

Du bist auch aufgestanden? Und siehst mir lang ins Auge und nickst verstehend und traurig mit dem Kopfe? Und fragst mich doch nach der Versöhnung in meiner Vision? Lieber Freund, Erfüllung und Versöhnung! Was sind wir Menschen? Was sind unsere Hoffnungen und Wünsche, was ist das Diesseits und Jenseits! Sieh nur, wie klar und fern der Himmel da oben auf uns einsame Friedhofbesucher niederschaut! Was sind wir für Träumer! Laß uns zwei Steinchen auf den Rand dieses Grabsteins legen, sieh, es ist der Grabstein eines Priesters! Und nun laß uns gehen. Doch wenn du meine Versöhnung wissen willst, dann komm im Frühling wieder her, zur Zeit der Fliederblüte, wenn die Bäume ihr tiefes, beseligendes Frühlingslied schweigen, dann wirst du meine Versöhnung wissen; vielleicht senkt sich d a n n die Wagschale mit diesen Grabsteinen und läßt uns verstehen, warum die Juden den Friedhof tiefdeutig Beth Chajim nennen, das „Haus des Lebens" . . .

Hugo Salus.

Von der Woche.

November 6. Die deutsche Fortschrittspartei und der Vorstand der deutschen Volkspartei halten mit Rücksicht auf die Innsbrucker Vorfälle in Wien Sitzungen ab. Beide beschließen Sympathiedepeschen an die Stadt Innsbruck. — Leichenbegängnis des Malers Pezzey in Innsbruck, nach welchem die Abgeordneten Dr. Schalk und Stein scharfe Ansprachen an die Menge halten. Abends erneuern sich die Demonstrationen gegen den Statthalter. Demonstrationen in Graz, wo die Menge die Sperrung der italienischen Gasthäuser erzwingt. Trauerkundgebungen der Studenten der Wiener Universität und der Bergakademie in Leoben. Demonstrationen in Linz und Eger gegen, in Trient und Triest für die italienischen Studenten in Innsbruck. Antiösterreichische Demonstrationen in Mailand. — Schlußsitzung der Spiritusausstellungskommission in Wien. — Festsitzung der Landwirtschaftlichen Zentralstelle in Wien aus Anlaß der Ernennung ihres bisherigen Präsidenten Grafen Buquoy zum Ackerbauminister. — Der Präsident des Österreichischen Touristenklubs Dr. Rudolf Spannagel (geb. 1866) infolge Absturzes von der Rax †.

7. Der akademische Senat der Innsbrucker Universität beschließt einstimmig, sich an den Unterrichtsminister gegen die Wiederaufnahme der Tätigkeit der italienischen Fakultät in Wilten zu wenden, da ihr Zusammenhang mit der Universität Innsbruck eine ständige Gefährdung der letzteren bedeuten würde. Nachts wird ein deutscher Student von italienischen Studenten durch mehrere Messerstiche verwundet. Der Gemeinderat von Trient verlangt die Entfernung der deutschen Lehranstalten aus Trient, die Erfüllung der italienischen Forderungen durch die Regierung und die eheste Enthaftung der italienischen Studenten in Innsbruck. Neuerliche Demonstrationen in Mailand. Deutschnationale Protestversammlung in Wien gegen die Innsbrucker Vorfälle. Dr. Baxa spricht namens der tschechischradikalen Staatsrechtspartei der italienischen Rechtsfakultät seine Sympathie im Kampfe gegen den „gemeinsamen Feind" aus und „verurteilt die deutsche Unverträglichkeit". Die serbischen Hochschüler in Belgrad beglückwünschen telegraphisch die italienischen Studenten in Innsbruck. — Landtagsabgeordneter, Schiffsreeder Karl Schoeppe (geb. 1845) in Aussig †. — Schriftsteller S. Kohn (geb. 1824) in Prag †. — Primarius Dr. Leo Redtenbacher (geb. 1845) in Wien †. — Schluß des Bukowinaer und des Salzburger Landtages.

8. Beginn der Herbstkonferenzen des bischöflichen Komitees Cisleithaniens in Wien. — Der mährische Landtag beschließt die Einführung einer Landesbiersteuer und wird hierauf geschlossen. — Im niederösterreichischen Landtag gibt Abt Schmolk dem Bedauern über die Innsbrucker Vorgänge und der Sympathie für die Deutschen Ausdruck. — Dr. Lueger spricht sich im Wiener Gemeinderat für die Wahrung der deutschen Interessen in Innsbruck aus. Der Gemeinderat nimmt sodann die Stadtratvorlage, betreffend die Einverleibung der Donaugemeinden an und genehmigt den Verkauf eines Grundstückes behufs Erbauung des „Wiener Bürgertheaters" im dritten Bezirk. — Hofrat Professor Dr. Albert Reder Ritter v. Schellmann (geb. 1826) in Wien †. — Hofschlosser Albert Milde (geb. 1840) in Wien †. — Abgeordneter Grabmayr spricht sich in einer Versammlung in Meran für die Verlegung der italienischen Universität nach Triest aus und verlangt die Änderung der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses. — In Villach, Klagenfurt, Reichenberg, Karlsbad, Brünn und Znaim finden Sympathiekundgebungen für die Deutschen in Innsbruck statt.

9. Eröffnung der Gartenbauausstellung in Wien. — In Cervignano, Agram, Florenz, Mailand und Livorno finden Kundgebungen zu gunsten der italienischen Studenten in Innsbruck statt. Neuerliche große Demonstrationen in Triest. — Im galizischen Landtag hält P. Stojalowski unter lebhaftem Widerspruch eine Rede auf die Vereinigung aller Polen. — Der istrianische Landtag beschließt einstimmig eine Unterstützung von 1000 K aus Landesmitteln für die in gerichtlicher Untersuchung befindlichen italienischen Studenten in Innsbruck. — Der Görzer Landtag nimmt einen Gesetzentwurf betreffend die Änderung der Gemeindeordnung an und beschließt den italienischen Professoren in Innsbruck den Dank für ihre den Studenten gewährte Hilfe, den Studenten für ihre Aufopferung im Kampfe um die Triester Universität die Bewunderung auszudrücken. — In einer, schließlich vom Regierungsvertreter aufgelösten Versammlung der tschechisch-radikalen Partei in Prag wird eine Resolution angenommen, die die Fortsetzung der Obstruktion um jeden Preis fordert. — In Floridsdorf finden Demonstrationen der Sozialdemokraten gegen die Vereinigung mit Wien statt. — Professor Ferdinand Richter (geb. 1848) in Troppau †.

10. Der steierische Landtag beschließt ein Landesanlehen von 12 Millionen Kronen und wird sodann wegen fortdauernder Obstruktion der Slowenen vertagt. — In Bruneck, Bozen, Wels, Gmunden, Leoben, Saaz, Tetschen-

Bodenbach, Nikolsburg und Olmütz finden Sympathiekundgebungen für die Deutschen in Innsbruck statt. — Eine große Anzahl Wiener Universitätsprofessoren spricht sich in einer scharfen Kundgebung gegen die vom niederösterreichischen Landtag beschlossene Schulgesetznovelle aus. — Die Gebeine des 1829 verstorbenen Kommandanten von Wien G. d. K. Hannibal Marquis v. Sommariva werden in feierlicher Weise in einem Ehrengrab am Wiener Zentralfriedhof wiederbestattet. — Hundertjähriges Jubiläum des Gymnasiums in Wiener-Neustadt.

11. Fünfzigjähriges Jubiläum des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. — Der niederösterreichische Landtag beschließt einen Gesetzentwurf betreffend die Vereinigung der linksseitigen Donaugemeinden mit Wien. — Schluß des istrianischen Landtages. — Baron Alfred Springer (geb. 1843) in Wien †. — Der Intendant des Naturhistorischen Hofmuseums Hofrat Dr. Steindachner wird anläßlich seines 70. Geburtstages lebhaft gefeiert. — Antiösterreichische Demonstrationen in Verona und Bologna.

12. Demonstrationen an der Wiener Universität. — Der galizische Landtag wird vertagt. — Maler Prof. Rudolf Ribarz (geb. 1848) in Wien †. — Erste Aufführung von Ludwig Fuldas „Maskerade" im Burgtheater.

*

Die politische Lage. Von maßgebender Seite wird uns geschrieben: Nach einer fast halbjährigen Pause tritt der Reichsrat am 17. November wieder zusammen. Er war nach wenigen, unerquicklichen Sitzungen, die neuerlich bewiesen hatten, daß das Abgeordnetenhaus unfähig sei, eine fruchtbringende Tätigkeit zu entfalten, am 10. Mai vertagt worden. Die politischen Erscheinungen im Sommer, dann die wenig ermutigenden Vorfälle in einzelnen Landtagen, insbesondere die notgedrungene Vertagung des böhmischen, ließen für die Zukunft nichts Gutes erwarten. Erst vor wenigen Wochen wurde die Aussicht etwas besser. Nach streng geheim durchgeführten Verhandlungen fand die Rekonstruktion des Ministeriums statt. Es hieß, daß die Obstruktion der Tschechen gebrochen sei, und von allen Seiten wurde versichert, daß dies nicht etwa durch einen geheimen Pakt mit der Regierung erzielt worden sei. Die Deutschen nahmen die Situation ruhig auf. Zitterte auch unter ihnen noch die Erregung über die Errichtung der slawischen Parallelklassen in Schlesien nach und war es auch dem Oberstlandmarschall trotz seiner vielfachen Bemühungen nicht gelungen, in Böhmen selbst nur einen Waffenstillstand zu erreichen, so betrachteten sie die Arbeitsfähigkeit des Reichsrates als eine so dringende Notwendigkeit, daß sie sich trotz der Berufung eines tschechischen Vertrauensmannes in den Rat der Krone doch auf ein ruhiges Abwarten einigten und selbst die naheliegende Forderung auf Ernennung eines deutschen Landsmannministers als inoportun zurückstellten.

Am 22. September hatte das Unterrichts-Ministerium die Verordnung betreffend die italienische Rechtsfakultät in Innsbruck erlassen und man konnte glauben, daß eine schwierige Frage hiedurch wenigstens provisorisch gelöst sei. Vom deutschen Standpunkt schien die Gefahr für Innsbruck endgültig abgewendet und vom italienischen war die Frage ihres akuten Charakters entkleidet. Die wenigen Studenten vor den Toren Innsbrucks hätten übrigens wohl nie das alt angestammte Deutschtum der Hauptstadt Tirols ernstlich bedroht und man hoffte, daß wenigstens die zwei ältesten Kulturnationen Österreichs in Ruhe werden miteinander verhandeln können.

Da kamen die traurigen Ereignisse in Innsbruck und mit einem Schlage zogen auf dem nach so vielen Stürmen kaum erhellten Horizont neue Gewitterwolken auf. Noch sind die Akten über diese Ereignisse nicht geschlossen. Bei der heute vorwaltenden Erregung und vor Beendigung der gerichtlichen Untersuchung läßt sich nicht genau sagen, wen die Hauptschuld trifft, wer die Veranlassung zu jenen traurigen Vorfällen gab. Die Schuldtragenden muß und wird schwere Strafe treffen; aber wo immer die Schuld liegt, das Geschehnis allein bleibt tief zu bedauern. Trotzdem sollte das Blut, das in den Straßen Innsbrucks geflossen ist, nicht zur Veranlassung werden für noch viel größeres Unheil. Von der Ruhe und Besonnenheit der deutschen Parteien, von ihrer Klugheit hängt das Geschick des Parlamentes, zum Teil ihr eigenes ab. Wohl heißt es von tschechisch-radikaler Seite, daß an ein Aufgeben der Obstruktion nicht zu denken sei, und die Südslawen wollen glauben machen, die Tschechen hätten sich ihnen zur weiteren Obstruktion verpflichtet. Diese Gerüchte und Drohungen sind wohl nicht ernst zu nehmen. Aber schon haben tschechische Abgeordnete den Italienern ihre lebhaften Sympathien ausgedrückt und die Gefahr liegt nahe, daß sie sich die Hände reichen werden zum Bunde wider den „gemeinsamen Feind".

Wir stehen vielleicht vor einem historischen Moment. Mögen die Deutschen ihre gewichtige Stimme abgeben für das Wohl Österreichs, aber auch zu ihrem Wohle. Ihre älteren Führer werden zweifelsohne als Warner auftreten, mögen die jüngeren ihre Worte beachten und sich keinesfalls von der Erregung des Augenblicks, so berechtigt sie auch erscheinen mag, fortreißen lassen.

Die neuen Handelsverträge. Österreich-Ungarn ist im Begriffe, die Bedingungen für seinen jährlich vier Milliarden Kronen betragenden Außenhandel neu zu regeln. Der Vertrag mit Italien ist fertiggestellt und mit Deutschland wird gegenwärtig in Wien verhandelt. In allen interessierten Staaten ist mit Recht die Besorgnis vorherrschend, daß durch die neuen Verträge eine Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse herbeigeführt werden wird. Die Ursache dieser ungünstigen Folgen liegt in der Stellung, welche die Regierungen den wirtschaftlichen Organisationen gegenüber einnahmen. Diese in der Entwicklung begriffenen wirtschaftlichen Interessentenverbände werden der wichtigste Faktor des öffentlichen Lebens werden. Aufgabe der Regierungen wäre es demnach, für deren möglichst gleichmäßige Ausgestaltung und für die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen ihnen zu sorgen. Einerseits ist jedoch die Bildung der Organisationen von den Regierungen bisher nicht gefördert worden, anderseits zeigen sie sich denjenigen Verbänden gegenüber, welche trotz Passivität oder Opposition zu stande kommen, leider zu schwach und auf Kosten der allgemeinen Interessen viel zu nachgiebig. Auf dem Gebiete der Handelspolitik kommt dies in der übermäßigen Steigerung des Zollschutzes für Waren, welche von organisierten Produzentengruppen hergestellt werden und in der Preisgabe der noch nicht organisierten Konsumenteninteressen zum Ausdruck. Die Folge ist, daß bei den Handelsvertragsverhandlungen die Wichtigkeit einzelner von wirtschaftlichen Verbänden sehr laut vertretener Forderungen ungemein übertrieben und so die Grundlage der Verträge in einer den beiderseitigen Interessen durchaus nicht entsprechenden Weise verschoben wird. Beispiele hiefür sind das Festhalten des Zolles von 60 K pro Hektoliter Wein seitens Österreich-Ungarns beim Abschlusse des neuen Vertrages mit Italien und die Haltung der deutschen Regierung bei den Verhandlungen hinsichtlich des Gerstenzolles und des Viehseuchenübereinkommens. Eine solche Politik muß für alle beteiligten Staaten schwere wirtschaftliche Nachteile herbeiführen. A.

*

Kultur- und Reklamepolitik. Geschäftskluge Spekulanten wollen aus dem Zusammenbruch von Frau Hervays abenteuerlicher Existenz ihr Profitchen schlagen. Man mag der Frau bisher gegenübergestanden haben, wie man wollte, voll der sittenstrengen Entrüstung, welche die Herren des Leobener Gerichtes und der Mürzzuschlager Bezirkshauptmannschaft so sehr auszeichnet, oder mit der Milde des alles Verstehenden und Verzeihenden, von den einen wie von den andern muß sie jetzt herzlich bedauert werden. Denn, wenn sie vielleicht auch die vier Monate Gefängnis verdiente, die ihr die Leobener Gerichtsherren in diesem merkwürdigen Prozesse diktierten, für all die Zirkusspässe, die man jetzt mit ihr vorhat, dünkt uns die Tochter Bellachinis doch noch zu gut. Wir wollen über das Anbot, das ihr eine Wiener Ansichtskartenfirma stellte, schweigend hinweggehen. Geschäft ist Geschäft, und im modernen Konkurrenzkampf, in dem nicht einmal die Lauterkeit der Mittel eine besonders große Rolle spielt, darf man sich nicht wundern, wenn dem Geschmacke in der Wahl derselben eine noch bescheidenere zufällt. Wer hier am stärksten schreit, hat den größten Zulauf. Aber, daß eine Wiener Gesellschaft, die sich das stolze Prädikat „kulturpolitisch" beilegt, in der Hetzjagd nach der Ausschlachtung der neuesten Sensation die größten Sprünge von allen macht, darf nicht unkommentiert bleiben. Die kulturpolitische Gesellschaft, deren bisherige Erfolge noch ziemlich problematischer Natur sind, wird Frau von Hervay in ihrer nächsten Versammlung „einvernehmen" lassen. Die Sache muß natürlich einen hochtrabenden Namen haben, denn man betreibt ja „Kulturpolitik". Also werden sich die mitwirkenden Experten mit den Erfahrungen der Frau während ihrer Voruntersuchung beschäftigen. Ebensogut hätte die Gesellschaft einen Vortrag der Hervay über ihre angeblichen Erlebnisse im südafrikanischen Kriege ankündigen können. Er wäre ebenso ungeeignet gewesen, die wahren Absichten der Gesellschaft zu verhüllen, als die Expertise über die Voruntersuchung. Denn das seriöse Mäntelchen ist im einen wie im anderen Falle ein verschlissener schäbiger Fetzen, hinter dem, wie es scheint, die Reklamefratze der schmutzigsten Geschäftsmacherei grinst. Die Herren können doch auch vom allernaivsten Gemüte nicht den Glauben fordern, daß aus dieser projektierten Variétévorstellung auch nur irgend etwas Positives für die Kulturpolitik resultieren wird. Eine Versammlung, der ja bedauerlicherweise einige Hunderte beiwohnen, zu der die Damen der Vereinsmitglieder speziell eingeladen werden! Wenn die Herren aufrichtig wären, müßten sie für ihren Abend das Kolosseum oder das Apollo-Theater mieten und dürften nicht mit ernsten Zwecken und kulturellen Absichten flunkern. Darüber besteht ja kein Zweifel, daß ein öffentliches Auftreten der Bezirkshauptmannswitwe derzeit in Wien noch die zugkräftigste Nummer eines Variétéprogramms bilden würde. Die Instinkte unserer Allgemeinheit sind ja nicht zartfühlend, sondern grob, ungeschlacht, ethischen Erwägungen nur äußerst selten zugänglich. Auch die sogenannte kulturpolitische Gesellschaft wird dies gut wissen, und ihre Aufgabe wäre es

eigentlich, auf diesem Felde veredelnd und erziehend zu wirken. Aber es winken ihr aus solchem Streben nur spärliche und bescheidene Lorbeeren. Geschäftskluger ist es, diese Instinkte auszunützen als zu unterdrücken. Und resolut, als ob der Verein eine Gesellschaft der geriebensten Kaufleute wäre, benützte er die günstige Konjunktur, kündete in den Blättern die Vorstellung, die nur für Vereinsmitglieder und deren Damen zugänglich ist, mit lächerlichem Ernste an und teilte gleichzeitig mit, an welche Adresse Beitrittsmeldungen zu richten sind. Kulturpolitisch! Der Herr, der Frau von Hervay für sein Ansichtskartengeschäft in der Mariahilferstraße engagieren will, macht die Sache billiger. Dort wird man für wenige Kreuzer die Zauberin aus dem Mürztale zu Gesicht bekommen. Wer sie in der kulturpolitischen Gesellschaft sehen will, muß das Stigma einer mindestens einjährigen Mitgliedschaft auf sich nehmen. Oswald.

*

Burgtheater. Das Studentenstück von Otto Erich Hartleben ist rasch aus dem Burgtheater verschwunden. Ein Beamtenstück „Maskerade“ von Ludwig Fulda wird sich voraussichtlich etwas länger behaupten. Schon der meister- und musterhaften Darstellung halber, die, wenn das auch ein wenig paradox klingen mag, durch ihre jeden Wunsch vorwegnehmende, jeden Tadel ausschließende Vollendung Zweifel an der Überlegenheit des Werkes rege macht. Im „Lear“, „Tasso“, „Faust“ und „Tell“ bleiben beim größten Eifer der Schauspieler, bei der kräftigsten Nachhilfe der Bühnenleiter tote Stellen, halb oder gar nicht gelungene Leistungen. Restlos aufgezehrt werden seit den Tagen der Birch-Pfeiffer bis auf Felix Philippi meist doch nur die Rollenstücke. Die „Schmetterlingsschlacht“ und „Das verlorene Paradies“, „Flachsmann als Erzieher“ und „Rosenmontag“ sind einmal leichter zu bewältigende, freilich auch leichter vergängliche Aufgaben, als „Richard III.“ und die Wallenstein-Trilogie. Auch Fuldas „Maskerade“ dürfte einen dieser trügerischen Triumphe der Schauspielerei bedeuten. Für alle Fächer und Alter hat der vielerfahrene Bühnenkenner in seinem jüngsten Drama mit feinstem Eindringen in ihre künstlerischen Heimlichkeiten vorgesorgt. Nur über die Grenzen der eigenen Kraft hat sich der ehrlich und hoch Strebende gründlich getäuscht. Er wollte ein Rebellenstück schreiben und ist doch nichts weniger als eine Rebellennatur. Er spielt den Sittenrichter und ist höchstens ein Sittenritzer. Er möchte Sprengbomben schleudern und hat bestenfalls mit niedlichen Sinngedichten umwundene Knallbonbons zur Hand. Dieser unheilbare Zwiespalt von Können und Wollen in Fuldas „Maskerade“ nötigt die Kritik zu ihrem Vorwurfe, dem liebenswürdigen Mann das Unliebenswürdigste zu sagen: die Wahrheit. Dieselbe Wahrheit, die nach der Ansicht des Räsonneurs der „Maskerade“ Rettung aus allen Schäden und Schwächen unserer Gesellschaftsordnung, Heilung gegen alle Verlogenheit und Streberei, gegen Mädchenverführer und Mitgiftjäger, Hetzpresse und kopflose Minister bringen soll. Was aber diese alleinseligmachende, alles befreiende Wahrheit im Grunde ist, wünscht seit Pilatus bis auf Gregors Wort die Welt noch immer zu hören. Allen Respekt vor der guten Gesinnung des Gesellschaftskritikers Fulda! Doppelten und dreifachen Respekt, wenn er in und aus dieser Gesinnung nur erst bessere, glaubwürdigere Gesellschaftsstücke zuwege brächte. „Maskerade“ hat uns nur eine reine Freude zurückgelassen: die Gewißheit, daß Hartmann entschlossen den Übergang in das ältere Charakterfach sucht. Sein Biederschuft Schellhorn reiht sich würdig den besten Leistungen von Karl La Roche an. Diese Schöpfung allein sichert Fuldas „Maskerade“ längere Dauer im Repertoire des Burgtheaters.

—m.

Deutsches Volkstheater. Raoul Auernheimer gehört zu den Schriftstellern, die die Wiener Note auf französischen Instrumenten spielen möchten. Der Einakter „In festen Händen“ ist ein denaturierter Schnitzler in Flaschen französischen Champagners abgezogen! Was soll man aber von einem Publikum halten, das Eduard Sées entzückendes, feines, geistvolles, warmherziges Lustspielchen beinahe ablehnte? Das Volkstheater hat schon lange kein vornehmeres, wertvolleres Lustspiel eingeführt als dieses „Elfte Gebot“. Das beste daran ist: es läuft dem Publikum nicht nach; die gewissen „ehernen Gesetze des Theaters“ werden mit wahrer Begeisterung nicht beachtet. Es ist alles so ungemein menschlich in diesem Stücke. Mit dem Zartgefühle und Schmelz des psychologischen Feinschmeckers entwickelt Sée den Fall einer unbefriedigten Ehe. Herr Kramer überbot sich. Er war herrlich soiniert und diskret; er gab damit im künstlerischen Sinne die Literatur des Stückes, im menschlichen die gewinnende Tadellosigkeit des Salons. —lz—

Raimundtheater. Ernst Gettke und Alexander Engel sind zwei bewährte Theaterpraktiker, die sich gut in die Hände arbeiten. Der eine weiß, was das große Publikum im Theater gerne hört, der andere versteht sich darauf, das gern Gehörte den Wienern in ihre Sprache zu übertragen. Auch ihre neue Kompagniearbeit, das Volksstück „Der Storch“, zieht zum größten Teile seinen Erfolg aus dieser

günstigen Konjunktur. Scherz und Ernst treten in glücklicher Mischung auf. Die Wiener haben dafür das Wort „Melange", und da dieses Wort an L'Arronge anklingt, so sei es gleich kurz und bündig herausgesagt, daß auch der „Storch" nichts anderes ist als eine klug berechnete L'Arrongiade, die allerdings durch einen pikanten Schwankeinschlag ein wenig modernisiert erscheint. Gebessert wird auf allen Linien, und auf allen Linien siegt die spießbürgerliche Geschäfts- und Familienmoral. Wir begrüßen aus „Mein Leopold" den stolzen Vater Weigel und seine kreuzbrave Tochter Marie, die von der Liebe eines Schustergesellen nicht lassen will. Bei Gettke und Engel hat das Liebesverhältnis der demokratisch gesinnten Tochter mit einem Werkführer ihres Vaters schon frühzeitige Folgen, und das Bestreben, diese zu vertuschen, gibt zu einigen lustigen Szenen Anlaß, die den sentimentalen Biedermeierton des ganzen Stückes glücklich paralisieren. Ein Akt, der in Italien spielt, bietet hübsche Kontrastwirkungen in der Milieuschilderung. Man merkte es der Darstellung an, daß der Direktor des Hauses nicht nur an der Urheberschaft, sondern auch an der Inszenierung des Stückes beteiligt war. Das flotte Zusammenspiel erhielt erhöhten Glanz durch die prächtigen Einzelleistungen der Damen Niese und Reingruber, sowie der Herren Thaller, Millmann, Homma und Balajthy.

—tr—

Französische Gastspiele. Frau Sarah Bernhardt war wieder in Wien und spielte im Carltheater an vier Abenden drei ihrer abgeleiertsten Rollen und eine für Wien neue. Und sie erzielte trotz erhöhten Preisen vier dicht besetzte Häuser. Die letzte Vorstellung — sie brachte die unvermeidliche „Cameliendame" — war sogar ausverkauft. Fürwahr, es geschehen noch Zeichen und Wunder. Einen Tag vorher eröffnete Herr de Max im Raimundtheater ein auf drei Abende berechnetes Gastspiel, das nach der zweiten Vorstellung abgebrochen werden mußte. Im Vorverkauf waren für sämtliche drei Vorstellungen nur 102 K eingegangen, und sowohl am ersten wie auch am zweiten Abend ließ sich das Parkett kaum zur Hälfte füllen, obgleich Wattierungsversuche unternommen worden waren. Herr de Max hatte zwar die Ungeschicklichkeit begangen, sein Gastspiel mit einer Aufführung des „Hamlet" zu eröffnen, die ihn und seine Gesellschaft bloßstellte. Er führte aber auch eine literarische Kuriosität in seinem Reisekoffer, von der man hätte meinen sollen, sie müsse bei ein paar hundert Leuten Interesse erregen: Racines Trauerspiel „Britannicus", das in Wien wohl seit mehr als einem Jahrhundert nicht aufgeführt worden ist und das man in der Darstellung von Franzosen gesehen haben muß, um die Grundlage der französischen Schauspielkunst kennen zu lernen. Es war in der Tat überaus belehrend, zu beobachten, mit welcher Hilflosigkeit die Franzosen dem „Hamlet" gegenüberstanden und wie wenig sie mit dem Rest der dramatischen Freiheit Shakespeares, den ihnen die Bearbeitung des Dumas übrig gelassen hat, anzufangen wußten, während sie tags darauf im konventionellen Zwang der Raceneschen Tragödie sich so wohl und sicher fühlten wie der Fisch im Wasser. Da wurde man gewahr, daß die vielgerühmte Tradition der Comédie française eigentlich nur eine Seite der Schauspielkunst ausgebildet hat: den Vortrag der Rede. Es war ein ästhetisches Vergnügen, zuzuhören, wie selbst die kleinsten Leute des de Max'schen Ensembles das gesprochene Wort meisterten. Um so greller stach davon die Lächerlichkeit der automatenhaft posierenden Marionetten ab, durch die Racine die wildbewegte Zeit Neros nach dem Geschmacke seiner vornehmen Zeitgenossen darstellen ließ, um mit seinem wohltemperierten Tyrannenhaß oben und unten gut anzukommen, und man begriff die Begeisterung, womit Richard Wagner nach einer Betrachtung des Unterschiedes zwischen Racine und Shakespeare den „deutschen Jüngling" Schillers begrüßte, der sich mit Verachtung dem Stolze Britanniens und der Pariser Sinnenverlockung gegenüberstellte, der nicht der Mann war, der „Fürstengunst" im Sinne eines Racine zu bedürfen, sondern berufen, „der Regeln Zwang" abzuwerfen und wie dort so hier im Völkerleben dem Zwange befreiend entgegenzutreten. Ach, lebte von dem abwehrenden Geiste jenes „deutschen Jünglings", der sich nicht an fremdes Laster verdingen lassen wollte, noch ein Fünkchen stolzen Selbstbewußtseins in uns, Frau Sarah Bernhardt könnte mit ihrer verkalkten Kunst und ihren schlechten Sensationsstücken nicht mehr Patti-Preise einheben. Zu unserer ästhetischen Entlastung muß allerdings gesagt werden, daß es wohl weniger unser Kunstgeschmack war, der in ihren Vorstellungen Befriedigung suchte als die Neugierde. Die von einer seltenen Lebensenergie erfüllte Frau hat in den letzten drei Jahrzehnten so viel von sich reden gemacht, daß man sie in ihren alten Tagen noch einmal gesehen haben wollte, bevor auch sie das Los alles Irdischen ereilt. Am empfindlichsten wurde diese Neugierde durch das neue Stück bestraft, das sich Frau Sarah Bernhardt von Sardou hat auf den Leib schreiben lassen. Ein roher gezimmertes Machwerk ward kaum noch auf der Bühne gesehen als »La sorcière«. Um einer einzigen hochnotpeinlichen Inquisitionsszene willen, die der »reine de l'attitude« Gelegenheit bietet, gegen Fanatismus und Aberglauben in Wort und Gebärde tragisch loszu-

donnern, mußte man sich drei Stunden lang von einem undefinirbar albernen Kolportage-roman anöden lassen. Wenn Frau Sarah Bernhardt wirklich zum letzten Male in Wien gegastet haben sollte, dann hat sie uns mit diesem schauerlichen Rundreisestück den Abschied leicht gemacht. —tr—

Sezession. Den Veranstaltern der XXI. Ausstellung kann ein doppelter Vorwurf nicht erspart werden. Was bisher den Ausstellungen der Sezession, unabhängig von dem Werte der Arbeiten, zumeist Reiz und Bedeutung verlieh, war der jeweils zugrunde liegende Plan. Es handelte sich nicht allein darum, gute Bilder geschmackvoll an abgestimmte Wände zu hängen. Die Bilder sollten auch in ihrer Gesamtheit, unbeschadet der individuellen Sonderheiten, ein Stückchen der geschichtlichen Entwicklung ausdrücken. Also einmal die Bemühungen um eine neue Naturanschauung aufzeigen, ein andermal gewisse Stilbestrebungen andeuten, kurz, Künstler und Kunstfreunde zu reineren Erkenntnissen erziehen. Auf diese edle Aufgabe wurde diesmal verzichtet. Die eine Ecke des ersten Saales beherrschen Trübners unvergänglich schöne Meisterwerke, gegenüber treibt mit koloristischen Witzen Gaston La Touche sein fades Spiel, in der dritten Ecke liest man neben gediegenen Simons auf einem schlechten Frauenporträt den Namen des ausgeglühten Besnard. Also nicht nur bunt nebeneinander, wie sie der Zufall zusammentrug, Bilder gegensätzlichster Art, sondern auch Bilder, die, zweifelhafter Qualitäten wegen, überhaupt in keine streng gesichtete Ausstellung gehören. Das streift den zweiten Vorwurf, der leider erhoben werden muß. Es sind in der Sezession gegenwärtig die Naturalisten Bacher, Engelhart, Nowak am Ruder. Man hat von ihnen eine Ausstellung herber, wirklichkeitsfroher, zugreifender Kunst erwartet und bekommt dafür Chikisten und Faiseure vorgesetzt, die bei unseren Künstlern und unserem Publikum nur zu leicht Gefallen finden. Es war überflüssig und ist nun gefährlich, daß ein ganzer Saal den Bildern von Jacques Emile Blanche eingeräumt wurde, der als vornehmer Amateur in Paris mehr seiner kostbaren Sammlungen wegen, denn als Maler geschätzt wird und mit sicherem Können stets auf der Grenze des Süßlichen balanziert. Und es bleibt vollends ein Rätsel, warum die 43 Arbeiten Montalds nach Wien gebracht wurden. War uns wissen zu lassen, so unabweisbares Bedürfnis, daß in Brüssel ein Eklektiker lebt, der Stilelemente von Crane, Watts, Puvis, Segantini und Minne zu Bildern vereint, die, je größer je schaler werden? Bleibt Anglada, dessen koloristische Extasen von sicherem zeichnerischen Können getragen werden, bei dem Goya und Degas Pate standen. Indem sie uns mit diesem außerordentlichen Spanier bekannt machte, der mit einem Schlage neben den Ruhm Zuloagas trat, hat die gegenwärtige Ausstellung wenigstens einen Programmpunkt unserer Sezession erfüllt. – Im Ver Sacrum-Zimmer sind liebe Wiener Ansichten von Karl Müller und Metzners meisterliche Schwind-Plakette zu sehen, auf der freilich der unter Dornen Gekreuzigte als Symbol der Schwindschen Märchenwelt befremdlich wirkt. h. h.

Künstlerhaus. Von der Herbstausstellung ist trotz der großen Menge malerischer und plastischer Arbeiten wenig zu melden. Der Eindruck des Bilderbasars ist nicht so stark wie sonst, aber noch wirken die Wände vielfach bepflastert und es scheint manchmal, als sei für das Hängen zweier Bilder das Metermaß und nicht koloristisches Gefühl entscheidend gewesen. Es fehlen nicht ganz schlechte, dafür aber ganz gute Bilder, der laue Durchschnitt herrscht vor. Am besten wirken die Arbeiten eines toten Mitgliedes und jene der jüngsten Gäste. Der Verstorbene ist Adolf Ditscheiner, der mit Schindler und Jettel Zimmermann-Schüler gewesen und in seinen Studien ein feines Gefühl für die Landschaft zeigt, das jedoch auf dem Wege von der Skizze zum Bilde meist verloren ging. Die Gäste sammeln sich im „Jungbund“, zu dessen Talenten besonders Otto Barth, Adolf Groß, Ludwig Wieden, Heinrich Comploj, Josef Danilowatz und Karl Hollitzer gehören. Aus der restlichen Masse bemalter Leinwand erheben sich die Bilder von Geller, Pippich, Ribarz, Tomec und Zoff. h. h.

Österreichische Rundschau, Heft 3. Redaktionsschluß 12. November 1904. Ausgegeben 17. November 1904.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags.
Verlag: Carl Konegen. Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V. Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 4: 19. November 1904.

Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung.

Von Prof. Dr. Friedrich Freiherrn von Wieser.

II.

Die politische Geschichte Österreichs bis zur nationalen Krise.

Auch Österreich ist in seinen Ursprüngen ein Militärstaat, es ist im Kampf geboren worden und gewachsen. Als deutsche Ostmark wurde es den Ungarn abgerungen und von den Babenbergern in beständigen Fehden behauptet und erweitert, das Babenbergsche Erbe wurde von den Habsburgern in der blutigen Schlacht auf dem Marchfelde angetreten. Daß es durch die Vereinigung mit den Kronen von Böhmen und Ungarn aus einer fürstlichen Hausmacht zu einem Großstaat erhoben wurde, auch das ist im letzten Grunde durch die Waffen entschieden worden; jenes so oft wiederholte Spottwort, daß Österreich sein Glück durch die Ehe mache, während die andern sich im Kriege bemühen müssen, trifft die Wahrheit nicht, wenigstens so weit es sich auf die Doppelheirat von Kaiser Max' Kinder beziehen soll. Nicht nur daß diese eine politische Heirat war, geschlossen zwischen starken Mächten, um sich durch die Vereinigung gegen drohende äußere Gefahr noch weiter zu stärken, eine Heirat, auf die ein schwächlicher Bewerber sich vergebens Hoffnungen gemacht hätte, so hat der ganze Besitz, auf den der Ehering Anspruch gab, späterhin erst noch durch das Schwert gewonnen werden müssen, um ihn vollends zu besitzen, Ungarn in jahrhundertlangem Ringen gegen die Türken und die mit ihnen verbündeten Ungarn selbst, und Böhmen in dem schrecklichsten aller Kriege, im dreißigjährigen Weltkrieg. Die entsetzlichen Greuel dieses Krieges, in denen so viele Leben verlorengingen, so viel Hab und Gut zerstört und die religiöse und bürgerliche Freiheit in Österreich für lange erstickt wurde, trüben unsern Blick und wir nehmen nicht leicht wahr, daß aus den Trümmern das staatliche Gefüge des modernen Österreich aufgebaut wurde. Dieser Krieg war eine Revolution, mit den vernichtenden und den zeugenden Kräften einer solchen.

Von seinen weittragenden Folgen für die innere Geschichte Österreichs hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit am meisten derjenigen zugewendet, die gleich zu Beginn eingetreten ist, indem durch die Schlacht auf dem Weißen Berg der Traum des Winterkönigs zerstört und Böhmen wieder an das Haus Habsburg zurück-

gegeben wurde. Aber diese Schlacht, in einer Stunde und nur mit Hilfe des Heeres der Liga gewonnen, hätte die ungeheure Vergrößerung der kaiserlichen Macht, die sich als letzte Folge ergab, niemals herbeiführen können, wenn nicht ihre einleitende Entscheidung durch den Ausgang des noch eine Generation hindurch wütenden Krieges die weltgeschichtliche Sanktion erhalten hätte. Der Dynastie gelang es, gegen die immer neu auftretenden Feinde aus dem halben Europa ihren Besitz fast ungeschmälert zu behaupten; Österreich ist aus dem Westfälischen Frieden mit nur wenig verringerten Grenzen hervorgegangen, und diese Bestimmung des Friedensschlusses hat ihre Lebenskraft bis auf den heutigen Tag behauptet, während die Schweden das ihnen zugesprochene Pommern längst verloren haben und wieder in die Stille ihrer Halbinsel zurückgewiesen sind, während Frankreich die gegen die deutsche Grenze gewonnenen Vorteile auch schon zurückgeben mußte und während die über das innere Wesen Deutschlands getroffenen Beschlüsse durch die Begründung des neuen Reiches außer Kraft gesetzt worden sind.

Österreich ist aus dem Krieg nicht nur äußerlich kaum geschmälert, sondern es ist auch in sich geeinigt hervorgegangen, der Krieg selber lieferte dem Kaiser die Waffe, die ihn forthin von dem Belieben der Länder, von den ständischen Aufgeboten unabhängig stellte und ihn zu einem machtvollen Fürsten erhob, was alle die österreichischen Habsburger vor Ferdinand II., trotz des Glanzes der Kaiserkrone, nicht gewesen waren. Es ist Wallenstein, der der Dynastie die Waffe geschmiedet hat, eine Gestalt, deren ganze geschichtliche Bedeutung in Österreich vielleicht noch nicht gewürdigt ist. An düsterer kriegerischer Größe nur mit Napoleon vergleichbar, hat er das Heer, das diesem die Revolution vorbereitet hatte, erst aus dem Boden stampfen müssen; und wenn es ihm auch nicht wie Napoleon gelungen ist, für sich selbst einen Thron zu begründen, so hat er doch als sein Erbe die Armee hinterlassen, in deren Lager damals schon Österreich war. Die deutschen katholischen Fürsten fühlten es wohl, daß Ferdinand mit der Wallensteinschen Armee ihnen ein zu mächtiger Herr geworden war, und sie erzwangen die Entlassung des furchtbaren Mannes, aber er mußte wieder berufen werden, um Österreich vor Gustav Adolf zu retten. Nach der Feuertaufe von Nürnberg und Lützen beginnt der Siegeslauf der kaiserlichen Waffen, aus der Wallensteinschen Armee wird die glorreiche kaiserliche Armee, die die Schweden bei Nördlingen bezwang, die die Türkensiege erfocht, Wien befreite, Ungarn eroberte, die im spanischen Erbfolgekrieg Ludwig XIV. demütigte, die im österreichischen Erbfolgekrieg das habsburgische Erbe gegen eine Welt von Feinden für das Haus Lothringen rettete, die den Kern der Koalitionen gegen die französische Revolution und Napoleon bildete, die den nie besiegten Weltbezwinger bei Aspern schlug und in der Völkerschlacht von Leipzig führte und triumphierte.

Jeder Sieg, den die Armee gegen die äußeren Feinde erfocht, erhöhte im Innern die Macht des Kaisers gegen die Stände, die Macht des Ganzen gegen die Teile. Nach dem Wiener Kongreß war Franz I., in dem Glanze des endlichen

Sieges, zugleich der absolute Herrscher all seiner weiten, jetzt erst zu einem Reiche geeinigten Länder. Er war nicht mehr König von Ungarn und von Böhmen, Erzherzog und Markgraf, er durfte die Summe seiner Titel ziehen, die Einzelheiten löschen und sich mit vollstem Recht Kaiser von Österreich nennen.

Es hat harte Mühe gekostet, Österreich zu gründen, mehr als irgend eines der europäischen Reiche. Überall sonst waren die Umrisse des Staatskörpers durch die natürliche Abgrenzung des Bodens oder durch die Einheit von Sprache und Geschichte deutlicher vorgezeichnet, bei den meisten war schon von den Römern her die grundlegende Arbeit getan. Das Gebiet Österreichs greift aus dem Donaubette nach Norden und Süden über die Gebirgszüge der Sudeten, Karpathen und Alpen hinaus; durch dieses Gebiet hatten die Wege der Völkerwanderung und nachher der Avaren- und Türkeneinbrüche geführt und auf diesen Wegen alle alten Ordnungen zerstört und die Ansiedlungen der Reste der alten Einwohner mit denen der späteren Eindringlinge wirr durcheinander geworfen, wie die Trümmer menschlichen Besitzes und von Fels und Schutt nach einem Wassereinbruch. Im Norden die Tschechen, ein vorgeschobener slawischer Posten, durch die mittelalterliche deutsche Rückwanderung von den anderen Slawen fast abgeschnitten, im Süden Rumänen als letzter Rest altrömischer Kolonisation neben Südslawen, soweit sie die kaiserlichen Waffen aus dem Türkenjoch freigemacht hatten, dem Meer entlang Italiener, zum Teil von den venetianischen Handelseroberungen her, zwischen Nord- und Südslawen die Magyaren, so wie sie sich auf ihrem Wanderzug eingekeilt hatten, ganz östlich die Polen und Ruthenen, so weit sie bei der Teilung an Österreich gekommen waren, und weithin verstreut deutsche Kolonien und angrenzend an das alte Reich die geschlossenen deutschen Stammländer, die sich mit der Dynastie vom Grundstock des Reiches geschichtlich abgelöst haben. Die Stiftung der deutschen Ostmark durch Kaiser Karl hat reichliche Früchte getragen, die Grenzmark hat sich zu einem zweiten, selbständigen Kaisertum ausgewachsen.

Die kühnste Phantasie hätte es nicht wagen dürfen, das Bild Österreichs so zu entwerfen, wie es die Wirklichkeit der Geschichte in die europäische Landkarte eingezeichnet hat, und doch müssen wir sagen, daß nicht der Zufall oder rohe Gewalt, sondern daß zwingende Notwendigkeit den Griffel geführt hat. Kein Staat kann bloß durch rohe Gewalt aufgebaut oder gar auf die Dauer erhalten werden; brutale Politik und reale Politik decken sich nicht, weder früher noch jetzt. Die Gründung Österreichs läßt sich, so wie wir sie heute zurückverfolgen und verstehen können, als Schulbeispiel politischer Arithmetik geben. Österreich mußte zu stande kommen, weil die kleineren Staaten, die naturwüchsig aufgekommen waren, in der Not der Zeiten, der Türkenkriege und der europäischen Konflikte sich als zu schwach erwiesen und daher trotz ihrer inneren Ungleichheit zu einem großen machtvollen Reiche verschmolzen wurden, durch Wahl, durch Heirat, durch inneren und äußeren Krieg, durch die verschiedensten Mittel, in denen sich immer die gleiche Notwendigkeit verkörperte. Das Rechenexempel hat Fürsten und Völker, Staatsmänner und

Feldherren durch Jahrhunderte in Atem gehalten und ist auch von außen her des öfteren hart geprüft und richtig befunden worden. Die gefundene Lösung ist, nachdem die Wunden verschmerzt waren, die die inneren Kriege geschlagen hatten, zuletzt von allen Völkern gutgeheißen worden, sie fanden sich im gemeinsamen dynastischen Gefühl, in einem österreichischen Staatsgefühl zusammen.

Österreich war nicht nur schwerer zu begründen, es war auch im Innern schwerer zu regieren als andere Staaten. Schon die große Verschiedenartigkeit der einzelnen Teile mußte zu schaffen geben, überhaupt war der Aufbau des Reiches seiner inneren Entwicklung vorangeeilt. Böhmen nach dem Dreißigjährigen Kriege, aller den Türken abgenommene Boden war verarmt, Slawen und Magyaren waren zurückgeblieben, auch die Deutschen, seit der Gegenreformation vom Schwesterboden des Reiches abgeschnitten, haben die allgemeine geistige Erhebung nicht mitgemacht, die dort der religiösen Bewegung folgte. Natürlich war zur Lösung der inneren Aufgaben vor allem die Regierung berufen, sie hätte sich in ihrer Machtstellung vergeben, wenn sie freiere Selbstverwaltung hätte aufkommen lassen. Dafür wuchs ihr aber auch zu ihrer militärischen Hoheit noch die ganze Gewalt der Friedenshoheit zu. Alles, was in der Bevölkerung an Talenten zur Öffentlichkeit vorhanden war, war für die weiten Aufgaben des Staates im Heer und in der Verwaltung in Anspruch genommen und verstärkte das Ansehen der Regierung.

Die Habsburger haben, alles in allem, die Aufgaben der inneren Verwaltung vortrefflich erfüllt, sie haben ein tüchtiges bürgerliches Regiment geführt, nach der Bildung der Zeit, so weit eine katholische Macht ihr zu folgen vermochte. Die öffentlichen Einrichtungen Österreichs sind durch Jahrhunderte hinter denen der deutschen Staaten nicht zurückgeblieben, im Gegenteil, sie sind ihnen oft vorangeeilt und waren ihre Muster. Kaiser Max und seine weniger volkstümlich gewordenen, aber nicht minder hervorragenden unmittelbaren Nachfolger haben den jungen Großstaat für den Übergang vom Mittelalter zur neuen Zeit eingerichtet, beim Ausgang zur neuesten Zeit, in der Periode der Aufklärung, hatte das Reich das Glück, in der letzten Habsburgerin und dem ersten Lothringer auf dem Throne die höchsten Regententugenden zu genießen und in vollen Zügen die Schöpfungen einer modernen Verwaltung zu empfangen.

Von diesem allgemeinen Urteil über die innere Politik sind zwei große und entscheidende Geschichtsabschnitte auszunehmen. Der eine ist der der Gegenreformation. Was durch diese den Völkern Österreichs an Kräften und Hoffnungen entrissen wurde, läßt sich gar nicht mehr ermessen, bis dahin hatten die Deutschen im Reich vor denen in Österreich keinen Vorsprung gewonnen gehabt, von hier an gehen ihre geistigen Wege auseinander und die Österreicher sind durch lange Zeit zurückgeblieben. Aber die Regierung handelte doch nur nach dem harten Sinn des Jahrhunderts, und es galt einen großen Einsatz, den sie gewann, sie hat damals den österreichischen Einheitsstaat begründet. Anders in dem zweiten Abschnitt, nach der französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen: Die Metternichsche

Regierung hat mit ihrer Zeit nicht Schritt gehalten, sie ist in solchem Maße und so andauernd zurückgeblieben, daß sie die festbegründete Überlieferung des österreichischen Staatsgedankens an einer Reihe von Stellen unterbrochen hat. Von dem großen Aufwand, den die Gründung und Entwicklung des Staates gekostet hatte, hat sie einen nicht unbeträchtlichen Teil vertan, einige von den wichtigsten Errungenschaften des österreichischen Staatslebens wurden durch sie preisgegeben.

Durch die Metternichsche Regierung ist die alte geschichtliche Vorherrschaft Österreichs in Italien und Deutschland preisgegeben worden. Noch auf dem Wiener Kongreß wurde sie von dem vereinigten Europa feierlich bestätigt, weil auf dem Staate noch der Glanz seiner großen Zeit lag; eine Generation später, nach einem Menschenalter des Friedens, war sie ohne Kampf innerlich verlorengegangen. Das Jahr 1848 zeigte, daß in Italien Piemont, in Deutschland Preußen die Führung über die Geister besaß. Nur die leeren Formen der Vorherrschaft waren noch zurückgeblieben, auch sie sind bald darauf bei Solferino und bei Königgrätz gefallen. In dem deutlichen Bewußtsein, daß sie bis auf die Wurzel abgedorrt seien, hat sich Österreich beim ersten Waffengang beschieden und gar keinen Versuch mehr gemacht, sie wieder zu gewinnen.

Im Innern, den eigenen Völkern gegenüber, hat die Metternichsche Regierung ganz ebenso das Ansehen einer langen ruhmvollen Geschichte preisgegeben. Ein Jahrhundert vorher, vor Maria Theresia und Josef, wäre seine Staatskunst auf der Höhe der Zeit gewesen, in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, gegenüber dem unaufhaltsamen Flusse der Geister reichte sie nicht mehr aus, am wenigsten in Österreich, für dessen Völker so viel zu tun war. Wenn die Regierung in Österreich stockte, so hatte das schlimmere Folgen als in irgend einem deutschen Staate, wo überall das Bürgertum weit genug war, um sich selber zu helfen. In den protestantischen Staaten war die Monarchie durch eine volkstümlichere Kirche gestützt, die katholische Kirche in Österreich war fast zu einer Paganenkirche geworden, die kaum irgend einen Einfluß mehr auf die Gebildeten hatte. Die preußische Regierung hatte nach der unglücklichen Schlacht von Jena sich selber reformiert und war trotz ihrer Haltung als Mitglied der heiligen Allianz so festgewurzelt geblieben, daß sie der liberalen Bewegung standzuhalten vermochte. Wie in der auswärtigen Politik starke Bundesgenossen, so braucht jede Regierung in der inneren starke Parteien, die auf ihrer Seite stehen; in Preußen war eine kräftige konservative Partei erhalten worden, mit ihren junkerlichen Auswüchsen, aber doch auch voll Tüchtigkeit. Was sie war, hat sie dadurch bewiesen, daß sie einen Bismarck hervorgebracht und daß sie ihm die längste Zeit Gefolgschaft geleistet hat. In Österreich dagegen gab es, als Metternich fiel, keine konservative Partei, die lebensfähig gewesen wäre. Daß der leitende Minister fiel, daß man revolutionären Strömungen einmal nachgeben mußte, hätte nicht zu viel auf sich gehabt. Solchen Schwankungen ist jedes Staatswesen dann und wann ausgesetzt, sie werden von einem festen Bau überwunden wie ein leichtes Erdbeben. In der 1848er Bewegung war auch — so wie

in Preußen und Deutschland — das dynastische Gefühl bei einem Teile der Bevölkerung ins Schwanken gekommen, aber die Überlieferung der Jahrhunderte hat bald ihr Recht wieder gewonnen und die republikanischen Bestrebungen sind unter dem Drucke des dynastischen Massengefühles verschwunden. Dagegen hat im übrigen die durch Jahrzehnte währende Mißregierung die Überlieferung der Regierungsautorität dauernd unterbrochen, alle die Pfeiler des alten Systems waren untergraben oder vermorscht, bei den Versuchen, die nach dem Jahre 1848 noch gemacht wurden, das alte System zu halten, stürzte einer nach dem andern ein. Ob man wollte oder nicht, es blieb kein anderer Weg, als die Regierung auf die neue, ganz unerprobte Unterlage des Parlaments und der Volkswahl zu stellen. Die Völker, die so lange bevormundet waren, mußten in aller Eile mündig gesprochen werden, ohne daß sie irgendwie zur Selbständigkeit erzogen worden wären.

Vielleicht muß man noch weitergehen und sagen, daß in Österreich die Entwicklung zum Parlamentarismus nicht nur von außen zurückgehalten worden war, sondern daß das Volk nach seiner ganzen inneren Anlage einen geringeren Beruf hiezu mitbringt. Zum mindesten der Deutschösterreicher — von ihm allein will ich hier sprechen, bei den anderen Stämmen ist durch die nationale Bewegung manches anders bedingt — scheint für die große Öffentlichkeit in jeder Form nicht so recht geschaffen. Wer ihn nur etwas näher kennt, weiß, wie sehr er sich überall, auch dort, wohin die Ausstrahlungen des staatlichen Einflusses nicht mehr reichen können, am liebsten auf sich und einen kleinen Kreis zurückzieht. Ich erinnere mich, vor langen Jahren einmal die Auseinandersetzungen eines scharfsinnigen Beobachters des Wiener Lebens gelesen zu haben, der zeigte, daß unsere „Gemütlichkeit" nichts mit Geselligkeit zu tun habe; das Erste, was der Wiener tue, wenn er ins Gasthaus eintrete, sei, einen Tisch für sich allein zu suchen, er vermeide die Table d'hote und ziehe es vor, nach der Karte zu speisen, obwohl er hiefür mehr bezahlen müsse. Ich schweife nicht von meinem Gegenstande ab, wenn ich hievon spreche. Das Innerste der Persönlichkeit verrät sich in all ihren Äußerungen, auf welchem Gebiete immer; Geselligkeit ist die Grunderscheinung der Gesellschaftlichkeit, des Berufes zur Öffentlichkeit und zum gemeinsamen Wirken. Der Österreicher läßt sich gerne in seiner Weise gehen; dort, wo er das kann, ist es in seiner Nähe lebenswarm, darin besteht seine „Gemütlichkeit", aber wo er es nicht kann, wo er gesellschaftliche Formen erfüllen soll, wird er leicht scheu und kommt nicht recht aus sich heraus, in einem zu großen Kreise ist es mit seiner Kunst, sich behaglich mitzuteilen, meist zu Ende. Wo immer man des Sommers in unseren Alpen, in Sommerfrischen oder Schutzhütten Reichsdeutsche und Deutschösterreicher zahlreicher zusammentreffen sieht, dort wird man ganz gewöhnlich sehen, daß die ersteren sich leicht in ein Beisammensein schicken und daß dabei doch jeder in aller Regel seinen Willen fest zu behaupten weiß, während der Österreicher die Formen des Verkehrs ungern übt, lieber abseits bleibt und darauf verzichtet, sich zur Geltung zu bringen. Und so wird es ihm

auch im politischen Leben schwerer, sich an die gemeinsame Tafel zu setzen, und weil sich öffentliche Einrichtungen nicht gut einzeln servieren lassen, muß er dann wohl sein Verlangen nach persönlicher Ungebundenheit mit einem größeren Verluste an politischer Freiheit bezahlen. Politische Freiheit heißt bürgerliche Freiheit und setzt eben Bürgertum voraus, Mitbürgertum, gemeinsames Wirken, Sinn für die Öffentlichkeit und ihre Pflichten.

Es ist mit der geistigen Arbeit des Österreichers fast ebenso, er tut sie am liebsten für sich allein, von anderen abgesondert. Grillparzer, der größte Dichter, den die Deutschösterreicher hervorgebracht haben, zeigt uns ganz den Typus ihres Wesens, freilich noch in krankhafter Steigerung. Um seine innere Welt zu wahren, von der er sich nicht das mindeste verkümmern lassen will, zieht er sich in schweigende Einsamkeit vor fremder Berührung zurück. Wer möchte es entscheiden, wie viel davon bei ihm — und ebenso bei seinem Volksstamm — auf die Widrigkeit der äußeren Umstände und wie viel auf das innerste eigene Wesen zu rechnen ist?

Grillparzer, der sein Volk mit dem sehenden Auge des Dichters erkannte, hat uns von ihm eine Schilderung gegeben, die als klassisches Zeugnis gelten darf. Ich meine keine der vielen Anklagen, die er im Unmut gegen alles richten konnte, was ihn umgab, ich meine jene bekannten schönen Verse aus „König Ottokars Glück und Ende“, in denen er den Chronisten Ottokar von Horneck den siegenden Habsburger begrüßen und österreichisches Land und Volk beschreiben läßt. Hier spricht Grillparzer, sich über die böse Laune des Tages erhebend, sein Innerstes aus und zeigt uns, wie er sein Volk liebt und daß er weiß, warum er es liebt. Er preist den klaren, ungetrübten Blick des Österreichers, der, nicht irregeführt durch bloße Lehrmeinungen, wie sie andere „in Büchern lasen“, das Wesentliche der Dinge trifft, „was nottut und was Gott gefällt“; darin nimmt er es mit jedem auf — „denkt sich sein Teil und läßt die andern reden“. Ja, so ist der Österreicher, aber was Grillparzer als seinen Vorzug preist, ist das nicht auch seine Schwäche? Der tüchtige Österreicher liebt es, in einer Mischung von Bescheidenheit und Hochmut, sein besseres Wissen still für sich zu behalten, indem er die Reden der „andern“, die Reden des Tages geringschätzig belächelt. Er belügt sich damit selber, weil er sich nicht gestehen will, daß sie, die ihm in sich nichts anhaben können, im öffentlichen Leben eine Macht sind. Erst die Gefahr reizt ihn, hervorzutreten. Einem Volke, das seine beste Kraft immer nur in den schwersten Stunden für die allgemeinen Angelegenheiten einsetzt, wird der Weg bis zu den Höhen des öffentlichen Lebens so lange und so wechselvoll gemacht sein, wie der, den Grillparzers Dichtername zurückzulegen hatte, ehe er seinen vollen Ruhm erhielt.

Wie sich damals, im Jahre 1848, die Dinge im einzelnen zugetragen, habe ich hier nicht zu erzählen. Ohne Ideen, ohne Geld, mit leerem Kopf und leerer Kasse wurde die Regierung von den Ereignissen überrascht. So wenig die Völker auch vorbereitet sein mochten, eine parlamentarische Regierung zu bilden, so war

die bestehende Regierung noch viel weniger geeignet, sich aufrecht zu halten, ihre Hilflosigkeit war vollkommen, und dadurch erhielten die Neuerer wenigstens für kurze Zeit das Übergewicht. Nur die Armee bewährte sich noch, sie zeigte sich in Italien dem Feinde glänzend überlegen und bewältigte endlich auch Ungarn. Ihre Erfolge machten es noch einmal möglich, zum Absolutismus zurückzukehren. Inzwischen aber mußte der Wunsch der Völker erfüllt werden, und fast über Nacht erhielten sie eine Verfassung.

Die erste Probe auf die Verfassung haben sie überraschend gut bestanden. Sie hatten die Wahlen für die Frankfurter Paulskirche und zum Wiener Parlament zu vollziehen, und niemals nachher sind Wahlen in Österreich mit solchem Glück vollzogen worden. Es muß überraschen und erklärt sich doch wieder ganz natürlich. In so neuen Verhältnissen wählt die Menge eigentlich noch nicht aus sich heraus, sie akklamiert diejenigen, die ihr von den leitenden Komitees, von den Klubs, den eingeweihten Zirkeln empfohlen werden; das gleiche kann man bei jeder jungen Partei immer wieder beobachten, der es gelingt, aus dem engen Kreise der ersten begeisterten Gründer und ihrer Jünger auf die Masse Einfluß zu gewinnen. Die Wortführer des Tages wurden gewählt und diejenigen, die von diesen aus ihren Anhängern ausgelesen worden waren; und da die Lage ernst und gefährlich war, so befanden sich gerade unter denen, die sich in die vordersten Reihen drängten, sehr viele Männer oder Jünglinge von hervorragendem Eifer, Mut und Talent. Die Abgeordneten von 1848, die akademischen Legionäre, alle die Kämpfer, deren Namen uns noch heute selbst über das Meer herüber mit einem eigentümlichen Zauber klingen, haben den österreichischen Völkern, den deutschen und auch den übrigen, für eine Generation ihre politischen Führer gegeben; die Generation der Söhne und Enkel ist im Vergleich zu jener an parlamentarischen Größen arm geblieben. Jede Zeit hat ihre besondere Richtung, nach der sie die großen Talente hinzieht und für die sie gerade auch die werdenden Talente der Jugend erweckt. Damals hat der stürmische Atem der Revolution begeisternd nach der Richtung der Politik den Weg gewiesen, in der trüben Verworrenheit der späteren Tage hat man andere Ziele gesucht.

Vorerst hatten die Gewählten der Revolution nur kurze Zeit, um ihre Fähigkeiten zu erproben. Nach den Siegen in Italien und Ungarn wurden sie nach Hause geschickt, und der Kaiser regierte wieder als absoluter Fürst. Aber alle Versuche, die gemacht wurden, das absolute System zu retten, schlugen fehl.

Der erste und bedeutsamste Versuch wurde mit dem Ministerium Bach gemacht. Es hatte die Aufgabe, die Bevölkerung mit dem Absolutismus durch eine moderne Verwaltung zu versöhnen. Im öffentlichen Urteil ist es als reaktionär verschrien und durch die Erinnerung an das Konkordat und die Finanznot sowie vor allem an die Art und Weise gerichtet, mit der es die Staatspolizei handhabte. Man muß aber anerkennen, daß das Ministerium seine Aufgabe auf allen Verwaltungsgebieten, auf denen es durch die ihm gewiesene absolutistische Richtung nicht gebunden war,

auf das glänzendste erfüllte. Es hat sehr vieles im modernen Geiste geschaffen, aus dem Programme des Liberalismus heraus, es hat sehr vieles für die Aufschließung der wirtschaftlichen Hilfsquellen des Reiches getan; die Neuaufrichtung unserer Hoch- und Mittelschulen ist für sich allein schon eine große, folgenreiche Tat. Durch alle seine Leistungen aber vermochte es die Regierungsfähigkeit des alten Systems nicht zu erweisen. Es war nicht eigentlich aus Elementen der alten Zeit gebildet, der leitende Mann des Kabinetes, Alexander Bach, eines der größten Verwaltungstalente, die Österreich besessen hat, war ein Überläufer aus dem liberalen Lager, der Finanzminister Bruck ein Ausländer. Die herrschenden Klassen von früher, der konservative Adel und die Kirche, blieben nach wie vor außer Fühlung mit den Forderungen der Zeit und zeigten sich arm an brauchbaren Männern. Trat dies nicht deutlich hervor, als die konservative Partei in der Sistierungsperiode die Regierung zu besetzen hatte? Die Wartezeit, die das Ministerium Bach den alten Parteien verschafft hatte, um sich zu modernisieren, war vergebens verstrichen, sie zeigten sich unfähig, um die Brücke vom alten zum neuen Staate zu schlagen, der Nachweis war erbracht, daß unter ihrer Leitung der Staatsbau zusammenzustürzen drohte, und andere Werkmeister mußten berufen werden, um ihn zu stützen und auszubauen.

Der weitere Verlauf der Dinge wurde durch die äußere Politik bestimmt, der es ja häufig zufällt, für den Erfolg oder Mißerfolg der inneren Politik auf dem Schlachtfeld das Maß zu empfangen. Die ererbte Vorherrschaft in Deutschland und Italien, wo der Staat jede geistige Führung verloren hatte, war nur durch die Waffen zu behaupten. Eine unglückliche Diplomatie beraubte ihn durch ihre Haltung im Krimkriege seiner Bundesgenossen, vergeudete dabei seine ohnedies schwachen finanziellen Mittel und führte endlich zu den Katastrophen von 1859 und 1866. Damit war dem alten System der letzte Halt entzogen, weil nun auch die Armee versagt hatte, die zwar ihre alten Soldatentugenden bewährte, aber dennoch weder dem französischen Troupier noch vollends der kriegswissenschaftlichen Führung und Ausbildung des preußischen Heeres standhielt. Es wurde klar, daß das alte Regime nicht einmal vermocht hatte, die Armee technisch und organisatorisch auf der Höhe der Zeit zu halten. In sich zusammengebrochen, verlor der alte Staat jedes Zutrauen zu sich, jede Herrschaft über die Geister, überstürzt wurde der ungarische Ausgleich geschlossen, und diesseits wie jenseits der Leitha erhielten die Völker, was Preußen und das Deutsche Reich seiner um so viel gereifteren Bürgerschaft niemals zugestanden hat, eine parlamentarische Regierung.

In Ungarn fiel die Herrschaft den Magyaren zu. Sie hatten durch die längerdauernde ständische Überlieferung, durch die Selbstverwaltung der Komitate, durch die Einrichtung des revolutionären Staates von 1848 eine höhere politische Schulung, sie hatten in ihrem nationalgesinnten Adel, der fast durch das ganze Land — auch in den nichtmagyarischen Gebieten — reich begütert war und überwiegenden Einfluß besaß, eine geborene volkstümlich herrschende Klasse, in den überlebenden

Kriegern von 1848 eine politische Kerntruppe und in den Führern von damals ihre anerkannten Leiter. Vor allem aber war das ganze Volk durch seine nationale Leidenschaft geeinigt und wirkte in urwüchsigem Instinkt auf dem Jagdpfade der Politik zu einem Plan zusammen, die Radikalen, um als lärmende Treiber das Wild aufzuscheuchen, die Gemäßigten, um es als vornehme Schützen zu erlegen. In jeder anderen Hinsicht, an Menschenzahl, Reichtum und allgemeiner Bildung hinter der westlichen Reichshälfte zurückstehend, erwiesen sie sich nicht dennoch als die politisch überlegene Nation? Sie zeigten sich fähig, ihren Staat zu leiten und ihn zu benützen, um ihre Hilfsmittel in ungeahnter Weise zu steigern, um zahlreiche Bürger der fremden Nationalitäten erst ihrem Staatsgedanken und sodann selbst ihrer Nationalität zu gewinnen, um ihre Kultur, ihren Reichtum zu heben.

In Österreich wurden die Deutschliberalen an die Regierung berufen, die unter den jungen Parteien am kräftigsten entwickelt waren. Mit Begeisterung wurde die Verfassung begrüßt, im hellen Jugendmut glaubte man alles gewonnen zu haben und steuerte „mit tausend Segeln" der Zukunft entgegen.

Heute ist nur noch ein Rest der altliberalen Partei um die ursprüngliche Flagge versammelt. Wird es ihm wenigstens beschieden sein, „still mit gerettetem Mast" in den Hafen zurückzukehren? Und läßt sich nicht erkennen, woran diese mächtige Partei zugrunde gegangen ist? Ihre Gegner sagen, an ihren Sünden, an der Korruption, am eigensüchtigen Mißbrauch ihrer Macht. Viel eher könnte man sagen, daß sie — als Partei — ihre Macht nicht für sich zu gebrauchen verstand. In Ungarn haben die Berater der Nation staatsklug mit den Notwendigkeiten gerechnet, sie haben, wenigstens vorläufig, dem Reiche gegeben, was sie ihm geben mußten — erst heute wagt die Nation den Kampf um die Armee, und es fragt sich, ob dies nicht ein Zeichen dafür ist, daß sie den staatsmännischen Sinn für das Mögliche verloren hat — sie haben mit den Kroaten, in deren Sprachgebiet ihnen die Voraussetzung zur vollen Herrschaft fehlte, einen Ausgleich geschlossen, bei dem sie auf das Unerreichbare verzichteten, aber sie haben dafür überall sonst von ihren Herrschaftsmitteln für ihren nationalen Staat rücksichtslosen Gebrauch gemacht. Diesseits der Leitha wurde anders regiert. Die Verfassung erhielt allerdings in der Verteilung der Mandate, insbesondere durch die Einrichtung der Interessenvertretung und der bevorzugten Kurien, Bestimmungen, von denen — wie sich später zeigte, ohne Grund — vielleicht erwartet wurde, daß sie die deutschliberale Mehrheit sichern sollten, im übrigen aber bedeuteten ihre allgemeinen Grundsätze nicht Realpolitik, sondern Schulpolitik. Das liberale Schulprogramm wurde verwirklicht, wie es anderwärts auf dem Kontinent ausgebildet war, ein Programm, das gar nicht darauf ausging, eine starke Regierung zu bilden, sondern das eher den Interessen der Volksopposition diente und das in Österreich vollends nicht paßte, falls man es darauf anlegen wollte, die Liberalen an der Regierung zu halten. Gewiß war es den Deutschliberalen in Österreich nicht so leicht gemacht als den Magyaren in

Ungarn, die Verfassung nach ihrem Willen zu bilden, sie hatten gegenüber den gegnerischen Einflüssen niemals die volle Freiheit der Verfügung, aber sie fühlten sich gerade mit jenen entscheidendsten Bestimmungen im vollsten Einklang — über die freie Gemeinde, über die neue Schule — die den Gegnern die Unterlagen für die ungehemmte Entwicklung und zur künftigen Übermacht lieferten. Während sie so in den doktrinären Grundsätzen die folgenschwersten Einräumungen machten, konnten sie sich in der Tagespolitik fast zu keinem Zugeständnisse entschließen. In den Prinzipien schrankenlos liberal, waren sie praktisch ebenso engherzig und immer ohne Voraussicht für die Zukunft — es ist keine Entschuldigung für sie, daß ihre Fehler durch die ihrer Gegner reichlich aufgewogen wurden. Welch ganz anderen Verlauf hätten die Dinge genommen, wenn die Deutschen mit den Tschechen beizeiten einen billigen Ausgleich geschlossen hätten! Kein Geringerer als Bismarck hat den Deutschen in Österreich den Rat gegeben, sich mit den anderen Nationen zu vertragen. Sie konnten den Ausgleich mit den Tschechen ursprünglich wohl mit einem Teile der Zugeständnisse haben, die sich diese später, als sie mächtiger geworden waren, erwirkten, sie konnten diese oder doch die Gemäßigten unter ihnen vielleicht mit sich und der Verfassung versöhnen, an ihnen Bundesgenossen gewinnen und selber an der Macht bleiben.

Der Deutsche in Österreich ist heute Realpolitiker geworden oder nennt sich doch einen solchen. Er denkt zwar auch heute noch nicht daran, Verbündete zu werben, um an die Macht zu kommen, aber er empfindet es bitter, daß die alte Verfassungspartei damals die Trümpfe der Macht aus ihrer Hand gegeben hat und rechnet ihr daher von allen ihren Fehlern gerade ihren liberalen Doktrinarismus zum Vorwurf an; und gerade er darf ihr am wenigsten zur Last gelegt werden. Die Verfassungspartei hat insoweit nur im Sinne ihrer Zeit gehandelt, im Sinne der klassischen deutschen Überlieferung, mehr für die Kultur zu arbeiten als für staatliche Macht, in einem Sinne für das Allgemeine und Gerechte, der den germanischen Stamm vor anderen auszeichnet und der ihn daher vor anderen zur Führung des Staates geeignet macht, denn die Gerechtigkeit ist zwar nicht das einzige „Fundament der Reiche", aber sie ist dasjenige, das sich am wenigsten nachholen läßt; durch Schaden kann man klug, aber nimmermehr gerecht werden. Darum ist der Vorwurf, daß die alte Verfassungspartei über ihren doktrinären Grundsätzen ihre Pflichten als Partei versäumt hat, zugleich doch ein schönes Lob. Sie hat sich den Dank aller verdient, die heute die Verfassung angreifen oder den Liberalismus verhöhnen und die doch von den Rechten zehren, die sie erkämpft, die in den Schulen gelernt haben, die sie eingerichtet hat. Wer weiß, wenn später einmal alle die heute im Streite liegenden Kräfte durch eine weise und kräftige Leitung ins Gleichgewicht gebracht sein werden, ob nicht ganz Österreich die Zeit segnen wird, in der eine freigebige Hand die Saaten ausgestreut hat! Dann erst wird sich entscheiden, ob die magyarische Regierungsmaxime auf die Dauer wirklich die bessere gewesen ist.

Wenn man die Summe von dem zieht, was vom Jahre 1848 an der Liberalismus in Österreich geschaffen hat — und man muß da alles mit hinzurechnen, was die „reaktionäre" Regierung Bachs aus seinem Programm entnommen hat — so ergibt die Rechnung, daß er es ist, durch den sich Österreich verjüngt hat. Er hat keineswegs bloß für die engere Klasse gesorgt, von der die Gegner behaupten, daß er sie einzig vertrete, die kapitalistische Klasse, er hat die allgemeinen Interessen an die Spitze seiner Forderungen gestellt. Oder ist die politische Freiheit dem Arbeiter nicht zu gute gekommen? Wo wäre ohne sie die sozialistische Bewegung? Der Liberalismus hat die freie Gemeinde, die neue Schule gebracht, er hat den Bauern die Aufhebung der Robot, dem Bürger eine moderne Gewerbeverfassung gebracht, die er haben mußte, man mag was immer dagegen sagen. Wenn er auch die wirtschaftliche Gesetzgebung in vielen Punkten nach den Interessen seiner Klasse eingerichtet hat und für viele Lücken und Übertreibungen, ja für manche arge Auswüchse verantwortlich gemacht werden muß, so hat er doch auch hier durch die Aufschließung der Hilfsquellen des Reichtums Unermeßliches für das Ganze geleistet. Übrigens hätten nur jene wirtschaftlichen Klassen das Recht, den Stein gegen ihn zu erheben, die von sich sagen könnten, daß sie weniger auf sich und mehr auf das Allgemeine und die andern bedacht gewesen wären. Unter allen Parteien des Reiches ist die alte Verfassungspartei diejenige, die sich — selbst in wirtschaftlichen Dingen — am meisten über die Interessen einer engeren Klasse erhoben hat und dem Programm einer Staatspartei am nächsten gekommen ist, durch den inneren Beruf zur Regierung regierungsfähig im besten Sinne zu sein.

Die alte Verfassungspartei hat sich dem Programm einer Staatspartei auch darin anbequemt, daß sie es, obgleich nicht ohne innere Reibung, auf sich nahm, die militärischen und finanziellen Staatserfordernisse zu erfüllen. Sie hat das neue Wehrsystem durchführen geholfen und für die Entwicklung der Wehrmacht Opfer gebracht. Ihr ist es gelungen, zum erstenmal das chronische Defizit für längere Jahre zu beseitigen, freilich unter empfindlicher Schädigung des Staatskredites. Österreich hat damals den englischen Kapitalmarkt verloren, auf den ein verschuldeter Staat so sehr angewiesen war und den die kluge russische Finanzkunst sich selbst im Krimkrieg bewahrt hat.

Die Bereitwilligkeit der Partei, für die militärisch-politischen Staatsinteressen einzutreten, versagte, als Österreich das europäische Mandat empfing, Bosnien und die Herzegowina zu okkupieren. Für den Gesichtskreis der Professoren und Advokaten, die die Partei leiteten, für die Empfindung des Börsenkapitales war das nichts als ein kostspieliges, verhängnisvolles Abenteuer. Die Partei verleugnete ihre Herkunft nicht, im Grunde war sie eine bürgerliche Oppositionspartei, vor allem gegen den Militarismus gerichtet. So wenig wie der Liberalismus in Preußen in der Zeit des Militärkonfliktes, bestand sie die Probe auf eine Weltmachtpolitik. Ihr Sturz war die unmittelbare Folge.

Indes war er schon lange vorbereitet, die bosnische Frage gab nur die letzte Veranlassung. Die Deutschliberalen vertraten ja schließlich doch nur eine Minderheit der Bevölkerung; sie hätten die Macht auf die Dauer nur dann behaupten können, wenn sie die Pflichten der Regierung eines so weitverzweigten Reiches ganz auf sich genommen und sich durch weise Berücksichtigung aller anderen Interessen zu einer vollen Staatspartei erweitert oder aber wenn sie, auf ihrem beschränkteren Standpunkt verharrend, sich einen genügend großen Teil anderer Parteien rücksichtslos unterworfen hätten. Weder das eine noch das andere haben sie getan, sie blieben, was sie vom Anfang waren, und haben ihr Programm und sich erschöpft. Nachdem sie auf den vielverschlungenen Wegen der Entwicklung Österreichs, in einer Zeit, in der niemand sonst zur Stelle war, das Führeramt in einer Weise geübt hatten, die ihnen trotz aller Fehler dauernden Nachruhm sichern wird, mußten sie zuletzt von der Leitung zurücktreten, ohne jenen höchsten Ruhm erwerben zu können, der nur dem zuteil wird, der bis zum Ziele gewiesen hat.

Daß sie sich als Minderheit überhaupt so lange und so wirksam an der Macht erhalten konnten, erklärt sich daraus, daß sie die einzigen waren, die die nicht mehr abzuweisende Aufgabe erfüllen konnten, dem Staate eine Verfassung zu geben, und sodann den Ausgleich mit Ungarn auf freiheitlicher Grundlage zu machen. Für so lange waren sie die berufenen Berater der Krone und von deren Macht getragen, für so lange waren sie die Führer der öffentlichen Meinung. Wie die physischen Massenwirkungen nicht nur durch die Größe der Massen, sondern auch durch deren Geschwindigkeit entschieden werden, so ist für die sozialen Massenwirkungen immer auch der Schwung der Bewegung mitentscheidend. Alle Begeisterung und Kraft, der Glaube an sich und die eigene Sache war damals bei den Liberalen, ihr Ungestüm riß auch viele andere mit, und diejenigen, die nicht mitwollten, hielten sich meist behutsam zur Seite. „Ich glaube nicht an Gespenster, aber ich fürchte mich vor ihnen," heißt es in einem Nestroyschen Stück; so hielt der Liberalismus viele in Respekt, die ihn für ein bloßes Phantom erklärten.

Wie viel von dem war nun anders geworden. Das goldene Zeitalter der Freiheit war gekommen und hatte nicht alle Übel zu heilen vermocht, ja es hatte einige neue erzeugt. Die Liberalen waren in sich uneinig geworden, sie hatten, oft nur im allzugroßen Eifer für eine gute Sache, viele Interessen verletzt, die sich alle nach und nach zum Worte meldeten. Die Gegner hatten sich organisieren gelernt, die Klerikalen brauchten nur die fertige kirchliche Organisation zu benützen, um in den deutschen Alpenländern weithin Boden zu gewinnen, auch die Feudalen hatten sich gesammelt, die Nationalen traten an manchen Orten eifriger hervor und machten noch einige Eroberungen. Zuletzt gaben die Tschechen ihre Abstinenz auf, sie traten in den Reichsrat ein und mit einem Male waren daselbst die liberalen Deutschen in die Minderheit versetzt. Deutschklerikale, Feudale und Slawen bildeten eine konservative Mehrheit und das Ministerium Taaffe konnte gebildet werden.

Ich muß hier eine kurze Zwischenbemerkung einschalten, bevor ich weiter erzählen kann. Die Wendungen unserer inneren Politik sind nur dann ganz zu verstehen, wenn man sie im innigen Zusammenhang mit den Wendungen verfolgt, die unserer äußeren Politik durch die Katastrophen von 1859 und 1866 aufgedrängt wurden. So lange der österreichische Kaiser den Vorsitz unter den deutschen Reichsfürsten hatte, so lange war den Deutschösterreichern, weil sie das Bindeglied mit dem Reiche waren, zu Hause die bevorzugte Stellung gesichert. Der Austritt Österreichs aus dem Deutschen Bunde hat ihnen diesen Vorteil vor den anderen Nationalitäten genommen; ja vielleicht hat sich die Gunst von früher in Mißtrauen verwandelt. Ihre Stammesverwandtschaft mit den Reichsdeutschen und ihre geschichtlichen Erinnerungen waren für die Empfindung gewisser einflußreicher Kreise plötzlich eine Gefahr geworden und sie, die Bewohner der österreichischen Stammländer, die bisher im Staate mit Stolz das Erstgeburtsrecht in Anspruch genommen, mußten jetzt einige Zeit hindurch das Los kennen lernen, das den Kindern der ersten Ehe zuteil wird, wenn die Mutter stirbt und sie zu Stiefkindern werden. Zum mindesten gilt dies von denen von ihnen, die durch ihre liberale Gesinnung und ihre geistigen Interessen mit den Reichsdeutschen in regeren Beziehungen standen; ihre nationalen Gegner durften es sich zur Gewohnheit machen, ihre Treue zu verdächtigen. Daß die Veränderung der inneren Politik nicht gleich nach 1866 hervorgetreten ist, darf nicht wundernehmen, die Auseinandersetzung mit Deutschland war ja erst endgültig geworden, nachdem das Deutsche Reich begründet worden war, und die parlamentarische Stellung der Deutschliberalen war ja einstweilen noch zu mächtig, um nicht respektiert werden zu müssen. Wenn das Ministerium Hohenwart ein Versuch in der neuen Richtung gewesen sein soll, so war er noch verfrüht, die Deutschliberalen kamen im zweiten Bürgerministerium noch einmal zur Regierung. Aber sie achteten der drohenden Zeichen nicht und versäumten noch einmal die Gelegenheit, ihre Stellung unbesieglich zu machen, bis sie endlich durch die Bildung des Ministeriums Taaffe überrascht wurden.

Auf liberaler Seite wollte man an die Wendung nicht glauben, man war der Macht so sicher gewesen, man vermeinte im Alleinbesitze parlamentarischer Erfahrung und der Fähigkeit zur Geschäftsführung zu sein. Zur großen Überraschung mußte man sehen, daß die gegnerischen Parteien an geschäftlichen Talenten genügend reif, an Beredsamkeit mindestens ebenbürtig und an parlamentarischer Taktik weit überlegen waren. Die Disziplin des eisernen Ringes gab dem Ministerium Taaffe eine Lebensdauer, wie sie bis dahin noch kein parlamentarisches Ministerium in Österreich erreicht hatte. Das für unmöglich gehaltene war eingetreten, eine konservative Regierung, die man in Österreich auf immer für abgetan gemeint hatte, war wieder da, sie konnte sich behaupten, ja noch mehr, sie hat sich — wenn man von ihrer nationalen Politik absieht — voll bewährt. Mit ihrem Namen ist die Einführung der Arbeitergesetzgebung in Österreich verknüpft, sie hat das finanzielle Gleichgewicht endgültig hergestellt, die Valutaregulierung gesetzlich gesichert, die Reform der direkten

Steuern eingeleitet. An den wesentlichen Errungenschaften der liberalen Ära zu rühren, hat Taaffe mit kluger Mäßigung unterlassen.

Auch über seine nationale Politik ist nicht so leichthin abzusprechen, als es von deutscher Seite gewöhnlich geschehen ist. Graf Taaffe hatte seinerzeit als Mitglied des Bürgerministeriums das Bergersche Minoritätsvotum mitunterzeichnet, welches die Notwendigkeit eines billigen Ausgleiches mit den Tschechen erkannte, er hat diesen gesunden Gedanken übernommen, aber freilich hat er seine Durchführung verfehlt. Die Leistung, die er von den Tschechen erhielt, war nicht gering. Nicht nur daß sie in den Reichsrat eintraten — das hätten sie vielleicht auch ohne ihn getan — so haben sie sich dort der Regierungspartei angeschlossen und damit, trotz der feierlichen Rechtsverwahrung der Deklaration, die Verfassung tatsächlich anerkannt und ihr besonderes Staatsrecht tatsächlich aufgegeben. Überzeugungen und vollends Massenüberzeugungen lassen sich nicht auf Lager halten, sie bleiben frisch nur im Sonnenlichte des öffentlichen Bekenntnisses und durch den belebenden Atem ununterbrochener Übung. Der Eintritt der tschechischen Abgeordneten in die Regierungspartei hat den Blick der Nation nach Wien gebannt, er hat ihre Hoffnungen auf den Reichsrat und das Reichsrecht eingestellt und auf das viele oder wenige, was der reichsrätliche Tschechenklub nach dem Grade seiner Klugheit und Tatkraft und nach Maßgabe der allgemeinen Verhältnisse zu erwirken vermochte. Je länger die tschechischen Abgeordneten in Wien festgehalten wurden, um so sicherer war ihnen der Rückzug auf ihr Staatsrecht versperrt. Es war eine Politik auf weite Sicht, auf die sich Graf Taaffe einließ — seine Kräfte reichten nicht aus, um sie erfolgreich zu Ende zu führen. Seinerseits mußte er den Tschechen sofort eine ausgiebige Abschlagszahlung leisten, nicht genug daran, mußte er noch weiteres tun, um ihrer für die Abstimmungen im Hause versichert zu bleiben. Da die Deutschen nicht dazu zu haben waren, um sie im Ausgleichswege mit einem Kapital ein für allemal abzufinden, so kosteten ihn die Zinszahlungen und Prolongationen, er mochte sparen, wie er wollte, im Kleinbedarf der parlamentarischen Taktik noch eine übergroße Summe, die den Wert der empfangenen Leistung beträchtlich schmälerte. Um das Reich von den tschechischen Ansprüchen freizuhalten, leistete er, mit richtigem Kalkul, seine Zahlungen in Böhmen, aber sein großer Fehler war, daß er dabei das richtige Maß nicht traf, weil er die deutsche Macht und die berechtigten Ansprüche unterschätzte, die die Deutschen im Lande stellen konnten. Seine Politik läßt sich schließlich in die Formel zusammenfassen: die Tschechen dem Reiche einordnen, Böhmen den Tschechen unterordnen. Damit hat er die Deutschen aus ihrem nationalen Gleichmut geweckt; im Landtag in die Minderheit gedrängt, selbst in der Städtekurie überstimmt und dadurch jedes gesicherten Anteiles an der Landesverwaltung beraubt, zu deren Kosten sie wesentlich beisteuerten, durch die Stremayrsche Sprachenverordnung empfindlich getroffen, gerieten sie in jene Bewegung, welche später so leidenschaftlich zum Durchbruch kam. Anderseits wurden die Tschechen nicht befriedigt, die „Brosamenpolitik“ reizte den nationalen Appetit, ohne ihn zu stillen. Zu spät

versuchte Taaffe die Parteien zu versöhnen. Es gelang ihm zwar noch, in gemeinsamen Verhandlungen der Tschechen, Feudalen und Deutschen die Punktationen zu stande zu bringen, aber das war sein letzter Erfolg. Er hatte die Charaktere der handelnden Parteien ganz verkannt und war nicht mehr Herr über die aufgeregten Leidenschaften. Die Punktationen konnten infolge des erbitterten Widerstandes der Jungtschechen im Landtag nicht mehr ganz durchgebracht werden und bei den nächsten Wahlen wurden die alttschechischen Abgeordneten „hinweggefegt".

Damit war der Taaffeschen Regierung ihre Unterlage entzogen. Sie war darauf angelegt, die mancherlei Parteien der Rechten zu einer Staatspartei zusammenzufassen. Trotz vieler Widerstände konnte der Plan jahrelang aufrechterhalten werden, weil die Alttschechen, wiewohl unter Rechtsverwahrung, sich zur Teilnahme hatten bestimmen lassen. Die Jungtschechen waren national zu heftig, um ihrem Beispiel folgen zu können. Der eiserne Ring vermochte dem nationalen Druck nicht standzuhalten, die Staatspartei der Rechten zerfiel. Von dem großen Ziel der nationalen Versöhnung, welches durch die Politik über den Parteien erreicht werden sollte, war Österreich weiter entfernt als je. Graf Taaffe schien zwar im Begriffe, durch Zugeständnisse an die Tschechen, den notwendigen nationalen Ausgleich anzubahnen und außer den Tschechen auch noch alle anderen Parteien der Rechten mit der Verfassung auszusöhnen, indem er sie die Macht genießen lehrte, welche ihnen die Ausübung der verfassungsmäßigen Rechte verschaffte; aber gerade in dem Augenblicke, als er durch die Punktationen die nationalen Streitteile zu einigen hoffte, brach das Kartenhaus seiner Pläne zusammen. Er hatte mit falschen Größen gerechnet, mit den Charakteren der alternden Generation, mit den deutschen Kathederpolitikern und den fügsamen Alttschechen; an ihrer Stelle tauchten auf beiden Seiten die Vertreter der nationalen Rücksichtslosigkeit auf. Es wäre ungerecht, Taaffe allein für diese Verschiebung verantwortlich zu machen, aber wohl darf man es ihm zur Schuld anrechnen, daß er blind für das war, was kommen mußte. Der letzte desperate Versuch, den er mit der Wahlreform machte, den nationalen Streit durch den sozialen zu ersticken, zeigt vollends, daß er nicht ein Staatsmann, sondern ein Parteimann und Tagespolitiker war. Die Vertreter des deutschen Bürgertums, die er durch das allgemeine Wahlrecht verschwinden machen wollte, sind geblieben und er mußte das Feld räumen, von seiner eigenen Mehrheit im Stich gelassen. Weil ihm seine nationale Politik mißlang, konnte auch sein mit so großem Erfolge eingeleiteter Plan, eine gesunde konservative Partei zu bilden, nicht vollends gelingen. In einer gesunden konservativen Partei dürfen in Österreich jene konservativen Elemente nicht fehlen, die sich heute noch im deutschliberalen Lager befinden. Eine konservative Partei, in der sie fehlen, wird immer der Versuchung ausgesetzt sein, die nationalen Interessen der Deutschen zu kränken, und sie würde auch sonst das rechte Gleichgewicht einer staatserhaltenden Partei nicht haben, sie wäre doch so zusammengesetzt, daß in ihr die Neigungen zum Rückschritt allzusehr vorwalten müßten.

Seit der Entlassung Taaffes steht unsere innere Politik im Zeichen der nationalen Leidenschaft, die unglückliche Hand Badenis hat sie in das Zeichen der nationalen Krise gerückt. Alle Parteizusammenstellungen, die seither gemacht wurden, um eine feste Mehrheit und Mehrheitsregierung zu bilden, scheiterten nach verhältnismäßig kurzer Dauer an der Heftigkeit der nationalen Gegensätze. Zuletzt blieb nichts übrig, als ein neutrales Beamtenministerium zur Geschäftsführung zu berufen.

Die nationale Krise und ihre Einleitung durch den nationalen Streit in Böhmen bedarf einer besonderen Darstellung. In dem Zusammenhang, in dem ich bin, will ich zuvor nur noch versuchen, das Ergebnis der Entwicklung im übrigen zusammenzufassen.

Die innere Politik Österreichs hat seit 1848 keinen Ruhepunkt gefunden. Wie es nicht anders sein konnte, folgte der durch die Revolution eingeleiteten Auseinandersetzung zwischen Volk und Regierung die zwischen den Völkern selbst; im Treibhause der Freiheit mußten sich die nationalen Keime üppig entfalten und sich gegenseitig das Wachstum streitig machen. Gleich in den Geburtsstunden der Revolution sind die Gegensätze hervorgetreten und sie haben alle die Entwicklungen des Verfassungskampfes vom Anfang an beeinflußt. Wenn wir dennoch die Geschichte unserer inneren Politik seit 1848 in zwei Abschnitte trennen müssen, in den des Kampfes um eine freiheitliche Verfassung und in den des nationalen Kampfes, so geschieht dies in dem Sinne, daß der zweite nur noch von den nationalen Gegensätzen erfüllt wird. Die Auseinandersetzung zwischen Regierung und Volk ist beendigt, nur die zwischen den Völkern ist geblieben, die Regierung ist bloß in zweiter Linie beteiligt, soweit gewisse nationale Forderungen an der Machtstellung rütteln, die sie für sich in Anspruch nimmt; der soziale Kampf ist noch nicht soweit entwickelt, um im Vordergrunde zu stehen, vielleicht wird er einen späteren Abschnitt beherrschen.

Daß der Freiheitskampf in diesem Sinne versöhnend abgeschlossen ist, ist ein Ergebnis von hoher Bedeutung, wenn wir uns auch seiner jetzt noch nicht in Ruhe erfreuen dürfen. Der Konkurs der Metternichschen Regierungshinterlassenschaft ist insoweit beendigt, die alte Freiheitsschuld an das Volk ist bezahlt, das Volk durch eine Verfassung gegen Beeinträchtigung sichergestellt, falls es seine verfassungsmäßigen Rechte selber zu gebrauchen versteht und den Willen besitzt. Die Regierung hat dafür ihre Selbständigkeit wieder zurückerhalten, soweit sie ihr in einem Verfassungsstaate noch zukommen darf, d. h. sie steht zwar unter Kontrolle einer Volksvertretung, aber im übrigen ist sie wieder in das durch unsere ganze politische Geschichte bedingte Grundverhältnis eingerückt: die Regierung ist dem Volke und seiner Vertretung übergeordnet, sie leitet ihren Bestand nicht aus dem Parlamente ab, sie hat die Führung. Wir sind endlich auf das konstitutionelle Prinzip in jenem Ausmaß herausgekommen, auf das es in Deutschland immer schon beschränkt gewesen war und das auch den Kräfteverhältnissen bei uns am genauesten entspricht, falls nur die Regierung ihren Posten wieder nach den Forderungen der Zeit auszufüllen vermag; ist es ja doch bloß deshalb nicht gleich in den Anfängen unseres Parla-

mentarismus zur Geltung gekommen, weil die Regierung zu schwach, und nicht etwa deshalb, weil das Volk überstark gewesen war.

Ich glaube, man darf die Behauptung aussprechen, daß wir auf dieses Maß schon weit früher zurückgekommen wären, wenn die Empfindlichkeit der Parteien nicht durch den nationalen Kampf gesteigert worden wäre, wie es denn auch kommen könnte, daß der Fortgang dieses Kampfes — oder was erfreulicher wäre, seine Beendigung durch den Friedensschluß — es noch einmal angezeigt scheinen ließe, auf ein parlamentarisches Ministerium zurückzugreifen. Alle übrigen Umstände hätten schon weit früher auf ein Beamtenministerium oder irgend eine andere Form der konstitutionellen Regierung außerparlamentarischen Ursprungs hingewiesen, sie haben es ja bewirkt, daß fast alle Ministerien seit Taaffe schon einen starken Beamteneinschlag erhielten. Das Beamtenministerium ist mehr als eine augenblickliche Verlegenheitsauskunft, es muß uns als das notwendige Ergebnis der ganzen Entwicklung erscheinen, wenn wir von den Beziehungen vorläufig absehen, die der nationale Kampf mit sich bringt.

Die heutigen Parteien — wenn man immer die nationalen Einflüsse ausschaltet — vermögen eine parlamentarische Regierung bei uns so wenig wie in Deutschland zu tragen. Wir sehen, daß in Deutschland, seit dort die großen Verfassungsfragen geordnet sind, die Parteien sich hauptsächlich nach wirtschaftlichen Interessen abgrenzen und damit zu Fraktionen herabsinken. Auch in unserem Hause können wir die parteibildende oder vielmehr -zersplitternde Kraft der wirtschaftlichen Interessen ganz deutlich verfolgen, wenn sie sich auch unter dem alles beherrschenden Druck des nationalen Interesses nur schwächer zu äußern vermag. Wirtschaftliche Parteiung setzt aber die Macht des Parlaments herab, nicht nur weil sie kleinere Fraktionen erzeugt, sondern noch mehr, weil sie die eigenen Ansprüche des Parlaments herabmindert. Es gibt zwar wirtschaftliche Interessen von außerordentlicher Tragweite, an denen sich ein ganzes Volk erhitzt und in große feindliche Lager spaltet; die Sozialisten leiten aus ihren wirtschaftlichen Grundsätzen die Notwendigkeit einer durchgängigen Neuordnung ab und treten wenigstens theoretisch mit einem großen, das Ganze des Staates, ja der Gesellschaft umspannenden Programm auf. Indes, die meisten wirtschaftlichen Parteien beschränken sich sehr enge, im Kampf um den Erwerb verzichten sie auf alle weitergehenden Ansprüche. Eine „Bauernpartei" läßt den großen Begriff des Staatsbürgers und des Volkes beiseite, der die Quelle für alle Ansprüche auf Regierung oder Souveränität ist, und verweist sich selber auf den niedrigeren Platz eines Teiles im Ganzen, mit einem beschränkteren Gesichtskreis, in dessen Sehwinkel die hohe Politik nicht mehr fällt; sie nimmt Staat und Regierung als gegebene Größen und läßt die anderen Parteien und die Regierung auf ihren Gebieten bereitwillig gewähren, wenn sie nur ihrerseits mit ihren Wünschen auf Abstellung der bäuerlichen Klagen befriedigt wird. Nicht anders eine Partei der Großindustrie; sie nimmt im höheren Stil den gleichen beschränkten Standpunkt ein.

Beobachten wir unser Parlament, so können wir uns leicht überzeugen, daß aus seinem Gesichtskreise die Fragen der hohen Politik, soweit sie sich nicht national reflektieren, seit Jahr und Tag immer mehr geschwunden sind. In allen solchen Fragen ist schon das Ministerium Taaffe mit seinen Mehrheitsgruppen im ganzen ziemlich leicht fertig geworden, leichter als vorher die deutschen Regierungen mit ihren eigenen Parteigenossen, die als richtige Neuerer überall ihre eigene Meinung hatten und, als sie noch im ersten Anlauf waren, mit ihren Folgerungen nirgends haltmachen wollten. Seither sind auch die Deutschliberalen mürbe geworden, sie sind durch andere Sorgen abgelenkt, ihr Liberalismus ist heute entweder gesättigt oder entmutigt. Eine sehr beträchtliche Zahl von ihnen ist eigentlich konservativ geworden, so sehr sie sich noch gegen diesen Namen sträuben, der bei uns einen Anklang an Rückschritt hat; sie sind es mindestens in dem Grad geworden, als die Konservativen in England oder die Nationalliberalen in Deutschland und sie würden sich mit anderen konservativen Gruppen des Hauses leicht zusammenfinden, wenn sie nicht durch die nationale Losung davon abgehalten wären, die heute den großen Parteien die Richtung gibt.

In Deutschland erhält immerhin auch gegenwärtig noch das parlamentarische Leben durch die Gewalt der ins Große gehenden wirtschaftlichen Vorgänge und durch den Bestand der beiden mächtigen Oppositionsparteien, des Zentrums und der Sozialdemokraten, eine hohe Spannung. Bei uns fehlen diese Einflüsse und bei uns hat außerdem der Ausgleich mit Ungarn die Folge gebracht, daß die Aufgabe des Parlaments gemindert und daher auch seine Kraft herabgedrückt wurde. Einige der wichtigsten Angelegenheiten, die militärischen und die der äußeren Politik, sind den Delegationen zugewiesen, in denen durch den Beitritt der Mitglieder aus dem Herrenhause der Einfluß des Abgeordnetenhauses verdünnt wird und deren Mechanismus infolge der Eifersucht, mit welcher die Ungarn ihre Selbständigkeit zu wahren wußten, ein so verwickelter geworden ist, daß dadurch ihre Kraft lahmgelegt und die Stellung der Regierung gestärkt ist. Eine ähnliche Wirkung tritt für alle die wichtigen Angelegenheiten ein, die im Sinne des Ausgleichsgesetzes in beiden Staaten durch übereinstimmende Anordnungen geregelt werden müssen. Die Entscheidung fällt hier fast ganz in den Abschnitt vor der parlamentarischen Beratung, in welchem die beiden Regierungen über die den Parlamenten zu machenden Vorlagen einig werden müssen. Solchen Abmachungen gegenüber, die nicht ohne die äußerste Not über den Haufen geworfen werden können, sind die Parlamente in einer Art Zwangslage, die sie der Freiheit der eigenen Entschließung beraubt; mindestens gilt dies vom österreichischen Parlament, während das ungarische durch die enge Fühlung der Regierungspartei mit dem Ministerium auf die Verhandlungen eher Einfluß gewinnt, abgesehen davon, daß in den Verhandlungen die ungarische Regierung den Vorteil ausnützen kann, daß sie das stärkere Parlament vertritt. Lasser hat gesagt, daß jeder Ausgleich ein Ministerium kostet, man kann hinzufügen, daß das Ausgleichsgesetz dem österreichischen Parlament den besten Teil seiner Macht gekostet hat. Die Volksvertretung ist selbst in so wichtigen wirtschaftlichen Angelegen-

heiten, wie der Zolltarif, tatsächlich aus der Entscheidung ausgeschaltet. Und was bleibt da vollends der Wählerschaft an Einfluß übrig, deren Stimmen sich an so vielen Beratungstüren bricht, bevor sie sich in dem Ministerkabinet oder Ausschußzimmer hörbar machen kann, in dem die Dinge beschlossen werden? Es ist nicht zu wundern, daß mit dem Einfluß auch fast alles Interesse schwindet und die Wählerschaft in allen nicht national anklingenden Fragen der hohen Politik gleichgültig wird. Was sollte es bedeuten, wenn die Abgeordneten versuchen, sie ins Volk hinaus zu tragen, von dem kein Widerhall mehr zurückkommt? Alle starken wirtschaftlichen Interessengruppen in der Bevölkerung haben längst, mit Umgehung des Parlaments, andere Wege gefunden, auf denen sie zeitgerecht an das Ziel gelangen, ihre Wünsche anzumelden.

Der Österreicher achtet die Formen wenig, er achtet sie im öffentlichen Leben noch weniger als anderswo, weil sie hier noch nicht die Macht der Gewohnheit haben; wenn er überdies bemerkt, daß sie inhaltslos geworden sind, so ist er um so geneigter, sie leichtzunehmen und leichtnehmen zu lassen. Man wird sich des Eindruckes kaum erwehren können, daß unser parlamentarisches Leben, seit die Flut der Freiheitsbewegung abgeebbt ist, der Gefahr völliger Verflachung ausgesetzt wäre, falls die nationale Flut es nicht noch in Erregung hielte. Welche Gefahren die nationale Erregung sonst auch für den Parlamentarismus in Österreich gebracht hat, so läßt sich nicht verkennen, daß sie gegenwärtig fast allein noch eifersüchtige Wacht über die Freiheitsrechte des Volkes hält — freilich vor allem immer nur des einen eigenen Volkes.

In den Zeiten der Freiheitsbewegung hätte ein Beamtenministerium niemals das Vertrauen der Bevölkerung gefunden. Welch gewaltiger Umschwung der Geister hat sich vollziehen müssen, bis die Stimmung fast allgemein geworden ist, die das Beamtenministerium nicht bloß erträgt, sondern, soweit nicht nationale — oder ganz vereinzelt freiheitliche — Widerstände hereinspielen, sogar vertrauensvoll begrüßt, mit einem Maß des Vertrauens, welches das, das die Bevölkerung zu ihren selbstgewählten Abgeordneten hat, mitunter ansehnlich übertrifft.

Man wird unserer Beamtenschaft das Zeugnis nicht versagen dürfen, daß sie seit 1848 außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Sie ist nicht mehr die Beamtenschaft des Vormärz und der Reaktion, der „Übermut der Ämter" ist ihr fremd geworden. Wenn es eine Zeit gegeben hat, in der sie Ideen und Belehrung auf politischem Gebiet vom Parlament, auf wirtschaftlichem von der Börse und Industrie empfangen mußte, so ist sie ganz und gar vorüber. Wir verfügen über einen großen Stab hervorragender Beamter von beherrschender Sachkenntnis und wissenschaftlicher Durchbildung. Für die wirtschaftlichen Aufgaben der Zeit ist die österreichische Beamtenschaft durch ihre Herkunft mehr als jede der wirtschaftlichen Gruppen berufen, das Schiedsrichteramt zu übernehmen. Sie ergänzt sich großenteils aus sich selber, aus den alten Beamtenfamilien, die zum Teil einem unbegüterten Amtsadel angehören, der große grundbesitzende Adel hat sich aus vielen Zweigen des Zivilstaatsdienstes so gut wie ganz zurückgezogen, deren Spitzen er früher überwiegend eingenommen hatte; es ist für die Verhältnisse ganz bezeichnend,

daß der hohe Adel gegenwärtig selbst die beiden ihm so lange vorbehaltenen Posten des Ministerpräsidenten und des Erzbischofs von Olmütz nicht zu besetzen vermag. Zwischen landwirtschaftlichen und gewerblichen Interessen wird der österreichische Beamte uninteressiert vermitteln, in dem Kampfe zwischen Unternehmern und Arbeitern nimmt er dadurch eine Mittelstellung ein, daß er einerseits zu den Parteien gehört, die an der herrschenden Gesellschaftsordnung festhalten, anderseits zufolge seiner Angehörigkeit zum Mittelstand aber dem Kapitalismus abgeneigt ist. In dieser letzteren Beziehung ist er wirtschaftlich nicht unvoreingenommen, aber gerade diese Haltung muß ihn der Masse der Bevölkerung näherbringen. Was die nationale Stellung anbelangt, so hat sie Karl Marx vor 50 Jahren dahin beschrieben, daß die Beamten und die Offiziere keiner der Nationalitäten des Reiches zuzuzählen seien, sie sähen auf diese alle geringschätzig herab und verträten allein die „österreichische Nation". Für die Beamten von heute gilt dies nicht mehr. Sie sind fast durchwegs national gefärbt, in manchen Schichten sehr lebhaft. „Ein geschmeidiges Werkzeug für den Staatsleiter", wie sie Marx genannt hat, würden sie in der Richtung einer antinationalen Politik nicht mehr sein.

In der Generation der Väter der jungen Leute, welche sich heute als Juristen ausbilden, war es der Traum fast aller derer, die ihre Begabung fühlten, in die freie Stellung des Anwaltes zu kommen, mit ihren Aussichten auf einen Abgeordnetensitz und, wenn es das Glück wollte, auf einen Ministersitz. Mein Vater, der Beamter war, fragte mich als Knaben einmal, was ich werden wollte, und gab selber die Antwort „natürlich Volksvertreter". Wie viele Beamte werden heute so zu ihren Söhnen sprechen? Drückt sich in solchen Stimmungen nicht der Wandel der Zeit aus? Heute suchen zahlreiche begabte junge Leute mit Eifer den öffentlichen Dienst und ihre Zahl würde noch größer sein, wenn sie nicht durch nationale Widerstände verringert wäre. Nicht daß unsere Jugend träger oder selbstsüchtiger geworden wäre, mehr darauf bedacht, sicheres Brot zu erwerben, sondern es sind die Anschauungen über das öffentliche Leben andere geworden und über die Richtungen, in denen gerade die Arbeitswilligen glauben, gesellschaftlich nützliche Arbeit verrichten zu können.

Was unserer Beamtenschaft zur vollen Regierungsfähigkeit fehlt, ist die Selbständigkeit. Eine Regierung braucht nun einmal den ungebrochenen Willen zur Herrschaft, wie ihn die Anlehnung an eine mächtige Klasse oder aber der ununterbrochene Besitz der Herrschaft gibt.

Hierin zeigt sich, daß der Riß, den die Metternichsche Zeit in die Ausbildung des österreichischen Staatslebens gebracht hat, doch noch nicht ganz gutgemacht ist. Wir haben wieder an den alten geschichtlichen Ausgangspunkt angeknüpft, die Volksvertretung hat die Macht verloren, Ministerien durchzusetzen, die aus ihrer Mehrheit zu entnehmen sind, der Kaiser beruft seine Minister, wie er sie einst berufen hat, wieder frei nach seinem Willen — nur daß sie jetzt allerdings der Volksvertretung verantwortlich sind — der Kaiser ist auch wieder im stande, außerhalb

der Volksvertretung brauchbare Minister zu finden. Wir haben also in diesem Sinne wieder eine selbständige Regierung, aber wir haben doch noch immer keine starke Regierung, ich meine eine solche, die, abgesehen von der Persönlichkeit, schon durch ihre Überlieferungen stark ist. Ich habe früher den Ausdruck gebraucht, der Konkurs der Metternichschen Hinterlassenschaft sei beendigt; wenn ich in diesem Bilde fortfahren darf, so möchte ich nun hinzufügen, daß an Stelle der alten Regierungsfirma, die eine Zeitlang unter parlamentarischem Sequester stand, nun zwar wieder eine neue, selbständige Firma getreten ist, daß diese Firma aber jung ist und entfernt nicht das Ansehen hat, noch haben kann, welches die alte Firma besäße, falls sie das XIX. Jahrhundert hindurch ununterbrochen die Geschäfte zur allgemeinen Befriedigung geführt hätte. Wenn mindestens seit dem Metternichschen Zusammenbruch immer eine und dieselbe Richtung der neuen Geschäftsführung eingehalten worden wäre! Aber auch das war uns nicht beschieden. Ich habe es früher unterlassen, im einzelnen zu erzählen, wie oft in dieser Zeit die leitenden Männer gewechselt haben und in wie jähen Sprüngen die sich bildenden Überlieferungen unterbrochen wurden. So überwältigend das persönliche Ansehen des Kaisers in diesem halben Jahrhundert seiner Herrschaft angewachsen ist, so konnte doch der Glaube an eine starke Regierung in dieser Zeit keineswegs wieder erweckt werden.

Daß unser Volk in seiner mannigfaltigen Rückständigkeit der sorgfältigsten Pflege durch seine Regierung mehr als andere Kulturvölker bedarf, davon war früher schon die Rede, aber es muß anderseits auch gesagt werden, daß die Pflege an ihm niemals verloren und daß es reif genug war, um dem Thron auch weiterhin solche Berater an die Seite zu stellen, wie sie das Theresianische und Josefinische Zeitalter in reicher Zahl geschmückt haben. Wer möchte nicht dem verlockenden Gedanken nachhängen, was Österreich sein könnte, wenn der Glanz der Regierung von Maria Theresia und Josef an niemals verdunkelt worden wäre, wenn die segenspendende Kraft, die damals vom Throne ausging, niemals geruht hätte! Vielleicht muß man von der Person Josefs sagen, daß sie mit ihrer ungestüm gebieterischen, revolutionären Schärfe etwas in unsere Verhältnisse hineintrug, was unserem Wesen fremd war und sich ihm nicht dauernd aneignen konnte; in Josef machte sich, worauf Sybel einmal hinweist, das französische Blut des lothringischen Hauses geltend. In Maria Theresia aber lebte ein echt österreichischer Geist, als ob die ein halbes Jahrtausend währende Verbindung ihres Hauses mit dem Lande alle die besten Eigenschaften des Volkes auf sie vereinigt hätte. Diese ruhige Klarheit und bei aller Milde diese Kraft! Paßt nicht auf sie so recht, was der Chronist Ottokar sagt? Hat sie nicht, ohne viel in Büchern zu lesen, alles getroffen, was nottut und was Gott gefällt? Nicht gerade in dieser Fülle, aber in dieser Art konnte Österreich, ohne sich zu erschöpfen, wohl ein Jahrhundert lang und darüber die Kräfte aufbringen, um den alten Staat auf unsere Tage herüberzuleiten — die Entscheidungen der Weltgeschichte, die Entscheidungen der inneren Politik

wären dann anders gefallen. Wenn von damals an stetig in einem gerechten und aufgeklärten Sinn eine und dieselbe Richtung der Regierung festgehalten worden wäre, das Alte langsam in Neues umwandelnd, dann stünde durch die Macht der Massengewohnheit manches felsenfest, was heute angezweifelt wird. Wir besitzen eine Staatseinrichtung, bei welcher dies soweit geschehen ist, als es nach menschlichem Maße überhaupt geschehen kann, das ist die Armee. Unter allen Staatseinrichtungen immer am sorgfältigsten gepflegt, voll Tüchtigkeit und stark durch die stolze Erinnerung ihrer Geschichte, hat sie unter den Einflüssen des alten Systems am wenigsten gelitten; nach ihren Niederlagen hat sie sich in unverdrossener Arbeit wieder zur früheren Höhe aufgerichtet. Hätte nicht mit ihr noch manches aus dem alten Österreich herübergenommen werden können, auf seinen Überlieferungen fest beruhend, kraftvoll gebietend und doch verjüngt? Dann hätten wir eine Regierung, die durch ihr ererbtes Ansehen stark wäre.

Daß wir eine starke Regierung brauchen, um den entfesselten nationalen Kräften ein Gleichgewicht zu bieten, daran wird niemand mehr zweifeln. Das Problem, das heute in Österreich gestellt ist, die Völker in Freiheit einig zu erhalten, ist viel schwieriger als das war, Deutschland staatlich zu einigen, denn Deutschland war schon geistig geeinigt; Bismarck war im Grunde nur der weltliche Vollstrecker des Testamentes von Luther, von Schiller, Goethe und Kant, und selbst das Werkzeug zur Vollstreckung, die preußische Armee und Beamtenschaft, war fast fertig ausgebildet; seine Meisterschaft bewährte sich eben darin, daß er das Instrument mit keinem stärkeren Drucke einführte, als es sein mußte, und daß er den Eingriff genau nach den Grenzen der geschichtlichen Vorbereitung vollzog. In Österreich laufen die Spurlinien der geschichtlichen Entwicklung wirr durcheinander, noch kein Auge vermochte sie unzweideutig zu lesen. Der feste Stamm des Staates ist erst gewachsen, nachdem viele Kulturblüten geknickt waren — seit die behauenen Wurzeln wieder frisch treiben, streiten die Schößlinge um Licht und Luft, dem Stamm aber drohen sie die Nahrung zu entziehen. Rückblickend vermögen wir den schwer durchgedrungenen Gedanken der Gründung Österreichs zu verstehen, die Kräfte, die seine vollendete Gestalt bestimmen sollen, sind noch im dunkeln Ringen.

Wilhelm Raabe und Österreich.

Ein Gedenkblatt.

Von Wilhelm Kosch.

In einem heimlichen Winkel des alten Berlin, in der Spreegasse, begann am 15. November 1854 ein junger Student seine literarische Laufbahn. Es war ein wehmütig liebliches Lebensidyll, das er schrieb und die „Chronik der Sper-

lingsgasse" nannte. Mit der Kraft eines Mannes und der Liebe eines Jünglings schöpfte er sie aus seinem innersten kindlichen Gemüte.

„Es ist eigentlich eine böse Zeit, das Lachen ist teuer geworden in der Welt, Stirnrunzeln und Seufzen gar wohlfeil. Auf der Ferne liegen blutig dunkel die Donnerwolken des Krieges und über die Nähe haben Krankheit, Hunger und Not ihren unheimlichen Schleier gelegt; — es ist eine böse Zeit!" In diesem einen, in diesem ersten Satze seines ersten Buches steckt schon der ganze Raabe, der Dichter und Denker, der das Weh der Welt in seiner Tiefe erfaßt und ergründet, Raabe, der heitere Tröster, der mit seinem goldenen Humor über die Not des Alltags hinweghilft, nachdem er an der Vergangenheit den Blick geschärft hat für die Zukunft, und nicht zuletzt Raabe, der sich selbst und seinem Volk getreue deutsche Mann, der ausharrt bis ans Ende.

Fürwahr, es ist dem bescheidenen Jakob Corvinus, wie sich der Verfasser jener wunderbaren Chronik anfangs genannt hat, nicht leicht geworden, seinen Weg in der Welt zu machen. Und dennoch, er rang sich durch und mußte siegen, weil er niemals aufhören konnte, an das Ideal und den Sieg alles Guten zu glauben. Robert Prutz, der temperamentvolle Journalist und Politiker, der ebenso eifrige Dichter und Literarhistoriker, dieser typische Vertreter der ausgehenden Revolutionszeit, hat die Dichtung der Fünfzigerjahre, aus denen Raabe emporgewachsen ist, in seinem Buche „Die deutsche Literatur der Gegenwart" von seinem Standpunkt vortrefflich charakterisiert. Die Politik hatte dem gesamten Volke gründlich den Magen verdorben. Die unverdaulichen Massen von Flugblättern, Broschüren, Zeitungen und was damit zusammenhing, bildeten seine einzige Kost, mit der es sein geistiges Leben notdürftig fristete. Die Kunst und ihre Wissenschaft hatten sich ins Austragstübchen zurückgezogen, und einen neuen Brand von Alexandria hätte man kaum beachtet. Nun galt es anderes und wichtigeres zu tun als Bücher zu lesen oder Verse zu schreiben. Politische Geschichte, Nationalökonomie, Aktienvereine, Dampfmaschinen allein sollten den Gesichts- und Gedankenkreis des modernen Deutschen erfüllen. Der Idealismus der deutschen Dichtung sei der Sirenenlockruf der Philisterei gewesen, darum hinweg mit der Literatur, hinweg mit den Poeten, den volksverderberischen! So etwa lautete der Bannfluch, den diese politische Zeit für die deutsche Muse übrig hatte, sofern diese nicht so klug war, ein politisches Mäntelchen umzuhängen. Als Tendenzpoesie konnte ihr hohles Schreckgespenst einigen Beifalls auf dem Welttheater sicher sein. Und so trieb dieses Scheinwesen bald als Herweghsche Schlachtenjungfrau, bald als zartes Kind von Amarantner Süße eine Zeitlang sein ärgerliches Doppelspiel. Selbst in den ernsthaft literarischen Kreisen, diesen Oasen, die auch in der wüstesten Zeit niemals untergehen, konnte damals nur ein Kaufmannsroman, wie Freytags „Soll und Haben" zum Lieblingsbuche werden. Robert Prutz beurteilt die gefährliche Krise seiner Tage sehr richtig. Er warnt vor einer Unterschätzung des Ideals und der Literatur ebenso wie davor, jeden Poeten sogleich auch nach seinem politischen Glaubensbekenntnis zu fragen oder ihm die Pistole eines an sich

wohlgemeinten, aber in seiner einseitigen Anwendung doch herzlich philisterhaften Moralsystems auf die Brust zu setzen.

Im folgenden stellt er sodann die seiner Meinung nach charakteristischen Zeitgenossen zusammen. Droste-Hülshoff, deren „Geistliches Jahr" 1851 erschienen war, Stifter, der seine „Studien" soeben gesammelt hatte, Mörike, Pichler, Hebbel, Ludwig, Scheffel, sie alle sind Prutz unbekannt, oder er glaubt sie ruhig übersehen zu dürfen. Das charakterisiert seine Zeitverhältnisse noch besser als sein Buch selbst. Und so ist es nicht zu verwundern, daß Jakob Corvinus, der für seine „Chronik der Sperlingsgasse" keinen Verleger gefunden und sie auf eigene Kosten hatte drucken lassen, von Prutz gleichfalls übersehen wird. Mit dem Jahresdatum 1856 erschien sie auf dem Büchermarkt in der besten Gesellschaft von Dichtungen anderer unbekannter Autoren, wie Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag", Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde" und Kellers „Leuten von Seldwyla". Und auch Raabes Erstling wurde anfangs ebensowenig gelesen und ebensowenig gewürdigt wie diese. Indes ist des Dichters Name bekannt, geachtet und berühmt geworden in allen deutschen Landen. Ein neues Geschlecht voll Sturm und Drang ehrt in ihm das epische Universalgenie der Deutschen im XIX. Jahrhundert. Detlev von Liliencron, Emil von Schönaich-Carolath und von den Jüngsten Hans Hoffmann bekennen sich offen als seine Getreuen. Von namhaften Journalisten verkünden Heinrich Hart und Adolf Bartels seine hervorragende Bedeutung. Ja dieser nennt Raabe sogar den deutschesten unter den lebenden Dichtern, nicht im Sinne der bewußten Vertretung des nationalen Gedankens, sondern im Sinne des deutschen Grund- und Urwesens, das unbewußt den Menschen bildet, den Charakter gestaltet, die Poesie durchdringt, keine Worte macht, aber überall vorhanden ist.

Raabe ist kein Heimatdichter in der modernen Bedeutung, seine Werke haben ihr Lokalkolorit von den verschiedensten Gegenden empfangen. Überall weiß er Bescheid, am liebsten freilich weilt er auf deutscher Erde, an deren ideellem Zusammenhang er zu allen Zeiten festgehalten hat. Oft und gern ist der Norddeutsche nach dem Süden gezogen, und einen Lebensabschnitt hat er in Stuttgart verbracht. Auch das gastliche Österreich, wo seine Stammesbrüder Hebbel und Laube eine zweite Heimat gefunden hatten, und das, zumal die Eisenbahnschienen alle Gegensätze überbrückten, selbst dem ärgsten Kleindeutschen die preußische Spitze abgewöhnte, sobald er nur in Wien, im alten Wien, der einzigen Kaiserstadt, weilte, hat Raabe einige Male beherbergt.

Vielleicht ist es kein Zufall, daß Raabes tiefste und darum unvergänglichste Schöpfung „Der Schüdderump" seine Handlung in Wien beschließt, daß sein schönstes Stimmungsbild „Hollunderblüte" in dem romantischen Prag die Wurzeln seiner wunderbaren Kraft entfaltet, daß die köstliche, von wirkungsvollstem Humor belebte Geschichte „Keltische Knochen" einer Erinnerung an den Hallstätter See seine Entstehung verdankt, daß der Zauber des alten Brigantium in seiner buntprächtigen geschichtlichen Erzählung „Der Marsch nach Hause" von

neuem verherrlicht erscheint. Vielleicht wollte Raabe zeigen, welche vielseitige Anziehungskraft gerade Österreich auf sein norddeutsches Gemüt ausgeübt hat und beweisen, daß er kein undankbarer Gastfreund gewesen sei, vielleicht wollte er sich selbst und seine Lebensarbeit den österreichischen Brüdern näherbringen, vielleicht tat er dies alles unbewußt.

Wer Raabe kennt, wird ihn verehren, muß ihn lieben! Schön und eindringlich hat er sich uns Österreichern in den eben genannten Dichtungen empfohlen. Zu ihnen gesellt sich noch die harmlos niemand verletzende politische Satire „Gutmanns Reisen", die gleichfalls auf Österreich Bezug nimmt. Eine Betrachtung dieser Werke wird zugleich eine Würdigung von Raabes dichterischer Gesamtpersönlichkeit ergeben. Zeitlich am ersten steht die „Hollunderblüte", eine Erinnerung aus dem „Hause des Lebens", die Raabe 1863 verfaßt und in seiner Novellensammlung „Ferne Stimmen" 1865 zum ersten Male veröffentlicht hat.

Ein alter Arzt, ein seltener Charakter voll Güte und Liebe, der die schwierigste Aufgabe seines Berufes stets darin sieht, die Hinterbliebenen zu trösten, wenn sich seine Kunst und Wissenschaft am Patienten machtlos erwiesen, und dieser im frischen Sarge ruht, erzählt uns ein Erlebnis aus seiner Jugend.

Wie er als wilder Student auf dem Prager Judenfriedhof ein traumhaft schönes Mädchen Jemina kennen lernt, wie sich ihre Herzen in geheimer Liebe finden, wie sie berauscht vom Dufte der Hollunderblüte immer mehr ihre eigene innere Schönheit erkennen, Jemina aber im Bewußtsein aller Gegensätze und voll bitterer Todesahnung ihre tiefe Neigung bezwingt, und er selbst Prag dann verlassen muß, wie er später in die alte Musenstadt zurückkehrt und Jemina wirklich tot findet, diese leidvolle Geschichte seiner Jugend läßt uns der Alte erschüttert miterleben. Raabes „Hollunderblüte" ist ein Saitenspiel voll tönender Allgewalt. Alle Akkorde des menschlichen Seelenlebens von der hellsten Heiterkeit bis zur schwersten Wehmut werden darin angeschlagen und klingen harmonisch aus. Wir fühlen uns unbedingt an die wehmütig schönen Stimmungsbilder Storms erinnert. Vielleicht fällt uns das zaubervolle Zwielicht von „Immensee" ein, vielleicht das Dämmerdunkel von „Posthuma", vielleicht die entsagungsvolle Erinnerung „Ein grünes Blatt" oder die bitteren Bilder „Auf dem Staatshof" und „Auf der Universität". Manche Motive, die uns hier begegnen, kehren in Raabes „Hollunderblüte" wieder, in der Sprache, ja selbst in der Technik lassen sich gewisse Ähnlichkeiten mit der einen oder der anderen von Storms Jugendnovellen nicht abweisen.

Vor allem ist in der „Hollunderblüte" der von Storm eingeführte Typus der Erinnerungsnovellen festgehalten, die Vorliebe für Blumen, die das Memento vermitteln, der alte Mann als Erzähler seiner Jugendliebe und die Ich-Form dieser Erzählung. Wenn Paul Schütze in seiner liebevollen Festgabe für Storm von diesem sagt, er sei ein Meister in der Kunst, durch das Unausgesprochene zu wirken und im Dämmerschein ahnen zu lassen, was andere in ein helles, oft zudringliches Tageslicht rückten, so kann man dieselben Worte auf Raabes „Hollunderblüte" anwenden.

Sie ist eine satte Spätfrucht vom vollen Baume der Romantik, nicht allein in ihrem äußern Milieu, sondern vielmehr in ihren innersten Beziehungen. Wir wissen, daß Goethe in seinen „Sprüchen in Prosa" das sogenannte Romantische einer Gegend definiert als ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleichlautet, die Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit. Und hiefür bietet Raabes Dichtung ein ausgezeichnetes Beispiel. Ein geheimnisvoll, inniger, lyrischer Hauch weht uns daraus überall entgegen, und wie in Tiecks „Blondem Eckbart" die berühmten Verse von der Waldeinsamkeit nach A. W. Schlegel die Quintessenz des ganzen stimmungsvollen Märchens enthalten, so gipfelt in dem folgenden Liede, das der alte Arzt in der „Hollunderblüte" auf dem Notenpult seiner verstorbenen Patientin aufgeschlagen findet, die Fülle der Gedanken und die überquellende Kraft des Gemütes dieser Novelle:

„Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück,
Mußt du ein andres wieder fallen lassen:
Schmerz wie Gewinn erhältst du Stück um Stück,
Und Tiefersehntes wirst du bitter hassen.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sie greift nur zu, um achtlos zu zerstören;
Mit Trümmern überstreuet sie das Land,
Und was sie hält, wird ihr doch nie gehören.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sein Herz ein Kinderherz im heft'gen Trachten,
Greif zu und halt! — — — da liegt der bunte Tand;
Und klagen müssen nun, die eben lachten.

Legt in die Hand das Schicksal dir den Kranz,
So mußt die schönste Pracht du selbst zerpflücken;
Zerstören wirst du selbst des Lebens Glanz
Und weinen über den zerstreuten Stücken."

Das ist Wilhelm Raabe, der Lyriker! Aus seinen zahlreichen Erzählungen ließen sich noch mehrere solcher Gedichte sammeln, die von der starken lyrischen Ader Raabes Zeugnis geben. Mit einer ähnlichen Herzensglut hat auch ein anderer deutscher Novellist, Adalbert Stifter, seine Meisterschöpfungen geschrieben.

Aber noch eines hat vor allem die „Hollunderblüte" mit den besten der „Studien" gemein: auch in ihr ist das Lokalkolorit ausgezeichnet getroffen. Raabe schildert Prag aus örtlicher Anschauung, und kein Einheimischer könnte an dieser Schilderung seiner Vaterstadt einen Makel finden. Der ganze Zauber der alten Residenz deutscher Kaiser und böhmischer Könige kommt über uns, wenn wir mit dem Erzähler über versunkenen Palästen auf dem Wyschehrad umherschweifen oder die steilen Gassen der Kleinseite zum Hradschin emporsteigen, um von der Mauerbrüstung die stolze Stadt zu unsern Füßen zu sehen. Wir folgen ihm in die kühle dämmerige Halle des Domes von St. Veit bis zu dem purpurnen Baldachin über dem Grab des

hl. Nepomuk und dem großen Türring an der Wenzelskapelle, wo sich der große Herzog und Landespatron im Todeskampfe festhielt. Träumend blicken wir von der uralten steinernen Brücke in die Moldau hinunter, träumend lauschen wir vergangenen Stimmen. Und in all' diese süße Wehmut mischt sich der kräftige Humor des Dichters. Wir sehen, wie in dieser Schönheitswelt irgendwo ungemein schmutzige Wäsche getrocknet wird, oder wie der Erzähler vor dem Judenfriedhof die sechs Kreuzer aus dem Geldbeutel zieht, welche die kaiserlich-königliche Polizeibehörde dem Pförtner bewilligt hat, wenn ein Fremder Einlaß in das Reich des Todes begehrt. Eine schwächlich sentimentale Stimmung kann also nirgends aufkommen. Frisches Leben pulsiert überall. Auf dem großen Ring hören wir die Mädchen slawisch und deutsch durcheinander schwatzen und am Abend die Lieder der frommen Beter an der Mariensäule, wir sehen die italienische Wache die ungarischen Grenadiere am Rathause ablösen und das bunteste Leben wie in einer Zauberlaterne wechseln.

Raabe wirkt durch starke Gegensätze. Der Fluß der Erzählung ermüdet nie, verfällt aber auch nirgends in das Extrem. Den größten Spannungseffekt vermag der Dichter durch seinen Humor gleich zu ironisieren. Und selbst die grausigste Stimmung gewinnt hiedurch nur scheinbar an Härte. Denn, indem er sofort die entgegengesetzte Stimmung erzeugt, stellt er in der Darstellung das ewige Gleichmaß des Lebens wieder her und mahnt uns, daß über dem subjektiven Eindruck des Einzelnen und des Augenblicks das objektive Gesetz der Allgemeinheit und Ewigkeit steht. So etwa müssen wir uns die Szene erklären, da der in Prag bestürzt angelangte junge Arzt beim ersten Anblick von Jeminas Vater nicht verstanden wird, und dieser meint, er frage nach der längst verkauften Uhr, die er ihm als Student verpfändet habe. Auf die Frage des Jünglings: „Sie lebt? Sie lebt? Sie ist nicht gestorben? Ihr habt sie nicht begraben, wie Mahalath?" antwortet darum der an bildliche Ausdrücke gewöhnte jüdische Händler: „Nu, warum soll sie nicht leben, sie läuft auf die Minut' — aber — aber, der junge Herr wird entschuldigen, ich hab' sie nicht mehr — womit kann ich dem Herrn dienen?"

Eichendorff hat das novellistische Stimmungsbild in die deutsche Literatur eingeführt, Stifter hat es episch verdichtet und lyrisch vertieft, Storm hat ihm seine zarteren Grundformen zurückgegeben, dabei aber die Tragik seiner meisten Stoffe in die vor der Tat zurückscheuende Schwäche des Helden verlegt. Raabes Helden dagegen sind nie Schwächlinge. Die Tragik ihres Geschicks, das sie tapfer überwinden, beruht in dem allgemeinen Lebensgeheimnis. Raabes Blick ist stets auf die Gesamtheit der Erscheinungen gerichtet, Storm begnügt sich mit einem Ausschnitt daraus, und in dieser Hinsicht wird er von dem jüngeren Raabe überragt. Die nähere Begründung dieses Werturteils sei einer späteren Zeit überlassen, wir wollen ihr nicht vorgreifen und unser Augenmerk nunmehr auf eine andere Erzählung lenken, die wiederum in Österreich spielt, allein einen von der „Hollunderblüte" völlig verschiedenen Charakter aufweist. Es ist dies die überaus launige Geschichte von den

„Keltischen Knochen", die Raabe im Mai 1864 niedergeschrieben und in der Sammlung „Der Regenbogen" 1869 herausgegeben hat.

In den Tagen des österreichisch-italienischen Feldzuges von 1859 weilte Raabe in Wien. Noch heute steht ihm der Augenblick in Erinnerung, da er eines Tages aus dem Esterhazykeller in die heiße Junisonne hinaufsteigend, die Stadt in Bestürzung über Magenta sah. Von Wien fuhr er dann über die Donau nach Linz, verweilte am lieblichen Traunsee, im regennassen Ischl und am Hallstädter See, dieser Schönheitsperle des Salzkammerguts, wo er sich denn auch etwas für seine Zwecke holte, die schon genannten „Keltischen Knochen".

Der Prosektor Zuckriegel von einer kleinen norddeutschen Universität, der Altertumsforscher Steinbüchse aus Berlin, der lyrische Dichter Krautworst aus Hannover und der Erzähler bilden jenes wunderliche Charakterquartett, dessen Chor in Hallstatt keinen einzigen Tag zusammenstimmt, bis es schließlich ebenso disharmonisch auseinandergeht, wie es des Schicksals Tücke ursprünglich vereinigt hat. Zuckriegel und Steinbüchse verfolgen ihre privaten wissenschaftlichen Zwecke und suchen für jeden Preis aus den Keltengräbern am Rudolfsturm einer brauchbaren Erinnerung habhaft zu werden. Sie geraten vorerst in einen tollen Gelehrtenstreit. „Ich werde gegen Sie schreiben, ich werde der Welt Ihre Hypothesen vorlegen und in der rechten Beleuchtung zeigen," droht schließlich der lederfarbene Steinbüchse mit seinem papiernen Dolche, worauf Zuckriegel mit Scharfrichtermiene schlagfertig erwidert: „Schreiben, schmieren Sie! Ich werde Sie niederschreiben, ich werde Sie plattschreiben wie eine Bettwanze." Auch Krautworst, als lyrischer Dichter Roderich von der Leine, bekommt natürlich seine Hiebe, und nur das völlige Mißlingen des von den endlich versöhnten Forschern schlau ausgeheckten Diebsplanes vermag seinen Gleichmut wieder herzustellen.

Die „Keltischen Knochen" gehören nicht zu den vorzüglichsten Erzählungen Raabes, jedenfalls aber zu seinen am meisten spaßhaften, humorvollsten. In ihrer Situationskomik beruht die Wirkung dieser Satire, gemünzt auf gewisse unvermeidliche Menschen und Zustände, die sich nicht nur in der großen Gesellschaft, sondern auch im Reich des Schönen und in der Gelehrtenrepublik finden und hier besonders lächerlich erscheinen. Dabei ist diese Satire äußerst harmlos. Kein akademischer Senat der Welt und keine Dichtergenossenschaft wird gegen sie etwas einzuwenden haben, ebensowenig wie die freundliche Stadt Linz, die der gequälte Lyriker Roderich von der Leine unter anderem mit folgenden Versen in Heines Manier bedenkt:

„Linz ist eine schöne Stadt,
Die schlecht Pflaster, einige Menschen
Und auch ein Theater hat."

Was Fr. Th. Vischer als den eigentlichen Humor bezeichnet, das „absolut Komische" lacht uns aus den „Keltischen Knochen" weltfroh entgegen. Nur eine einzige ernste Episode hat der Erzähler in die Handlung eingeflochten, seine Be-

gegnung mit einem alten Mütterchen, deren Sohn eben den Feldzug gegen Italien mitmacht. Der grausame Würgengel des Krieges wirft so einen leichten Schatten über jene Sphäre ausgelassenster Heiterkeit. Aber dieser Ernst stört hier ebensowenig wie in der „Hollunderblüte" das komische Mißverständnis von Jeminas Vater am Schlusse. Auch in den „Keltischen Knochen" will der Dichter dadurch nur den objektiven Charakter seiner Erzählung zur Geltung bringen und sie über das Niveau einer bloß possenhaften Geschichte erheben. Im Leben steht ja das ungleiche Geschwisterpaar leidvoller Ernst und heitere Laune ebenso dicht nebeneinander.

Nach dem Erscheinen der „Chronik der Sperlingsgasse" hatte Hebbel eine kurze Besprechung dieses Buches mit der Frage eingeleitet: „Eine vortreffliche Ouvertüre, aber wo bleibt die Oper?" In der großen Romantrilogie „Der Hungerpastor", „Abu Telfan", „Der Schüdderump" gab nun Raabe selbst die schönste Antwort. Das letztgenannte Werk erschien 1869 zum ersten Male. Es bildet den Abschluß einer nicht stofflich, sondern nur ideell zusammenhängenden Menschheitstragödie, die Paul Gerber in seinem Buche über „Wilhelm Raabe", der ersten umfassenden Würdigung seiner Werke, recht gut charakterisiert: „‚Der Hungerpastor' führt die Energie und die Erhebung zum Idealen auf den Lebensgrund zurück und läßt sie aus ihm ihre Stärkung zum Kampfe gegen die gemeine und schlechte Wirklichkeit finden. ‚Abu Telfan' zeigt dann die Unvermeidlichkeit, die Angst und den Ausgang des Kampfes. ‚Der Schüdderump' endlich stellt beide, die Energie und die Erhebung zum Idealen und die gemeine und schlechte Wirklichkeit vor den Schrecken und Frieden des Todes." Aber die Einheit dieser drei Romane ist vom Dichter im voraus nicht geplant worden. Sie hat sich ihm unwillkürlich und unbewußt beim Abschluß des „Schüdderump" ergeben, der als sein reifstes und tiefstes Werk den Höhepunkt in seinem Schaffen bedeutet.

„Der Schüdderump" ist der Name eines Karrens, der in der Pestzeit irgendwo am Harz zur schnelleren Bergung der Leichen verwendet wurde. Im Roman hat er nur symbolische Bedeutung. Der Schauplatz wechselt zwischen einem Dörflein Krodebeck im Harz und der Weltstadt Wien, wo diese erschütternde Tragödie einer schönen, lieben und guten Menschenseele ihr Ende findet. In dem heiteren, völkerwimmelnden Freudenmeer, mitten im Glanz und Glast des Reichtums verblüht die irdische Schönheit des Fräuleins Antonie v. Haußenbleib, des wilden Bettlerkinds von ehedem zu Krodebeck. Einen schärferen Gegensatz hätte der Dichter kaum finden können als diese welkende Lebensblüte und die lachende, lockende Riesenstadt an der Donau.

„Der Schüdderump" ist nicht nur eine reife Ideendichtung, deren Lebensphilosophie freilich zunächst unter dem Einflusse Schopenhauers steht, den der Dichter seit 1868 eifrig zu studieren begonnen hatte, „Der Schüdderump" ist auch, und hierin beruht sein besonderer Wert, ein Charakterbild von seltener Güte und Feinheit. Jane Warwolf, der Typus des unverwüstlichen, gesunden Volkselements, Junker Hennig, der trotzige wilde Junge, Tonies Spielkamerad, der an ihrer Matratzen-

gruft zum Manne wird, das Fräulein Adelaide von Saint Trouin, dieses vergilbte Jungferlein, deren Armut sie lebenslänglich zur Gouvernante verurteilt, der alte Ritter von Glaubigern, ein moderner Cato und echter Sproß der roten Erde, der Edle von Haußenbleib, Tonies Großvater, trotz Adelsbrief und Geldsack ein abgefeimter Schurke, und schließlich Tonie selbst, diese heldenhafte Märtyrin um ihrer Seele willen — das sind Charaktere, um die ein Dramatiker Raabe beneiden könnte. „Der Schüdderump" ist aber auch eine soziale Dichtung, die tief in die Not und das Grauen der untersten Volksschichten hinableuchtet, wenn sie uns etwa im Siechenhaus zu Krodebeck zeigt, was der Mensch auszuhalten vermag und dabei doch noch immer ein Mensch bleibt und oft sogar einer der besten.

Uns interessiert vor allem der zweite Teil des „Schüdderump", der in Wien spielt. Und hier müssen wir besonders die Fähigkeit Raabes bewundern, mit der er, der Norddeutsche, das Wiener Milieu zu schildern vermag. Ein einziger Pinselstrich von seiner reichen Palette genügt, und gleich taucht eine ganze Welt von Vorstellungen in uns auf. Hatte er in der „Hollunderblüte" das Bild der Stadt Prag aus dem beginnenden XIX. Jahrhundert festgehalten, so zeigt er uns nun Wien in den Fünfzigerjahren, da am Nordbahnhof die Zigeunerbande immer noch den Radetzkymarsch spielte und Mariahilf nur eine Vorstadt war. Wir begleiten den Junker Hennig auf seiner Fahrt dahin, die über Prag, Brünn und Lundenburg führt, lernen seine Reisegesellschaft kennen, den schüchternen böhmischen Geistlichen, der seinen mitreisenden Glaubensbruder, den schneidigen Dorfpfarrer aus Ungarn, für einen Lutheraner hält, weil er ihm zu wenig geistlich aussieht, und das hübsche Dämchen aus der Entengasse zu Wien, das gar nicht ungehalten wäre, wenn der Junker Hennig ihr noch ein wenig mehr Aufmerksamkeit zuwenden wollte. In der Weltstadt angelangt, nimmt dieser im Reisendenviertel auf der Taborstraße sein Absteigequartier, gerät dann zur Ferdinandsbrücke und weiß nun genug von der Topographie des Ortes, um zu überlegen und wählen zu können zwischen den Lockungen des Praters und den Reizen der innern Stadt. Natürlich bezwingt die Umgebung des Stephansturmes sein ländliches Herz. Und nachdem er eine Weile auf dem Glacis und den Trümmern der Basteien umhergeirrt, findet er seinen Weg durch die Kärntnerstraße und muß brummend zugeben: „Es ist doch eine vornehme Stadt. Schade, daß wir sie nicht an unser Berlin anhängen können, wir würden dann, glaube ich, jedes andere Nest rund um den Erdball herum um mehrere Nasenlängen schlagen!" Und wie vortrefflich weiß der Dichter eine Mietskaserne in dieser vornehmen Stadt mit wenigen Worten zu charakterisieren. Die unteren Stockwerke füllen elegante Läden, aus denen rosige Jungfrauen und Dienerinnen, diese „naschenden Vernichterinnen aufgekeimten Wohlstandes" ihren heimkehrenden Hausherrn, der den dritten Stock bewohnt, hold anlächelnd mit Kichern und Kußhändchen begrüßen. Und darüber hinaus steigt ein Bienenstock mit seiner summenden Bevölkerung bis hoch in den blauen Wienerhimmel hinein und gibt noch einem wunderlichen Volke von Studenten, Jüngern der kaiserlichen Kunst-

schule, Photographen u. s. w. Licht genug und Schutz gegen Wind und Wetter fast zur Genüge. Und der Hausmeister weiß, welche Stellung ein Hausmeister diesem unberechenbaren Völkchen gegenüber einnimmt.

Im Carltheater bewundern wir den alten Nestroy in seinem eigenen Meisterstück „Einen Jux will er sich machen" und hören in der Oper den hohen Genius Beethovens. Köstlich, nicht ohne eine kleine Bitterkeit, wird der Wiener Leichtsinn ironisiert in der Madame Emanuele Werdenberg, deren gichtkranker Gatte augenblicklich in Karlsbad weilt — seinen linken Fuß in Wachs hat sie erst vor vierzehn Tagen in Gebet und schwarzer Wollrobe nach Mariazell gebracht — und die trotzdem Zeit und Laune genug besitzt, um die Tonie von Haußenbleib, dies kleine, bleiche Passionsblümerl aus dem Norden, diese Feine, die's versteht, die halb Wien mit ihrer Hektik zu ihren Füßen festhält, dem Junker Hennig gegenüber ins rechte Licht zu setzen. Wilhelm Jensen meint einmal über die Romantrilogie, die „Der Schüdderump" abschließt, eine herbere Weltanschauung sei nie in einem Kunstwerk niedergelegt worden. Und in der Tat fehlt diesem letzten Werke mitunter sogar jene befreiende Seite des Humors, die sonst für Raabe typisch ist. So schwer lastet das drückende Weltleid im Sinne Schopenhauers über dem Ganzen. Dennoch aber konnte dieser deutsche Lieblingsphilosoph auch auf Raabe seinen Einfluß nicht für immer behalten. Bereits in einer seiner nächsten Dichtungen, in dem frisch-fromm-fröhlichen „Marsch nach Hause" hat sich Raabe seine beste und schönste Eigenart von selbst wiedergegeben. 1869 hatte Raabe mit Frau und Kindern in Bregenz am Bodensee schöne Sommermonate verlebt; von daher ist ihm das alte Brigantium immer in freundlicher Erinnerung geblieben. Dort hat er auch den Stoff zu dieser prächtigen geschichtlichen Novelle gefunden, die dann 1873 in seiner Sammlung „Deutscher Mondschein" zum ersten Male erschienen ist.

Man tut Raabe Unrecht, wenn man seine Dichtungen immer und immer wieder auf ihren Ideengehalt untersucht, denn er ist doch in erster Linie Dichter, der zum Schauen und noch mehr zum Fühlen anregt. „Der Marsch nach Hause" beweist dies aufs beste. Es sei nicht in Abrede gestellt, daß die tragische Idee der nationalen Bedrängnis im Hintergrunde steht, wenn der Dichter mit einem feinen Zuge den schwedischen Kriegskumpanen in Lindau nicht einen Deutschen, sondern einen Italiener gegenübertreten läßt und damit andeutet, daß Deutschland an seinem größten Kriege nur einen negativen Anteil hatte. Die Hauptsache bleibt doch das Zeitbild, das ein lebendiges Leben lebt. Kein Charakter ist verzeichnet, die alemannische Urnatur der Frau Fortunata, der Taubenwirtin von Alberschwende, konnte nur einer schildern, dem das schwäbische Wesen selber in Fleisch und Blut übergegangen ist. Und wie prächtig nimmt sich der eigentliche Held, Sven Knudson Knäkabröd aus, dieser heimwehkranke, heldenhafte Schwede, der in Vorarlberg seine zweite Heimstatt findet! Nirgends scheut der Dichter vor einem erlaubten Naturalismus zurück. Und auch wir können an dem speienden und gröhlenden Lindauer Hafenaufseher ebensowenig Ärgernis nehmen, wie an dem schaurigen Sumpfe der Mark

Brandenburg, aus dem dieser später seinen Waffenbruder Sven herausfischt. Das gehört eben zum Zeitkolorit. Aber nicht minder versteht der Dichter uns die milde, kräftige Schönheit der Gegend am Bodensee vor Augen zu führen. Nicht, daß er uns eine ausführliche Naturschilderung gäbe, wie etwa Stifter von seinem Böhmerwald, aber sie treibt blühend und reizvoll überall aus dem alten Gemäuer dieser wundersamen Historie hervor.

Als das rein tragische Gegenstück zum wehmütig ergötzlichen „Marsch nach Hause" bezeichnet Wilhelm Brandes die chronikalische Novelle „Des Reiches Krone", selbst die Krone von Raabes mittelalterlichen Dichtungen. Ihre Handlung spielt nur vorübergehend auf der altehrwürdigen Burg Karlstein bei Prag, sonst in Nürnberg und kommt daher für uns nicht näher in Betracht. Dennoch sei eines Hauptverdienstes erinnert, das sich der Dichter durch diese Novelle für die deutsche Literatur erworben hat. Nicht Storm, wie Erich Schmidt meint, hat in »Aquis submersus« einen neuen chronikartigen Novellenstil gefunden, der frei von künstlichem Rost den Ton jener Periode deutscher Vergangenheit zwanglos trifft, in welche die Handlung verlegt ist, sondern Raabe. Ja dieses gewaltige Werk wäre vielleicht gar nicht möglich gewesen, wenn ihm „Des Reiches Krone" von Raabe nicht vorausgegangen wäre. Dabei wollen wir freilich nicht vergessen, daß sowohl der Meister Johannes in »Aquis submersus«, als auch der ältere Patrizier Johannes aus „Des Reiches Krone" vom Junker Johannes aus Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers" mehr haben als ihren Namen allein. Aber Raabe ist noch viel weiter zurückgegangen. Er hat viel in Chroniken vergangener Jahrhunderte gelesen und an dieser Lektüre seinen Stil gebildet. Von daher besitzt er jene bewundernswert klare und energische Anschauung des deutschen Lebens, jene getreue Kenntnis des Kostüms, das, nie pedantisch bei dem Kleinen verweilend, dennoch den Geist der alten Zeit aufruft, so daß wir Anton Schönbachs überschwengliche Worte begreifen: „Seit Raabe geschrieben hat, können in Deutschland schlechte historische Novellen und Romane nicht mehr auf den Markt gebracht werden".

In den letzten Jahrzehnten hat sich Raabe immer mehr modernen Stoffen zugewendet, so 1891 jenen launigen Episoden aus den Tagen des Koburger Nationalvereines, die er uns in „Gutmanns Reisen" voll politischer Ironie erzählt. Nach seiner Rückkehr aus Österreich hatte sich Raabe diesem hauptsächlich aus Norddeutschen bestehenden Bunde angeschlossen, und alle seine Ideen von dazumal, die Bismarck später verwirklichen sollte, spiegeln sich in der humoristischen Erzählung wieder. Unter den Männern, die sich 1860 in Koburg zur ersten Tagung des Nationalvereins versammeln, treten uns der norddeutsche Kaufmann Gutmann mit seinem Sohne, einem energischen und klugen Charakter, der schwärmerisch sentimentale Major Blume aus Jean Pauls Heimat Wunsiedel, des Majors Schwager, der wackere Poltermann und der gutmütige Wiener „Leichtfittich" Alois von Pärnreuther entgegen. Das heitere, hübsche Fräulein Klothilde Blume trifft, vom Besuche einer Erbtante heimreisend, in Koburg mit ihrem Vater zusammen. Gutmann sen. und jun. sind

natürlich kleindeutsch bis auf die Knochen, Blume und Pärnreuther dagegen treten für Großdeutschland mit Einschluß und unter Führung Österreichs ein. Parallel mit den politischen Verhandlungen verläuft ein Liebeswerben privater Natur zwischen Pärnreuther und dem jungen Gutmann um Klothildens Hand. Dieser aber kommt dem Österreicher zuvor. Indes nimmt der Nationalverein eine preußenfreundliche Entschließung an, und so sieht sich Pärnreuther doppelt schwer enttäuscht. Er hätte Grund zu grollen. Allein sein goldenes Wiener Herz bringt es nicht über sich, und so ist er sogar bereit, für das verlobte Paar den Botschafter bei der alten Frau Gutmann zu machen, die verwundert genug dareinschaut, den allweil fidelen schwarz-rot-goldenen Barrikadenkämpfer von Achtundvierzig nunmehr als Wirt vom unpolitischen, internationalen Esterhazy-Keller wiederzusehen: „Aber weshalb haben Sie denn nicht ein einziges Wort geschrieben, wenn — wenn es Ihnen so gut geht und — Sie wirklich noch am Leben sind?" Und der köstliche Pärnreuther entschuldigt sich mit seinem angeborenen tollen Humor, der ihn leicht vergessen läßt. Er ist nun einmal so, weil ihn seine Mutter im alten lustigen Wien, dem früheren, beim Tanz auf die Welt gebracht hat! „Der Saphir hat damals einen Witz darauf gemacht, und der Nestroy hats in einem Couplet im Theater an der Wien abgesungen." Der Bund zwischen Nord- und Süddeutschland ist durch die symbolische Verlobung des Fräuleins Blume aus Wunsiedel mit dem norddeutschen Herrn Gutmann beschlossen, und Österreich ist scheinbar zurückgestoßen, freilich nur scheinbar, denn Raabe läßt die alte Frau Gutmann nicht ohne Bedeutung zum wehmütig heiteren Österreicher sagen: „Sie sind der beste Mensch, den ich je kennen gelernt habe, Pärnreuther! Und seien Sie nur ganz ruhig. Was auch in Koburg vorgefallen sein mag: uns reißt nichts auseinander!"

Das ist ein gutes Wort und verrät einen schönen Zug, der den Menschen Raabe noch mehr ehrt als den Dichter. Denn Raabes Naturanlage ist norddeutsch. Und nur ein so großes und weitherziges Gemüt, wie das seine, vermag sich also über Stammesvorurteile und politische Hindernisse hinwegzusetzen. Raabe will eben auch mehr sein als ein Heimatdichter von beschränktem Gesichtskreis, seine Liebe umfaßt das gesamte deutsche Volk, und an dessen fernste Zukunft auch in Österreich glaubt er mit dem innigsten Herzensanteil. Darum steht er uns Deutschen in Österreich so nahe, vielleicht näher, als wir alle ahnen.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder.

(Fortsetzung.)

In Seitenstetten (1827—1830).

Ende Oktober 1827 führte mich mein Onkel mit den übrigen Zöglingen aus Wien nach Seitenstetten, zu welcher Reise man damals zweieinhalb Tage brauchte. Es war dies die erste Reise, die ich machte, und sie ist mir deshalb auch heute

noch in dem besten Gedächtnisse. Auch für meinen guten Onkel, der ungeachtet seiner Reiselust niemals weiter gekommen war als zwischen Znaim und Wien oder bis Brünn, bot sich viel Neues. Das erste Nachtlager war in St. Pölten, das wir erst bei voller Finsternis erreichten. Wie schmeckte das Nachtmahl in der ersten fremden Stadt! Andern Morgens, noch im Nebelgrauen, wurde aufgebrochen und langsamen Schrittes, selten im kurzen Trabe, gings vorwärts. Kam ein Hügel in den Weg, mußte ausgestiegen werden, was häufig der Fall war. Doch wir Knaben unterhielten uns prächtig dabei. Mächtigen Eindruck auf den Onkel wie auf mich machte der pittoreske Glanzpunkt der Reise, das am Donaustrande auf hohem Fels thronende Stift Melk. Das zweite Nachtlager war der Markt Amstetten, von wo aus die Linzer Poststraße verlassen und der Seitenweg nach unserem Ziele eingeschlagen werden mußte. Auf diesem ging es zunächst den Marktflecken Aschbach mit seiner eigentümlich niedergedrückten Kirche hindurch. Bald darauf ward das viereckige Stiftsgebäude von Seitenstetten mit dem Blechturme und seiner nordöstlichen Fassade sichtbar und im Hintergrunde der hohe Sonntagsberg. Durch die Krenstettner Allee gings an die Häuser des Marktes, und die Pferde keuchten mühselig zur großen Stiftspforte hinan. Mein Onkel wurde sehr gut aufgenommen und konnte noch nach Jahren nicht genug von der Prälatentafel und von dem doppelten Bette, das eine mit Roßhaar, das andere mit Federn, im eleganten Gastzimmer erzählen. Hinter mir schloß sich aber die Klosterpforte. Was war dies für ein Abstand gegen kurz zuvor! Ich fühlte anfangs geradezu Ketten an Händen und Füßen. Aber die strenge Disziplin, Haus- und Schulordnung und der wieder wachgerufene Ehrgeiz wirkten heilsam, und ich bin längst von der Überzeugung durchdrungen, daß ich lediglich dieser Zucht meine spätere Zukunft verdanke. Heftiges Heimweh stellte sich ein und wurde selbst durch das erste sehr herbe Schreiben meines Onkels, worin er mir den Verkauf der doch von mir allein gesammelten Schmetterlinge zum schweren Vorwurf machte, nicht gemildert. Aber in der Jugend gewöhnt man sich an alles und so verschmerzte ich auch den Verlust der Freiheit, zumal wir hinlänglich freie Stunden in dem Konviktsstocke und in den zwei Stiftshöfen hatten, die Behandlung eine gute und nichts weniger als muckerhafte und die Kost eine vorzügliche war. Die präzis eingehaltenen Studienstunden hatten mich sofort zum Zweiten in der Klasse gebracht und das Vorjahr völlig verwischt. Mein Professor P. Alois Ziervogel war ein sehr gutmütiger Mann, der mit uns in fortwährendem Verkehre stand und uns genau machte, da er an den geringsten Kleinigkeiten hing. Der Konviktspräfekt P. Ignaz Zehetner, der niemals sein Gesicht zum Lächeln verzog, hatte, außer daß er mich Sonn- und Donnerstag je einen Groschen angewiesenes Rekreationsgeld von seinem Tische abholen ließ, das ganze Jahr hindurch auch nicht ein Wort gesprochen. Wir waren in zwei Studier- und drei Schlafkameratten eingeteilt. Die letzteren wurden selbst im strengsten Winter nur einmal in der Woche zum Wäschewechseln geheizt, das Waschzimmer, wo an den Pippen fußlange Eiszapfen hingen, niemals. Wir durften keine Tuchenten, sondern nur

Kotzen haben, auf welchen häufig der durch die Spalten der einfachen Fenster gedrungene Schnee lag. Baden im Sommer war strengstens verboten. Der sanitäre Punkt war somit der wundeste. Trotzdem war während der drei Jahre meiner Zöglingschaft unter zirka vierzig auch nicht einer krank geworden. Die Kost war nach einem fixen Speisezettel geregelt: Sonn- und Donnerstag Braten, Kalb- und Schweinefleisch abwechselnd, Mittwoch und Samstag abends Rostbraten, mittags täglich Suppe, Rindfleisch und Gemüse, eine Mehlspeise. Knödel und Selchfleisch mit Kraut galt besonders als Duplex. Morgens Einbrennsuppe, Sonn- und Donnerstag Milchsuppe, zu Mittag, zur Jause und abends jedesmal ein halbes Laibchen Brot. Wir saßen an drei Tafeln zu sechs Schüsseln abgeteilt, und der Senior war der inappellable Vorleger. Das Geschirr war von Zinn. Daß es an Fasttagen kein Fleisch gab, ist selbstverständlich. Aber gerade dieser Fasttag war für uns Duplex, da es abundantes Gebackenes, darunter wiederholt Schober (der wienerische Gugelhupf) und tellergroße Krapfen gab, dessenungeachtet zehrte die Landluft und die starke Bewegung in den Stiftshöfen, wo ohne schulgerechte Lehrer in wuchtigen Raufhändeln das Turnen betrieben wurde. Das Rekreationsgeld wurde schon in der ersten Viertelstunde an die Bauernweiber ausgegeben, die auf der Klosterstiege mit allerhand Viktualien jeden Morgen erschienen waren. Obst- und Kipfelwucherer aus zweiter Hand war der krummfüßige Klosterpförtner, der auch mit doppelter Kreide einigen kreditierte, dafür aber allgemein gehaßt und nicht selten hart mitgenommen wurde. Er hatte nachts bei uns zu schlafen, und nicht selten wurden ihm scharfkantige Stücke Holz unter das Leintuch und Brennessel unter die Decke gelegt, auch die Angeln ausgehoben. Auch seine Laterne wurde häufig, während er schnarchte, benützt, um einen Lauf durch den Klostergang zu ersparen. Die Täter kamen natürlich niemals auf. Zweimal die Woche, Sonn- und Donnerstag nachmittags, war allgemeiner Spaziergang, angeführt von einem der Konviktspräfekten. Zur Flurzeit standen da gewöhnlich die Bauern mit Knütteln vor ihren Gehöften, um den über ihre Wiesen sich ergießenden Heuschreckenschwarm abzutreiben. Das war auch die Zeit des Käfersuchens, das von uns sehr ausgiebig betrieben wurde. Da nachmittags wenig Schmetterlinge flogen, hatte auch ich mich den Käfern zugewendet, die von nun ab Gleichberechtigung mit den Schmetterlingen genossen. Außerdem war die Überschreitung des Stiftstores für uns das größtdenkbare Verbrechen. Umsomehr freuten wir uns auf die Weihnachts- und Osterferien, wenn wir Aussicht hatten, von den Angehörigen eines Kameraden mit nach Hause genommen zu werden. Aber erst die Sehnsucht nach den langen Ferien! Ich hatte Monate zuvor Tag für Tag im Kalender abgestrichen und endlich sogar Tage und Stunden gezählt. Die Hoffnung war dem Fleiße sehr förderlich, besonders zu den Prüfungen vor dem Schlusse des Schuljahres. Außer den obligaten Schulstudien wurde auch noch anderes gelehrt und gelernt: Musik beim Regens chori P. Leopold Puschel, der später auch mein Konviktspräfekt war und dem ich viel Verdruß machte, weil ich auswendig sang und nebstbei die von ihm gehaßte Gitarre klimperte, auch dann und wann bei

einer Serenade des Schulgehilfen an ein Fräulein der Küche entwickelte: Kalligraphie, die ich mit Eifer betrieb und mit wunderbarem Erfolg, weil es bei unseren Professoren als großes meritum galt, daß das Prüfungsexemplar ein [illegible] Titelblatt habe; Zeichnen, durch einen geistlichen P. Engelbert, der ein vortrefflicher Blumenmaler war; und fremde lebende Sprachen von dem alten [illegible], einem emigrierten Franzosen, der sich mit mir besonders abgab und dem ich meine nachmalige Leidenschaft für praktische Sprachenerlernung ohne viel Grammatik verdanke. Korrepetitor war ein [illegible], Frater Benedikt, ein sehr guter junger Mann, der mir aus der Stiftsbibliothek manches Buch zeigte, unter anderem Linnés Systeme behufs Ordnung meiner Käfer. Ich lernte da zum ersten Male die Linnéschen Diagnosen kennen, die mich in späteren Jahren in erweiterter Form vielfältig mit ihrem Lapidarstil beschäftigten, aber auch viel Vergnügen machten, als ich die Monachologia des Josefiners Hofrats Born in die Hände bekam, der in unübertrefflicher Weise die Linnésche Diagnosenphraseologie auf die damals bestehenden Mönchsorden anwandte. Leider sollte ich Frater Benedikt das zweite Jahr nicht mehr sehen; er kam ins theologische Studium nach Melk, ging einmal über die gefrorene Donau zu einem Besuche ans linke Ufer, brach aber am Rückwege durch das Eis ein und verschwand spurlos. Einen Lehrgegenstand darf ich jedoch der originellen Lehrstunde wegen nicht vergessen: das Tanzen. Es war ein alter Tanzlehrer nach der Mode des achtzehnten Jahrhunderts, mit seiner auch diesem Säkulum angehörigen, etwas schielenden Tochter im Stifte erschienen, und da das geistliche Regime den Tanz nicht ausschloß, akzeptiert worden. Nur fand sich keine Lehrstunde dafür vakant. Da verfiel man auf den gewiß originellen Gedanken, daß die für die Tanzlektion bestimmten Zöglinge um eine Stunde früher aufstehen mußten, also im Winter um 5 Uhr und im Sommer um 4½ Uhr. Man denke sich, mit welcher Lust wir von dem alten Paare das Menuett — und das war der einzige gelehrte Tanz — mit der vom alten Maestro gewünschten Grazie unter den Tönen seiner Violine ausführten. Für mich hatte diese Tanzlektion die Folge, daß ich mein ganzes Leben hindurch der erbittertste Feind des Tanzens war und nur ein einzigesmal eine Nacht hindurch vertanzte und dies aus besonderem Anlasse. Studienrektor war der Prälat Columbanus, der aber meist in Wien war und von dem Gymnasialpräfekten P. Josef Gindl, einem kleinen dicken Manne, der Strenge mit Bonhomie verband, vertreten wurde. Es bestand im Gymnasium die gewiß zweckmäßige Einrichtung, daß die Klassenprofessoren im Untergymnasium mit den Schülern aufstiegen und erst in den beiden Klassen des Obergymnasiums durch andere Lehrer ersetzt wurden. Nur der Religionsprofessor war für alle sechs Klassen derselbe, zu meiner Zeit P. Wichmann, das Bild eines heiligen Aloisius von innen und außen, aber durchaus kein frömmelnder Heuchler, sondern die würdevolle, ernste Güte selbst. Auch für Weltbildung wurde möglichst Rechnung getragen. Kam eine wandernde Theatertruppe nach Seitenstetten, die im Gemeindewirtshause die Bretter, welche die Welt bedeuten, auf leeren Apfelmostfässern auf-

schlug, wurden wir hingeführt, und ich erinnere mich noch heute mit Vergnügen einer Wüstenszene, in der ein alter, in Lappen getaner Beduine, nachdem er aus einer schmutzigen Branntweinflasche den letzten Tropfen geleert, den Tod des Verdürstens starb, oder einer Szene, wo Don Carlos in einer bunten Jacke erschien, die wir sofort als die unseres Hausknechtes Michel erkannten. Auch Taschenspieler fanden im Stifte Aufnahme. Entsetzen erfaßte mich, als ein solcher einmal im Prälatensaale eine große Handpistole mit einer vorgezeigten Bleikugel laden ließ und den Pater, der als der beste Schütze galt, ersuchte, er möchte ihm ins Gesicht schießen, aber gut zielen, was dieser auch tat. Die Kugel, angeblich abgeprallt, fiel auf den vorgelegten Teller. Auch Gymnastiker kamen zur Produktion in den Stiftshof, richteten auf hohen Stangen Schwungseile auf und machten unter Trompeten- und Paukenschall für uns damals haarsträubende Bocksprünge. Bei einer dieser Truppen befand sich ein ganz junges Mädchen, das zerrauft und in schmutzigen Kleidern, barfuß, ein kleines ebenso unsauberes Kind trug. Wie erstaunte ich, als ich nach wenigen Stunden dasselbe junge Geschöpf frisiert im Wams und Trikot das Seil besteigen und mit der Balancierstange darauf herumspringen sah. Es war das erste Revers des Trikots, das mir zu Augen gekommen, die mir derartig stecken blieben, daß ich das Läuten zur Studierstunde überhörte und nun einer scharfen Ordnungsstrafe unterlag. Hausvergnügungen waren im Winter: Schleifen, „Eisschießen" (ein oberösterreichisches Bauernspiel mit eisenbeschlagenen, bestielten Scheiben nach einem Ziele) und Schneebauten; im Frühjahre, wenn der Boden zu erweichen begann, das „Schmerbecken" mit gespitzten Pfählen (gleichfalls ein Volksspiel, in welchem der eine Spieler mit seinem Pfahle, der jedoch stecken bleiben muß, die Pfähle der anderen herauszuschlagen trachtet); dann im Sommer Ballspiel und Scheibenschießen auf mit stählernen Bögen versehenen Armbrüsten.* Wir bildeten uns dort zu wahren Tells aus, fehlten selten einen Apfel, ich schoß sogar einmal eine Mauerschwalbe. Der Hauptfesttag war jedoch jeden Jahres der Prälatenwahltag. Er fiel in den August und wurde mit mehrtägigem Bestschießen auf der Stiftsschießstätte gefeiert, wozu weit und breit alle Schützen kamen. Auch wir durften zusehen. Die angekündigte Stiftsvisitation durch den St. Pöltener Bischof Frint brachte alles in Bewegung. Es mußten die zwölf Aposteln in der Kirche gemalt werden, d. h. zwölf umkränzte Kreuze an den Pfeilern, da der Bischof unendlich strenge, auch den geringsten Mangel bemerkte und rügte. Aber es war kein Maler zur Hand, der al fresco zu malen im stande gewesen wäre. Nur ein Konviktszögling, Sohn des berühmten Optikers Rospini, verstand auf nassem Kalk zu malen und ich ward hiebei sein Gehilfe. Wir brachten in wenigen Tagen das nach einer Schablone fabrizierte Kunstwerk zusammen und kamen dadurch in große Gunst des Prälaten. Der Gymnasialpräfekt Gindl hatte eine lateinische Begrüßungsrede gedrechselt, deren Worte mir noch heute unverlöschlich im Gedächtnisse sind, weil ich zum Redner auserkoren war. Eine volle Woche hatte ich sie ein-

* Sowohl wir als die Bauern nannten sie nach den Griechen und Römern: Palaester.

wohl [illegible] Palaestra

gebüffelt und konnte sie vor- und rückwärts rezitieren. Auch die Schwierigkeiten eines schwarzen Galakleides waren beseitigt, da ein anderer Konviktist, namens Rixner, eben einen schwarzen Frack und Hose von seinen Eltern erhalten, die mir im ersten Augenblick zu passen schienen. Allein, o Jammer! Als die Glocken feierlich läuteten, die Stiftskonventualen in ihren Flocks, die Fratres im Chorhemde mit dem Kreuze voran, endlich in bischöflichem Ornate der Bischof selber den Einzug in die Kirche hielten und nach kurzem Aufenthalte sich der Prälatenstiege zuwandten, wo ich an der Spitze des Gymnasiums aufgestellt war, da fiel mir das Herz in die geliehene Rixnersche Hose, und als der Bischof an mich herantrat, konnte ich nichts mehr herausbringen als Quem ad modum und nur der soufflierende, verzweifelte Gymnasialpräfekt und die Freundlichkeit des Bischofs brachten das Werkel stockend wieder in Gang. Mein erstes Rednerdebüt war demnach eine Blamage. Nichtsdestoweniger präsentierte mir der Bischof in feierlicher Weise bei einer Schulprüfung eines seiner Bücher: „Gedanken des Ernstes in den Tagen des Leichtsinns", Wien 1817, in Leder gebunden, das ich noch heute zum Andenken aufbewahre. Übrigens machte mir die Episode noch in späteren Jahren viel Spaß. Der gute Rixner war Magistratsrat geworden und ich Bürgermeister. Er hatte sich gar nicht verändert, klein und dick, Junggeselle, stets ängstlich und verlegen, dabei sehr religiös, ungemein ehrlich, hatte ich keinen besseren Referenten in Schul- und geistlichen Angelegenheiten als ihn. Wenn ich aber, was jedesmal geschah, so oft ich in guter Laune war, zu ihm sagte: „Apropos, wissen Sie noch, lieber Herr Magistratsrat, wie ich mich vor so und so viel Jahren in Ihrer neuen schwarzen Hose aufgeführt habe?" da stieg Blutröte in sein Gesicht und er stammelte mit einer Verbeugung: „Ach, ich bitte, Herr Bürgermeister!"

Tafelfeste im Stifte, wo wir wußten, daß sämtliche Präfekten und Professoren sich bei Tische gut geschehen ließen, wurden meist zu mutwilligen Streichen benützt. Einmal war große Abendtafel und es sollte ein Streit zwischen zwei Dormitorien, wie der Kampf zwischen Horatiern und Curiatiern, ausgetragen werden. Mein Dormitorium sandte die Kriegserklärung und das herausgeforderte verbarrikadierte sich mit Bettzeug und Kästen, so gut es konnte. Wir zogen im Nachtkostüm mit Bettstangen als Lanzen und Pölstern als Schilder zum Sturme aus, und Angreifer wie Belagerte machten in der festen Überzeugung, daß sämtliche Geistliche in dem weit entfernten Refektorium säßen, einen derartigen Lärm, daß die Mauern erdröhnten und zitterten. Unglücklicherweise war Präfekt Gindl in seiner Wohnung unter uns wegen Unwohlseins zurückgeblieben und nahm seine Zuflucht zwischen die starken Eckpfeiler, überzeugt, daß ober ihm altes Gemäuer eingestürzt sei. Wir waren eben siegestrunken mit Trophäen der überwältigten Gegner in unser Dormitorium zurückgekehrt, ein Flötist schwang sich auf den Kasten und wir tummelten uns in Hemden im Kriegstanz um ihn herum. Da öffnete sich plötzlich die Tür, und im matten Scheine der Nachtlampe zeigte sich das feiste, bebrillte Gesicht des Präfekten Gindl. Der Pfeifer hatte die Geistesgegenwart, vom Kasten

die Lampe auszublasen, und als der Präfekt mit einem Lichte kam, schienen wir alle, die Kotzen bis an die Nase gezogen, zu schlafen. Übrigens Leugnen war unmöglich, und da die Urheber nicht herauskamen, erhielten sowohl Sieger als Besiegte zur Strafe einen ganzen Fasttag.

So verlief das erste Jahr meiner Gefangenschaft und ich kam mit einem eminenten Zeugnisse auf die großen Schulferien nach Wien zurück zu meinem Onkel. Er hatte sich mittlerweile wieder auf die Landstraße, Gärntnergasse, aus seiner letzten Stadtwohnung in das neugebaute Zinshaus seiner Freunde Krumhaar gezogen, welche das Gölische Haus erkauft und auf einem Stück Garten ein Zinshaus gebaut hatten.

Große Sorge hatte schon in früheren Jahren meinem Onkel die Fiskalprüfung gemacht, die neben der Advokatenprüfung wegen des unentwirrbaren Chaos der in Hunderten von Bänden zerstreuten politischen Gesetze als die schwierigste Aufgabe galt. Wie oft mußte ich ihm, wenn er spät abends nach Hause kam, da er leidende Augen hatte, derlei bandwurmartige Zirkulare vorlesen, bis er und ich dabei einschliefen. Diese Sorge hatte er nun hinter sich. Er hatte auch von seiner Mutter ein nach damaliger Rechnung bedeutendes Vermögen geerbt und war nun vollkommen frei und unschuldigen Vergnügen fast kindisch zugetan, ein harmloser Lebemann geworden. Er besuchte in ausgewählter Toilette (ich erinnere mich, daß oft eine Stunde daraufging, ein riesiges, in eine starre Krawatte gewickeltes Halstuch an der Brust in einen faltenlosen Wasserfall zu bringen) elegante Promenaden, z. B. den Schwarzenberg-Garten an Donnerstagen, wo sich die schöne Welt von ganz Wien versammelte. So prachtvoll der Garten war, wurde er mir doch stets höchst langweilig, wenn nicht ein Glas saure Milch in Aussicht kam, die im fürstlichen Meierhofe daneben zwischen Düngerhaufen kredenzt wurde. Noch mehr fastidium zwang mir der Lieblingsort meines Onkels, die Wasserglacis, ab, die sich außerhalb des Karolinentores an der Stelle der heutigen Gartenbaugesellschaft befand. Hier waren nur künstliche Mineralwässer zu haben, die mein Onkel promenierend zur Kur trank. Wenn es abends Konzertmusik und Beleuchtung gab, war auch kein Interesse für mich vorhanden, wohl aber wenn der Onkel am Nachhausewege an der Ecke der Rabengasse in die „Schöne Sklavin" einbog, welche schöne Sklavin ein schöner Gasthausgarten war, oder zur „goldenen Birn" auf der Hauptstraße, in deren weitem Hofraum der junge Stiperger einen großen Salon erbaut hatte, dem damals ganz Wien zuströmte. Mein Onkel war schon von lange her ständiger Besucher der Karnevals-Redouten und konnte nicht oft genug das naive Ergötzen schildern, das ihm die Bocksprünge eines Pierrots oder Harlekins oder irgend welche Faschingswitze Castellis verschafften. Kurz, er war in dieser Beziehung vollkommen Kind. Die Crême der Unterhaltung war jedoch allsonntäglich abends im Hause und Garten Krumhaars. War dort der sanfte und stille Heinrich Krumhaar, der kürzlich als Finanzbeamter mit Staatspapieren nach Holland und London geschickt worden, der angestaunte und beneidete Weltreisende, der nur deshalb

schweigsam verblieb, weil er nur zuviel zu erzählen gehabt hätte, so stellte mein Onkel in dieser Gesellschaft den Magnet vor, der die heiratsfähigen Schönen an sich zog.

Das lange Ferialotium benützte ich, um die Schauplätze meiner früheren Kinderzeit und der letzten Jahre wiederholt zu besuchen. Da stand ich vor dem Rasumofsky-Palais samt Nebengebäuden, in der halbverfallenen Kolonnade, deren Säulen bereits die Kapitäle verloren, unter ihrem Portal saß ich auf den steinernen Sitzbänken, das Badhaus „zum Karpfen" im Angesicht. Das war Eigentum der Familie Mayer. Heute noch erinnere ich mich der geröteten freundlichen Züge des damals jungen Sohnes Matthäus und seiner noch jüngern Schwester, wie sie uns in dem Kämmerchen das Bad bereitete und die Wäsche brachte. Hätte ich wohl damals eine Ahnung haben können, daß dieser junge Matthäus mir dereinst als Bürgermeister in seiner Eigenschaft als erbgesessener Grundrichter der Weißgärber und später Vorstand des Bezirkes Landstraße durch seine Erfindung, den Namen eines Pfründners in zwei Hälften zu teilen und dadurch dem armen Teufel ein doppeltes Almosen zuzuwenden, viel Ärgernis machen und sich selbst den Tod bereiten würde? In nächster Nähe die neue Sophien-Kettenbrücke, die die langjährig bestandene Überfuhr über den Donaukanal, unsere Kinderfreude, außer Tätigkeit brachte; am andern Ufer das düstere Schüttelbad mit dem verplankten Gange zu dem Wäldchen hochstämmiger Weiden und Eschen, auf welchen ich Catocaliden suchte und stets fand. Weiter vorwärts, auf der großen Zirkuswiese, der hölzerne hohe Kuppelbau des Zirkus de Bach, dessen Pferdestallgeruch viele Jahre hindurch die Wiener anzog. Auch ich war wiederholt als Knabe Zuschauer und glaubte in den Reitkünstlerinnen im mythologischen Kostüm Töchter des Olymps zu sehen (denn schon damals fand Rammlers Mythologie mit Kupfern großes Interesse). Die Kehrseite dieser Kunst hatte ich erst in Seitenstetten bei den wandernden Gauklertruppen kennen gelernt.

(Fortsetzung folgt.)

Die neueste Erweiterung Wiens.

Von Dr. Wilhelm Löwy, Magistratssekretär i. R.

In einer von mir in der „Statistischen Monatsschrift" im Jahre 1901 veröffentlichten, „Die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 in Wien" behandelnden Arbeit findet sich folgende Ausführung:

„Es ist eine bekannte und auf den ersten Blick auffällige Tatsache, daß sich Wien nicht, wie viele andere Städte, konzentrisch um den Strom, sondern beinahe abgewendet von ihm entwickelt hat. Während die dichtere Verbauung nach anderen Richtungen bis 5 oder 6 *km* vom Stephansplatze reicht, erstreckt sie sich gegen den Donaustrom gegenwärtig erst auf 2 bis höchstens 3 *km*; sein linkes Ufer ist, soweit es zum Wiener Gemeindegebiete gehört, nur schwach besiedelt und auch sonst ist dort nur eine einzige, erst in den Neunzigerjahren aus mehreren Gemeinden gebildete Stadt (Floridsdorf), die nach den vor-

läufigen Ergebnissen der letzten Volkszählung 36.599 Einwohner hat, zu finden. Die Ursache dieser Erscheinung ist klar. Wien ist nicht am Donaustrome, sondern an einem Arme desselben, dem Donaukanale, der in seinem oberen Teile das hügelige, den letzten Ausläufern des Wiener Waldes angehörige Gelände berührt, entstanden. Dieses schien besser zu bewohnen und leichter zu verteidigen, als das den Donaustrom umschließende, Überschwemmungen häufig ausgesetzte Flachland; überdies reichte der Kanal damals und noch lange Zeit, bis weit in das abgelaufene Jahrhundert hinein, für den Verkehr vollständig aus. Die Besiedlung der Ufer des Donaukanales selbst ging dort, wo sie eben waren, nur langsam vor sich; nur die in der Nähe der inneren Stadt, des Mittelpunktes des Handels, gelegenen Flächen wurden allmählich verbaut, indem die Bequemlichkeit im Verkehre die Furcht vor Überschwemmungen besiegte. Erst als die Wassergefahr im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts durch die Regulierung des Donaustromes und durch die Errichtung des Sperrschiffes an der Abzweigung des Kanals gebannt war, wurde die Besiedlung des II. und XX., dann auch des III. und IX. Bezirkes, insoweit sie am Kanal sich hinziehen, eine lebhaftere; ja sie wurde auf der Donau-Insel so stark, daß schließlich der ehemalige II. Bezirk in zwei Bezirke, den II. und XX., geteilt werden mußte. . . . . Diese Bezirke bieten — allerdings am wenigsten der IX. — auch für die Zukunft noch Raum für eine größere Bautätigkeit auf bisher unverbauten Flächen; und wenn die in Ausführung begriffenen Schleusen- und Hafenanlagen, insbesondere aber die geplanten Wasserstraßen, welche die Oder und Moldau mit der Donau verbinden sollen, beendet sein werden, dann wird nicht bloß der gesamte verfügbare Raum der Donaubezirke verbaut werden, sondern auch das linke Stromufer sich bevölkern."

Diese in einer zwar nicht nahen Zukunft bevorstehende Entwicklung Wiens aus einer Stadt um den Donaukanal zu einer den Donaustrom umschließenden Stadt wollte nun die Wiener Gemeindeverwaltung schon im Jahre 1902 eskomptieren. Sie hatte die Absicht, die Gemeinden Floridsdorf, Strebersdorf, Groß-Jedlersdorf, Stammersdorf, Leopoldau, Kagran, Hirschstetten, Stadlau, Breitenlee, Aspern, Eßlingen und Groß-Enzersdorf mit Wien zu vereinigen. Damit ging sie damals in mancher Richtung allerdings über das Maß des Zweckentsprechenden hinaus und fand infolgedessen bei der Regierung entschiedenen Widerstand; allein, was diese ihr gegenwärtig zugestand, ist gegen Norden hin zur Befriedigung des Hauptzweckes der neuen Stadterweiterung gewiß nicht ausreichend.

Dieser besteht darin, die Gebiete jener Gemeinden, in denen die für die Einmündung des Donau-Moldau- und des Donau-Oder-Kanals zu errichtenden Häfen und deren Verbindungen mit dem Donaustrom zu liegen kommen, dann auch die hinter diesen Gemeinden befindlichen Ortschaften in den Machtbereich Wiens zu bringen, überdies dem schon jetzt zu Wien gehörigen, am linken Ufer des Donaustromes lang sich hinstreckenden Kaisermühlen, das infolge seiner Lage künftig zu größerer Bedeutung gelangen wird, ein breites Hinterland zu gewinnen. Es hätten demnach im Norden die Gemeinden Lang-Enzersdorf und Strebersdorf gänzlich einverleibt werden müssen.

Die Regierung bestimmte jedoch dort die Trasse des Donau-Oder-Kanals und die Grenze des Floridsdorfer Gemeindegebietes als neue Stadtgrenze; infolgedessen wird der kleine Hafen, durch den der Donau-Moldau-Kanal vor seiner Vereinigung mit dem Donau-Oder-Kanal fließt, außerhalb der Stadt bleiben und von beiden genannten Gemeinden

nur je ein Stück zu Wien geschlagen. Es bleibt nur zu hoffen, daß es bei einer späteren Gelegenheit gelingen wird, auch diese Ortschaften mit Wien zu verbinden.

Was die übrigen Gemeinden betrifft, so wird durch den Donau-Oder-Kanal je ein kleiner Teil von Groß-Jedlersdorf, das ohne diese Grenzbestimmung ganz mit Wien vereinigt worden wäre, und von Stammersdorf, das sonst von der neuen Stadterweiterung unberührt geblieben wäre, abgeschnitten; ersteres fällt an Stammersdorf, letzteres an Wien. Floridsdorf, Leopoldau, Kagran, Stadlau und Hirschstetten werden, dem Hauptzweck der ganzen Aktion entsprechend, vollständig einverleibt.

Nicht aus dem Hauptzwecke der neuen Stadterweiterung erklärbar ist jedoch die Angliederung der Ortsgemeinde Aspern und der bisher zur Ortsgemeinde Groß-Enzersdorf gehörigen Katastralgemeinde Herrschaft Kaiser-Ebersdorf, der sogenannten Lobau. Aber sie läßt sich begreifen, weil dadurch der Donaustrom, dessen rechtes Ufer in dieser Gegend städtisches Gebiet ist, dann beiderseits davon eingeschlossen ist. Für die Angliederung der Lobau spricht ferner die Tatsache, daß sie fast ganz der Gemeinde Wien, beziehungsweise dem von ihr vertretenen Allgemeinen Versorgungsfonds gehört und es zweckmäßig erscheint, daß dieser Besitz auch öffentlich-rechtlich dem Wiener Magistrate unterworfen ist; daß sie dereinst einen Ersatz für die reichen Praterauen bilden soll, die allmählich der Erholung suchenden Bevölkerung entzogen werden, ist wohl kein triftiger Grund für eine Einverleibung, weil für jenen Zweck das privatrechtliche Eigentum völlig ausreicht. Wenn aber die Lobau dem neuen Gemeindebezirke einverleibt wird, so muß auch Aspern dasselbe Schicksal erfahren, weil sonst zwischen ihr und dem übrigen Gemeindegebiete nur ein schwacher Zusammenhang wäre. Zur Einbeziehung eines schmalen Streifens der Gemeinde Breitenlee, der zwischen Hirschstetten und Aspern eingekeilt ist, zwingt dessen Lage, während für die Angliederung des übrigen Gebietes von Breitenlee und Groß-Enzersdorf, dann von Eßlingen ein stichhältiger Grund nicht zu erkennen ist, weshalb auch die Regierung ihre Einverleibung verwehrte.

Das derart zu Wien neu zuwachsende Gebiet hat eine Fläche von 9314 *ha* und zählte zu Ende des Jahres 1900 — abgesehen von dem von Strebersdorf hinzukommenden Teile, für den diese Angaben nicht bekannt sind — 2361 Häuser und 51.909 Bewohner. Da die Fläche der Bezirke I bis XX 17.812 *ha* beträgt, die Zahlen ihrer Häuser und Bewohner zu dieser Zeit zusammen 33.130, beziehungsweise 1,674.957 ausmachten, so ergibt sich, daß durch die neueste Einverleibung die Fläche Wiens um 52·3 Prozent, seine Häuserzahl um 7·1 Prozent und seine Bewohnerzahl um 3·1 Prozent wächst. In ihrer ehemaligen Ausdehnung, vor der Vereinigung der Vororte zu Ende 1890, hatte Wien bloß 5540 *ha*; durch diese Vereinigung vergrößerte sich seine Fläche um 12.272 *ha* auf 17.812 *ha* und übertraf bereits an räumlicher Entfaltung jede andere Stadt des Kontinents, und nun erhöht sich sein Flächenraum auf 26.126 *ha*. Jedoch ist das durchaus nicht zu beanstanden. Es erscheint bei dem schnellen Wachstum der Städte in vielfacher Hinsicht außerordentlich vorteilhaft, wenn die Macht der Gemeindeverwaltung sich auf ein großes Gebiet erstreckt, so daß nicht unmittelbar hinter ihren letzten Häusern ein anderer Wille zu entscheiden hat; die Kosten, die durch die übermäßige Ausdehnung verursacht werden, fallen dagegen nicht ins Gewicht und sind übrigens auch an und für sich nicht von großem Belang. Schließlich ist das Ausmaß der einzubeziehenden Fläche bei einer Einverleibung nicht in das Belieben der alten Stadt gestellt, sondern wird von

natürlich kleindeutsch bis auf die Knochen, Blume und Pärnreuther dagegen treten für Großdeutschland mit Einschluß und unter Führung Österreichs ein. Parallel mit den politischen Verhandlungen verläuft ein Liebeswerben privater Natur zwischen Pärnreuther und dem jungen Gutmann um Klothildens Hand. Dieser aber kommt dem Österreicher zuvor. Indes nimmt der Nationalverein eine preußenfreundliche Entschließung an, und so sieht sich Pärnreuther doppelt schwer enttäuscht. Er hätte Grund zu grollen. Allein sein goldenes Wiener Herz bringt es nicht über sich, und so ist er sogar bereit, für das verlobte Paar den Botschafter bei der alten Frau Gutmann zu machen, die verwundert genug dareinschaut, den allweil fidelen schwarz-rot-goldenen Barrikadenkämpfer von Achtundvierzig nunmehr als Wirt vom unpolitischen, internationalen Esterhazy-Keller wiederzusehen: „Aber weshalb haben Sie denn nicht ein einziges Wort geschrieben, wenn — wenn es Ihnen so gut geht und — Sie wirklich noch am Leben sind?" Und der köstliche Pärnreuther entschuldigt sich mit seinem angeborenen tollen Humor, der ihn leicht vergessen läßt. Er ist nun einmal so, weil ihn seine Mutter im alten lustigen Wien, dem früheren, beim Tanz auf die Welt gebracht hat! „Der Saphir hat damals einen Witz darauf gemacht, und der Nestroy hats in einem Couplet im Theater an der Wien 'abgesungen." Der Bund zwischen Nord- und Süddeutschland ist durch die symbolische Verlobung des Fräuleins Blume aus Wunsiedel mit dem norddeutschen Herrn Gutmann beschlossen, und Österreich ist scheinbar zurückgestoßen, freilich nur scheinbar, denn Raabe läßt die alte Frau Gutmann nicht ohne Bedeutung zum wehmütig heiteren Österreicher sagen: „Sie sind der beste Mensch, den ich je kennen gelernt habe, Pärnreuther! Und seien Sie nur ganz ruhig. Was auch in Koburg vorgefallen sein mag: uns reißt nichts auseinander!"

Das ist ein gutes Wort und verrät einen schönen Zug, der den Menschen Raabe noch mehr ehrt als den Dichter. Denn Raabes Naturanlage ist norddeutsch. Und nur ein so großes und weitherziges Gemüt, wie das seine, vermag sich also über Stammesvorurteile und politische Hindernisse hinwegzusetzen. Raabe will eben auch mehr sein als ein Heimatdichter von beschränktem Gesichtskreis, seine Liebe umfaßt das gesamte deutsche Volk, und an dessen fernste Zukunft auch in Österreich glaubt er mit dem innigsten Herzensanteil. Darum steht er uns Deutschen in Österreich so nahe, vielleicht näher, als wir alle ahnen.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder.

(Fortsetzung.)

In Seitenstetten (1827—1830).

Ende Oktober 1827 führte mich mein Onkel mit den übrigen Zöglingen aus Wien nach Seitenstetten, zu welcher Reise man damals zweieinhalb Tage brauchte. Es war dies die erste Reise, die ich machte, und sie ist mir deshalb auch heute

noch in dem besten Gedächtnisse. Auch für meinen guten Onkel, der ungeachtet seiner Reiselust niemals weiter gekommen war als zwischen Znaim und Wien oder bis Brünn, bot sich viel Neues. Das erste Nachtlager war in St. Pölten, das wir erst bei voller Finsternis erreichten. Wie schmeckte das Nachtmahl in der ersten fremden Stadt! Andern Morgens, noch im Nebelgrauen, wurde aufgebrochen und langsamen Schrittes, selten im kurzen Trabe, gings vorwärts. Kam ein Hügel in den Weg, mußte ausgestiegen werden, was häufig der Fall war. Doch wir Knaben unterhielten uns prächtig dabei. Mächtigen Eindruck auf den Onkel wie auf mich machte der pittoreske Glanzpunkt der Reise, das am Donaustrande auf hohem Fels thronende Stift Melk. Das zweite Nachtlager war der Markt Amstetten, von wo aus die Linzer Poststraße verlassen und der Seitenweg nach unserem Ziele eingeschlagen werden mußte. Auf diesem ging es zunächst den Marktflecken Aschbach mit seiner eigentümlich niedergedrückten Kirche hindurch. Bald darauf ward das viereckige Stiftsgebäude von Seitenstetten mit dem Blechturme und seiner nordöstlichen Fassade sichtbar und im Hintergrunde der hohe Sonntagsberg. Durch die Krenstettner Allee gings an die Häuser des Marktes, und die Pferde keuchten mühselig zur großen Stiftspforte hinan. Mein Onkel wurde sehr gut aufgenommen und konnte noch nach Jahren nicht genug von der Prälatentafel und von dem doppelten Bette, das eine mit Roßhaar, das andere mit Federn, im eleganten Gastzimmer erzählen. Hinter mir schloß sich aber die Klosterpforte. Was war dies für ein Abstand gegen kurz zuvor! Ich fühlte anfangs geradezu Ketten an Händen und Füßen. Aber die strenge Disziplin, Haus- und Schulordnung und der wieder wachgerufene Ehrgeiz wirkten heilsam, und ich bin längst von der Überzeugung durchdrungen, daß ich lediglich dieser Zucht meine spätere Zukunft verdanke. Heftiges Heimweh stellte sich ein und wurde selbst durch das erste sehr herbe Schreiben meines Onkels, worin er mir den Verkauf der doch von mir allein gesammelten Schmetterlinge zum schweren Vorwurf machte, nicht gemildert. Aber in der Jugend gewöhnt man sich an alles und so verschmerzte ich auch den Verlust der Freiheit, zumal wir hinlänglich freie Stunden in dem Konviktsstocke und in den zwei Stiftshöfen hatten, die Behandlung eine gute und nichts weniger als muckerhafte und die Kost eine vorzügliche war. Die präzis eingehaltenen Studienstunden hatten mich sofort zum Zweiten in der Klasse gebracht und das Vorjahr völlig verwischt. Mein Professor P. Alois Ziervogel war ein sehr gutmütiger Mann, der mit uns in fortwährendem Verkehre stand und uns genau machte, da er an den geringsten Kleinigkeiten hing. Der Konviktspräfekt P. Ignaz Zehetner, der niemals sein Gesicht zum Lächeln verzog, hatte, außer daß er mich Sonn- und Donnerstag je einen Groschen angewiesenes Rekreationsgeld von seinem Tische abholen ließ, das ganze Jahr hindurch auch nicht ein Wort gesprochen. Wir waren in zwei Studier- und drei Schlafkameratten eingeteilt. Die letzteren wurden selbst im strengsten Winter nur einmal in der Woche zum Wäschewechseln geheizt, das Waschzimmer, wo an den Pippen fußlange Eiszapfen hingen, niemals. Wir durften keine Tuchenten, sondern nur

Kotzen haben, auf welchen häufig der durch die Spalten der einfachen Fenster gedrungene Schnee lag. Baden im Sommer war strengstens verboten. Der sanitäre Punkt war somit der wundeste. Trotzdem war während der drei Jahre meiner Zöglingschaft unter zirka vierzig auch nicht einer krank geworden. Die Kost war nach einem fixen Speisezettel geregelt: Sonn- und Donnerstag Braten, Kalb- und Schweinefleisch abwechselnd, Mittwoch und Samstag abends Rostbraten, mittags täglich Suppe, Rindfleisch und Gemüse, eine Mehlspeise. Knödel und Selchfleisch mit Kraut galt besonders als Duplex. Morgens Einbrennsuppe, Sonn- und Donnerstag Milchsuppe, zu Mittag, zur Jause und abends jedesmal ein halbes Laibchen Brot. Wir saßen an drei Tafeln zu sechs Schüsseln abgeteilt, und der Senior war der inappellable Vorleger. Das Geschirr war von Zinn. Daß es an Fasttagen kein Fleisch gab, ist selbstverständlich. Aber gerade dieser Fasttag war für uns Duplex, da es abundantes Gebackenes, darunter wiederholt Schober (der wienerische Gugelhupf) und tellergroße Krapfen gab, dessenungeachtet zehrte die Landluft und die starke Bewegung in den Stiftshöfen, wo ohne schulgerechte Lehrer in wuchtigen Raufhändeln das Turnen betrieben wurde. Das Rekreationsgeld wurde schon in der ersten Viertelstunde an die Bauernweiber ausgegeben, die auf der Klosterstiege mit allerhand Viktualien jeden Morgen erschienen waren. Obst- und Kipfelwucherer aus zweiter Hand war der krummfüßige Klosterpförtner, der auch mit doppelter Kreide einigen kreditierte, dafür aber allgemein gehaßt und nicht selten hart mitgenommen wurde. Er hatte nachts bei uns zu schlafen, und nicht selten wurden ihm scharfkantige Stücke Holz unter das Leintuch und Brennessel unter die Decke gelegt, auch die Angeln ausgehoben. Auch seine Laterne wurde häufig, während er schnarchte, benützt, um einen Lauf durch den Klostergang zu ersparen. Die Täter kamen natürlich niemals auf. Zweimal die Woche, Sonn- und Donnerstag nachmittags, war allgemeiner Spaziergang, angeführt von einem der Konviktspräfekten. Zur Flurzeit standen da gewöhnlich die Bauern mit Knütteln vor ihren Gehöften, um den über ihre Wiesen sich ergießenden Heuschreckenschwarm abzutreiben. Das war auch die Zeit des Käfersuchens, das von uns sehr ausgiebig betrieben wurde. Da nachmittags wenig Schmetterlinge flogen, hatte auch ich mich den Käfern zugewendet, die von nun ab Gleichberechtigung mit den Schmetterlingen genossen. Außerdem war die Überschreitung des Stiftstores für uns das größtdenkbare Verbrechen. Umsomehr freuten wir uns auf die Weihnachts- und Osterferien, wenn wir Aussicht hatten, von den Angehörigen eines Kameraden mit nach Hause genommen zu werden. Aber erst die Sehnsucht nach den langen Ferien! Ich hatte Monate zuvor Tag für Tag im Kalender abgestrichen und endlich sogar Tage und Stunden gezählt. Die Hoffnung war dem Fleiße sehr förderlich, besonders zu den Prüfungen vor dem Schlusse des Schuljahres. Außer den obligaten Schulstudien wurde auch noch anderes gelehrt und gelernt: Musik beim Regens chori P. Leopold Puschel, der später auch mein Konviktspräfekt war und dem ich viel Verdruß machte, weil ich auswendig sang und nebstbei die von ihm gehaßte Gitarre klimperte, auch dann und wann bei

einer Serenade des Schulgehilfen an ein Fräulein der Küche mitwirkte; Kalligraphie, die ich mit Eifer betrieb und mit namhaftem Erfolg, weil es bei unseren Professoren als großes meritum galt, daß das Prüfungspensum ein kaligraphiertes Titelblatt habe; Zeichnen, durch einen Geistlichen P. Engelbert, der ein vortrefflicher Blumenmaler war und fremde lebende Sprachen von dem alten Stiftsprior, einem emigrierten Franzosen, der sich mit mir besonders abgab und dem ich meine nachmalige Leidenschaft für praktische Sprachenerlernung ohne viel Grammatik verdanke. Korrepetitor war ein Novize, Frater Benedikt, ein sehr guter junger Mann, der mir aus der Stiftsbibliothek manches Buch zeigte, unter anderem Linnés Systeme behufs Ordnung meiner Käfer. Ich lernte da zum ersten Male die Linnéschen Diagnosen kennen, die mich in späteren Jahren in erweiterter Form vielfältig mit ihrem Lapidarstil beschäftigten, aber auch viel Vergnügen machten, als ich die Monachologia des Josefiners Hofrats Born in die Hände bekam, der in unübertrefflicher Weise die Linnésche Diagnosenphraseologie auf die damals bestehenden Mönchsorden anwandte. Leider sollte ich Frater Benedikt das zweite Jahr nicht mehr sehen; er kam ins theologische Studium nach Melk, ging einmal über die gefrorene Donau zu einem Besuche ans linke Ufer, brach aber am Rückwege durch das Eis ein und verschwand spurlos. Einen Lehrgegenstand darf ich jedoch der originellen Lehrstunde wegen nicht vergessen: das Tanzen. Es war ein alter Tanzlehrer nach der Mode des achtzehnten Jahrhunderts, mit seiner auch diesem Säkulum angehörigen, etwas schielenden Tochter im Stifte erschienen, und da das geistliche Regime den Tanz nicht ausschloß, akzeptiert worden. Nur fand sich keine Lehrstunde dafür vakant. Da verfiel man auf den gewiß originellen Gedanken, daß die für die Tanzlektion bestimmten Zöglinge um eine Stunde früher aufstehen mußten, also im Winter um 5 Uhr und im Sommer um 4½ Uhr. Man denke sich, mit welcher Lust wir von dem alten Paare das Menuett — und das war der einzige gelehrte Tanz — mit der vom alten Maestro gewünschten Grazie unter den Tönen seiner Violine ausführten. Für mich hatte diese Tanzlektion die Folge, daß ich mein ganzes Leben hindurch der erbittertste Feind des Tanzens war und nur ein einzigesmal eine Nacht hindurch vertanzte und dies aus besonderem Anlasse. Studienrektor war der Prälat Columbanus, der aber meist in Wien war und von dem Gymnasialpräfekten P. Josef Gindl, einem kleinen dicken Manne, der Strenge mit Bonhomie verband, vertreten wurde. Es bestand im Gymnasium die gewiß zweckmäßige Einrichtung, daß die Klassenprofessoren im Untergymnasium mit den Schülern aufstiegen und erst in den beiden Klassen des Obergymnasiums durch andere Lehrer ersetzt wurden. Nur der Religionsprofessor war für alle sechs Klassen derselbe, zu meiner Zeit P. Wichmann, das Bild eines heiligen Aloisius von innen und außen, aber durchaus kein frömmelnder Heuchler, sondern die würdevolle, ernste Güte selbst. Auch für Weltbildung wurde möglichst Rechnung getragen. Kam eine wandernde Theatertruppe nach Seitenstetten, die im Gemeindewirtshause die Bretter, welche die Welt bedeuten, auf leeren Apfelmostfässern auf-

schlug, wurden wir hingeführt, und ich erinnere mich noch heute mit Vergnügen einer Wüstenszene, in der ein alter, in Lappen getaner Beduine, nachdem er aus einer schmutzigen Branntweinflasche den letzten Tropfen geleert, den Tod des Verdürstens starb, oder einer Szene, wo Don Carlos in einer bunten Jacke erschien, die wir sofort als die unseres Hausknechtes Michel erkannten. Auch Taschenspieler fanden im Stifte Aufnahme. Entsetzen erfaßte mich, als ein solcher einmal im Prälatensaale eine große Handpistole mit einer vorgezeigten Bleikugel laden ließ und den Pater, der als der beste Schütze galt, ersuchte, er möchte ihm ins Gesicht schießen, aber gut zielen, was dieser auch tat. Die Kugel, angeblich abgeprallt, fiel auf den vorgelegten Teller. Auch Gymnastiker kamen zur Produktion in den Stiftshof, richteten auf hohen Stangen Schwungseile auf und machten unter Trompeten- und Paukenschall für uns damals haarsträubende Bocksprünge. Bei einer dieser Truppen befand sich ein ganz junges Mädchen, das zerrauft und in schmutzigen Kleidern, barfuß, ein kleines ebenso unsauberes Kind trug. Wie erstaunte ich, als ich nach wenigen Stunden dasselbe junge Geschöpf frisiert im Wams und Trikot das Seil besteigen und mit der Balancierstange darauf herumspringen sah. Es war das erste Revers des Trikots, das mir zu Augen gekommen, die mir derartig stecken blieben, daß ich das Läuten zur Studierstunde überhörte und nun einer scharfen Ordnungsstrafe unterlag. Hausvergnügungen waren im Winter: Schleifen, „Eisschießen" (ein oberösterreichisches Bauernspiel mit eisenbeschlagenen, bestielten Scheiben nach einem Ziele) und Schneebauten; im Frühjahre, wenn der Boden zu erweichen begann, das „Schmerbecken" mit gespitzten Pfählen (gleichfalls ein Volksspiel, in welchem der eine Spieler mit seinem Pfahle, der jedoch stecken bleiben muß, die Pfähle der anderen herauszuschlagen trachtet); dann im Sommer Ballspiel und Scheibenschießen auf mit stählernen Bögen versehenen Armbrüsten.* Wir bildeten uns dort zu wahren Tells aus, fehlten selten einen Apfel, ich schoß sogar einmal eine Mauerschwalbe. Der Hauptfesttag war jedoch jeden Jahres der Prälatenwahltag. Er fiel in den August und wurde mit mehrtägigem Bestschießen auf der Stiftsschießstätte gefeiert, wozu weit und breit alle Schützen kamen. Auch wir durften zusehen. Die angekündigte Stiftsvisitation durch den St. Pöltener Bischof Frint brachte alles in Bewegung. Es mußten die zwölf Aposteln in der Kirche gemalt werden, d. h. zwölf umkränzte Kreuze an den Pfeilern, da der Bischof unendlich strenge, auch den geringsten Mangel bemerkte und rügte. Aber es war kein Maler zur Hand, der al fresco zu malen im stande gewesen wäre. Nur ein Konviktszögling, Sohn des berühmten Optikers Rospini, verstand auf nassem Kalk zu malen und ich ward hiebei sein Gehilfe. Wir brachten in wenigen Tagen das nach einer Schablone fabrizierte Kunstwerk zusammen und kamen dadurch in große Gunst des Prälaten. Der Gymnasialpräfekt Gindl hatte eine lateinische Begrüßungsrede gedrechselt, deren Worte mir noch heute unverlöschlich im Gedächtnisse sind, weil ich zum Redner auserkoren war. Eine volle Woche hatte ich sie ein-

* Sowohl wir als die Bauern nannten sie nach den Griechen und Römern: Palaester.

gebüffelt und konnte sie vor- und rückwärts rezitieren. Auch die Schwierigkeiten eines schwarzen Galakleides waren beseitigt, da ein anderer Konviktist, namens Rixner, eben einen schwarzen Frack und Hose von seinen Eltern erhalten, die mir im ersten Augenblick zu passen schienen. Allein, o Jammer! Als die Glocken feierlich läuteten, die Stiftskonventualen in ihren Flocks, die Fratres im Chorhemde mit dem Kreuze voran, endlich in bischöflichem Ornate der Bischof selber den Einzug in die Kirche hielten und nach kurzem Aufenthalte sich der Prälatenstiege zuwandten, wo ich an der Spitze des Gymnasiums aufgestellt war, da fiel mir das Herz in die geliehene Rixnersche Hose, und als der Bischof an mich herantrat, konnte ich nichts mehr herausbringen als Quem ad modum und nur der soufflierende, verzweifelte Gymnasialpräfekt und die Freundlichkeit des Bischofs brachten das Werkel stockend wieder in Gang. Mein erstes Rednerdebüt war demnach eine Blamage. Nichtsdestoweniger präsentierte mir der Bischof in feierlicher Weise bei einer Schulprüfung eines seiner Bücher: „Gedanken des Ernstes in den Tagen des Leichtsinns", Wien 1817, in Leder gebunden, das ich noch heute zum Andenken aufbewahre. Übrigens machte mir die Episode noch in späteren Jahren viel Spaß. Der gute Rixner war Magistratsrat geworden und ich Bürgermeister. Er hatte sich gar nicht verändert, klein und dick, Junggeselle, stets ängstlich und verlegen, dabei sehr religiös, ungemein ehrlich, hatte ich keinen besseren Referenten in Schul- und geistlichen Angelegenheiten als ihn. Wenn ich aber, was jedesmal geschah, so oft ich in guter Laune war, zu ihm sagte: „Apropos, wissen Sie noch, lieber Herr Magistratsrat, wie ich mich vor so und so viel Jahren in Ihrer neuen schwarzen Hose aufgeführt habe?" da stieg Blutröte in sein Gesicht und er stammelte mit einer Verbeugung: „Ach, ich bitte, Herr Bürgermeister!"

Tafelfeste im Stifte, wo wir wußten, daß sämtliche Präfekten und Professoren sich bei Tische gut geschehen ließen, wurden meist zu mutwilligen Streichen benützt. Einmal war große Abendtafel und es sollte ein Streit zwischen zwei Dormitorien, wie der Kampf zwischen Horatiern und Curiatiern, ausgetragen werden. Mein Dormitorium sandte die Kriegserklärung und das herausgeforderte verbarrikadierte sich mit Bettzeug und Kästen, so gut es konnte. Wir zogen im Nachtkostüm mit Bettstangen als Lanzen und Pölstern als Schilder zum Sturme aus, und Angreifer wie Belagerte machten in der festen Überzeugung, daß sämtliche Geistliche in dem weit entfernten Refektorium säßen, einen derartigen Lärm, daß die Mauern erdröhnten und zitterten. Unglücklicherweise war Präfekt Gindl in seiner Wohnung unter uns wegen Unwohlseins zurückgeblieben und nahm seine Zuflucht zwischen die starken Eckpfeiler, überzeugt, daß ober ihm altes Gemäuer eingestürzt sei. Wir waren eben siegestrunken mit Trophäen der überwältigten Gegner in unser Dormitorium zurückgekehrt, ein Flötist schwang sich auf den Kasten und wir tummelten uns in Hemden im Kriegstanz um ihn herum. Da öffnete sich plötzlich die Tür, und im matten Scheine der Nachtlampe zeigte sich das feiste, bebrillte Gesicht des Präfekten Gindl. Der Pfeifer hatte die Geistesgegenwart, vom Kasten

die Lampe auszublasen, und als der Präfekt mit einem Lichte kam, schienen wir alle, die Kotzen bis an die Nase gezogen, zu schlafen. Übrigens Leugnen war unmöglich, und da die Urheber nicht herauskamen, erhielten sowohl Sieger als Besiegte zur Strafe einen ganzen Fasttag.

So verlief das erste Jahr meiner Gefangenschaft und ich kam mit einem eminenten Zeugnisse auf die großen Schulferien nach Wien zurück zu meinem Onkel. Er hatte sich mittlerweile wieder auf die Landstraße, Gärntnergasse, aus seiner letzten Stadtwohnung in das neugebaute Zinshaus seiner Freunde Krumhaar gezogen, welche das Gölische Haus erkauft und auf einem Stück Garten ein Zinshaus gebaut hatten.

Große Sorge hatte schon in früheren Jahren meinem Onkel die Fiskalprüfung gemacht, die neben der Advokatenprüfung wegen des unentwirrbaren Chaos der in Hunderten von Bänden zerstreuten politischen Gesetze als die schwierigste Aufgabe galt. Wie oft mußte ich ihm, wenn er spät abends nach Hause kam, da er leidende Augen hatte, derlei bandwurmartige Zirkulare vorlesen, bis er und ich dabei einschliefen. Diese Sorge hatte er nun hinter sich. Er hatte auch von seiner Mutter ein nach damaliger Rechnung bedeutendes Vermögen geerbt und war nun vollkommen frei und unschuldigen Vergnügen fast kindisch zugetan, ein harmloser Lebemann geworden. Er besuchte in ausgewählter Toilette (ich erinnere mich, daß oft eine Stunde daraufging, ein riesiges, in eine starre Krawatte gewickeltes Halstuch an der Brust in einen faltenlosen Wasserfall zu bringen) elegante Promenaden, z. B. den Schwarzenberg-Garten an Donnerstagen, wo sich die schöne Welt von ganz Wien versammelte. So prachtvoll der Garten war, wurde er mir doch stets höchst langweilig, wenn nicht ein Glas saure Milch in Aussicht kam, die im fürstlichen Meierhofe daneben zwischen Düngerhaufen kredenzt wurde. Noch mehr fastidium zwang mir der Lieblingsort meines Onkels, die Wasserglacis, ab, die sich außerhalb des Karolinentores an der Stelle der heutigen Gartenbaugesellschaft befand. Hier waren nur künstliche Mineralwässer zu haben, die mein Onkel promenierend zur Kur trank. Wenn es abends Konzertmusik und Beleuchtung gab, war auch kein Interesse für mich vorhanden, wohl aber wenn der Onkel am Nachhausewege an der Ecke der Rabengasse in die „Schöne Sklavin" einbog, welche schöne Sklavin ein schöner Gasthausgarten war, oder zur „goldenen Birn" auf der Hauptstraße, in deren weitem Hofraum der junge Stiperger einen großen Salon erbaut hatte, dem damals ganz Wien zuströmte. Mein Onkel war schon von lange her ständiger Besucher der Karnevals-Redouten und konnte nicht oft genug das naive Ergötzen schildern, das ihm die Bocksprünge eines Pierrots oder Harlekins oder irgend welche Faschingswitze Castellis verschafften. Kurz, er war in dieser Beziehung vollkommen Kind. Die Crême der Unterhaltung war jedoch allsonntäglich abends im Hause und Garten Krumhaars. War dort der sanfte und stille Heinrich Krumhaar, der kürzlich als Finanzbeamter mit Staatspapieren nach Holland und London geschickt worden, der angestaunte und beneidete Weltreisende, der nur deshalb

schweigsam verblieb, weil er nur zuviel zu erzählen gehabt hätte, so stellte mein Onkel in dieser Gesellschaft den Magnet vor, der die heiratsfähigen Schönen an sich zog.

Das lange Serialotium benützte ich, um die Schauplätze meiner früheren Kinderzeit und der letzten Jahre wiederholt zu besuchen. Da stand ich vor dem Rasumofsky-Palais samt Nebengebäuden, in der halbverfallenen Kolonnade, deren Säulen bereits die Kapitäle verloren, unter ihrem Portal saß ich auf den steinernen Sitzbänken, das Badhaus „zum Karpfen" im Angesicht. Das war Eigentum der Familie Mayer. Heute noch erinnere ich mich der geröteten freundlichen Züge des damals jungen Sohnes Matthäus und seiner noch jüngern Schwester, wie sie uns in dem Kämmerchen das Bad bereitete und die Wäsche brachte. Hätte ich wohl damals eine Ahnung haben können, daß dieser junge Matthäus mir dereinst als Bürgermeister in seiner Eigenschaft als erbgesessener Grundrichter der Weißgärber und später Vorstand des Bezirkes Landstraße durch seine Erfindung, den Namen eines Pfründners in zwei Hälften zu teilen und dadurch dem armen Teufel ein doppeltes Almosen zuzuwenden, viel Ärgernis machen und sich selbst den Tod bereiten würde? In nächster Nähe die neue Sophien-Kettenbrücke, die die langjährig bestandene Überfuhr über den Donaukanal, unsere Kinderfreude, außer Tätigkeit brachte; am andern Ufer das düstere Schüttelbad mit dem verplankten Gange zu dem Wäldchen hochstämmiger Weiden und Eschen, auf welchen ich Catocaliden suchte und stets fand. Weiter vorwärts, auf der großen Zirkuswiese, der hölzerne hohe Kuppelbau des Zirkus de Bach, dessen Pferdestallgeruch viele Jahre hindurch die Wiener anzog. Auch ich war wiederholt als Knabe Zuschauer und glaubte in den Reitkünstlerinnen im mythologischen Kostüm Töchter des Olymps zu sehen (denn schon damals fand Rammlers Mythologie mit Kupfern großes Interesse). Die Kehrseite dieser Kunst hatte ich erst in Seitenstetten bei den wandernden Gauklertruppen kennen gelernt. (Fortsetzung folgt.)

Die neueste Erweiterung Wiens.

Von Dr. Wilhelm Löwy, Magistratssekretär i. R.

In einer von mir in der „Statistischen Monatsschrift" im Jahre 1901 veröffentlichten, „Die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 in Wien" behandelnden Arbeit findet sich folgende Ausführung:

„Es ist eine bekannte und auf den ersten Blick auffällige Tatsache, daß sich Wien nicht, wie viele andere Städte, konzentrisch um den Strom, sondern beinahe abgewendet von ihm entwickelt hat. Während die dichtere Verbauung nach anderen Richtungen bis 5 oder 6 *km* vom Stephansplatze reicht, erstreckt sie sich gegen den Donaustrom gegenwärtig erst auf 2 bis höchstens 3 *km*; sein linkes Ufer ist, soweit es zum Wiener Gemeindegebiete gehört, nur schwach besiedelt und auch sonst ist dort nur eine einzige, erst in den Neunzigerjahren aus mehreren Gemeinden gebildete Stadt (Floridsdorf), die nach den vor-

läufigen Ergebnissen der letzten Volkszählung 36.599 Einwohner hat, zu finden. Die Ursache dieser Erscheinung ist klar. Wien ist nicht am Donaustrome, sondern an einem Arme desselben, dem Donaukanale, der in seinem oberen Teile das hügelige, den letzten Ausläufern des Wiener Waldes angehörige Gelände berührt, entstanden. Dieses schien besser zu bewohnen und leichter zu verteidigen, als das den Donaustrom umschließende, Überschwemmungen häufig ausgesetzte Flachland; überdies reichte der Kanal damals und noch lange Zeit, bis weit in das abgelaufene Jahrhundert hinein, für den Verkehr vollständig aus. Die Besiedlung der Ufer des Donaukanales selbst ging dort, wo sie eben waren, nur langsam vor sich; nur die in der Nähe der inneren Stadt, des Mittelpunktes des Handels, gelegenen Flächen wurden allmählich verbaut, indem die Bequemlichkeit im Verkehre die Furcht vor Überschwemmungen besiegte. Erst als die Wassergefahr im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts durch die Regulierung des Donaustromes und durch die Errichtung des Sperrschiffes an der Abzweigung des Kanals gebannt war, wurde die Besiedlung des II. und XX., dann auch des III. und IX. Bezirkes, insoweit sie am Kanal sich hinziehen, eine lebhaftere; ja sie wurde auf der Donau-Insel so stark, daß schließlich der ehemalige II. Bezirk in zwei Bezirke, den II. und XX., geteilt werden mußte. . . . . Diese Bezirke bieten — allerdings am wenigsten der IX. — auch für die Zukunft noch Raum für eine größere Bautätigkeit auf bisher unverbauten Flächen; und wenn die in Ausführung begriffenen Schleusen- und Hafenanlagen, insbesondere aber die geplanten Wasserstraßen, welche die Oder und Moldau mit der Donau verbinden sollen, beendet sein werden, dann wird nicht bloß der gesamte verfügbare Raum der Donaubezirke verbaut werden, sondern auch das linke Stromufer sich bevölkern."

Diese in einer zwar nicht nahen Zukunft bevorstehende Entwicklung Wiens aus einer Stadt um den Donaukanal zu einer den Donaustrom umschließenden Stadt wollte nun die Wiener Gemeindeverwaltung schon im Jahre 1902 eskomptieren. Sie hatte die Absicht, die Gemeinden Floridsdorf, Strebersdorf, Groß-Jedlersdorf, Stammersdorf, Leopoldau, Kagran, Hirschstetten, Stadlau, Breitenlee, Aspern, Eßlingen und Groß-Enzersdorf mit Wien zu vereinigen. Damit ging sie damals in mancher Richtung allerdings über das Maß des Zweckentsprechenden hinaus und fand infolgedessen bei der Regierung entschiedenen Widerstand; allein, was diese ihr gegenwärtig zugestand, ist gegen Norden hin zur Befriedigung des Hauptzweckes der neuen Stadterweiterung gewiß nicht ausreichend.

Dieser besteht darin, die Gebiete jener Gemeinden, in denen die für die Einmündung des Donau-Moldau- und des Donau-Oder-Kanals zu errichtenden Häfen und deren Verbindungen mit dem Donaustrom zu liegen kommen, dann auch die hinter diesen Gemeinden befindlichen Ortschaften in den Machtbereich Wiens zu bringen, überdies dem schon jetzt zu Wien gehörigen, am linken Ufer des Donaustromes lang sich hinstreckenden Kaisermühlen, das infolge seiner Lage künftig zu größerer Bedeutung gelangen wird, ein breites Hinterland zu gewinnen. Es hätten demnach im Norden die Gemeinden Lang-Enzersdorf und Strebersdorf gänzlich einverleibt werden müssen.

Die Regierung bestimmte jedoch dort die Trasse des Donau-Oder-Kanals und die Grenze des Floridsdorfer Gemeindegebietes als neue Stadtgrenze; infolgedessen wird der kleine Hafen, durch den der Donau-Moldau-Kanal vor seiner Vereinigung mit dem Donau-Oder-Kanal fließt, außerhalb der Stadt bleiben und von beiden genannten Gemeinden

nur je ein Stück zu Wien geschlagen. Es bleibt nur zu hoffen, daß es bei einer späteren Gelegenheit gelingen wird, auch diese Ortschaften mit Wien zu verbinden.

Was die übrigen Gemeinden betrifft, so wird durch den Donau-Oder-Kanal je ein kleiner Teil von Groß-Jedlersdorf, das ohne diese Grenzbestimmung ganz mit Wien vereinigt worden wäre, und von Stammersdorf, das sonst von der neuen Stadterweiterung unberührt geblieben wäre, abgeschnitten; ersteres fällt an Stammersdorf, letzteres an Wien. Floridsdorf, Leopoldau, Kagran, Stadlau und Hirschstetten werden, dem Hauptzweck der ganzen Aktion entsprechend, vollständig einverleibt.

Nicht aus dem Hauptzwecke der neuen Stadterweiterung erklärbar ist jedoch die Angliederung der Ortsgemeinde Aspern und der bisher zur Ortsgemeinde Groß-Enzersdorf gehörigen Katastralgemeinde Herrschaft Kaiser-Ebersdorf, der sogenannten Lobau. Aber sie läßt sich begreifen, weil dadurch der Donaustrom, dessen rechtes Ufer in dieser Gegend städtisches Gebiet ist, dann beiderseits davon eingeschlossen ist. Für die Angliederung der Lobau spricht ferner die Tatsache, daß sie fast ganz der Gemeinde Wien, beziehungsweise dem von ihr vertretenen Allgemeinen Versorgungsfonds gehört und es zweckmäßig erscheint, daß dieser Besitz auch öffentlich-rechtlich dem Wiener Magistrate unterworfen ist; daß sie dereinst einen Ersatz für die reichen Praterauen bilden soll, die allmählich der Erholung suchenden Bevölkerung entzogen werden, ist wohl kein triftiger Grund für eine Einverleibung, weil für jenen Zweck das privatrechtliche Eigentum völlig ausreicht. Wenn aber die Lobau dem neuen Gemeindebezirke einverleibt wird, so muß auch Aspern dasselbe Schicksal erfahren, weil sonst zwischen ihr und dem übrigen Gemeindegebiete nur ein schwacher Zusammenhang wäre. Zur Einbeziehung eines schmalen Streifens der Gemeinde Breitenlee, der zwischen Hirschstetten und Aspern eingekeilt ist, zwingt dessen Lage, während für die Angliederung des übrigen Gebietes von Breitenlee und Groß-Enzersdorf, dann von Eßlingen ein stichhältiger Grund nicht zu erkennen ist, weshalb auch die Regierung ihre Einverleibung verwehrte.

Das derart zu Wien neu zuwachsende Gebiet hat eine Fläche von 9314 *ha* und zählte zu Ende des Jahres 1900 — abgesehen von dem von Strebersdorf hinzukommenden Teile, für den diese Angaben nicht bekannt sind — 2361 Häuser und 51.909 Bewohner. Da die Fläche der Bezirke I bis XX 17.812 *ha* beträgt, die Zahlen ihrer Häuser und Bewohner zu dieser Zeit zusammen 33.130, beziehungsweise 1,674.957 ausmachten, so ergibt sich, daß durch die neueste Einverleibung die Fläche Wiens um 52·3 Prozent, seine Häuserzahl um 7·1 Prozent und seine Bewohnerzahl um 3·1 Prozent wächst. In ihrer ehemaligen Ausdehnung, vor der Vereinigung der Vororte zu Ende 1890, hatte Wien bloß 5540 *ha*; durch diese Vereinigung vergrößerte sich seine Fläche um 12.272 *ha* auf 17.812 *ha* und übertraf bereits an räumlicher Entfaltung jede andere Stadt des Kontinents, und nun erhöht sich sein Flächenraum auf 26.126 *ha*. Jedoch ist das durchaus nicht zu beanstanden. Es erscheint bei dem schnellen Wachstum der Städte in vielfacher Hinsicht außerordentlich vorteilhaft, wenn die Macht der Gemeindeverwaltung sich auf ein großes Gebiet erstreckt, so daß nicht unmittelbar hinter ihren letzten Häusern ein anderer Wille zu entscheiden hat; die Kosten, die durch die übermäßige Ausdehnung verursacht werden, fallen dagegen nicht ins Gewicht und sind übrigens auch an und für sich nicht von großem Belang. Schließlich ist das Ausmaß der einzubeziehenden Fläche bei einer Einverleibung nicht in das Belieben der alten Stadt gestellt, sondern wird von

äußeren Rücksichten bestimmt; im Jahre 1890 mußten ausgeprägte, scharf hervortretende Grenzen gefunden werden, weil sie zugleich die Verzehrungssteuerlinie bilden sollten, diesmal müssen dort, wo die natürliche Begrenzung durch den Donau-Oder-Kanal aufhört, die Grenzen der den Einverleibungszwecken dienenden Gemeinden die künftigen Stadtgrenzen darstellen.

Die vorher mitgeteilten Prozentsätze der zuwachsenden Fläche, Häuser- und Bewohnerzahl lassen das Charakteristische der neuesten Stadterweiterung genau erkennen. Die Fläche vergrößert sich um 52·3 Prozent, die Bevölkerung bloß um 3·1 Prozent, der Prozentsatz der Fläche ist 17mal höher als der der Bevölkerung! Also verhältnismäßig viel Land und wenig Leute. Bei der Einbeziehung der Vororte im Jahre 1890 stellten sich die entsprechenden Ziffern auf 221·5 Prozent und 62·6 Prozent; die Flächenprozente waren demnach bloß 3½mal höher als die Bevölkerungsprozente. Die damalige Erweiterung hatte sich wegen der bereits vollzogenen und noch nicht abgeschlossenen Entwicklung der an der Peripherie des alten Weichbildes Wiens gelegenen Gemeinden als notwendig erwiesen, während die gegenwärtige im Hinblick auf die künftige Entwicklung der auf dem einzubeziehenden Gebiete liegenden Ortschaften erfolgt; damals wurde eine größere Anzahl stadtähnlicher Gebilde, in denen zumeist Arbeiter und Beamte des alten Wien ihren Wohnsitz hatten, einverleibt, in die neueste Erweiterung fällt bloß ein einziges derartiges Gebilde, Floridsdorf, dessen Wachstum zwar auch teilweise durch die Nähe Wiens beeinflußt ist, das aber seine Zunahme größtenteils anderen Umständen verdankt; und während die überwiegende Mehrzahl der 1890 einbezogenen kleineren Orte als vielbesuchte Sommerfrischen mehr oder weniger schon städtischen Charakter trugen, sind die meisten der gegenwärtig zu Wien kommenden Gemeinden ganz und gar Landgemeinden im eigentlichen Sinne des Wortes.

Aus dem neu hinzukommenden Gebiete soll ein einziger Gemeindebezirk, der XXI., gebildet werden. Um die Schwierigkeiten, die seine ungeheure Ausdehnung für die Bevölkerung und die Gemeindeverwaltung mit sich bringt, zu beseitigen, erhält der Bürgermeister die allgemeine Ermächtigung, auf Vorschlag der Bezirksvertretung für einzelne Teile größerer Gemeindebezirke Bezirksaufsichtsräte zu bestellen, die dort jene Amtshandlungen des selbständigen und übertragenen Wirkungskreises, die ihnen vom Bürgermeister mit Zustimmung des Statthalters zugewiesen werden, nach den Weisungen des Vorstandes des magistratischen Bezirksamtes zu besorgen haben und denen in diesem Bezirksteile auch die Vertretung des Bezirksvorstehers nach dessen Anordnungen obliegt.

Eine notwendige Folge der Vereinigung ist die Abänderung einiger Bestimmungen des Wiener Gemeindestatuts. Die Zahl der Gemeinderäte wird um 7 auf 165, die der Stadträte um 5 auf 27, beziehungsweise (mit dem Bürgermeister und den beiden Vizebürgermeistern) auf 30 erhöht. Die Vermehrung der Zahl der Stadträte muß als eine außerordentliche bezeichnet werden, da für die bisherigen zwanzig Bezirke bloß 22 Stadträte bestanden.

Eine andere notwendige Änderung des Statutes ergibt sich daraus, daß der Beitrag, den bisher die schon früher zum Wiener Polizeirayon gehörigen Orte Floridsdorf und Groß-Jedlersdorf zum Polizeiaufwande zu leisten verpflichtet waren, nunmehr von Wien geleistet werden muß und daß sich dieser Beitrag um die Kosten vergrößert, die durch die Ausdehnung des Polizeirayons auf das übrige einbezogene Gebiet verursacht werden.

Die Stadt, die für diesen Zweck seit 1891 nicht mehr, wie bis dahin, einen prozentuellen Beitrag zum tatsächlichen Aufwande, sondern ein feststehendes Pauschale von einer Million Kronen jährlich zahlte, muß nunmehr um 50.000 K mehr entrichten, ein Betrag, der nach den künftigen Volkszählungsergebnissen sich für je 10.000 zugewachsene Einwohner um 5000 K bis zum Höchstausmaße von 100.000 K erhöhen kann.

Die Kommunalbesteuerung des XXI. Gemeindebezirkes wird in einer für dessen Bevölkerung rücksichtsvollen Weise geregelt.

Hinsichtlich jener Staatssteuern, die im gegenwärtigen Gemeindegebiete nach anderen Grundsätzen, beziehungsweise in einem höheren Ausmaße als in dem neu hinzukommenden XXI. Bezirke eingehoben werden, gab die Regierung die Erklärung ab, daß sie eine Ausdehnung des Linien-Verzehrungssteuerrayons derzeit nicht beabsichtigt, und daß sie hinsichtlich der Veranlagung der Gebäudesteuern analoge Übergangsbestimmungen in Aussicht nimmt, wie sie seinerzeit bei Vereinigung der Vororte mit Wien erlassen wurden. So sehr diese Erklärung bezüglich der Liniensteuer zu billigen ist — sie konnte übrigens kaum anders lauten, da die Ausdehnung des Rayons unverhältnismäßig hohe Steuereinhebungskosten zur Folge gehabt hätte — so wenig ist sie bezüglich der Gebäudesteuern gutzuheißen. Es liegt doch vorläufig gar kein zwingender Grund vor, den XXI. Gemeindebezirk unter das Joch der drückenden Gebäudesteuer der großen Städte und Kurorte zu beugen; die Erklärung bezüglich der Liniensteuer zeigt, daß die Gleichmäßigkeit der Besteuerung des ganzen Stadtgebietes nicht unbedingt nötig ist. Bei der im Vorjahre stattgefundenen Enquete über die Reform der Gebäudesteuern dürfte kaum ein Experte gewesen sein, der diese Steuern in Österreich nicht als übermäßig hoch erklärt hätte, und wenn sich schon einzelne davon gegen eine Herabsetzung aussprachen, so hat doch niemand eine Erhöhung befürwortet. Eine solche soll hier jedoch ohne Not, bloß aus fiskalischen Rücksichten und auf die Gefahr hin vorgenommen werden, dadurch die Entwicklung dieses Bezirkes zu beeinträchtigen. Ebensogut wie ein Gesetz vorgelegt werden kann, das Übergangsbestimmungen zum Zwecke der allmählichen Unterwerfung unter die höhere Steuer festsetzt, ist es auch möglich, ein Gesetz vorzulegen, das die Gebäudesteuern im XXI. Bezirke vorläufig in ihrer bisherigen Art und ihrem gegenwärtigen Ausmaße beläßt.

Der Wiener Gemeinderat und die Gemeindevertretungen aller für die neue Stadterweiterung in Betracht kommenden Gemeinden haben sich für die Vereinigung ausgesprochen; der niederösterreichische Landtag hat bereits den Gesetzentwurf beraten und beschlossen, durch den sie geregelt werden soll, und es ist gar kein Zweifel, daß er auch Gesetzeskraft erhalten wird. Damit wird die Möglichkeit gegeben sein, daß die Wiener Gemeindeverwaltung mit noch größerer Berechtigung, als sie ihr bisher zukam, darüber wacht, daß die Bauführungen und Einrichtungen, insbesondere an der Ausmündung der geplanten Kanäle, derart vorgenommen werden, daß sie der Stadt zum Nutzen gereichen; damit erhält Wien die Gewähr, daß ihm die Vorteile, welche die neuen Wasserstraßen nach ihrer Vollendung erhoffen lassen, in dem ihm gebührenden Ausmaße auch voll und ganz zukommen. Ganz Österreich steht doch der Schaffung dieser neuen Verkehrsadern, wie die seinerzeitige Bewilligung der kolossalen Summen, die sie in Anspruch nimmt, zeigte, mit frohen Erwartungen gegenüber; wenn sich diese verwirklichen, wird auch unsere Stadt ihren reichlichen Anteil an dem Segen erhalten, den die Wasserstraßen im Gefolge haben werden.

Chronik.

Gesetzgebung und Rechtspflege.

Die Weiterentwicklung unseres Rechtes, der die fortlaufende Berichterstattung gewidmet sein soll, hängt von der Schicksalsfrage ab, ob und wann in Österreich die Wiederaufnahme geregelter gesetzgebender Tätigkeit zu erwarten ist. Längst hat der Zweifel an dem Beruf irgend einer Zeit zur Gesetzgebung der Einsicht Platz gemacht, daß in den komplizierten modernen Verhältnissen weder Richterspruch noch Lehre genügen, um den Zwang zum Richtigen auszuüben. Die Fülle und der Wechsel des heutigen Lebens hat die legislative Kunst vor die Wahl gestellt, zwischen scharf ausgeprägten, alle möglichen Fälle im vornherein entscheidenden Sätzen, die eben deshalb zum mindesten einer häufigen Revision bedürfen, etwa alle fünf Jahre, wie der preußische Justizminister Leonhardt vorschlug, und einer möglichst weichen Formulierung, die dem Richter freien Spielraum für die Anpassung unter die ausgesprochenen Normen und auch für die Entscheidung nach gewissen allgemeinen Grundsätzen gibt. Diese Richtung hat heute, wie es scheint, die Oberhand im Gegensatz zu den ersten großen Kodifikationen am Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts, die Richter und Rechtsuchende unter eherne Gebote stellen wollten. In Österreich mit seinen großen Verschiedenheiten in nationaler, kultureller, politischer Hinsicht ist ein Nachgeben des Gesetzgebers von der festen Umschriebenheit der Satzungen nicht ohne Bedenken. Viel weniger noch können wir den Gesetzgeber überhaupt entbehren. Selbst England mit seiner kleinen Zahl an einem Ort vereinigter hoher Richter, also mit dem besten richterlichen Werkzeug zur Rechtsschaffung, empfindet schmerzlich den Mangel der Kodifikation, der auch durch die weiseste Auslegung von über fünf Jahrhunderte sich erstreckenden Statuten und von bloß schriftstellerisch und präjudiziell durchgearbeitetem gemeinen Recht sich nicht ersetzen läßt. Trotz der Schwerfälligkeit des Parlamentes wurden auch dort wenigstens das Wechselrecht und einige der wichtigsten Abschnitte aus dem Handels-, See- und Obligationenrecht kodifiziert, während trotz Macaulays Vorarbeiten zum indischen Strafgesetzbuch und trotz Stephens und anderer Bemühungen ein Strafkodex noch nicht zu stande gebracht wurde.

Seit langer Zeit leiden auch wir an dem alten Strafgesetz von 1803, das im Jahre 1852 einer recht unglücklichen Revision unterzogen wurde. Man kann der Regierung das Zeugnis nicht versagen, daß sie bemüht ist, in ihrem Wirkungskreis einige der brennendsten Übel zu lindern. So hat Dr. v. Koerber mit seinem bekannten Erlaß vom 25. November 1902 versucht, Kinder in dem nach unserem geltenden Recht schon strafmündigen Alter von 10—14 Jahren und unverdorbene Jugendliche bis zu 18 Jahren der korrumpierenden Wirkung kurzzeitiger Freiheitsstrafen durch die allgemeine Anweisung an die Gerichte, Gnadenanträge zu stellen, nach Möglichkeit zu entziehen. Diese Maßregel ist ein segensreicher Notbehelf, aber immer nur ein Notbehelf, denn sie verwischt die Grenzen zwischen Recht und Gnade in unerwünschter Weise. So hören wir auch, daß das Land Niederösterreich bei Erbauung der neuen Anstalt einen eigenen Pavillon für verbrecherische Irre bestimmt, daß also die Regelung dieser Frage, ähnlich wie in England, in praktischer Weise in Angriff genommen werden soll. Schwerlich macht man sich im allgemeinen eine klare Vorstellung davon, welche Menge von Lebensglück, Arbeitskraft und wirtschaftlichen Werten durch verkehrte Bestimmungen unseres Strafgesetzes alljährlich zerstört werden. Wohl hätte hier die Spruchpraxis durch mildernde Auslegung die größten Härten abstumpfen können, der Kassationshof hat aber regelmäßig die strengste Interpretation vertreten. Ein glückliches Urteil, worin er eine Entscheidung, die die Entwendung einiger Äpfel als Diebstahl bestraft hatte, kassierte, gab dem Justizministerium vor wenigen Monaten die Handhabe zu einem weisen Erlaß an die Oberstaatsanwaltschaften, der hoffentlich eine Verminderung der Brandmarkungen harmloser Delinquenten als Diebe herbeiführen wird. Es wird ein ungeheurer Fortschritt sein, wenn ein menschliches Strafgesetz das unbefugte Krebsen, Fischen, Wildern, Blumen- und Obstbrechen als

Übertretungen eigener Art und nicht mehr als Diebstahl bezeichnen wird, denn auch hier gilt, daß das Wort tötet. Man darf aber vor allem nicht vergessen, daß in Österreich Jahr für Jahr zwischen drei- und viertausend Menschen in den Kerker geworfen werden, von denen die meisten ihr Vergehen bei richtigen Normen mit geringen Geld- oder Haftstrafen gebüßt hätten. So groß ist die Zahl der Verurteilen, die sich einer Amtshandlung widersetzten und fremdes Eigentum boshaft beschädigten. Unter diese Bestimmungen fällt der Hausvater, der wegen lauten Singens zur Nachtzeit auf die Wache gebracht werden soll, plötzlich ernüchtert fortlaufen will und sich dabei von dem Polizeimann mit einem Stoß losreißt, der Bauernbursch, der der schmollenden Geliebten das Fenster einwirft, wenn jemand im Zimmer war oder hätte sein können. Welche Handlungen in Österreich unter die absolute Strafe des Todes gezogen werden, so daß nur die Gnade korrigierend eingreifen kann, ist bekannt. Verhängnisvoll wird die unsinnige Strafdrohung aber dadurch, daß die Geschworenen den unter die Anklage des Mordes gestellten Totschläger im gerechten Affekt, den Überlebenden von zwei zu gemeinsamem Sterben Verbundenen lieber ganz freisprechen und so dem schlechten Recht des Gesetzes das schlechte Recht des Richters entgegenstellen. Wie schon seit einem halben Jahrhundert ein Entwurf des Strafgesetzbuches dem andern folgt, so hat auch jetzt wiederum die Kommission im Justizministerium ihre Aufgabe vollendet. Einiges davon hat deren Mitglied Professor Lammasch verlauten lassen und durch seine Kritik des letzten dem Parlamente vorgelegten Entwurfes eine interessante Entgegnung des damaligen Justizministers Grafen Schönborn hervorgerufen. Für die parlamentarische Beratung, wenn man eine solche erhoffen darf, werden die religiösen und politischen Delikte den Stein des Anstoßes bilden. Man muß mit Bedauern aussprechen, daß auf diesem Gebiete die Rechtsprechung des Kassationshofes geradezu eine rückbildende war, daß sie die Vorschriften der Staatsgrundgesetze als hohle Rahmen beiseite gesetzt und z. B. Evangelische wegen Unterlassung der Bezeigung der Ehrfurcht bestraft hat, deren Leistung zur Reformationszeit von den Protestanten als eine Verleugnung ihres Glaubens mit Erfolg abgelehnt wurde.

Wenn die Überzeugung, daß wir ein neues Strafgesetz haben müssen, von allen geteilt wird, so gilt dagegen die technisch allerdings musterhafte Strafprozeßordnung den meisten als Noli me tangere. Und doch wird einem neuen Strafgesetz eine Novelle zur Prozeßordnung folgen müssen. An die große Frage der Schwurgerichte wollen wir heute nicht rühren, aber selbst denen, die geneigt sind, Einrichtungen aller Art im Lichte der politischen Schlagworte zu betrachten, ist die Unhaltbarkeit der Jury für Ehrenbeleidigungen nachgerade zum Bewußtsein gekommen. Mit Recht hat Dr. v. Koerber in seinem Preßgesetzentwurf diese Vergehen den Geschworenen entziehen wollen, er hat aber dabei freilich, um der Abänderung des Staatsgrundgesetzes auszuweichen, den Vorschlag der Qualifizierung als Übertretungen gemacht, der denn doch unter die Kategorie der von ihm so geistreich charakterisierten Listen der Rechtstechnik fällt. Der Preßausschuß des Abgeordnetenhauses dürfte soviel Vertrauen in die Einsicht des Parlamentes haben, um diesem die Zuweisung der Preßvergehen an die Erkenntnisgerichte mit der Hoffnung auf eine Zweidrittelmehrheit zu empfehlen. Damit würde der Sprung vom Schwurgericht zum Gerichtssekretär vermieden und dieselbe Kompetenz hergestellt werden, die in Deutschland und, für die Mehrzahl der Fälle, in Frankreich gilt. Der Riß, der durch die ganze Strafprozeßordnung geht, seitdem die öffentliche, mündliche Verhandlung an das im Wesen unberührt gebliebene geheime inquisitorische Verfahren angeschlossen wurde, wird sich in absehbarer Zeit nicht heilen lassen, weil unsere Bureaukratie die Parteienöffentlichkeit, die Zulassung des Beschuldigten zum Verhör der Zeugen und gar die Einräumung eines Fragerechtes unter Beistand eines Verteidigers mit Unrecht für gefährlich hält. In Wahrheit würde diese Parteienöffentlichkeit ein offenes männliches Verfahren bedeuten, das ebenso den Schutz der Persönlichkeit als das Finden des Richtigen befördern müßte. Schlechte Erfahrungen, die man angeblich in Frankreich mit dem Gesetze vom Jahre 1897 gemacht hat, könnten umsoweniger etwas beweisen, als die französische Novelle eine unglückliche, im Wesen bloß dekorative Halbheit ist. Durchschlagend muß die Erkenntnis sein, daß hier ein Recht in Frage steht, das der Persönlichkeit ganz im Gegensatze zu deren sonstigen Anerkennung im heutigen Rechtssystem versagt wird.

Ein scheinbar ganz anderes Gebiet betreten wir mit der Besprechung des der Regelung ebenfalls sehr bedürftigen Aktienrechtes. Aber auch hier handelt es sich um den Schutz persönlicher, ökonomischer und idealer Güter. Im Regulativ vom Jahre 1899 wurde der Fortschritt gemacht, die Erwägungen, von welchen sich die Vereinskommission bei der Konzessionierung von Aktiengesellschaften leiten ließ, in Normen zu bringen und damit die Willkür der Behörde zu beschränken. Abgesehen davon, daß sich das Regulativ nur auf die Handels- und Industriegesellschaften bezieht, läßt sich im Wege der Verordnung der not-

wendige richterliche Schutz der Minoritäten nicht erzielen. Freilich darf man auch die gesetzlichen Kautelen nicht überschätzen, wie das Beispiel der Leipziger Bank, der Spielhagen-Banken bewiesen hat. Kaum ein anderes Einzelproblem beschäftigt die Geister in so hohem Grade wie die Kartelle. Die österreichische Judikatur hat sie durch Anwendung einer Bestimmung des aus dem Jahre 1870 stammenden Koalitionsgesetzes außerhalb des Rechtes gestellt und damit die Notwendigkeit gesetzlicher Regelung herbeigeführt, wenn nicht bei diesen weder durch Rechtsprechung noch durch Gesetz zu beseitigenden Verbindungen ein Moment der Untreue geradezu sanktioniert werden will. Mit der ihm eigenen impetuosen Genialität des geborenen Redners hat Klein am letzten Juristentag auch die Österreicher dazu bekehrt, auf eine verwaltungsrechtliche Maßregelung der Kartelle zu verzichten. Der Zusatz, daß eine Behörde bei Preistreibereien taxierend einzuschreiten berufen sein soll, hatte wohl mehr ein taktisches Motiv. Gewiß hat auch in der Sphäre des Privatrechtes der Satz zur Geltung zu kommen, daß wirtschaftliche Übermacht nicht über gewisse Grenzen hinaus geübt werden dürfe. Zur Setzung dieser Schranken ist aber in erster Linie das allgemeine Recht berufen, wie es uns heute im deutschen bürgerlichen Gesetzbuch, wenn auch nicht in völlig befriedigender Fassung vorliegt, während freilich unser hundertjähriges bürgerliches Gesetzbuch dazu nicht ausreicht, trotz der fortbildenden Interpretation, für die wir auf den Gebieten des Haftungs- und Schadensrechtes dem Obersten Gerichtshof unter der Führung Steinbachs Dank schuldig sind. Gegen den unlauteren Wettbewerb hat die Regierung einen Entwurf vorbereitet, der sich durch eine glückliche Wahl der Mittel der Repression, unter denen die kriminelle Strafe mit Recht nur eine kleine Rolle spielt, ebenso auszeichnet, wie er eine allgemeine alle Tatbestände deckende Klausel vermissen läßt. In dem Streit um diese clausula generalis haben wir geradezu ein Schulbeispiel für die im Eingang dieser Übersicht gezeichneten beiden Richtungen der Kodifikation. Die Regierung will kein biegsames in die Auffassung der Richter in den so verschiedenen Königreichen und Ländern gestelltes Recht auf diesem Gebiete wagen. Auch hier würde ein modernes bürgerliches Gesetzbuch mit seinen allgemeinen Bestimmungen die Möglichkeit geben, über die Kasuistik hinaus neue Fälle des proteusartigen Verkehrslebens zu beherrschen.

Wer sich in irgend einer Weise mit dem Staat beschäftigt, sollte sich mit dem Gedanken der außerordentlichen Wichtigkeit des Steuer- und Gebührenrechtes durchtränken. Ein solches Recht ist schlecht oder seine Handhabung ist fehlerhaft, wenn der Verkehr, wie in Österreich, geradezu gezwungen wird, Umwege zu wählen, weil ihm die gerade Bahn durch nicht zu ertragende Belastungen versperrt wird. Die erfreuliche Nebenwirkung, daß die Leiter der großen Unternehmungen dadurch in einer Weise geschult werden, die ihnen eine geistige Superiorität verleiht, wird weit aufgewogen durch die Menge Arbeit und Zeit, die dadurch dem technischen und kommerziellen Dienst entzogen wird. Die Botschaft, daß eine Reform des Gebührengesetzes bereits im Werke sei, läßt uns schon deshalb kühl, weil wir vorläufig eine Änderung des Geistes der Behörden nicht erwarten dürfen. Auch von einigen beabsichtigten Milderungen des Steuerrechtes für die Aktiengesellschaften wird gesprochen, so von der Aufhebung der Besteuerung der Portefeuilleaktien. Tatsächlich läßt sich die günstigere Behandlung der großen Einzelunternehmungen gegenüber den Aktiengesellschaften, deren Erträgnisse doppelt, unter Umständen dreifach besteuert werden, nicht rechtfertigen. Dagegen ist zwar die Entlastung der finanziell schwächeren Bevölkerungsklassen in den Personalsteuergesetzen in einigen wichtigen Punkten verwirklicht worden, eine läßlichere Behandlung der Fassionen muß aber hinzutreten, wenn man nicht durch unerfüllbare Anforderungen an das Verständnis und die Kenntnisse der kleineren Steuerträger diese Wohltaten wieder zurücknehmen will. Freilich steht das scharfe Anziehen der Steuerschraube mit dem Versagen des parlamentarischen Bewilligungsrechtes in Zusammenhang.

So mannigfaltig diese Aufgaben sind, so wichtig ihre Lösung ist, sie führen alle zurück auf das gemeine Recht, das im bürgerlichen Gesetzbuch beschlossen ist. Der Gedanke, dieses zu reformieren, stellt den Staat vor eine fast gigantische Tat. Nur zweimal in der Geschichte, am Ende der Aufklärungszeit und bei der Schaffung großer Nationalstaaten im XIX. Jahrhundert sind unter geistigem und politischem Hochdruck allgemeine Zivilgesetzbücher zu stande gekommen. Von der Erkenntnis der Schwierigkeit einer totalen Reform ohne die zwingende Macht äußerer Ereignisse ist Ungers Anregung ausgegangen, an unserem bürgerlichen Gesetzbuch im einzelnen zu bessern, aber kaum ein Kollegium von Sachverständigen wird die Hand an das Werk legen können, ohne unmerklich immer weiter getrieben zu werden. Nur eine besonders glückliche Entwicklung des Staates könnte einen solchen großen Neubau in jahrzehntelanger Arbeit ermöglichen. Wohl aber wäre es denkbar, einige heute überhaupt nicht oder doch ganz unzureichend geregelte Materien in Spezialgesetzen zu ordnen. So sonderbar es dem Laien klingt, es gibt ganze Provinzen des

Rechtes, die der Theorie, der Spruchpraxis und der autonomen Regelung durch die Parteien überlassen sind. Vor allem das *Versicherungsrecht*, für welches die Errichtung des Privatversicherungsamtes in Österreich ebenso wie im Deutschen Reich eine gewisse normative Regelung angebahnt hat, ohne daß man jedoch der schwierigen Materie wirklich beigekommen wäre. Mit spielender Leichtigkeit könnte das eigentlich gar nicht kodifizierte *Verlagsrecht* nach deutschem Vorbild geordnet werden. Die Enteignung für Zwecke der *Telephonie und der elektrischen Industrie* ist so dringend, daß sie Gegenstand eines Gesetzes oder einer Notverordnung wird werden müssen, hoffnungslos ist dagegen für lange Zeit die Gewinnung eines dem heutigen Kulturzustand entsprechenden *Eherechtes*, was um so beschämender ist, als das vom Kaiser Josef erlassene Ehepatent einem weiter vorgeschrittenen Standpunkt entsprach als unser heutiges auf konfessioneller Grundlage ruhendes Eherecht, das vom Obersten Gerichtshof unter Ablehnung der in den Staatsgrundgesetzen enthaltenen Ansätze zur Verbesserung in seiner vollen Starre erhalten wird. Bezeichnend ist endlich, daß Österreich außer dem alten Editto politico vom Jahr 1774 und einem Wust von späteren Verordnungen kein Seerecht geschaffen hat, sondern da den Code de commerce, dort die Ordonnanzen Ludwigs XIV. gewohnheitsrechtlich gelten läßt.

Es ist klar, daß die anderen Rechtsquellen umsomehr an Bedeutung gewinnen, je mehr die Gesetzgebung durch Stillstand und Untätigkeit den ihr gebührenden Primat aufgibt. Da suchen vor allem Verordnungen und Erlässe, wie bei Krankheiten des Körpers ein anderes Organ die Arbeit des geschwächten übernimmt, den Mangel zu ersetzen, indem sie die ihnen zukommende Aufgabe der Ausführungsvorschriften erweitern. Den Notstand, in dem sich die Gesetzgebung durch die Einstellung der parlamentarischen Tätigkeit befindet, zeigt am deutlichsten der Gebrauch der § 14-Verordnung, der die Verfassung provisorische Gesetzeskraft zugesprochen hat. Nicht wegen der in Wahrheit nicht allzu großen Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern aus einem tieferen Grunde muß hier die kaiserliche Verordnung des Gesamtministeriums vom 16. Juli über die *Vergütungszinsen* von zurückgezahlten Steuer- und Steuerstrafbeträgen erwähnt werden. Nachdem das Reichsgericht ausgesprochen hatte, daß der Staat verpflichtet sei, von zu Unrecht eingehobenen Steuerbeträgen Interessen zu bezahlen, formulierte die Regierung diesen Rechtssatz, bestimmte aber gleichzeitig, daß der Anspruch auf Vergütungszinsen von Zahlungen, welche vor dem 1. Jänner 1904 geleistet wurden, nicht erhoben werden kann. Damit sollen also Forderungsrechte an den Fiskus, deren Grundhältigkeit ein höchstes Gericht anerkannt hat, rückwirkend annulliert werden. Was hier in einer Verordnung geschah, ist ein Eingriff in obligatorische Rechte, dessen sich die Gesetzgebung in Österreich weder zur absolutistischen noch zur verfassungsmäßigen Zeit jemals schuldig gemacht hat. Gerne glaubt man an eine gelegentliche Entgleisung, die ohne Nachfolge bleiben wird.

Immer bleibt die *Rechtsprechung* neben der Gesetzgebung Rechtsquelle, selbst gegen den Willen des Gesetzgebers, selbst wenn dieser wie Josef II. in dem von ihm gegebenen ersten Teil des bürgerlichen Gesetzbuches sich die Entscheidung jedes einzelnen im Gesetze nicht bestimmten Falles ausdrücklich vorbehält. Durch die Umgestaltung der Gerichtsordnung von den Fesseln der gesetzlichen Beweistheorie befreit, durch die Einräumung des Prozeßbetriebes in die Lage versetzt, über den Prozeßstoff fast ohne Beschränkung zu disponieren, hat der österreichische Richter unendlich an Macht gewonnen. Allerdings stellt ihm unser bürgerliches Gesetzbuch jene weiten Rahmen nicht zur Verfügung, die das deutsche in seinen Anweisungen nach Treu und Glauben, nach der Verkehrssitte, unter Berücksichtigung der guten Sitten, nach billigem Ermessen Schuldleistungen und familienrechtliche Verhältnisse zu beurteilen, dem Richter spannt, aber die notwendige Überlassung der Bestimmung der Maße im Straf- und im Schadensersatzrecht bildet überall ein förmliches richterliches Recht, dessen Verletzung im einzelnen Fall nicht anders empfunden wird als eine Beugung des geschriebenen Rechtes. Noch ist die Verurteilung eines Vaganten wegen eines unter mäßig schweren Umständen begangenen Raubversuches zu lebenslänglichem Kerker und die Reaktion des Rechtsbewußtseins dagegen in lebendiger Erinnerung. Sehr deutlich trat diese Funktion der Judikatur hervor, als in einem gegebenen Zeitpunkt die Gerichte mit unverkennbarer Gleichmäßigkeit die Zusprüche an Verunglückte an Schmerzensgeld und Verdienstentgang außerordentlich stark herabzusetzen begannen. Dem Obersten Gerichtshof ist übrigens für seine Plenarentscheidungen eine die Untergerichte bindende Auslegungsmacht geschäftsordnungsmäßig eingeräumt. Die Rechtsprechung wird aber nicht nur von den Zivil- und Strafgerichten, sondern auch von den Behörden, insofern diese über Privatrechte entscheiden, ausgeübt, und es ist deshalb eine berechtigte Forderung, die in erster Linie von den Advokaten erhoben und durch Gutachten unterstützt wurde, daß eine Regelung des *Administrativverfahrens* vorgenommen werde, bei welcher die Parteienrechte Schutz finden. Noch wichtiger ist die Ge-

währ dafür, daß die öffentlichen Leistungen nach gleichem Recht auferlegt werden. Mit der unterschiedslosen Übertragung der Formen des Prozesses wäre umsoweniger das Richtige getroffen, als der Zivilprozeß selbst kein bloßer Kodex von Kampfregeln ist, vielmehr sich dem Verwaltungsrecht unverkennbar annähert. Jedenfalls bleibt es eine der größten Aufgaben des Staates, auch im Bereiche der Verwaltung das Ermessen möglichst einzuschränken und dadurch Rechtssicherheit und Rechtsgleichheit zu fördern. Auch auf diesem Gebiete hat übrigens die Regierung durch Gewährung der Akteneinsicht und Verständigung der Parteienvertreter dankenswerte Abschlagszahlungen geleistet. Bei dem Wiederzusammentritt des Abgeordnetenhauses in der vorigen Woche hat der Ministerpräsident die Veröffentlichung einer die Reform der Verwaltung einleitenden Denkschrift angekündigt, die über die Auffassung und die Ziele der Regierung Aufschluß geben wird. In bezug auf den Stoff hat die kassatorische Tätigkeit des Verwaltungsgerichtshofes die Kristallisierung so mancher amorpher Teile dieses ungeheuren Gebietes herbeigeführt.

Wenn es auch keine Responsa mehr gibt, so haben doch diejenigen Unrecht, die vermeinen, daß in unserer Zeit die juristische Theorie durchaus nicht mehr als Rechtsquelle zu betrachten sei. In den vielen Fragen, die von der Praxis auf dem Gebiet des internationalen Privatrechtes aufgeworfen werden, sind auch heute die Lehrmeinungen der Schriftsteller die fast einzige Quelle, aus der geradezu Recht geschöpft werden muß. Sonst wird man sich freilich seltener unmittelbar auf die Autorität von Theoretikern berufen dürfen, mittelbar ist ihr Einfluß auf die Gesetzgebung und auf die Rechtsprechung desto bedeutender, je älter und veralteter das anzuwendende Gesetz ist. So ist der Umschwung in der Behandlung des Schadensrechtes durch die Gerichte in ganz unverkennbarer Weise aus theoretischen Arbeiten herzuleiten, die im Anfang der Achtzigerjahre von einigen Gelehrten begonnen wurden. Und wiederum bietet uns die schon erwähnte Erstattung von Vergütungszinsen durch den Staat ein Schulbeispiel für die Wechselwirkung der rechtsbildenden Faktoren: zuerst eine Abhandlung Ungers, dann Spruch des Reichsgerichtes, in dessen Folge die kaiserliche Verordnung und am Schluß sicherlich ein Gesetz.

Wer eine Chronik des Rechtslebens schreiben will, muß deshalb die bedeutsamen Erscheinungen der Literatur, die aus dem ungeheuren Wust unnützer Schreibereien hervorragen, zu würdigen suchen und sich damit ebenso beschäftigen wie mit Gesetzgebung und Richterspruch.

Schwerer als diesen in Entstehung und Ausübung faßbaren Vorgängen in der Legislative, Judikatur und Literatur läßt sich dem Rechtsbewußtsein beikommen, das im Volke lebt. Es ist eigentlich nur ein Rechtsgefühl und auch als solches nicht etwa eine einheitliche Erscheinung, sondern die Komponente unzähliger vielfach unklarer und unbestimmter Einzelempfindungen. Dabei hängt es von der Geistes- und Kulturverfassung eines Volkes ab, in welchem Maße sich dieses Rechtsgefühl nach Ständen, Berufen, Nationen und Konfessionen unterscheidet und wie es sich wiederum innerhalb dieser Kreise nach den einzelnen Personen differenziert. Deshalb darf die Berufung auf das allgemeine Rechtsgefühl oder gar auf ein allgemeines Rechtsbewußtsein nur mit äußerster Vorsicht geschehen, aber es darf nie vergessen werden, daß alles Recht in Theorie und Praxis aus diesem Untergrund hervorgeht, daß Gesetzgebung, Richterspruch und Lehrmeinung dieser in dunkle Schleier gehüllten Mutter entstammen. Es gibt Momente, wo sich das Rechtsgefühl offenbart, so daß man einen Blick in seine Tiefen tun kann. Immer ist es eine ungeheure Macht, die der Jurist zu achten hat, der er sich aber nicht kritiklos unterwerfen darf, wenn er nicht seine höchste Aufgabe ungetan lassen will. In einer Chronik des Rechtslebens werden daher auch diese Strömungen aufmerksame Beachtung finden müssen, soweit sie aus vielfach getrübten und gefärbten Berichterstattungen, Geschworenenverdikten und Äußerungen der Tagespresse erschlossen werden können. Edmund Benedikt.

Besprechungen.

A. Luschin v. Ebengreuth, Universitätsprofessor in Graz: Allgemeine Münzkunst und Geldgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Mit 107 in den Text gedruckten Abbildungen. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1904. Gr. 8°. XVI und 286 Seiten und einem ausführlichen Inhaltsverzeichnisse. — In dem Handbuche der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte der Professoren G. v. Below und F. Meinecke und zwar in dessen V., den Hilfswissenschaften gewidmeten Abteilung, ist soeben ein Lehrbuch der Numismatik erschienen, welches sowohl wegen der Persönlichkeit des Verfassers als auch wegen der Eigenart der Anlage und der Reichhaltigkeit des Inhaltes besondere Beachtung verdient. Wohl ist die Zahl der numismatischen Schriften Legion, aber abgesehen davon, daß sie sich ungemein splittern, wenden sie sich zumeist nur an den Sammler, beziehen sich also in erster Linie auf alles das, was für das Erkennen und Bestimmen von Münzen dienlich ist oder mit der numis-

matischen Wertung der Stücke zusammenhängt. Dagegen lassen sie ein Eingehen auf die Münz-, respektive Geldgeschichte ganz allgemein vermissen, so wie umgekehrt sonst sehr tüchtige geschichtliche und nationalökonomische Werke oft versagen, wenn sie auf das Gebiet der Münzgeschichte kommen. Und so wendet sich Luschin an die Gilde der geschulten Historiker, um ihnen ein Lehrbuch in die Hand zu geben. Gerade hierin erblickt der Verfasser die Existenzberechtigung seines Buches, welches als geschichtlich-methodologischer Lehrbehelf eine sehr fühlbare Lücke auszufüllen bestimmt ist. Wenn der Verfasser in Übereinstimmung mit Grote (Geldlehre, 1865) in wenigen Worten die Ursache angibt, warum die Numismatiker an die geldgeschichtlichen Probleme bisher so wenig herangetreten sind, so kennzeichnet er damit — unbeabsichtigt — seine eigene Legitimation zur Abfassung seines Buches; sie liegt darin, daß jene Voraussetzungen, die eine gedeihliche Beschäftigung mit der Münzkunde und Geldgeschichte erst ermöglichen, nur selten in einer Person vereinigt vorkommen. Die Numismatiker, die aus den Kreisen der Sammler hervorgehen, haben selten die streng geschichtliche Schulung, das Verständnis für die Forderungen der Volkswirtschaft anderseits, ohne welche man eine Geldgeschichte nicht schreiben kann. Fachtüchtige Historiker und Nationalökonomen sind selten Numismatiker, sie entbehren daher der unmittelbaren Vertrautheit mit den aus der Vergangenheit erhaltenen Münzen, die nicht nur ein wichtiger Gegenstand der geldgeschichtlichen Forschung sind, sondern oft die einzige Möglichkeit zur Nachprüfung gewähren, inwieweit und in welcher Weise die in Urkunden und Gesetzen überlieferten Nachrichten über das Münzwesen mit den tatsächlichen Zuständen in Einklang zu bringen sind. Aber diese Eignung des Verfassers nach allen diesen Richtungen: Numismatik, Allgemeine und Rechtsgeschichte, Volkswirtschaft, ist eine persönliche und wenn er im Bestreben, der Numismatik wissenschaftliche Bedeutung zu verleihen, ihr in diesem neuen Umfange als Münzkunde und Geldgeschichte den Charakter selbständiger (geschichtlicher Hilfs-) Wissenschaft zuschreibt, so objektiviert er wohl nur die zufällig in seiner Person zusammentreffenden Kenntnisse und Neigungen nach außen. Doch, auch abgesehen davon, daß die Frage, was geeignet sei, eine Wissenschaft zu bilden, immer recht prekär ist, braucht der Verfasser sie gar nicht aufzuwerfen, um sein Ziel zu erreichen, die Numismatik auf eine höhere Stufe zu erheben: es genügt vollauf, wenn sie in jenem wissenschaftlichen Sinne behandelt wird, wie dies eben der Verfasser getan hat.

Der erste, etwa die Hälfte des Werkes umfassende Teil enthält die „Allgemeine Münzkunde" und beginnt mit der Darstellung der äußeren Beschaffenheit der Münze (Münzstoffe; Gestalt, Größe und Gewicht der Münze; Gepräge; Münzbild und Aufschrift), woran sich einige vorwiegend technologische Exkurse über die Vorgänge bei der Ausmünzung schließen. Diesen Vorbegriffen folgt dann ein Vademekum für Sammler, welches auf dem knappen Raume von ungefähr 2—3 Druckbogen in einer bisher wohl kaum bestehenden Vorzüglichkeit Lehren über die Anordnung von Sammlungen, die Behelfe des Sammlers, die wissenschaftliche Behandlung von Münzfunden gibt, das Bestimmen, Beschreiben und Abbilden von Münzen erklärt, sowie falsche und unechte Münzen bespricht. Dieser zu den besten und originellsten Partien des Buches gehörende Abschnitt wird von allen denen, die auf den Spuren des ersten Münzensammlers in Deutschland, als welchen Luschin Karl IV. bezeichnet, wandeln, bei Ausübung ihres „Jagdvergnügens", ferner allen, die mit Sammlungen in Zusammenhang stehen, besonders geschätzt werden. Der ganze erste Teil ist jedoch weit entfernt, sich etwa in Schematisierungen und Lehrsätzen zu erschöpfen; der Verfasser weiß ihn vielmehr durch zahlreiche aus seiner numismatischen und geschichtlichen Erfahrung geschöpfte Beispiele lebensvoll und anziehend zu gestalten.

Der Exkurs über die „Einrichtung des Münzbetriebes" seit den Zeiten der Merowinger (S. 78—89) steht mit dem Leitfaden der allgemeinen Münzkunde nur in losem Zusammenhange; er ist vielmehr ein neuer Beitrag zur Gewerbegeschichte, dessen Darlegungen der Stellung der Betriebe, der Meister-, Gehilfen- und Arbeiterverhältnisse, welch letztere allerdings nur gestreift werden, in nationalökonomischen Kreisen Interesse finden werden.

Der zweite Teil des Buches behandelt die Geldgeschichte, und zwar sowohl in ihren Beziehungen zur Lehre vom Geld als auch den verschiedenen Erscheinungsformen der Münzhoheit im Mittelalter. Der erste Abschnitt (die Geldgeschichte) trägt — ohne daß dies ausdrücklich ausgesprochen würde — gleichfalls allgemeinen Charakter, indem die verschiedenen, die Münze als Geld betreffenden Momente (Münzgeld, Währung, Rechnungseinheit und Zählweise, Münzfuß, Kurant, Scheide- und Handelsmünze, sowie Münzpolitik) vorwiegend volkswirtschaftlich unter Hervorhebung einzelner geschichtlicher Typen behandelt werden. Dabei nimmt der Verfasser Anlaß, seine Stellung zur Währungsfrage zu gunsten der Doppelwährung zu präzisieren. Der gehaltvolle Abschnitt über den „Münzwert in alter Zeit" ist ganz vorwiegend methodologisch gehalten; demgegenüber

dürften wohl viele Leser des Buches das Fehlen konkreter preisgeschichtlicher Daten allgemeiner Art für längere Zeiträume nur ungern missen, ebenso wie eine geschichtliche Entwicklung des Wertverhältnisses der Metalle.

Das andere Hauptstück der Geldgeschichte, „Die Münze in ihren Beziehungen zum Recht“ überschrieben, beschränkt sich gleichwohl auf die Regalgeschichte und berührt die Fragen des privaten Geldrechtes nur nebenbei in dem Kapitel über die Münze als gesetzliches Zahlungsmittel.

Der große geschichtliche Hintergrund, den Luschin seinen Ausführungen, insbesondere der Münzkunde und Regalgeschichte unterlegt, ist das abendländische Mittelalter und die neuere Zeit, wobei der gelehrte Verfasser häufig über diesen Rahmen hinausgreift, sei es in die Zeiten der klassischen Welt, insbesondere der Römer oder, wie im fesselnd geschriebenen entwicklungsgeschichtlichen Abschnitt über die „Geldarten, die nicht Münze sind“, in die Vorzeit. Überall ist die Darstellung von reichem Detail erfüllt, und durch die trefflich ausgeführten Textabbildungen veranschaulicht. Nahezu jedes Detail eröffnet weite Ausblicke, indem es entweder typische Einzelheiten von größerer Tragweite enthält oder geradezu in zusammenhängende geschichtliche Darstellungen großer Epochen übergeht. — Möge der Verfasser seiner Allgemeinen Münzkunde recht bald eine besondere folgen lassen, was einer Andeutung im Buche zufolge nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen dürfte. Gewiß würde auch diese so wie das vorliegende Buch von der warmen Vorliebe für die Sache erfüllt sein, welche den Leser unwillkürlich gefangennimmt und dem Werke einen persönlichen Charakter verleiht.

Graz. E. Mischler.

Kleine Mitteilungen.

Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs. Der Kreis der wissenschaftlichen Vereinigungen Österreichs ist in diesem Jahre durch eine Gesellschaft erweitert worden, deren Programm das lebhafteste Interesse der Öffentlichkeit in vollem Umfange verdient. Unter der unmittelbaren Anregung des Prinzen Franz Liechtenstein haben sich Mitglieder der Aristokratie und Vertreter der österreichischen Hochschulen zu dem Zwecke vereinigt, der Pflege österreichischer Geschichte geistige und materielle Kräfte zuzuführen. Der Gedanke, daß die heimische Literatur in allzu bescheidener Verkennung unserer Stellung in der Weltgeschichte der Neuzeit weit hinter dem zurückbleibt, was andere Großstaaten geleistet haben, und die Erwägung, daß an dieser Lücke vielfach der Mangel an verläßlichen Publikationen wertvoller Geschichtsquellen die Schuld trage, haben in maßgebenden Kreisen alsbald verständnisvollste Würdigung gefunden. In der politischen Vergangenheit aller Staaten haben meist die Mitglieder des Hochadels führende Stellungen innegehabt, selbst Geschichte gemacht oder doch den sichtbaren Mittelpunkt zeitgeschichtlicher Ereignisse gebildet; das hat zur Folge, daß in den Archiven der alten Adelsgeschlechter ein ungeahnt reiches Material der heimischen wie der Weltgeschichte ruht. In Österreich hat es leider sehr lange gedauert, bis man sich dieses verborgenen Reichtums allgemein bewußt ward. Die gelehrte Geschichtsforschung hatte in Wien ein weitberühmtes Zentrum für das Studium mittelalterlicher Geschichte geschaffen und hatte vollauf zu tun, um den Aufgaben dieser ehrenvollen Stellung gerecht zu werden. So kam es, daß die neuzeitliche Forschung über keinen akademischen Mittelpunkt verfügte. Erst 1900 hat das Unterrichtsministerium eine Kommission für neuere Geschichte eingesetzt, zu deren dringendsten Aufgaben es gehört, die in den Privatarchiven aufgespeicherten Materialien zur Geschichte der Neuzeit aufzusuchen und deren Verwertung vorzubereiten. Unser Hochadel und alle Familien historischer Vergangenheit sind nun darauf aufmerksam geworden, daß sie dem Bestreben, der österreichischen Literatur die gebührende Stellung in der internationalen Geschichtsschreibung zu erringen, wertvollste Unterstützung leihen können. Durch Pflege der eigenen Familiengeschichte, durch Öffnung ihrer Archive sind sie imstande, der imponierenden Masse französischer und reichsdeutscher Geschichtsliteratur ebenbürtige Werke gegenüberzustellen. Solcherart dürfen wir hoffen, daß die Gründung der neuen Gesellschaft auch einen erfreulichen Umschwung in der Geschmacksrichtung der Geschichtsfreunde anbahnen wird. Wenn die wissenschaftlichen Untersuchungen künftig aus bisher unbeachteten heimischen Quellen schöpfen werden, so sollen auf unseren Lesetischen nicht ausländische, sondern eigene, bodenständige Geschichtswerke zu finden sein. Es gilt da noch einen Kampf gegen den sprichwörtlichen Mangel des Österreichers an Selbstvertrauen, einen Kampf insbesonders gegen die weitverbreitete Meinung, daß das Interesse an der Geschichte der eigenen Familie, an der Geschichte eigenen Besitzes oder Amtes einer Eitelkeit entspringe, die besser verborgen als einbekannt werde. Der Mittelstand besitzt Geschichte und Traditionen so gut wie der Hochadel und sollte darum nicht zögern, der gegebenen Anregung vertrauensvoll zu folgen. In der gegenwärtigen Krise nationaler Fragen sind es gerade die einzelnen Familien, welche als Träger

des österreichischen Staatsgedankens angesehen werden müssen; sie bewahren ihn, sobald sie die Erinnerung an das Leben ihrer Voreltern wieder aufleben lassen, die in einem einigen, selbstbewußten Österreich gewirkt haben. Von verschiedenen Standpunkten aus dürfen wir also der Wirksamkeit der neuen Gesellschaft unser vollstes Interesse schenken. Schon jetzt kann sie auf den Erfolg hinweisen, daß eine große Reihe vornehmer Geschichtsfreunde, ihre Bestrebungen geistig und materiell unterstützen; hoffentlich erringen sich nun ihre Bemühungen in den weitesten Kreisen der Intelligenz Anerkennung und Unterstützung.

O. F. v. Mitis.

Die Milieutheorie in der Volkswirtschaftslehre. In einem Berichte über die Entwicklung der italienischen Volkswirtschaftslehre in jüngster Zeit* schildert Achille Loria, Professor der politischen Ökonomie an der Universität in Padua, die bestimmenden Einflüsse, welche die nationalökonomischen Lehren der Engländer, Deutschen und Österreicher auf die Theorien der Italiener geübt haben. Loria lehnt den Versuch ab, welchen Pecchio unternommen hat, „einige Unterschiede im Charakter und in der Doktrin der italienischen Nationalökonomen nach dem Landesteile, dem sie angehören, zu machen ...., weil ein uniformer Zug von einem Ende der Halbinsel zum andern herrscht", fährt aber fort: „Gewiß ist der Glaube an die englischen Doktrinen stärker in den industriell mehr entwickelten Gegenden Oberitaliens, wo die wirtschaftlichen und sozialen Formen nicht wesentlich von denen der angelsächsischen Länder abweichen. Dagegen finden in den südlichen Landesteilen die deutschen und österreichischen Theorien leichter Annahme. Nach der Bemerkung eines neueren Autors (Cornelissen) ist die österreichische截Werttheorie richtig, wenn man auf die Vergangenheit blickt, sie zeichnet genau die realen Zustände im Schoße einer vorkapitalistischen Theorie, wo die Konkurrenz noch immer embryonal ist. Und gerade deshalb mußte eine solche Lehre in Österreich entstehen, das noch immer großenteils in einem wirtschaftlichen Mittelalter lebt. Umsomehr mußte diese Theorie Gönner in Süditalien finden, das noch viel zurückgebliebener und barbarischer ist." Darin liegt die Anerkennung des vorher abgelehnten Versuches von Pecchio. Darin liegt ferner die Anwendung der Milieutheorie, der Lehre von dem bestimmenden Einflusse der Umgebung, der Umwelt auf die Theoretiker und die Entstehung volkswirtschaftlicher Theorien. Ist diese Anwendung richtig? Kann sie richtig sein? Daß Österreich noch großenteils in einem wirtschaftlichen Mittelalter lebt, ist ein Vorwurf, der in seiner allgemeinen Fassung nicht viel besagt. Österreichs politische Einheit liegt nicht in seinen geographischen und nationalen Verhältnissen, und verschieden wie diese, sind auch die wirtschaftlichen. Die industriell höher entwickelten Sudetenländer unterscheiden sich von den Alpenländern. Dort starker Bevölkerungszuwachs, hier teilweiser Stillstand. Sie unterscheiden sich noch stärker von Galizien, dem Sitze der Heimarbeit, dem Herde der Auswanderung. Von den Vertretern der österreichischen Schule, von den Verfechtern der Grenznutzentheorie, welche Loria anführt, K. Menger, Böhm v. Bawerk und Wieser, ist keiner in einem wirtschaftlichen Mittelalter aufgewachsen. Und abgesehen davon: daß ein Fabrikant, ein Grundbesitzer, ein Gemeinderat, ein Abgeordneter stark unter dem Eindrucke stehen kann, welchen die Umwelt seines Wirkungskreises auf ihn übt, wer will es bezweifeln? Aber daß ein Gelehrter in seinen Schlüssen von diesen Eindrücken bestimmt und beherrscht wird, ist unrichtig. Kennzeichen und Vorzug des Gelehrten ist der Blick ins Weite, über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus. Die Programme amerikanischer Präsidentschaftskandidaten sind ihm ebenso bekannt wie die aufstrebende Staatswirtschaft Japans oder die Wirtschaft afrikanischer Naturvölker. Auch Professor Loria ist, wie seine Studie zeigt, kein Empiriker geblieben, und niemals hat sich eine Theorie darauf beschränkt, nur von dem Wirtschaftsleben der Heimat zu abstrahieren. Damit ist über den Wert der österreichischen Wertlehre kein Urteil gefällt, einer Theorie, welche von dem Boden der Kameralistik hinauf in das Reich der Psychologie geführt hat und — nicht in ihren Aposteln, aber vielleicht in ihren Jüngern — dazu gekommen ist, eine Scheidewand zwischen Theorie und Praxis zu errichten. Sind doch die Vorzüge der Lehrer die Fehler der Schüler.

Dr. A. Hadwiger.

Die Buchhandlungen Österreichs. Nach dem eben erschienenen Perlesschen Adreßbuch für den Buchhandel der österreichisch-ungarischen Monarchie beträgt die Zahl der Buch-, Kunst-, Musikalien- und Lehrmittelhandlungen einschließlich der Leihbibliotheken in Österreich 1513, gegen 1446 im Vorjahre; sie befinden sich in 400 Orten. Im Jahre 1904 sind an 22 Orten, wo bisher keine Buchhandlungen bestanden, solche errichtet worden. Die Zunahme in diesem Jahre war besonders stark in Böhmen, wo in 7 Orten neue, im ganzen 17 Buchhandlungen und in Galizien, wo in 6 Orten neue, im ganzen 13 Buchhandlungen, entstanden sind. In Tirol ist die Zahl der Orte gleich geblieben

* Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Neue Folge des Archives für soziale Gesetzgebung und Statistik, XIX. Band, 3. Heft. Leipzig und Tübingen 1904.

(26) ebenso in Kärnten. In Dalmatien, wo schon seit mehreren Jahren nur 12 Buchhandlungen an 4 Orten (darunter in Zara 6) bestehen, ist auch diesmal wieder keine neue Buchhandlung gegründet worden. Man sieht, wie dünn die Buchhandlungen gesät sind, doch läßt sich dies dadurch erklären, daß Österreich kaum 300 Orte mit mehr als 5000 Einwohnern zählt. Nimmt man die Volkszählung des Jahres 1900 zur Basis, so entfällt in runder Zahl eine Buchhandlung in Böhmen auf 15.000 Einwohner, in der Bukowina auf 26.000, in Dalmatien auf 50.000, in Galizien auf 46.000, in Kärnten auf 18.000, in Krain auf 39.000, im Küstenland auf 32.000, in Mähren auf 21.000, in Niederösterreich auf 6000 (ohne Wien allerdings auf 31.000), in Oberösterreich auf 20.000, in Salzburg auf 11.000, in Schlesien auf 17.000, in Steiermark auf 18.000 und in Tirol auf 12.000. In den wichtigsten Städten entfallen auf eine Buchhandlung in Wien 4000 Einwohner, in Prag und Lemberg 4700, in Graz und Brünn 5000, in Triest 10.000, in Czernowitz 8000, in Linz 3800, in Innsbruck 2600, in Laibach 6300, in Salzburg 2900, in Troppau 3100, in Klagenfurt 2500 und in Zara 2100.

Die rechtshistorische Staatsprüfung. Die Wiener Tageszeitung „Die Zeit" hat die im vorigen Heft unserer Zeitschrift veröffentlichten Ausführungen des Geheimen Hofrates Professor Dr. Ludwig Mitteis über die rechtshistorische Staatsprüfung an den österreichischen Universitäten zum Gegenstand einer Enquete gemacht. In ihrer Nummer vom 20. November 1904 betont sie, daß diese Ausführungen in den Kreisen der Juristen und Professoren der juridischen Fakultät lebhaft besprochen wurden und teilt die Ansichten einiger Rechtsgelehrter mit. Hofrat Groß erklärt sich als Gegner der vorgeschlagenen Neuerungen, Hofrat Pfaff möchte überhaupt keine Änderung der geltenden Studienordnung befürworten. Weihbischof Dr. Marschall ist der Ansicht, daß das Kirchenrecht so sehr das bürgerliche Recht durchdringe, daß die genaue Kenntnis der Systematik desselben für die Hörer unumgänglich nötig sei. Professor Wlassak dagegen billigt vollständig die vorgeschlagene Reform und Hofrat v. Philippovich bemerkt: „Ich finde den Mitteisschen Vorschlag deshalb so ausgezeichnet, weil er durch eine minimale Änderung der Prüfungsvorschrift und durch Beseitigung des absurden Verbotes, daß man moderne Fächer nicht in anrechenbarer Weise vor der ersten Staatsprüfung hören könne, eine zeitgemäße, das juristische Studium belebende Reform ermöglicht." Wie wir erfahren, wird sich die Wiener juridische Fakultät mit der nun aufgerollten Frage eingehend befassen.

Zeitschriften-Schau.*) Das 4. Heft des laufenden (28.) Jahrganges von Schmollers „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich" enthält einen Artikel über „Die Einlösung der Realgewerbe Wiens" von Dr. Karl Pribram. Er bildet einen interessanten Beitrag zur Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik und beruht fast durchwegs auf bisher noch nicht veröffentlichten Akten des Archivs des k. k. Ministeriums des Innern. — Im Novemberheft der Londoner Monatsschrift »The XIX. Century« bespricht Sir Rowland Blennerhassett in einem Artikel »England, Germany and Austria« das Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich, die Chancen des ersteren für eine Annektion der deutsch-österreichischen Provinzen sowie die Folgen einer solchen für Europa. — Ludo M. Hartmann rühmt in Nr. 6 der „Nation" die Gründlichkeit des in Paris erschienenen Buches L. Eisenmanns über den österreichisch-ungarischen Ausgleich. Er zweifelt aber, ob bei der „Versumpfung auf allen Seiten und der Staatsmüdigkeit in allen Lagern" das von dem französischen Historiker als Rettung Österreichs bezeichnete allgemeine und gleiche Wahlrecht heute noch genügen würde, „Österreich zu einem modernen Staate mit innerer Existenzberechtigung zu machen". — In den zwei letzten Heften der „Grenzboten" schildert ein Anonymus die Schrecken des oberösterreichischen Bauernaufstandes im XVII. Jahrhundert. Er glaubt, daß die blutige und grausame Niederwerfung des Aufstandes die Kraft der Bevölkerung auf Jahrhunderte gebrochen hat, weil dadurch die Nachkommenschaft führender Geister ausgeschlossen wurde, und führt hierauf manche politische Erscheinung unter den heutigen Deutschösterreichern zurück. — In den „Preußischen Jahrbüchern" (Novemberheft), schreibt Dr. phil. D. Gusti (Berlin) über die Donaufrage. — »La Nouvelle Revue internationale« in Paris veröffentlicht (September 1904) zwei interessante Artikel: »Fumée irrédentiste sans poudre« von General Türr und »l'Autriche Hongrie et l'Italie« von J. L. Brunet. — Anknüpfend an William Stubbs' »Lectures on European History« wird in den „Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland" das Verhältnis des Hauses Habsburg zur deutschen Reformation besprochen. — In den zwei letzten Heften von Fleischers „Deutsche Revue" schreibt Germain Bapst (Paris) auf Grund bisher ungedruckten Materials über die Schlacht bei Sadowa.

*) Wir wollen in dieser Rubrik unsere Leser auf Arbeiten aufmerksam machen, welche in ausländischen Zeitschriften von Österreichern oder über Österreich erschienen sind. An die Autoren und Verleger ergeht daher die Bitte, solche Arbeiten unserer Redaktion einzusenden.

Feuilleton.

Brünn.

November 1904.

Brünn stellt sich dem Photographen. Vordergründe: welkendes Laub in mächtigen Schichten, deren oberste noch in einer vergessenen Trockenheit raschelt, über tieferen, schwarz und feucht zu Moder zerfallenden Schichten, nackte Äste wie Korallen auf dem Meeresgrund von links und rechts in das Gesichtsfeld krallend. Dahinter Baumgruppen, die den Himmel zwischen sich nehmen und ihm an boshaften Abenden wie zwischen Zangen die Röte gefolterter Glieder, blutrünstigen Märtyrertums auspressen. Herbstsaison! Verlassene Baugerüste, von Nebeln umbraut — eine Galgenfrist: das Frühjahr wird vollenden. Neue Scheußlichkeiten in die Fronten der alten, an Stelle zaghafter, geduckter, mühselig geduckter Häuschen, mit zitterigen, vergreisten Zügen, Grind des Alters auf Dächern und Mauern — rasch, fabelhaft, Riesenpilze über Nacht, Wucherungen einer ausgereckten Geschmacklosigkeit, Ziegel aus Ziegel wie die Zellen von Krebsgeschwüren: neue Häuser. Das ist das Charakteristische, das absolute sichere Kennzeichen, das Vorzügliche: man baut. Das Stadtbild wird durch Gerüste variiert. Und noch dies; man baut auch anderswo, aber die neuen Straßen setzen sich — äußerste Fäden zum alten Netz — außen an. Peripherienerweiterungen. Hier jedoch wachsen die Bretterstapel über Nacht auf belebten Plätzen und der Ahnungslose, der noch abends den Spielberg vor seinen Fenstern hatte, staunt morgens über ein Gerüst aus Balken und über waghalsige Zimmerleute in Leinenhosen. Es ist kein organisches Wachstum. Krankhafte Sucht, Nivellierungswahnsinn, Gleichmacherei, blinde Wut und das Ganze heißt: Streben nach Beseitigung der Wohnungsnot. Es fehlt an Kultur. Mein Gott, man sucht ja ihre Früchte nirgends an den Grenzen der Städte, aber Gemeinwesen von alten Traditionen halten ihre schönste Eigenschaft, das Beharrungsvermögen, in ihren Zentren, den wichtigsten Punkten, den Stadtwahrzeichen fest. Auf dem Hügel dem Spielberg gegenüber lastet ein ungeheures Werk, der Dom, ein gotischer Bau, von den Fäusten der Kriegsfurie in übeln Zeitläuften zerhämmert, nur notdürftig wieder hergestellt und von Wind und Wetter neuerlich mit kostbarem Brokat in gedämpften Farben überkleidet. Ein kolossales strebendes Schiff von ungeheurer Höhe, ohne Turm. In Mähren kommt ihm an Originalität nur noch die Mauritiuskirche von Olmütz gleich. Von Süden her gesehen, beherrscht der Petersdom die Stadt, eine ungegliederte Arche Noäh, ein massiver Kasten wie ein Reliquienschrein von übermenschlichen Dimensionen, dem Heilige entsprechen müßten, deren Häupter über die Wolken ragten, deren Nimbus wie die Reflektoren von Leuchttürmen leuchtete, deren Füße klaftertiefe Löcher in die Erde traten. Der Dom rückt die Stadt von dem Nadelwald der Fabriksschornsteine ab, in eine andere, gigantische Welt. Und nun klettert an diesem Reliquienschrein von Heiligen aus einem verschollenen Riesengeschlecht ein Gerüst hinan, eine Kletterpflanze mit eckigen Verästelungen, eine Umklammerung von äußerst korrekten Balken, denn es soll dem Dom ein Turm angesetzt werden. Ein Turm! Man wird also aus dem Schrein, aus der Arche, aus dem so überaus seltsamen Wahrzeichen eine ganz gewöhnliche Kirche machen, mit einem Turm oder mit zweien. Der scheu zurückgezogene Wald der Schornsteine wird heranrücken, denn nichts mehr wird dem Stadtbild von Süden die Prägung des Sonderbaren und höchst Merkwürdigen geben, vor dem allein die Fabriken und ihr Rauch Scheu tragen.

*

Aber nun stehen die Baugerüste leer. Die andere Saison hat begonnen. Die Saison. Sie sucht nach ihrem Schlager. Was wird er sein: eine Operettenmelodie, ein Tingeltangelscherz, eine Modefarbe, ein Skandälchen? Wir beziehen ja die Schlager zumeist von außen her — nur die Skandälchen machen wir auch selbst. Das Theater liefert die bunten Teppiche des Gespräches, mit denen man gerne die Wände der Zimmer behängt, in denen geistreiche Konversation gemacht wird. Es bleibt aber dabei: Gesprächsstoff, nichts weiter. Und notabene: der schlechteste Stoff, den man bei uns bekommt, die Restenlager nicht ausgenommen. Unser Theater rechnet mit einer rührenden Bedürfnislosigkeit des Publikums, es stellt seine künstlerischen Erwägungen mit dem Kassabericht und dem Bleistift in der Hand an, es macht seinen Spielplan nach den Angaben einer rätselvollen und wie die Wege Gottes unerforschlichen Statistik, der man nicht einmal nachsagen kann, daß sie das nach den Serien des Abonnements in vier Heerlager geteilte Publikum befriedigt. Der Quietismus als oberstes Prinzip. Staubschichten sinken und, trotzdem man einen Exhaustor angeschafft hat, duftet es muffig. Einmal hatten wir ein tüchtiges Ensemble, das man sich ohne Schaden für seinen Geschmack ansehen konnte. Es gelangen Stücke voll kräftig pulsenden Lebens. Aber man spannt dieses Ensemble in die ver-

logenen Schablonenstücke ödester Lustspielmanier oder vor den Jahrmarktskarren geistloser Possen. Seitdem Tantchen Rosmarin ihr Schnupftuch vor die Augen hielt und verschämt errötend die unzüchtigen Machwerke der Franzosen aus dem Theater verbannte, sitzt die Galeone auf dem Sand. Ihr Heck ragt verzweifelnd in die Luft und die Steuerleute suchen nach Fahrwasser. Gewiß soll sie nicht von einer Hochflut von französischen Pikanterien flott gemacht werden. Wer das herzbrechende Elend der deutschen Bühne so deutlich sieht, wie wir Wissenden, wünscht das sicher zu allerletzt. Aber bei dem niedrigen Wasserstand und sanften Geplätscher der deutschen Produktion ist es vorläufig noch nichts mit der „glücklichen Fahrt“. Wer es ausdrücklich hören will, dem sei es hier gesagt, daß alle diese wässerigen Bilder nur von Kassastücken gelten. Denn wir Wissenden – erhebt die Hände, ihr Brüder! – wissen auch, daß Schiffe mit schwerer Fracht und kostbarem Gut tief gehen und reichlich Wasser verlangen. Aber hier wurden keine köstlichen Werke geladen und wir stehen bestürzt über den Leichtsinn, der die Galeone ohne Ballast aussandte. Nur Grillparzers „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg“ und eben jetzt ein Gastspiel von Kainz als „Fiesko“. Und fast möchte man auch schon als künstlerische Tat anführen: auch Sudermanns „Sodoms Ende“. – O doch: noch einen Abend bekamen wir als Abschlag auf große Schulden. Drei Brünner Autoren mit drei Einaktern zu einer Premiere vereinigt. Eine besser zu verschweigende Nichtigkeit von Wilhelm Fritsch, eine kräftige, weitflügelige Dichtung von Helene Hirsch und eine Groteske von Eugen Schick. Es zeigte sich, daß man hier wenig Sinn für das Groteske hat.

*

Die Groteske ist das Spiegelbild des Wesentlichen in den Facetten eines Kristalles aus Laugenessenz. Für solche chemischen und Zauberkünste fehlen hier die Organe. Die Groteske ist ein Kind später und einheitlicher Kulturen. Das Satyrspiel Griechenlands, der japanische Holzschnitt, Toulouse-Lautrec, Aubrey Beardsley. Wir sind noch weit draußen in den Vorhallen, zwischen lärmenden Maschinen, deren Schwungräder und Treibriemen mit ihrem Sinn des ungemein Nützlichen keinen Raum für das heitere Spiel der Überlegenheit lassen. Die Überlegenheit gilt nur auf der Wage der wirtschaftlichen Werte. Es gibt keine Sehnsucht nach geistigen Ausschlägen, keine Wünsche der Unterordnung unter eine Tyrannis der Intelligenz. Die sogenannten geistigen Arbeiter finden hier wenig Schätzung. Und wenn einer von ihnen die Augen zu der Tochter eines „Hauses“ aufschlagen wollte, so wäre das so hoffnungslos, wie die Liebe eines Pagen zur Königstochter. Die Ehen werden hier im Familienrate geschlossen und der Vereinigung zweier „Häuser“ gehen diplomatische Verhandlungen von der Wucht und der Langwierigkeit eines Heiratsvertrages zwischen Fürstenhäusern voraus. Die Gesellschaft tanzt in Sälen über großen Arbeitsräumen von Fabriken. In das Lachen und Klirren von Gläsern tobt der Rhythmus der schweren Maschinen und die Schwingungen ungeheurer Räder, das Stampfen schwerer Kolben rütteln an dem Gebäude, daß der Boden des Tanzsaales schwankt.

*

Die Gebiete, auf denen Ernsthaftes geleistet wird, liegen abseits von den Interessen der Mehrheit. Vor allem das Gewerbemuseum. Direktor Leisching liebt Überblicke und weite Fernsichten. Er hat dafür die Unermüdlichkeit geübter Touristen. Und den Idealismus, der nicht in Düften abseits steht, sondern vom Glauben an Reformen lebt. Er glaubt an das Publikum, und mit der Suggestion der Überzeugung hat er sich wirklich ein Publikum für Vorträge und kleine kunstgewerbliche Ausstellungen erzogen. Auch der Kunstverein hat sein Publikum. Die drei kleinen Ausstellungsräume sind nie ganz leer. Eben haben wir eine Sonderausstellung der Landschafterin Tina Blau. Bedeutender als sie erschienen die Arbeiten Ferdinand Stoegers. Vorher gab es Programmusik: „Die Kunst im Leben des Kindes“. Die Originale der bei Gerlach in Wien herauskommenden Kinderbücher. Heiterkeit und gruselige Phantasie. Die Stimmung des Märchens. Hier und auf dem Gebiete der Musik – die Konzerte der „Philharmoniker“ – sind die erfreulichsten Erscheinungen des Brünner Kunstlebens. Ach ja: man hat ja auch ein neues Variététheater gebaut und auch das ist erfreulich – für Geschäftsreisende. Aber man hat schon an seiner Zukunft gezweifelt – das Theater ist ja doch nicht so leicht zu verdrängen – und hat ihm das Ende aller neuen Unternehmungen prophezeit. Ich sah zwei brave Leute und Tuchhändler vor dem Bau stehen und als ich eben vorüberging, sagte der eine gerade: „Was für ein schönes Tuchmagazin wird das werden!“ – Ein Brünner Kassandrawort.

Karl Hans Strobl.

Von der Woche.

13. November. Südböhmischer Agrariertag in Kaplitz. – Handelsagententag in Prag. – Allgemeiner Postbeamtentag in Wien. Die hiebei gefaßte, auf die Besserung der Lage der Post- und Telegraphenbeamten abzielende Resolution wird gleichzeitig von den Postbeamten in 25 Provinzstädten angenommen. — Allgemeiner Eisenbahnunterbeamtentag in Wien. – Der Gesangverein österreichischer Eisenbahnbeamter veranstaltet anläßlich seines 25jährigen Jubiläums ein Festkonzert im Großen Musikvereinssaal in Wien. – Kongreß der Bürgermeister der italienischen Gemeinden Österreichs in Triest. – Eine sozialistische Versammlung in Triest spricht sich für die Errichtung einer italienischen Universität in dieser Stadt und für das allgemeine Wahlrecht aus. – Demonstrationen in Pola und Zara. Exzesse in Trient; antiösterreichische Kundgebungen in Bologna, Spezia, Verona, Lodi, Parma, Forli und Vicenza.

14. In Leitmeritz findet eine Kundgebung für die Deutschen in Innsbruck, in Prag und Fiume gegen diese statt. Neuerliche Demonstrationen in Trient. – Der amerikanische Botschafter in Wien überreicht dem Minister des Äußern die Note des Staatssekretärs Hay betreffend den Vorschlag der Abhaltung einer neuen Friedens-Konferenz. – Schluß des oberösterreichischen Landtages.

15. Der von der Bischofskonferenz in Wien vereinbarte Hirtenbrief, der sich mit der Nationalitätenfrage beschäftigt, wird veröffentlicht. – Die Generalversammlung des niederösterreichischen Müllerverbandes verlangt von der Regierung daß sie die Arbeitsfähigkeit des Reichsrates herstelle. – Konstituierung des neuen Ruthenenklubs im Abgeordnetenhaus und Veröffentlichung seines am 8. d. M. in Lemberg festgestellten Programmes. – Der Verein der Deutschnationalen nimmt in einer Wanderversammlung in Graz in schärfster Weise gegen das Ministerium Stellung. – Eine Volksversammlung in Mailand protestiert gegen die Innsbrucker Vorgänge. Antiösterreichische Demonstrationen in Florenz, Bari und Turin. – Schriftsteller Wilhelm Appelt (geb. 1841) in Reichenberg †. – Festversammlung des Katholischen Schulvereines in Wien. – Eröffnung eines neuen israelitischen Mädchenwaisenhauses in Wien.

16. Der Vollzugsausschuß der deutschen Parteien verlangt in einer Kundgebung die Schließung der italienischen Kurse in Innsbruck, die Erledigung der Frage nach Errichtung einer italienischen Fakultät im verfassungsmäßigen Wege und die Vereinbarung eines bestimmten Arbeitsplanes im Abgeordnetenhaus. – Schluß des niederösterreichischen Landtags. – Sozialdemokratische Demonstrationen in Wien. – König Peter I. betont in der anläßlich der Eröffnung der Skupschtina gehaltenen Thronrede die „geordneten und freundschaftlichen" Beziehungen Serbiens zur österreichisch-ungarischen Monarchie.

17. Wiederzusammentritt des Reichsrates. 281. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Finanzminister legt den Entwurf des Finanzgesetzes für 1905 und den Staatsvoranschlag vor. Die Einnahmen sind mit 1.777,901.387 K, die Ausgaben mit 1.776,326.654 K präliminiert. Der Ministerpräsident bespricht die Innsbrucker Vorfälle und die allgemeine politische Lage. Über seine Ausführungen wird die Debatte eröffnet. – Der Polenklub wählt den Grafen Adalbert Dzieduszycki zu seinem Obmann. – Das katholische Zentrum erklärt für die Interessen der Deutschen jederzeit mit allem Nachdruck eintreten und alle Bestrebungen unterstützen zu wollen, die auf die Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses hinzielen. – Österreich-Ungarn erklärt sich bereit, an einer zweiten Friedens-Konferenz teilzunehmen. – Wegen der Vorgänge in Innsbruck finden in Mailand, Spezzia, Aquila, Viterbo, Lecco, Foggia, Padua, Livorno, Messina und Catania öffentliche Kundgebungen statt.

18. In Innsbruck werden 58 italienische Studenten aus der Haft entlassen und unter Eskorte zum Bahnhof gebracht, von wo sie abreisen. – 282. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Debatte über die Erklärung des Ministerpräsidenten. – Dr. Hermann Baron Czecz-Lindenwald (geb. 1854) in Kozy bei Biala †. – In Rom findet im Teatro Quirino ein Protestmeeting gegen die Ereignisse in Innsbruck statt. – Antiösterreichische Demonstrationen in Bologna.

19. 283. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Erklärungsdebatte. Der Vorsitzende und der Ministerpräsident geben ihrer Entrüstung Ausdruck, über die in der letzten Sitzung vom Abgeordneten Pernerstorfer gegen die Dynastie erhobenen Angriffe.

*

Neue Gesetzesvorlagen. In der Sitzung vom 17. November d. J. hat der Ministerpräsident die Einbringung einer Reihe wichtiger Gesetzesvorlagen angekündigt. Diese Gesetzentwürfe betreffen die Bahnen niederer Ordnung, die Gesellschaften mit beschränkter Haftung, die Abänderung der Vorschriften über die Eintragung im Handels- und Genossenschaftsregister, das Scheckwesen, die Einberufung der Gläubiger

(den sogenannten Vorkonkurs), die Entschädigung für ungerechtfertigte Anhaltung in Untersuchungshaft, die Haftung für Schäden aus dem Betriebe von Automobilen und den Schutz der Auswanderer. Ferner wird sich das Parlament mit einer neuen Gewerbeordnung und mit der Reform der öffentlichen Verwaltung zu beschäftigen haben. Über diesen letzten Gegenstand will die Regierung demnächst eine Studie veröffentlichen, in welcher „mit voller Offenheit die Mängel der gegenwärtigen Verwaltung“ dargestellt werden sollen. An Material hierfür fehlt es nicht. Über unser vielfach veraltetes, langsam arbeitendes Verwaltungsverfahren wird allseits mit Recht geklagt, und es wäre höchste Zeit, daß endlich ein moderner Zug in dasselbe käme. Auch über die Unzulänglichkeit der geltenden Gewerbeordnung ist schon sehr viel gesprochen und geschrieben worden. Viele der hier aufgestellten Forderungen lassen aber befürchten, daß man sich weniger nach einer Befreiung von altüberkommenen Fesseln als vielmehr nach neuen Beschränkungen sehnt, durch welche der „kleine Mann“ vor der „anstürmenden Konkurrenz“ geschützt werden soll. Ob daher unserer Zeit der Beruf innewohnt, die Gewerbegesetzgebung einer wirklichen Reform zu unterziehen, bleibe dahingestellt. Wichtig wäre aber, daß der Reichsrat, bevor er sich neuen Aufgaben zuwendet, endlich die vielen schon in Behandlung stehenden Arbeiten erledige. Neben den Staatsnotwendigkeiten steht hier in erster Linie der schon 1902 eingebrachte Preßgesetzentwurf. —v—

Die zweite Haager Konferenz. Österreich-Ungarn war der erste Staat, welcher den von der Regierung der Vereinigten Staaten Nordamerikas ausgegangenen Vorschlag annahm und sich zur Teilnahme an einer zweiten internationalen Friedenskonferenz im Haag bereit erklärte. Es ist dies um so erfreulicher, als gerade in Wien das Verlangen nach einer solchen Konferenz zuerst in wirkungsvoller Weise zum Ausdruck gelangte. Die im September 1903 hier versammelte elfte interparlamentarische Konferenz hat nämlich nach einem Referat des belgischen Staatsministers A. Beernaert den Wunsch ausgesprochen, daß die im Schlußprotokolle der Haager Konferenz vom 29. Juli 1899 einer späteren Prüfung vorbehaltenen Fragen so bald als möglich von einer neuerlichen Konferenz in Behandlung gezogen werden mögen. Auf Antrag des Engländers John Brunner gelangte hiebei als Zusatz die Resolution Edmund Robertsons zur Annahme, daß diese Konferenz dann auch den geeigneten Weg zur Abrüstung der bewaffneten Land- und Seemacht in Beratung ziehen solle. Nach dem vom Staatssekretär Hay in Aussicht gestellten Programm dürfte aber die Frage der Abrüstung auch bei der nächsten Konferenz noch nicht zur Behandlung kommen. Diese wird sich vornehmlich mit den Rechten und Pflichten der Neutralen und mit der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekrieg beschäftigen. Beide Fragen haben gerade durch die jüngsten Ereignisse eine ganz besondere Bedeutung erlangt. —v—

*

Hofoperntheater. Also Lakmé. Die Hofoper mußte endlich eine „Novität“, sei sie auch zwanzig Jahre alt, in die Auslage stellen. Fräulein Kurz sollte die Glöckchenarie singen, die etwa einem zweiten Rigorosum für Koloratursängerinnen entspricht. Das fügte sich wunderbar: Lakmé. Da Direktor Mahler persönlich sich nicht gerne mit langweiligen Dingen beschäftigt — und Lakmé ist langweilig — so wurde Kapellmeister Walter dem indischen Detachement zum Führer gegeben. Es entwickelte sich die in Wien häufig beobachtete eifrige Tätigkeit rings um nichtige Dinge. Der große Tag erscheint. Leben wir im zwanzigsten Jahrhundert? Die Blütenkelche des Unsinns öffnen sich. Lakmé, zwischen Brahma und einen englischen Leutnant gestellt, der ihre Schmuckgegenstände im heiligen Haine — abzeichnet, entscheidet sich für den Leutnant. Man nennt das tragische Schuld, und der indische Giftbaum ist die Sühne. Vom Thronsessel der Unvernunft blinkt die Glöckchenarie, umgeben von einem Hofstaat durchwegs gleich uniformierter Duette, von Abordnungen orientalischer Melodien. Die übermäßigen Intervalle wollen nur mäßig genossen sein. Delibes übersättigt den Hörer auch mit rhythmischen und harmonischen Pikanterien. Die duftigen, dunstigen, brennenden, schwülen Mischfarben häufen sich derart, daß der „trunkene“ Sinn schließlich nur noch ein Grau empfindet und das Grauen der Langweile. Denn wenig wahre Musik und gar keine dramatische ist dabei. Erfreuend waren die Bilder, die Brioschi zeigte, die Früchte des Fleißes, die der feinfühlige Dirigent, das schmiegsame Orchester, Fräulein Kurz, Herr Slezak, die Damen Elizza, Petru, Michalek, Kittel, die Herren Mayr und Moser boten. Delibes hat Grazie und Witz fürs Ballet und die scherzhafte Oper. Zum Ernste zwingt er mühsam seine leichtfertige Kunst. Wenn die Hofoper zum Orient strebt, so dürfte sie dem Barbier von Bagdad, dem Oberon, der Entführung sich nicht entziehen. Aber Fräulein Kurz sollte die Glöckchenarie singen. Es gibt Leute, die Fräulein Kurz, weil sie Koloraturen serviert, auch für eine Koloratursängerin halten. Sie hüllt sich in langwallende, weiche Triller, setzt ihrer würzigen Prunkstimme selbstgefällige Kopftöne auf und wischt zärtlich

über chromatische Läufe. Das ist nicht die Technik, nicht der Stil der Koloratur. Fräulein Kurz ist auch keine musikalische Natur, aber ihre Stimme ist schön und üppig genug, um eine angenehme Verwirrung der Kunstbegriffe zu verursachen.
r. h.

Deutsches Volkstheater. Wie neulich Sees köstliches Lustspiel, hat Samstag das eigenartige Drama Hermann Heijermanns „Kettenglieder" nicht so durchgeschlagen, wie es verdiente. In Berlin hatte das Stück, nebenbei bemerkt, einen der stärksten Erfolge der bisherigen Saison. Milieu und Menschen sind dieselben wie in des Dichters „Hoffnung" — das industrielle und maritime Holland. Das liebevoll mit tausend kleinen Zügen schildernde Stück ist eine Ironie; ein „fröhliches Spiel am häuslichen Herd" nennt es Heijermanns mit einem Humor, der so grausam und höhnisch ist, wie der Sinn dieses wundervollen, tiefen, großen, starken Dramas. Um wirklich das zu halten, was die Ansätze und Anlagen versprechen, müßte der Dichter die Kraft für eine tragische Höhe gehabt haben. Endlich müßte der „Scherz", der in der Familie Duif zu Hause ist, nicht bloß perfid sein und mit der Verruchtheit kokettieren, er müßte ins Diabolische wachsen. Damit wäre der alte Pankraz Duif ein moderner König Lear und dieses Drama ein vollendetes Werk. Mit seinem verschwommenen Ausklang, der allerdings die Wahrscheinlichkeit für sich hat, hinterläßt es das Gefühl des Verärgertseins, der klebrigen Gemeinheit. Die Darstellung war vorzüglich. Herr Höfer als Pankraz Duif ist köstlich in seinem breiten, gutmütigen, frozzelnden Humor, er gibt durch Ernst der Figur viel Persönlichkeit und nur auf der Höhe des Ausbruches fehlt die wilde Kraft, die das Letzte bezwänge. Vortrefflich ist auch Herr Jensen. Aller Anerkennung wert Frau Thaller, Fräulein Hofteufel, die Herren Russeck, Raeder und Kramer.
—lz—

Vier Einakter. — An seinem letzten Abend stellte das „Intime Theater" zwei heimische Autoren vor. Zuerst den Lyriker Erich Kahler mit der Szene „Stimme des Lebens". Eine begabte Maeterlinck-Nachempfindung. »Les aveugles« und »L'intruse« leihen Idee und Stimmung. Eine Fremde dringt in den Frieden des erblindeten einstigen Geliebten ein und raubt der ihn betreuenden Schwester durch die Erweckung der Erinnerung seine Liebe. Ob der Autor literarisch begabt ist, oder Begabung für literarisches Empfinden besitzt, entscheidet diese eine Szene nicht. Gewarnt muß er werden vor der Spielerei mit leeren Vokabeln der Snobs; die Wichtigkeit des Apparates steht mit dem positiven Wert in Mißverhältnis. — Als einen Dichter, der mächtig zu erschüttern weiß, kennen eingeweihte Kreise Thaddäus Rittner. Sein symbolisches Drama „Die von nebenan" behandelt den Kampf des geistigen Proletariers mit dem Dämon der Millionenstadt; hier, im speziellen Falle von Paris. Diese ideelle Tragödie des Hungers — ideell, weil hier nicht die reale Not, wie in den „Webern", sondern die sozialen Existenzmöglichkeiten des geistigen Arbeiters in Betracht kommen — steht als Geschwisterschöpfung Hamsuns „Hunger" nahe. Den Darstellern des „Intimen Theaters" ist dringend anzuraten, ihren verschleierten, hypernatürlich sein sollenden Stil schleunigst aufzugeben; oder wollen sie die Spezialität des pathologischen Theaters pflegen, oder ist das mißverstandener Albert Heine-Stil? — Das Jubiläumstheater brachte das Scherzspiel „Unsterblichkeit" von Stüber-Gunther zur Aufführung. Mehrfach wurde auf das Mißgeschick des Autors verwiesen, den „Hockenjos" Jakob Wassermanns unbewußt noch einmal auf die Bühne gebracht zu haben. Das scheint mir der geringste Fehler zu sein. Stüber brachte sich um viel Wirkung, als er ins Sentimentale einbog, anstatt herb und ausfällig zu werden. Belanglos ist M. A. Kollodens Komödie „Onkel Richard".
—lz—.

*

Hagenbund. Der Künstlerbund „Hagen" war nur eine kurze Zeit dem Programme getreu, das wir alle freudig einst begrüßten. Noch waren seit seiner Gründung nicht zwei Jahre ins Land gegangen, und schon dachte er längst nicht mehr an die Pflege der heimatlichen bildenden Kunst. Er führte den Cake-walk in Wien ein, veranstaltete Schubert-Abende, ließ Gobineau und Hofmannsthal spielen. Aber seine Ausstellungen wurden immer schlechter. Die Kunstfreunde schüttelten den Kopf und allerhand dunkle Gerüchte gingen um. Nun scheint es sich endlich zum Bessern zu wenden. Die eben eröffnete Herbstausstellung wirkt als Vorbedeutung für eine schönere Zukunft. Sie zeigt wieder gute österreichische Kunst. Und die Neuerung, fortan auch fremdländischen Künstlern das Haus zu öffnen, wollen wir uns gerne gefallen lassen, wenn sie vom Range Max Liebermanns sind.
h. h.

*

Ein Vortrag Hardens. Der kühnste, glänzendste Tagesschriftsteller Deutschlands Maximilian Harden sprach jüngst über Einladung der Damen vom Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen über Wesen und Begriff der Kritik. Der kurz gewachsene Napoleon und der unbändig willensmächtige Komödiant — sie haben mit Harden verwandtschaftliche Züge. Er hat eine Individualität zum Führen und Herr-

schen! Wiewohl er klein ist — wie Napoleon — und Herrn Kainz überdies sehr ähnelt. Welch zähe, rücksichtslose Persönlichkeit und konzentrierte, vergeistigte Energie, in hinreißend liebenswürdigen äußeren Formen Harden verkörpert, bewies der Eindruck seines Vortrages. Was er sprach, war der Versammlung zum größeren Teile doch recht contre coeur, war ganz zuwider aber gewissen Zeitungsblättern. Was er sprach? Wovon und worüber? Viel über Österreich und seine Kultur! Über Hofmannsthals „Elektra" sagte er, erstaunt zu sein, daß man sie hier nicht kenne, nicht spiele; in Berlin nämlich gab man die Dichtung über 130 Male. Man muß dann gehört, gesehen und gespürt haben, wie er sagte: „Aber Hofmannsthal ist doch ein österreichischer Dichter??" Harden rühmte sehr die architektonische Schönheit unserer Stadt, die größere Empfindungswärme des Wieners gegenüber dem Berliner, endlich Österreichs ältere, angeborene Kultur. Dann endlich flocht er unser Parlament, unser politisch Lied in eine stilistische Atmosphäre, wie es ihnen wohl noch nie widerfuhr. „Ich war" — sagte Harden — „heute in einem ungemein schönen Hause. In den unteren Räumen stand ein Mann, ein sehr eleganter Herr stand dort und sprach. Er sprach sehr ruhig. Von allen Seiten wurde auf ihn losgeschrien. Wie mir schien, fielen nicht allzu freundliche Worte. Der Herr stand da, beide Hände in den Taschen, mit leidenschaftsloser Beharrlichkeit und reagierte auf diese Dinge in keiner Weise. Ich habe ähnliches von Ruhe und Haltung nie gesehen. Da hatte ich doch die Vision, daß dieses Schauspiel, das der Zufall mich sehen ließ, genau das ist, was überhaupt nach allgemein gültiger Ansicht die Kritik bedeutet." Als Harden sein wunderbares Feuerwerk und Ballspiel bald der schlagendsten, bald der kühnsten Behauptungen einstellte, riß man sich fast mit Wehmut von diesem Virtuosen des stolzen, unbezwinglichen Selbstgefühles los. Ist man aber Journalist, freut einen wieder eine Zeitlang das Metier, gestählt von dem Gefühle einen Kerl — als Ehrentitel gemeint, wie ihn Goethe für Schiller und sich anwendete — in der Gilde zu haben. —er.

Die Idee der allgemeinen Bildung im Altertum. Über dieses interessante Thema sprach im „Volksheim" Herr Professor v. **Arnim.** Der Vortrag behandelte die allgemeine Bildung der höheren Stände im Altertum, d. h. jenen Inbegriff auf keine Fach- oder Berufstätigkeit abzielender Kenntnisse, deren Besitz die Zugehörigkeit zur gebildeten Klasse bedingte. Nur gestreift wurden die allgemeine Volksbildung und die persönliche allgemeine Bildung. Es wurde gezeigt, wie sich im Laufe der griechischen Geschichte die Idee der allgemeinen Bildung allmählich ausgestaltete, bis sie im 3. Jahrhundert vor Christi in dem System der sieben freien Künste (artes liberales ἐλευθέρια μαθήματα) ihren endgültigen Abschluß erhielt und in dieser Form auch in der römischen Periode und im Mittelalter fortbestand. Es wurde dabei dargelegt, wie einerseits die wechselnde Auffassung des Bildungszieles durch die in jedem einzelnen Zeitraum herrschenden gesellschaftlichen Zustände, andererseits die Erweiterung und Mehrung der Bildungsmittel durch die Fortschritte der Wissenschaften und Künste bedingt ist. Im Schlußteil wurde eine kurze Würdigung des antiken Bildungssystems versucht und seine Verschiedenheit von dem in der Gegenwart herrschenden hervorgehoben. *

Ansorgeverein. Paul **Wiecke** vom Dresdener Hoftheater sprach hier Gedichte von Friedrich Hebbel. Daß gerade ein Schauspieler den Weg zur kalten, strengen Schönheit dieses unzugänglichen Dichters wies, überraschte einigermaßen, denn sie begnügen sich mit rein artistischen Wirkungen, wie sie bei Hebbel zu holen sind, für gewöhnlich nicht. Das nun lockte Wiecke, in dem eine ungemein literarische und künstlerische Natur ruht. Wiecke „las nicht" und er „sprach nicht". Als sensitiver, des Dichtergeistes Voller verklärte und durchleuchtete er viele Perlen der tiefen Lyrik Hebbels. — Keine unangenehme Erinnerung würde den Abend trüben, wenn nicht das dem Programm beigedruckte Vorwort in der Sprache aufgeblasener Literaturgecken allerlei Snobismen verkündet hätte. Mit derlei Deklamationen beweist man wohl Geist? Oder Modernität? +

□□ Österreichische Rundschau, Heft 4. □ Redaktionsschluß 19. November 1904. □ Ausgegeben 24. November 1904. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Carl Konegen. □ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 5: 26. November 1904. □□

Zum Wiener Kunsterziehungsproblem.

Von Josef Folnesics.

Das Zurückbleiben der Massen in der Teilnahme am Kulturleben der Gegenwart ist eine Erscheinung, die angesichts der großen Fortschritte des verflossenen Jahrhunderts nichts Überraschendes an sich hat. Ja, wenn wir die Lebensbedingungen der unteren, selbst der mittleren Volksschichten ins Auge fassen, müssen wir sogar die vitale Energie bewundern, die bei aller Arbeitsüberbürdung des einzelnen noch so viel Kraft übrig hat, nebenher allerlei Beziehungen zu höheren Kulturgebieten anzuknüpfen. Unter diesen Beziehungen spielen die zur Kunst keine ganz untergeordnete Rolle. Je nach Art und Charakteranlage des betreffenden Volkes ist aber dessen Verhältnis zur Kunst sehr verschieden.

In Wien ist es besonders das Musizieren, der Naturgenuß im Freien, die Schwärmerei fürs Theater, der Schmuck der Wohnung und — last not least — die Toilette der Frauen, woraus sich lebendige Berührungspunkte mit der Kunst ergeben. Häufig bleibt es für die einzelnen allerdings zeitlebens bei primitiven Anfängen, aber da diese ersten Schritte fast von jedem gemacht werden, so erblicken wir in ihnen den festen Punkt, von wo aus die Kunsterziehung erfolgreich in Angriff genommen werden kann. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß an bereits Vorhandenes angeknüpft werden muß und daß nicht etwa ein und dieselbe Methode überall angewendet werden darf. Die Anlagen und Charaktereigenheiten der verschiedenen Völker sind das allerwichtigste, was in Fragen der Kunsterziehung zu berücksichtigen ist. Sie müssen die Methode des Vorgehens bestimmen. So ist z. B. das Kunstbegreifen im nördlichen Teile von Deutschland ein ganz anderes als bei uns. Der Norddeutsche begreift die Kunst am liebsten vom Wort und vom Gedanken her, für ihn werden Vorträge und Bücher, die ihm das Kunstverständnis erschließen, von größtem Nutzen sein. Für den Österreicher, speziell für den Wiener, bedarf es dieses Umweges nicht, sein Verhältnis zur Kunst ist ein unmittelbares, mit seinem reichen Empfindungsleben direkt zusammenhängendes. In Deutschland spielt ferner die Romantik in allen Kunstvorstellungen des Volkes eine viel größere Rolle als bei uns. Des Deutschen künstlerische Kraft ist stets in Gefahr, der Wirklichkeit gegenüber zu erlahmen. Will er das Reich der Kunst betreten, so geht sein Wunsch vor allem dahin, sich eine den realen Verhältnissen entrückte Umwelt zu konstruieren. Seltener als dem Österreicher gelingt es dem Deutschen, aus naivem Empfinden heraus die Wirklichkeit künstlerisch zu adeln.

Der Österreicher findet in seiner gewohnten Umgebung immer wieder künstlerische Stimmungen und braucht sich nicht erst von der Realität des Lebens loszureißen, um Beziehungen zur Kunst zu gewinnen. Deshalb fand die Kunst auch in Wien stets ein genußfähiges und genußfreudiges Publikum. Ob es galt, St. Stephan zu bauen, Paläste zu errichten, Prozessionen abzuhalten oder Theater zu besuchen, ob Schubert, Strauß oder Makart Begeisterung erweckten, Wien war stets bereit, mit seinen Lieblingen auf dem Gebiete der Kunst zu bauen, zu singen, zu tanzen oder Jubelfeste zu feiern. Verständnisvoll und fast kritiklos überließ es sich ihrer Führung. In freudigem Zusammenwirken steigerten Künstler und Publikum gegenseitig ihre Lebenslust und Schaffensfreude. Nur eines war dabei unumgängliche Voraussetzung und Bedingung: die Kunstproduktion mußte Fühlung haben mit dem Tage. Es mußte ihr unmittelbares Gegenwartsempfinden innewohnen. In dieser Forderung liegt aber nicht etwa eine Schwäche, sondern eine unbewußte Kraft, denn die Wechselwirkung zwischen Kunst und Leben bildet ja den eigentlichen Lebensnerv der Kunst. Durch sie wird eine Stadt erst zur wirklichen Kunststadt. Nicht das Vorhandensein von Museen, Standbildern und prunkvollen Architekturen ist dabei das Entscheidende, sondern das beständige und allgemeine Verlangen nach Befriedigung eines hundertfältigen und nie versiegenden künstlerischen Bedürfnisses. Dieses Verlangen ist heute in Wien ein etwas einseitiges, es erstreckt sich hauptsächlich auf Musik und Theater. Daß aber hiemit dem allgemeinen Kunstbegehren noch lange nicht seine Grenzen gesteckt sind, dafür bürgen andere Äußerungen der Volksseele, dafür bürgt vor allem ein lebhaftes Naturempfinden und ein angeborener Takt in Geschmacksfragen. Nichts wäre daher ein größerer Irrtum, als an der Entwicklungsfähigkeit des Wieners hinsichtlich seines Kunstverständnisses zu zweifeln. Ihrem innersten Wesen nach ist ja die Kunst immer eines und dasselbe, ob sie sich in Tönen, in Formen, Linien oder Farben äußert. Deshalb genügt es, bei einem Volke die Begabung nach einer Richtung zu konstatieren, um mit Aussicht auf Erfolg den Sinn auch für andere Richtungen zu wecken.

Wie tief die Liebe zur Musik im Wiener Volke sitzt, kann jeder Unbefangene unausgesetzt beobachten. Weniger die Erscheinungen, die sich vor aller Augen abspielen, wie die überaus starke Teilnahme an sonntäglichen Konzerten in großen Bierlokalen, die Freude an militärischen Aufzügen mit Musikbegleitung, das Vorhandensein zahlreicher Gesangsvereine u. s. w. sind hiefür das Entscheidende, denn Ähnliches finden wir auch in anderen Städten. Wichtiger als dies sind die musikalischen Produktionen in ganz niederen Schichten des Volkes. Wer an stillen Sonntagnachmittagen ein Wiener Vorstadthaus betritt, dem tönt nicht selten aus kleinen Parterrewohnungen und dunklen Hinterstübchen der zarte Klang des Zitherspiels ans Ohr. Das Mädchen, das unter der Woche die Druckerpresse, den Webstuhl oder eine andere Maschine bedient, der junge Mann, der sechs Tage lang in der Fabrik oder in der Werkstatt gearbeitet, sie haben, da sie sich einmal ein paar Stunden selbst gehören, zu dem Instrumente gegriffen, dessen ursprüngliche Heimat

die österreichischen Alpenländer sind. Um sich ein Klavier zu kaufen, dazu fehlt es an Geld, an Raum, an Zeit zum Lernen und Üben. Eine Zither ist aber bald angeschafft, leicht untergebracht und nicht schwer zu meistern. So wurde sie das bevorzugte Musikinstrument der kleinen Leute, ihr treuer Begleiter durch Frohsinn und Trübsal, ihr Dämmerschein von Kunst in kurzen Feierstunden. Manche Liebesbündnisse hat das Zitherspiel geschlossen, manche Träne getrocknet, manches tanzlustige Pärchen ergötzt, viele stille Abende vergoldet. Wer vom Kunstempfinden der Wiener spricht, darf die Zither nicht vergessen, sie und die Ziehharmonika.

Diese ist der rohere, derbere, übermütigere Bruder seiner gefühlsseligen Schwester. Sie wird beim „Heurigen“ gespielt und bei Sommerausflügen, sie begleitet und übertönt den weinseligen Jubel und das Tellergeklapper beim Festmahle, wie das übermütige Jauchzen der Rekruten. Aber auch sie ist nicht immer derb und aufdringlich, auch sie kann hinschmelzen in wehmütig langgezogenen Tönen, wenn auch auf ihr Schmachten und Sehnen gar bald das Lachen folgt, gleich Lerchengezwitscher auf plötzlichen Sommerregen. Zither, Harmonika und in letzter Zeit auch das Waldhorn geben so manchem Wiener das einzige Kunstgeleit durchs Leben. Es ist nicht viel, doch vielen alles. Und wer verständnisvoll hinhorcht zu den schlichten Weisen, der hört Stimmungen heraus, die ihm an die Seele greifen, weil sie bei aller Einfachheit so tiefgründig sind. Er hört, wie hier ein schlichtes Leben voll unbewußten Reichtums in einfachen Tönen ausklingt und wie diese Menschen alles in diese Musik hineinzulegen suchen, was in ihrer Seele schlummert: ihren Übermut und ihr Sehnen nach Freude und Glück, ihr naives Selbstbewußtsein und ihre Aussöhnung mit den Härten des Daseins, ihr Heimatsgefühl und ihren unverwüstlich leichten Sinn. Schon der alte Schmelzel, der Wiener Hans Sachs, sagt: „mer musikos und instrument find man gewißlich an khain endt.“ Und daß so viele große Komponisten sich vorzüglich in Wien wohlfühlten, daß als letzter unter ihnen Brahms geradezu erklärte, nur in Wien in die richtige Arbeitsstimmung zu kommen, ist gewiß kein Zufall.

Nicht weniger stark wie die Liebe zur Musik ist die Naturliebe des Wieners. Naturliebe ist beim Großstädter im allgemeinen eine leicht erklärliche Reaktionserscheinung. Beim Wiener erreicht aber dieses Mitempfinden und Mitleben mit der Natur nicht nur einen besonders hohen Grad, sondern ist auch bis in die tiefsten Schichten verbreitet. Es ist nicht nötig, hier auf die unersättliche Freude an Landpartien im Sommer wie im Winter, auf die Lust am Blumenpflücken, am Halten von Singvögeln, an der Blumenzucht im Zimmer u. s. w. einzugehen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß in dieser Naturliebe hoffnungsvolle Keime zum Kunstverständnisse vorhanden sind. Dieselben Menschen, die mehr oder minder unbewußt die Poesie in sich einsaugen, die z. B. die traurigen Silhouetten entlaubter Bäume wie ein Schleier von Melancholie umspinnt, die mit Entzücken in den weichen Formen schwelgen, die die Dämmerung im Wienerwalde oder in den Donauauen hervorruft, dieselben Menschen, die nie ermüden, längstgewohnte, oft bewunderte

Naturschönheiten immer wieder auf sich wirken zu lassen, die sind auch für wahren Kunstgenuß empfänglich. Wer durch alle Phasen seines Lebens, in allen Stimmungen seiner Seele an der Mutterbrust der Natur Erquickung findet, der trägt soviel Poesie in sich, daß ihm zum Verständnis von Kunstwerken gleichsam nur die Tore geöffnet zu werden brauchen.

Wenn das Verhältnis des Wieners zur bildenden Kunst dennoch kein so enges ist, wie man es nach dem Gesagten erwarten müßte, so entspricht dies dem allgemeinen Zuge der Zeit, dem sich auch der Wiener nicht entziehen konnte. Eine der Ursachen, warum das Kunstverständnis in Wien kaum ein höheres Niveau erreicht wie anderswo, liegt ohne Zweifel darin, daß die Form der Kunstdarbietungen nicht die richtige ist. Wir haben Museen in der inneren Stadt, die reiche Kunstschätze bergen und deren Besuch namentlich an Sonn- und Feiertagen ganz respektable Ziffern aufweist. Wie verhält sich aber das Publikum dem Dargebotenen gegenüber? Wir sprechen nicht von den Kennern, von Leuten, die dieses oder jenes Kunstfach als Sammler, ausübende Künstler, Dilettanten oder Detailforscher pflegen, wir sprechen von jenen Leuten, die ganz voraussetzungslos von der Straße hereinkommen, einzig und allein mit dem Wunsche, Schönes zu sehen, gleichgültig was es sei. Diese Menschen fühlen sich in Museen eigentümlich bedrückt. Sie finden viel mehr, als sie geistig in sich aufnehmen können, sie stehen einer Welt der Vergangenheit gegenüber, zu der sie keine Beziehungen haben. Es wirkt ein Schönheitschaos auf sie ein, das sie nur mit dem Gefühle des Nichthinanreichens erfüllt. Spricht vor irgend einem Gegenstande ein Kenner zu seinem Nachbarn ein erklärendes Wort, so drängen sie sich rasch heran in der Hoffnung, willkommene Aufschlüsse zu erlangen. Hielte aber ein Fachmann erklärende Vorträge, so müßte er entweder so weit ausholen, daß er nicht zu Ende käme oder seine Erklärungen würden noch weniger verstanden werden wie die Objekte selbst, wenn sie bloß in ihrer stummen Sprache der Schönheit zum Beschauer sprechen. Dieser Erscheinung gegenüber gibt uns ein bedeutsames Wort eines erfolgreichen Volkspädagogen auf dem Gebiete der Kunst erwünschten Aufschluß. Alfred L i c h t w a r k sagt: „Das Kunstwerk geht als Realität zu grunde, wenn die Seelen nicht mehr da sind, die es aufnehmen können.“ Mit anderen Worten: Zum Verständnis von Kunstwerken der Vergangenheit gehört historische Erudition, und wenn sie fehlt, so bleibt die Betrachtung ein oberflächliches Beschauen ohne Einfluß auf das Seelenleben. Der einfache Mann aus dem Volke empfindet z. B. vor der schönsten Statue des Altertums weniger als vor dem kunstlosesten Christusbilde oder der einfachsten Landschaft in Farbendruck. Daraus folgt für die künstlerische Volkserziehung der wichtige Grundsatz: M a n d a r f d a s V o l k z u n ä c h s t n i c h t v o r K u n s t w e r k e d e r V e r g a n g e n h e i t s t e l l e n. Die Unfähigkeit des einfachen Mannes, Beziehungen zwischen seinem eigenen Seelenleben und dem Kunstwerke der Vergangenheit zu finden, führt ihn zu dem falschen Schlusse, daß er für Kunsteindrücke überhaupt unempfänglich wäre, und er kehrt resigniert zu jenen eingangs

geschilderten primitiven Betätigungen seines Kunstbedürfnisses zurück, die zur bildenden Kunst in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen.

Dem Volke muß also Gegenwartskunst vorgeführt werden. Wir kommen hiemit zu den wechselnden Kunstausstellungen, wie sie im Künstlerhause, in der Sezession u. s. w. stattfinden. Diese Ausstellungen weisen in der Tat heute schon bei billigem Entree, an Sonntagnachmittagen, hohe Besuchsziffern auf. Haben aber die Leute, die sich da schieben und drängen, die einander den Blick auf die Kunstwerke verwehren, die im Winter bei trüber Witterung sehr bald nichts mehr sehen können, die in den Sälen eine Luft erzeugen, die von Stunde zu Stunde ermattender wirkt, und denen schließlich das Übermaß des Gebotenen den Kopf verwirrt, haben diese Leute wirklich etwas von dem Besuche? Nehmen sie wohl einen einzigen Eindruck mit nach Hause, der bildend und fördernd in ihnen weiterlebt? Müssen sie sich nicht sagen, daß ein Ausflug nach Grinzing oder auf den Kahlenberg weitaus erquickender gewesen wäre? Was ist also zu tun?

Es müssen kleine, wechselnde Kunstausstellungen in den Vororten geschaffen werden. Wenn die Kunstausstellungen in der Stadt, die nebst der Vorführung der Kunstwerke auch deren Verkauf bezwecken, vorüber sind, müssen Bilder und Statuen hinauswandern unter das Volk. Jeder Vorort muß sein kleines Ausstellungsgebäude haben. Es braucht nicht größer zu sein, als gegenwärtig die Räume des Hagenbundes sind und das Entree (man erinnere sich nur an den kolossalen Besuch der Lehrlingsarbeitenausstellung bei einem Entree von 20 h) muß ganz billig sein. Solche Ausstellungen nach bestimmtem Plane durchgeführt, würden bei der früher geschilderten Veranlagung des Wiener Volkes von großem kunsterzieherischen Werte sein. Wien könnte zugleich mit einem solchen Unternehmen bahnbrechend und mustergültig für alle anderen Großstädte des Kontinents werden, wie dies seinerzeit bei der Gründung des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie der Fall war.

Das Volk erzieht man nicht mit Sentenzen, sondern durch tausendfältiges Beispiel und zielbewußte Anregung. Grundlegende Prinzipien braucht der Erzieher, für den Zögling haben sie wenig praktischen Wert, er bildet sich in der Praxis und am Detail. Dieses Detail repräsentieren in unserem Falle die Tausende von Einzelvorführungen, denen kein anderes Prinzip zu grunde liegt als das, daß es Kunst von heute ist, und eine Kunst, die dem Empfinden des Volkes nicht ferneliegt. Bei erwachsenen Leuten handelt es sich nicht um schulmäßigen Unterricht, sondern um freien Bildungserwerb, um eine Bereicherung, an der ein fertiger Mensch ohne fremde Beihilfe, aber dafür mit seinem ganzen Wesen beteiligt ist. Das System trägt da jeder in sich. Er wählt selbst die Objekte, die ihm zusagen, und schreitet nach seiner individuellen Eigenart allmählich weiter fort im Erfassen der Kunstwerte. Die Kunsterziehung ist etwas Unbegrenzbares. Man findet nirgends Anfang noch Ende. Die Zahl der Anregungen ist unendlich, und es ist gleichgültig, wo sie ihren Ausgang nehmen. Es wäre daher überflüssig, in solchen Ausstellungen für Erklärungen

oder Führungen Sorge zu tragen. Das Verständnis muß von selbst und von innen heraus kommen. Das Entscheidende für uns ist die Einsicht, daß die gegenwärtig zur Verfügung stehenden Erziehungsmittel bestimmter Modifikationen bedürfen, um ihren Zweck zu erfüllen.

Nicht alle modernen Kunstwerke werden für die Volkserziehung geeignet sein. Man wird damit zu rechnen haben, daß vor allem alle Kunstwerke, die den Charakter des Experimentes an sich haben, wie z. B. die Skulpturen von Rodin, oder solche, die gewisse Kunstprobleme mit Absicht ganz einseitig behandeln, wie etwa die Gemälde von Klimt, ferner Produkte, die dekadenten Charakter an sich tragen oder solche, deren nervöse Überfeinerung einfachen Menschen unverständlich ist, nicht in diese Ausstellungen gehören. Man wird ferner alles Grüblerische, Philosophisch-Tiefsinnige, alles was die phantastische Unrast unserer Tage charakterisiert, möglichst fernhalten, denn solche Vorführungen würden nur jene Unlust und Abneigung herbeiführen, die alles Unverstandene hervorruft.

Dagegen müßte alles gezeigt werden, was dem Wiener innerlich nahesteht, die heimatliche Landschaft in all ihren unerschöpflichen Reizen, die wechselvolle Schönheit der Stadt mit ihren Straßen und Plätzen, Kirchen und Palästen, Fernsichten und intimen Winkeln. Nicht minder die malerische Stimmung, die sich unabhängig vom Gegenstande überall findet, die vor dem Eisenwalzwerk so wenig Halt macht, wie vor der Schusterwerkstätte, vor dem Austragstübchen so wenig wie vor dem Schulzimmer. Die lyrische Ruhe, wie die machtvolle Großartigkeit der Natur, müßte den Blicken erschlossen werden. Dann in der Menschendarstellung alles Leidenschaftliche und dramatisch Bewegte, Bilder aus dem Volksleben in weitestem Umfange, endlich das Porträt, ganz besonders das von bekannten oder berühmten Persönlichkeiten. Die Ausstellungen müßten mit Ausnahme des Hochsommers das ganze Jahr hindurch andauern. 150 bis 200 Kunstwerke würden vollauf genügen, doch müßte in einem Zeitraume von etwa sechs Wochen immer wieder ein Wechsel eintreten, wobei vielleicht ein bestimmter Turnus zwischen den einzelnen Vororten eingehalten werden könnte.

Solche Ausstellungen würden ohne Zweifel ein zahlreiches Publikum der Kunst zuführen, das sonst diesem Kulturgebiete völlig fern bleibt. Fern in intellektueller und räumlicher Beziehung. Denn auch das Volk will unter sich sein, die Leute aus den Vororten kommen viel seltener in die innere Stadt, als man meinen sollte. Die Ungewohnheit, die weite Entfernung, der Zeitverlust, die Auslagen, die eventuell damit verbunden sind, die geputzten Menschen, die fremdartige Umgebung, alles dies stößt sie ab. Bleibt ja auch umgekehrt das gewiß interessante und anregende Volksleben in den Vororten und der Umgebung Wiens, wie es sich z. B. am Hernalser Kalvarienberg in der Karwoche, in Klosterneuburg am Leopolditage, beim Annenfest am Kahlenberg, bei den Faschingsvergnügungen, Weinlesefesten usw. entwickelt, dem Bewohner der inneren Bezirke meistenteils fremd.

Der Einwand, daß die Durchführung solcher Ausstellungen zu viel Geld kosten würde, kann kaum geltend gemacht werden, denn jede Theatergründung kostet

mehr, als alle diese Ausstellungsgebäude samt Einrichtung zusammengenommen erfordern würden. Sind sie aber einmal vorhanden, dann ist sogar ein finanzielles Erträgnis nicht ausgeschlossen, zumal als die Ausstellungsräume ab und zu auch an andere Unternehmungen gegen Entgelt abgetreten werden könnten. Die Geldfrage kann und darf indes in dieser Sache nicht von entscheidender Bedeutung sein, sondern nur die Frage, ob ein solches Unternehmen das Kunstverständnis im Volke tatsächlich fördern würde. In dieser Hinsicht kann aber nach dem Gesagten wohl kaum noch ein Zweifel bestehen. Das Volk ist in mancher Hinsicht für Kunst viel empfänglicher als der Gebildete. Es tritt voraussetzungslos und ohne Forderungen vor das Kunstwerk. Die Worte: „vom Künstler verlange ich ....,“ „ein Kunstwerk muß vor allem ....“ und ähnliches hochtrabendes Geschwätz wird man im Volksmunde niemals hören. Auch jenes Kunsturteil so vieler Halbgebildeter, das zu vier Fünfteln aus Vorurteil besteht, findet sich hier nicht. Namentlich jenes den Künstler schier zur Verzweiflung treibende rasche Urteil, das nichts ist, als ein durch fremde Elemente, wie Gewohnheit, Eitelkeit, Mode, falsche Voraussetzungen und rückständige Anschauungen, getrübtes Kunstempfinden, ist in diesen ästhetisch sozusagen unverdorbenen Kreisen kein Hindernis einer natürlichen Auffassung.

Aber nicht allein das Volk, auch die Künstler selbst würden bei solchen Schaustellungen gewinnen. Die Künstler der Bühne, die Schauspieler, sind längst zu der Einsicht gelangt, daß das Publikum auf den Galerien das dankbarste verständnisvollste und eindruckfähigste ist, warum sollte das bei den Jüngern der bildenden Kunst anders sein? Engere Beziehungen zum Volke würden aber eine bedeutende innere Kräftigung der modernen Kunst herbeiführen. Wie in der Musik, so würden auch hier aus diesen Wechselbeziehungen die stärksten und gesündesten Impulse hervorgehen. Die Gesellschaft, die man die gute zu nennen pflegt, ist heute nicht mehr so ausschließlich wie früher die Trägerin der fortschreitenden Kultur. Die wertvollste Arbeit wird oft von jenen geleistet, die erst in diese Gesellschaft aufsteigen wollen. Da ist es wichtig, in den breitesten Volksschichten schlummernde Keime hervorzulocken, künstlerisch veranlagte Talente beizeiten ihrem Berufe zuzuführen. Was die Öffentlichkeit hier dem Volke gibt, würde dieses auf Grund einer zu neuem Leben erwachenden künstlerischen Begabung mit Zinseszinsen zurückerstatten.

Man fürchte nicht, daß mit der Demokratisierung der Kulturwerke eine Trivialisierung derselben Hand in Hand gehe, eine Verwässerung ihres idealen Gehaltes. Nie soll mit der Popularisierung des höchsten menschlichen Besitzes der Begriff des Herabsteigens verbunden werden. Nicht um Demokratisierung von Kulturwerten handelt es sich, sondern vielmehr um Aristokratisierung von Kulturbedürftigen. Damit ist nicht nur dasjenige zutreffender bezeichnet, was die geistigen Führer der Nation mit allen ihren auf Volksbildung abzielenden Unternehmungen beabsichtigen, das Wort trifft auch den tatsächlichen Gang der Dinge schärfer und richtiger. Denn was sich vor unseren Augen vollzieht, ist nicht eine durch Populari-

sierung herbeigeführte Entwertung des Kulturbesitzes, sondern vielmehr ein allmähliches Aufsteigen der Massen zu höherer Kultur. Das aristokratische Regiment, zu deutsch: die Herrschaft der Besten und Tüchtigsten, ist nicht allein Menschensatzung, sie ist Naturgesetz. Das gesamte Leben auf der Erde ist auf den Grundsatz der Aristokratie gestellt. Aber die Zahl dieser Tüchtigsten und Besten darf keiner künstlichen Beschränkung unterliegen. Der Fortschritt zielt dahin, daß sie sich vermehre, so daß in ferner Zukunft nur noch die Untauglichen vom Herrschen, das heißt nichts anderes als von der lebendigen Teilnahme an den Schätzen der Menschheit, ausgeschlossen sind.

Die Entwicklung der Pflanzenphysiologie.*

Von Julius Wiesner.

Die Entdeckung der Neuen Welt und die fast gleichzeitige Aufstellung des heliozentrischen Weltsystems hatten den Forschungstrieb mächtig angeregt, und die kurz vorher erfolgte Erfindung des Buchdruckes ermöglichte die Verbreitung des gewonnenen Wissens in geradezu ungeahnter Weise, so daß die Vorbedingungen zum Fortschreiten der Wissenschaft gegeben waren, man darf wohl sagen, wie nie zuvor.

So waren denn die Geister geweckt und es regte sich auf allen Gebieten der Wissenschaft. Eine gewisse Unregelmäßigkeit der Weiterentwicklung des erworbenen Wissens erscheint bei der freien Wahl der Forschungsobjekte wohl als etwas Selbstverständliches. Aber trotz solcher Freizügigkeit entwickelte sich doch immer gewissermaßen unsichtbar ein „Geist der Zeit" und lenkte den Strom der Forschung in regelmäßigere Bahnen, als die freie Betätigung des Forschungsdranges hätte vermuten lassen.

Im Beginn dieser Periode traten im Bereiche des Naturerkennens die Physiker zuerst auf den Plan. Die Mechanik — mit Einschluß der Mechanik des Weltsystems — bildete den Ausgangspunkt ihrer Forschungen. Alsbald folgten die Entdeckungen auf anderen Gebieten der Physik und Chemie, welche Wissenszweige damals noch nicht so wie später, von Lavoisier an, geschieden waren. Von den „Physikern" gingen auch die ersten pflanzenphysiologischen Entdeckungen aus, so von Mariotte im siebzehnten, von Priestley im achtzehnten Jahrhundert.

Diese „Physiker" waren die Vorläufer von Hales und Ingen-Houß, den eigentlichen Begründern der Pflanzenphysiologie. Ersterer hat bekanntlich, insbesondere durch seine Untersuchungen über die Saftbewegung, den Grund zur physikalischen, letzterer durch den vornehmlich in Wien geführten Nachweis, daß das Licht in der grünen Pflanze die atmosphärische Kohlensäure zerlege und Sauerstoff abscheide,

* Vortrag, gehalten bei dem internationalen Kongreß für Wissenschaft und Kunst zu St. Louis am 22. September 1904.

den Grund zu der chemischen Pflanzenphysiologie gelegt. Beide galten ihren Zeitgenossen noch als „Physiker".

Die chemische Pflanzenphysiologie hat bald darauf durch Th. de Saussure, welcher der Welt schon als spezifischer Chemiker galt, eine große Förderung erfahren.

So lag die Pflanzenphysiologie zur Zeit ihrer Gründung in der Domäne der Physik und Chemie und hatte noch keinerlei Verbindung mit der Botanik, deren Vertreter, in der beschreibenden Richtung befangen, der Lehre vom Leben völlig teilnahmslos gegenüberstanden.

Die Franzosen waren es, welche zuerst die Brücke zwischen Pflanzenphysiologie und Botanik schlugen. Es ist dies bekanntlich das Verdienst des großen Botanikers Pyrame Decandolle, welcher unter dem sichtlichen Einflusse seines Landsmannes Th. de Saussure stand. Die Franzosen waren es auch, welche die Kontinuität der pflanzenphysiologischen Forschung aufrechterhielten. Ich erinnere nur an die Pflanzenphysiologen von Dutrochet an bis Boussingault. Später vollzog sich die Vereinigung der Pflanzenphysiologie mit der Botanik auf deutschem Boden.

Es geschah dies durch Vermittlung der Anatomie, die ein ähnliches Schicksal hatte, wie die Physiologie: auch sie ging nicht aus der Botanik hervor, sondern ging von Ärzten aus, von Malpighi und Grew, welche durch das Studium der menschlichen und tierischen Anatomie auf das Gebiet der Pflanzenanatomie geleitet wurden. Was diese beiden Forscher entdeckten, kam der aufkeimenden Pflanzenphysiologie aber noch gar nicht zu gute.

Aber früher als die Physiologie näherte sich die Anatomie der Botanik, was wir sehr begreiflich finden, da sie wie die damalige Pflanzenkunde eine rein morphologische Disziplin war und deshalb eher auf ein Verständnis seitens der damaligen Botaniker rechnen konnte.

Die Beschäftigung der Botaniker mit Anatomie regte bei ihnen die Frage nach der funktionellen Bedeutung der Zellen, Gefäße, Gewebe rc. an und lenkte sie vom morphologischen auf das physiologische Gebiet. So wurden nach und nach die Botaniker Physiologen, aber wie die Werke von Link, Treviranus, Meyen lehren, sehr einseitige Physiologen, welche die bereits vorhandenen physikalisch-chemischen Elemente arg vernachlässigten, indem sie nach dieser Richtung mehr den ungereiften und vielfach irrtümlichen Auffassungen der Landwirte als den Schöpfungen von Ingen-Houß und Saussure folgten.

Die ganze damalige allgemeine Botanik, wie sie in Deutschland betrieben wurde, hatte einen einseitig morphologischen Charakter. Unter solchen Verhältnissen konnte die Pflanzenphysiologie nicht erblühen.

Diese Einseitigkeit gab der Botanik damals, zumal auf deutschem Gebiete, ein spezifisches Gepräge, und selbst Männer wie H. v. Mohl konnten sich diesem Zeiteinflusse nicht entziehen, wenngleich des Letztgenannten klarer Geist die literarische Erbschaft der Pflanzenphysiologie besser verwaltete als seine Fachgenossen, und sein

gesunder Sinn für Naturbetrachtung ihn auch in einigen Fragen auf das experimentelle Gebiet lockte, auf welchem er immerhin einige Grundlinien zog, z. B. in der Lehre vom Winden und Ranken der Pflanzen. Aber seine Stärke lag immer in der Anatomie. Denn selbst dort, wo die Fragestellung das Experiment geradezu forderte, blieb er in der Regel am Morphologischen haften. Ein lehrreiches einschlägiges Beispiel ist sein Verhältnis zur Frage des Laubfalles. Die Geschichte der Pflanzenphysiologie und die Einflußnahme anderer Disziplinen auf diese spiegelt sich in der Lehre vom Laubfalle so klar ab, daß es mir gestattet sein möge, einen Augenblick der Entwicklung dieser Lehre zu folgen.

Die Physiologen der alten physikalischen Epoche hatten die Erscheinung des Laubfalles ganz roh mechanisch aufgefaßt. Sie nahmen an, daß am Lebensende angelangte Blätter vertrocknen und die herrschenden herbstlichen Winde das starrgewordene Laub von den Zweigen abbrechen. Es wurde später auch angenommen, daß die in den Achseln der Blätter sich entwickelnden Knospen sich wie Keile zwischen das Blatt und den Stengel einschieben und die Ablösung des ersteren befördern. H. v. Mohl hat die Unhaltbarkeit dieser naiven Auffassungen klar erkannt und er suchte den wahren Sachverhalt aufzuklären. Seine Entdeckung der „Trennungsgeschichte" war ein großer Fortschritt.

Nun erst erkannte man, daß die Ablösung der Blätter durch einen organischen Prozeß eingeleitet werde. Aber Mohl hat die Frage des Laubfalles doch zu einseitig, nämlich fast nur morphologisch, aufgefaßt. Erst zehn Jahre später, als die Pflanzenphysiologie auf deutschem Boden mit einem Male ihren großen Aufschwung nahm, begann man den Laubfall experimentell auf seine Ursachen zu prüfen und seit dieser Zeit ruht die Frage nicht mehr, indem man ihrer vollständigen Lösung durch kombinierte anatomische, physiologische und biologische Untersuchungen beizukommen sucht.

Noch ein anderer merkwürdiger Punkt in der Entwicklung der deutschen Pflanzenphysiologie fordert zu einer Erörterung heraus, weil er zeigt, wie die aufeinander angewiesenen Disziplinen bei unverstandener einseitiger Behandlung statt sich fördernd die Hand zu reichen, sich gerade gegenseitig abstoßen. Ich meine den Konflikt Liebigs mit den deutschen Pflanzenphysiologen. Dieser Konflikt hat der Wissenschaft keinen Nutzen gebracht und offenbarte nur, daß Liebig die Bedeutung des morphologischen Elementes in der Pflanzenphysiologie nicht begriff und die deutschen Pflanzenphysiologen einer richtigen Auffassung des Chemismus der Pflanze nicht gewachsen waren. In einem irrten beide. Die Streitenden verstanden nicht, wie sehr sie aufeinander angewiesen waren, wollten sie die Physiologie wahrhaft fördern.

Der erste Botaniker, welcher die Anatomie und Physiologie in gleichem Maße betrieb und beherrschte, war Franz Unger. Schon durch die Herstellung des erforderlichen Gleichgewichtes zwischen Anatomie und Physiologie hat er bahnbrechend gewirkt. Es kam aber noch ein persönliches Moment dazu: er war der erste Ordinarius, welcher sich auf das Gebiet der Anatomie und Physiologie der Pflanzen beschränkte.

So war im Jahre 1849 in Wien eine neue Fahne ausgesteckt an einer großen Universität. Tausende von Studenten wurden von Unger in die Pflanzenphysiologie eingeführt. Die Botanik als Lehrgegenstand erhielt in Wien einen neuen Charakter. Man sah, daß es außer der Wissenschaft von der Pflanzenkenntnis noch etwas anderes gab, was nur wenig Eingeweihten bekannt war, die Lehre vom inneren Bau und vom Leben der Pflanze.

Durch Ungers Wirken ist die Pflanzenphysiologie — im besten Sinne des Wortes — zunächst in Österreich so populär geworden, daß die Errichtung besonderer Ordinariate dieses Faches als eine durchaus berechtigte Forderung erscheinen mußte. Nach Ungers Rücktritt wurden solche Ordinariate auch gegründet und ihnen folgten die pflanzenphysiologischen Institute auf dem Fuße. Als Sachs (1875) besondere Lehrkanzeln und Laboratorien für Pflanzenphysiologie als eine unabweisliche Forderung der Wissenschaft aufstellte, bestanden dieselben bereits in Wien und Prag, und das mit der Errichtung eines besonderen Ordinariates der Anatomie und Physiologie der Pflanzen in Wien gegründete pflanzenphysiologische Institut war die erste im großen Stile angelegte derartige Arbeitsstätte, welche die Anregung zur Errichtung anderer Institute dieser Art gab. Heute existieren in Europa und Amerika bereits zahllose solcher Laboratorien, und von ihrem Erstehen datiert der ungeahnte Aufschwung der Pflanzenphysiologie in den letzten dreißig Jahren.

Zumeist an großen Universitäten ins Leben gerufen, wurden die pflanzenphysiologischen Institute in ein Zentrum gestellt, in welchem sie mit anderen Werkstätten der Forschung in Fühlung traten, so daß die befruchtende Wirkung anderer Disziplinen auf die Pflanzenphysiologie nicht ausbleiben konnte. Sie entwickelte sich nicht nur als reine Wissenschaft, sie übte auch ihre fördernde Wirkung auf viele Zweige der Praxis aus.

An der Wende der Sechzigerjahre lagen die Dinge bereits so: die Pflanzenphysiologie hatte nicht nur die Verbindung mit der Botanik gewonnen, ja, sie war zu einem integrierenden Teil derselben geworden, Pflanzenanatomie, Physik und Chemie, ferner die aufs Praktische zielende Agrikulturchemie waren ihr als Helferinnen beigesprungen, und auch die Tierphysiologie kam wenigstens ab und zu mit ihr in beiderseits förderliche Berührung, war ja doch das Wechselverhältnis von Tier- und Pflanzenleben schon durch Ingen-Houß und Saussure geklärt worden.

Außer den Forschungen und der Lehrtätigkeit Ungers hat die im Jahre 1865 erschienene Experimentalphysiologie von Sachs am meisten zum Erblühen der Pflanzenphysiologie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beigetragen.

In diesem Werke wurde zunächst durch kritische Behandlung des Stoffes die Summe aus allen experimentell gewonnenen Kenntnissen gezogen; aber auch durch zahlreiche neue Beobachtungen große Impulse zu neuen Forschungen gegeben.

Es war ein höchst zeitgemäßes Unternehmen, welches eine große Wirkung auf die Weiterentwicklung der Pflanzenphysiologie nicht nur durch seinen reichen Inhalt, sondern auch durch eine unvergleichlich klare und einleuchtende Darstellung nicht verfehlte.

Das Moment der Entwicklung siegreich in die Physiologie eingeführt zu haben, ist eine von England ausgegangene Tat. Denn von einigen Vorläufern abgesehen wird, so war es Robert Brown, welcher die Lehre von der Individualentwicklung in die Botanik eingeführt hat.

Das Prinzip der ontogenetischen Entwicklung, wie es durch Robert Brown begründet wurde, war aber eine wahre Vorstufe des Prinzipes der phylogenetischen Entwicklung, welches in Darwin seinen größten Vorkämpfer gefunden hat.

Das Prinzip der phylogenetischen Entwicklung herrschte anfänglich nur im Bereiche der Morphologie. Durch Aneignung physiologischer Methoden und durch Übertragung ihres Prinzipes auf rein physiologische Dinge drang die historische Auffassung befruchtend auch in unsere engere Sphäre ein, und man fragt sich heute nicht nur, wie ist diese Form, Art, Gattung u. s. w. entstanden, sondern wir legen uns heute in betreff der Gestaltungsprozesse und der Lebensvorgänge überhaupt die Frage vor, inwieweit sie auf direkter Einwirkung und wie weit sie auf im Laufe von Generationen gewordenen erblich festgehaltenen Eigentümlichkeiten beruhen.

Darwins Verdienste um die Pflanzenphysiologie sind hiemit nicht erschöpft, auch nicht durch seine wichtigen Spezialbeiträge zu unserer Wissenschaft. Eines seiner Hauptverdienste liegt in seiner einheitlichen Auffassung des organischen Lebens, durch die Fäden, welche er von der Tier- zur Pflanzenphysiologie spann.

Wenn heute keine Grenze gezogen wird zwischen pflanzen- und tierphysiologischer Forschung und wir zum Vorteil sowohl der Botaniker als der Zoologen und überhaupt der Naturforschung einer allgemeinen Physiologie entgegengehen, so ist dies vornehmlich auf Darwins Einfluß zurückzuführen, wenn der große Forscher auch hierin seine Vorläufer gehabt hat.

Schon Fechner hat mit wahrem Seherblick auf das Empfindungsvermögen der Pflanze hingewiesen. Aber er predigte tauben Ohren; die zeitgenössischen Pflanzenphysiologen standen im Banne einer roh-mechanistischen Auffassung des Pflanzenlebens. Erfolgreicher wirkte Darwin durch sein etwa dreißig Jahre später erschienenes Werk über das Bewegungsvermögen der Pflanze, in welchem er zeigte, daß diese, ohne Nerven zu haben, Reize aufnimmt, leitet und auch an Organstellen zur Auslösung bringen kann, welche von dem Orte der Reizaufnahme entfernt sind.

Damit war der Weg gewiesen, die Erfahrungen der Tierphysiologen in der Pflanzenphysiologie nutzbar zu machen. Dieser späte innige Kontakt zweier so nahe verwandter Disziplinen, in früheren Zeiten mehrmals angebahnt, aber immer n der unterbrochen, hat sich als höchst fruchtbringend erwiesen, und die Reiz-ysiologie der Pflanzen, gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses, in der sten Zeit seiner Forschertätigkeit von Sachs aufgenommen, von Pfeffer und seiner S le weitergeführt und gegenwärtig von zahlreichen Forschern betrieben, ist in e Linie auf die Befruchtung der Pflanzenphysiologie durch die Tierphysiologie rückzuführen. Ich bitte mir zu gestatten, diese Einflußnahme noch deutlicher ausdrücken und auf die Wechselwirkung dieser beiden Schwesterwissenschaften hinzu-

deuten. In der Experimentalphysiologie von Sachs ist trotz der lange vorher von Fechner gegebenen Anregungen über Reizzustände der Pflanzen noch nichts zu finden. In seiner Experimentalphysiologie erklärte Sachs noch nach Hofmeister den positiven Geotropismus als ein Lastphänomen. In seinen späteren Schriften wird diese plumpe Vorstellung nicht mehr aufrechterhalten, denn die Auffassung der Reizvorgänge im Pflanzenreiche erfuhr eine totale Umgestaltung, unzweifelhaft unter dem Einflusse der Tier- auf die Pflanzenphysiologie.

Dieser förderliche Einfluß kann gar nicht in Zweifel gezogen werden. Die Art und Weise, wie heute die Reizvorgänge der Pflanzen vorgetragen werden, sind der tierischen Reizlehre nachgebildet. Pfeffer hat schon in der ersten Auflage seiner berühmten Pflanzenphysiologie, noch klarer und bestimmter in der kürzlich vollendeten zweiten Auflage, diesen Standpunkt eingehalten. Jetzt wird, um nur vom Geotropismus zu sprechen, derselbe nunmehr als Reizerscheinung im Sinne der Tierphysiologie aufgefaßt. Es wird die Reizursache (Schwerkraft) festgestellt, der Ort der Reizaufnahme ermittelt, die Reizleitung nachgewiesen und der ganze Reizverlauf im einzelnen bestimmt. Der Nutzen, welcher der Pflanzenphysiologie durch ihre Verbindung mit der Tierphysiologie zufiel, bildet eine Schuld, welche die erstere an die letztere abzutragen bemüht ist und zum Teile auch schon abgetragen hat. Es waren ja die an der Pflanze festgestellten heliotropischen und geotropischen Erscheinungen, welche auf die analogen Erscheinungen des tierischen Organismus leiteten. Und so sehen wir die lange geschieden und nebeneinander einherschreitenden Disziplinen sich vereinigen zu einer immer gleichmäßiger sich organisierenden allgemeinen Physiologie.

Im Bereiche der Botanik gingen Morphologie und Physiologie lange aus mehrfach schon angeführten Gründen nebeneinander her. Wenn wir jetzt eine gegenseitige Durchdringung dieser beiden Disziplinen sich vollziehen sehen, so deutet dies eben auf einen weit vorgeschrittenen Zustand hin. Aber bei dieser so bedeutungsvollen Verschmelzung beider geht es nicht ohne Kämpfe ab. In den Köpfen mancher Morphologen sitzt noch in neuester Zeit die Ansicht fest, daß jede dieser beiden Disziplinen desto besser gedeihe, je reinlicher sich eine von der andern scheide. So vorteilhaft ehemals der getrennte Betrieb war, und so sehr die Detailforschung auch jetzt noch eine Sonderung fordert, so muß es doch für jeden Tieferblickenden klar sein, daß die Lösung der großen Fragen des Pflanzenlebens nur durch eine morphologisch-physiologische Behandlung möglich ist. Um es roh auszudrücken: wie man eine Maschine nur verstehen wird, wenn man auf ihren Bau und auf die Gestalt ihrer Bestandteile ebenso achtet, wie auf ihren Zweck und Betrieb, so wird man die lebende Pflanze nur begreifen lernen, wenn man ihre Morphologie in bezug auf ihre Funktion studiert. Die Nutzbarmachung aller nachweisbaren morphologischen Momente in der Erklärung der Lebensvorgänge gehört zu den hervortretendsten Erscheinungen der modernen Pflanzenphysiologie und spricht sich im Entwicklungsgange unserer Wissenschaft klar genug aus. Man vergleiche nur die

älteren Werke von Sachs mit seinem letzten Buche: „Vorlesungen über Pflanzenphysiologie.“ Erst in diesem letzteren Werke kommt die Morphologie in lebendige Verbindung mit der Physiologie, was sich am klarsten in der Aufstellung der „Anisotropie“ ausspricht, womit der Versuch gemacht wurde, den Zusammenhang zwischen der morphologischen Ausbildung und der Richtung der Pflanzenorgane unter dem Einflusse konstanter äußerer Richtkräfte aufzuklären. Überall sucht man nach dem inneren Zusammenhang zwischen Form (Gestalt und Struktur) und Funktion. Diese Bestrebungen zielen nicht bloß darauf, die Formen und Strukturen des Pflanzenkörpers kausal zu erklären, sondern versuchen auch die teleologische Aufstellung über die funktionelle Bedeutung der Organe durch das Experiment möglichst zu erhärten. Nach beiden Richtungen waren Schwendener und seine Schule tätig, förderten im Bereiche der Botanik die Verschmelzung von Morphologie und Physiologie und schufen so die Grundlagen zu einer physiologischen Pflanzenanatomie.

Die fortschreitende Belebung der Physiologie durch die Morphologie ist in neuester Zeit von der gleichen Wichtigkeit für die Weiterentwicklung unserer Wissenschaft geworden wie die Einwirkung der phylogenetischen Grundgedanken Darwins auf zahllose das Pflanzenleben betreffende Probleme. Nun steht im Vordergrunde der Forschung die jeweilige Entscheidung der Alternative: ontogenetisch oder phylogenetisch.

Schon die Rätsel der Ontogenie, noch mehr aber die fast nur aus direkt nicht lösbaren Fragen sich zusammensetzende Lehre von der phylogenetischen Entwicklung öffnen der Spekulation Tür und Tor, und die Größe der aufgerollten Probleme über Entstehung und Weiterbildung der organischen Reiche und ihrer Glieder reizt zahlreiche Forscher, außerhalb des Kreises der beobachtenden und experimentierenden Naturwissenschaft Hilfe zu suchen, in der Philosophie, ich meine in der Philosophie der spezifischen Philosophen.

Wer mit unbefangenem Auge die Entwicklung der Naturwissenschaften verfolgt, muß zu dem Resultate gelangen, daß eine gesunde, auf Erfahrung gestützte Philosophie in der Naturwissenschaft immer lebendig war. Nicht die gewöhnlichen Arbeiter, aber die Meister, die Führer waren immer Philosophen, soferne sie mit logischer Kraft ihre Beobachtungen kontrollierten, mit durch Kritik in Schranken gehaltenem geistigen Blick die zerstreuten Beobachtungen verbanden, und vorausschauend, zunächst angenommene Beziehungen durch die Erfahrung auf ihre Gültigkeit oder Ungültigkeit prüften. Damit ist aber auch die Grenze bezeichnet, bis zu welcher die Spekulation in der Naturwissenschaft zulässig ist, nämlich die Hypothese als Hilfsvorstellung benützen darf, welche aber nur so lange berechtigt ist, als sie mit der Erfahrung im Einklange steht.

Eine solche Philosophie hat es seit der Wiedergeburt der Naturwissenschaften immer gegeben, darum hat man ja mit Recht diese Periode die induktive genannt, eine solche Philosophie wird es immer geben und wird es immer geben müssen, weil diese Art der Philosophie das Lebenselement der Naturwissenschaft bildet.

Die heutige starke philosophische Bewegung auf naturwissenschaftlichem Gebiete dreht sich hauptsächlich um die Frage der Entstehung des Lebens, um die Lebenskraft, um die Alternative: Mechanismus oder Vitalismus, und um die Zulässigkeit der teleologischen Naturauffassung.

Soviel ist im Widerstreite der Meinungen gewiß geworden, daß die Frage der Entstehung des Lebens ein ungelöstes und derzeit auch unlösbar erscheinendes Problem darstellt. Trotz der Behauptung der Monisten, daß eine Generatio spontanea einmal bestand oder gar jetzt noch tätig sei, müssen alle bedachtsamen Naturforscher einräumen, daß die Kluft zwischen dem Lebenden und dem Leblosen sich desto mehr erweitert, je mehr unser tatsächliches Wissen über die Entstehung der Organismen fortschreitet. Eine neue Stütze für die Annahme, daß Lebendes nicht aus Leblosem hervorgeht, liegt in der auf ein riesiges Beobachtungsmaterial gestützten Tatsache, daß auch im Organismus das Organisierte immer nur aus dem Organisierten hervorgeht.

Die spezifischen Philosophen haben in der Frage der Urzeugung uns nichts geboten. Denn wenn Kant es so vorausblickend aussprach, daß das Lebende aus dem Leblosen nicht hervorgehen könne, so hat er als Naturforscher und nicht als spekulativer Philosoph gesprochen. Die Argumentation Ed. v. Hartmanns, daß es heute keine Generatio spontanea mehr gebe, weil sie angesichts des Bestandes der organischen Reiche nicht notwendig ist, ist begreiflicherweise an den Naturforschern wirkungslos vorübergegangen.

Aber auch der von Ostwald jüngsthin unternommene Versuch, durch Analogisierung der Kristallbildung metastabiler Lösungen mit spontaner Erzeugung von Organismen, die Frage der Urzeugung wieder in den physikalisch-chemischen Bereich zu rücken, hat keinerlei zwingende Kraft und ist von den Naturforschern als ein geistreicher Einfall, aber auch als nicht mehr aufgenommen worden.

So stehen wir heute resigniert der Frage der Entstehung des Lebens, wie der Physiker der Frage der Entstehung der Materie, gegenüber; und wie dieser den Stoff als gegeben annimmt, und von diesem ausgehend seine Studien betreibt, so tun auch wir am besten, die lebende Substanz als gegeben zu betrachten und in ihr Wesen beobachtend einzudringen, ohne über ihre erste Herkunft zu spekulieren.

Es wird wohl von jedem Tieferblickenden eingeräumt werden, daß die rein mechanistische Auffassung des Lebens überwunden wurde, daß man aber keine Ursache habe, den extrem vitalistischen Standpunkt einnehmen zu müssen. Um die Abweisung des extremen Mechanismus im Walten der Organismen durch ein gewiß unparteiisches Urteil zu bekräftigen, berufe ich mich auf den Ausspruch eines hervorragenden Physikers und Astronomen, welcher in der Blütezeit mechanistischer Naturauffassung verkündet wurde, aber nicht den gebührenden Widerhall gefunden hat. Im August 1868 hatte Friedrich A. B. Barnard in seiner gedankenreichen, bei der Eröffnung der Versammlung der amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Chicago gehaltenen Rede folgende Worte gesprochen: „Das

Lebensprinzip weicht von jeder uns bekannten Form und Kraft und von jeder uns bekannten Eigenschaft darin ab, daß es auf den Körper, welchen es belebt, einen spezifischen Charakter der Individualität überträgt, und daß es unfähig ist, isoliert oder von einem Körper auf einen anderen übertragen zu werden. Die Erscheinungen des pflanzlichen Lebens bieten uns sonach ein unerforschliches Geheimnis, aber sie bringen uns nicht in einen Konflikt mit der großen Lehre von der Erhaltung der Kraft."

Man kann nicht klarer die Betätigung mechanischer Kräfte neben der Wirksamkeit eines spezifischen „Prinzipes" im Leben der Organismen ausdrücken; auch ist der Hinweis auf die „Individualität" ein sinnvoller Ausdruck für die in jedem Lebewesen ausgeprägte Enharmonie.

Die durch einen ungeheueren Tatsachenschatz neu belebte Teleologie hat den großartigen Aufstieg der biologischen Wissenschaften mitbewirkt; sie hat auch dahin geführt, daß hervorragende, namentlich naturwissenschaftlich gebildete Philosophen, wie Wundt, der Teleologie neben der Kausalität wieder Geltung verschafften. Damit ist die Rückwirkung der Naturwissenschaft auf die Philosophie nur leise angedeutet; sie greift indes viel weiter aus, denn die Neubelebung der Erkenntnistheorie ist eine Folge des Aufschwunges der Naturforschung, die Mitwirkung hervorragender Naturforscher, wie Boltzmann, Mach, Ostwald, Reinke u. a., aber auch naturwissenschaftlich geschulter „Philosophen" an dem Ausbau der Erkenntnistheorie zeigt, wie fördernd die Naturwissenschaft in dieses Gebiet eingreift.

Was in der teleologischen Auffassung an Transzendentem und Transzendentalem liegt, überlassen wir den Spezialforschern auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie. Wir stehen auf dem Boden der Erfahrung und lassen das Metaphysische, wie schon angedeutet, nur als Quelle von Hilfsvorstellungen zu, welche aber nur insofern zulässig sind, als sie mit der Erfahrung nicht im Widerspruche stehen, und sich nur so lange als nützlich erweisen, als sie uns neue Wege induktiver Forschung erschließen. Wenn durch diese Art des Wissenschaftsbetriebes der helle Kreis, innerhalb dessen wir uns bewegen, enge begrenzt erscheint, so ist unser Fortschreiten innerhalb dieser engen Grenzen ein um so gesicherteres.

So wird uns also nur jene Philosophie frommen, welche aus dem eigenen Geist der Naturforschung hervorgegangen ist, wenn sie auch im Kausalen und Teleologischen nur deskriptiv vorgeht. Im Geiste unserer beschreibenden Methode lassen wir uns nicht abhalten, von Zweckmäßigkeiten der Organisationen, von Zwecken und Zielen im ganzen Bereiche des Lebenden dort zu sprechen, wo sie sich uns darbieten, wie etwa bei verständnisvoller Betrachtung einer Maschine. Dabei verzichten wir auf wirkliches Erklären, auf die Bloßlegung letzter Ursachen des Seins und Geschehens.

Größere Hoffnungen als auf die außerhalb ihres eigenen Kreises entstandene Philosophie setzt die Pflanzenphysiologie auf ihre Förderung durch die Mathematik. Wo es sich um einfache physikalische Verhältnisse handelt, wie im Studium der

Festigkeit oder im Gaswechsel der Pflanze, oder um das Überschauen räumlicher Verhältnisse, wie in der Blattstellungslehre, oder um einfache gesetzmäßige Relationen, wie in der biochronischen Gleichung von de Vries: überall sieht man schon die helfende Kraft der Mathematik. Doch, wenn wir erst bei kleinen Anfängen stehen, so können wir im Hinblick auf die Physik, in erster Linie auf die Mechanik, hoffen, daß das große Licht aller exakten Naturwissenschaften, die Mathematik, dermaleinst auch uns leuchten werde.

Um das Bild der Wechselwirkung der einzelnen Wissenschaften zu vervollständigen, möchte ich noch darauf hinweisen, daß, so jung die Pflanzenphysiologie auch ist, sie auch anderen Zweigen der reinen Wissenschaft — auch weit über das Gebiet der Botanik hinaus — Hilfe gebracht hat.

Ich erinnere daran, welchen Aufschwung die Pflanzengeographie, die anfänglich doch vorzugsweise eine Statistik der Pflanzenarten repräsentierte, genommen, seitdem sie durch Schimper, Warming und andere Forscher auf pflanzenphysiologische und ökologische Grundlagen gestellt wurde. Es ist kein Paradoxon, wenn ich sage, daß die Pflanzenphysiologie auf die Weiterentwicklung der Chemie, Physik, Meteorologie, Klimatologie und anderer, nach früheren Auffassungen von ihr weit abliegenden Disziplinen eine förderliche Rückwirkung ausgeübt hat und reichlich noch ausüben wird. Die Pflanzenphysiologie benötigt oft fremde Requisiten, z. B. seitens der Physik oder der Meteorologie, welche ihr diese Wissenszweige manchmal nicht zu geben vermögen, so daß die Pflanzenphysiologen genötigt sind, in diese — anscheinend fremden — Gebiete selbstforschend einzugreifen. Ich erinnere an Pfeffers wichtige osmotische Entdeckungen, welche bekanntlich für die Theorie der Osmose von hoher Bedeutung geworden sind.

Um die faktischen, nach Augenscheinbeobachtungen stark überschätzten mechanischen Wirkungen des Regens auf die Pflanzen kennen zu lernen, fand der diese Frage eingehend studierende Pflanzenphysiologe in der meteorologischen Literatur nicht die erforderlichen Daten und hat selbst das Gewicht der schwersten Regentropfen, deren Fallgeschwindigkeit und lebendige Kraft bestimmt. Aus diesen Untersuchungen hat nicht nur die Pflanzenphysiologie, sondern auch die Meteorologie Nutzen geschöpft. Derselbe Pflanzenphysiologe hat gelegentlich seiner Studien über den Lichtgenuß der Pflanze durch eingehende Beobachtungen über das photochemische Klima Beiträge zur Klimatologie geliefert.

Doch das sind nur einzelne Beispiele, aber doch immerhin Fingerzeige dafür, daß auch die Pflanzenphysiologie den sogenannten exakten Naturwissenschaften Dienste zu leisten imstande ist.

Wenn ich einer späteren Förderung der Physik durch die Pflanzenphysiologie das Wort rede, so könnte dies wie eine Oratio pro domo erscheinen. Deshalb berufe ich mich in dieser Sache auf den Ausspruch eines berühmten Physikers. Ernst Mach sagt in einem seiner bekanntesten Werke: „Nicht nur die Physik kann der Physiologie (im weitesten Sinne als die Lehre vom Leben), sondern auch die

letztere der ersteren hilfreich und aufklärend zur Seite stehen. . . . Die Physik wird in der Physiologie noch mehr leisten, wenn sie erst durch die letztere gewachsen sein wird."

Fast jedes pflanzenphysiologische Problem gibt uns im Entwicklungsgange seiner Lösung ein Bild von der Geschichte unserer Wissenschaft, immer zeigend, wie wechselvoll ihre Grenzen sind, von welch verschiedenen Seiten — oft unerwartet — ihr Hilfe wird. Ein einschlägiges Beispiel habe ich schon früher vorgeführt, den Laubfall. Gestatten Sie mir noch zwei Beispiele von großer illustrativer Kraft in möglichster Kürze vorzubringen.

Das Blattstellungsproblem wurde bis in die neuere Zeit rein deskriptiv, wenn auch teilweise in sehr präziser geometrischer und mathematischer Fassung behandelt. Später wurde es durch Schwendener als ein mechanisches Problem aus dem rein morphologischen Gebiete ins physiologische gerückt. Und in jüngster Zeit wurde gezeigt, wie mit Rücksicht auf die Beleuchtung die einfachsten Stellungen für seitliche und die Annäherungen der Blattstellungen an die irrationalen Grenzwerte für aufrechte Achsen die zweckmäßigsten sind. So war das Problem der Blattstellung anfangs ein morphologisches, wurde dann ein physiologisches und schließlich ein biologisches.

Und nun noch unser großes Problem der Kohlensäureassimilation. Priestley entdeckte die Ausscheidung des Sauerstoffes durch die Pflanze, Scheele ihre Kohlensäureabgabe. Aber keiner von beiden vermochte noch anzugeben, unter welchen Verhältnissen die Pflanze Sauerstoff und unter welchen sie Kohlensäure ausscheidet. Erst Ingen-Houß hat gezeigt, daß die mit Sauerstoffausscheidung verbundene Kohlensäureassimilation nur in grünen Pflanzenorganen und nur unter dem Einflusse des Lichtes vor sich gehe. Welche Klärung der Chemismus der Assimilation von Th. de Saussure an bis auf Boussingault erfuhr, ist bekannt. Und nun sprang die Anatomie ein, indem sie uns in dem lebenden Leibe des Chlorophyllkorns den Ort aufwies, an welchem die Kohlensäureassimilation stattfindet. Die durch die Physiker vermittelte Kenntnis des Chlorophyllspektrums führte zu den Versuchen, die im Chlorophyll stattfindende Lichtabsorption vom physiologischen Standpunkte aus zu studieren. Zuerst wurde gezeigt, wie das Chlorophyllpigment durch Lichtabsorption in den Prozeß der Transpiration und sodann, wie es in den Prozeß der Assimilation eingreift. Die Zurückführung der Gärung auf einen enzymatischen Prozeß hat die Frage angeregt, ob nicht auch die Kohlensäureassimilation ein Vorgang dieser Art ist. Sie wissen, wir stehen mitten im Streite der Meinungen, ob wir es in der im Lichte sich vollziehenden Kohlensäureassimilation mit einem an das Leben gebundenen Vorgang oder mit einem enzymatischen Prozeß zu tun haben. Nun streift die Chlorophyllfrage auch schon das Gebiet der kosmischen Physik, indem einerseits die Ansicht begründet wurde, daß die Wechselbeziehung zwischen Kohlensäureassimilation und dem Leben der Pflanzen und Tiere sich nicht als ein Kampf um die Elemente und auch nicht um die Energie, sondern als ein

Kampf um die Entropie darstelle (Boltzmann), und von anderen Seiten der Versuch gemacht wird, auf Grund von Beobachtungen zu ermitteln, wie groß der Anteil an Sonnenenergie ist, welche auf der Erde durch die grüne Pflanze ausgenützt zum Lebensunterhalte der Organismen verwertet wird. Ich beziehe mich hiebei auf die Berechnungen Pfaundlers und auf die schönen und wichtigen Untersuchungen, welche von Brown und Escombe zur Ermittlung des „ökonomischen Koeffizienten" ausgeführt wurden und welche approximativ gelehrt haben, wie viel Sonnenenergie bei der Transpiration der grünen Pflanze im Lichte und wie viel bei der Kohlensäureassimilation gebunden wird. Es wurde gefunden, daß im Sonnenlicht weit mehr Energie für die Zwecke der Transpiration als für die der Assimilation aufgewendet wird und daß im diffusen Lichte relativ mehr (nämlich im Vergleiche zur Transpiration) Energie zur Assimilation verwendet wird als im Sonnenlichte. Da man bis in die jüngste Zeit nur die grüne Pflanze als autotroph erkannte, so konnte die — freilich von vorneherein schon sehr problematische — Meinung entstehen, daß das Leben auf der Erde mit grünen Organismen begonnen haben müsse. Nun ist aber, wie bekannt, durch Hueppe und Winogrodski gezeigt worden, daß auch gewisse Bakterien Kohlensäure assimilieren und überhaupt als autotrophe Organismen zu betrachten sind. Das Chlorophyllpigment ist also kein absolutes Erfordernis der Kohlensäureassimilation, aber ein Förderungsmittel, das sich im Laufe der Weiterentwicklung der Organismen als höchst zweckmäßig erprobt hat.

Und so ließen sich noch andere Details vorführen, um zu beweisen, daß selbst ein und dasselbe Problem von den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft Förderung erfährt.

Aber noch eines möchte ich zum Schluß nicht unerwähnt lassen. Aus der Tiefe der Vergangenheit taucht die Wissenschaft auf, anfänglich eine Mischung von Wahrheit und Dichtung, von Forschungsresultaten, die vielfach umrankt sind mit fremden Zieraten, Empfindungen und dunkeln Ahnungen. In den alten Schriften und weiter hinauf bis in die Literatur der neueren Zeit sehen wir, freilich in abnehmendem Maße, die religiöse Empfindung oder die Bewunderung der Schöpfung neben den Resultaten der Forschung einhergehen. Aber es ringt sich die Überzeugung durch, daß diese Reflexionen, so sehr sie an sich berechtigt sind und den edelsten Regungen des Menschenherzens entsprechen, von der Forschung getrennt werden müssen, nämlich einem anderen Gebiete angehören.

Indes eine andere Form des dunkeln inneren Dranges herrscht noch, wenn auch schon stark gemindert, im Bereiche der Naturforschung: das metaphysische Element. Eine Spur von Metaphysik, gewissermaßen das Salz zum Brote, wird aus der Wissenschaft vielleicht niemals schwinden, weil, wie schon angedeutet, Hilfsvorstellungen der Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes wie Krücken dem Lahmen zu Hilfe kommen. Mit diesem kleinen Reste der ehemals wuchernden Metaphysik werden wir uns wohl abzufinden haben und werden wir uns abfinden dürfen, wenn wir die uns nötig erscheinenden Hilfsvorstellungen nur so lange

aufrecht erhalten, als sie der Erfahrung nicht widersprechen und uns wirklich fördern auf dem sicheren Wege der Beobachtung. Freilich, es gibt hoffnungsreiche Erkenntnistheoretiker (Mach), welche erwarten, daß die Naturwissenschaft erst dann vollauf erblühen werde, wenn die letzte Spur von Metaphysik in ihr ausgetilgt sein wird.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder.

(Fortsetzung.)

In der Hauptallee des Praters, die das Lusthaus als Terminus erblicken läßt, sah sich an jedem 1. Mai die herrschaftlichen Laufer rennen und unter dem Applaus der Kavaliere atemlos mit blauroten Gesichtern zurückkehren, sie in Kotzen hüllen und dann zu einem Frühstücke führen. Schon als Knabe war ich empört über diese unmenschliche Barbarei, die der chevalereske Sport in Szene gesetzt hatte. Links der Wurstelprater mit seinen Pimperltheatern, in welchem unter Jubel der Jugend der Hanswurst mit einem Hammer, der größer war als er, den Juden erschlug. Hutschen und Ringelspiele, in welchen für 1 Groschen der Stolz erkauft wurde, auf einem hohen Schimmel zu sitzen. Dann die lebendigen Hanswurste, die von den Dächern der Buden herab das anspruchslose Publikum mit ihren banalen Witzen ergötzten und zur Besichtigung von außerordentlichen Dingen, z. B. einer Meerkatze, einer Seejungfrau, eines Riesen oder eines Zwerges, einluden. Endlich der Feuerwerksplatz mit einem riesigen, die höchsten Bäume weitaus überragenden Gerüste. Mir war er stets im hohen Grade unheimlich und es lief mir selbst in späteren Jahren immer ein Schauer über den Rücken, wenn ich ihn erblickte. Doch die Raketen, die ich von unseren Wohnungsfenstern an Feuerwerkstagen aufsteigen sah, und die Schlußkanonade im dumpfen Herüberdröhnen machte uns Kinder immer aufjauchzen. Ein Feuerwerkstag war übrigens immer ein dies nefastus für Wien, doch regnete es fast immer an den zuerst angesetzten Tagen, und zwar nach der Volksmeinung als Strafe Gottes, weil der alte Stuwer einmal in Wut wegen eingetretenen Platzregens am Morgen eine Gotteslästerung begangen haben soll. Auch erzählte man sich, daß ein Herr einen Frack gehabt habe, und wenn er ihn angezogen, sicherlich Regen eingetreten sei. Er ließ den Frack auftrennen und untersuchen und es fand sich darin im Unterfutter ein Anschlagezettel eines Stuwerschen Feuerwerks.

Auf der Landstraße selbst war alles noch so ziemlich beim Alten. In der Gärtnergasse das querstehende Haus der Bäckerfamilie Kreß, deren ältester Sohn mein Mitschüler war, mich jedoch später aristokratisch über die Achsel ansah, weil er bessere Klassen hatte. Er ward später Schöngeist und Buchhandlungs-Associé

und starb, ohne in der Welt eine Spur seiner Existenz zu hinterlassen. Auf der Hauptstraße das Haus und der fast in den Straßengrund gesunkene Bäckerladen des alten Khun, dessen Sohn lange Jahre mein Kollege im Gemeinderate war und mir durch seine Hypergemütlichkeit vielen Verdruß bereitete. Gegenüber das Schild mit dem halbnackten, schwitzenden Mann im roten Mantel am Destillierherde und der Branntweinphiole der erbgesessenen Bürger- und Branntweinschankfamilie Huber, deren Sohn auch mein Schulkamerad und, ich weiß nicht aus welchem Grunde, später im Gemeinderate mein, wenn auch unschädlicher Todfeind wurde. Daneben das Gewürzgewölbe (so nannte man damals die Spezereihandlungen) des blonden freundlichen Kaufmannes Fenz zum „grünen Hut", wo Mandelbögen höherer Qualität stets zu haben waren. Fenz hatte einen Bruder in Brünn, der, Advokat, mit einer Schwester Zelinkas verheiratet war.

Beim großen Einkehrwirtshause „Zum roten Hahn", der damaligen Zufluchtstätte verschuldeter ungarischer Kavaliere, die sich zu Fuß und verkleidet bei der St. Marxer Linie hereinschlichen, weil Gerichtsdiener mit Schuldenarrest-Aufträgen sie im Linienamte erwarteten, befand sich noch immer das Kaffeehaus, auf dessen Außenbank fast den ganzen Tag über auf unterschlagenen Beinen ein alter dicker Türke mit geschorenem Kopfe, grünem Kaftan, hoher Mütze, die gelben Pantoffeln am Boden, aus langer Pfeife schmauchend, saß und jeden vorübergehenden Buben um so ausdrucksvoller anlächelte, als wir uns vor ihm mehr als vor dem leibhaftigen Satan fürchteten. Er soll, wie ich später erfahren, ein türkischer Spion und Verräter gewesen sein, der, im österreichischen Solde gestanden, eine Staatspension genoß. Am Marktplatze gegenüber der Kirche waren junge Akazien gepflanzt, inmitten der heutigen Straße stand ehemals eine ziemlich große Kapelle, welche ich noch in frühester Kindheit gesehen zu haben glaube. Aber soviel weiß ich mit voller Bestimmtheit, daß bei Aushebung des Straßengrundes lange Schichten alter Gräber mit halb und ganz vermoderten Leichen, die Kleider wie Zunder zerfallen, in verfaulten Särgen zum Schrecken aller Schulkinder aufgedeckt wurden, da um die Kapelle herum einst ein Friedhof bestanden hatte.

Völlig unverändert war die Augustinerschule, die Stern- und Sechskrügelgasse mit dem beiderseitigen Eckhause in die Ungargasse. Weiter aufwärts dampfte das Neulingsche Brauhaus mit den von der Gasse aus sichtbaren, von mir stets angestaunten Schaufelrädern der Kühlpfannen. Der Erbauer, Sohn eines Juwelenhändlers, brachte sich durch bodenlose Verschwendung um sein großes väterliches Erbe. Er machte z. B. mit einer eingeladenen Gesellschaft in mehreren vierspännigen Extrapostzügen eine Lustreise nach Paris, um sich dort in jeder möglichen Weise zu unterhalten. Er richtete das Brauhaus nach englischem Muster ein und gab bei freiem Eintritt und glänzender Beleuchtung im Brauhausgarten Konzerte, wobei die größten Künstler Wiens, wie z. B. Mayseder, mitwirkten. Eine Gräfin war seine splendid soutenierte Maitresse und als er sein letztes großes Geschirr aus purem Golde in die Münze geschickt hatte, soll er gesagt haben, daß ihm doch

noch seine Violine erübrige. Auch das sogenannte Wollschlagerhaus bestand noch, aus dessen geöffneten Fenstern von früh morgens bis spät abends unausgesetzt wuchtige Stockprügel erdröhnten, glücklicherweise nicht auf Lebendiges, sondern auf die ungeheuren Lager ausgebreiteter Schafwolle, die dichte Staubwolken auf die Straße trieben.

Noch eine andere Stätte war mir aus meiner Jugendzeit geblieben, die Strecke des Wiener Neustädterkanals von der St. Marxer Linie bis zum großen Reservoir, wo heute der Eislaufplatz ist. Die Gelände waren beiderseits mit Roßkastanien bepflanzt und gaben an den hin- und zurückfahrenden, mit Ziegeln, Holz, Steinen u. dgl. von einem Pferde gezogenen Kanalschiffen immer etwas zu sehen, insbesondere an den Schleusen, an welchen die Schiffe auf- und abstiegen. Jede solche Schleuse hatte ein sogenanntes Schleusenzieherhäuschen und einen beweglichen Steg über die Kanalenge. Auch Leichen Ertrunkener sah ich öfters zu meinem Entsetzen herausziehen. Der große Kanalhafen endlich lieferte mir das Bild einer Reede und eines Docks am Meere.

So waren die schönen Tage vorübergegangen. Ich hatte sie heiter angetreten und ohne sie vergeblich genossen zu haben, schied ich nicht minder heiter von ihnen. Bald schlossen mich wieder die Pforten des Stiftes Seitenstetten von der Welt ab. Die Schulstudien gingen unverändert ganz gut vor sich, zumal die Professoren dieselben geblieben waren. Nur das Primat meines Nebenmannes Walter kam durch mich ins Wanken, da mir nunmehr die levis macula eines Repetenten nicht mehr anhaftete. Aus Sorge bekam er einige Pusteln mehr im Gesichte, die er mit Schönheitspflästerchen zu verkleben pflegte, was ihm den Spitznamen „Pflasterlmadame" eingebracht hatte. Jeder von uns hatte ein derartiges Sobriquet, oft ein ganz sinnloses. Ich hieß z. B. „Käsmann", ich wußte nicht weshalb. Die Nennung des Spitznamens ins Angesicht galt für die größtmöglichst denkbare Insulte, die wenn auch nicht mit Blut, so doch mit einigen kräftigen Hieben gesühnt werden konnte. Erfinder des meinigen war ein puntig-stämmiger Junge aus Steiermark, namens Kusmics, dem ich, weil er der Kräftigste unter uns war, den gewiß nicht geringschätzigen Titel „Herkules" aufbrachte. Dessenungeachtet geriet er in Berserkerwut, wenn ihn einer so nannte. Dann tat er einen gewaltigen Spuck auf die Erde, packte seinen Gegner beim Kragen und schmiß ihn dermaßen zu Boden, daß er sich eine Weile nicht erheben konnte. Nach einem zweiten gewaltigen Spuck entfernte er sich langsam im Theaterschritt. Und wenn der Niedergeworfene ihm nachschrie: „Du lumpiger Herkules!", so warf er ihm nur einen verächtlichen Blick zu. Meine finanzielle Lage hatte sich im zweiten Jahre gebessert, denn ich bekam nunmehr täglich 1 Groschen W. W., und zwar immer auf 3 Tage voraus, was die leidige Folge hatte, daß die dreitägige Frühstückzulage schon in der ersten halben Stunde verfressen war. Einen Kropf zu besitzen, galt bei uns für ein ganz besonderes Glück, denn die kropfigen Steirer und Salzburger genossen das wertvolle Privilegium, schmackhaftes, mit Haller Salzwasser bereitetes sogenanntes Kropfbrot zu beziehen,

welches allwöchentlich der Postbote aus Stadt Steyr brachte. Auch ich war so glücklich, nach ärztlichem Befund, als Kropfiger erklärt zu werden und deshalb von meinen Wiener Kameraden arg beneidet. Briefgeheimnis kannte man damals im Konvikte zu Seitenstetten nicht. Jede abgesendete und ankommende Korrespondenz ging durch die Hände des Präfekten; aber nichtsdestoweniger erwarteten wir mit Sehnsucht den zweimal die Woche von der Post Amstetten ankommenden Boten mit den Briefen aus Wien, die mir P. Leopold, wenn sie an mich adressiert waren, auch sofort ohne alle Bemerkung aushändigte. Sein Benehmen gegen mich war überhaupt freundlicher geworden, und ein besonderes Zeichen seiner Gunst war es, daß er mir ganz ausnahmsweise Unterhaltungsbücher aus seiner Bibliothek zu lesen gab. Unglaublich, aber doch wahr! Von ihm erhielt ich zur Lektüre die ersten Romane, die mir zur Hand gekommen, nämlich die damals vielgelesenen Romane Walter Scotts. Dadurch wurde zuerst meine poetische Ader angeregt und die Neigung zur Romantik wachgerufen, die mich trotz der trockenen Prosa des Lebens niemals ganz verließ. Die Schilderungen Walter Scotts bezauberten mich selbst in ihrer Minutiosität und brachten mich zu dem Vorsatze, Schottland dereinst zu besuchen, was ich übrigens rücksichtlich der alten Welt bereits auf der Schulbank beim Übersetzen des Julius Cäsar, Aurelius Viktor, Livius und Sallustius heimlich mir angelobt hatte.

Die Osterferien, an welchen unsere Säle gescheuert und geputzt wurden, brachten unserem kleinen dicken Konviktsdirektor und Gymnasialpräfekten Gindl wieder einen Todesschrecken. Inmitten unseres ausgeräumten Studiersaales stand ein großer Tisch, und der Sohn eines Jägers, der etwas Schießpulver mitgebracht hatte, kam auf den Einfall, bei offenem Fenster eine kleine Explosion zu veranstalten. Unter ein umgestürztes Trinkglas wurde ein Päckchen Schießpulver gesteckt, mit einer Hutschachtel zugedeckt und auf dem Tische selbst zu einem Lauffeuer Pulverkörner gestreut. Schon lag der glimmende Schwamm auf demselben und wir hatten uns in die entgegengesetzte Saalecke zurückgezogen, als sich die Tür öffnete und Präfekt Gindl eintrat. „Was macht ihr denn da?" sagte er zu uns, die wir in einen Knäuel zusammengedrückt standen und erhielt als Antwort die furchtbare Detonation, die wahrscheinlich durch die Zugluft beschleunigt den Saal mit Pulverdampf füllte, während Glasscherben an Decke und Wänden zersplitterten. Der arme Präfekt konnte sich nur an dem Türpfeiler erhalten und es brauchte einige Zeit, bis er zur Besinnung kam und den strengsten Urteilspruch: Fasten und Zimmerarrest, ergehen ließ.

Das größte Ereignis dieses Jahres für mich war ein Brief meines Onkels aus Wien, worin er mir anzeigte, daß er sich verheiratet habe und Referent der Kammerprokuratur in Brünn geworden sei; er lud mich ein, die Schulferien bei ihm in Brünn zu verbringen. Dies ließ mich nicht mehr ruhig schlafen. Ich zählte die Tage im Kalender und war selig, allabendlich einen wegstreichen zu können, um den sich die Frist verkürzte. Endlich war der 7. September da, die feierliche

Klassenverlesung, und ich kam mit einem eminenten Zeugnisse zu meinem Vormunde Weitzinger nach Wien in die Schönlaterngasse.

Meine Expedierung nach Brünn erfolgte mittels des damals neukreierten Posteilwagens, der nach den Begriffen der Zeit das Außerordentlichste leistete, indem er die 20meilige Strecke in 15 Stunden durcheilte. Die Eile war so groß, daß zum Mittagsmahl in Poisdorf nur eine karge halbe Stunde erübrigte. Ich war der Obsorge des Kondukteurs übergeben, der mich pflichtschuldigst im Postgebäude zu Brünn, wie ein Frachtgut meinem dort mich erwartenden Onkel ablieferte.

So befand ich mich unter völlig neu gearteten Verhältnissen. Ich sah in meiner Tante eine junge, schöne, hochgewachsene brünette Frau, welcher die Lebenslust aus den Augen sprühte. Sie empfing mich herzlich und hatte an mir nur auszusetzen, daß ich ihr zu wenig sauber gekämmt, gewaschen und gebürstet erschien. „Das wird bald anders," sagte sie, „schau deinen Bruder Karl an, den hab' ich oft in ein Wasserfaß gesteckt und mit einem Strohwisch gerieben, bis er so aussah wie jetzt." Die Tante hat ihr Wort gehalten. Schon in wenigen Tagen war ich neu equipiert, hatte einen modernen Hut und war nach ihrem Geschmacke gekämmt und frisiert. Zu allen Spaziergängen wurde ich mitgenommen und so lernte ich bald die öffentlichen Merkwürdigkeiten in Brünn kennen, den Franzensberg mit dem Obelisken und der weiten Aussicht über die Ebene gegen Süden, im Vordergrunde die isolierte Kirche von Mettritz und am äußersten Horizonte die zwei Polauerberge bei Nikolsburg, die mit der einen Seite nach Brünn, mit der anderen gegen Wien sehen. Rechts Alt-Brünn mit dem Königskloster, das Schwarzawa-Tal, eingeschlossen von dem senkrechten rötlichen Gestein des sogenannten „Roten Berges", weiter den Schreibwald mit Bad und Gasthaus und gegenüber die Steinmühle am Fuße eines kahlen Grashügels, „Gelber Berg", der von einem Rasensitze an der Spitze auch den Namen Kanapee führt und gleichfalls eine überaus anmutige Rundschau der Umgebung bietet. Der die Stadt beherrschende Spielberg mit seinen Festungsbastionen, die nur von den Dächern der schauerlichen Kerkerverließe überragt wurden, hatte mir vom ersten Tage an den erschütterndsten Eindruck gemacht. Dorthin hatte damals die unerbittliche Strenge des Kaisers Franz die Häupter der Karbonari neben den scheußlichsten Mördern und Räubern untergebracht, und es überlief mich immer ein kalter Schauer, wenn ich auf den öffentlichen Plätzen Brünns die Sträflinge vom Spielberg, angetan mit zweifärbigen Jacken und Hosen, mit Kettengeklirr unter Musketenbewachung kehren sah. Ich habe es auch niemals über mich gebracht, das Innere des Spielbergs zu besuchen, obgleich ich dazu Gelegenheit gehabt hätte, da der Vater meines Kollegen Wieser Verwalter war.

Erfüllt von neuen Eindrücken kam ich nun zum dritten Male in die wohlbekannten Klostermauern zurück.

Schon beim Eintritt erfuhr ich mein Avancement. Ungeachtet nur Humanisten auf eine Offiziersstelle im Konvikte Anspruch hatten, war ich zum Senior ernannt

worden, d. i. zum Aufseher einer Truppe von sieben Mann, die an demselben großen Pulte ihre Studierplätze hatten, mit dem Rechte, auch im Tafelzimmer den großen Vorleglöffel zu führen, den Untergebenen inappellabel die Portionen auszuteilen und im wöchentlichen Turnus beim Morgen-, Abend- und Tischgebet als Vorbeter zu fungieren.

Während der letzten Monate des Schuljahres ward uns eine Überraschung zu teil, die uns alle in fast wahnsinnige Freude versetzte. Die großen Ferien wurden nämlich vom 7. September auf den 7. August verlegt, somit das Schuljahr um einen vollen Monat verkürzt. War das ein Jubel! Mit dem glühendsten Eifer ging es an das Auflernen der vorgeschriebenen Lehrbücher. Ernstlich saß ich meinem bisherigen Vordermann Walter noch mehr am Rücken. Die Gerechtigkeit erforderte, daß ich vor den übrigen ausgezeichnet werde, und da die geringe Schülerzahl zwei Praemiferi nicht zuließ, so wurde ich dem einen mit dem Adjekte in dem gedruckten Klassenkataloge zur Seite gestellt: Huic proxime accessit Cajetanus Felder Austriacus Viennensis. Nach feierlicher Vorlesung im dekorierten Prüfungssaale wurde auch ich mit dreifachem Trompeten- und Paukentusch herausgerufen und bis zum Schlusse der Feierlichkeit mit den übrigen Prämianten auf einen Ehrenplatz gestellt. Die pompöse Krönung eines Wahlkönigs von Polen hätte in der Person des Gehuldigten keinen höheren Stolz wachrufen können, als dieser Tag in meinem Gemüte. An der Spitze der Gratulanten stand Baronin Riesenfels, die wie immer durch ihr lebhaftes, liebenswürdiges Wesen alle entzückte. Sie hatte Grund, mit ihrem Söhnchen, einem hübschen, braven Jungen, sowie mit dessen Mentor zufrieden zu sein; denn auch jener hatte ein gutes Zeugnis. Als ich Bürgermeister von Wien geworden, erhielt ich von meinem ehemaligen Eleven Ferdinand ein freundliches Begrüßungsschreiben, das ich selbstverständlich herzlichst erwiderte. Diesmal führte uns eine Dame nach Wien und Konviktspräfekt Gindl fuhr mit. Er hatte, als wir bei Tagesanbruch in drei oder vier Landkutschen das Stift verließen, keine Ahnung, was einige Malefizienten unter uns in der Nacht angerichtet. Aus Haß gegen die Studentenköchin war ein großes Faß vor ihre Zimmertür gerollt, der Deckel ausgehoben, mit Wasser gefüllt und gegen die Tür gelehnt worden, so daß es beim Aufmachen umstürzen und der Köchin ein gräßliches Bad bereiten mußte. Zu dieser Zeit befanden wir uns aber bereits im Freien auf der Landstraße. Präfekt Gindl hatte mich in seinen Wagen genommen, und ich hatte so Gelegenheit, wahrzunehmen, wie der sonst so strenge Mann auch unterhaltend und galant zu werden im stande sei. Als ich sieben Jahre danach auf meiner zweiten italienischen Wanderung wieder Seitenstetten besuchte, war er bereits Prälat.

Drei Schuljahre hatte ich im Konvikte Seitenstetten verbracht. Daß ein viertes nicht nachfolgen sollte, wußte ich damals noch nicht. Man hat viel gefaselt gegen Knabenerziehungsanstalten, insbesondere gegen geistliche Konvikte. Meine vielfältigen Erfahrungen und mein eigener Lebenslauf geben die bündigste Widerlegung. Viele Männer, die im Staate, in Wissenschaft und Kunst Bedeutendes ge-

leistet, haben in den Benediktinerstiften Kremsmünster, Seitenstetten und Melk ihre Erziehung und Ausbildung genossen, und es bleibt immerhin eine merkwürdige Tatsache, daß nur eine verschwindend kleine Anzahl derselben sich dem geistlichen Stande widmete. Ordnung und Disziplin, strenge Einhaltung der vorgeschriebenen Zeiteinteilung, steter Verkehr mit den Lehrern, die jeden ihrer Schüler genau kennen und entsprechend zu behandeln wissen, dann der geweckte Ehrgeiz wirkt geradezu Wunder. Zweimal war ich der von manchen, aller Menschenkenntnis baren Pädagogen gepriesenen freien Entwicklung überlassen und zweimal wäre ich verkommen, wenn nicht die Einsicht meines Vaters und Vormundes den richtigen Weg gefunden hätte. In der Tat verdanke ich dem Stifte Seitenstetten meine Laufbahn auf dem Gebiete des Wissens und des praktischen Lebens. Denn hier wurden in mir die Keime gepflanzt zu meiner nachmaligen Neigung für geistige Arbeit, die mir später Beruf und Erholung zugleich, in meinem Alter aber zur großen Wohltat ward.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ungeborene.

Eine Erzählung von J. J. David.

Das Sprechzimmer der Realschule war gesteckt voll. Denn das Wintersemester ging zu Ende und so hatten viele das Bedürfnis, sich noch einmal Bescheid über das wahrscheinliche Geschick ihres Buben zu holen, es vielleicht durch Bitten oder Vorstellungen noch vor der Schicksalsstunde ins Günstige zu kehren.

Es ist erstaunlich, wie sinnreich Eltern aus solchen Anlässen zu werden pflegen. Sie haben Beredsamkeit, ganz merkwürdige Einfälle, einen großen Reichtum an wirksamen, ja schlechterdings zwingenden Gründen, die allerdings leider nur zu oft durch Wiederholung versagen, für so neu und unwiderleglich sie die auch halten mögen, die sie aus tiefster Überzeugung vorbringen. Das Geschlecht der Mittelschullehrer ist nun einmal hartherzig und wird frühzeitig abgestumpft.

Einen Gegner aber fürchtet es dennoch, weil es ihn aus manchem harten, oftmals ganz wider Erwarten endenden Strauß kennt; diese sind die Mütter. Sie kämpfen mit einer großen Zähigkeit, ohne jede Rücksicht auf die beschränkte Zeit des Hörenden oder auf die übrigen, die ein gleiches Anliegen hiehergeführt hat. Den Gegner, den sie nicht gewinnen können, womit sie es am liebsten vorerst probieren, den möchten sie übermüden und so zu einem Zugeständnis verlocken. Die Gabe des Wortes, die ihnen von Geschlechts wegen zukommt, steigert sich ganz unglaublich. Alle ihre Künste versuchen sie: Anmut und verheißendes Lächeln in jüngeren, Würde und ihren Nachdruck in reiferen Jahren.

Inzwischen erharren die Herren Jungen auf dem Gange ihren Bescheid. Mehr oder minder beklommenen Gewissens; denn irgend etwas, wovon er nicht wünscht,

Stunde verging. Die Straße, die so lange so still gewesen, begann von eitel Jugend zu schwärmen. Endlich kam der Knabe, auf den er gewartet. Ein sehr umständliches Abschiednehmen von einem Kameraden zuvor; ein gnädiger Gruß über die Gasse hinüber, ehe er auf den Harrenden zukam, der ihn mit innigem Vergnügen aus der Entfernung betrachtet hatte. Er war doch ein hübscher Junge; flachsblond, zierlich und dennoch kräftig; nur mit sehr lebendigen braunen Spitzbubenaugen, die immer rundum gingen und nicht ein noch so kleines Weilchen ruhig waren. Und angezogen war er doch, als wär' er eines Oberingenieurs und nicht eines armen Dieners Kind. Und wie ihm nur alles zu Gesicht stand! Der Winterrock war freilich ganz neu; und das frische Knabengesicht sah unter der braunen Pelzmütze so hoffnungsvoll und unternehmend in die Welt! Die beiden gingen eine Weile schweigend nebeneinander; nur manchmal, kosend, strich der Diener dem Knaben übers Gesicht. Endlich: „Du darfst dir heute zu Mittag was Gutes wünschen, Gregor. Die Professoren sind recht zufrieden mit dir."

„Recht? Ich möcht' wissen, mit wem sie's besser sein können. Du hättest dir den Weg sparen können." Noch klang die Betonung des Slawen vor; aber schon versuchte sich der Junge in der weicheren, wienerischen Mundart.

„Ja," der Alte fiel in Kümmernis, „aber deine ganze Klasse taugt nicht viel, sagt der Herr Klassenvorstand."

„Dafür kann ich doch nichts," entgegnete der Junge.

„Ja — aber du mußt noch braver sein, Gregor. Denk dir nur, wenn ich hätte das Glück und du könntest vielleicht gar einmal wirklich Professor werden." Er war ganz Andacht und Verwunderung über eine solche Möglichkeit.

„Na — die werden auch einmal Buben gewesen sein," lachte Gregor und ließ seine muntern und beweglichen Augen schweifen. Denn es war ein heller und blanker Wintertag, an dem die Welt aussieht, als wär' in ihr ein großes Scheuerfest gehalten worden und nun funkelt alles vor Reinlichkeit. Der Schnee flirrte und die Sonne war hell; und ein klingender Frost war und die Wagen knirschten, wenn sie die Straße durchfuhren. Dazu Aussicht auf ein gutes Zeugnis, auf famose Eisbahn, auf ein gutes Mittagessen. Er schlenkerte mit seinem Bücherriemen vor innerer Vergnüglichkeit und rief manchmal einem Kameraden einen Gruß zu, aber wie einer, der weiß, es ist eine Auszeichnung, mit wem er verkehrt, und es wird auch so aufgenommen. Immer ward herzlich gedankt. Der Alte freute sich sehr darüber. Denn ihm war das ein Beweis, daß sein Gregor was galt, und daß man ihm zugetan war. Und so gingen sie, im letzten Grund zwei glückliche Menschen, heim durch den flockenstiebenden und hellen Wintertag.

Hinter dem Franz Josefs-Bahnhof steht noch ein letztes, wunderliches Stückchen Wien. Mit engen Gäßchen, auf denen die Kinder unbekümmert spielen können, als wären sie in einem Dorf und nicht in einer Großstadt.

Noch hat sich die Straßenbahn hier nicht gewaltsam den Pfad gebrochen. Nur ein Streifwagen fährt manchmal mit schwerem Gerumpel durch, zwischen den

er es ja behalte. „Und dasselbe hab' ich ihm auch gesagt — weiß ich nicht einmal, wie oft, daß ich's ihm hab' gesagt. Sehr dankbar mußt du sein zu den Herren Professoren, hab' ich ihm gesagt, welche so gut zu dir sind und sich so mit dir plagen. Denn du warst ein ganz dummer Bub, wie du hergekommen bist, und hast nichts gewußt und nichts gelernt. Woher auch? Oder von wem denn? Und du mußt ihnen die Hand küssen in Gedanken, weil sie sich's in Wirklichkeit nicht lassen, und mußt für sie beten, sag' ich ihm. Verstehst? Weil sie doch einen Menschen aus dir machen. Aber sie sind heutigentags nicht mehr so" und er schüttelte in inniger Betrübnis den Kopf, „vielmehr — ganz anders sind sie."

„Das sind sehr löbliche Gesinnungen," meinte der Professor schon sehr abgespannt. „Aber der Junge ist auch wirklich brav."

„Ist er kein Raufer nicht? Und nicht Dickschädel?"

„Nein. Es ist durchaus nicht zu klagen."

Ein ungläubiges und dennoch sehr seliges Lächeln: „Nicht, weil ich ihn loben möcht' — aber das ist doch wirklich zum Staunen, Herr Professor! Wo er es zu Haus doch nicht hat, wie andere Kinder. Nämlich, wo wir doch kein Weib nicht haben, und ich hab' Dienst, einen Tag um den anderen, und kann nicht achtgeben auf ihn, wie man soll, damit so ein Bub nicht Streich macht, und er kommt zu mir auf die Bahn und wir essen zusammen unser bißel Essen, und er hat gar keine Hilfe, außer was ich gelernt hab' und kann's ihm zeigen. Und das ist wenig, Herr Professor! Denn ich kapier' nicht mehr leicht und sonst was hat unsereiner gelernt und was weiß er? Nix hat er gelernt und wissen tut er also genau das nämliche. Und wenn ich nach Hause komm' — no so bin ich ihm vielleicht gar im Weg, weil ich müd bin und ich muß schlafen, wenn er vielleicht gerade laut lernen möchte, und er ist sehr klug und weiß, ich brauch meine Ruh auch. Und . . . "

Die Glocke zeterte und auf dem Gang erhob sich der Tumult eilfertiger und trappelnder Knabenfüße, aufgerissener und hastig zugeschlagener Türen. Er brach erschrocken ab, mitten im Satz: „Bitt' ich um Verzeihung," dienerte abermals und ging. Der Professor sah ihm lächelnd nach. „Ein komischer Kauz," dachte er sich. „Das sprudelt doch nur so aus ihm, und er ist doch kein Schwätzer. Und was es für eine Bewandtnis mit dem Buben haben mag? Daß er doch nie nach seinem Sohn fragen kommt, immer nur nach Gregor Gazda? Na — es wird seinen Grund haben und geht mich endlich nichts an." Er räkelte sich ein wenig, gähnte und schlenderte langsam seiner Klasse zu.

Unten auf der Gasse aber wartete der Mann, bis die Schule zu Ende war. Jeden Lehrer, der aus dem Hause trat oder hineinging, grüßte er tief und respektvoll. Er war in sonderlichen Gedanken: tief und fröhlich. Einen Virginiastummel suchte er aus seiner Brusttasche, wickelte ihn aus vielem Zeitungspapier, betrachtete ihn höchst liebevoll, zündete ihn an und tat einige Züge aus ihm, um ihn dann wieder ausgehen zu lassen. So verlängerte er sich kunstvoll den Genuß, der zu kostspielig war, als daß man sich ihm so ohneweiters hätte hingeben können. Die

Stunde verging. Die Straße, die so lange so still gewesen, begann von eitel Jugend zu schwärmen. Endlich kam der Knabe, auf den er gewartet. Ein sehr umständliches Abschiednehmen von einem Kameraden zuvor; ein gnädiger Gruß über die Gasse hinüber, ehe er auf den Harrenden zukam, der ihn mit innigem Vergnügen aus der Entfernung betrachtet hatte. Er war doch ein hübscher Junge; flachsblond, zierlich und dennoch kräftig; nur mit sehr lebendigen braunen Spitzbubenaugen, die immer rundum gingen und nicht ein noch so kleines Weilchen ruhig waren. Und angezogen war er doch, als wär' er eines Oberingenieurs und nicht eines armen Dieners Kind. Und wie ihm nur alles zu Gesicht stand! Der Winterrock war freilich ganz neu; und das frische Knabengesicht sah unter der braunen Pelzmütze so hoffnungsvoll und unternehmend in die Welt! Die beiden gingen eine Weile schweigend nebeneinander; nur manchmal, kosend, strich der Diener dem Knaben übers Gesicht. Endlich: „Du darfst dir heute zu Mittag was Gutes wünschen, Gregor. Die Professoren sind recht zufrieden mit dir."

„Recht? Ich möcht' wissen, mit wem sie's besser sein können. Du hättest dir den Weg sparen können." Noch klang die Betonung des Slawen vor; aber schon versuchte sich der Junge in der weicheren, wienerischen Mundart.

„Ja," der Alte fiel in Kümmernis, „aber deine ganze Klasse taugt nicht viel, sagt der Herr Klassenvorstand."

„Dafür kann ich doch nichts," entgegnete der Junge.

„Ja — aber du mußt noch braver sein, Gregor. Denk dir nur, wenn ich hätte das Glück und du könntest vielleicht gar einmal wirklich Professor werden." Er war ganz Andacht und Verwunderung über eine solche Möglichkeit.

„Na — die werden auch einmal Buben gewesen sein," lachte Gregor und ließ seine muntern und beweglichen Augen schweifen. Denn es war ein heller und blanker Wintertag, an dem die Welt aussieht, als wär' in ihr ein großes Scheuerfest gehalten worden und nun funkelt alles vor Reinlichkeit. Der Schnee flirrte und die Sonne war hell; und ein klingender Frost war und die Wagen knirschten, wenn sie die Straße durchfuhren. Dazu Aussicht auf ein gutes Zeugnis, auf famose Eisbahn, auf ein gutes Mittagessen. Er schlenkerte mit seinem Bücherriemen vor innerer Vergnüglichkeit und rief manchmal einem Kameraden einen Gruß zu, aber wie einer, der weiß, es ist eine Auszeichnung, mit wem er verkehrt, und es wird auch so aufgenommen. Immer ward herzlich gedankt. Der Alte freute sich sehr darüber. Denn ihm war das ein Beweis, daß sein Gregor was galt, und daß man ihm zugetan war. Und so gingen sie, im letzten Grund zwei glückliche Menschen, heim durch den flockenstiebenden und hellen Wintertag.

Hinter dem Franz Josefs-Bahnhof steht noch ein letztes, wunderliches Stückchen Wien. Mit engen Gäßchen, auf denen die Kinder unbekümmert spielen können, als wären sie in einem Dorf und nicht in einer Großstadt.

Noch hat sich die Straßenbahn hier nicht gewaltsam den Pfad gebrochen. Nur ein Streifwagen fährt manchmal mit schwerem Gerumpel durch, zwischen den

Häuschen, die niedrig und bunt getüncht sind. Die Kirche in ihrer Mitte ragt wirklich beherrschend auf über diese schmalen und verworrenen Gäßchen, ist der Mittelpunkt dieses Dörfchens, das kleine Leute bewohnen, ganz für sich, unter andern Gewohnheiten und Bedingungen des Lebens, als die sonst in der großen Stadt gültig sind.

Am Donaukanal, auf den Anlagen um den Bahnhof, vergnügt sich die Jugend, die sich als Stamm für sich, mit einer eigenen, sehr reschen Mundart empfindet. Noch werden hier zahlreiche Singvögel gehalten und zwitschern an linden Abenden vergnüglich durcheinander. Hier gibt es noch große Tore. Ziemliche Hofräume, in denen das Geflügel sein Wesen treibt; Treppen, ausgetreten und Hühnerleitern ähnlich, die zu dem ersten und einzigen Stockwerk führen. Beschränkte Wohnräume.

Schon erhebt sich da und dort am Rande dieses Eilandes eine Mietskaserne und blickt hoffärtig nieder in das Gewimmel unter ihr. Aber noch bestehen billige Mieten; noch ein sehr freundschaftliches Verhältnis zwischen Mietern und Hausherren, die noch mit der ganzen Seele an ihrem Besitz hängen und alles daran wenden, das Häuschen, das den Ertrag der eigenen oder gar der Lebensarbeit der Ahnen darstellt, so schmuck und heimelig zu erhalten, wie nur möglich.

Hier wohnte Gregor Gazda der Ältere seit vielen Jahren und genoß allgemeine Achtung als ein stiller Mann, der nur für sich lebte, von keinem was wollte, niemandem etwas schuldete und ganz ohne Dünkel war; der gerne Freundlichkeiten, ja nach seinen Mitteln Dienste erwies. Hieher hatte er seinen Jungen gebracht aus dem mährischen Dorf, das ihrer beider Heimat gewesen.

Er hatte keine näheren Freunde, kaum einen Umgang, nicht einmal unter seinen engeren Landsleuten, deren einige gleichen Dienst mit ihm taten und etwas von seiner Vergangenheit und ihren Schicksalen wußten. Er selbst kam nie darauf zu sprechen. Er hatte vordem schon selten genug mitgetan, wenn sie ins Wirtshaus oder sonst in eine Unterhaltung gingen. Nachdem er sich den kleinen Gregor geholt, schloß er sich noch mehr ab. Er sparte jeden Heller und man schalt ihn dennoch nicht geizig, obwohl man bestimmt wußte, daß er einiges Vermögen habe.

An seine Wohnung wendete er manches. Die war sehr sauber und gut eingerichtet und ihm fiel immer wieder was ein, damit man sie behaglicher und seinem Buben, der nun einmal leider Gottes keine Mutter mehr hatte, wohnlicher machen konnte. Er hielt sich eine Menge Blumen und gärtnerte sehr geschickt und sinnreich herum. Es waren ganz weibliche Talente in ihm; und man bespöttelte ihn dennoch nicht zu sehr. Ganz glücklich war er, wenn er, den Dienst hinter sich, zu Hause saß, dem Jungen gegenüber, der so ernst und wiederum so leicht lernte, daß es eine Freude war. Er horchte andächtig und mit der Miene völligen Verstehens den fremden Worten oder den rätselhaften Formeln, die sich der einprägte, und nickte sehr beifällig mit dem Kopf, wenn er endlich seine Lektion herunterschnurrte, daß es nur so eine Lust war. Denn er hatte ein famoses Gedächtnis, der Bursche, und das Lernen machte ihm wirklichen Spaß. An freien Tagen ging

er gerne mit dem Buben spazieren. Er versuchte alsdann ein gebildetes Gespräch mit ihm zu führen. Das bekam ihm übel genug; denn der Knabe merkte bald, wie unzulänglich die Kenntnisse seines Begleiters seien, war stolz auf seine junge Schülerweisheit und duldete keinerlei Abweichung davon. Etwas Rechthaberisches hatte er immer an sich, das Musterschüler oftmals so unleidlich macht. Es verletzte den anderen häufig und er ließ es sich dennoch gefallen, ja nachmals, wenn er sich die Dinge zurechtlegte, so hatte er seine Freude damit, wie treffend und bestimmt der Junge zu antworten wußte. Tausendmal demütigte er sich in seinen Gedanken vor ihm, der ihm tief verpflichtet hätte sein müssen, und oft und oft schien es ihm genug, daß sich der kleine Gregor seine große Liebe eben nur gefallen ließ.

Ja, in dem Knaben lebte halt ein anderer und ein höherer Geist. Er selber hatte die Pflicht, sich davor zu beugen und ihn zu hegen. Wie leicht ihm zum Beispiel nur das Deutsche wurde! Der Alte lebte doch so viel länger in Wien, paßte nach Kräften auf und man konnte ihm immer noch anmerken, woher er eigentlich gekommen war: hier war selten mehr etwas zu spüren und dabei blieb die Muttersprache sicher und geläufig. Und er war im letzten Grund auch ein guter Junge, dem die ganze Klasse samt der Lehrerschaft zugetan war. Daß ihn am Ende die Themen wenig interessierten, bei denen sich sein Pfleger am liebsten verweilte — ja, er war gerecht genug, das auch dann noch zu begreifen, wenn es ihm weh tat. Begann dem Jungen doch sogar das Bild der Mutter langsam vor der Fülle neuer Eindrücke zu verbleichen, deren Erinnern ihm frisch und heilig zu halten sich der Alte aus guten Gründen bemühte. Und wenn ihn der kleine Gregor noch nicht so gerne hatte, als er es just um ihn zu verdienen meinte, so tut bei derlei die Gewöhnung viel und einmal mochte schon das richtige Verständnis erwachen und ihr Werk vollenden. Denn für sich begehrte Gregor Gazda der Ältere so wenig von ihm, als er sich jemals etwas vom Leben verlangt hatte. Je höher er ihn steigen sah in seinen sorgenden und liebevollen Gedanken, desto weiter und unüberbrückbarer wurde doch auch der Abstand zwischen ihnen Zweien.

Wie hübsch er nur war! Und wie fein er sich hielt! Ja, wenn man nicht darauf geachtet hätte, daß er doch Handreichungen tue da oder dort, er hätte nicht übel Anlagen zur Hoffart gehabt. Die waren nicht zu dulden, so gut Gregor Gazda wußte, woher er sie, woher er jede seiner Gaben und Anlagen empfangen haben könne. Er zergliederte sich ihn nach seinen einfachen Begriffen immer wieder, wenn er im Dienst eine Pause hatte und an einem gedeckten und erlaubten Ort einige rasche Züge aus seiner Pfeife tat; hatte einen unerschöpflichen Stoff zum Nachdenken an ihm und war klug genug, von niemandem zu begehren, daß er da mithalte. So ward er: immer schweigsam und grüblerisch verschlossen. Nur, wenn wieder einmal das Zeugnis kam, dem er entgegenfieberte, dann konnte er nicht länger an sich halten. Er steckte das kostbare Blatt zu sich und studierte es so

ernsthaft und eifrig, bis irgend wer neugierig ward oder mindestens aus Höflichkeit so tat, als wär' er's geworden, und es zu sehen begehrte. Er zeigte es her und wisperte: „Aufpassen du! damit du kein Fleckchen hineinmachst! Denk dir nur, der Bub ist wieder der beste! Unter so vielen der beste — denk dir!" Der andere tat einen Blick hinein und schmunzelte und meinte hernach zu den übrigen: „Was der Gazda mit dem Bankert treibt! Das ist doch nicht zu glauben. Er ist halt wie ein Weib. Ja — ganz wie ein altes Weib ist der Gazda."

Und so lebten diese beiden für sich, einträchtig und einsam. Schon taten sich dem Jungen Kreise auf, in die der Alte niemals zu kommen auch nur hätte träumen dürfen und ehrfürchtig vernahm er, was der Gregor an Berichten darüber vergönnte, der so schon seine ersten Schritte der Zukunft entgegentrat, während der andere eigentlich nur noch in der Vergangenheit lebte und ins Kommende nur so weit sah, als er dem teueren Wahlkind mit den Augen folgen und nachkommen konnte. (Fortsetzung folgt.)

Anregungen zur Frage der Verwaltungsreform in Österreich.

Von Dr. Max Schuster-Bonnott, Rat des k. k. Verwaltungsgerichtshofes.

Nicht jene Verwaltung ist die vollkommenste, welche die meisten Geldmittel und die größte Anzahl persönlicher Kräfte erfordert, sondern vielmehr die, welche mit einer möglichst sparsamen Aufwendung von Geldmitteln und von persönlichen Kräften die größten Erfolge erzielt. Wünschenswert wäre es also, daß endlich einmal auch die staatliche Verwaltung an die Durchführung solcher Maßregeln schreite, welche den inneren Geschäftsbetrieb vereinfachen und beschleunigen. Bisher hat gerade eines der wichtigsten Mittel zur Vereinfachung und Beschleunigung des Geschäftsganges, die Stenographie, in den staatlichen Verwaltungsämtern nicht die gebührende Anwendung gefunden. Es ist keine Übertreibung, zu behaupten, daß, wenn viele unserer Konzeptsbeamten, welche im staatlichen Verwaltungsdienste verwendet werden, stenographische Kräfte zur Verfügung hätten, denen sie die Konzepte rasch diktieren könnten, nicht das Doppelte, sondern das Fünffache von dem leisten könnten, was sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit großen Opfern an Mühe und Zeit zustande zu bringen vermögen. Die Stenographie in Verbindung mit der Schreibmaschine würde eine wesentliche Vereinfachung, Verbilligung und Beschleunigung des ganzen Verwaltungsapparates — wahrscheinlich auch zugleich eine Verbesserung des Amtsstiles — bedeuten.

Bei dem Rufe nach Reform der Verwaltung wird vielfach auch an eine ausführliche Regelung des Verwaltungsverfahrens gedacht.

Indessen entspräche es kaum den Zwecken der Verwaltung, wenn sie das einfache, natürliche, sich den Bedürfnissen des einzelnen Falles anschmiegende, vielleicht etwas regellose Verfahren aufgeben und an dessen Stelle ein streng geordnetes, formalistisches Verfahren annehmen müßte, etwa ein solches, wie es die Zivilprozeßordnung und die Strafprozeßordnung für die Gerichte als bindende Norm aufgestellt haben. Denn gerade

die Einfachheit des Verfahrens bei den Verwaltungsbehörden ist es, welche vielfach den Wunsch erregt, es mögen Rechtsstreitigkeiten, die ihrer Natur nach der Zuständigkeit der Zivilgerichte anheimfallen, vor den Verwaltungsbehörden ausgetragen werden. Mit Recht beschränken sich also die in neuerer Zeit aufgetauchten Vorschläge zur Reform des Verwaltungsverfahrens hauptsächlich auf die Aufstellung kurzer, bündiger Normen, wie des Parteigehörs, ferner des Grundsatzes, daß jeder Partei die Beweise, welche dann gegen sie verwendet werden, zur Kenntnis gebracht sein müssen, damit sie Gelegenheit habe, ihre Aufklärung oder ihre Einwendungen vorzubringen, endlich, daß den Parteien in gleicher Weise, wie im gerichtlichen Verfahren, das Recht auf Akteneinsicht eingeräumt werde. Der Tod der öffentlichen Verwaltung aber wäre es, wenn ihr ein so streng gegliedertes, peinlich normiertes Verfahren vorgezeichnet würde, wie es bei den Gerichten besteht.

Auch die Kodifizierung des materiellen Verwaltungsrechtes wird vielfach als Ziel der Verwaltungsreform hingestellt; dieses Ziel wird jedoch kaum jemals in einem Staate verwirklicht werden. Weit mehr würde es dem Wunsche nach einer Klarstellung der Rechtsnormen angemessen sein, wenn von den Zentralstellen möglichst vollständige und brauchbare Sammlungen der geltenden Normen für die Verwaltungsbehörden veranlaßt würden. Auch könnten die von den Gemeinden zu besorgenden Verwaltungsgeschäfte bedeutend gefördert werden, wenn sich die Regierung entschließen möchte, die Ausarbeitung von gemeinverständlichen Handbüchern zu veranlassen, worin die Pflichten der Gemeindeorgane für die einzelnen Zweige der Verwaltungsgeschäfte darzustellen wären.

Es mag hier nur noch auf dasjenige eingegangen werden, was aus dem Gesichtspunkte der Vereinigung und Ausgleichung der staatlichen Interessen und der Bedürfnisse der Bevölkerung vielleicht als eine der wichtigsten Forderungen an die Verwaltung anzusehen ist. Vor allem kommt dabei in Betracht die politische Verwaltung in der untersten Instanz. Durch diese Verwaltungstätigkeit wird der Staat am unmittelbarsten mit der Bevölkerung in Berührung gebracht. Es ist dies der Punkt, wo zuerst eine Reform einsetzen muß, wenn durch sie die staatliche Verwaltungstätigkeit den gegenwärtig in anderen Kulturländern geltenden Anschauungen angepaßt werden soll. In Frankreich sowohl als auch in den meisten deutschen Staaten, nicht minder in Italien, wird dieser Teil der staatlichen Verwaltungstätigkeit zutreffend als Lokalverwaltung bezeichnet. Vergleicht man nun die Organisation der vom Staate geführten Lokalverwaltung, wie sie in Österreich einerseits, in Frankreich, Italien, in den meisten deutschen Staaten anderseits besteht, so fällt ein wesentlicher Unterschied sofort in die Augen. In Österreich sind die Behörden der staatlichen Lokalverwaltung wesentlich nur aus Berufsbeamten gebildet. Sie führen ihre Geschäfte streng bureaukratisch. In den anderen Kulturstaaten dagegen finden wir den Berufsbeamten in Verbindung mit Vertretern der Bevölkerung des Verwaltungssprengels. Wir sehen in diesen Staaten, daß die wichtigeren Angelegenheiten der staatlichen Lokalverwaltung nicht von ernannten Berufsbeamten allein, sondern unter Mitwirkung ortskundiger Laien als Ehrenbeamter besorgt werden.

In Frankreich besteht an der Seite des Präfekten, des von der Zentralregierung ernannten Verwaltungsbeamten für das Departement, der Präfekturrat. Dieser setzt sich zusammen aus drei bis vier Mitgliedern (in Paris aus acht Mitgliedern, die in zwei Sektionen geteilt sind); er entscheidet gemeinsam mit dem Präfekten, dessen Stimme

in allen die Verwaltung betreffenden streitigen Angelegenheiten allerdings doppelt zählt; in vielen anderen Angelegenheiten der Verwaltung nimmt der Präfekturrat die Stellung eines beratenden Organes ein, derart, daß er in manchen Fällen gehört werden k a n n, in gewissen vom Gesetze bezeichneten Fällen aber gehört werden m u ß, bevor der Präfekt einen Verwaltungsakt erläßt. Diese in Frankreich bestehende Einrichtung hat ihre Grundlage in dem von Napoleon I. als erstem Konsul erlassenen Gesetze vom 17. Februar 1800. Sie überdauerte alle politischen Wandlungen, die in Frankreich seither vor sich gingen, und besteht heute noch, ohne daß jemand an die Abschaffung oder wesentliche Änderung dieser Organisation gedacht hätte. Die Mitglieder des Präfekturrates werden im Wege der Ernennung durch die Regierung berufen.

Die Einrichtungen in den deutschen Staaten weisen eine große Mannigfaltigkeit auf. Den Typus aber bildet die Organisation der preußischen Verwaltung, welche sich seit den denkwürdigen Zeiten der Minister S t e i n und H a r d e n b e r g in den Jahren 1806 bis 1808 bis zum Erscheinen der Kreisordnung vom 13. Dezember 1872 und des Gesetzes über die Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 allmählich herausbildete. In Preußen steht neben den vom Staate ernannten Berufsbeamten der Provinzial-, Bezirks- und Kreisverwaltung ein aus Vertretern der Bevölkerung gebildetes Kollegium, der Provinzialrat, der Bezirksausschuß, der Kreisausschuß. Diese Kollegien werden teils im Wege der Ernennung durch die Regierung, teils im Wege der Wahl (durch den Provinzialausschuß, beziehentlich durch den Kreistag) berufen. Sie bilden zusammen mit dem Oberpräsidenten, dem Regierungspräsidenten, dem Landrate kollegial organisierte Staatsbehörden, welche als Verwaltungsbehörden und als Verwaltungsgerichte fungieren.

Aber auch in Österreich finden sich mehrfach Ansätze für eine Mitwirkung von Vertretern der Bevölkerung bei der Ausübung obrigkeitlicher Gewalt. Das Gebiet der Rechtspflege, welches die Schwurgerichte, die fachmännischen Laienrichter bei Handels-, Berg- und Seegerichten, und die Beisitzer aus dem Stande der Arbeitgeber und Arbeitnehmer bei den Gewerbegerichten aufweist, mag hier nur berührt werden. Ebenso braucht nicht näher ausgeführt zu werden, daß gewählte Funktionäre die den Gemeinden im übertragenen Wirkungskreise zugewiesenen Verwaltungsaufgaben besorgen. Auch in der Schulverwaltung wirken in den Bezirksschulräten und Landesschulräten teils gewählte, teils ernannte Vertreter der interessierten Bevölkerungskreise mit. Es ist auch bekannt, daß die Personaleinkommensteuer und die allgemeine Erwerbsteuer durch Kommissionen umgelegt werden, welche zum Teil aus ernannten, zum Teil aus gewählten Mitgliedern bestehen, in welchen also das Laienelement dermalen vielleicht die praktisch wichtigste Rolle im ganzen Organismus der staatlichen Verwaltung zu bilden berufen ist. Überdies sind noch die Beiräte zu erwähnen, welche in verschiedenen Spezialgebieten der Verwaltung in neuester Zeit vielfach ausgebildet wurden. Allein alle diese Organisationen erfüllen nicht das Bedürfnis nach einer Mitwirkung der Bevölkerung bei der Führung der staatlichen Lokalverwaltung. Die politischen Behörden erster Instanz fungieren gerade in den wichtigsten Zweigen der Verwaltung, ohne Vertreter der Bevölkerung. Der Ursprung der gegenwärtig bestehenden staatlichen Lokalverwaltungsbehörden ist in den ehemaligen Kreisämtern und Kreishauptleuten zu suchen, einer Institution, welche Kaiserin Maria Theresia allgemein durchführte, um dadurch das Staatsinteresse gegenüber den zu jener Zeit noch fungierenden mannigfachen ständischen Organen, in deren Händen die

öffentliche Verwaltung ruhte, wirksam zu vertreten und um eine Instanz zu schaffen zum Schutze der Untertanen gegen Übergriffe oder Mißbräuche der ständischen Verwaltungsorgane. Es ist klar, daß vermöge dieser Bestimmung der Kreishauptleute an Vertreter der Bevölkerung, welche damals nach ihrer Gliederung wieder nur in den Repräsentanten der Stände hätten bestehen können, gegen die man eben den Staat und die Untertanen schützen wollte, nicht zu denken war.

Als nach den Wandlungen des Jahres 1848 die Lokalverwaltung, bis dahin von ständischen Organen geführt, gerade in den wichtigsten Zweigen auf staatliche Behörden überging, wurde in den Fünfzigerjahren des XIX. Jahrhunderts, entsprechend den damals herrschenden Ideen des strengsten Absolutismus, eine rein bureaukratische Organisation geschaffen, in welche das Laienelement keinen Eingang fand, obschon noch das „Sylvesterpatent" vom Jahre 1851 in seinen Schlußsätzen die Beiziehung von Vertretern der Bevölkerung in Aussicht genommen hatte. Damals erstanden in Unterordnung unter die Statthaltereien, Landesregierungen und Kreisbehörden die Bezirksämter, welche nicht nur die Verwaltung zu führen, sondern auch die Justizgeschäfte der heutigen Bezirksgerichte zu besorgen hatten. Als im Jahre 1868 die Kreisbehörden aufgehoben und die Bezirksämter aufgelassen wurden, fielen die administrativen Zuständigkeiten beider Gruppen von Ämtern den Bezirkshauptmannschaften zu. Die innere Organisation der Bezirkshauptmannschaften aber blieb eine ebenso streng bureaukratische, wie die der vorausgegangenen Verwaltungsbehörden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Laienelement in Sachen der staatlichen Lokalverwaltung einen großen Fortschritt bedeuten würde. Denn nicht nur würden die Kräfte der Bevölkerung im Interesse des Staates ausgenützt und dadurch wieder die politische Schulung der Bevölkerung gefördert, sondern auch das wechselseitige Vertrauen zwischen den Staatsbehörden und der Bevölkerung gehoben werden; es würde darin auch ein Antrieb für die Regierung liegen, zur Hebung des Ansehens der Verwaltung nur die besten Kräfte im Dienste der staatlichen Lokalverwaltung an der Spitze der Bezirkshauptmannschaften zu verwenden. Das mitunter drückend empfundene Gefühl der persönlichen Unterwerfung unter einen Berufsbeamten würde für die Bevölkerung der Verwaltungsbezirke gemildert werden. Der wesentlichste Vorteil einer solchen Teilnahme von Vertretern der Bevölkerung an der Ausübung der staatlichen Verwaltung läge aber in einer Verbesserung, in einer Vervollkommnung der Verwaltung selbst. Wenn der staatliche Berufsbeamte das Gesamtinteresse des Staates und die allgemeine Rechtsordnung verkörpert, so würden bei der Teilnahme von erfahrenen Vertretern der Bevölkerung an der staatlichen Verwaltung auch die örtlichen Interessen des Verwaltungsbezirkes eine eingehende Berücksichtigung finden, und es ist bekannt, daß viele administrative Maßregeln weniger auf der folgerichtigen Anwendung festgefügter Rechtsnormen oder allgemeiner Verwaltungsgrundsätze, sondern auf der einsichtsvollen, allseitigen Würdigung örtlicher Beziehungen und Verhältnisse beruhen müssen. Die vom Gesetze gezogenen Schranken müssen freilich auch in der Verwaltung eingehalten werden; innerhalb dieser Schranken aber soll die Administration ihre Maßregeln nach freiem Ermessen treffen. Dieses Ermessen darf indessen nicht mit persönlicher Willkür verwechselt werden; es soll vielmehr stets dasjenige geschehen, was sich nach den Umständen des einzelnen Falles als geeignet herausstellt. Speziell auch für die Lokalverwaltung gilt das in den Juniusbriefen (44. Brief vom 12. April 1771)

enthaltene weise Wort, daß menschliche Angelegenheiten keinen Augenblick durch genaues positives Recht regiert werden. Gerade in dieser Richtung müßte die Zuziehung von Vertretern der Einwohnerschaft des Verwaltungssprengels eine wichtige Unterstützung für die staatlichen Berufsbeamten und eine Ergänzung ihrer Fähigkeiten bilden. Daß die lokale Färbung der einzelnen Bezirke eines und desselben Landes eine sehr verschiedene ist, bedarf keiner näheren Erörterung. Wer das Gebiet unseres Kaiserstaates offenen Blickes durchwandert hat, wird eine Menge solcher partikularistischer Eigentümlichkeiten der einzelnen Verwaltungsbezirke innerhalb desselben Landes beobachtet haben. Es ist dies auch ganz begreiflich und historisch zu erklären. Denn die Angliederung vieler Bezirkssprengel an die einzelnen Länder vollzog sich durch nicht minder äußere historische Ereignisse wie die Vereinigung der Länder zu einem Staatsganzen. Eben deshalb wäre es unrichtig, jedes Landesgebiet vom Standpunkte der Lokalverwaltung als ein gleichartiges, einheitliches Gebiet aufzufassen. Die partikularistischen Eigentümlichkeiten begründen zwischen den Bezirken eines und desselben Landes nicht selten einen weit größeren Unterschied, als ein solcher zwischen den Ländern untereinander besteht. Mag nun die Zentralisierung der Verwaltung vom Mittelpunkte des Staates oder aber vom Mittelpunkte des Landes aus erfolgen, mag man sich also auf den zentralistischen oder föderalistischen Standpunkt stellen, in jedem Falle bedarf die von Staatsbehörden besorgte Lokalverwaltung der Mitwirkung von Vertretern aus der Einwohnerschaft der einzelnen Bezirke. Eine solche Zuziehung würde einen wesentlichen Fortschritt in der gegenwärtigen Organisation der Verwaltung bedeuten, mögen die Vertreter der Bevölkerung zu diesem Ehrenamte berufen werden, im Wege der Ernennung durch die Staatsregierung, wie in Frankreich bei den Präfekturräten, oder im Wege der Wahl, oder im Wege eines gemischten Systems, welches in Österreich bei den Bezirks- und Landesschulräten schon eingeführt ist und in Preußen bei den Provinzialräten, den Kreis- uud Bezirksausschüssen besteht.

Die Sorge, daß die Bevölkerung in Österreich zur Teilnahme an der öffentlichen Verwaltung noch nicht reif sei, widerlegt sich von selbst, wenn die Wirksamkeit der Steuerkommission betrachtet wird. Es kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß die allgemeine Erwerbsteuer und die Personaleinkommensteuer undurchführbar wären, wenn die unter Zuziehung des Laienelementes gebildeten Kommissionen nicht bestünden. Mag auch hie und da geklagt werden, daß diese Kommissionen zu sehr den fiskalischen Tendenzen der staatlichen Steuerbehörden Folge leisten, so erweist sich doch im großen und ganzen ihre Tätigkeit als ein Segen für die Bevölkerung, und viele der mitwirkenden Laien fassen ihre Aufgabe ebenso ernst auf, wie die Berufsbeamten. Deshalb sollte die aktive Teilnahme der Bevölkerung auf dem Gebiete der politischen Lokalverwaltung nicht länger zurückgewiesen werden. Durch dieses neue Bindeglied würden Staatsgewalt und Bevölkerung — beide sowohl empfangend, als auch vergeltend — reichlich gewinnen.

Chronik.

Die ruthenische Literatur im Jahre 1904.

I.

Ich riskiere, Wasser in den Brunnen zu tragen, wenn ich meiner Übersicht der ruthenischen Literatur in dem Jahre 1904 einige allgemeinere Bemerkungen über die Ruthenen und ihre geistige Entwicklung voranschicke, welche zwar nichts Neues oder gar dem deutschen Publikum bisher Unbekanntes enthalten, für das Verständnis der folgenden Übersicht aber doch von Nutzen sein können.

Die Ruthenen, nach russischer offizieller Terminologie Kleinrussen oder Südrussen, sind ein Teil des großen russischen Stammes, welcher aus drei mehr oder weniger scharf geschiedenen Typen besteht – dem großrussischen (nach russischer offizieller Terminologie russischen), weißrussischen und südrussischen oder ruthenischen – die letztere Bezeichnung ist westlich, lateinisch. Das Volk selbst nennt sich in Galizien Russinen (Rusyny), in Rußland aber Ukrainer; diese letztere Bezeichnung als ein Symbol des erwachenden und sich immer festigenden Nationalbewußtseins wird auch in Galizien von immer weiteren Kreisen der Intelligenz und des gemeinen Volkes angenommen und dürfte auch in Europa nach dem Vorgange Fr. Bodenstedts (siehe seine „Poetische Ukraine"* vom Jahre 1841) bald die allgemeine Geltung gewinnen.

Dieses Volk bewohnt die große Länderstrecke zwischen dem Flusse San in Galizien und dem Kaukasusgebirge, wo es, abgesehen von mehr oder weniger bedeutenden Inseln fremder Kolonien, in kompakter Masse angesiedelt ist und gegenwärtig an 32 Millionen Seelen stark sein dürfte. Obwohl es anthropologisch eine beträchtliche Mannigfaltigkeit der Typen aufweist, historisch in seiner ganzen Ausdehnung nie ein einheitliches Ganzes als Staat bildete und auch ethnologisch sehr mannigfaltige Bilder als Anpassungen an mannigfaltige Lebensbedingungen darstellt, so zeigt es doch anderseits in der Sprache und der Volkstradition, in Sitte und Lebensführung eine so durchgreifende Einheitlichkeit, wie sie kaum irgendwo anders in solchem Grad und bei einem so zahlreichen und auf so weiten Strecken, unter so verschiedenartigen politischen und nationalen Einflüssen angesiedelten Volke anzutreffen ist. Diese Einheitlichkeit der Sprache bringt es mit sich, daß die am Kuban, an der Desna oder am Dnipr geschriebenen literarischen Erzeugnisse am Dnistr oder am San gedruckt und anstandslos nicht nur von Gebildeten, sondern auch von der Volksmasse verstanden werden.

Dieser südrussische, ukrainische Volksstamm war es, der dank seinen angeborenen Fähigkeiten und seiner glücklichen geographischen Lage noch in vorhistorischen, wenn auch in nicht gar zu fernen Zeiten die Grundlagen einer eigenartigen Kultur und eines mächtigen, interessanten Staatswesens schuf, dessen höchste Entwicklung und allmähliche Auflösung wir im Lichte reicher historischer Zeugnisse vom IX. bis zum XIV. Jahrhundert verfolgen können und dessen Fortsetzung und Umbildung vom XIV. Jahrhundert angefangen das Erbe und die große historische Arbeit des nordrussischen, moskowitischen Stammes wurde.

Die Blütezeit dieses altrussischen Staatswesens im X. Jahrhundert war auch die Geburtszeit des altrussischen Schriftums, welche, soweit sie unserer Forschung zugänglich ist, mit der endgültigen Christianisierung Südrußlands (um das Jahr 989) zusammenfällt. Unter dem überwiegenden Einfluß von Byzanz geboren, hat dieses Schrifttum doch im XI.—XIII. Jahrhundert reiche und eigenartige Blüten getrieben, welche trotz der Teilnahme aller russischen Stämme an der Kulturarbeit in ihren besten Erzeugnissen doch den unverkennbaren Stempel südrussischen, ukrainischen Geistes an sich tragen. Es möge genügen, hier nur die besten Erzeugnisse der damaligen geistlichen Beredsamkeit (Metropolit Hilarion, Cyrill von Turov, Metropolit Klemens von Smolensk), der weltlichen

* Es sei mir gestattet, hier auf einen Sprach- und Schreibirrtum mancher Deutschen hinzuweisen. Der Name Ukraine wird nämlich von manchen dreisilbig als Ukräne ausgesprochen und schließlich auch so geschrieben, was ganz unrichtig ist. Er muß viersilbig, mit einem kleinen Jota zwischen a und i und mit der Betonung auf i ausgesprochen werden.

Historiographie (älteste Chronik, Kijever Annalen, volhynische Annalen und das Memoire über die Blendung des Fürsten Vasylko), der Hagiographie (das Kijever Paterikon, Biographien und Wunder der Fürsten heil. Vladimir, Boris und Hlib, des heiligen Nikolaus), der Touristik (Reise des Abtes Daniel ins Heilige Land) und der Dichtkunst (Sage vom Heereszuge Ihors, das Lied vom Kraute Jevšan) zu nennen, um die Wahrheit dieser Worte zu erhärten.

Der große Mongoleneinfall vom Jahre 1240 gab dem altrussischen Staatswesen den ersten Todesstoß, obwohl er keineswegs einen so totalen Ruin herbeiführte, wie man lange Zeit geglaubt hat. Das politische Schwergewicht des russischen Lebens verschiebt sich von da ab nach Norden; das geistige Leben sucht neue Bahnen im näheren Anschluß an den Westen. Im XIV. Jahrhundert kommen immer größere Teile Südrußlands unter die Herrschaft Litauens und gleichzeitig zieht russische Kultur, Sprache und Literatur an den Hof der litauischen Fürsten und Magnaten siegreich ein. Im XV. Jahrhundert beginnt der Zusammenschluß Litauens mit Polen, welcher nach langen Versuchen und Reibungen im Jahre 1569 mit der Lubliner Union seinen Abschluß findet. Parallel damit sehen wir am Anfang des XV. Jahrhunderts südrussische Metropoliten als Teilnehmer der westeuropäischen Kirchenkonzile in Konstanz, Florenz und Ferrara, und am Schlusse dieses Jahrhunderts (1491) kirchenslawische Ritualbücher von einem Deutschen, Schweipold Fiol, in Krakau gedruckt. Noch beginnt 1519 der Weißrusse Franz Skoryna seine erste populäre Bibelübersetzung in Prag zu drucken, doch bald wird Polen mit seiner neugeschaffenen Nationalliteratur die Hauptquelle des südrussischen Schrifttums. Eine Menge Übersetzungen und Umarbeitungen aus dem Polnischen überflutet langsam die ehrwürdige Unterschicht der Schriftwerke aus der älteren fürstlichen Zeit. Die Sprache, in jenen älteren Werken hieratisch-kirchenslawisch, nähert sich dem Volksidiom, saugt aber gleichzeitig eine Menge Polonismen ein. Zwar suchen noch zu Ende des XVI. Jahrhunderts ansehnliche Vertreter des Südrussentums dieser Polonisation durch einen engeren Anschluß an das Griechentum entgegenzuarbeiten; es entstehen griechisch-slawische Schulen mit griechischen Lehrern in Lemberg und Ostrog; doch bald siegt der westliche Einfluß, Latein verdrängt die griechische Sprache und die Kirchenunion mit Rom 1596 drängt die Südrussen, die Unierten sowie die Orthodoxen in immer nähere Beziehungen zu dem Westen. Auch politische Fäden fehlen nicht: 1595 weilt Erich Lassota von Steblau als Abgesandter des Kaiser Rudolfs II. im befestigten Lager (Sič) der ukrainischen Kosaken unterhalb der Dniprschwellen, um diese eigenartigen Kriegerscharen zum Kriege gegen die Türken und Tartaren im Interesse des Deutschen Reiches zu bewegen. Einige Jahre später versucht Fürst Konstantin Ostrogskij im Kampfe gegen die Union eine Liga aus südrussischen Orthodoxen und litauischen sowie großpolnischen Protestanten zu schaffen. In der kirchlichen Polemik gegen den polnischen Katholizismus greifen südrussische Polemisten ein um das andere Mal zu protestantischen Argumenten. Während so der nordrussische Zweig, auf altrussischer, vorwiegend südrussischer Grundlage bauend, die altrussische geistige Tradition nicht so sehr eifersüchtig behütete, als vielmehr vielfältig verdunkelte, verengte und verknöcherte und höchstens in form- und kritiklosen Kompilationen Großartiges leistete, schuf sich der Genius des südrussischen Volkes unter ungünstigsten Verhältnissen einen neuen autonomen Kriegerstand, eine neue Sprache, ein neues Schrifttum, eine neue Schule und eine Gelehrsamkeit, sogar ein neues, durchaus eigenartiges Heldenepos, die sogenannte Duma. Und alle diese Schöpfungen wirkten später, seit der Hälfte des XVII. Jahrhunderts befruchtend und teilweise revolutionierend auch auf den nordrussischen Stamm und wurden die zweite, die eigentliche Grundlage des modernen Rußlands.

Seit dem Jahre 1648, als unter der Führung des Bohdan Chmelnizkij die großen Kriege der Kosaken gegen die Polen begannen, unterlag die Ukraine auf dem rechten Dniprufer einer so schrecklichen Verwüstung, daß frühere Verwüstungen des Batuchan und Mengli-Girej Kinderspiele dagegen waren. Große Massen der ukrainischen Bevölkerung flüchteten sich auf das linke Dniprufer, wo sie die endlosen unbewohnten Steppen vom Dnipr bis zum Don bevölkerten. Diese linksseitige Ukraine kam seit dem Jahre 1654 endgültig zu Rußland; gleichzeitig wurde auch auf dem rechten Dniprufer Kijev, das Herz der Ukraine, eine russische Festung. Die ukrainischen geistigen und politischen Kräfte beginnen nun dem gewaltigen Absorptionsprozeß seitens des nordrussischen Staatswesens zu unterliegen. Die Ukrainer werden die ersten Pioniere der Europäisierung Rußlands, sie gründen im Norden die ersten regelrechten Schulen, bringen neues Leben in die Kirche und in den Staatsorganismus, bereiten den Grund für die Reformen Peters des Großen und bilden den Stab seiner eifrigsten Mitarbeiter (Theophan Prokopovič und andere). Dies hat jedoch die Schwächung intelligenter und begabter Elemente in der Ukraine selbst zur Folge, so daß wir im XVIII. Jahrhundert auf geistigem und literarischem Gebiet eine große Abnahme und Kraftlosigkeit bemerken. Gleichzeitig sehen

wir dasselbe auch im polnischen Teil der Ukraine, wo das ukrainische Volkstum sehr geschwächt und verarmt, die Intelligenz entweder ausgerottet oder polonisiert war.

Erst am Ende des XVIII. Jahrhunderts zeigt sich hüben und drüben eine Wendung zum Besseren. Mit der ersten Teilung Polens, 1772, kam ein Teil des ukrainischen Volkes (Ostgalizien) unter das Szepter Österreichs. Dieses hatte schon früher einen Teil dieses Volkes, die ungarischen Ruthenen, unter seiner Herrschaft, und dort war seit 1744, seit dem Regierungsantritt der Maria Theresia, ein bemerkenswerter Aufschwung der Volksaufklärung, des Volks- und höheren Schulwesens und des Schrifttums eingetreten. Ähnliches wollte die große Kaiserin auch im neuerworbenen Kronlande zuwege bringen. Die Aufbesserung der ökonomischen und rechtlichen Lage der Bauernschaft, die Schaffung einer regelrechten Volksschule, die Erziehung einer aufgeklärten Geistlichkeit sowie ihre gehörige Dotierung, das waren die Hauptpunkte, auf welche sie ihre Aufmerksamkeit richtete. Was ihr zu vollbringen nicht beschieden war, das setzte mit genialer Initiative und großer Energie ihr großer Sohn Josef II. fort. Die Gründung des griechisch-katholischen Generalseminars in Lemberg, die Reorganisierung der Stauropigianischen Brüderschaft daselbst, die Gründung der Lemberger Universität, wo zugleich auch Vorträge in ruthenischer Sprache installiert wurden, das sind (neben seinen weitgehenden und weitblickenden Agrarreformen) die großen Taten, welche im Andenken des ruthenischen Volkes mit dem Namen Josef II. unauslöschlich verbunden sind. Freilich blieb die Ausführung dieser Taten, gewiß ohne Schuld ihres Schöpfers, weit hinter seinen Intentionen zurück; trotzdem beginnt seit dieser Zeit für die galizischen Ruthenen ein neues Leben, die Ära der nationalen Regeneration.

Dieselbe Ära begann in der linksseitigen Ukraine mit dem Jahre 1798, in welchem die ersten drei Gesänge eines von Iwan Kotljarevskij in der ukrainischen Volkssprache verfaßten humoristischen Heldengedichtes „Die travestierte Aeneis" erschienen. Seit dieser Zeit beginnt die moderne ukrainische Literatur, als deren Repräsentanten in der russischen Ukraine neben Kotljarevskij nur Hulak-Artemovskij, Bodjanskij, Kvitka-Osnovjanenko, Maximovič, Metlinskij, dann das große Dreigestirn Ševčenko, Kuliš und Kostomarov, von den späteren Marko Vovčok, Iwan Levizkij, Michael Staryzkij, Athanasius Myrnyj, Michael Dragomanov, Stephan Rudanskyj, in Galizien Markijan Šaškevyč, Jakob Holovazkyj, Anton Mohylnyzkyj, Nikolaus Ustijanovič, Joseph Fedkovič zu nennen sind, um von der jüngeren und jüngsten Generation zu schweigen. Obwohl in höchst anormalen Verhältnissen und unter mannigfaltigen Hindernissen sich entwickelnd, hat diese Literatur doch im Laufe des verflossenen Jahrhunderts eine, ich darf es sagen, sehr bedeutsame Kulturarbeit vollbracht, Verhältnisse beleuchtet, Lebensfragen angeregt und Geisteskämpfe durchgekämpft, welche sie ihrer Nation lieb und teuer machen und ihr auch im Urteil anderer Nationen eine ehrenvolle Stellung sichern.

Lemberg. Dr. Iwan Franko.

Kleine Mitteilungen.

Die Literatur in den Tabaktrafiken. Seit kurzem hat die Literatur ihren Einzug auch in die Trafik gehalten, und es ist nicht uninteressant nachzuforschen, welcher Art diese Literatur ist, die im Buchhandel nahezu völlig unbekannt ist. Dem Preßgesetze entsprechend handelt es sich hier um periodische Druckschriften, d. h. es wurde diesen Druckerzeugnissen die Form der Periodika gegeben. Von diesen Sammlungen — Kollektionen — wird unter einem Gesamttitel alle 8 oder 14 Tage ein Heft herausgegeben, welches eine vollständige Novelle – oder auch mehrere Erzählungen – enthält; kein geistiges Band, sondern lediglich ein gleichmäßiger Umschlag und Preis vereinigt die einzelnen Lieferungen oder Hefte. Es liegen mir folgende Sammlungen vor, für Vollständigkeit bürge ich nicht: Moderne Bibliothek, 20 h pro Heft; Intime Geschichten, 12 h pro Heft; Das Feigenblatt, 21 h pro Heft; Geheimnisvolle Bibliothek, 24 h pro Heft; Interessante Bibliothek, 12 h pro Heft; Wochenbibliothek, 30 h; Romanbibliothek, 24 h pro Heft. Wie ersichtlich, haben die Verleger, die einen großen Absatz erstreben, auf einen niedrigen Einzelpreis Wert gelegt und schon durch die Wahl des Titels die Aufmerksamkeit zu erregen gesucht; noch vielversprechender sind die Einzeltitel, von denen ich eine bunte Auswahl hier folgen lasse: Eugens Ehegeheimnisse, Die Stiefeletten der Komtesse Max, Drei Strumpfbänder, Im Hause der Liebe, Professor Schenks Geheimnis, Menschenfleisch, Das Tagebuch eines Stubenmädchens, Streiche einer kleinen Strohwitwe. Ist der Umschlag illustriert, so zeigt er in der Regel eine „interessante" Studie: den Maler, das halbbekleidete Modell und den neugierigen Freund, oder eine junge Dame, deren einziges Toilettenstück ein Feigenblatt ist, das in geschmackvoller Weise den größten Teil ihres Körpers verdeckt oder eine sehr muskulöse Tierbändigerin. Daß das Papier billig und daher schlecht ist, läßt sich begreifen; auffallend ist die große Zahl der Druckfehler, von denen ich übrigens manche auf Rechnung

der schwachen grammatikalischen Kenntnisse der Autoren setze, und der, wie es scheint, ohne Zurichtung vorgenommene Druck, so daß manche Hefte den Eindruck von „Bürstenabzügen zur Korrektur" machen; auch wird mitunter, ohne irgendwelche Veranlassung, das Satzbild, die Schriftgattung, von einer Seite zur andern geändert, was sich auch recht eigentümlich ausnimmt. Aber schließlich sind dies alles Äußerlichkeiten, denen man, in Anbetracht des niedrigen Preises, nicht zu viel Gewicht beimessen soll. Wichtiger und beachtenswerter sind schon Stil und Sprache. Die geehrten Geschichtenverfertiger kennen zwei Diktionen: den Telegrammstil, kurze abgehackte Sätze, und den langatmigen, stelzbeinigen, geschraubten Periodenstil. Ein Mittelding gibts nicht. Stilgefühl ist Luxus. Die handelnden Personen sind: Gräfinnen in Wort und Tat Freudenmädchen gleichend, Sterne des Variétés, berückend schön, keusch und rein wie ein Eisblock, grausame Löwenbändigerinnen, hypnotisierende Übermenschen, männliche Dirnen und ähnliche Gestalten! Mit Vorliebe wird als Requisit das Testament eines Sonderlings verwendet, ein Trick, den wir den englischen Romanen verdanken; zwei Millionen Mark demjenigen, der meine verschollene Tochter eruiert und sie heiratet. Selbstverständlich eruiert er ihren Aufenthalt und heiratet sie, ist sie doch „ein herrliches Weib" und zwei Millionen sind auch nicht zu verachten. Köstlich sind in einem Heftchen die eingestreuten französischen Phrasen; es macht sich ja hübsch, wenn eine Dame mit französischen Brocken herumwirft. Freilich würde ein Schüler der ersten Realschulklasse, wenn er sich in drei französischen Worten drei Fehler zu Schulden kommen ließe, den schärfsten Tadel ernten, aber einer schönen Französin muß man das zugute halten. Manche Erzählungen sind einfach novellistische Bearbeitungen der Krankheitsgeschichten aus Krafft-Ebings verbreitetem Werke. Die Schilderung der sexuellen Perversität einer Dame aus den höheren Gesellschaftskreisen ist nicht bloß ihrer aufregenden Wirkung sicher, sondern schafft auch dem einfachen Leser aus dem Volke die Überzeugung: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen." Einige Worte verdient auch die geniale Neuerung eines Verlegers, der die Sitten und Unsitten der Tageszeitungen auf die Bücherwelt zu übertragen bemüht, wobei es natürlich ohne Verschlechterung nicht abgeht. Mitten im Text des Buches finden sich, von dem Roman nur durch umrahmende schwarze Striche getrennt, Anzeigen der verschiedensten Art: eine spannende Szene beim Untersuchungsrichter bringt die Ankündigung einer Bartwuchspomade, eine neue Person tritt auf, und während „der Blick des Gutsbesitzers über den ihm unbekannten Herrn gleitet", erfährt der Wiener Leser zu seiner Freude, daß in Berlin N. ein vortrefflicher Zahnarzt zu bestimmten Stunden ordiniert, natürlich fehlen auch die „Hygienischen Bedarfsartikel" und „Die wahre Selbsthilfe" mitten im Texte nicht. So dient diese Literatur der Industrie und wird von dieser durch Inseratgelder unterstützt. Vielleicht stammt die Idee aus Amerika, geschmackvoll ist sie nicht und wir könnten aus dem „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" wertvollere Einrichtungen importieren. In verschwindender Minorität befinden sich jene Bände, welche altbewährte Erzählungen als Neudruck bringen; so sind zum Beispiel in Hölzers Wiener Romanbibliothek Max Schmidt, Gerstäcker, Orzeszko, in Weicherts Wochenbibliothek Hedenstjerna, Höcker u. a. vertreten, aber die meisten in den Trafiken zum Verkauf gelangenden Hefte entsprechen meiner obigen Schilderung.

Wer mag entscheiden, was an diesen Geschichten der bedenklichere Teil ist: die öde Geschmacklosigkeit oder der anwidernde Schmutz. Ein schwacher Trost, daß der österreichische Verlagsbuchhandel diese „breiten Bettelsuppen" nicht mitgebracht hat; die Wiener Firmen, die vorschriftsmäßig auf dem Titelblatte angebracht sind, dienen bloß als Deckmantel für einen Dresdner oder Berliner Romanverlag.

Es liegt nicht in meiner Absicht, den Staatsanwalt zu allamieren, auch wünsche ich keine Änderung des Preßgesetzes zur Abhilfe, aber die traurige Tatsache wollte ich feststellen, daß die in den k. k. Tabaktrafiken feilgehaltene Literatur größtenteils der niedrigsten Gattung angehört. Und die Frage wirft sich auf: Haben wir an guten und billigen Volksschriften Mangel?

Friedrich Schiller.

Zur Ethnographie des Egerlandes. Unter „Egerland" wurde bisher zumeist das engere Egerland, der heutige Bezirk Eger, verstanden. Diese Bezeichnung ist historisch richtig, ethnographisch und volkskundlich aber viel zu eng und einseitig. Das in diesem Falle allein in Betracht kommende Kriterium ist die Sprache, die gemeinsame Mundart. Und wenn man nach diesem Gesichtspunkte die Egerländer als Volk, als ethnographische Gruppe, feststellen will, so müssen wir auch diejenigen Bezirke dazurechnen, in denen die Egerländer Mundart gesprochen wird, also außer dem engeren Egerland auch die Bezirke (zur Gänze): Asch, Falkenau, Karlsbad, Plan, Tepl, Luditz, Tachau, Mies, Bischofteinitz. (Zur Hälfte oder teilweise): Graslitz, Joachimstal, Kaaden, Podersam, Taus und Klattau. In allen diesen Bezirken wird egerländerisch gesprochen, alle sind durch die gemeinsame Mundart sprach- und stammverwandt. In einzelnen Gebieten (wie Egerland, Plan, Falkenau) ist

diese Mundart noch in ihrer vollsten Urfrische vorhanden, in den Grenzbezirken treten allerdings, wie fast überall, Mischgebiete auf, so im Norden Einflüsse des Erzgebirges (obersächsischer Dialekt), im Süden der bayrische Dialekt. Auf die innere Zusammengehörigkeit dieses Gebietes, das man kurzweg das nordgauische Sprachgebiet in Böhmen nennt, und das eine geschlossene ethnographische Gruppe, eine in Sprache, Sitte und Brauch verwandte Volksindividualität darstellt, verdient besonders aufmerksam gemacht zu werden, umsomehr, als man sich dieser Zusammengehörigkeit heute nur mehr lose bewußt ist und zahlreiche Vorurteile dagegen herrschen, die aber wissenschaftlich nicht haltbar sind. Wohl aber kann man Eger und das engere Egerland als Vorort dieses Sprachgebietes bezeichnen. Denn das Egerland bildet den Grundstock der nordgauischen Mundart. Eger war mit seinem Rechte im Mittelalter Rechtsquelle für zahlreiche Städte Westböhmens, der deutsche Charakter desselben ist nie angetastet worden, wie in anderen Strichen des Nordgaugebietes, die vorübergehend in den Hussitenkriegen slavisch wurden, aber ihren deutschen Charakter wieder eroberten und bis heute bewahrten. Entscheidend aber für die Ethnographie und Volkskunde dieses Gebietes bleibt allein die Sprache und diese verbindet alle von Asch bis Eisenstein, vom Hainberg bis zum großen und kleinen Arber, von der böhmisch-bayrischen Grenze bis zu dem Duppauer Basaltgebirge und der tschechischen Sprachgrenze. Wer heute dieses auch landschaftlich prächtige Gebiet, mit seinen zahlreichen ansehnlichen Städten, seinen Bädern, seiner Industrie, besucht, findet durchwegs einen rührigen Volksstamm, emsig und betriebsam. In der Hausform, in der Hofanlage, in Sitten und Bräuchen, im Volkslied, in den Formen des Aberglaubens herrscht so viel Gemeinsames, daß wir auch darin einen Beweis für eine gemeinsame Abstammung und Herkunft annehmen können. Wer sich für die Volkskunde und Ethnographie dieses Gebietes interessiert, findet reichliche Aufschlüsse in der Zeitschrift „Unser Egerland", von der bisher acht Bände vorliegen. Alois John.

Österreichische Universitätsgesetze. In den letzten Tagen ist in der Manzschen Hof- und Universitätsbuchhandlung in Wien die erste Lieferung eines außerordentlich wichtigen Werkes erschienen, welches eine vollständig umgearbeitete und bis in die letzte Zeit ergänzte Neuausgabe der ursprünglich von Thaa herrührenden, später von Freiherrn v. Schweickhardt 1885 in zweiter Auflage umgearbeiteten, im Auftrage des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht mit Benützung der amtlichen Akten herausgegebenen Sammlung der österreichischen Universitätsgesetze darstellt. Die Ministerialräte im genannten Ministerium Dr. Leo Ritter Beck von Mannagetta und Dr. Karl v. Kelle sind die Herausgeber dieser Neubearbeitung, welche sich besonders durch außerordentlich praktische und übersichtliche Anordnung des umfangreichen Stoffes auszeichnet. Das ganze Korpus von einschlägigen Gesetzen und Verordnungen ist in zwei Hauptteile geschieden worden, deren erster die Vorschriften über die Organisation und Verwaltung der österreichischen Universitäten, also alle Vorschriften über die organisatorischen Einrichtungen und Rechtsverhältnisse der Universitäten als solcher und des gesamten lehrenden und Hilfspersonals derselben, sowie über die Verwaltung und Einrichtung der eigentlichen Universitätsinstitute und der öffentlichen Staatsbibliotheken enthalten. Der zweite Teil wird alle Vorschriften über den Studienbetrieb an den österreichischen Universitäten umfassen. Das ganze Werk ist mit zahlreichen erläuternden Bemerkungen im Texte und mit noch zahlreicheren Anmerkungen unter dem Texte versehen. —a.

Die kirchliche Kunstgeschichte in der tschechischen Literatur wurde im Jahre 1904 insbesondere durch die beiden Kunsthistoriker Monsignore Ferd. Lehner und Kanonikus Dr. Anton Podlaha in Prag vertreten. Ersterer gibt das großangelegte Werk „Dějiny umění národu českého" („Kunstgeschichte des böhmischen Volkes"), im Verlage der „Unie" in Prag heraus, welches bereits zum 31. Hefte gedieh. Der erste Teil enthält nebst Einleitung einen historischen Abriß der Pflege des romanischen Baustiles in Böhmen und Mähren, dessen Erläuterung sowie auch eine Beschreibung der einzelnen romanischen Bauten in den genannten Ländern (S. 1—376). Der zweite Teil (S. 1—320) bietet bis jetzt eine Beschreibung jener Kirchen, bei welchen sich nur einzelne Überreste romanischen Stiles erhalten haben sowie auch eine Darstellung der Basilikabauten und Klosteranlagen bis zum XII. Jahrhunderte. Ein durchaus originelles Werk, aus eigener Erfahrung geschöpft, denn der Verfasser reiste durch 30 Jahre als Kaplan in der freien Zeit in Böhmen und Mähren von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf herum, zeichnete, forschte in den Archiven und beschrieb. Er stellte mit dem Krakauer Universitätsprofessor, Hofrat M. Sokolowski fest, daß die Miniaturenkodexe von Wischehrad und St. Veit in Prag sowie auch jene von Gnesen und Krakau das Werk einer böhmischen Malerschule aus dem XI. Jahrhunderte sind. Wahrscheinlich wurden die beiden letzteren von der Tochter des Böhmenkönigs Wratislaus, Judith, welche an den Polenkönig Wladislaw Hermann verehelicht war, von Böhmen nach Polen gebracht. Doktor

Podlaha, welcher im Jahre 1903 durch die Geschichte und Beschreibung des Kunstschatzes von St. Veit in Prag („Chrámový poklad svatého Víta v Praze, jeho dějiny a popis") als Kunsthistoriker rühmlichst bekannt wurde, gibt die illustrierte Zeitschrift „České květy" („Böhmische Blüten") heraus, welche zum größten Teile der kirchlichen Kunst gewidmet ist. Seine neuesten Publikationen sind: „Sochy a skulptury marianské v Čechách od nejstarších dob až do století XVI." („Marien-Statuen und Skulpturen in Böhmen seit der ältesten Zeit bis zum XVI. Jahrhunderte") und „Obrazy marianské v Čechách ze století XIV.—XVI." („Madonnen-Bilder in Böhmen aus dem XIV. bis XVI. Jahrhunderte"), beide Publikationen bei W. Kotrba in Prag. Es sind gelungene Reproduktionen von 18 seltenen Skulpturen und 20 Madonnen-Bildern mit entsprechenden Beschreibungen. Die kirchliche Kunst pflegt ferner mit Erfolg die von Monsignore Lehner in Prag herausgegebene Monatsschrift „Method" und in populärer Form in Olmütz „Náš domov" („Unser Heim"), in Neutitschein „Nový život" („Neues Leben") und in Prag „Čechie"; sämtlich Monatsschriften.

Prof. Dr. Josef Kachnik.

Ethische Gesellschaft. Am 10. Dezember werden es zehn Jahre, daß die konstituierende Versammlung der „Ethischen Gesellschaft in Wien" – als deren Gründer die Herren Dr. J. Himmelbauer und Professor Dr. W. Jerusalem angesehen werden müssen — stattfand. Mancher wird sich noch des herrlichen Vortrages — betitelt „Über das Wesen und die Aufgabe der Ethischen Gesellschaft" (in 2. Aufl. 1903 erschienen) – erinnern, mit dem Professor Dr. Friedrich Jodl der Vereinsgründung die Weihe gab. Obwohl es der „Ethischen Gesellschaft" – teils aus mangelndem Interesse an ihren Bestrebungen, teils infolge der damit im Zusammenhang stehenden materiellen Dürftigkeit, welche sowohl der Intensität wie der Extensität ihrer Tätigkeit große, allzugroße Schranken auferlegte – während des ersten Jahrzehnts ihres Bestehens nicht gelungen ist, breite Massen zu gewinnen oder auch nur die Intelligenz vollzählig unter ihr Banner zu scharen, kann sie dennoch auf ihre Tätigkeit zufrieden zurückblicken. Von großen Aktionen, die sie unternommen hat, und die unbestritten sozialethischen Wert haben, sind vor allem die Enquete über Entlohnung der Frauenarbeit in Wien, die Enquete über die Zustände im Lehrlingswesen in Wien, die Veranstaltung von Unterrichtskursen über Jugenderziehung für junge Frauen und Mädchen und die Gründung einer Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen (die sich nunmehr als besonderer Verein losgelöst hat) hervorzuheben. Dazu kommt noch eine große Reihe von Vorträgen und Diskussionsabenden, welche alle geeignet waren, in die verschiedenartigsten ethischen Probleme Licht und Klarheit zu bringen.

W. B.

Feuilleton.

Erinnerungen an Theodor Mommsen.

Von Kustos Dr. S. Frankfurter.

Ein bescheidener Beitrag zu dem schon seit Dezennien abgeschlossenen Bilde des großen Forschers wollen die folgenden Zeilen sein. Wenn sie auch manches bereits Bekannte bringen, so dürfen sie doch hier als persönliche Erinnerungen eines Österreichers* ihre Stelle finden. Der Geburtstag Theodor Mommsens soll fortan, wie der Winckelmanntag für die Archäologen, ein Gedenktag der römischen Altertumsforschung sein und in Würdigung seiner Bedeutung hat allen voran die Wiener Gesellschaft „Eranos Vindobonensis" beschlossen, alljährlich um diese Zeit eine der Erinnerung an Mommsen geltende Gedenkfeier zu veranstalten. Mit gutem Bedacht wurde dafür der Geburtstag gewählt, weil stets daran gemahnt werden soll, welchen dauernden Gewinn Mommsen für die Wissenschaft bedeutet.* So mögen denn auch persönliche Eindrücke, Erlebnisse und Erinnerungen aus Anlaß der ersten Wiener Gedenkfeier an Mommsen am Platze sein.

Denkt man an Mommsens gelehrte Tätigkeit, so fällt zunächst seine ungeheure Produktivität und seine erstaunliche Arbeitskraft auf. Man darf wohl ohne Übertreibung die Zahl seiner Werke, zu denen einige stattliche Folianten gehören, Abhandlungen, Aufsätze, Beiträge zu Arbeiten anderer, auf über 1200 schätzen. Das zu seinem 70. Geburtstag (30. November 1887) erschienene Büchlein von

* Von Österreichern befinden sich noch folgende unter Mommsens Schülern: Sektionschef Dr. Cwiklinski, die Professoren Jung in Prag, Bauer in Graz, Swoboda in Prag, Kubitschek in Wien, A. v. Domaszewski in Heidelberg, Dozent Dr. Hartmann in Wien, Professor Bieńkowski in Krakau.

* Die Feier wird in diesem Jahre am 1. Dezember durch einen Festvortrag des Ministerialrates Dr. Kamillo Kuranda über Mommsens „Römische Geschichte" begangen

Karl Zangemeister: „Theodor Mommsen als Schriftsteller. Verzeichnis seiner bis jetzt erschienenen Bücher und Abhandlungen" enthält auf 60 Seiten nach Jahren geordnet 920 Nummern. Dabei sind allerdings die verschiedenen Auflagen und Abdrücke einzelner Werke und Aufsätze, ferner die Übersetzungen (der römischen Geschichte, des Staatsrechtes) besonders gezählt; bringt man diese in Abzug, bleibt noch immer die stattliche Zahl von rund 850 und seitdem sind 15 arbeitsreiche Jahre des bis ans Lebensende rüstig schaffenden Greises verflossen! Bedenkt man nun, daß Mommsen sich nur wenig der Hilfe anderer bei der Herstellung der Manuskripte bediente und die Korrekturen während des Druckes selbst besorgte; so käme man bei der Berechnung der Zeit, die ein normal arbeitender Mann auf Schreiben und Verbessern verwenden müßte, zu ebenso interessanten Ergebnissen, wie ein Statistiker für die Feststellung des für Handschriften, Korrekturabzüge und Druck benötigten Papieres, schon das Gewicht aller einzelnen Bücher und Aufsätze muß ein recht stattliches sein.

Daß ein Mann von solch großer Arbeitsleistung rasch schreiben und daß die Schrift eine sehr flüchtige sein mußte, ist klar und Mommsens Schrift war klein und zierlich, mehr andeutend als deutlich und bot Lesern und Setzern manche Pein. Besondere Arbeit verursachte aber die Korrektur; denn meist gestaltete der rastlos arbeitende Gelehrte den Text so um, daß er im Laufe der Korrekturen, deren er oft mehrere verlangte, von Grund aus verändert wurde. Namentlich war dies bei dem ohnehin schwierigen Satz des großen Inschriftenwerkes der Fall und so erklärt es sich, daß gelegentlich einer Streikbewegung in Berlin in einer sozialdemokratischen Versammlung ein Setzer ein Blatt des Corpus inscriptionum latinarum mit den Korrekturen Mommsens vorwies, um zu zeigen, was man von einem Setzer verlange. Diese Zumutungen des „Bourgeois" wurden mit größter Entrüstung aufgenommen. Gleichwohl erfreute sich der Verfasser der römischen Geschichte, der vielleicht der volkstümlichste Gelehrte Berlins war, auch im Kreise der Sozialdemokraten der größten Verehrung, wie er ja auch selbst im Vorjahr das Zusammengehen der Freisinnigen mit ihnen empfahl.

Schon der erwähnte große Umfang seiner Schriftstellerei läßt ja auch die beispiellose Schnelligkeit, mit der dieser phänomenale Kopf arbeitete, dem die Hand nicht schnell genug folgen konnte, schließen. Aber man muß es miterlebt haben, um es voll zu begreifen. Schon Gustav Freytag rühmt und klagt zugleich in seinen „Erinnerungen" aus der Leipziger Zeit: „Mommsen schuf große Not, denn kaum hatte man eines seiner Werke in sich aufgenommen, so war eine andere große Arbeit da, welche wieder zwang, ihm nachzugehen." Aber noch viel eindrucksvoller wirkte es auf die Fachgenossen, wie rasch etwa dem Auftreten eines neuen Fundes, dem Erscheinen eines neuen Buches oft die eingehendsten und umfassendsten, den Gegenstand von allen Seiten beleuchtenden, alles in Betracht kommende Material verwertenden Abhandlungen, die nicht selten ganze Bücher waren, folgten. Verblüffend wirkte es aber auf die Teilnehmer an seinen Übungen, wie rasch als Ergebnis der Besprechungen von ihnen gelieferter Arbeiten — ich habe es an mir selbst erfahren — die fertige Abhandlung des Meisters im Druck erschien.

Mommsen als Lehrer! Wer es nicht an sich selbst erfahren hat, der glaubt es kaum, welche Summe von Empfindungen diese drei Worte bei jedem wecken, der als stolze Erinnerung seiner Studienzeit das Bewußtsein bewahrt, nicht nur „Hörer" des Mannes, dessen Weltruf schon lange begründet war, gewesen zu sein, sondern dem Kreise derer angehört zu haben, die im engeren Sinne des Wortes seine Schüler waren, die bei ihm die ersten Versuche gemacht und bei ihm arbeiten gelernt haben. Auch ich hatte das Glück 1879—1881 an Mommsens Übungen teilzunehmen und unvergeßlich bleibt der Eindruck meines ersten Besuches bei dem gefeierten Lehrer, der keine bestimmte Sprechstunde hatte. Um nähere Anleitungen für die Bearbeitung eines mir nach meinem bisherigen Studiengang besonders zusagenden Themas zu erhalten, wanderte ich, ein junger Student, eines Tages nach Charlottenburg, wo Mommsen in der Marchstraße 8 ein nettes Häuschen besaß. Ich wurde in das Arbeitszimmer, drei Treppen hoch, gewiesen, wo mich der greise Gelehrte im Schlafrock freundlich empfing, neben sich auf einem kleinen Sofa Platz nehmen hieß, und sich mit mir alsbald in ein Gespräch über das in Betracht kommende Thema einließ. Ich war ihm nicht der Belehrung heischende Neophyt, sondern der jüngere Kollege, mit dem er Gedankenaustausch pflog. Um so belehrender und anregender war diese Unterredung, sie zwang den Neuling, sich rasch die zum selbständigen Arbeiten nötigen Kenntnisse anzueignen und gestärkt und gehoben verließ er die mit Büchern bis zur Decke vollgefüllte Arbeitsstube des Gelehrten, die er mit heiliger Scheu und bangen Herzens betreten hatte.

Daß Mommsen die ihm überreichten Arbeiten samt den darüber schriftlich erstatteten Referaten sorgfältig prüfte, braucht kaum gesagt zu werden. Die „Besprechung" legte davon Kunde ab, noch mehr bewiesen es die am Rande beigefügten Bemerkungen, die, mochten sie an-

erkennend oder tadelnd sein, kurz und prägnant waren und auch im Ausdruck seinen eigenartigen Stempel trugen. Es fehlte auch nicht an scharfen und drastischen Bemerkungen; so schrieb er einem — es war auch ein Österreicher — der dem Meister durch Übertragen moderner Begriffe auf antike Verhältnisse glaubte eine besondere Freude zu machen, bei einer etwas gewagten Wendung, an den Rand: »Quod licet Jovi, non licet . . .« Mit den einleitenden, mit erklärlicher Spannung erwarteten Worten war Erfolg und Mißerfolg der Arbeit ausgesprochen; wie freute ich mich, als Mommsen mit den Worten begann: „Ich habe Ihre Arbeit mit Vergnügen gelesen."

Im Kreise seiner Jünger war Mommsen von großer Lebhaftigkeit und der so ernste und stets arbeitsfrohe Mann konnte auch frohgesellig sein. Lebhaft ist mir ein Symposion im Hause Mommsens in Erinnerung, das die Teilnehmer an seinen Übungen am Schlusse des Sommersemesters vereinte. Wir hatten die letzte Sitzung, während die früheren im „Hörsaal" der Universitätsbibliothek stattfanden, draußen in Charlottenburg, und als wir uns empfehlen wollten, wurden wir im Erdgeschoß aufgefordert, einzutreten und uns zu „stärken". An einer langen Tafel nahm Mommsen mitten unter den jungen Leuten Platz und während draußen die Frau Professor, unterstützt von ihren älteren Töchtern, dafür sorgte, daß Speise und Trank nicht fehlten, ließen drinnen der liebenswürdige Zuspruch des Wirtes, dem der älteste Sohn sekundierte, die anfängliche Scheu bald schwinden. Eine besondere Würze des Mahles aber war das zwar lebhafte, aber zumeist auf ernster, wissenschaftlicher Höhe sich haltende Gespräch, dessen Kosten der Hausherr zum größten Teile selbst trug. Die Unterhaltung betraf zumeist Einzelfragen aus der Geschichte der römischen Kaiserzeit. Da der vierte Band der „römischen Geschichte" noch ausstand — er ist ja überhaupt nicht erschienen — und der fünfte Band, der ihn zum Teil ersetzen sollte, damals noch fehlte, so benützten die Jünger die Gelegenheit, den Meister über Einzelheiten, wie Beurteilung hervorragender Personen und Schriftsteller, wie Tacitus, Juvenal u. a., „auszufragen". Konnte man einerseits die Gewandtheit bewundern, mit der Mommsen die von allen Seiten an ihn gerichteten Fragen beantwortete und durch seine scharfgeschliffenen Bemerkungen zu weiteren Fragen anregte, so war auch der feine, oft witzigen, manchmal beißenden Spott enthaltende Ton seiner, wenn auch vom Moment eingegebenen Antworten von eindrucksvoller Wirkung. So war auch dieses gemütliche Beisammensein, bei dem Mommsen, der dem Weingenuß nicht abhold war — sein Weinkeller erfreute sich eines guten Rufes — und seine Gäste wacker pokulierten, doch auch lehrreich im höchsten Grade: wie in den Übungen bot sich auch hier Gelegenheit, in die geistige Werkstätte des Meisters manchen Blick zu tun und dadurch Gewinn für die eigene Arbeit einzuheimsen.

Daß ein Mann wie Mommsen, der zwar ein scharfes Auge hatte, aber kurzsichtig war und sich der Brille bedienen mußte, zu dessen Natur es gehörte, seinen Geist stets mit einer bestimmten Frage zu beschäftigen, von der bekannten Zerstreutheit des deutschen Professors, dessen Typus er ja auch im Äußern ganz zum Ausdruck brachte, nicht frei war, ist fast selbstverständlich und eine Reihe selten wahrer, meist falscher Anekdoten wurde in unserem Kreise und wird jetzt allenthalben erzählt. Ein Vorkommnis aus dem Jahre 1879, das von Augenzeugen, unmittelbar nachdem es stattgefunden, erzählt wurde, mag hier mitgeteilt werden. Kaiser Wilhelm wurde nach seiner Rückkehr — es war nach seiner Verwundung durch Nobiling — mit besonderen Feierlichkeiten in Berlin begrüßt. Es fanden Empfänge statt: Akademie und Universität brachten ihre Glückwünsche dar. Mommsen mußte zweimal, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, deren ständiger Sekretär er war, und als Universitätsprofessor, erscheinen, jedesmal in anderer Tracht. Da passierte es dem zerstreuten Gelehrten, daß er den Professorentalar verkehrt anlegte, mit der Innenseite nach außen: kein Geringerer als der damalige Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich III., soll diesen Toilettefehler bemerkt und lächelnd verbessert haben.

Aber diese Zerstreutheit und die sich daraus ergebende Unachtsamkeit auf Außendinge brachten ja auch den greisen Gelehrten zweimal in Gefahr, ihr Opfer zu werden. Und nicht vergessen kann ich des schreckensvollen Eindruckes, den eines Morgens die Nachricht vom Brande, der im Hause Mommsens in der Nacht — es war 1880 — gewütet hatte, auf uns machte. Ein noch brennendes Zündhölzchen hatte der Gelehrte in den Papierkorb geworfen und nicht bemerkt, daß dieser in Brand geraten war. Und diese Unachtsamkeit passierte nicht das erstemal: acht Tage vorher war dasselbe geschehen, aber damals hatte eine Tochter es noch rechtzeitig bemerkt und ein weiteres Umsichgreifen des Brandes verhütet. Erleichtert atmeten wir alle auf, als wir erfuhren, daß die ersten ihn selbst betreffenden Nachrichten übertrieben waren und das Unglück — groß genug — sich nur auf die Bücher und Schriften erstreckte. Ganz unverletzt blieb er allerdings nicht, aber hauptsächlich waren es wohl der Schreck und die Empfindung des großen Verlustes, der im Brande der Schriften

lag, die ihn aufs Krankenlager warfen. Aber bald siegte seine kräftige Natur und er überwand das körperliche und seelische Leid. Damals zeigte sich aber auch glänzend die große Verehrung, deren er sich erfreute; in kurzer Zeit war eine ausreichende Summe im Kreise seiner Freunde aufgebracht, um die Bibliothek wieder herzustellen. Und dadurch angeregt entstand auch der Gedanke, der bald seine Verwirklichung fand: dem verehrten Manne durch eine Art Dotation, was wohl von privater Seite noch nie geschehen ist, die Möglichkeit sorgenfreien Schaffens zu bieten; über 100.000 *M* wurden als Ergebnis dieser Sammlung ihm überreicht.

Bei dem Brande gingen jedoch auch Handschriften, die Mommsen von auswärtigen Bibliotheken geliehen wurden, zu grunde, ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft, bei dem nur der Gedanke einigen Trost gewähren konnte, daß Mommsen sie bereits benützt hatte. Und noch nach Jahren wurde ich voll Wehmut an dieses Ereignis erinnert, das der Wissenschaft noch verhängnisvoller hätte werden können. Als ich 1889 in der Bibliothek von Trinity Hall in Cambridge in England eine Handschrift verlangte und sie am Standort nicht gefunden wurde, da schlug der Beamte nach längerem Suchen im Katalog nach, da er meinte, die von mir angegebene Signatur wäre vielleicht falsch; sie war jedoch richtig, im Katalog stand aber der Vermerk: »burnt at Mommsen«.

Wie bekannt, kam Mommsen noch ein zweitesmal – es war einige Monate vor seinem Ableben – diesmal durch unvorsichtiges Hantieren mit einer Kerze zu Schaden, doch verlor er dabei lediglich seinen Kopfschmuck, die weißen Locken, die sein Haupt umwallten. Aber da er wohl am Geiste, nicht am Körper ein Riese war, so verlor er seine Kraft nicht, wie weiland Simson, mit seinen Locken.

Wie Mommsen der geborene Akademiker war – seine geistsprühenden Reden und Begrüßungsansprachen in der Akademie, in denen er es meisterhaft verstand, mitunter in die liebenswürdigsten Worte den kritischen Stachel zu hüllen, waren ein Geistesfest für jung und alt – so war er auch im besten Sinne des Wortes akademischer Lehrer.

Es klingt deshalb wie eine Ironie des Schicksals, daß er seine Tätigkeit als Lehrer an einem – Mädchenpensionat begann. Vielleicht hängt damit die Gemütstiefe, die ihm bei aller Geistesschärfe zu eigen war und sich in seinem innigen Verhältnisse zur Familie nicht minder als zu Schülern und Freunden, besonders aber in seiner Liebenswürdigkeit Frauen und Mädchen und Freundlichkeit Kindern gegenüber äußerte, ebenso zusammen, wie das Interesse, das er dem Schulwesen immer bewahrte. Besonders lag ihm die ungeminderte Pflege der klassischen Studien an den Gymnasien am Herzen, wenngleich er einer gedeihlichen Fortentwicklung der Schulen nicht abgeneigt war; was er aber haßte, das war die Verflachung, die er für Preußen mit der Schulreform des Jahres 1892 eingeleitet sah. Ich selbst besitze als wertvolle Erinnerung ein Schreiben Mommsens aus dem Jahre 1892, dessen wesentlichen Inhalt ich hier wohl mitteilen darf. Ich hatte zwei resumierende Artikel über die genannte Reform in der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht und mir sein Urteil über die Reform und meine Artikel erbeten. Er war mit beiden nicht einverstanden: mein Bericht war ihm zu wenig kritisch, was er allerdings auch zunächst nicht sein wollte.

Über die Reform schrieb er mir am 17. September 1892: „Es ist richtig, daß das ‚kraftvolle Eingreifen' des Kaisers zu einem recht kraftlosen Ergebnis geführt hat, daß keine ‚Überstürzung' stattgefunden hat, das heißt kein irgendwie neuer Gedanke und kein konsequenter Plan durchgeführt worden ist. Das Ergebnis ist Fortwandeln im alten Gleis mit entsprechender Verflachung. Der Unterricht im Lateinischen wird auf das schwerste geschädigt durch die Beschränkung des Lateinschreibens. Das absurde Verfahren bei dem französischen Unterricht bleibt wie es ist; wo der ‚praktische Gebrauch der Sprache' herkommen soll, weiß man so wenig jetzt wie früher. Das Hineinziehen der Politik in den Geschichtsunterricht ist ein wahres crimen læsæ iuventutis; Hohenzollerngeschichte mit Friedrich Wilhelm III. und IV. und Bürgerfreundlichkeit in unseren Anstalten vortragen, heißt geradewegs den Bengeln die Sozialdemokratie einimpfen."

Auf der 1892 eingeschlagenen Bahn ist die preußische Unterrichtsverwaltung auf die Initiative des deutschen Kaisers hin seither fortgeschritten und hat die Forderungen der Zeit immer mehr erfüllt; mit der Befürchtung, daß dadurch das alte humanistische Gymnasium schwer geschädigt sei, stand Mommsen gewiß nicht allein. Mag aber auch in prinzipieller Hinsicht das Urteil anders lauten, daß Mommsen im einzelnen die Mängel scharf und treffend beleuchtete, wird niemand verkennen, und seine kritischen Bemerkungen sind mir bei der Broschüre, die aus jenen Aufsätzen entstand, sehr zu statten gekommen.

In besonders lebhafter Erinnerung bleiben mir ein Besuch bei Mommsen zu Weihnachten 1893 und die geistige Frische und jugendliche Schärfe seiner Urteile über die politischen Zustände in Italien und in Österreich. Erwähnt sei hier, daß Mommsen eine sehr hohe Meinung von dem italienischen Staatsmann Crispi hatte.

Als ich im Sommer 1902 mein „Register zu den archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn“, die auch einige wertvolle Beiträge von Mommsen enthalten und deren 20. Band dem Altmeister zum 80. Geburtstag gewidmet worden war, vollendet hatte, überschickte ich ihm ein Exemplar und trug ihm unter einem die Bitte vor, mich in meinem neuen Unternehmen, der Redaktion der „Pädagogischen Zeit“, zu unterstützen und mir, wenn Zeit und Stimmung es gestatten, einen Beitrag zur Verfügung zu stellen. Darauf erhielt ich von Mommsen folgendes, für sein ganzes Wesen und seine damalige Stimmung so charakteristisches Billet:

„Geehrter Herr! Vielen Dank für das nützliche Register, das Sie für die ‚A. E. M.‘ (‚Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen‘) hergestellt haben.

Unterstützung für Ihr journalistisches Unternehmen dürfen Sie von einem alten, müden Mann, wie ich es bin, nicht erwarten. Das Hoffen habe ich zu lernen versucht und in einigen kurzen Fristen meines langen Lebens dachte ich, es gelernt zu haben; aber wie sehr ich mich geirrt habe und wie alles das wieder verlernt werden muß, das lehrt leider jetzt jeder Tag. Schule und Staat werden gleichzeitig bei Ihnen wie bei uns systematisch ruiniert. Ch., 28. September 1902. Ihr Mommsen.“

Das Schreiben war wohl Ausdruck seiner damaligen seelischen Stimmung und das scharfe Urteil, das für Österreich dadurch gemildert wird, daß es auch über Deutschland gefällt ward, mag wohl durch die innerpolitischen Vorgänge hüben und drüben, besonders durch die schwankende und unklare Unterrichtspolitik in Deutschland und den Nationalitätenkampf in Österreich veranlaßt worden sein. Bezeichnend ist jedoch die ganze Äußerung für den Idealismus, der Mommsen stets beseelte, und für die ihm eigene Schärfe des Urteils und die impulsive Form ihres Ausdrucks, die er sich, während das Alter sonst mild stimmt, bis zuletzt bewahrte und die nur eine wehmutsvolle Resignation zuließen. Aber der „müde, alte Mann“ hat seither noch die Ausgabe des »Codex Theodosianus« fertiggestellt und auch in den Vorgängen des Tages seine Stimme gelegentlich kraftvoll vernehmen lassen!

Von der Woche.

20. November. Der deutsche Bergarbeitertag in Dux befürwortet die nationale Gewerkschaftsorganisation. — Eine sozialdemokratische Versammlung in Innsbruck verlangt in einer Resolution, daß ein Nationalitätenbundesstaat der autonomen Völker angestrebt werden soll. — Eröffnung des Kollegiums für Hörer der tschechischen Hochschulen in Prag. Minister Randa hält hiebei eine Ansprache, in der er den tschechischen Studenten empfiehlt, die Sprachen großer Kulturvölker sich anzueignen und von deren kulturellen und wirtschaftlichen Errungenschaften Nutzen zu ziehen. — Enthüllung eines Denkmals für den Oberbergrat Peter v. Tunner in Leoben. — Eröffnung des Gewerbeförderungsdienstes für Triest und Istrien in Triest. — Herrenhausmitglied Graf Adalbert Kottulinsky (geb. 1847) auf Schloß Neudau bei Graz †.

21. Hofrat Professor Karl Stellwag von Carion (geb. 1823) in Wien †. — Das k. k. Telegraphen-Korrespondenzbureau veröffentlicht eine Übersicht der bisherigen Ergebnisse des Reformwerkes in den makedonischen Vilajets, auf Grund der Berichte der Zivilagenten Österreich-Ungarns und Rußlands.

22. Gasexplosion im Südstollen des Karawankentunnels, bei welchem 14 Arbeiter ums Leben kommen. — Die Skupschtina beschließt eine Adresse an den König, in welcher betont wird, daß freundschaftliche Beziehungen zu Österreich-Ungarn die beste Grundlage für eine normale ökonomische Entwicklung Serbiens bilden. — 284. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Debatte über die Regierungserklärung. Der Unterrichtsminister verteidigt den Standpunkt der Regierung in Angelegenheit der italienischen Rechtsfakultät, gibt aber zu, daß die Regierung bei Errichtung der slawischen Parallelklassen in Troppau und Teschen sich geirrt haben könne. Der Ministerpräsident nimmt den Statthalter in Tirol gegen die Angriffe des Abgeordneten Dr. Erler in Schutz. — Eine Volksversammlung in Innsbruck verlangt neuerlich die Schließung der italienischen Fakultät und die Abberufung des Statthalters. — Das neue Sittenstück Artur Schnitzlers „Haus Delorme“, welches im Kleinen Theater in Berlin zum erstenmal hätte aufgeführt werden sollen, wird von der dortigen Zensur verboten. — In Neapel findet eine katholische Protestversammlung gegen die Innsbrucker Vorgänge statt.

23. Inauguration des Rektors der tschechischen Universität in Prag Professor Dr. Franz Storch. Der neue Rektor gibt der Hoffnung Ausdruck, daß Minister Randa für die Errichtung einer tschechischen Universität in Mähren eintreten werde. — 285. Sitzung des Abgeord-

netenhauses: Fortsetzung der Debatte über die Regierungserklärung. Die Abgeordneten Kaiser, Dr. Petelenz und Dr. Michejda sprechen über die slawischen Parallelklassen in Schlesien, Abgeordneter Biankini greift den Statthalter in Dalmatien an und tritt für die Anerkennung der Zeugnisse der Agramer Universität („volle Reziprozität") in Cisleithanien ein. Die Kroaten zögen diese Anerkennung dem langen Kampfe für die Gründung einer eigenen kleinen Universität vor. — Der Jungtschechenklub wählt Dr. Pacak zum Obmann, Dr. Stransky zum ersten und Dr. Kramarz zum zweiten Obmannstellvertreter. — Linienschiffskapitän Jerolim Freiherr v. Benko (geb. 1842) in Wien †.

24. Der zweite Wahlkörper des Großgrundbesitzes in der Bukowina wählt einstimmig den Landtagsabgeordneten, Sekretär der Finanzprokuratur Dr. Alexander Freiherrn v. Hormuzaki (Rumäne) in den Reichsrat. — 286. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Erklärungsdebatte. Der Ministerpräsident erwidert auf mehrere Reden, darunter insbesondere auf jene des Abgeordneten Biankini, erklärt, daß die Innsbrucker italienische Rechtsfakultät deshalb nicht geschlossen werden könne, weil sonst den Studenten ein Semester verloren gehen würde, versichert, daß kein Handel mit den Tschechen stattgefunden habe und verlangt dringend die Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses, „um die wichtigsten Staatsnotwendigkeiten zu erledigen, den Fortschritt zu ermöglichen, den Parlamentarismus zu erhalten". Die Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses sei die Erlösung des Staates von seinen größten Sorgen, für die Parteien die Befreiung von allen jenen Gefahren, welche je nach dem im Falle der Fortdauer der Obstruktion proklamierten System ihnen drohen. Die Abgeordneten Graf Palffy und Freiherr v. Ludwigstorff protestieren in einer Anfrage an den Präsidenten, jener auch im Namen des Polenklubs, des Zentrums, des Rumänenklubs, des slawischen Verbandes und des südslawischen Fortschrittsklubs, „gegen das unerhörte Vorgehen", daß „einige Abgeordnete die Redefreiheit derart mißbraucht haben, daß sie sogar die allerhöchste Dynastie in empörender Weise in die Debatte gezogen haben". Abgeordneter Daszynski nennt diese Erklärung eine arge Provokation und „protestiert gegen diese geschäftsordnungswidrige Bevormundung des Präsidiums". Nach Schluß der Sitzung finden auf der Galerie lärmende sozialdemokratische Demonstrationen statt. — Der deutsche Vollzugsausschuß nimmt den ausführlichen Bericht des Viererausschusses über die mit dem Ministerpräsidenten geführten Verhandlungen entgegen und empfiehlt den deutschen Parteien, sich ihre weitere Stellungnahme gegenüber den politischen Ereignissen und den Maßregeln der Regierung vorzubehalten. Angesichts der schwierigen Lage erachtet es der Vollzugsausschuß als die erste Pflicht aller Deutschen, an der Einigkeit unverbrüchlich festzuhalten.

25. Der Verband der Deutschen Volkspartei nimmt den Bericht über die vom Vollzugsausschusse unternommenen Schritte zur Kenntnis, erklärt, daß die Haltung und die Ausführungen des Ministerpräsidenten unbefriedigend und nicht geeignet seien, das tiefgehende Mißtrauen zu zerstreuen, gibt der Hoffnung Ausdruck, daß alle Deutschen bei der Abwehr allfälliger Maßnahmen der Regierung, die eine Schädigung deutscher Interessen bedeuten, zusammenstehen werden und beauftragt den Vorstand, auf den Präsidenten des Abgeordnetenhauses einzuwirken, daß dieser eine Besprechung der Obmänner aller Parteien einberufe, in der festzustellen sei, ob und wie die Arbeitsfähigkeit des Hauses ermöglicht werden könne. — Die Handelskammer in Lemberg wählt den Bürgermeister dieser Stadt, Dr. Malachowski, in den Reichsrat. — Der Landtag der Provinz Rom beschließt einen Protest gegen die Vorgänge in Innsbruck.

26. Eröffnung der Lokalbahn Korneuburg—Ernstbrunn. — Fürst Hugo Windischgrätz (geb. 1823) auf Schloß Haasberg in Krain †. — Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Johann Frank (geb. 1839) in Wien †. — Erste Aufführung von Otto Ernsts Schauspiel „Bannermann" im Burgtheater.

*

Die politische Lage. Von maßgebender Seite wird uns geschrieben: Mit seltener Entschlossenheit hat Graf Tisza der Obstruktion im ungarischen Abgeordnetenhaus einen wohlüberlegten, lang und sorgsam vorbereiteten Schlag versetzt. Mitten während eines ohrenbetäubenden Tumultes ließ der Präsident über einen Antrag auf Abänderung der Geschäftsordnung abstimmen. Ehe die Minorität noch wußte, was vorging, wurde die Annahme der neuen Bestimmungen verkündet und gleich darauf die Session geschlossen. Kein Zweifel, daß hier ein Gewaltstreich vorliegt, aber Graf Tisza will ihn gar nicht beschönigen, offen gesteht er ein, daß „der ganzen Komödie ein Ende" bereitet werden mußte, sollten nicht Staat und Nation zu grunde gehen durch das Verhalten einiger weniger, die alle Traditionen und die Pietät für die große Institution des Parlamentarismus vergessen hatten. Und er baut auf die Zustimmung des Volkes. Hat die Nation der fortwährenden unfreiwilligen Verletzung der Gesetze durch die Regierung während des langen Ex-lex-Zustandes ihre Sanktion erteilt, so wird sie diese noch viel eher der einmaligen Nichtbeachtung der Geschäftsordnung geben, die nur

die Wiederherstellung normaler Verhältnisse bezweckt.

Auf Tiszas Vorgehen lenkt sich heute die allgemeine Aufmerksamkeit nicht nur in Ungarn, sondern auch diesseits der Leitha. Es kann folgenschwer werden, dort und hier. Der ungarische Premier hat gewiß nicht an entlegene Länder gedacht, als er jüngst im liberalen Klub meinte, daß jene Völker, denen das Gefühl der Verantwortlichkeit, die Entschlußfähigkeit und die sittliche Kraft zur Überwindung gewisser Krisen des Parlamentarismus mangeln und die dadurch den Bankrott des Verfassungslebens herbeiführen, der Freiheit unwürdig sind, die sie besitzen.

Die Probe auf das Exempel wird in Ungarn nicht ausbleiben. Es ist die Stimmung im Lande, die bei den Wahlen zum Ausdruck kommen wird. Steht die Nation auf Tiszas Seite, dann wird er der große Mann sein, denn wer in der Politik den Erfolg für sich hat, der — hat auch recht.

Ein ähnlicher Gewaltstreich in Österreich wäre von viel größerer Bedeutung, weil bei uns das politische Leben noch lange nicht so tief in das Volk gedrungen ist, daß seine Stimme als oberster Richter gilt. Freilich für den Augenblick scheint glücklicherweise die Gefahr beseitigt zu sein, daß Tiszas Vorgehen hier zur Nachahmung anregen könnte. Dämmert es auch noch, dürfte doch der Tag nicht ferne sein, wo endlich wieder geordnete Zustände in unserem Parlamente herrschen werden. Der tote Punkt scheint überwunden und die Beziehungen zwischen den Deutschen und der Regierung, die durch die letzten Ereignisse in bedenklicher Weise gestört waren, bessern sich. Die jüngste Rede des Ministerpräsidenten hat augenscheinlich beruhigend gewirkt und es ist zu erwarten, daß das Mißtrauen der Deutschen gegen die Regierung allmählich schwinden wird. Man hat freilich von einzelnen Seiten eine bestimmtere Sprache von der Ministerbank aus erwartet; man vergißt dabei aber, wie vorsichtig das Ministerium gerade jetzt seine Worte wählen muß, um nicht jenen Elementen, die um jeden Preis obstruieren wollen, den willkommenen Vorwand hiefür zu bieten.

Mit lebhafter Freude muß die Einigkeit der Deutschen begrüßt werden. Mögen sie endlich zu der Überzeugung gelangt sein, daß sie nur durch festes Zusammenhalten und nachdrückliches aber geschicktes Verfolgen ihrer Interessen ihre Stellung behaupten und festigen können. Untereinander geeinigt, müssen sie Bundesgenossen werben. Hoffentlich werden die eingeleiteten Verhandlungen von günstigem Erfolg begleitet sein und den Weg zur Arbeitsfähigkeit des Hauses weisen. Die Deutschen hemmt so häufig ihr angestammter Hang zur Theorie. In der Politik führt aber meist entschlossenes und geschicktes Handeln zum Ziel. Ist auch zu loben, daß sie die Aufstellung eines Arbeitsplanes forderten und sich weigern, die Arbeitsfähigkeit von Fall zu Fall zu erkämpfen, so sollte doch nicht die allzu strenge Verfolgung eines Prinzips wieder die Sache selbst gefährden.

Die Völker Österreichs könnten frohe Weihnachten feiern, wenn ihre Abgeordneten bis dahin ein wichtiges Stück Arbeit erledigt hätten.

Ein eingegangenes Wiener Blatt. Im ersten Heft wurde mitgeteilt, daß das „Deutsche Tagblatt" aus der von Karl Hermann Wolf gegründeten „Ostdeutschen Rundschau" hervorgegangen, am 23. Oktober zu erscheinen aufgehört habe und zwei Tage später an seine Stelle das äußerlich fast unveränderte „Neue Deutsche Tagblatt" getreten sei. Nun hat auch dieses Blatt sein Erscheinen eingestellt und damit findet eines der seltsamsten Kapitel in der Geschichte der Wiener Zeitungsgründungen seinen Abschluß. Ein Kenner der deutschnationalen Partei- und Preßverhältnisse Wiens skizziert uns im folgenden den Leidensgang sowie die inneren und äußeren Ursachen vom Glück und Ende dieses Unternehmens, das eine Zeit hindurch im politischen Leben Österreichs eine so hervorragende Rolle gespielt hat, daß ein Rückblick auf sein Werden und Vergehen hier wohl am Platze ist:

„Sonntag den 20. November ist die letzte Nummer des „Neuen Deutschen Tagblattes" erschienen. Kaum einen Monat hat die „neue" Herrlichkeit eines alten, schon seit langem dem Untergange geweihten Zeitungsunternehmens gedauert; sie war nur das letzte Stadium einer zweijährigen Agonie, deren unerquickliches Schauspiel nun ein Ende gefunden hat. Viermal hat das Blatt im Verlaufe der letzten zwei Jahre den Besitzer gewechselt und zweimal den Titel. Umsonst waren alle Bemühungen, es in den Dienst der deutschen Volkspartei zu stellen und dafür ihre finanzielle Unterstützung einzutauschen; es konnte sich von dem Todesstoße, den Schönerer seinem Gründer versetzt hatte, nicht mehr erholen, und die politische Unfähigkeit der All-Deutschen steht am Grabe eines nationalen Preßversuches, der ein politischer Machtfaktor für die Deutschen in Österreich hätte werden sollen. Daß er es nicht geworden ist und daß vorzeitig in jämmerliches Siechtum verfiel, was so kraftvoll und himmelstürmend eingesetzt hatte, daran ist nicht bloß die lähmende Eitelkeit Schönerers schuld, nicht allein seine stets lauernde Eifersucht auf Wolf, sondern vor allem sein unausrottbarer, unduldsamer Parteidoktrinarismus, der Bismarck vergötterte, ohne auch nur die leiseste Ahnung zu haben von der Technik seiner politischen Groß-

taten und Erfolge und der, statt mitzuarbeiten am Webstuhl der österreichischen Politik, statt vorzubeugen und zu verhindern, sich hinter seine dogmatischen Ideale verschanzte, um dann gegen vollzogene Tatsachen mit dem ganzen Pathos radikaler Kraftmeierei zu demonstrieren. Und noch eines trug den Keim zu dem vorzeitigen Siechtum in das Blatt: der burschikose Leichtsinn, womit es gegründet worden und der auch dann noch am Werke blieb, als sich die Gelegenheit bot, es vom schwankenden Boden einengender Zufallsgönnerschaft auf eine solide wirtschaftliche Grundlage zu rücken. Mit einem Betriebskapital, das kaum für die Herstellung einer einzigen Nummer hinreichte, wurde die „Ostdeutsche Rundschau" am 1. Oktober 1893 aus einem Wochenblatt, das sein Dasein der Opferwilligkeit eines idealgesinnten Parteimannes verdankte, in ein Tagblatt umgewandelt. Am Tage, an dem abends die erste Nummer erscheinen sollte, mußte vormittags erst die Kaution aufgetrieben werden, die damals von jedem Zeitungsunternehmen gefordert wurde. Täglich pochte die Geldverlegenheit an die Pforten des jungen Unternehmens, täglich stand es vor der Ungewißheit, ob es morgen noch werde fortgeführt werden können. Es war die fröhlichste und unbekümmertste Armut, in der je ein Wiener Tagblatt geschrieben worden ist. Geschrieben vom Leitartikel bis zur Ankündigungsseite und jede Rubrik voll sprudelnder Polemik, in der die radikalsten Ideen sich reckten und gebärdeten, als wollten sie Walhall vom deutschen Götterhimmel herunterholen und auf dem Franzensplatz als Trutzburg ungebrochenen Germanentums errichten. Und diese fröhliche Armut lebte einzig und allein von der nationalen Begeisterung, aus der das Blatt hervorgegangen ist; sie trug es über alle Fährlichkeiten hinweg und eine wohl organisierte Agitation eroberte ihm die deutsche Provinz und brach den Widerstand, den ihm die Wiener Kaffee- und Gasthäuser entgegensetzten. Die Sehnsucht nach einem unabhängigen, nur den politischen und kulturellen Interessen der Deutschen in Österreich dienenden Blatte war so groß, daß jede Nummer der „Ostdeutschen Rundschau" auch von politischen Gegnern auf das eifrigste gelesen, man könnte beinahe sagen: verschlungen wurde. Das Blatt hatte in der Tat auch anfangs so etwas wie eine selbstlose Seele, und Wolf schien der Mann, das Ideal eines unabhängigen Tagblattes zu verwirklichen. Er hatte einige von gleicher Gesinnung erfüllte, strebsame Journalisten um sich geschart, auf deren Treue und Selbstlosigkeit er sich verlassen konnte. Mit ihnen bildete er so eine Art Republik. Nur hatte diese Republik nicht einen Großherzog an der Spitze, sondern ihrer gleich zwei. Der eine war Wolf, das offizielle Oberhaupt, der andere Schönerer, das heimliche, das hinter jeder Äußerung selbständiger Meinung Verrat an den Parteigrundsätzen witterte und sich nicht genug tun konnte, das junge Unternehmen den törichtesten Belastungsproben zu unterziehen. Es mußte für ihn Prozesse führen, für ihn sich konfiszieren und zu Geldstrafen verurteilen lassen, und nur auf Umwegen war es ihm beizubringen, daß eine politische Partei, die nicht im Reichsrate vertreten ist, einem Messer ohne Griff gleichkomme; denn er hatte einmal das große Wort gelassen ausgesprochen: „Auf, Goten, laßt uns sterben!" und er hielt es für eine besondere Charaktertugend, an einer Dummheit festzuhalten, auch wenn sie so handgreiflich war wie die, daß ein Politiker – nota bene: ein Parteiführer! – um eines rhetorischen Versammlungseffekts willen sich und seinen Anhängerkreis zur resignierenden Untätigkeit, d. h. zum Selbstmorde, auffordert. Wolf mochte die besten und reinsten Absichten haben, er wurde an ihrer Ausführung durch das Gefühl parteipolitischer Abhängigkeit und durch die doktrinäre Unduldsamkeit des Schloßherrn von Rosenau gehindert. Dazu kam noch die ständige Sorge, Mittel zur Fortführung des Unternehmens zu beschaffen. Da Wolf kein Geschäftsmann war, pumpte er nur für den Tag das Allernotwendigste, statt durch eine große Finanzaktion die Vorbedingungen zu einer ruhigen Entwicklung zu schaffen. Und dennoch hielt das von täglichen Geldverlegenheiten umbrandete Schifflein stand, obwohl oft monatelang der Steuermann fehlte. Wolf mußte sich auf die Jagd nach Mandaten für die Gönner seines Blattes begeben, und als endlich die „Alldeutsche Partei", dank seiner Agitation, sechzehn Mann stark, aus dem deutschböhmischen Wahlkampfe ins Parlament einzog, da hatte es den Anschein, als sollte das verhöhnte „Spatzenblättchen" ein politischer Machtfaktor in Österreich werden. Die stürmischen Badeni-Tage kamen, wo der „Ostdeutschen Rundschau" aus jeder Konfiskation neue Abnehmer erwuchsen, es folgte das Duell mit Badeni, das Wolf eine Nationalspende eintrug. Das schöne Sümmchen wurde jedoch im Freudenrausch vertrödelt, die „Alldeutsche Partei", die nur in Katastrophenpolitik ihr Heil erblickte, begann in demonstrationsfreien Stunden sich in persönlichen Eifersüchteleien zu ergehen, und als Badeni gestürzt war und der große Novembersturm sich gelegt hatte, war auch das fette Jahr vorüber und es folgten wieder die mageren Jahre, die für das Blatt sich um so schlimmer gestalteten, als der Kredit erschöpft und die Begeisterung verflogen war und Wolf seine gefährlichsten Feinde im eigenen Parteilager hatte. Endlich ward durch eine von freiwilligen Privatdetektiven ausspionierte Weibergeschichte jene Stelle glücklich

entblößt, wo auch Deutschböhmens „Jung-Siegfried" verwundbar war. Er fiel und mit ihm brach seine Schöpfung zusammen: die „Ostdeutsche Rundschau". Was dann folgte, war nur mehr ein Kampf um einen Leichnam. So hinterläßt das eingegangene Zeitungsunternehmen keinen anderen positiven Gewinn, als daß es einige heimische Begabungen entdeckt und in die Literatur eingeführt hat.

*

Puppen.

Ein Puppenfest für Große!

Es ist so verlockend, aus der Rumpelkammer der Erinnerung wieder einmal die verstaubten, verrosteten Kindheitsträume heraufzuholen; wieder einmal die alten, einfachen Spiele zu spielen, vergnügt und harmlos und mit jenem kindlichen Eifer, der die Wangen glühen und die Augen glänzen macht und dem Spielenden das wonnige Bewußtsein vorgaukelt, daß er arbeite! Es gibt wenige so anregende und kurzweilige Beschäftigungen im ganzen Bereich der weiblichen Handarbeiten wie das Puppenkleidernähen. Die Nähte sind so kurz, die Mühe ist so klein, die Aufgabe ist so dankbar. Dieses Wühlen in Stoffen, Farben und Möglichkeiten hat einen ganz eigenartigen Reiz, einen doppelten Reiz, wenn dabei die Vorstellung freudeleuchtender Kinderaugen mitwirkt und anfeuert.

Und um wieviel mehr müssen die Erwachsenen in dieses Arbeitspiel hineinzulegen wissen als die glücklichen, dummen kleinen Mädchen, die mit ungeschickten Patschhändchen die geliebte Puppe in irgend einen alten Lappen wickeln, immer wieder auf die gleiche kunstlose, formlose Art, mit Unterschieden, die nur der Kindesphantasie etwas bedeuten können. Um wieviel mehr müssen die flinken, feinen, geschickten Finger leisten können, denen ein entwickelter Geschmack, ein geübtes Auge, ein künstlerischer Sinn gebietet! Bewußte Schöpferkraft, neue Ideen, in denen sich alles wunderbar ausdrücken läßt, was man von Schönheit, von Freude an Leben und Farbe, von Phantasie und von Humor in sich trägt, wie müssen sie wirken, wie müssen sie schlummernde Gaben wecken, von denen die Besitzerin nichts geahnt hat!

Was haben die tausend Puppen, die jüngst im großen Musikvereinssaal zugunsten des Vereines „Säuglingsschutz" von ihren Spenderinnen und Schneiderinnen verkauft wurden, von alldem erzählt?

Dieser Jahrmarkt bot ein merkwürdiges Bild. Da war ein Gewoge und Gedränge, viele Erwachsene, wenige Kinder, um die entzückenden Puppen geschart — um die Leblosen und die Lebendigen, die gleich kostbar gekleidet und gleich diamantenfunkelnd auf oder hinter den Verkaufstischen standen. Es hat den leblosen Puppen sehr geschadet, daß ihre Toiletten denen der lebendigen so ähnlich waren. Es war ein zu ungleicher Wettbewerb, die steifen, glasäugigen Dinger konnten natürlich trotz der prachtvollen Toiletten auf den hölzernen Leibern, mit ihren genau so schön angezogenen Verkäuferinnen, zu denen die besagten Toiletten so unvergleichlich besser paßten, nicht konkurrieren. Diesen Puppen hätte man die runden roten Babywangen erst wegnehmen und ihnen das schmale, blasse, müde Gesicht der modernen Weltdame geben müssen, ehe man sie in diese Kleider steckte. Ich bin überzeugt, das Kind, das mit schüchterner, zweifelnder Freude diese Puppe in der dekolletierten Seidenrobe empfängt, fragt nicht nach der Kostbarkeit der Flitterstickerei auf dem Ausschnitt, noch weniger nach dem tadellosen Sitz des Kleides auf der geschnürten Taille, die seinem natürlichen Geschmack zuwider sein muß; es wird ihr daheim, sobald es mit ihr allein ist, den Staat rasch ausziehen, sie in die wohlbekannten lieben alten Lappen wickeln, ins Bett legen und in den Schlaf singen. Was tut ein Kind mit einer Balldame? Sie ist seinem Ideenkreis fremd, seine Phantasie kann sie nicht beleben — sie ist ihm nichts, höchstens eine unangenehme Erinnerung an harte Worte, die man bekommen hat, wenn man Mama in ähnlicher Gewandung bewundert und dabei umarmt oder sonst irgendwie angerührt hat.

Diese Ballpuppen, diese latest fashion dress-Puppen, diese Modellpuppen aus Modesalons sind nur ein Spielzeug für Große, für jene Modedamen, denen das Kleid an sich in seiner letztmodernen Ungestalt mit allen sinnlosen Auswüchsen Selbstzweck ist.

Da ist's mit den Puppen in Nationaltracht schon eine andere Sache. Die sind malerisch, interessant und lehrreich. Zum Beispiel diese bosnische Bäuerin mit dem goldgestickten Rock — ein kleines Kunstwerk bis in jedes Detail — alles „echt", alles Handarbeit, vom Kopfschmuck bis zur bunten Schürze. „Preis 200 K" liest eine vorübergehende Mutter von dem angehefteten Zettel ab. Ihr Töchterchen besieht die Puppe mit altklug prüfendem Blick. „Sie ist aber ganz hübsch", sagt sie nach einer stummen Weile.

Wirkliche Freude hatte jung und alt an den Gruppen. Da war ein Altwiener Hochzeitszug, der geradezu stimmungsvoll aussah. Die konventionell lächelnden „Puppengesichter" schienen für den künstlichen Lockenaufbau, die steifen Kostüme und den ganzen zierlichen Aufzug wie eigens geschaffen zu sein. Noch viel schöner

aber war die Gruppe der kroatischen Bauern; jede Figur von Künstlerhand geschnitzt mit markigen Charakterköpfen, wirkliche Bauerntypen, jedes Gesicht mit seinem eigenen glaubhaften Ausdruck, dazu die wunderbar fein ausgeführten, individualisierenden Gewänder — das war eine allerliebste Täuschung von Leben en miniature. Es war, als habe da wirklich etwas wie Schöpfersehnsucht die Hand im Spiel gehabt — etwas von des Menschen ewig unerfülltem Verlangen, seinesgleichen zu bilden nach seinem Sinn und mit eigener Hand.

Und dennoch — auch diese preisgekrönten Statuetten in ihren kostbaren Trachten, ebenso wie die reizenden Rokokodamen mit den gepuderten Perücken und dem Lorgnon in der kokett erhobenen Hand, ja selbst die naturgetreuen Klosterfrauen und die Dominos mit den schwarzen Masken vor dem Gesicht — sie alle waren Spaß und Augenweide für die Großen, Spielzeug für jene raffinierten, blasierten, vergebens nach naiver Freude dürstenden Großstadtmenschen, denen alles gefällt, wenn sie es lang genug vergessen haben, um es neu zu finden.

Vergebens habe ich im Saal nach entzückten Kindern ausgeschaut, vergebens nach den fröhlichen Lauten hellen Jubels gehorcht. Nichts dergleichen konnte ich wahrnehmen, nur einmal habe ich ein winziges Mägdlein bitterlich weinen gehört, als man es von den Buden wegschleppte, weil es seine Ärmchen so sehnsüchtig zu den Verkaufstischen emporstreckte. Es war ja alles viel zu teuer, die Kleine bekam nichts als ein häßliches, zahlenbeschriebenes Brett — ein Tombolalos, um damit eine schöne Puppe zu gewinnen. Das Glücksrad dreht sich — verlorene Hoffnung, da hilft kein Weinen. Wo aber eine kleine Käuferin vor der glücklichen Möglichkeit stand, aus all der blendenden Pracht nach Herzenslust zu wählen, schaute sie ziemlich bedrückt von einem zum andern und griff zuletzt sicher nach irgend einer von den einfachen, süßen, himmelblauen Bébépuppen, die ein faltiges Hängerkleidchen anhatte und einen solchen Hut, wie die kleine Käuferin selbst. Das ist die rechte Gefährtin, mit der läßt sich was anfangen, die sieht aus, als könnte man Freud und Leid des Alltags mit ihr teilen

Diese ganze schöne Puppenidee hat in ihrer Ausführung wenig Überraschendes, hervorragend Neues und Originelles gebracht. Es waren im ganzen die alten Gedanken in neuen Gewändern; und es scheint, daß Puppen in jene alten Gewänder gehören, die ihnen die eigene kleine Puppenmama seit ungezählten Generationen eigenhändig verfertigt und angezogen hat.

Helene Riesz.

*

Burgtheater. Bedächtige Bühnendichter meiden seit einigen Jahren Berliner Erstlings-Vorstellungen ihrer Neuigkeiten und versuchen ihr Glück gern beim nachsichtigeren Burgtheaterpublikum. Solchen Vorsichtsmaßregeln hatten wir nur einmal die Uraufführung einer wirklichen Dichtung zu danken, die trotz aller Schwächen Hauptmanns „Armer Heinrich" war. Sonst sind es fragwürdige Rollenstücke, die wie Fuldas »Novella d'Andrea« und „Maskerade" durch Musteraufführungen gerettet wurden oder unbeschadet außerordentlicher schauspielerischer Leistungen so gründlich abfielen, wie anfangs November „Im grünen Baum zur Nachtigall" und Ende November Otto Ernsts jüngstes Schauspiel „Bannermann". Ernst wagt sich an gutgewählte Stoffe nur leider mit unzulänglicher Kraft. Das Narrenschiff der literarischen Modejugend von heute würde einen neuen Fischart oder Molière so reichlich verdienen wie die von Ernst in „Gerechtigkeit" aufs Korn genommenen Preßbanditen einen zweiten Augier und moderne „Effrontès". Auch der „Zank und Stank" des heutigen parlamentarischen Unwesens schreit nach rächenden Satirikern, die freilich anders aussehen müßten als der Schöpfer des in seinen engen Grenzen gar nicht verächtlichen „Flachsmann als Erzieher". Wer uns heute mit politischen Komödien großen Stils kommen will, muß einen Hauch von Lassales und Bismarcks Geist in ihren Kämpfen gegen Manchesterleute verspürt haben. Im „Bannermann" weht nicht einmal ein Lüftchen aus Sardous „Rabagas" herüber. Ernsts Strafgericht über einen falschen Volksmann vollzieht sich technisch unbeholfen, mit einem starken Aufwand von großen Worten und kleinen Gedanken, mit bewußten und unbewußten Entlehnungen aus den „Stützen der Gesellschaft" und dem „Volksfeind". Alles in allem ist dieser „Flachsmann als Politiker" eine Klein-Kinderkomödie für Erwachsene, die eine Weile geduldig mitgingen, nachgerade aber desto ungeduldiger wurden. Eine Prachtleistung, Reimers' Dithmarsche, rettete den Schlußakt vor dem Äußersten. Trotzdem sind Bannermanns Tage gezählt und die Kassen-Rapporte, gegenwärtig der Inbegriff der Burgtheaterdramaturgie, werden zu neuer Hetzjagd nach neuen Zugstücken spornen. Hartleben, Fulda und Flachsmann sind aber wahrhaftig nicht die einzigen, die solche Wunderwerke schaffen. Wir wollen nächstens ein bißchen revidieren, was dem Burgtheater seit Jahren und Jahren an sicheren, klassischen Zugstücken fehlt. —m.

*

Die Vereinigung schaffender Tonkünstler in Wien veranstaltete im großen Musikvereinssaale das erste der geplanten sieben

Konzerte. Vom Schaffen der Tonkünstler in Wien gab dieses Konzert kein Zeugnis. Nur das Bureau der Vereinigung hat sich da tätig gezeigt. Die Vereinigung schaffender Tonkünstler in Wien muß sehr reich sein, wenn sie sich den Luxus gestatten darf, die »Sinfonia domestica« mit Aufwendung ansehnlicher Kosten zur Aufführung zu bringen. Die Vereinigung spielt also die Rolle kunstfreundlicher Bankiers. Oder ist es Aufgabe junger, strebender, zum Teile noch in den Studien steckender Künstler, mit der Aufführung einer Tondichtung zu protzen, die von allen Konzertinstituten der Welt, um der Sensation willen, eifrigst umworben wird? Ist das die mit stark instrumentierten Phrasen angekündigte Reform der Wiener Kunstpflege? Direktor Mahler, der Ehrenpräsident der Vereinigung, hätte dem Präsidenten Alexander von Zemlinszky, den eine außerordentliche Dirigentenbegabung auszeichnet, längst die gebührende Stellung in der Hofoper bieten sollen. Wird erst das Ausland nach Zemlinszky langen, so verlieren wir wieder ein starkes heimisches Talent. Indessen fördert Zemlinszky als Präsident der Vereinigung den Dirigenten Gustav Mahler, gibt ihm Gelegenheit, nach langer Zeit wieder in Wien am Dirigentenpulte des Konzertsaales zu erscheinen und durch die Aufführung der »Sinfonia domestica« seinen festgegründeten Dirigentenruhm noch zu mehren. Das ist sicher eine ganz verkehrte Methode. Die denkbar verwickeltste Orchestertechnik des Richard Strauß und die denkbar genialste Orchesterführung Mahlers konnte man in dem Konzerte bewundern. Was Gustav Mahler an der Spitze eines noch jungen Orchesters vollbrachte, grenzt ans Wunderbare. Die innere Erregung verbirgt er durch eine ungezwungene Haltung des kaum irgendwie bewegten Körpers; allein der Blick regiert, der Wille, der sich unsichtbar wie durch geheime Kräfte aufs Orchester überträgt. Die Instrumente werden zur höchsten Anspannung bis über die äußersten Grenzen ihr natürlichen Leistungsfähigkeit gezwungen, und Gustav Mahler rührt kaum die Hand, scheint nur einem leichten Spiele vorzustehen. Nie hat man eine so aufregende Ruhe beobachtet. Aus tausend exzentrischen Zügen gestaltete er ein Bild voll geistigen Lebens und der Witz aller klingenden Familienscherze sprühte aus der »Sinfonia domestica«. Das Werk selbst soll in der „Chronik“ noch besprochen werden. Auch die „Dionysische Phantasie“ Hauseggers, das Lärmstück eines begabten Tonsetzers, den der Wiener Konzertverein vor einigen Jahren in Wien eingeführt hat, und die ästhetischen Verirrungen, welche der Münchener Tonzersetzer Bischoff „Gesänge mit Orchester“ nennt, fordern eine eingehende Behandlung. Der Jubel im Saale, zumal nach der Meistertat Gustav Mahlers, war ohne Grenzen. r. h.

*

Aus Salzburg wird uns geschrieben: Im Stadttheater fand am 21. November die Uraufführung des Dramas: „Der Schleier der Maja“ vom Wiener Schriftsteller F. v. Feldegg statt. Man kennt den Autor bisher mehr als Verfasser einer Anzahl philosophischer Schriften, und Karl Lamprecht nennt ihn in seinem Geschichtswerke: „Aus jüngster deutscher Vergangenheit“ einen Vertreter des modernen metaphysischen Denkens. Nun, philosophischen Gehalt hat Feldeggs Drama zweifellos auch, aber ebenso zweifellos ist es dem Verfasser gelungen, diesen Gehalt in eine wirksame dramatische, ja bühnengerechte Form zu gießen. „Der Schleier der Maja“ ist ein Drama der Verneinung: in drei großen Bildern, dem sterbenden Sokrates, dem dem Pöbel ausgelieferten Nazarener und einem durch Selbstmord endigenden Meister der Renaissance (Brunellesco?) wird uns die Vergeblichkeit alles menschlichen Strebens nach Vollkommenheit vorgeführt; ein Vorspiel und zwei Zwischenspiele, in denen Maja, der Dichter und der Zuseher auftreten, erläutern in reich pointiertem Versdialog diesen Grundgedanken. Die Vorstellung war eine fast durchwegs gelungene, teilweise fein abgetönte. Die Hauptrollen, Maja und die drei Titelhelden, wurden trefflich gespielt. Das Publikum stand vom Vorspiele an unter dem Banne eines starken künstlerischen Eindrucks und spendete insbesondere nach dem Nazarenerdrama — in dem, nebenbei bemerkt, die Figur Christi unter der Maske des Predigers Silas unverkennbar und bedeutungsvoll hervortritt — sowie am Schlusse lebhaften Beifall, für den der anwesende Autor wiederholt danken konnte. G. S.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 5. □ Redaktionsschluß 26. November 1904. □ Ausgegeben 1. Dezember 1904. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Carl Konegen. □ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 6: 3. Dezember 1904. □□

Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung.

Von Prof. Dr. Friedrich Freiherrn von Wieser.

III.

Der nationale Streit in Böhmen.

1. Geschichtliche Einleitung.

Um zu einem richtigen Verständnisse für die nationale Krise in Österreich zu kommen, muß man den nationalen Streit in Böhmen verstehen, von dem sie ausgegangen ist. Was aber in Böhmen vor sich geht, darüber sind sich wohl die wenigsten Österreicher außerhalb Böhmens wirklich klar. Auch die wenigsten Wiener, wiewohl man es von der Reichshauptstadt anders erwarten sollte.

In unserem wider alle Regel gewachsenen Staatskörper pulsieren neben dem großen Kreislauf der deutschen Kultur auch noch die kleineren des fremden nationalen Lebens, und mit diesen hat auch Wien, obwohl es in allem übrigen der Brennpunkt des Reiches ist, doch nur wenig Verbindung. Der Deutschösterreicher vermag die anderen Nationalitäten immer nur nach der Macht zu beurteilen, mit der sie ihren Ansprüchen nach außen Nachdruck geben, aber er hat doch fast gar keine Kenntnis davon, was in ihrem Inneren vorbereitet ist. Das goldene slawische Prag ist von Wien durch eine Mauer getrennt; hinüber und herüber berichten die Zeitungen wie bei einer belagerten Festung doch nur über die Sensationen, vom täglichen Treiben erfährt man nichts. In Wien hat man zwar das Zentralparlament, die Bühne, die die politische Welt des Reiches bedeutet und die alle „Provinzgrößen" vorführt, aber weil man die Fäden nicht kennt, die die Bühne mit der Wirklichkeit verbinden, hat man für die parlamentarischen Vorgänge kaum die rechte Deutung. Trotz des naturalistischen Tones, der neuerdings beliebt geworden ist, glaubt man nicht ganz an die innere Wahrhaftigkeit der Reden oder Szenen und ist nur zu bereit, das als eine Art Schauspiel zu genießen, was bei mancher Übertreibung so tiefer Ernst ist. Von der Wirklichkeit sieht man nur so viel, daß der fremde Nationale sich dem überwältigenden Leben der deutschen Weltstadt gefügig unterordnet; unwillkürlich zieht man den Schluß, daß er sich zu Hause, wo er der Herr ist, ebenso gebärde und daß es im Grunde ziemlich leicht sein müsse, mit ihm fertig zu werden.

Mein Schicksal hat mich aus meiner Vaterstadt Wien für lange Jahre nach Prag und vor kurzem von dort wieder hieher zurückgeführt. Ich habe es an mir erlebt, welch anderen Eindruck die Dinge dort machen, wenn man sie an Ort und Stelle sieht, ich habe es an mir erlebt, wie schwer es ist, das treue Bild des Gesehenen festzuhalten, sobald man wieder in die weichere Stimmung Wiens untertaucht. Noch glaube ich, alle wesentlichen Züge bewahrt zu haben, in den ruhigeren Linien, die der Blick aus der Ferne gibt, und vielleicht ist mir die Bemerkung gestattet, daß ich mich so ziemlich in denjenigen äußeren Umständen befinden dürfte, die für eine Berichterstattung die günstigsten sind. Die Zeugen aus dem Lande selbst, die über die Dinge am besten unterrichtet sein müßten, werden vielleicht minder glaubwürdig scheinen, weil sie die offenbaren Anzeichen der Erregung tragen, die dort die Gemüter beherrscht.

Diese Erregung ist es, die an allen Einwohnern Böhmens so auffällt. Ich habe immer gefunden, daß in Wien und anderen, dem Kampfe ferneren Orten beide Parteien, die Deutschen wie die Tschechen, als „nicht ganz richtig" angesehen werden. Am liebsten möchte hier der ruhige Bürger mit ihnen, die das Reich aus den Fugen bringen, kurzen Prozeß machen, und nur, weil man sich überzeugt hat, daß etwas Gefährliches in ihnen stecke, muß man sich wider Willen dazu entschließen, sie behutsam anzufassen. Voll Ungeduld wartet man ab, ob sie nicht endlich zur Vernunft kommen wollen.

In der Tat wird auch derjenige, der die Dinge in Böhmen besser kennt — falls es ihm gelungen ist, sein kühles Urteil zu bewahren — zugestehen, daß die Erregung dort alle Merkmale der Überreiztheit hat. Weniger noch als der einzelne Mensch, vermag eine Nation einer leidenschaftlichen Bewegung mitten in ihrem Laufe Halt zu gebieten, sie wird sie, solange sie nicht durch höhere Gewalten gekreuzt wird, bis zum Ende durchleben müssen, dabei wird die Bewegung alles mit sich reißen, wie die flutende Menge auf der Straße jeden, auch den Ruhigsten auf ihren Wogen fortträgt, weil sie im allgemeinen Gedränge keinem die Freiheit läßt, die er braucht, um sich nach seinem Entschlusse zu bewegen. Die Entwicklung in Böhmen hat die alten Parteiverbände, welche bei den Massen Ansehen hatten, vernichtet oder gelockert, niemand ist da, weder auf dieser noch auf jener Seite, der Einhalt gebieten könnte. So hat denn die Spannung einen Grad erreicht, der für die Bürger im Lande selber beklemmend geworden ist, das Volk ist in zwei nationale Lager geteilt, die sich erwartungsvoll gegenüberstehen; von jedem Namen, der neu genannt wird, ist es die erste Frage, ob er zu den Deutschen, ob zu den Tschechen zu zählen sei, von jedem Ereignisse ist es die erste Erwägung, ob es hier oder dort das Gewicht verstärken werde. Ab und zu kommt es zu häßlichen Ausschreitungen und immerfort zu den lächerlichsten Übertreibungen. Wehe dem tschechischen Abgeordneten, der sich auf der Heimreise vom Wiener Reichsrate vergißt und, sobald der Zug tschechischen Boden berührt hat, noch in deutscher Sprache nach einem Schaffner oder Kellner ruft! Es wäre nichts leichter, als in Böhmen

eine Satire zu schreiben — und hoffentlich sind wir der Zeit auch nicht mehr zu ferne, in der sie geschrieben werden darf.

Aber welch ein Irrtum wäre es doch, zu glauben, daß alles das, was auf Böhmen lastet, nur das Erzeugnis frevelhaften Übermutes ist, der „ruhigen verständigen Menge" aufgedrängt durch ein paar Schreier, durch die bösen Zeitungen, durch Abenteurer, die nichts zu verlieren haben, und daß es nur eines mannhaften Entschlusses bedürfte, um den wüsten Traum abzuschütteln. Nein, was sich in Böhmen vollzieht, hat seinen tiefen Ernst und seine strenge Folgerichtigkeit; es sind geschichtliche Notwendigkeiten, getragen von den mächtigsten Strömungen der Zeit, dem Triebe nach Freiheit und nach nationaler Kultur, die unter sich und mit den überlieferten Staatsformen in Widerstreit geraten sind, geschichtliche Notwendigkeiten, deren Vollzug seine wohlgemessene Zeit braucht, geschichtliche Notwendigkeiten, die ihre Würde behaupten, auch wenn die handelnden Personen nicht immer der Größe ihrer Aufgabe gewachsen sind. Jeder österreichische Patriot müßte beglückt sein, wenn die absolute Monarchie den Staat so fest geeinigt hätte, daß wir so wie unsere begünstigteren Nachbarn die Segnungen des Fortschrittes ohne die Folge der nationalen Wirren hätten genießen können, aber wer dürfte wünschen, daß die Zustände auf das Maß vor 1848 zurückgeschraubt würden? Wie könnte der Fortschritt vermißt werden, den seither jedes Jahrzehnt zum andern gebracht hat? Und vielleicht nicht trotz des Kampfes, sondern mit durch den Kampf gebracht hat!

Die Staatskunst ist geschichtlichen Notwendigkeiten gegenüber keineswegs zur Untätigkeit verurteilt, im Gegenteil, wenn man gesellschaftliche Leiden mit Erfolg behandeln will, ist es gerade wie bei den Krankheiten des Körpers das erste, daß man ihre Ursachen und deren Ablauf verstehen muß. Statt müßig zuzuwarten oder die Geister durch einen sinnlosen Exorzismus zu beschwören, wird der erfahrene Arzt handeln. Die Operation, die in Böhmen zu vollziehen sein wird, ist nicht ganz einfach, aber glücklicherweise ist die Zeit, in der die schwersten Mittel gebraucht werden mußten, längst vorüber, in der Hauptsache ist der Kampf längst ausgetragen, der damals begonnen hat, als König Ottokar gegen König Rudolf vor den Toren Böhmens sein Leben verlor. Der Konflikt von heute ist doch nur ein schwaches Nachspiel zu den wilden, blutigen Kämpfen, die in der Hussitenzeit die Nachbarländer Böhmens weithin und im Dreißigjährigen Kriege das halbe Europa in ihre Kreise gezogen haben. Früher ein Kampf, in welchem zwei selbständige Mächte mit allen Mitteln der Gewalt um den höchsten Einsatz stritten, ist es heute ein Streit zwischen den Parteien eines Staates, ja eines Landes in einem Staate, ein Streit, in welchem alle die tönenden Worte von Kampf und Sieg doch nur übertragen und übertrieben gebraucht werden und der mit den abgestumpften Waffen der politischen Parteien geführt wird, während die kriegerischen Waffen und selbst die entscheidenden Machtmittel der bürgerlichen Gewalt im alleinigen Besitze des Staates und von diesem neutralisiert sind.

Es ist nicht schwer, die Erklärung dafür zu finden, daß der alte böhmische Kampfesboden auch heute noch nicht ganz zur Ruhe gebracht ist. Ein Blick auf die Landkarte und Sprachenkarte Böhmens belehrt uns.

Selten ist der politischen Gestalt eines Landes ihr Plan durch die natürliche Gestaltung des Bodens so genau vorgezeichnet worden. Die ringsum durch weite, waldige Bergwälle umschlossenen Flußgebiete der oberen Elbe, Moldau und Eger, mit der einzigen Ausgangspforte bei Tetschen-Bodenbach — wo die gesamten, in einem Strombette vereinigten Niederschlagswasser des Landes das Randgebirge durchbrechen — bilden eine natürliche geographische Einheit; oder wie Goethe zwar nicht ganz genau, aber mit glücklicher Freiheit des Ausdruckes sagt, „es läßt sich Böhmen als ein großes Tal ansehen, dessen Wasser bei Aussig abfließen". Böhmen ist denn auch, solange wir seine Geschichte kennen, eine politische Einheit gewesen, hieran hat sich auch nichts geändert, als die Deutschen hereinkamen. Die Tschechen halten von der Besitzergreifung her die ganze Mitte geschlossen besetzt, die Deutschen wurden später als Kolonisten berufen, um die Höhen am Rand zu besiedeln. Ihre Ansiedlungen bilden also kein Land für sich — wäre es so, so wäre Böhmen längst politisch auseinandergefallen und Österreich hätte ein kerndeutsches Kronland mehr — aber sie liegen auch nicht mit den tschechischen gemischt durcheinander, sondern wie ein Band, hier breit entfaltet, dort schmal eingezogen, umrahmen sie die letzteren, die nur an der östlichen Grenze mit denen der mährischen Tschechen verbunden sind. Die ganze langgestreckte Linie, in der fast ringsum zwischen Höhenrand und innerem Hochland die beiden Sprachgebiete zusammenstoßen, folgt nirgends einer natürlichen Abgrenzung, so scharf sie auch durch den nationalen Gegensatz der Bewohner gezogen ist. Die schmäleren oder breiteren deutschen Randbezirke müssen mit dem tschechischen Kern, durch den ihre kürzesten Verbindungen gehen, zu einem politischen Körper zusammengefaßt werden, es sind zwei widerstrebende Stoffe und nur ein Gefäß: das macht die eigentümliche Schwierigkeit des politischen Problems aus, das in Böhmen zu lösen ist und bei dem gegenwärtig selbstverständlich die einfachen, rohen Auskunftsmittel einer früheren Zeit, kriegerische Unterwerfung und Ausrottung oder gewaltsame Nationalisierung, ausgeschlossen bleiben müssen.

Betrachten wir nun die beiden Volksstämme, die sich gegenüberstehen.

Abgesehen von Eger, das deutsches Stammland ist und erst durch Verpfändung mit Böhmen vereinigt wurde, sind die Deutschen als Kolonisten eingewandert. Sie haben jedoch durchaus ihr Stammesgefühl ungebrochen bewahrt, anders als die deutschen Kolonisten in Ungarn, die sich in der großen Mehrzahl als deutschsprechende Bürger der Krone Ungarns fühlen. Sie wohnen im unmittelbaren Anschluß an das große deutsche Sprachgebiet im Reiche und in Österreich, Rücken an Rücken mit den Brüdern in Preußen, Sachsen, Bayern, Österreich ob und unter der Enns. Es gibt keine Macht, die groß genug wäre, sie von ihrer Nationalität abzulösen. Sie sind ebenso tüchtig als Bauern wie als Städtebürger, sie sind es, denen die

industrielle Blüte Böhmens zu verdanken ist. Der wirtschaftliche Aufschwung, in dem sich namentlich ihre zahlreichen Städte im Norden befinden, steigert ihre Widerstandskraft und das Gefühl ihrer Selbständigkeit.

Die Tüchtigkeit des tschechischen Stammes in Böhmen wird man am besten würdigen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß von all den Slawen, die früher zwischen den Alpen und der Ostsee im Meridian von Prag ihre Wohnsitze hatten, sie die einzigen sind, welche sich gegen die vorrückenden Deutschen behauptet haben. Überall sonst ist die slawische Sprachgrenze weit nach Osten vor den deutschen Ansiedlungen zurückgewichen, die sich um Böhmen herum, über Mähren und Schlesien fast zu einem Ringe geschlossen haben. Vergleicht man Böhmen mit Mähren und Österreichisch-Schlesien, so fällt auf, daß hier die Deutschen, dort die Tschechen im Besitze der Hauptstadt sind. Überhaupt hat der nachgiebigere tschechische Stamm, der Mähren und Schlesien bewohnt, kaum städtebildende Kraft, der böhmische hat sie. Neben Prag und dessen Vororten mit einer halben Million Einwohnern stellt er noch in Pilsen, der zweiten Stadt des Landes, die überwiegende Mehrheit der Bewohner; die Deutschen, so großen Anteil sie an der Gründung und Entwicklung haben, sind in beiden Städten auf eine Minderheit zurückgedrängt. Während Mähren geschichtlich schon bald gegen Wien gravitiert hat, wurzeln im böhmischen Boden die großen geschichtlichen Erinnerungen der Tschechen, an das Königtum der Przemysliden, an das luxemburgsche Kaisertum, an die kurze Spanne selbständiger nationaler Kultur, die dem Volke bis zur Schlacht auf dem Weißen Berg beschieden war und aus der die Gestalt des Reformators Huß in weltgeschichtlicher Höhe herüberragt. Von Böhmen ist auch die gegenwärtige nationale Bewegung hauptsächlich ausgegangen. So erklärt es sich, daß die Deutschen in Mähren, obwohl im ungünstigeren Verhältnisse der Volkszahl, doch die vorteilhaftere politische Stellung innehaben als die in Böhmen, deren Wohnsitze sozusagen strategisch schlechter liegen und die es mit dem weitaus gefährlicheren Gegner zu tun haben. Die realen Kräfte sind in den beiden Ländern zwischen die beiden Nationen verschieden verteilt, politische Aufgaben verschiedenen Inhaltes und verschiedener Schwierigkeit sind hier und dort gestellt, die bei natürlichem Ausgang zu verschiedenen Lösungen führen müssen.

Die zähe Lebenskraft des tschechischen Volkes schien durch den Dreißigjährigen Krieg und die folgende lange Periode der absoluten Herrschaft endlich gebrochen zu sein. Die Regierung wurde immer mehr in Wien zentralisiert und der Zentralismus hat, soweit er von jedem nationalen Gedanken entfernt war, bloß durch den Mechanismus einer auf tunlichste Vereinfachung zielenden Verwaltung germanisiert. Die großen Fortschritte der Verwaltung seit Maria Theresia und Josef haben das Netz des deutschen Einflusses außerordentlich verdichtet, dazu kam der Aufschwung der deutschen Bildung seit der Sturm- und Drangzeit, der alle bildungsfähigen Elemente des Landes in seinen Bann zog. Von den Knotenpunkten der weltlichen und geistlichen Ämter, der Edelsitze, der Städte, der höheren und selbst der niederen

Schulen breitete sich über das tschechische Sprachgebiet deutsche Kultur, an seiner Oberfläche schien es mit dem deutschen Sprachgebiet ganz und gar zu einer Einheit verwachsen. Die tschechische Sprache war zur Sprache des gemeinen Mannes herabgesunken und war selbst in dessen Gebrauch schon von starken deutschen Einflüssen durchsetzt, das nationale Selbstgefühl war geschwunden, es schien, daß das ganze tschechische Gebiet nach wenigen Menschenaltern bis in die Tiefe germanisiert sein müßte.

Daß dieser halbvollendete Prozeß aufgehalten wurde und daß das tschechische Volk sich wieder erhoben hat, ist kein bloßer Zufall, der auch hätte unterbleiben können, noch ist es ein Werk dieser oder jener führenden Männer, am wenigsten ist es das künstliche Erzeugnis einer Regierung, die ja aus sich allein nirgends über die Massen Gewalt hat, wenn ihr nicht die treibenden Kräfte der Zeit zu Hilfe kommen; es ist die Folge der weltgeschichtlichen Wendung, die überall in Mitteleuropa das Bürgertum in die Höhe gebracht hat. Das Bürgertum brachte überall auch die volkstümliche Sprache mit herauf und, wie das deutsche Volk aus dieser in Sturm und Drang einen neuen Frühling seiner Dichtung zauberte, so belebte jede kleinste Nation, die von der Bewegung ergriffen wurde, die ihrige und mit ihr ihr volkstümliches Empfinden. Das ist das ganze Geheimnis der tschechischen Wiedererhebung, die nichts Wunderbareres an sich hat als jede machtvolle Lebensäußerung aus den Tiefen eines Volkes. Die tschechische Sprache war in den Massen, obschon verkümmert und verdorben, doch immer lebendig geblieben und mit ihr hatte sich in den Herzen der Millionen der nationale Keim lebenskräftig erhalten, der in der Sonne der Freiheit überall emporschoß. Im berauschenden Jubel von Erfolg zu Erfolg eilend, fand sich das tschechische Volk in seiner nationalen Kultur wieder zusammen, das verborgene Erbe einer tausendjährigen Geschichte war wieder aufgeschlossen worden und jeder Griff ging ins Volle.

Die nationale Wiedergeburt des tschechischen Volkes ist eine Tatsache, die zunächst nur das innere Kulturleben des Volkes betroffen hat, aber es ist klar, daß sie sich sehr bald in eine politisch bedeutungsvolle Tatsache umsetzen mußte. Die neue Verfassung selbst hat der Nation die Wege gewiesen, um sich als politische Partei zu betätigen. Da die nationale Empfindung sich mit der ganzen ungestümen Wucht einer lange zurückgehaltenen Kraft und einer Massenerscheinung losgerungen hat und da sich sofort zeigte, daß, um auch nur für das innerste nationale Kulturleben die Bahn freizumachen, überall politische Widerstände zu überwinden waren, so war der Umschlag der Bewegung auf das politische Gebiet so natürlich wie mächtig. Der politische Zusammenschluß der Nation wurde ein überaus enger, er ergriff alle Kreise und Schichten, niemand konnte sich ausschließen, alle Gegensätze wirtschaftlicher und sonstiger Interessen, auch die politischen Gegensätze der liberalen, konservativen, klerikalen Richtungen wurden überwunden und die Nation war für geraume Zeit zu einer politisch fest geschlossenen Partei vereinigt. Nach einer Pause von zwei Jahrhunderten trat sie gegen die Regierung und die

Deutschen aufs neue auf den Plan, mit einem solchen jähen Umschwung von äußerster Schwäche zu imponierender Stärke, daß es nicht zu verwundern war, wenn die überraschten Gegner sie für unbezwingbar hielten und ihr selber im Taumel des Erfolges die höchsten Ziele erreichbar schienen.

Ein neuer politischer Wert war in Böhmen, war in Österreich erzeugt. Wie hoch war er einzuschätzen? Welche Wirkungen mußten von ihm ausgehen? Welche Änderungen im Parallelogramm der Staatskräfte mußte er bewirken? Die Fragen konnten nicht mehr abgewiesen werden. Unserer Staatskunst war durch den Lauf der Dinge die Aufgabe gestellt worden, den realpolitischen Wert der Wiedergeburt des tschechischen Volkes zu bemessen.

Die Aufgabe war schwerer als irgend eine, die heute der inneren Politik irgend eines europäischen Staates gestellt ist; sie wird an Schwierigkeit nur noch in unserer Monarchie selbst durch die der Auseinandersetzung mit Ungarn übertroffen. Es gab wohl keinen Meister, der sie mit einem Male zu erledigen gewußt hätte, ihre Lösung mußte ganz allmählich in der Erfahrung der Jahre, im wechselseitigen Abmessen aller Kräfte heranreifen. Die Tschechen, ihre Gegner und die Regierungen, sie alle haben in ihrem Urteile geschwankt und geirrt. Am schlimmsten wohl die Nation selbst, als sie sich von ihren Ratgebern in die Täuschung hineinreden ließ, sie hätte ihr verlorengegangenes „Staatsrecht" wieder gewonnen. In Wahrheit bedeutete die nationale Wiedergeburt des tschechischen Volkes nicht im mindesten die staatliche Wiedererhebung der böhmischen Krone, sie hat von den verlorengegangenen Rechten der staatlichen Selbstbestimmung fürs erste nicht den geringsten Bruchteil zurückgebracht, so sehr sie die Erinnerung an die frühere Größe entzündet hat. Eine geschichtliche Erinnerung gleicht in der Macht, die sie über die Gemüter ausübt, den Täuschungen eines schönen Traumes, die das Licht des Tages wieder zerstört, während eine geschichtliche Tatsache, die den Willen der Millionen erhoben oder gebeugt hat, Eindrücke von jener Festigkeit hervorbringt, wie die von Jugend eingewurzelten Gewohnheiten, die sich ungerufen immer wieder vordrängen und hartnäckig nach Erfüllung verlangen. Die geschichtlichen Tatsachen, die seit den Entscheidungen des Dreißigjährigen Krieges durch eine mehrhundertjährige kaiserliche Verwaltung geschaffen worden sind, haben die Millionen daran gewöhnt, sich darein zu fügen, daß die obersten militärischen und politischen Gewalten in Wien beim Kaiser versammelt sind. Kein Wunder, daß die tschechischen Romantiker das Staatsrecht niemals zu definieren vermochten, denn sie vermochten in dem realen Bewußtsein ihres Volkes keines seiner Elemente zu finden, davon ganz zu schweigen, daß außerhalb des Volkes selbst jede Erinnerung an dieses Recht ausgetilgt war.

Die Tschechen haben durch ihre nationale Wiedergeburt fürs erste keine politischen Rechte zurückerworben, sie haben nur eine neue politische Kraft gebildet. Von deren Größe und von der Art und Weise, wie sie sie gebrauchten und wie alle übrigen ihre Kräfte gebrauchten, mußte es abhängen, wie sich die Kraft in Recht umsetzte.

Ganz Österreich außerhalb Böhmens, ebenso das deutsche Volk in Böhmen selbst hat die politische Kraft der Tschechen lange unterschätzt. Erst nachdem die Alttschechen in den Reichsrat eingetreten waren und mit den Feudalen die Mehrheit im Landtag gewonnen hatten, hat man gelernt, daß man mit ihr zu rechnen habe. Als die Punktationen im Landtag beraten wurden, erwies es sich, daß auch Taaffe, ja, daß die Alttschechen selbst sie nicht richtig angeschlagen hatten. In den nationalen Schulen und dem großgewordenen nationalen Leben war eine neue Generation herangebildet worden, die über die Ziele der Alttschechen weit hinausging. Stark durch ihre Fühlung mit der öffentlichen Meinung, brachte die jungtschechische Minderheit durch rücksichtslose Obstruktion die Punktationen zu Falle und vernichtete bei den nächsten Wahlen die alttschechische Partei. Es gelang ihr überraschend schnell, die Abneigung zu überwinden, die ihr erstes Auftreten an maßgebender Stelle hervorgerufen hatte, sie gewann äußere Erfolge, wie sie die Alttschechen nicht hatten erreichen können, Badeni machte ihnen das Geschenk der Sprachenverordnungen, im Ministerium Thun wurde der Partei das wichtige Finanzportefeuille überlassen, und in dem Minister Kaizl besaß sie den Mann, der es verstand, die erlangte Macht im Sinne der Wünsche der Nation anzuwenden.

Vor diesen inneren und äußeren Erfolgen schlug die öffentliche Meinung ins Gegenteil um. Wenn man sich auch gerne vorredete, daß die Tschechen alles nur der Gunst der Regierung zu verdanken hätten, so fügte man doch in einem Atem hinzu, daß die „slawische Hochflut unbezwingbar sei". Wie die Tschechen ihr germanisiertes Gebiet wieder slawisch gemacht hätten, würden sie bald auch das deutsche Böhmen, würden sie das deutsche Mähren und Schlesien tschechisieren; oder eigentlich, man unterschied gar nicht so genau, man vermengte beide Prozesse unter dem einen Namen des „Rückganges des Deutschtums", für den es dann überhaupt keine Grenzen mehr geben konnte. Von den ärgsten Schwarzsehern wurde ohneweiters vorausgesagt, daß die Tschechen, so wie Prag, längstens in einer Generation auch Wien in ihre Hände bekommen müßten, und daß ihnen niemand die Herrschaft in ganz Österreich wehren könnte.

Wiederum kam eine neue, überraschende Wendung. Sie ging diesmal von den Deutschen aus. Die deutsche Opposition in Böhmen war nach und nach immer schärfer geworden, aber man hatte sich daran gewöhnt, sie für ungefährlich zu halten. Graf Taaffe hatte sie noch vorsichtiger behandelt, spätere Regierungen waren zuversichtlicher geworden. Man hatte nur die Sorge, eine Mehrheit gegen sie zusammenzuhalten, und gewärtigte im übrigen, daß die Deutschen sich sodann mit Anstand in das Los der überstimmten Minderheit fügen würden. Das änderte sich mit einem Male, als Badeni seine Sprachenverordnungen herausgab, deren erste die innere tschechische Amtssprache fakultativ für alle Behörden, sowohl im tschechischen als auch im deutschen Sprachgebiete, einführte, und deren zweite die deutsche Beamtenschaft durch ihre Forderungen bezüglich der Sprachkenntnisse in ihrem Fortkommen aufs äußerste bedrohte. Zu der leidenschaftlichen nationalen Bewegung

der Tschechen trat nun eine solche der Deutschen hinzu, die das ganze deutsche Böhmen mit sich fortriß, zahlreiche radikale Wahlen hervorrief und die Opposition im Abgeordnetenhause zu einer Heftigkeit entzündete, die man dort noch nicht gekannt hatte. Das jungtschechische Beispiel aus den Landtagsverhandlungen über die Punktationen fand seine Nachahmung, die parlamentarische Zählmaschine blieb auch im Reichsrat stecken und gab keinen Ausschlag mehr, allzu empfindliche Interessen waren verletzt worden, welche gewogen und nicht bloß gezählt sein wollten.

Die einmütige Entschlossenheit eines Volkes, das sich bis dahin viel ruhiger gehalten hatte als seine Gegner, machte tiefen Eindruck. In unserer heimischen Staatskunst war es nachgerade zum leitenden Gedanken geworden, den Wert der nationalen Ansprüche nach der Empfindlichkeit zu bemessen, mit der sie vertreten wurden; Ansprüche, die eben erst abgelehnt worden waren, hatten die beste Aussicht befriedigt zu werden, mit je größerem Nachdruck sie wiederum und wiederum präsentiert wurden. Bei diesem Verfahren waren bis dahin die phlegmatischeren Deutschen gegenüber den anderen Nationalitäten schlecht weggekommen, die alle, die Tschechen miteingeschlossen, um ein erkleckliches heißblütiger veranlagt sind. Nun mußte man die Erfahrung machen, daß die Deutschen auch in Wallung geraten konnten, und der weitere Verlauf sollte lehren, daß die Festigkeit ihres Wesens sie auf dem, was sie als ihr Recht erkannt, mit einer Hartnäckigkeit bestehen machte, die keiner der andern Nationen zu eigen war. Man mußte einsehen, daß man ihren politischen Charakter falsch gedeutet hatte, und man entschloß sich, auch ihren realpolitischen Wert mit einer beträchtlich höheren Formel als bisher in die Rechnung einzustellen; es ist nicht ihre Schuld, daß es erst dieses äußeren Nachdruckes bedurfte, um die richtige Größe zu finden.

Es war ein bedeutsamer Wendepunkt für unsere ganze innere Politik, denn mit den Deutschen aus Böhmen hatten sich die liberalen Deutschen des ganzen Staates solidarisch erklärt, und die vorgenommene Korrektur hatte daher ihre Wirkung für ganz Österreich. Die seit Taaffe festgehaltenen Pläne, die mit der weiteren Belastungsfähigkeit des deutschen Nationalgefühles gerechnet hatten, mußten umgestoßen werden und ein neues System der nationalen Politik, mit einem anderen Gleichgewichtskalkul, wurde eingeleitet. Sollten nicht auch diesmal Erwägungen der äußeren Politik ihren Anteil gehabt haben, sowie damals nach 1866, als Österreich aufgehört hatte, ein deutscher Bundesstaat zu sein, und sich demgemäß darauf einrichtete, auch im Innern nicht mehr ein deutscher Staat zu sein? Sollte man nicht erkannt haben, daß man gegenüber den Deutschen zu weit gegangen war, und daß die schweren Erschütterungen, die ihr Widerstand hervorrief, das Ansehen des Reiches im Ausland und seine Bündnisse gefährdeten? Übrigens war auch unter den heimischen Parteien eine deutliche Verschiebung wahrzunehmen. Die deutschen Klerikalen fingen an, sich für die nationale Sache zu erwärmen, und sie lösten sich mehr und mehr von ihren polnischen und tschechischen Bundesgenossen, mit ihnen gingen manche außerparlamentarische Kreise mächtigen Einflusses denselben Weg, namentlich be-

wogen durch die sich mehrenden nationalen Angriffe auf das Gefüge der Armee. Wären alle die auf das gleiche politische Grundgefühl gestimmten Deutschösterreicher nicht eben Deutsche, d. h. Leute, die viel lieber zu ihrem Schaden auf dem bestehen, was sie trennt, statt das auszunützen, was sie einigt, so hätten sie im Parlament und außerhalb seiner eine überwältigende Macht gebildet. Aber selbst in ihrer Sonderung zeigten sie sich allgemach so stark, daß sie wieder mehr beachtet werden mußten.

Badeni wurde entlassen, bald darauf wurden auch seine Sprachenverordnungen zurückgenommen und der alte Besitzstand wiederhergestellt, d. h. die deutsche Amtssprache für ganz Böhmen mit jenen Zugeständnissen für die tschechischen Parteien, die schon zu Beginn der Ära Taaffe durch die sogenannte Stremayrsche Verordnung formuliert worden waren. Hiemit waren aber die Folgen der unglückseligen Verfügung Badenis nicht auch ungeschehen gemacht. Nicht nur, daß die Gegner sich persönlich härter angegangen hatten, als daß die Erinnerung daran sich sobald hätte verlieren können, so war in der Sache selbst kein Teil zufriedengestellt. Die Deutschen hatten immer schon die Stremayrsche Verordnung als eine arge Verletzung ihrer nationalen Ansprüche bekämpft und die Tschechen, die den lange ersehnten Kampfpreis, nachdem sie ihn kaum gepflückt, wieder hatten aus der Hand geben müssen, fühlten sich vollends schlimmer daran als je zuvor; sie glaubten, den alten Zustand, den sie sonst wohl noch in einiger Geduld weiter hingenommen hätten, nicht mehr länger ertragen zu dürfen. Ihre Abgeordneten hatten eine Niederlage erlitten, die sie vor ihren Wählern bloßstellte, und eingedenk des Schicksales, das die Jungtschechen den Alttschechen bereitet hatten, brachen sie alle Verhandlungen ab, bis sie nicht ihre Waffenehre durch eine der Regierung bereitete Niederlage gerettet hätten, und traten ihrerseits in die Obstruktion.

Immerhin ist in dieser Zeit ein überaus mächtiger Schritt nach vorwärts, zum Frieden hin, gemacht worden. Die gemäßigten deutschen Parteien erklärten sich bereit, im tschechischen Sprachgebiete die innere tschechische Amtssprache zuzugestehen, unter gewissen Bedingungen, die sich dahin zusammenfassen lassen, daß dem deutschen Sprachgebiete die „nationale Abtrennung" gewährleistet werde. Während sie die Ansprüche ihres Volksstammes in dessen Bezirken unerschütterlich verteidigten, entschlossen sie sich, die geschichtlich überlieferten Ansprüche der deutschen Amtssprache in den tschechischen Bezirken, mit Ausnahme eines gewissen durch die Staatsnotwendigkeiten geforderten Restes, aufzugeben. Es war ein Akt der Festigkeit zugleich und der Besonnenheit, wie er in der ganzen langen Geschichte des heimischen nationalen Kampfes noch nicht vollzogen worden war.

Zunächst schien er vergeblich getan. Auf tschechischer Seite war die Gereiztheit zu groß und mehr noch war die taktische Überlegung im Wege, es müsse, nachdem die deutsche Obstruktion ihren Sieg gewonnen hatte, auch die tschechische Obstruktion vorerst ihren Triumph haben. Vielleicht liegen die Schwierigkeiten heute weniger in der Sache selbst als in solchen persönlichen Stimmungen und Erwägungen. Der Leser wird aber von mir gewiß nicht erwarten, daß ich mich mit ihnen be-

schäftige, sie lassen sich ja doch nicht literarisch erledigen; mit ihnen fertig zu werden, ist die persönliche Aufgabe und Kunst der leitenden Männer, sie erfordern geheimes, mündliches Verfahren.

Auch die sachlichen Streitpunkte, so wie sie sich heute stellen, kann ich selbstverständlich nicht anders als in ihren Hauptrichtungen besprechen, für die vielen verwirrenden Einzelheiten ist in einer für ein weiteres Publikum bestimmten Darstellung selbstverständlich kein Raum. Aber freilich ist der Streit so hartnäckig geworden, daß in ihm nichts, und schiene es noch so kleinlich, als klein gelten kann, wie denn auch nichts einzeln für sich genommen werden darf, weil jedes Ding immer mit jedem abgewogen wird. Ich kann daher die Darstellung doch nicht ganz allgemein halten, sondern muß bis zu einem gewissen Grade auf die Einzelheiten eingehen, die aber wieder alle in jenem Zusammenhange gelesen werden müssen, den das „Junktim" des Interesses zwischen den äußerlich verschiedenartigsten Gegenständen zu schaffen vermag. Ich will es offen bekennen, daß mir kein Stück meiner Arbeit so schwer geworden ist als dieses und daß ich öfters nahe daran war zu verzweifeln, ob es mir gelingen könnte, des spröden Stoffes auch nur einigermaßen Herr zu werden.

Ein österreichischer Staatsphilosoph des XVIII. Jahrhunderts.

Von Professor Dr. Adolf Menzel.

Im Jahre 1754 hielt die Wissenschaft des Naturrechts ihren offiziellen Einzug in die Hörsäle der Wiener Universität. Diese Wissenschaft von dem Rechte, das man aus der menschlichen Vernunft ableiten könne, von dem Rechte, das erhaben ist über alle Satzungen der verschiedenen Zeiten und Völker, von dem Rechte, das den kritischen Maßstab bildet für die Beurteilung gesellschaftlicher Zustände, diese Wissenschaft hatte außerhalb Österreichs längst die Geister mächtig bewegt. An den gelehrten Schulen Deutschlands fand sie sorgsame Pflege; verrottete Zustände und alte Mißbräuche im Staats- und Rechtsleben wurden vor den Richterstuhl der Vernunft gebracht, freilich zaghaft und maßvoll, um die herrschenden Gewalten in Staat und Kirche nicht zu reizen.

In Österreich haben die konservativ-kirchlichen Kreise das Eindringen des Naturrechts lange Zeit zu verhindern gewußt, von ihrem Standpunkte nicht ganz mit Unrecht. Die Philosophie und insbesondere die Rechtsphilosophie ist in der Tat eine gefährliche Wissenschaft. Wird es einmal gestattet „zu vernünfteln", wo gibt es dann eine Grenze?

Solche Bedenken wurden in der Tat geltend gemacht, als Maria Theresia im Jahre 1753 daran ging, die österreichischen Hochschulen nach deutschem Muster um-

zugestalten. Speziell die Rechtsstudien an der Wiener Universität erklärte sie, wie Arneth, der Geschichtsschreiber der großen Kaiserin berichtet, zu solcher Blüte bringen zu wollen, daß keine Hochschule Europas sich hervorragenderer Rechtsgelehrter rühmen dürfte. Als Mittel zur Erreichung dieses hochgesteckten Zieles wurden ihr in einer Denkschrift der „Neuerungspartei" vorgeschlagen: materielle und soziale Hebung des Standes der Hochschullehrer, Berufung ausländischer Gelehrter und Schaffung neuer Lehrkanzeln, darunter insbesondere einer solchen für Naturrecht, für Staatsrecht und für Geschichte, unter gänzlicher Umgestaltung des Lehrplanes.

Gegen diese geplante Reform erhoben die konservativen Kreise heftigen Widerspruch. Es war merkwürdigerweise ein katholischer Kirchenfürst, der Erzbischof Trautson, der in einer an die Kaiserin gerichteten Denkschrift die Sache der Reform vertrat. Die Bureaukratie hatte es höchst bedenklich gefunden, den neu zu ernennenden Professoren den Titel von Hof- und Regierungsräten und hohe Gehälter zu geben. Trautson bemerkte dazu: „Wenn man einem solchen Professor selbst zehntausend Gulden Gehalt gebe, so wird eine derartige Ausgabe sich selbst vom wirtschaftlichen Standpunkte rechtfertigen lassen, denn es ist kein Zweifel, daß durch einen solchen Lehrer mehr als zehntausend Gulden ins Land gezogen werden, indem eine große Anzahl von Fremden sich einfinden werde."

„Ich muß bekennen," entschied die Kaiserin, „daß ich völlig dem Erzbischof beifalle." So kam die Studienreform von 1753 zustande und mit Beginn des Studienjahres 1754 waren alle Lehrkanzeln, zum Teile mit Ausländern, besetzt. Die Bedenken, welche namentlich gegen die Lehrkanzeln des Naturrechtes und des Staatsrechtes erhoben worden waren, erhielten Berücksichtigung in einer besonderen Instruktion, welche den neuen Professoren hinsichtlich ihrer lehramtlichen Tätigkeit zuteil wurde.

Für die Lehrkanzel des Naturrechts war zunächst ein an der Universität in Würzburg wirkender Gelehrter berufen worden. Als diese Berufung nicht zustande kam, wurde ein Österreicher ernannt; im Alter von 28 Jahren bestieg der von Van Swieten warm empfohlene Karl Anton von M a r t i n i den Lehrstuhl „für Naturrecht und römisches Recht", wie der offizielle Titel lautete. Diesem Manne ein literarisches Denkmal zu setzen, ist die Absicht der folgenden Zeilen.

Nicht darum handelt es sich uns, Martini der Vergessenheit zu entreißen. Was er als treuer Berater Maria Theresias, Josefs II. und Leopolds II. in verschiedenen Zweigen der Verwaltung und Gesetzgebung geleistet hat, seine Tätigkeit auf dem Gebiete des Schulwesens und der Justiz, namentlich seine Bedeutung als Verfasser des Entwurfes unseres bürgerlichen Gesetzbuches ist gewiß unvergessen und schon von berufener Seite geschildert worden. Alle diese Taten gehören dem reifen Alter Martinis an. Wie er aber in jungen Jahren als akademischer Lehrer und rechtsphilosophischer Schriftsteller gewirkt hat, welche Stellung ihm in der Geschichte der W i s s e n s c h a f t gebührt, davon war bis nun wenig die Rede.

Das besondere Vertrauen, dessen sich Martini schon in jungen Jahren bei der großen Kaiserin erfreute, gelangte zu sichtbarem Ausdrucke in der Tatsache, daß er mit dem Unterrichte mehrerer junger Erzherzoge beauftragt wurde. So hat er insbesondere dem Erzherzog Leopold, dem späteren Großherzog von Toskana, Vorträge über die Grundzüge des Natur- und Völkerrechts gehalten. Das berichtet er selbst in der Vorrede zu seinem zuerst 1768 in lateinischer Sprache erschienenen Werke Lehrsätze über das Staatsrecht, zum Gebrauche der Studierenden in Wien. Für den Geist, in welchem sowohl die Prinzen des Kaiserhauses erzogen als die künftigen Staatsbeamten herangebildet wurden, ist es nicht ohne Interesse, festzustellen, was Martini in seinen Vorträgen über das allgemeine Staatsrecht gelehrt hat. Allein das genannte Werk verdient auch aus einem andern Gesichtspunkte der Vergessenheit entrissen zu werden: es hat zwar keine bahnbrechende Originalität, aber solide Denkarbeit aufzuweisen; es gebührt ihm eine Stelle in der neuestens mit Recht sehr gepflegten Literaturgeschichte des Naturrechts.

Unser Werk, das mehrfache Auflagen erlebte und öfters ins Deutsche übersetzt wurde, zuletzt durch den Verfasser selbst unter dem Titel „Allgemeines Recht der Staaten, Wien 1797", bildet keineswegs die einzige literarische Leistung Martinis. Im Jahre 1755 war ein Lehrbuch der Rechtsgeschichte, im Jahre 1760 ein ethisches Werk „Die Natur des Menschen", 1767 ein Lehrbuch des Naturrechts, 1770 „Übungen über das Naturrecht" erschienen, alle zunächst in lateinischer Sprache, aber bald mehrfach deutsch bearbeitet. Auf diese Schriften kann im folgenden keine Rücksicht genommen werden, da sich unser Aufsatz auf die Charakteristik der Staatslehre Martinis beschränkt; selbst diese soll nur in den äußersten Umrissen gekennzeichnet werden, namentlich nur soweit sie für einen weiteren Leserkreis Interesse bieten kann.

Der sogenannte Naturzustand der Menschen, ihre Lage vor Begründung staatlicher Verbände, wird von Martini weder als ein Zustand des äußersten Elends, des steten Kampfes aller gegen alle, wie Hobbes meinte, noch als eine Zeit des friedlichen, bedürfnislosen Glückes, wie Rousseau behauptete, charakterisiert: es gab schon vor Errichtung des Staates mannigfaltige gesellschaftliche Verbindungen, die wechselseitige Unterstützung und Schutz gewährten, freilich in unvollkommener und nicht dauerhafter Art. Martini nennt diese rein vertragsmäßigen Vereinigungen der Menschen oder richtiger der Familienhäupter anarchische Gesellschaften, weil bei ihnen keine eigentliche Herrschaft errichtet, sondern das Prinzip der Gleichheit festgehalten wird. Das Ansehen, welches etwa einzelne Glieder dieser Sozietäten genießen, beruht auf ihren persönlichen Eigenschaften (Alter, Klugheit, Tapferkeit).

Die Erfahrung lehrte die Menschen, daß diese lockeren Verbindungen keine Sicherheit boten, daß nur eine alle Kräfte zusammenfassende und unauflösliche Verbindung dauernden Schutz gewähren konnte. An dem widerstrebenden Willen der einzelnen Gesellschaften krankten die anarchischen Sozietäten. Er mußte über-

wunden werden durch Errichtung einer Oberherrschaft, deren Wille ausschließlich maßgebend war; dabei fiel freilich die unbedingte Freiheit und Gleichheit der Familienhäupter, wie sie im Naturzustande herrschte, weg; an ihre Stelle trat der Gegensatz von Herrschenden und Beherrschten. Es entsteht der Staat. Der Trieb zur Geselligkeit, auf den Aristoteles seine Entstehung zurückführt, erzeugt nur Gesellschaften, aber keine Staaten. Diese sind ein Ergebnis langer Erfahrung und vernünftiger Erwägung.

Die Form, in welcher der Staat gebildet wird, ist der Vereinigungsvertrag unter den bis dahin ganz selbständigen Familienhäuptern. In dieser Beziehung schließt sich Martini vollständig an die herrschende Auffassung des Naturrechts an, welche bekanntlich in Rousseaus »Contrat social« ihren Höhepunkt erreichte. Er bekämpft auf das nachdrücklichste die Lehre jener Schriftsteller, welche die Bildung des Staates auf Gewalt zurückführen wollen. Die Furcht vor Gewalt hat die Menschen zusammengeführt, aber diese Vereinigung selbst ist kein Gewaltakt. Es ist eine Ungereimtheit, anzunehmen, sagt Martini, daß ein einziger (der Monarch) oder wenige (die Aristokraten) die große Volksmenge bewältigt haben. Bei der Errichtung des demokratischen Staates müßte man gar annehmen, daß das Volk sich selbst Gewalt angetan habe!

Über den Inhalt des den Staat begründenden Gesellschaftsvertrages gab es in der naturrechtlichen Literatur die verschiedensten Meinungen. Das waren durchaus keine bloßen Doktorsfragen. Aus der Fassung, welche die einzelnen Staatsphilosophen dem Contrat social gaben, wurden die wichtigsten Schlüsse abgeleitet, insbesondere über die Macht des Regenten, über Fürsten- und Volkssouveränität, über allgemeine Menschen- und Bürgerrechte. Der Kampf der Meinungen war nicht bloß ein wissenschaftlicher, sondern zugleich ein politischer.

Zur Zeit als Martini seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt, war an den deutschen und österreichischen Hochschulen in bezug auf den Contrat social die Lehre des berühmten deutschen Naturrechtslehrers Pufendorf die herrschende. Sie empfahl sich durch die Vermeidung aller Extreme und durch die Stütze, welche sie dem aufgeklärten Absolutismus gewährte. Pufendorf lehrte, daß der Staat sich auf zwei Verträge und einen Beschluß gründe. Zuerst sollen nämlich die Menschen einen Gesellschaftsvertrag geschlossen haben; sie vereinigten sich, um gemeinsam für ihre Sicherheit und Wohlfahrt zu sorgen. Dann beschloß die so gebildete Gesellschaft eine bestimmte Regierungsform; endlich kommt ein Vertrag zwischen dem Herrscher und den Untertanen zu stande, der sogenannte Unterwerfungsvertrag. In diesem verpflichtet sich der Herrscher zur Sorge für die Wohlfahrt der Bürger, diese wieder geloben unbedingten Gehorsam.

Martini bekämpft diese komplizierte Lehre von der Entstehung des Staates. Er meint, daß der erste Vertrag, der Vereinigungsvertrag, der zugleich ein Unterwerfungsvertrag ist, zur Bildung des Staates vollkommen genüge. Kraft dieses Vertrages haben die Familienhäupter sich den künftigen Beschlüssen der Gesellschaft

unterworfen; die **demokratische Staatsform**, welche auch geschichtlich die älteste sei, war damit geschaffen. Es hängt dann vom Belieben des zum Staate vereinigten Volkes ab, bei dieser Demokratie zu verbleiben oder die Herrschergewalt auf einen einzelnen oder auf wenige zu übertragen; so entsteht dann die Monarchie oder die Aristokratie.

Das Recht des Monarchen beruht also auf dem Rechte des Volkes, das seine Macht auf den Herrscher übertragen hat; die Majestät hat einen vertragsmäßigen, keinen unmittelbar göttlichen Ursprung; in letzter Linie beruht natürlich auch das Herrscherrecht auf Gott, als die Ursache aller Dinge. Aber dieses Imperium ist, sobald es einmal entstanden ist, völlig unabhängig vom Volke. Der Monarch ist kein bloßer Sachwalter des Volkes, sondern herrscht zu eigenem Rechte. Entschieden bekämpft Martini die entgegengesetzten Lehren Rousseaus, dessen »Contrat social« damals den Siegeslauf begonnen hatte. „Kühn und grundlos", nennt Martini die Behauptungen „dieses zweiten Diogenes", demzufolge die Souveränität des Volkes unveräußerlich, der Monarch daher nur ein stets absetzbarer Mandatar des Volkes sei. Selbst in der Republik Rousseaus, bemerkt er treffend, besteht keine Gleichheit, da doch die Frauen, die Unmündigen und verschiedene andere Personen kein Stimmrecht besitzen; dazu komme das Mehrheitsprinzip, wodurch die Minderheit gezwungen werde, sich zu unterwerfen. Warum sollte also ein Volk sich nicht gültigerweise einem Monarchen oder einer Optimatenversammlung unterwerfen können?

„Wenn wir nun auch," sagte Martini, „die Meinung der Monarchenfeinde verabscheuen, so stimmen wir ebensowenig der machiavellistischen Sekte bei." „Machiavelli und seine Anhänger (namentlich Hobbes) mögen einwenden, was sie wollen, **den Untertanen bleiben ihre angeborenen Rechte**, auch die gesellschaftlichen, welche sie durch den Unterwerfungsvertrag erhalten haben, wodurch jeder einzelne der ganzen Gesellschaft und diese wieder jedem einzelnen versprochen hat, ihre gegenseitige Wohlfahrt zu befördern. Auch hat der Regent durch den bloßen Unterwerfungsvertrag nicht mehr Macht erhalten, als zur Erreichung des gemeinschaftlichen Endzwecks nötig war. Diese Grenze kann er nicht überschreiten, ohne die Rechte seiner Bürger zu verletzen."

Freilich darf sich der Untertan nicht mit Gewalt widersetzen, wenn der Regent diese Rechte verletzt; er hat den Weg der Bitte und schließlich die Flucht. Obwohl also der Herrscher zur Erfüllung des Gesellschaftsvertrages nicht gewaltsam verhalten werden kann, so ist dieser Vertrag doch nicht unnütz; er verpflichtet den Regenten im Gewissen. Nur wenn der Regent zum Tyrann wird, d. h. wenn er offenbar den Untergang des Staates herbeiführen will, ist passiver Widerstand erlaubt; auch hier darf der Untertan nicht zu den Waffen greifen, aber er kann in unerlaubten Dingen den Gehorsam versagen; dies genügt zur allgemeinen Sicherheit. Ein solcher Regent kann übrigens als ein Wahnsinniger angesehen werden; man kann gegen ihn das Mittel der Einsperrung oder Verwahrung anwenden; verdient doch ein solcher Tyrann, sagt Martini, eher Mitleid als Haß.

In dieser ebenso originellen als geschickten Weise nimmt unser Autor zu einer der bedenklichsten Streitfragen des Naturrechts Stellung, zu der Frage, ob es ein Recht des Widerstandes oder der Revolution gegen tyrannische Regierung gebe, ein Recht, das zuerst die sogenannten Monarchomachen zu begründen versucht haben, ein Recht, das die englischen Denker Milton und Locke energisch verfochten, bis es in Rousseaus »Contrat social« zu einem förmlichen System der permanenten Revolution erhoben wurde. Martini ist weit entfernt, ein Recht der gewaltsamen Erhebung anzuerkennen; aber es gibt eine Grenze des Gehorsams, wenn nämlich der Regent als verrückt anzusehen ist, falls er ein offenbarer Tyrann wird.

Es gibt noch manche interessante Ausführungen in Martinis Lehrbuch, so z. B. seine Lehre von der Einteilung der Staatsfunktionen in die gesetzgebende, beaufsichtigende und vollziehende Tätigkeit des Staates, wobei die richterliche Gewalt nur eine Abart der vollziehenden Tätigkeit darstellt. Um aber den Umfang dieses Artikels nicht ungebührlich anschwellen zu lassen, beschränke ich mich auf die Hervorhebung einer besonders charakteristischen Partie, der Lehre vom Verhältnisse des Staates zur Kirche, einer Lehre, welche die größte reale Bedeutung erlangt hat in der Regierungspraxis der Kaiserin Maria Theresia und noch mehr in der stürmischen Reformtätigkeit Kaiser Josefs des Zweiten.

Das Recht des Regenten in Religionssachen, sagt Martini, hat seine bestimmten Grenzen. Der Regent kann niemandem in das Herz sehen; der innere Gottesdienst kann also seiner Macht nicht unterworfen sein. Der Regent kann niemand auf irgend eine Art zwingen, etwas für wahr zu halten, wobei er nicht durch Gründe überzeugt wird. Diese Freiheit vom Zwange — die Gewissensfreiheit — darf vom Regenten nicht verletzt werden. Denn seiner Gedanken wegen kann kein Mensch bestraft, keiner kann gezwungen werden. Freilich hat der Staat für den Unterricht in der Religion zu sorgen; aber zwischen Unterricht und Zwang besteht ein großer Unterschied.

Der äußere Gottesdienst hingegen, die Organisation der Religionsgesellschaften, die Stellung der Religionsdiener und die Verwaltung des Kirchenvermögens unterliegen der Staatsgewalt. Die drei Haupttätigkeiten derselben, Gesetzgebung, oberste Aufsicht und das Recht der Vollstreckung, finden daher auch auf Religionssachen Anwendung. Aus dem bloßen Begriffe der Kirche ergibt sich kein Zwangsrecht. Indem Christus, der Stifter der Kirche, ihr die geistliche Gewalt gegeben hat, wollte er dadurch der weltlichen Macht nicht das geringste entziehen. Er hat ja selbst befohlen, dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, zu geben. Er hat selbst gelehrt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, und daß eine jede Seele auch im Gewissen verbunden ist, der bürgerlichen Oberherrschaft zu gehorchen.

Die Majestätsrechte des Herrschers in Religionssachen folgen aus dem Endzwecke der staatlichen Verbindung und dieser ist die Sicherheit. Wird diese gefährdet, z. B. durch verdächtige Ordensgesellschaften, durch die zu große Zahl der

Mönche, durch Ansammlung bedeutender Vermögensmassen in der Hand der Kirche, durch die übermäßige Zahl der Feiertage, Wallfahrten und Bruderschaften, so ist der Staat berechtigt, einzuschreiten. Er kann selbst Eide und Gelübde vernichten, sobald sie dem Gemeinwesen schädlich sind; er gibt den Untertanen Gehör, die sich in Religionssachen beschweren. Die Diener der Religion bleiben immer Bürger und Untertanen und die Kirchengüter hören nicht auf, Güter des Staates zu sein; sie müssen im Falle der Not zum gemeinen Besten verwendet werden.

Mit diesen Lehren hat Martini — ich brauche das nicht näher auszuführen — die theoretische Rechtfertigung jener Richtung in der staatlichen Kirchenpolitik versucht, welche in der Geschichte, nach ihrem hervorragendsten Vertreter, den Namen „Josefinismus" erhalten hat. Wie immer man über den Wert und die Berechtigung dieser Kirchenpolitik denken mag, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß unser Autor die Grundsätze dieser Richtung klar und geschickt entwickelt hat.

Martinis Werk fand auch außerhalb Österreichs Anerkennung. In dem angesehensten Literaturblatt der damaligen Zeit, in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen", erschien im Jahre 1769 eine ausführliche Besprechung. „Dieses Werk", sagt der ungenannte Rezensent, „ist eines der wohlverfaßten Handbücher, in welchem ein gereinigter Stil, volle philosophische Freiheit und Ordnung im Denken herrschen. Keine geringe Bewunderung hat uns ergriffen, als wir des Verfassers Abhandlung von den Rechten der Fürsten über die Kirchen durchlasen. Eine von Vorurteilen gereinigte Vernunft wird von einer heftigen Liebe für den Regenten und das Vaterland geleitet".

Josef von Sonnenfels, der bedeutendste Schüler und spätere Kollege Martinis, äußerte sich in folgender Weise über seine Lehrtätigkeit: „Ich bin Martini die Gerechtigkeit schuldig, zu gestehen, daß sein gedrängter, überzeugender Vortrag mich zuerst wahrhaft denken gelehrt, und wenn heute Ordnung, Klarheit und Bündigkeit in meinen Schriften und Vorlesungen nicht ganz vermißt werden, so habe ich es voll dem Unterrichte dieses Mannes zuzuschreiben, der dem Staate so viele Jünglinge gebildet hat, die nun mit Ruhm ansehnliche Ämter bekleiden und durch ihre Geschicklichkeit ihn ehren." Auf Martinis Zeugnis berief sich auch Sonnenfels, als er seine weltberühmt gewordene Agitation begann, welche der Aufhebung der Tortur im Strafverfahren gewidmet war.

Sonnenfels hat vor einigen Jahren ein Standbild in der Ruhmeshalle der Wiener Universität erhalten. Mit vollem Rechte. Aber unbegreiflich erscheint es, daß sein berühmter Lehrer, der Verfasser des Entwurfes unseres bürgerlichen Gesetzbuches, der Reformator unseres Schulwesens und der geistvolle Rechts- und Staatsphilosoph, Karl Anton von Martini diese Ehrung in dem Prachtbau Ferstels noch nicht erhalten hat.

Die Ortsnamen.

Von J. W. Nagl.

So oft von Ortsnamenkunde die Rede ist, denke ich an die Botanik. Es hat jedenfalls in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit eine Zeit gegeben, da man sich wenig darum kümmerte, ob ein brauchbares Gewächs zu den Krypto- oder Phanerogamen, ob zu Gramineen oder Orchideen gehöre, wie die einzelnen Bestandteile, z. B. Stempel, Staubgefäße, Epidermis der Blätter, funktionieren, ob die letzteren gegen- oder wechselständig, finger- oder lanzettförmig seien u. s. w. Dieser Standpunkt der Gleichgültigkeit ist dem Pflanzenreiche gegenüber überwunden, man überläßt ihn jenen Geschöpfen, die mit langer, rauher Zunge unterschiedlos Stempel und Blätter, Orchideen und Gramineen in ihren Vormagen verschwinden lassen.

Leider sind wir in der Ortsnamenkunde nicht so weit. Ja es rechnen sich viele zu den Gebildeten, die noch nicht recht überzeugt sind, daß überhaupt alle Namen ursprünglich Sinn und Bedeutung haben, daß der Inhalt der Ortsnamen — wir zählen hier auch Fluß-, Flur-, Berg-, Länder- und Völkernamen dazu — gewissermaßen petrifizierte Geschichte, insbesondere Geschichte der Kultur und der Sprache ist. Und so nimmt man denn die Ortsnamen in den Mund, wie die gehörnte Milchspenderin ihre botanischen Spezies. Aber nicht nur in den Mund, sondern — dies soll nun sofort gezeigt werden — bedauerlicherweise auch in die Feder.

Eine Wiener Gasse heißt „Teinfaltstraße." Wer hat das zuerst geschrieben? und wie hat er den Namen sprechen gehört, um eine solche Schriftform abzuleiten? Mit dem Anklange an die Teinkirche* in Prag, an Falter oder falten hat man sich begnügt: also genug, die Namensform sieht immerhin einem Worte im allgemeinen ähnlich, sogar einem zusammengesetzten. Da erwacht zuerst der Dilettantismus: er sieht eine oberflächliche Ähnlichkeit zwischen „Teinfalt" und „Steinfeld" und schon ist der Straßenname „erklärt": er bedeute „Steinfeldstraße". Da tritt endlich der Historiker, der Urkundenleser — Richard Müller ist diesmal sein Name — vor die Öffentlichkeit und zeigt, daß in einer alten Schottenurkunde die Straße Domvogtstraße (Tuomvoitstraze) geheißen, und daß in derselben ein Domvogtshof (Tuomvoitshof) bestanden habe. Aber diese Deutung wird erst zu einer unumstößlichen, wenn die Sprachforschung auch die Möglichkeit eines solchen Mißverständnisses — „Teinfalt" für „Domvogt" — nachgewiesen hat. Altes tuomvoget, tuomvoit wurde im bayrischen Volksmunde als toa^{n}fàit gesprochen, wienerisch ta^{n}fàit. Weil aber auch Einfalt im gleichen Dialekte oa^{n}fàit, a^{n}fàit lautet (Fàjtn = Falte, hàjdn = halten), so erklärt sich die mißverständliche Schreibung von selbst. Wir lernen somit aus diesem Namen die kulturgeschichtliche Erscheinung

* Der Anklang könnte freilich auch einen tieferen Zusammenhang bedeuten. S. Feuilleton der „Wiener Zeitung", 2. Juni 1904.

eines „Domvogtes“ und für die Entstehungszeit der neuen Schreibung die Aussprache oa[n] oder a[n] für mhd. uom, uon, eim, ein, ebenso àj, ài für al und oi.

Eine andere Frage freilich ist es, ob uns nun, da die Unsinnigkeit der Form „Teinfalt“ erklärt ist, der Menschenverstand nicht zur richtigen Schreibung „Domvogt“ zurückkehren heißt, mit anderen Worten, ob der Gemeinderat, der z. B. aus einer historischen „Herrengasse“ eine moderne „Gentzgasse“ machen kann, nicht hier zu gunsten der Richtigkeit eintreten will?

Und wie orthoepisch gewissenhaft mag mancher Pedant schon in jener Zeit, als die Mundart noch ihr toa[n]fàit entgegenhielt, solches „Teinfalt“ akzentuiert und sich damit von dem Gemeinen „distinguiert“ haben! Wie schön erst, wenn man ein Fremdwort, so ein italienisches oder spanisches, aus dem Dialektnamen konstruieren kann. Ein Berggipfel, der in die Ramsau hinabschaut, mit auffälliger, halbrunder Kuppel, heißt in der Generalstabskarte „Sinabel“. Das klingt in seinen beiden letzten Silben recht prosaisch. Ein anderer Gipfel im Totengebirge heißt in der Generalstabskarte „Siniwähler“, das sieht wieder recht politisch aus und scheint die „Wähler“ mit „Sinn“ wenigstens in der steinernen Hochgebirgswelt suchen zu wollen. Doch tun wir nun einen Schritt weiter ins — Spanische: eine Ansichtskarte bietet die Form Sinabella, das klingt ganz wie Isabella, selbst Dolabella u. dgl. Der Gipfel der Vornehmheit ist erreicht! — Leider hat Professor J. Pommer als sprachkundiger Tourist diese exotische Herrlichkeit vernichtet: es ist mittelhochdeutsches sinewel, d. i. „rund“, welches diesem Namen zugrunde liegt.

Man hat die militärische Kartographie, in Österreich besonders, beschuldigt, als ob anderssprachige, z. B. tschechische, früher italienische Offiziere zur Aufnahme der Terrainobjekte und ihrer Namen ausgesandt und deren unzureichende Kenntnis der Volkssprache zur Herrin und Verderberin der Namen gemacht worden wäre. Übergehen wir die zahlreichen, offenbar durch Zivilämter verschuldeten Falschschreibungen wie „Neunkirchen“ statt Neuenkirchen, statt Luitprandsdorf, Luippersdorf ein „Loibersbach“, welche leider allmählich auch im Volke selbst an Boden gewinnen, und blicken wir nach dem Auslande, wo sie keine „tschechischen Offiziere“ haben.

Die bayrische Generalstabskarte weist bei Cham in der Oberpfalz einen einsamen Hof auf, der Kronirlet geschrieben wird. Ist das persisch oder indisch? Als ich mir von den Landleuten jener Gegend den Namen sagen ließ, lautete er gar Kru-Irlet, die „Krone“ hat also schon der Schriftbold verbessernd hineingelegt. Als ich mich nun mit dem Dialekte der Umgebung näher befaßte, fand ich, daß der Name eigentlich „Krähen-Erlach“ („Erlach“ ist ein Erlenbestand) geschrieben werden sollte. Als ich fragte, ob sich dort noch Kru, d. i. Krähen gerne aufhielten, hieß es: Oh! genug.

Ich hatte von solcher Kartenschreibung auch genug. Aber ich sollte mehr als genug bekommen. Auf einer Fußpartie von „Kronirlet“ nach Süden glaubte ich mich im Walde bei einem Hause orientieren zu sollen. Hier heißt es „Dreiberg“,

* Ein bestimmter Regensburger „Domvogt“ ist für diese Zeit urkundlich nachweisbar.

dort ist der „Uhrberg"? fragte ich, felsenfest auf meine Karte bauend. Der Bauer schüttelte den Kopf und stammelte einen Familiennamen. Im benachbarten Orte traf ich einen gescheiten Bauer. „Einen Dreiberg gibt es nirgends, einen Uaberg schon; wir sagen halt Uaberg (klingt wie Uhrberg) statt Eichberg." Die Eiche lautet nämlich im Volksdialekt Uaha*, Uah; der „Eichberg" des Katasters war also zweimal falsch eingetragen worden, einmal als Dreiberg (d'r Uaberg = „der Eichberg") und einmal als „Uhrberg"!

Die Gelehrsamkeit springt überhaupt oft in sträflichem Leichtsinne mit den Ortsnamen um. Aus dem Simplon, dessen ältere Schreibung, „Simpelenberge", auch wieder den Sinwelenberg (runden Berg) erkennen läßt, heute mit der Schweizer Endung -on statt -en geschrieben, hat sich die in der Schweiz grassierende Gallomanie ein legendarisches Saint Plomb (heiliges Blei) herausdeuteln wollen. Nun gibt es zwar „Heiliges Kreuz", „Heiliges Blut" in Ortsnamen, aber das heilige Blei müßte in der Legendenliteratur erst geschaffen werden — vielleicht aus dem unheiligen, welches heidnische Tyrannen geschmolzen auf christliche Märtyrer träufeln ließen.

Ein Schiffskapitän, der die Küsten Alaskas streift, trifft ein Kap, dessen Namen er nicht erfahren kann und trägt daher vorläufig in seine Karte ein: Cape name? Nun kommt ein ungeschickter Leser darüber, der das a für o liest, das Fragezeichen übersieht und Cape Nome ist für alle Zeiten fertig. Erst jüngst durch die Goldfunde in Klondyke ist dieses Namenprodukt besonders verbreitet worden. Kehren wir wieder — aber nun ohne besonderen Verdacht gegen die „tschechischen Offiziere" — in unser Vaterland zurück, und bewundern wir die Metamorphose eines Krebses, der sich in Südsteiermark in einen Kranich verwandelt hat. Kranichsfeld heißt nämlich 1265 Cressendorf, später Ratschach, slovenisch Rače, was auf rak, d. i. Krebs, unzweifelhaft schließen läßt. Kress, Kröss für „Krebs" ist aber nur eine Nebenform für das häufigere Kroiss oder Kruiss; daher die vielen Kroissbach, Groissbach. Ein Überkluger von der Feder hat nun diesem Kruiss lateinisches gruis enthorcht, und so ist „Kranichsfeld" entstanden, welcher neue Name sich direkt aus Kroissfeld, selbst bei recht oberflächlicher Dialektkenntnis, schwer ergeben hätte. Solche Gelehrtenexperimente sind gewiß nicht besser als der gemeine Volkswitz, der die drei Orte Laintschach, Grafenbach (dial. Grámba) und Sankt Valentin (dial. Fallentin) zusammenfaßt in die Schreckensnachricht: „Laintschach laint (lehnt) schon, Grámba grammt (kracht) schon, Fallentin fallt schon."

Doch kehren wir zum Ernste zurück. Unter süddeutschen Ortsnamenforschern ist jüngst ein heftiger Streit ausgebrochen, ob wirklich die Ortsnamen auf -ingen ausschließlich schwäbisch seien, beziehungsweise auf schwäbische Ortsgründer deuten oder nicht. Man hat sich für das „Nein" entschieden. Vielleicht kann eine Beobachtung aus Österreich diese Entscheidung noch aufschieben. Wir haben nämlich hier die Ortsnamen Ottakring, Hiezing, Penzing, Sievering, Speising. Mit „Hüets enk" und „Penzts enk" zu deuten — das ist zum Glücke auch bei uns

* Sonst in Bayern und den Alpen Oacha.

hier vorbei. Es sind durchaus Personennamen der Ortsgründer, an welche -ingen gehängt wurde.* Einer dieser Namen ist Spenzo, davon stammt Spenzingen als ursprüngliche Namensform für Speising. Da ist aber ein Lautvorgang im Spiel, der nicht bayrisch-österreichisch, wohl aber alemannisch ist: ens zu eis (e i s), z. B. lateinisch census, schwäbisch-alemannisch Zeis (Zins). Wenn nun der nahegelegene Ort Schwadorf sich urkundlich als Schwabedorf bekennt, so sind wohl wie in Speising auch in Ottakring, Penzing usw. zunächst schwäbische Ortsgründer nicht unwahrscheinlich. Benzingen ist noch heute auch ein schwäbischer Ortsname, vielleicht auch Grinzingen, Siveringen usw.

Zu dieser — mehr politischen — noch eine kulturgeschichtliche Erwägung. Bekanntlich haben die Passauer Bischöfe in Zeiselmauer das Recht gehabt, furcas et patibula aufzurichten und Hinrichtungen vorzunehmen. Zur Richtstätte gehört auch ein Gefängnis. Nun hat R. Müller den Ortsnamen Chorhern unzweifelhaft auf ze den karkeren (bei den Kerkern, von carcer) gedeutet. Ich glaube, daß die Bischöfe den Kerker wegen ihres häufigen Aufenthaltes zu Zeiselmauer dort nicht wünschten, Chorhern ist nicht allzu entlegen, das vornehmere Königstetten sträubte sich vielleicht gegen ein Gefängnis. Ich möchte noch ein Seitenstück aus der Umgebung von Neunkirchen in Niederösterreich anführen, das auch das Wort Folter erklären helfen soll.

Wo heute der neue Marktteil Neunkirchens, genannt Mühlfeld steht, längs dem Bache bis zur „Au", erstreckte sich „das Urtel" oder „Urtelfeld." Das richtige „Mühlfeld" als Erinnerung an eine (Wind-?) Mühle liegt südlich der neuen Straße Loiberbach—Neunkirchen, des alten „Totenweges"**; an das Mühlfeld stoßen, ebenfalls südlich dieses Weges, gegen Osten die Folter-Äcker an, welche im Dialekt Pfälter-Acker heißen. Pfälter (Behalter) bedeutet aber Schranken, Gefängnis.*** Es ist also wieder die Richtstätte (Urtel) und das aus dem Markte hinausverlegte Gefängnis nahe beisammen. Da das spät auftretende vulter, Folter mit italienisch poledro (Pferd) ohnehin ungenügend erklärt ist, wird man lieber Folter für eine ungenaue Wiedergabe des Wortes Pfälter halten. Denn der Übergang vom Begriff „Gefängnis" zu dem Begriffe „Tortur" hat für jene minder humanen Zeiten nichts Auffallendes.

Zweierlei möchte ich durch diese Zeilen bewiesen haben: erstens, daß die Ortsnamen wesentliche Aufklärung selbst für solche ferne Zeiten und solche entlegene Örtlichkeiten liefern, die von unserem Schrifttum nicht behandelt werden; zweitens, daß man ehestens darangehen müssen wird, die echte, alte volkstümliche Aussprache der Ortsnamen aufzuzeichnen, da sie verläßlicher ist, als gelehrter Witz.

* -ing bedeutet den „Abkömmling", vgl. Kärling, Edeling, Merowing(er).

** Am westlichen Ende des „Totenweges" im „Mühlfeld" liegt das „Pest-Ackerl", wo wohl einst auch die Hingerichteten bestattet wurden.

*** Bayrisch pfent für behende, pfüat Gott für behüat' Gott.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder.

(Fortsetzung.)

In Brünn.

Nach einem kurzen Aufenthalte bei meinem Vormunde Weitzinger in Wien wurde ich wieder nach Brünn spediert. Mein zweiter Einzug in die mährische Hauptstadt geschah mit einigem Eklat. Es gab damals in Brünn zwei ständige Straßenfiguren,* welchen die Gassenjungen einen eigenen Kultus widmeten. Der eine hieß „Baron Schnupftüchel", ein harmloser Halbnarr, der den Stadtlion spielte und immer ein weißes Schnupftuch aus der hinteren Rocktasche heraushängen ließ, das er, da es ihm immer weggezogen wurde, mit Nadeln in die Tasche heftete. Der zweite, eine wahre Reckengestalt, „Schöpsenfranzl" genannt, war mein Reisegefährte im Eilwagen und saß im „Haarbeutel", so nannte man einen am Rücken des Wagens hoch über der Decke angebrachten offenen Sitz, auf welchem der Passagier gemütliche Rückschau auf den zurückgelegten Weg in völlig freier Luft hatte. Schon in der Vorstadt war er bemerkt worden, und als die Postpferde mühselig den Berg zum Judentor hinankeuchten, waren wir bereits von einer Schar Gassenjungen umgeben. Der gefährliche Moment für den Reisenden am Haarbeutel war die Einfahrt in das sehr niedere Tor des Postgebäudes und in diesem kritischen Augenblicke erschallte ein hundertstimmiges: „Schöpsenfranzl, duck dich!"

Und er duckte sich wirklich, was ein neues Gejohle der ausgelassenen Buben zur Folge hatte, die sich vor den Hieben des hochthronenden „Schöpsenfranzl" gesichert hielten. Aber wie ein Adler stürzte er aus der Luft herab und richtete ein derartiges Massaker an, daß lange noch davon gesprochen wurde.

Im Hause des Onkels wurde mir eröffnet, daß ich nicht mehr nach Seitenstetten zurückkehren, sondern mit meinem Bruder hier bleiben werde; es sei eben der Vorschlag an meinen Mitvormund abgegangen und ökonomische Gründe geltend gemacht worden. Mit geteilten Gefühlen nahm ich diese Nachricht auf. Einerseits war es mir leid um mein Seniorat und um das für die Poesie und Rhetorik (so nannte man damals die 1. und 2. Humanitäts-, i. e. die 5. und 6. Gymnasialklasse) in sichere Aussicht genommene Primat, da ich mir einbildete, hiefür mehr Verve zu

* Auch in Wien gab es solche Groteskfiguren. Ich erinnere mich an eine, die fast täglich auf dem Wasserglacis lustwandelte, einen alten, aber noch gelenken Herrn, der in drapfarbenem langem Caputrock mit einem halben Dutzend kleiner Mantelkragen über der Achsel, engen, kurzen Hosen, Schuh und Strümpfen, bis an die Backen reichendem Vatermörder und niederem, breitkrempigem Hut, in Begleitung eines ganz gleich kostümierten Knaben, eiligen Schrittes einherzog. Auch erinnere ich mich zweier Herren, die stets, ob Regen, ob Sonnenschein, ohne Kopfbedeckung auf der Straße zu sehen waren. Der eine, Graf Palffy, mit struppigen, grauen Haaren oder Perücke, der andere ein Geistlicher, namens Kazarok, der gar keine Haare auf dem Kopfe hatte.

haben als mein Seitenstettner Ämulant. Anderseits hatte der Wiedergewinn der Freiheit für mich den ausschlaggebenden Reiz. Es wurde um meine zurückgebliebenen Habseligkeiten geschrieben, die auch wirklich bald ankamen. Nun ward ich Brünner und sollte mit meinem Bruder, da der Onkel eine größere Wohnung genommen hatte, ein eigenes Zimmer erhalten. Solange wir noch im Mazalschen Hause verblieben, hatte ich das Vergnügen, einen ausgezeichneten Gitarrespieler im oberen Stockwerk fast allabendlich zu hören, dem ich mit einer Aufmerksamkeit zulauschte, die ich dem Orpheus in Person nicht pietätvoller hätte widmen können. Es war das erste virtuose Spiel, das auf dem so geringschätzig mißhandelten Instrumente zu meinen Ohren klang und meine ohnedies dafür seit langem genährte Neigung zu so hohem Grade steigerte, daß der Besitz einer Gitarre von nun an zu meinem sehnlichsten Wunsche wurde. Dieser erfüllte sich bald, indem ich für bare 3 Gulden von einem Trödler eine „Jammerschachtel" (das war der Spottname) erhielt. Nun wurde fleißig geübt, und noch war ich nicht dem Studienjahre Brünns entwachsen, als ich als purer Autodidakt ein gutes Instrument auch selbständig gut zu behandeln wußte. Die Gitarre, die ich später bei dem Brünner Instrumentenmacher Wurzlhofer für 10 fl. K.-M. kaufte, besitze ich noch zur Stunde als mir sehr wertvolles Andenken, und ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich in der 8. Lebensdekade mir damit manche wehmütigen Augenblicke in Erinnerung an vergangene ideale Zeiten vertreibe. Auf teuren Instrumenten bester Qualität habe ich gespielt, aber ich vertausche sie um keinen Preis um das mir viel länger als ein halbes Jahrhundert treu gebliebene.

Die diesjährigen Schulferien hatten für mich nicht nur den Vorteil, daß sie um einen Monat länger dauerten, sondern auch, daß sie die schönen Augustwochen in sich schlossen.

Ich wanderte einsam auf Insektenfang in der Umgebung herum und nahm nur gezwungen an gesellschaftlichen Ausflügen teil, die wöchentlich bald in den Schreibwald, bald in die Steinmühle stattfanden. Der Grund war ein eigentümlicher, hatte aber für mein ganzes Leben die nachhaltige, und ich kann es jetzt mit Überzeugung aussprechen, wohltätige Folge. Die Schwester meiner Tante hatte eine Anzahl Gespielinnen, die, tanz- und unterhaltungslustig, den weiten, staubigen, sonnigen Weg durch Altbrünn und die Lehmstätte nicht scheuten, um sich dann von einem Schwarme junger Herren die Cour machen zu lassen. Obgleich sie alle ungefähr in demselben Alter mit mir waren, so sahen sie in diesem Falle auf mich und meinen Bruder hoch hernieder, die ihnen noch als Buben galten und nur dazu gut waren, ihre Tanzschuhe und Umhängtücher ihnen nachzutragen. Dies verdroß mich in die Seele, und wenn ich mich auch für die erlittene Unbill mit manchem Schabernack rächte, z. B. daß ich ein Verzeichnis der Fußlängen und -breiten nach den ausgedehnten Schuhen anlegte und sogar die Schuhe der Schönsten und Stärksten unter ihnen über meine Stiefel anzog, so ward doch in mir ein derartiger Widerwillen gegen gesellschaftliche Zusammenkünfte rege, daß er später in förmlichen

Haß ausartete und mir das nicht unverdiente Prädikat eines Sonderlings zustande brachte. Dadurch wurde ich in der Folge großer Kapitalist, zwar nicht an Barem, wohl aber an ersparter Zeit, die mir durch kluge beharrliche Benützung Wucherzinsen trug. Die goldene Wahrheit der Worte: »Time is money« habe ich durch meine eigene Erfahrung besiegelt. Oft in späteren Jahren, ja selbst noch vor kurzem ist man an mich mit der Frage getreten, wie war es denn möglich, daß Sie dies oder jenes zuwege gebracht haben neben dem vielen anderen? Hatte für Sie der Tag mehr als 24 Stunden und das Jahr mehr als 365 Tage? „Nein, meine Herren!" konnte ich ihnen antworten: „Ich habe mit der Zeit gegeizt und sie nicht vergeudet wie Sie, in Wirts- und Kaffeehäusern und dergleichen, bei geistlosem Kartenspielen oder in noch geistloseren Gesellschaften oder in gedankenleerem Herumschlendern, sondern ich habe gearbeitet, durch die Arbeit gelernt und selbst bei der notwendigen Erholung das Lernen nicht aufgegeben, und daß dies so fort bis in mein hohes Alter ging, das verdanke ich der Richtung, die ich bereits in früher Jugend eingeschlagen." Ich las damals alles, was mir zu Handen kam: Die deutschen Klassiker, vor allen Schiller, Goethe (mit und ohne Verständnis) und Wieland, bei dessen Lektüre mir durchaus nicht in den Sinn kam, daß die Agathons, Aristipe und Aspasien unmöglich so gesprochen haben können, wie sie Wieland nach den damaligen Pariser Salonschablonen miteinander konversieren ließ. Ich war begeistert von dem schlichten Wandersmann Seume, der mich schon damals den Vorsatz fassen ließ, zu Fuß gleichfalls nach Syrakus zu pilgern. Da geriet ich an die Familienrührromane August von Lafontaines; ich las zuerst dessen: Quinctius Heymeran von Flaming, dem die damals in Schwung befindliche Schädellehre in den Kopf gestiegen und der damit die traurigsten Erlebnisse gehabt, bis er endlich im Schoße einer Schönen aus der phrenologisch niedrigst gestellten Rasse, einer kohlschwarzen Negerin, sein häusliches Glück gefunden.

Diese Geschichte unterhielt mich außerordentlich. Unter den Bekannten meiner Tante befand sich auch eine reifere Dame, die gerne über Literatur sprach und in diesem Gebiete auch ihre junge, für eine Schönheit ersten Ranges geltende Tochter abrichtete. Sie hatte es in diesem Punkte auf mich abgesehen, und es war eine Leidenschaft von ihr, jungen Leuten über ein oder das andere gelehrte Thema Vorträge zu halten, und zwar zur größten Belustigung meines Onkels. Als ich einst das Wort Menschenrasse aussprach, hatte ich bei der guten Frau in ein Wespennest gestochen. Ihr Gatte war Landestierarzt, der sich fort auf Kommissionsreisen befand und dem gewiß die Veredlung der Tierrassen sehr viel zu tun machte. Seine Theorien mochte nun die Gemahlin auch auf das Menschengeschlecht in Anwendung bringen und sie hatte deshalb unsere junge Gesellschaft, männlich und weiblich, selbstverständlich in aller ehrbarster Weise in Kategorien geteilt. Mich hätte sie durch ihre Vorlesungen beinahe aus meinen idealen Träumen gebracht, und es war höchste Zeit, daß ich mich wieder einem anderen Zweige heimatlicher Literatur zuwandte, nämlich den damals die ganze junge Welt bezaubernden, sentimentalen Romanen H. Claurens.

Ich wurde im Brünner Staatsgymnasium für die erste Humanitätsklasse rite inskribiert. Die Einrichtung des Gymnasiums selbst ist meinem Onkel nicht unbekannt gewesen, da mein jüngerer Bruder Karl bereits zwei Klassen absolviert hatte und nun an der dritten stand. Direktor war ein Weltgeistlicher, namens Genik, ein äußerst gutmütiger Mann, der im Brünner Akzente fast nach jedem dritten Worte: „Do hier, do so zu sagen" einzuschalten pflegte und daher bei den Studenten nicht Genik, sondern Dohierdo hieß. Der Religionsprofessor Weiß war das flagrante Widerspiel desselben, eher ein roher Fachin als ein Priester. Die übrigen sechs Professoren waren Laien. Professor Schenkl, Verfasser einer lateinischen Grammatik und Vater einer großen Familie, der größte, aber gutmütigste Pedant, den Brünn damals besaß, war unserer Familie wohl bekannt. Die Frau, ebenso geschwätzig als ihr Gatte schweigsam, und die ältere Tochter kamen in unser Haus, die jüngste war noch ein Kind. Ein zweiter Professor hieß Hatlanek, im Rufe als ungemein roh, der dritte, Boczek, wieder human, der vierte, Austmann, sehr alt und im Laufe des Jahres durch Dr. Heinrich aus Troppau ersetzt. Die beiden Humanitätsprofessoren Jodl und Ment waren schief gewachsen, doch jeder auf anderer Seite, so daß, wenn sie nebeneinander gingen, sie den zweiköpfigen kaiserlichen Adler darstellten. Jodl, und das war mein Professor, hatte noch die besondere Eigentümlichkeit, einen bis an die Fußzehen reichenden grünen Mantel zu tragen, den er rückwärts mit der Hand von innen in die Höhe hielt. Wir nannten ihn den „Grünmantel von Venedig".* Das Gymnasium selbst war in delabriertestem Zustande, der Gang durfte nicht betreten werden wegen Gefahr des Einsturzes. Unser Schulzimmer, das bei 50 Scholaren zu fassen hatte, war ein Rechteck, so daß nur die Hälfte der Schüler den Professor en face, die andere Hälfte bloß en profil zu sehen bekam. Bald zeigte es sich, daß das weltliche Gymnasium weit unter dem geistlichen von Seitenstetten stand, denn ich hatte dort in der vierten Klasse mehr gelernt, als hier in der fünften zu lernen war. Es kostete mich daher ganz wenig Mühe, mich auf meinem Eminentisten-Platze zu behaupten, was aber leicht für die Fortdauer meines Fleißes hätte von üblen Folgen werden können. Mein Professor Jodl war übrigens ein ganz ausgezeichneter Lehrer. Slawist durch und durch und früher Lehrer an einem slawischen Gymnasium in Slawonien, ließ er dies durchaus nicht merken, behandelte deutsche und tschechische Schüler ganz gleich, sprach auch mit den letzteren niemals tschechisch in der Schule und trug sogar mit Vorliebe deutsche Klassiker vor, die gar nicht zu den Schulgegenständen gehörten. Dabei dürfte wohl auch Politik im Spiele gewesen sein, denn Slawismus galt damals für staatsgefährlich und die ostensiblen Tschechen hatten einen schwarzen Makel bei der Polizei. Die Schulsprache war übrigens die lateinische, wobei allerdings unser Professor zu unserer großen Belustigung banale Phrasen mit absonderlicher deutscher Kumulierung in Vorrat hatte. So gab er einst, als ich das Unglück hatte, von den Zwölftafelgesetzen nichts mehr zu

* Der Titel eines Dramas von Franz Freiherrn von Schlechta, das am 21. Mai 1820 zum ersten Male im Theater an der Wien aufgeführt wurde. (A. d. R.)

Das neue Schuljahr begann nun und ich wurde „Rhetor", so nannte man damals die Gymnasiasten der VI. Klasse. Professor Jodl lehrte die Redekunst selbstverständlich lateinisch nach allen Regeln, wie er es das Jahr zuvor mit der Dichtkunst getan hatte. Exordium, Thesis, Expositio, Argumentatio, Conclusum mußten uns in allen Teilen, ganz abgesehen von dem materiellen Inhalt, wenigstens nach schematischer Form geläufig sein und wir bekamen allwöchentlich Themata auf, die oratorisch zu bearbeiten waren, unter anderem auch über den berühmten Satz: "Οτι καλλόν το ἀγαθόν, über welchen sowohl in klassischem, als in modernem Geiste sehr viel in allen fünf rhetorischen Partien gesagt werden kann, wir aber nichts sagten, weil wir es noch nicht ganz recht verstanden. Ich habe diese rhetorischen Disziplinen niemals ganz vergessen, aber sie auch niemals praktisch in Anwendung bringen können, trotzdem mein Geschick mich nicht zum Dichter*, wozu ich die Befähigung mir einbildete, sondern zum Rhetor, und zwar in umfassendster Bedeutung werden ließ. Die einfachen Regeln der praktischen Redekunst hat man damals in Österreich gar nicht gekannt und konnten demnach von Professor Jodl uns auch gar nicht gelehrt werden. Sie sind in kurzem folgende: Nur im äußersten Notfalle unvorbereitet öffentlich sprechen und auch dies nur so selten als möglich. Die Vorbereitung nicht merken lassen, deshalb immer mit der Widerlegung eines Vorredners oder eines kurz zuvor ereigneten Novums anheben. Niemals lange reden und wenn nicht unerläßlich, auch nicht mehrmals über denselben Gegenstand. Endlich den Schluß auf durchschlagenden Effekt berechnen und mit einer gewaltigen Phrase schnell enden. Diese fünf Grundsätze haben mit der Schulrhetorik und ihren abgezirkelten Teilen wohl wenig zu schaffen, aber sie machen den parlamentarischen Redner unserer Zeit. Ungeachtet dessen ich mir wegen meiner anfänglichen Scheu vor öffentlicher Rede und wegen anstürmender Gedankenverwirrung und Überhäufung wenig zutraute, hatte ich doch in dem Laufe eines Vierteljahrhunderts durch möglichste Beachtung vorerwähnter Sätze in allen Kategorien der Redekunst von Trinksprüchen bis zu Nekrologen, von Philippiken bis zu den ernstesten Parlamentsreden große Erfolge, über die niemand mehr erstaunt war als ich selbst.

Endlich mußte vom Gymnasium Abschied genommen werden und er vollzog sich mit einem eminenten Zeugnisse.

* * *

* Meine poetischen Lukubrationen brachten mir doch einen wesentlichen Nutzen, und zwar für die Prosa, denn auch diese hat einen Rhythmus, der weit schwieriger zu fühlen, weil er „ungebunden" ist. Wenn mir in späteren Jahren Schmeicheleien über meinen Stil schriftlich oder mündlich zuteil wurden (dies erfuhr ich als Anonymus schon 1839 in der Theaterzeitung), so vindizierte ich dies im Herzen meiner Jugendpoesie. Und der Dichter und Hofburgtheaterdirektor Dingelstedt schrieb mir unterm 13. Februar 1877: „Damit doch auch was Gutes dem Schlimmen sich geselle, sei Ihnen bei dieser Gelegenheit herzlich gedankt für die guten Stunden, die Sie mir durch ihre sans phrase reizenden Reisenovellen im Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse' dann und wann bereiteten. Schade, ernstlich und wirklich schade, daß der Bürgermeister dem Meisterschriftsteller so sehr im Wege steht."

von selbstgeschaffenen phantastischen Idealen, wobei mir die immer wachsende Neigung zur Einsamkeit beträchtlichen Vorschub leistete. Tief gekränkt durch die Geringschätzung meiner Jugendgenossinnen, aber auch von der Natur mehr zur Wirklichkeit gedrängt, suchte ich nun in der höheren Altersklasse die Formen meiner Traumgebilde und fand die harmlose Freundschaft eines — harmlosen Kindes. Stundenlang stand die kleine, vielleicht nicht achtjährige Mili mit ihrem sanften Engelsköpfchen, ihr bereits üppiges Haar in zwei Flechten gewunden, und hörte mir mit ernster Aufmerksamkeit zu, wenn ich ihr ebenso harmlose Kindermärchen erzählte. In meiner damaligen Gemütsstimmung tat es mir wohl, wenigstens ein Kind mir anhänglich zu sehen.* Unser Hauswesen hatte sich vor Ablauf des Jahres um zwei Personen vergrößert. Aus Pöltenberg bei Znaim hatte Oberamtmann David seinen Sohn Josef Augusta, der ein Jahr vor mir studierte, als er eben in die Philosophie kam, zu uns gebracht und die zwei separierten Zimmer wurden an einen Kollegen des Onkels, Dr. Ignaz Klobus, vermietet. Dieser, ein höchst gebildeter und gewandter Mann, den ich schon von Wien aus und insbesondere von einer Partie im Dornbacher Parke kannte, ward von nun ab mein Gönner, von dem ich in Literatur und Sprachen viel lernte und sogar in die Politik eingeführt wurde.** Merkwürdigerweise kam ich dazu, auch in den damals bedeutenden Wust sogenannter „verbotener" Bücher eingeweiht zu werden. Domherr Beck,*** mit dem der Onkel und ich schon in Wien, wo er kurze Zeit Direktor des Priester-Krankeninstitutes gewesen, in Verkehr gestanden, genoß in seiner Eigenschaft das Vorrecht, »erga schedam«, der damalige zensorische Ausdruck einer persönlichen Bezugslizenz, derlei verpönte Drucksachen zu kaufen. Da aber die Kosten zu groß waren, kam er auf den Gedanken, eine beisteuernde Gesellschaft zu gründen und darunter war auch mein Onkel. So kam allwöchentlich ein Pack Bücher, von welchen ich mit einem beschränkten Verstande nicht einsehen konnte, warum sie verboten sind. Dieses punctum saliens herauszufinden, war die Ursache, daß ich unreif so manches studierte, worüber mir erst in der Folge der Knopf aufging. Schaden habe ich hiebei jedoch in keiner Beziehung genommen.

* Dem Kinde Emilie, dem später der allzuhäufige Besuch bei mir unter dem Titel: „Sie stören mich im Studieren", untersagt worden war, begegnete ich später nur ein einzigesmal wieder in Brünn, anfangs der Fünfzigerjahre, und zwar an ihrem Brauttage. Sie vermählte sich nach langem Widerstreben ihrer Anverwandten mit dem Hauptmanne Giesl von Gieslingen, nachmals Feldmarschalleutnant, Freiherr, Geheimrat und Kommandant der Gendarmerie, der mich wiederholt besuchte und mich an meine Jugendzeit erinnerte. Sie selbst sah ich nie mehr. Denn als ich mir ernstlich vornahm, mich ihr als Greis vorzustellen, war sie plötzlich in Meran an einem Herzleiden im Alter von einigen 60 Jahren verstorben. Ihre Söhne sind bereits gleichfalls Militärs höheren Ranges.

** Alle Sonn- und Feiertage morgens mußte ich ihn zum Frühstück abholen, das in einem Kaffeehause eingenommen wurde. Dem folgte ein einstündiger Spaziergang, bei welchem er mich in echt klassisch peripatetischer Weise über Tagesfragen und andere interessante Themata unterrichtete und unterhielt.

*** Bruder des Direktors der Staatsdruckerei und Herrenhausmitgliedes Dr. Anton Beck.

Das neue Schuljahr begann nun und ich wurde „Rhetor“, so nannte man damals die Gymnasiasten der VI. Klasse. Professor Jodl lehrte die Redekunst selbstverständlich lateinisch nach allen Regeln, wie er es das Jahr zuvor mit der Dichtkunst getan hatte. Exordium, Thesis, Expositio, Argumentatio, Conclusum mußten uns in allen Teilen, ganz abgesehen von dem materiellen Inhalt, wenigstens nach schematischer Form geläufig sein und wir bekamen allwöchentlich Themata auf, die oratorisch zu bearbeiten waren, unter anderem auch über den berühmten Satz: "Οτι καλλόν το ἀγαθόν, über welchen sowohl in klassischem, als in modernem Geiste sehr viel in allen fünf rhetorischen Partien gesagt werden kann, wir aber nichts sagten, weil wir es noch nicht ganz recht verstanden. Ich habe diese rhetorischen Disziplinen niemals ganz vergessen, aber sie auch niemals praktisch in Anwendung bringen können, trotzdem mein Geschick mich nicht zum Dichter*, wozu ich die Befähigung mir einbildete, sondern zum Rhetor, und zwar in umfassendster Bedeutung werden ließ. Die einfachen Regeln der praktischen Redekunst hat man damals in Österreich gar nicht gekannt und konnten demnach von Professor Jodl uns auch gar nicht gelehrt werden. Sie sind in kurzem folgende: Nur im äußersten Notfalle unvorbereitet öffentlich sprechen und auch dies nur so selten als möglich. Die Vorbereitung nicht merken lassen, deshalb immer mit der Widerlegung eines Vorredners oder eines kurz zuvor ereigneten Novums anheben. Niemals lange reden und wenn nicht unerläßlich, auch nicht mehrmals über denselben Gegenstand. Endlich den Schluß auf durchschlagenden Effekt berechnen und mit einer gewaltigen Phrase schnell enden. Diese fünf Grundsätze haben mit der Schulrhetorik und ihren abgezirkelten Teilen wohl wenig zu schaffen, aber sie machen den parlamentarischen Redner unserer Zeit. Ungeachtet dessen ich mir wegen meiner anfänglichen Scheu vor öffentlicher Rede und wegen anstürmender Gedankenverwirrung und Überhäufung wenig zutraute, hatte ich doch in dem Laufe eines Vierteljahrhunderts durch möglichste Beachtung vorerwähnter Sätze in allen Kategorien der Redekunst von Trinksprüchen bis zu Nekrologen, von Philippiken bis zu den ernstesten Parlamentsreden große Erfolge, über die niemand mehr erstaunt war als ich selbst.

Endlich mußte vom Gymnasium Abschied genommen werden und er vollzog sich mit einem eminenten Zeugnisse.

* * *

* Meine poetischen Lukubrationen brachten mir doch einen wesentlichen Nutzen, und zwar für die Prosa, denn auch diese hat einen Rhythmus, der weit schwieriger zu fühlen, weil er „ungebunden“ ist. Wenn mir in späteren Jahren Schmeicheleien über meinen Stil schriftlich oder mündlich zuteil wurden (dies erfuhr ich als Anonymus schon 1839 in der Theaterzeitung), so vindizierte ich dies im Herzen meiner Jugendpoesie. Und der Dichter und Hofburgtheaterdirektor Dingelstedt schrieb mir unterm 13. Februar 1877: „Damit doch auch was Gutes dem Schlimmen sich geselle, sei Ihnen bei dieser Gelegenheit herzlich gedankt für die guten Stunden, die Sie mir durch ihre sans phrase reizenden Reisenovellen im Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse‘ dann und wann bereiteten. Schade, ernstlich und wirklich schade, daß der Bürgermeister dem Meisterschriftsteller so sehr im Wege steht.“

Mit Anfang des Schuljahres 1832 war ich Philosoph, so nannte man die Hörer der beiden zur philosophischen Fakultät gehörigen Jahrgänge, die den unerläßlichen Durchgang zu den Universitätsfachstudien bildeten. An den Universitäten waren sie mit derselben verbunden, wo keine war, bestanden besondere Lehranstalten. Philosoph war aber zu jener Zeit schon etwas, er hieß nicht mehr „Schüler", sondern „Hörer" und ihm gebührte offiziell der Titel „Herr". Wir bildeten uns darauf auch nicht wenig ein und ich bin überzeugt, daß es von Nutzen war.

Die Brünner philosophische Lehranstalt, in der es keine „Schulstunden" mehr, sondern nur „Vorlesungen" gab, befand sich damals in der Gassenfront des Minoritenklosters. Der Gegenstände gab es wenige, aber diese wenigen wurden gründlich behandelt. Wir hatten täglich mit Ausnahme Sonn- und Feiertage und Donnerstags vier Kollegienstunden, die besucht werden mußten, wenn nicht eine üble Fortgangs- oder Sittenklasse riskiert werden wollte. Absenzen mußten gerechtfertigt werden, insbesondere beim Kirchenbesuche Sonn- und Feiertags. Im ersten Jahrgange, erstes Semester: Mathematik, zweites Semester: Geometrie; Philosophie, erstes Semester: Logik, zweites Semester: Geschichte der Philosophie. Im zweiten Jahrgange folgte dann Psychologie, in beiden Jahrgängen außerdem lateinische und griechische Philologie und Religionswissenschaft. Hauptgegenstand des zweiten Jahrganges war Physik. Naturgeschichte im ersten Jahrgange und Weltgeschichte im zweiten waren nur für diejenigen obligat, welche vom Schulgelde befreit gewesen. Das waren aber nahezu alle. Als außerordentliche Gegenstände wurden behandelt: Landwirtschaftskunde und Erziehungskunde. Am Schlusse eines Semesters war über die tradierten Gegenstände Prüfung und der Erfolg dieser für die Klassifikation maßgebend, denn während des Semesters wurde nur höchst sporadisch von einem oder dem andern Professor ein oder der andere Hörer zu einem Tentamen herausgefordert, das freilich auch für dessen Ruf von Bedeutung war. Ergab sich bei einem Semestralexamen eine zweite Klasse, so mußte sie in einer Nachprüfung korrigiert werden oder der Eintritt in den höheren Jahrgang war unmöglich. Die Professoren waren mit Ausnahme eines einzigen, nämlich für Naturgeschichte und Landwirtschaft, sämtlich Stiftsgeistliche, denn den drei Klöstern, dem Benediktinerstifte Raygern, dem Augustiner Chorherrnstifte Königkloster und den Prämonstratensern zu Neu-Reusch oblag die gesetzliche Verpflichtung, die mit der staatlichen Befähigung versehenen Professoren zu stellen. Den ersteren beiden gehörten je zwei, dem letzteren einer an. Unter diesen fünf Geistlichen und einem weltlichen Professor befanden sich drei wahrhafte Originale. Obenan der Religionsprofessor, nachmals auch Dr. phil. Benedikt Richter aus Raygern. Einen närrischeren Kauz als diesen kann ich mir heute noch nicht vorstellen. Dem Äußern nach mit seinem in unaufhörlicher Muskelbewegung befindlichen Gesichte, mit zirkelrund geöffnetem, mit einer roten Piperlnase beschatteten Munde, starken Augenbrauen und struppigem zu Berge stehendem Haarwuchse, der durch eigentümliches Auf- und Abzerren der Stirnhaut sich ausnahm, wie ein Stoppelfeld im Sturmwind, glich er vollkommen einem

Prater-Hanswurst, der seine Spaßhaftigkeit darin sucht, daß er immer im tiefsten Ernst versunken ist. Daneben seine Sprache und Deklamation mit einem Akzente, der alle deutschen Mundarten und Dialekte geradezu in die Schranken rief. Aus dem Jambus wurde ein Trochäus und aus dem Trochäus ein Jambus und aus jedem dreisilbigen Worte unerbittlich ein Daktylus.

Er ließ keinen Anlaß vorübergehen, um Gedichte und Verse deutsch, lateinisch oder griechisch zu rezitieren, oder vielmehr nach einem von ihm selbst erfundenen Takte zu singen. Sein Lieblingsdichter schien Schiller zu sein, dessen Balladen er oft mitten in seiner religiösen Vorlesung neben einem Schrifttexte von Paulus oder sonst einem Kirchenvater einwebte. Untilgbar in meinen Ohren klingen noch so manche Knallverse, deren unnachahmlichen Ton wiederzugeben eine Unmöglichkeit ist. Das Katheder, auf welchem er vortrug, war sehr geräumig und er spazierte unaufhörlich dabei von einer Ecke zur andern, gestikulierte und schlug mit den Händen in der Luft herum, als gelte es, die ihn umschwirrenden bösen Geister zu erschlagen. Einmal kam er auf einen Propheten zu sprechen, der seine Zeit verdammte und wie ein Stier die böse Welt angriff. Flugs hatte er mit beiden Händen sich zwei Ochsenhörner gebildet und wühlte wie ein rasender Ochse damit auf den Tisch und Geländer des Katheders. Das risum teneatis amici war die schwierigste Aufgabe in seinem Kollegium. Wir waren in seiner Stunde immer verschnupft und hatten die Tücher vor Nase und Mund geballt. Glücklicherweise merkte er dies niemals, mochte vielleicht die Wassertropfen in unseren Augen für Tränen der Rührung gehalten haben. Den Glanzpunkt seiner religiösen Vorlesungen bildeten aber vier von ihm selbst komponierte Beweise über das Dasein Gottes, die, was Wortschwall und dialektischen Gallimathias betrifft, weitaus die schläfrige Langweiligkeit des Leonhardschen Lehrbuches überbot. Diese vier Beweise hatte er also getauft: den ontologischen, kosmologischen, physikotheologischen und moralischen. Es war glatterdings unmöglich auch nur einen dieser vier Beweisarten mit eigenen Worten wiederzugeben, ihr Text mußte ad verbum auswendig gelernt werden. Und doch bekam jeder, der Vorzugsklasse ex religione haben wollte, einen unerbittlich zu rezitieren, ich sogar aus besonderer Gunst ihrer zwei. Diese hatte ich mir dadurch erworben, daß ich, da das Tor der philosophischen Lehranstalt ohne Schild war, eine solche Aufschriftstafel kalligraphisch malte, die merkwürdigerweise von mir noch nach vielen Jahren an selber Stelle angetroffen worden ist. Wir hatten jeden Sonn- und Feiertag mit Hochamt und Predigt in der Kapuzinerkirche Gottesdienst, in welchen wir paarweise in Prozession unter Anführung Professor Richters ziehen mußten. Das kleine Kirchlein war in der Regel bei unserer Ankunft schon vollgefüllt von der schönen Welt, alt und jung, bei welcher die poetischen Vorträge Richters in großem Rufe standen. In der Tat war auch da das Gebiet, auf welchem er mit Stolz bewußt war, die dichtesten Lorbeeren zu sammeln. Predigte er doch einmal über den „ersten Kuß" und dessen Gefahren, jedoch mit einem solchen Feuereifer, daß Kleistsche Liebesschilderungen weit zurück-

blieben. Im Hochamte waren nicht minder seine Kantaten unnachahmlich und noch höre ich sein: „»Suhuhuhursum cordahahaha«; groß war er aber auch bei kirchlichen Prozessionen: Markus-Prozession, die drei Bittgänge und Fronleichnam, die wir alle mitmachen mußten und darauf sehr stolz waren, daß wir paarweise im ernsten Theaterschritte von den Gymnasiasten ganz abgetrennt, langsam in conspectu populi, von den jungen Damen betrachtet, die Stadt durchzogen. Professor Richter war bei unseren Zügen der kommandierende Feldmarschall. War irgendwo das Allerheiligste ausgestellt oder zum Segen geklingelt, so suchte sich Richter, wenn nur immer möglich, eine Kotlache oder ausgegossenes Wasser aus, um sich hineinzuknien und den Schmutzfleck als Attest seiner Frömmigkeit den Tag über herumzutragen. Am Fronleichnamstage befand sich auch das bewaffnete Bürgerkorps von Tagesanbruch an in rosig-stolzer Laune. Denn es war der einzige Tag, an welchen sie ihre Uniform an die Luft bringen durften, Vormittag bei der Prozession, Nachmittag in den Wirtshäusern, aus welchen nicht selten die Lehrbuben die Musketen und Patrontaschen nach Hause zu tragen hatten. Der Marsch in der Sonnenhitze war sehr beschwerlich und erheischte vorherige Erfrischung. Diese dürfte einmal bei dem Flügelmanne des Bürgerregiments zu ausgiebig genommen worden sein, denn es passierte ihm das Unglück, daß er, als er beim Präsentieren des Gewehres vor dem Allerheiligsten hervoreilen mußte, um die Tempi vorzumachen, stolperte und in aller Länge seiner klafterweit vorausgeflogenen Muskete auf das Straßenpflaster hinstürzte, wobei sich die hintern Schöße seines Uniformfracks ganz sonderbar öffneten und er wie der erschlagene Patroklus liegen blieb. Zum Entsetzen P. Richters schlug die ganze philosophische Lehranstalt inmitten des Segens in eine olympische Lache aus, die er zu sühnen nicht im stande war. Einmal noch sah ich ihn in einer derartigen Verzweiflung. Den Gymnasiasten war das Tragen von Spazierstöcken strenge verboten: »Te vidi petulantem,« sagte einmal Professor Jodl zu mir, »et quidem cum baculo« (es war mein Schmetterlingsnetzstock). Als Philosophen machten wir jedoch von der Freiheit umfassendsten Gebrauch und einige von uns trugen sogar Stöcke ins Kollegium zum großen Verdruße Richters. Da kam einer auf den Einfall, daß wir alle zum Unterscheidungszeichen gleiche Stöcke haben sollten. Nach eingehender Beratung wurde ein Musterstock fabriziert, schwarz mit lichtblauen Quasten. Viele Dutzende wurden bei den Drechslern bestellt und es war ein Festtag für uns, als wir zum erstenmale damit bei der Musik am Franzensberg paradierten. Aber Professor Richter sah dies mit scharfen Polizeiaugen als das Erkennungszeichen einer damals höchst verpönten, geheimen Burschenschaftsverbindung an, und sann auf Mittel, die Geheimnisse herauszubringen und die Verschwörer zur Strafe zu ziehen. Aber es gab keine Verschwörer und keinen Geheimbund und er fiel abermals der allgemeinen Lächerlichkeit anheim. Das zweite Original unter den Professoren war der Mathematiker Thaler, das gerade Gegenteil von dem Vorhergehenden, ein Zyniker, wie ihn die Antike nicht treffender hätte malen können. Exakter Gelehrter durch und durch,

Mathematiker, Zoologe, Botaniker von ausgezeichnetem Wissen, war er einer der ärgsten Alkoholisten, die damals in Brünn lebten und keinen Tag des Jahres nüchtern. Dabei war er niemals gewaschen, steckte in nie geputzten Juchtenstiefeln und in niemals von Kot befreitem Rock oder Talar mit ansehnlichen Rupturen. Er trug seine Materie stets ohne Buch oder Schrift frei vor und kam bei den schwierigsten Rechnungen auf der Tafel niemals aus dem Kontext, obgleich er häufig nicht wußte, ob es Vor- oder Nachmittag sei. Er teilte seine Gelage nicht selten mit seinen Schülern, mit welchen er die Nächte hindurch philosophierte, ohne sie jedoch bei der Prüfung mehr zu kennen. Er examinierte privatim niemals, wußte auch kaum irgendeinen bei seinem Namen zu nennen. Der Höhepunkt wurde jedoch bei dem sogenannten „Ausmessen" im Sommer erreicht, wo er schon in der ersten Stunde sternhagelvoll betrunken war und mit sich Schindluder treiben ließ, wozu der damalige Titel der Professoren: Klarität, vielen Stoff gab. Zwei oder drei gleichfalls weinselige Kommilitonen nahmen den Ärmsten, einen zerteppschten Hut mit hineingesteckten Rabenfedern am Kopfe, und brachten ihn unter Vortragen des Meßtisches taumelnd in sein Kloster zurück. Trotzdem er wegen seiner Gerechtlichkeit im Klassifizieren und seinen sonstigen Schulliberalismus sehr beliebt war, nahm doch gerade in unserem Jahrgange, und zwar auf Veranlassung der Studenten selbst der Skandal sein Ende. Bei unserer Semestralprüfung im zweiten Semester (ich war bereits cum eminentia geprüft) war er urplötzlich durch einen außergewöhnlichen Exzeß aus seinem gewohnten Konterte gefallen und gab unmögliche Prüfungsfragen, z. B. sechs Schuh machen einen Klafter; wieviel Quadratklafter mißt dies Zimmer? Alle Vorstellungen halfen nichts und der unglückliche Studiosus, der die Zahl der Quadratklafter nicht herausrechnen konnte, wurde mit einer zweiten Klasse fortgeschickt. Da begab sich eine Deputation zum Vizedirektor, Domherrn Talsky, einem sehr alten Herrn, der trotz seiner sonstigen Apathie doch sofort intervenierte und die Prüfung sistierte. Das war die letzte Professorenfunktion des bedauernswerten Thaler, der beim Umwechseln des Talars auch noch die ganz abgerissenen Hemdärmeln sehen ließ. (Fortsetzung folgt.)

Das Ungeborene.

Eine Erzählung von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Als er zum Militär, oder wie sie bei ihm zu Hause immer, auch bei den friedlichsten Zeiten zu sagen pflegen: in den Krieg mußte, hatte sich Gregor Gazda mit der Ludmilla Hajduk versprochen.

Daß er keine andere heiraten würde, nur sie, dies wußte er freilich schon viel früher, fast von ihren ersten Kindesbeinen. Denn sie gehörten zu Nachbargründen und waren beide Waisen.

Ihm waren die Eltern sehr zeitig weggestorben, und nun wuchs er auf wie er eben wollte. Etwas Vermögen, so viel, daß er in seiner sehr armen Gemeinde sogar für wohlhabend gelten konnte; ein Häuschen, einige Striche Feld hatten sie ihm hinterlassen.

Er war ein Grübler und ein ungeselliger Bursche von klein auf. Sehr leicht war er verwirrt zu machen, auch bei Dingen, die er ganz sicher wußte. Zum Beispiel in der Schule mußte er darum viel Unrecht leiden. Man hielt ihn nicht für gar klug; vielmehr für etwas schwach im Kopf. Denn er verwunderte sich sehr über Dinge, an denen andere nichts zu vermerken fanden, und er machte sich wiederum nichts aus Sachen, um die sie sonst meilenweit laufen.

Ein großes Bedürfnis nach Unterordnung, wo er liebte, war in ihm. Sagte ihm jemand etwas, den er gerne hatte, so schwor der Gregor darauf. Das schien ihnen töricht und sie haben ihn also oft mißbraucht, daß sogar er es merken mußte. Darüber hat er sich natürlich gekränkt, ohne sich anders helfen zu können, als indem er sich immer mehr in sich zurückzog.

Er hätte gerne was Ordentliches gelernt. Dazu war aber so ohneweiters nicht Gelegenheit; von außen kam kein Anlaß, und aus sich selbst nahm er die Kraft eines Entschlusses nicht. Und so las er denn, was ihm eben unterkam, immer wieder dasselbe Buch und fand immer wieder in jedem Satz etwas zu vermerken. So ward er anderen beschwerlich und kam immer mehr ins Schweigen und ins Nachdenken, spann sich immer tiefer in das wunderliche Weltbild ein, das er in sich trug. Und so vieles ging ihm durch den Kopf auf das er sich einen Reim finden mußte, das er nicht zu ordnen verstand, daß er sich alles planmäßig einteilte und nach seiner Zeit und nach bestimmten Vorsätzen machte, damit er nicht im Wirrwarr vollkommen unterginge. Auch das ward natürlich ruchbar und verspöttelt.

Gerne saß er bei den Hajduks drüben und machte sich nützlich, so gut er's vermochte. Da war nämlich Leben. Der Vater war ein sehr armer Teufel, der in den Taglohn ging und dabei lustig war und beständig lachte. Das verstand der Gregor gleich nicht, wenn man sich so ums trockene Brot plagen mußte, und es wimmelte nur so von Kindern, immer eines kleiner als das andere, daß man achtgeben mußte, über keines zu stolpern und niemandem weh zu tun, und die Frau war tot, und es quitschte und schrie immer durcheinander, wie ein Haufen Ferkelchen, und die Ludmilla, die eben die älteste war, hatte ihre liebe Not mit ihnen und um nur ein wenig Ordnung zu halten.

Da heißt es immer: die Lustigen sind die besten Brüder, hat er sich gedacht, aber, warum sind sie's? Weil sie keine Augen haben und nicht sehen, wenn sich alles um sie plagt und nichts so ist, wie es in einer ordentlichen Wirtschaft sein soll. Lieber stellen sie sich blind, nur damit sie sich die Laune nicht verderben. Aber gehört sich das? Für einen wirklichen Menschen? Der doch über seine Nase hinausdenken und ein Gefühl haben soll für andere? Das ist doch sehr bequem, so ein

lustiger Kerl sein, mit dem gut hausen ist. Solche Gedanken hat er in sich gehabt, wenn er die Wirtschaft bei den Hajduks sehen mußte; und die Rackerei von der Ludmilla, die er sehr, sehr gerne gehabt hat. Er bewunderte das kleine Frauenzimmer maßlos. Wie sicher sie nur in allem war! Und wie sie sich in Respekt zu setzen verstand! Da waren ihre Brüder — Lümmel, halt richtige Lümmel, mit endlosen Beinen, die sie gar nicht weit genug von sich zu strecken wußten, und eben in den Jahren, da man sich sonst gegen so ein Mädchen aufzuflegeln beginnt und es verachtet, weil es halt doch nur Kittel trägt. Die hatte sie ganz gehörig am Pfiff und muckte einer einmal auch nur auf, dann verstand sich die Ludmilla zu helfen. Sie war wirklich eine handfeste Person und was man so sagt: ein lockeres Gelenk. Sie brauchte keinen Ritter und verließ sich am liebsten auf sich selbst; und setzte sie einmal einem eine hinter die Ohren, dann kam die so flink und saß so ausgezeichnet, daß der eben nur das Maul aufsperren konnte. Dabei vergißt man das Antworten und sieht nicht klug aus. Aber schon gar nicht. Sie hatte die Kinder unendlich gern. Ganz klein war sie selber noch gewesen und hatte sich schon abbalgen müssen, daß es ein Jammer war und den Gregor oftmals sehr erbarmte. Wollte er sie aber darum bedauern, so sah sie ihn an, wie einen, der nicht klug ist und allerhand daherredet. Noch wie die Alte lebte, hatte das begonnen und nach ihrem Tode war doch alles auf sie gekommen. Ganz wie eine Mutter, die immer weiß oder errät, was ihr Kleines just brauchen oder wünschen könnte, so war das mit ihr. Niemals war sie ungeduldig oder heftig mit ihnen, auch wenn man nicht mehr verstand, daß sie den Kopf nicht verlor. Und wenn sie davon sprach, sie werde wohl einmal in Dienst gehen müssen, weil die Chaluppe so verschuldet war, daß man nicht wissen konnte, wie lange sie sich erhalten ließ, dann wollte sie wiederum nur zu Kindern. Sie mußte zu pflegen und wieder zu kommandieren haben; sie lachte über den lustigen Lärm der Spielenden, sie ward nicht ungehalten vom Greinen geärgerter Fratzen. Brauchte sie ihre Ruhe, so schaffte sie sich sie schon.

Daß sich ihr der Gregor so unterordnete, gefiel ihr natürlich. Und er war nicht übel zu leiden und manchmal ganz gut zu Gängen und sonst zu brauchen. Nur zu viel aufgeben durfte man ihm nicht auf einmal, sonst geschah bestimmt ein Unglück. Aber daran war sie zumeist nur selber schuld. Denn er konnte kaum was anderes denken, nur sie und wie sie sich's einzurichten verstand, daß man satt zu essen habe und einander nicht gar zu hungrig auf den Löffel sähe, daß keines zu abgerissen war, wo die Buben doch Reißteufel gewesen sind; wie gesegnete Hände sie hatte, unter deren Pflege alles geriet; und wie sie stets guter Laune blieb und niemals eine Müdigkeit zeigte, wenn man nur zu oft nicht verstand, daß sie sich überhaupt noch auf den Füßen erhalten konnte.

Auf einen großen Hof hätte sie hingehört. Dies stand bei ihm fest. So eine echte Bäuerin: hellstimmig, daß man sie durchs Fallen und Klappen des Dreschflegels, oder auch durchs Raspeln und Pfnausen und Ächzen und Klirren der Dresch-

maschine hört, wenn sie zu Mittag ruft. Das konnte er ihr freilich nicht bieten; die vielen Untergebenen nicht, die, nicht zuletzt der Bauer selbst, sich ihr willig fügen, weil sie immer weiß, was notwendig ist, und nichts sonst will oder anschafft. Aber endlich, so gut wie's einer im Dorf oder in der Gegend hergeben mochte, so gut hatte sie's zu seiner Zeit bei ihm auch. Aber damals schon empfand er es so deutlich, wie er überhaupt nur etwas empfinden konnte: sie brauchte vieles Leben um sich, weil es in ihr schlummerte und von ihr ausging.

Er merkte nicht einmal, wie wenig hübsch das Mädchen eigentlich war. Eben nur gesund, tüchtig zur Arbeit und durch sie gestählt. Reiches Haar hat sie freilich gehabt und voll und kräftig war sie. Das aber ist hier nicht so selten, daß man sich gar viel darauf einreden könnte. Aber ihre Nase war denn doch ein wenig gar zu stumpf und der Mund war zu groß; und gerade vorne hat sie eine Lücke zwischen den Zähnen gehabt. Da war sie einmal hingeschlagen und hatte sich sehr weh getan, wie sie ein Schwesterchen holen wollte, das ein Truthahn anging und das sich ängstigte vor dem bösen und häßlichen Vogel. Ihr floß das Blut vom Munde, sie preßte die Linke dagegen, damit sie nicht besudelt würde, mit der Rechten aber hielt sie das Kind und weinte nicht, damit sich die Kleine nicht neuerdings aufrege und hatte dabei selber Angst und beherrschte sich. Aber sie blieb so verunstaltet ihr Leben lang. Ihr aber machte das nichts, denn sie war nicht eitel. Und der Gregor wußte überhaupt nicht, wie sie aussah. So vertraut sie ihm war, er hätte durchaus von keinem ihrer Züge Bescheid geben können. Er war ganz glücklich, wenn sich zu Abend Zeit fand, daß sie ein wenig nebeneinander sitzen konnten. Dann rauchte er sich eine schöne Pfeife an und saß so, daß der Dampf daraus ihr zuzog, weil sie nämlich den Geruch von Tabak sehr gerne hatte. Er erzählte dieses oder das, das er eben gelesen oder sich nur so ausgedacht hatte. Und sie hörte ihm andächtig zu, und es war eine gesunde und ehrliche Müdigkeit in ihr, und die Worte wehten um sie und weckten dieses, und anderes schläferten sie ein, und manchmal dachte sie sich etwas, traute sich aber nicht so heraus damit, und immer sagte sie ihm dasselbe. Nämlich, weil nichts aufflattern konnte vom Leben, ohne daß er ihm eine nützliche Betrachtung ausrupfte, wie man einem Federvieh ein Federchen ausrupft, und sei's nur, sich die Pfeife damit zu putzen oder sich's auf den Hut zu stecken, und weil er sich, sie ausgenommen, aus den Mädchen so gar nichts gemacht hat, so sagte sie ihm nämlich: „Du hättest eigentlich auf Geistlich lernen müssen, Gregor." Da lachte er: „Das wär' nicht gegangen." „Warum denn nicht, Gregor? Dafür tätest du wohl taugen und wärst schon geschickt genug." „Deinethalben nicht, Mila." Und dies war das einzige Mal, daß er auf seine Zukunftsabsichten deutete.

So kam ihm auch keine Besorgnis, daß sie ihm wer wegfischen könnte, während er bei den Kaiserlichen stehen mußte, oder daß sie sich vergessen könne. Davor schützte sie schon das Gefühl der Verantwortlichkeit, ihr Pflichtbewußtsein, denn sie mußte den Jüngern doch immer ein Beispiel geben wie bleiben. Sie zu

drängen aber fiel ihm wieder nicht ein. Innerlich waren sie sich, seiner Meinung nach, unverbrüchlich verbunden. Redensarten machen oder vor der Zeit so herumlöffeln, das war nicht gut. Denn es steckte wirklich was vom Pietisten in ihm, wie man ihm aufgebracht, und er war von einer großen und ehrlichen Frömmigkeit. Was der liebe Gott wollte, dies geschah und sonst nichts auf der Welt. Kein Eilen half und kein Zögern hielt eben auf.

So näherte sich der Tag, der den Gazda auf so lange Zeit fortführen mußte aus dem Dorf, das er bis dahin noch keine Stunde seines Lebens verlassen hatte.

Er saß zu Abend bei den Hajduks. Sehr bewegt ist er gewesen und konnte keine einzige Pfeife ordentlich zu Ende rauchen. Unsinnig viel vom sündteuren Tabak hat er vertan; immer wieder gestopft, angesogen, ausgeklopft und ein jämmerliches Gesicht hat er dazu geschnitten, daß es der Ludmilla zu Herzen ging und wieder ordentlich zu dumm ward. Aber gesagt hat sie nichts gegen ihn; wo ihr doch das Scheiden auch nahe ging und er sie sehr dauerte.

Sein Kofferchen hatte er schon vorausgeschickt. Mit den anderen, die das Dorf mit ihrem Lärm und ihrem wüsten Wesen erfüllten, das er gar nicht vertrug und sehr mißbilligte, gemeinsam einrücken wollte er nicht. Allein aber und für so geraume Zeit ganz ohne Geleite scheiden, wie einer, zu dem auf der weiten Gotteswelt schon gar niemand gehört, dies tat ihm denn doch mächtig weh. Dies hat er der Ludmilla gesagt, und sie hat versprochen, ein gutes Stück Weges, so weit sie eben konnte, mit ihm zu gehen.

Es war ein richtiger Nachmitag im Herbst. Fahlgraue Stoppeln; dann wieder ein Stück brauner, unbrauchbarer Erde; oder das Grün von Zuckerrüben in einer Breite, zwischen den Stoppeln manchmal ein blankes Leuchten von den weißen Federn der Gänse, die da ihre Nahrung rupften oder die gleichmäßige, schläfrige Bewegung einer fernen Schafherde, die nun sich verweilte, langsam weiterzog, sich neigte und hob, alles wie auf ein Kommando, das irgendwer irgendwo abgab, und das man nicht hören konnte und das dennoch pünktlich befolgt ward. Hirtenfeuer waren entzündet, der Rauch zog sich langsam und bedächtig am Boden hin, hob sich mühselig ein wenig, das Feuer aber glomm vor.

Immer einsamer ward es um die Schreitenden. Nur ein versprengtes Rebhuhn huschte wie ein flinker und bräunlicher Schatten durch die Furchen und klagte und lockte ein vergebliches Locken. Die Ludmilla deutete darauf hin, schwieg aber. Sah man nach rückwärts, so war das Dorf ganz in der Mulde verschwunden, in der es sich barg. Die Windmühle auf einem einsamen Bühl tat ihren gespenstigen Umgang: durch das Kreuz ihres Flügels sah man den Himmel. Der Abendwind strich und klagte. Die Sonne war unter und eine empfindliche Kühle wehte durch die Welt, daß sie beide gemeinsam erschauerten, als griffe ihnen nun erst die Trennung an die Seele. Ein vereinzelter Wolkenstreif hatte sich entzündet; er glomm mit roter Lohe durch die Welt, fand orangenen Widerschein an Wolkensäumen. Immer wieder summte der Gregor ein altes Lied vor sich hin:

„Raufen die Fürsten dann,
Ob wer gewinnt —
Kostet's den Bauersmann
Gut, ach! und Kind!"

und die Ludmilla nickte den Takt zu der traurigen Weise, die so gut zum Raunen des Windes stimmte.

Endlich blieb das Mädchen stehen: „Weiter kann ich nicht mit, Gregor. Ich komm' sonst ganz in die Nacht hinein."

Er ergriff ihre Hand sehr innig: „Ja. Du kommst sonst ganz in die Nacht hinein. Behüt' dich also Gott, Ludmilla."

„Und so schwer mußt du's nicht nehmen, Gregor", denn sie merkte wohl, wie zu Tode betrübt er war. „Wenn du lieber mit den anderen fahren möchtest?" Denn ein Leiterwagen, übervoll mit Rekruten rasselte eben an ihnen vorbei und ein übermütiges Jauchzen, Zurufen, Kappenschwingen begrüßte die Wandernden.

Gregor winkte ihnen ganz zornrot ab. Das gab Anlaß zu neuem Spott. Er aber wartete bis sie verschwunden waren, hinter sich eine mächtige Wolke Staubes, als wären böse Geister dahingefahren. Dann meinte er sehr ernsthaft: „Das ist nichts für mich, gar nichts. Immer wenn sie lustig sind so muß ich traurig sein. Und sind sie denn ehrlich lustig? Einer von ihnen? Nein, sondern wenn sie sich nur nicht genieren täten, so wollten sie am liebsten heulen, und, damit man's nicht sieht, so tun sie ein dummes Spektakel machen. Wozu das, wenn's einem doch kein Mensch nicht glaubt! Ist's nicht besser — man ist ehrlich?"

„Aber du tust, als ging's wahrlich in den Krieg. Du nimmst es zu schwer, Gregor!" Und sie legte ihm die Linke auf die Schulter und sah ihm in die Augen.

Er umklammerte mit beiden Händen ihre Rechte: „Das kann man gar nicht zu schwer nehmen. Nämlich — seitdem ich weiß, hat mir noch kein Mensch was zu schaffen gehabt. Hast du mir einmal was geschafft — no, so hab' ich's getan. Warum hab' ich's getan? Weil du's bist — klüger als ich und weil ich dich gern hab'." Das kam mit einer Leidenschaftlichkeit, die sie wohl fühlte. „Und jetzt, jetzt wird man mir befehlen — der dies und der das. Und nicht einmal fragen darf ich: ja wozu ist das? Oder — ja, woher darf er's? Und ich bin immer gern für mich und allein gewesen und hab' nichts wissen wollen von den Leuten. Weil — weil, wenn sie nur spüren tun, einer ist anders als sie, so sticheln sie schon gegen ihn. Hab' ich mir geholfen und hab' sie reden lassen und bin für mich gegangen. Und jetzt kann ich das nicht mehr und muß zusammen sein, ich weiß gar nicht mit wie vielen, jeden Tag und jede Nacht. Wie wird man das aushalten können? So viele Tage und Nächte, wie drei Jahre haben? Tausend Tage und Nächte? Und kein Gesicht soll man sehen, das man lieb hat. Ludmilla! So lang! So gotteslang, Ludmilla!"

Sie hielt an sich mit einer letzten Anstrengung. Sie wollte scherzen: „Ich hab's halt immer gesagt. Hättest halt doch geistlich werden müssen, Gregor."

„Solltest du nicht sagen. Just du nicht."

Er fühlte den warmen und kräftigen Druck ihrer Hand und beruhigte sich: „Und werd' ich dir fehlen, Ludmilla?"

„Sehr wirst du mir fehlen, Gregor."

„Und wirst du auch auf mich warten? Bis ich zurückkomm'?"

„Ich werd' auf dich warten. Ob aber da, weiß ich nicht. Wo die Geschwister immer größer werden, und das Futter wird immer knapper, und man mich braucht immer weniger. Und ich kann nirgends sein, nur wo man mich braucht."

„Wort halten, Ludmilla."

„Tu' ich immer."

Er riß sie an sich. Und so schieden sie für drei Jahre.

Gregor Gazda hat sich ganz gut ins Soldatenleben gefunden. Ohne alle Strafe überstand er die drei Jahre, vor denen er sich so sehr gefürchtet. Ein Pietist ist er nach der Meinung seiner Kameraden im Innern geblieben. Aber die Vorgesetzten mochten den stillen und pflichtgetreuen Menschen gut und beschützten ihn vor Mutwillen und Mißhandlung. Jeden Samstag und Sonntag aber schrieb er einen Brief an Ludmilla, in einer steifen, aber tadellosen Schrift. Sonst, bis aufs schönste Papier und aufs Porto, vertat er keinen Kreuzer und nahm nichts von dem Seinigen. Mit besonderer Andacht ward immer die Adresse ausgefertigt. Fräulein — das kam ihm so fremd vor, da er es zuerst niederschrieb! — Ludmilla Hajduk. Sogar der Briefträger mußte damit seine Freude haben und merken: das war Liebe, was hier die Feder regiert hatte . . .

Sie haben geheiratet. Nur freilich viel später, als ursprünglich in den Absichten des Gazda gelegen war.

Als er nämlich seine Dienstzeit heil überstanden hatte, da war die Ludmilla wirklich nicht mehr im Dorf. Die diente in der Stadt und mochte nicht gleich fort, weil man sie auf ihrem Platze hielt und sehr gerne hatte.

Auch saß ihr etwas im Kopfe und war also in keinerlei Weise von der Welt hinauszubringen, und der Gregor war der letzte, der sich ihr etwas dareinzureden getraute. Denn ihr Vater war gestorben als ein rechter Bruder Liederlich und Habenichts und die Keusche hatte man ihnen verkauft, so daß die Kinder sich verlaufen hatten, in die weite Welt, ein jedes, wo es eben meinte, es könnte ein bißchen Futter finden oder picken.

Das geschieht oft. Man regt sich darüber nicht auf. Hört man hernach von einander, so ist es gut; wenn nicht, so schickt man sich auch darein. Denn diese Welt ist sehr groß; und es ist Raum auf ihr für viele, wenn sie arbeiten wollen; und der liebe Gott hat einen langen Arm und reicht über sämtliche Welten; und ein Slawenkind weiß sich überall einzugewöhnen und einen Landsmann zu finden, damit es sich nicht gar zu einsam fühle und zur Krippe finde. Genug, wenn sie in der Fremde gut tun und es kommt keines mit dem Schubwagen zurück, und es macht keiner der Gemeinde eine Schande oder wird ihr zur Last.

Man glaubt nämlich gar nicht, was für Pech es gibt. Zum Beispiel: es probiert einer sein Glück und wandert weg, der Arbeit nach. Und wo er hinkommt und sagt, woher er ist, machen die Leute ein Gesicht und nehmen ihn nicht gern, oder wenn sie schon nicht anders können, so sehen sie ihm auf die Finger, daß es ein Graus ist und als könnt' er sonst am Ende Ziegelsteine stehlen. Natürlich kränkt sich ein Christenmensch aus der Slowakei etwa, einigermaßen darüber und fragt, warum? Da hört er dann: es war schon einer aus dem Ort da und hat krumme Finger gemacht. Und nun kann er sagen, so viel er will, bei ihm zu Hause seien alle ehrlich und die paar Diebe seien längst fort, so kriegt er keine andere Antwort, nur: könnte sein bei sich zu Hause. Und warum? Weil es da nichts zu stehlen gäbe, anderwärts aber würden sie anders.

Weil also die Ludmilla von zu Hause gar nichts bekommen konnte und weil sie wieder nicht nackt und so wie eine, die man nur aus Barmherzigkeit nimmt, ihrem Mann ins Haus kommen mochte, so hat sie sich vorgesetzt, sie heiratet nicht, ehe sie sich nicht etwas gespaart hat. Bis dahin ist sie geblieben, wo sie war, bis das jüngste Kind von ihrer Herrschaft hat laufen können, und der Gregor hat auch so lange dienen müssen, hat aber seinem Pächter zur Zeit aufgesagt und sein Haus herrichten lassen, wie es sich gehört. Schön grün hat er es färbeln lassen, daß es eine Freude war; denn er wollte ordentlich anfangen und wie einer, der etwas ist und etwas hat. (Fortsetzung folgt.)

Chronik.

Die Wiener Operette.

Zwei Werke aus der Blütezeit der Wiener Operette sind bis in unsere Tage jung und wirksam geblieben: die „Fledermaus" und der „Zigeunerbaron". In der „Fledermaus" sprudeln die beiden Quellen, aus welchen dieses Genre fließt, noch rein und hell: das gemütliche Wiener Singspiel und das heiter schäumende Pariser Vaudeville. Es ist eine Mischung von beiden, das Wienerische kokettiert mit dem Französischen und die schelmische Pikanterie der Franzosen biegt in das fröhliche Behagen des Wieners um. Aber es ist die rechte Mischung; Anmut und Übermut haben einen Herzensbund geschlossen und ein Ganzes erzeugt, das in allen Teilen harmonisch ist. Eine keineswegs originelle, nicht sonderlich interessante, aber flott-lustspielmäßig geführte Handlung, die nicht durch irgendeinen aparten Aufputz, sondern nur durch harmlos Menschliches unterhalten will, gibt den ungezwungenen Vorwand für allerlei Tanz und Gesang; und wie nun der Musiker diesen Vorwand ausnützt, wie er stets der Situation treu bleibt und sie mit seiner duftigen Melodik doch gleichsam wie mit einem Märchenschimmer umkleidet, wie er aus urwüchsiger Frische und weltmännischer Grazie die feinsten ästhetischen Werte schafft, erleben wir eine klassische Verherrlichung des Wienertums und des Wiener Walzers, die dem gedankenlosesten „Wiener Kinde" unmittelbar verständlich bleibt und dem kultiviertesten Denker und Grübler ein paar befreiende Stunden schenkt. Der „Zigeunerbaron" sieht schon von weitem anders aus. Man merkt sofort, daß mehr als ein Jahrzehnt seit der „Fledermaus" vergangen ist. Die Zeit war jener glücklichen Mischung von Laune und Empfindung offenbar nicht günstig; sie verlangte nach stärkeren Reizen. Der Sinn für das Ganze wurde durch das Interesse an Einzelheiten abgelöst. Da mußte es hauptsächlich „dankbare" Rollen geben, die auch dem minder begabten Schauspieler und Sänger eine gewisse Wirkung sicherten und dem charakteristisch begabten einen großen Erfolg verbürgten; allerlei Grotesk-Komisches und Exotisch-Abenteuerliches hatte die Handlung auszustaffieren und die gewünschten Chargen zu liefern; auch die Schaulust war zu befriedigen und wenn der einfachen Volksweise, dem schlichten Walzerrhythmus dabei der Atem ausging, so hatte der Musiker umsomehr Gelegenheit zu mannigfachen Formen und Farben, zu komplizierteren Bildungen, zur Massenentfaltung und zum „Effekt". Die Operette nähert sich der Oper. Also kaum mehr Blütezeit, eher Dekadenz. Aber — noch immer ist es Meister Strauß, der dieses Werk geschaffen hat und dem auch diesmal ein gutes Textbuch zu Hilfe gekommen ist. Wir verspüren keinen Zwiespalt zwischen den reichen Mitteln, die er aufwendet, und dem banalen Zwecke; wir sind auch hier wieder in einer Art Märchenstimmung — diese Musik übt einen Zauber aus. Nirgends klafft ein Riß zwischen dem „Opernhaften" und dem „Volkstümlichen" der Partitur; es ist eine Partitur, die den Kenner entzückt und vom „Pülcher" gesungen und gepfiffen werden kann. Den engen Bereich des Wienerischen hat der Musiker diesmal verlassen, er bewegt sich jetzt mehr in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Der Walzer wird mit dem Czardas vermählt und das geht so einfach zu, als wäre es das Natürlichste von der Welt. Durch die persönliche Kraft des Musikers erlangt auch dieses — schon etwas äußerlich-spekulativ geratene — Werk Blut, Leben und innere Harmonie.

Seitdem sind wieder nahezu zwanzig Jahre vergangen. Und ein Blick auf das Repertoire lehrt uns, wie weit wir inzwischen kamen: jene zwei Hauptwerke des Wiener Meisters nehmen eine Ausnahmsstellung ein. Die „Fledermaus" ist Repertoirestück der — Hofoper und der „Zigeunerbaron" sozusagen das Weihefestspiel der Operettenbühnen, in welcher Eigenschaft er nur mit der „Schönen Helena" von Offenbach abwechselt; zur Eröffnung der Saison, zum Jubiläum eines beliebten Darstellers oder einer gefeierten Darstellerin, zu außerordentlichen wohltätigen Zwecken wird regelmäßig der „Zigeunerbaron" oder die „Schöne Helena" gegeben. So sind denn „Fledermaus" und „Zigeunerbaron" trotz ihrer bestrickenden Volks-

tümlichkeit eigentlich schon „Kaviar fürs Volk" geworden und vom allabendlichen Zugstück zu „literarischen Abenden" vorgerückt. Was jetzt täglich zum besten gegeben wird und nach dem unvermeidlichen „rauschenden Erfolge" der Premiere bis zur 25., 50., 100., ja selbst 200. Aufführung weiterlebt (es ist unglaublich, aber wahr!) — das ist von einer Trivialität, einer textlichen und musikalischen Erfindungsarmut und Geschmacklosigkeit, die uns das mißlungenste Werk von Johann Strauß oder die Arbeiten des in seiner Art bedeutenden Suppé und des schwächeren, aber immer noch respektablen Millöcker, wenn diese älteren Sachen hie und da doch wieder auftauchen, geradezu als Erlösung empfinden läßt. Dabei kann man nicht einmal sagen, daß die Operettenkomponisten kein Talent hätten; sondern die Gattung liegt darnieder und scheint auch das Talent unbarmherzig zugrunde zu richten. Die Operette ist nämlich heute die einzige Gattung, in die kein modernes Element Eingang gefunden hat. Diese merkwürdige Tatsache aber weist — trotz „Fledermaus" und „Zigeunerbaron" — direkt auf Johann Strauß zurück. Das Genie dieses Mannes hat die Operette umgebracht.

Johann Strauß war ein großer Musiker für sein kleines Genre, für Tänze und Singspiele; eben deshalb vermochte er auch das Gebiet der Operette zu erweitern und ihren musikalischen Gehalt zu steigern. Aber er war kein Dramatiker. Um dieselbe Zeit, als Richard Wagner bereits endgültig gesiegt hatte und ebensowohl der Text an sich als auch die verständnisvolle musikalische Durchdringung des Textes eine nicht zu übersehende Wichtigkeit für die Opernbühne erlangt hatte, war Strauß immer noch „absoluter Musiker", auch im Theater. Er ließ sich wohl durch dramatische Aufgaben musikalisch anregen und erreichte innerhalb der hergebrachten Formen, deren er sich bediente, eine erstaunliche Fülle und Beweglichkeit des Ausdruckes, die nicht genug bewundert werden kann. Aber aus der dramatischen Vorlage heraus und namentlich auch aus dem Worte schuf er eigentlich niemals. Vielmehr mußte sich der Textverfasser, wie in der alten, von Wagner besiegten Oper, seinen musikalischen Bedürfnissen anpassen und die Worte durften auch blöd, sinnlos, jeder geistigen Kultur bar sein, wenn sich nur ein schöner Walzer dazu singen ließ! Die Genialität der Straußischen Walzer bewirkte, daß das Publikum sich auch an blöde Texte gewöhnte, und die dadurch genährte Sorglosigkeit des Musikers ließ ihn immer häufiger und rettungsloser jenen Textfabrikanten verfallen, die nur gewinnen konnten, wenn Strauß sich selber verlor. Daher die Mißerfolge, die dieser in seiner letzten Epoche, trotz stets zunehmender Verfeinerung seiner musikalischen Kunst, im Theater davontrug, und daher die unselige Tradition, an der die Wiener Operette dahinsiecht. Denn ein Mann wie Strauß schafft natürlich eine Tradition: jeder muß von ihm lernen, jeder wünscht ihm nacheifern zu können. Verwandte Begabung und Neigung ist ja auch reichlich vorhanden. Was aber war die Folge? Während nach dem großen, fruchtbaren Beispiele Richard Wagners das Bewußtsein von der Würde der Kunst, aber auch von der Bedingtheit aller Kunst, von den Wechselbeziehungen der Künste untereinander und den Beziehungen zwischen Kunst und Leben auf sonst allen Gebieten zum Prinzip des künstlerischen Schaffens geworden ist, während wir von der musikalischen Tragödie bis herab zum burlesken Überbrettel-Scherz eigentlich nur mehr „Gesamtkunstwerke" vertragen, in denen die verschiedensten künstlerischen Ausdrucksmittel sich gemeinsam einem Zwecke, einer Idee unterordnen und gerade dadurch das Ausdrucksvermögen der einzelnen Künste unendlich bereichert wird, herrscht in der Wiener Operette noch immer die absolute, geile Melodie und der absolute, ordinäre Rhythmus und den Textverfassern fällt keine höhere Aufgabe zu, als in der Handlung und den Worten jene unsittliche Alleinherrschaft zu motivieren und zu rechtfertigen.

Wäre Strauß ein Dramatiker gewesen, er hätte der Richard Wagner der Operette werden müssen; wäre ihm ein Dichter begegnet, so hätten wir an ihm den Raimund der Operette — Realismus und Romantik des echten Wienertums in vollgültiger dramatischer Eigenart. So aber war er nur der Johann Strauß, eine herrliche, aber unfruchtbare Erscheinung. Mit ihm war die Wiener Operette zur holdesten Blüte gediehen, mit ihm war sie dem Tode verfallen. Tausend Möglichkeiten eines modernen, wahrhaft künstlerischen Stiles sind in der Operette gegeben: die zarteste Poesie und die tollste Satire kann sich hier zwingend aussprechen. Statt dessen haben wir jetzt die textliche und musikalische Zote in widerlicher Verquickung mit jener falschen Sentimentalität, die in „picksüßen" und „patzwachen" Tönen" immer wieder ein bei den Haaren herbeigezogenes Lied zum Preise der „Weanastadt" und der „Weana Madln" anstimmt. Ein Autor nach dem andern wird zum Opfer des Fluches, der auf der Operette liegt, und den lautesten Triumph erringt jener, der sich nicht so sehr aufopfert, als vielmehr gleich schmunzelnd dem Teufel verschreibt; siehe Heinrich Reinhardt, dessen „Süßes Mädel" zur Stammmutter des „Lieben Schatzes", des „Babys", der „Wiener Frauen", des „Veilchenmädels",

des „Garnisonsmädels“ und anderer Operetten-Weiblichkeiten wurde. Das „Baby“ ist von Richard Heuberger, den man einst als Erneuerer und Veredler der Operette zu begrüßen hoffte; statt dessen hat ihn die Operette hinabgezogen. Die „Wiener Frauen“ sind von Franz Lehár, einem prächtigen Musiker, der ein äußerst wirkungsvolles slawisches Element mitbrachte; aber es vereinigte sich nicht so zwanglos mit dem auch ihm unerläßlich dünkenden „Wienerischen“ wie etwa das ungarische Element im „Zigeunerbaron“ und Lehár sah seine schönsten Eingebungen nicht gewürdigt, indessen er durch Konzessionen an die Muse Ziehrers und Reinhardts vorübergehend der Mann des Tages wurde. Für seinen „Rastelbinder“ schrieb Viktor Léon den Text und man braucht die „Gebildeten Menschen“ von Léon für kein Dichterwerk zu halten, um es dennoch unbegreiflich zu finden, daß der Verfasser jenes Theaterstückes den „unmöglichen“ Text zum „Rastelbinder“ schreiben konnte. Was aber Krenn und Lindau, Landesberg und Stein und andere für gewöhnlich als Operettentext bieten, wird nur dadurch entschuldigt, daß die Komponisten solche Texte annehmen und das Publikum Beifall klatscht. Alexander Landesberg hat es sogar dem Klavierpoeten Grünfeld und dem Musikprofessor Schytte angetan: der „Lebemann“ von Grünfeld hat den Ruhm seines Schöpfers nicht vermehrt und Schyttes „Mameluck“ dem soliden Tonsetzer ernstlich geschadet. Ist es doch beklemmend, zu sehen, wie ein gebildeter und tüchtiger Mensch auf einmal, von der Sucht nach dem Erfolge gestachelt, seinen wohlerworbenen Ruf preisgibt und in der ungeschickten Nachahmung glücklicherer Vorgänger selbst von seinem Handwerk im Stiche gelassen wird! Man atmet förmlich auf, wenn ein so bescheidenes Talent wie Edmund Eysler wenigstens das Richtige trifft und durch die feine Anpassung seiner Musik an gut ersonnene theatralische Vorgänge namhaften Darstellern eine tiefere Wirkung ermöglicht (Alexander Girardi und Lina Abarbanell in Eyslers „Bruder Straubinger“), oder wenn ein gesunder Routinier den rechten parodistischen Ton für ein paar lustige Variétenummern findet (Josef Hellmesberger im „Veilchenmädel“). Von allen Göttern und Musen verlassen ist Raoul Maders „Garnisonsmädel“, das jetzt im Theater an der Wien auch schon über die 25. Aufführung hinaus ist. Das ganze Stück eine einzige Zote: drei Akte lang ist nur von der Schäferstunde die Rede, der das „Garnisonsmädel“, dessen Eltern unbekannt sind und zu dem ein ganzes Regiment Vater sein will, seine Entstehung verdankt. Gewiß kann auch die Suche nach einem Vater literarisch behandelt werden. Aber hier ist es eben nur eine Zote. An diesem Text und an der Musik, die nicht einmal schlecht, sondern einfach gar keine Musik ist, versagt sogar die Kunst Girardis.

Das Carltheater, dessen Aufführungen besser und dessen Erfolge nachhaltiger zu sein pflegen als jene des Theaters an der Wien, hat diesmal einen gescheiten Griff mit einer Berliner Operette getan, von der die Wiener manches profitieren sollten. „Die lustigen Nibelungen“ (Text von Rideamus, Musik von Oskar Straus) erinnern zunächst an Offenbach: wie bei diesem das griechische Götter- und Heldengesindel, so werden bei Rideamus und Oskar Straus die altgermanischen Reckengestalten aus dem Nibelungenliede persifliert, nicht so beißend scharf und witzig, wie es Offenbach getan, sondern etwas schnoddrig-berlinerisch und im Grunde recht harmlos. Aber wie wohl tut just diese Harmlosigkeit, die sich durch keine „Brautnacht“ u. dgl. zu einer Unanständigkeit verleiten läßt! Wie ergötzlich sind die studentischen Verulkungen der Nibelungenstrophe und des Wagnerschen Stabreims! Oskar Straus kommt vom Überbrettl und es gibt keine bessere Empfehlung für einen modernen Operettenkomponisten. „Der lustige Ehemann“ und „Die Musik kommt“ sind als kleine Kabinettstücke prägnanter Rhythmik und guter melodischer Pointierung bekannt. Wer Worte Bierbaums und Liliencrons in Musik setzt, der beachtet eben das Wort und läßt sich durch den Dichter zur Musik inspirieren. Und Inspiration ist im kleinsten Genre nötig, harmonische Übereinstimmung aller Teile macht erst den Stil. Von der Partitur zu den „Lustigen Nibelungen“ kann man zweierlei sagen: daß es endlich wieder eine von ehrlichem Können zeugende, ernst zu nehmende Partitur ist und daß sie Stil hat. Ein starker Erfinder scheint Straus ja nicht zu sein; wenn man die ironischen Zitate aus Richard Wagner und die parodistischen Anklänge an oftgehörte Lieder und Märsche wegnimmt, so bleibt nicht viel übrig. Der dritte Akt lebt — nach alter Operetten-Unsitte — überhaupt nur von Wiederholungen. Aber gerade auch diese Wiederholungen sind sehr geschickt und wirksam angebracht und die Art, wie Straus seine Anklänge und Entlehnungen spöttisch ineinandermischt, wie er beispielsweise das Ringmotiv aus „Rheingold“ mit einer banal schmachtenden Walzermelodie zum glatten melodischen Ringe zusammenschweißt und wie das alles klingt, wie das alles ins Ohr geht, ohne jemals gemein zu werden, wie man stets den überlegenen Ironiker heraushört und dabei doch einen wirklichen Ohrenschmaus hat — das ist köstlich! Wenn der Text sich noch mehr über einen bloßen Vereinsulk erheben wollte, wenn er einige Tropfen deutschen Humors in sich

hätte, der nicht nur, wie man zu sagen pflegt, unter Tränen lächelt, sondern auch durch Lachen das Gemüt erquickt, wenn die Handlung einen wahrhaft poetischen Moment enthielte, der trotz Scherz und Ulk und allerlei Narrheit den unvergänglichen Gehalt der travestierten Sage erkennen ließe, oder wenn der leider vorhandene Mangel an solcher Vertiefung durch eine um so wütendere „Simplizissimus"-Satire auf das Leben an Fürstenhöfen, das deutsche Familienleben u. s. w. wettgemacht würde — kurz: wenn der Text, der gut ist, besser wäre — wir hätten eine Operette, wie sie sein soll. Wahrscheinlich wird Wien die Gattung an das Deutsche Reich abtreten müssen. Max Morold.

Besprechungen.

Hans Grasbergers Ausgewählte Werke. I. Band. Novellen aus Italien und der Heimat. Mit einer Einleitung von Peter Rosegger und einem Geleitwort der Herausgeber. München und Leipzig bei Georg Müller. 1905. XIX und 385 Seiten 8°. Subskriptionspreis 4 M. Einzelpreis 5 M.

Am 11. Dezember 1898 starb in Wien, wo er lang als Journalist gewirkt hatte, Hans Grasberger; in weiteren Kreisen kannte man seine Dialektgedichte, von seinen Novellen wußten wohl nur wenige. Jetzt haben sich Freunde des Verstorbenen zusammengetan, um eine Auswahl seiner Werke zu veranstalten und so das literarische Bild Grasbergers den Nachkommen zu erhalten. Peter Rosegger hat eine kurzgefaßte, durch Grasbergers bescheidene Selbstbiographie geschmückte Einleitung als vorläufige Charakteristik beigesteuert und die Verlagsbuchhandlung Georg Müller in München für eine würdige Ausstattung gesorgt. Eine Kohlenzeichnung von Michalek zeigt die lebensfrohen Züge des Dichters, der einst nahe daran war, Geistlicher zu werden, wie sein Studiengenosse Rudolf Falb. Von der Pietät der Verehrer ist also geschehen, was nur möglich war, um eine Auferstehung des Dichters herbeizuführen, und es hängt nun vom Publikum ab, wie es diese Bemühungen aufnehmen wird.

Bei der Lektüre des ersten Bandes mit vier „Novellen aus Italien und der Heimat", die mir bisher unbekannt waren, mußte ich immerfort an Bilder denken, wie wir sie in unserer Jugend bewunderten. „Der verpfändete Maler" gemahnte mich an die Landschaften großen Stils, etwa im Geiste Albert Zimmermanns, „Das Aloeblatt" an ein graziöses Genre im Stil der Wiener Schule, „Die Haberwirtin" an ein Bauernstück nach dem Muster Vautiers und die letzte Novelle „Maler und Modell" an die Wiedererweckung der Vergangenheit, wie sie uns etwa Hermann Kaulbach naherückte. Was ihnen gemeinsam ist, läßt sich vielleicht am besten durch den Ausdruck „Stilisierung" wiedergeben. Die große Kunst schwebt dem Dichter vor, auch wenn er nur kleine Themen behandelt; er gehört eben einer vergangenen Zeit an, die von den einen als die bessere, von den anderen als die überholte angesehen wird. Das Motiv selbst hat meist nur geringere Bedeutung, in der Ausführung liegt der Hauptwert dieser Novellen. Die erste z. B. sucht ein Bild Roms, seiner landschaftlichen Schönheiten, seiner Umgebungen zu geben und zeichnet darein ein paar Künstler, eine schlichte Liebesgeschichte, ein halb scherzhaftes, halb ernstes, psychologisch nicht uninteressantes Verhältnis. Grasberger hat bei langem Aufenthalt die Stätten, die er schildert, liebgewonnen und möchte dieses Gefühl auch beim Leser erwecken, was ihm nicht übel gelingt. Freilich nehmen diese Schilderungen einen breiteren Raum ein, als dies bei den jetzigen Novellisten Brauch ist, dem Publikum Adalbert Stifters aber ganz lieb und vertraut war. Diesen Zug können wir in allen vier jetzt vereinigten Geschichten beobachten, am stärksten im „verpfändeten Maler". Grasberger sieht die Gegenden leibhaftig vor sich und hält sich die Lessingsche Regel vor Augen, wenn er mit seinen Personen durch die Landschaft wandert; er hat Sinn für die verschiedenen Beleuchtungen und verfügt über eine reiche Mannigfaltigkeit von Farben bei ihrer Wiedergabe, wobei ihm manches bezeichnende Wort glückt. Seine Gestalten sucht er uns nahezurücken, indem er in ihr Inneres blickt und mitunter durch ihren Mund Aufschlüsse gewährt, die vielleicht mit einem strengen Realismus nicht ganz in Einklang zu bringen sind; das fällt am meisten in der „Haberwirtin" auf, ja Grasberger entschuldigt es in gewissem Sinn, denn er meint einmal nach einer wohldurchdachten Rede der klugen, aufrechten Greisin: „Es war, als . . . hätten einzelne gereifte Gedanken nun plötzlich wie einen äußeren Anstoß, so auch einen Einigungspunkt gefunden" (S. 229). Er beherrscht aber auch die verschiedenen Mittel mit voller Kraft und wendet sie immer zutreffend an. Er scheint ein anderer, wenn er uns Bauern vorführt, ein anderer, wenn er ein zierliches Rokokolustspiel, wie im „Aloeblatt", entfaltet, wieder ein anderer, wenn er einen ernsten Konflikt der Zopfzeit („Maler und Modell") in leicht humoristischer Einkleidung glücklicher Lösung zuführt.

Man liest seine Novellen mit angenehmem Wohlgefühl, ohne große Spannung und Aufregung, aber mit nachhaltiger Freude; Zweifel an einem guten Ausgang steigen niemals auf, denn auch dort, wo es tragisch zu werden droht, beweist der leichte Ton des Erzählers, daß

Anzengrubers Wendung zutrifft: „es kann dir nix g'schehn"; bezwungen wird man nicht durch die vorgeführten Konflikte, wenn sie auch recht traurig erscheinen, denn es strömt ein Gefühl von „Frohmut" aus den Blättern des Buches, ein Hauch von Anmut weht über allem, etwas Sonniges strahlt vom Erzähler aus. Die Herausgeber haben es unterlassen, die Entstehungszeiten der einzelnen Novellen zu verzeichnen, aber der Leser ist klar darüber, daß er es mit einem „unmodernen" Autor zu tun hat, mögen die Geschichten auch erst spät aufgezeichnet sein. Ebenso klar jedoch, daß er solche Einkehr bei der Vergangenheit angenehm und wohltätig empfindet und sich dem Genuß dieser etwas bestaubten Kunstwerkchen mit vollem Behagen hingibt. Leser, die von den Anstrengungen des Tages und der Zeit gerne in einen lauschigen Winkel flüchten und dort ein Stündchen verträumen wollen, werden bei Grasbergers „Ausgewählten Werken" ihre Rechnung finden und es nicht bereuen, daß sie zu ihnen griffen.

Professor Dr. Richard Maria Werner.

Festgabe zum siebzigsten Geburtstage Anton Ritter von Randas, überreicht von der böhmischen juridischen Fakultät. Prag, 1904. 651 Seiten.

Die Feier des 70. Geburtstages des Großmeisters der böhmischen Juristen, Anton Ritter von Randa, hat eine Publikation hervorgerufen, die unstreitig zu den bedeutendsten Erscheinungen der böhmischen wissenschaftlichen Literatur in der letzten Zeit gehört. Es ist dies die Festgabe der Professoren und Dozenten der böhmischen juridischen Fakultät zu Ehren ihres geliebten Lehrers. Die Festschrift enthält eine so große Fülle von wertvollen Arbeiten aus allen Gebieten der Jurisprudenz, daß sie in diesem kurzen Referate nur flüchtig berührt werden kann.

Die Publikation wird mit der Abhandlung „Wiederaufnahme des Problems des Naturrechtes in der gegenwärtigen rechtswissenschaftlichen und soziologischen Literatur", von Professor Trakal, eröffnet. Der Verfasser macht uns mit einigen typischen Formen des Naturrechtes in seiner modernen Gestalt bekannt. Das Problem des Naturrechtes verdankt nach Trakals Meinung seine Wiedergeburt einesteils einer Reaktion gegen das einseitige Übergewicht der historischen und dogmatischen Methode in der Jurisprudenz des 19. Jahrhunderts, anderenteils der Verteidigung der idealen Gerechtigkeit gegenüber den Prinzipien der Gewalt und der sozialen Utilität in modernen Legislativen als auch dem Streben nach einer wissenschaftlichen Bearbeitung und Formulierung gesellschaftlicher Ideale. Im Aufsatze „Über die Notwendigkeit der slawischen Rechtsaltertümer" legt Privatdozent Kadlec dar, daß die Slawen für ihre Rechtsgeschichte ein ähnliches Werk benötigen, wie es Jakob Grimms „Deutsche Rechtsaltertümer" für Deutsche sind. Der Verfasser zeigt an einzelnen Beispielen, welche Wichtigkeit technischen Ausdrücken als ältesten Rechtsquellen innewohnt. Professor Heyrovský unterscheidet in seinem Beitrage „Judex datus im römischen Zivilprozesse" den Richter, welchen sich die Prozeßparteien selbst erwählten und dessen Spruche sie sich freiwillig unterwarfen, von dem Aushilfsrichter, welchen der Magistrat, anstatt selbst Untersuchung zu pflegen und Entscheidung zu treffen, nach seinem eigenen Willen für eine Untersuchung oder Entscheidung bestellte.

Privatdozent Vančura widerlegt im Artikel „Die Inhaber- und Ordrepapyri" auf Grund des aufgefundenen Papyrusmateriales die Meinung Goldschmidts, als ob schon das klassische Altertum die Inhaber- und Ordrepapiere gekannt hätte. Professor Henner behandelt in seiner „Einführung in das ungarische Eherecht" die Geschichte des ungarischen Eherechts, die Systematik des Ehegesetzes vom Jahre 1894 (G.-A. XXXI.) und dessen örtliche und zeitliche Grenzen. Hofrat Hanel ist bestrebt, in seiner Abhandlung „Zur Frage der Rezeption des deutschen Rechtes im böhmischen Landrecht" am Institute des Schubes (Anefang, slawisch svod) zu beweisen, daß das böhmische Landesrecht sehr früh deutschrechtlichen Einflüssen unterlag. Privatdozent Stieber befaßt sich im Artikel „Der Ursprung und die Natur des Befriedigungsrechtes nach der österreichischen Exekutionsordnung" mit der Genesis des Befriedigungsrechtes. In seinen Grundzügen wird dieses Recht schon in der Feilbietungsordnung der rheinischen, mit Preußen vereinigten Provinzen vom 1. August 1832 eingeführt, aus welcher es in die preußische Subhastationsordnung vom 15. März 1869 und in das preußische Gesetz, betreffend die Exekution auf Immobilien, vom 13. Juli 1883 und daraus in die österreichische Exekutionsordnung übergegangen ist. Professor Čelakovský schreibt über „Die Anfänge der Verfassungsgeschichte der Prager Altstadt" und beweist in dieser gründlichen und umfangreichen Studie, daß die Prager Altstadt aller Wahrscheinlichkeit nach in den Jahren 1232—1234 gegründet wurde, d. h. daß die frühere Marktgemeinde sich zu dieser Zeit in eine Stadtgemeinde mit einer immunierten Stellung verwandelte. Hiebei werden auch das Privilegium der Prager Deutschen sowie die auf die neue Stadt bei St. Gallus sich beziehende Urkunde vom Jahre 1265 erörtert. Vom Professor B. Freiherrn von Rieger rührt der Aufsatz „Kaiser Josef II. und der Verwaltungszentralismus in seinem realen und territorialen

Prinzipe" her. Der Autor verfolgt daselbst die Anschauungen Kaiser Josefs II. betreffs der gegenständlichen (realen) und territorialen Konzentration der Staatsverwaltung. Als Beilage gelangt hier zum ersten Male das Handschreiben des Kaisers vom 26. März 1781 zum Abdrucke. Professor Stupecký beweist im Artikel „Über die Verjährung periodischer Lohnzahlungen", daß die Forderungen periodisch wiederkehrender Lohnzahlungen nicht in der Frist von 30 Jahren, wie in der Theorie und Praxis geglaubt wird, sondern in drei Jahren verjähren. Mit großer Sachkenntnis greift er bis zum Codex Theresianus zurück und benutzt auch ungedruckte Quellen. Professor Tilsch schreibt „Über den Kausalzusammenhang im Privatrechte". Das Antecedens, auf welches in der Frage des Schadenersatzes eine schädliche Tatsache zurückgeführt wird, steht entweder in einem zufälligen (singulären) oder in einem üblichen, regelmäßig im Leben eintretenden (adäquaten) Zusammenhange mit dem Resultate. Der Verfasser berührt die Standpunkte, welche einzelne Legislativen in betreff des erwähnten Zusammenhanges einnehmen. Privatdozent Krčmář liefert eine Abhandlung „Über das Verhältnis des Völkerrechts zum internationalen Privatrechte". Die Gebote des Völkerrechts einzelnen Staaten gegenüber sind in bezug auf die Vorschriften des internationalen Privatrechtes vorläufig nur Forderungen allgemeinen Charakters, daher keine spezialisierten Postulate. Professor Hermann Edler von Otavský findet im Aufsatze „Die Handelsunternehmung und die Rechte an immateriellen Gütern" eine größere oder mindere Abhängigkeit der immateriellen Rechte vom Betriebe der Unternehmung. Der Autor konstatiert in der Entwicklung der Immaterialrechte im Verhältnis zu den Handelsunternehmungen zwei Momente: ein Individualisationsmoment und eine Attraktionsseite der Unternehmung. Zu den tüchtigsten Abhandlungen der Festgabe gehört die Arbeit des Hofrates Ott „Über die Entwicklung und den Gegenstand des Verfahrens außer Streitsachen". In meisterhafter Weise stellt der Verfasser dar, wie das Verfahren außer Streitsachen im Laufe der Zeit aus kleinen Anfängen zu einer umfangreichen Disziplin emporgewachsen ist. Hofrat Zucker schreibt „Über den unwiderstehlichen Zwang nach dem österreichischen Strafgesetze". Der Begriff des unwiderstehlichen Zwanges (§ 2, lit. g St.-G.) ist seiner Meinung nach eine kollektive Bezeichnung jedes psychischen Zwanges auf den Willen des Täters einer strafbaren Handlung, durch welchen die Freiheit in hohem Maße eingeschränkt wird. Professor Storch befaßt sich mit dem Thema „Kulpose Tötung im österreichischen Strafrechte". Der Autor interpretiert § 335 St.-G. im Zusammenhange mit den Anschauungen und Richtungen der Doktrin aus der Zeit, aus welcher die Strafgesetze vom Jahre 1803 und 1852 herrühren, und gelangt zum Resultate, daß im § 335 kein anderes Delikt als die kulpose Tötung definiert wird, welche dort jedoch nicht direkt genannt wird, sondern in ihre Begriffsmerkmale zerlegt erscheint. Die Abhandlung des Privatdozenten Prušák „Die Anfänge der kriminellen Ätiologie" macht uns mit der neuen Art der Forschung im Strafrechte, wo die Ursachen und Wirkungen des Verbrechens studiert werden, bekannt. Die neue Richtung legt uns nahe, daß die Kriminalpolitik neue Bahnen einschlagen und zu Präventivmaßregeln im Strafrechte greifen muß. Privatdozent Miřička konstatiert im Artikel „Die Strafschuld und der Kausalzusammenhang", daß das positive Recht in der Frage der Strafschuld einen verfehlten Standpunkt eingenommen hat, da es (bei sogenannten durch ihre Folgen qualifizierten Delikten) die Verantwortlichkeit auch für unverschuldete Folgen anerkennt. Für die Praxis bietet der Aufsatz des Hofrates Pražák „Rechtsmittel im Verwaltungsverfahren" einen vortrefflichen Leitfaden. Der Autor zählt die Rechtsmittel des Verwaltungsverfahrens auf, schreibt über ihre Fristen und ihre Rechtswirkungen.

Sehr interessant auch für Nichtfachmänner ist der Beitrag des Hofrates Bráf „Die politische Ökonomie am Anfange des XX. Jahrhunderts". Der Verfasser schildert hier, wie sich die Gegensätze zwischen der klassischen und historischen Schule der Nationalökonomie betreffs der Methode der wissenschaftlichen Forschung am Ende des XIX. Jahrhunderts ausgeglichen haben. Vom Privatdozenten Gruber rührt der Beitrag „Die Idee der Genügsamkeit in der Wirtschaftsgeschichte" her. Der Autor verfolgt die Idee der wirtschaftlichen Selbständigkeit innerhalb gewisser gesellschaftlicher Kreise und bemerkt, daß diese Kreise nicht nur in bezug auf ihre Produktion, sondern auch in bezug auf ihre Konsumption solidarisch sind (ein einheitliches Ganzes bilden). Professor Horáček kritisiert im Artikel „Ein Beitrag zur Frage der Steuerzuschläge" das System der Zuschläge in der Wirtschaft einzelner Organismen im Staate und weist auf seine Vorteile sowie seine Mängel hin. Im Artikel „Zur Lehre von der Überwälzung der Steuern und öffentlichen Abgaben" schreibt Privatdozent Drachovský über die rechtlichen und wirtschaftlichen Vorbedingungen als auch wirtschaftlichen und sozialen Wirkungen der Überwälzung. Privatdozent Funk behandelt das Thema „Das Erlöschen und die Veränderungen von Steuer- und Gebührenforderungen des Staates."

Dr. Karl Kadlec.

Kleine Mitteilungen.

Aus Alt-Wien. Ich besitze einige alte Wiener Kalender, die mein Vater sorgfältig gesammelt hatte. Zwischen den einzelnen Monaten sind Blätter durchschossen, worauf Geburts- und Sterbedaten und lokale Begebenheiten verzeichnet sind. Solche Familienchroniken werden noch in vielen Bürgerfamilien bewahrt. Es gehörte zum Sonntagsvergnügen der Hausväter, in mehr oder minder sorgfältiger Orthographie zu verzeichnen, was die Woche brachte. So ist mancher Bürger, der in den Werktagen sein Handwerk trieb, an Ruhetagen zum Geschichtsschreiber geworden, zum Annalisten, der sorgfältig verzeichnete, was sich in dem engen Kreise seines Wirkens ereignet hatte. Das spricht für den historischen Sinn unserer Vorfahren, der längst erloschen ist. Man begnügt sich heute mit der Zeitung, die so eifrig gelesen und über die so gern geschimpft wird. Wie wenig Menschen führen heute ein Tagebuch. Wie schade! Denn jeder erlebt etwas und könnte davon erzählen. Der eine von großen Ereignissen im Staate, der andere von kleinen Sorgen ums Leben, in denen oft mehr Poesie steckt als in den welterschütternden Aktionen hoher Politik. Ich blättere in dem sauber gebundenen Kalender des Jahres 1854. Auf einer der letzten Seiten stehen die Worte: „Heute (12. Dezember) ist Josef **Daum** an der Cholera gestorben."

Der jungen Wiener Generation ist dieser Name fremd, den Vätern und Großvätern aber war er der Inbegriff des heitern, lustigen und gemütlichen Wien, das sich in Daums **Elysium** versammelte, wo es so viel zu sehen und zu hören gab. Josef Daum ist der Begründer des Wiener Variétés. In seinem Elysium, das er in den Dreißigerjahren in dem Kellerraum des alten Seizerhofes eröffnet hatte, bot er den Wienern vielerlei Vergnügen. Er hatte Geschmack, Phantasie und Kunstsinn. In jedem Jahre brachte er neue Überraschungen. Von seinem Tempel der Nacht sprach man damals in ganz Wien und selbst in ausländischen Zeitungen wurde die Pracht gepriesen, die im Elysium zu sehen war. Es gab da geheimnisvolle Grotten mit natürlichem Wasserfall, allerlei Beleuchtungseffekte, einen gestirnten Himmel mit der keuschen Luna, phantastisch gekleidete Mondbewohner mit echt wienerischem Akzent. Plötzlich erschienen die Gestalten der Bühnenlieblinge Carl, Scholz und Nestroy und empfingen Geschenke für die Erdbewohner, die sie dann an die Schönen verteilten. Ein andersmal war es ein oberösterreichischer Kirchtag mit allerlei Buden, Schießstätten, einer Eisenbahn und dem beliebten Ringelstechen. Zu alledem Lanner und Morelli, Volkssänger, Jodler, Jongleurs, Equilibristen, Athleten, Wahrsager, Eskamoteure und Improvisatoren, unter welchen der beliebteste Georg Stöger war, der im Kostüm des XVIII. Jahrhunderts gegen ein geringes Entgelt, oft auch für einen Schluck Wein oder einen fetten Bissen seinen Pegasus sattelte. Er wußte seine Zuhörer durch allerlei Schmeicheleien zu kaptivieren. Man trank ihm zu und opferte willig einen Zwanziger um den andern in seinen goldbordierten Dreispitz. So ging es von Tisch zu Tisch und überall lohnte der Schnellpoet die Gabe mit den Worten:

> „Das Publikum ist heut so auserlössen,
> Wie es noch nie im Elysium gewössen."

Den Glanzpunkt des Arrangements aber bildeten die vier Weltteile in den neuen Lokalitäten, die Daum 1838 in den Kellereien des St. Annagebäudes eröffnet hatte. Der ganze Märchenflitter der Wiener Zauberposse ward hier mit dem realen Leben vereint. Schon die Entreehalle, „im asiatischen Geschmack" dekoriert, gab den Vorschmack für die Sehenswürdigkeiten, die nun folgten. Eine Halle im türkischen, eine andere im chinesischen Stil. Und nun gar der große Tanzsaal (Afrika) in Form eines Beduinenzeltes, an den sich mit Ansichten von transatlantischen Städten der Festsaal (Amerika) reihte, dessen Wände mit Pisangblättern verziert waren. In allen Ecken durch natürliche Kaskaden belebte Grotten und den ganzen Saal entlang eine Eisenbahn, von einem Zwergpferd gezogen. Phantastische Beleuchtungskörper: Eidechsen, Fledermäuse, Riesenschlangen, trugen nicht wenig dazu bei, die Sinne zu reizen, indes lebendige Affen und Papageien den Realismus der Landschaft erhöhten. Für geringes Legegeld war also in Daums Elysium genug zu sehen, und die Scharen seiner Besucher mehrten sich von Jahr zu Jahr. Es gab in diesen Räumen keinen Klassenunterschied. Es kam hoch und nieder. Neben dem Dandy der letzten Mode der Fuhrmann mit Pudelhaube und Juchtenstiefeln, neben den Damen in Samt und Seide der Nachwuchs „aus den seligen Gefilden der Marianka". Es herrschte in diesen unterirdischen Räumen ein demokratischer Zug im Gegensatze zur Oberwelt mit ihrem prosaischen Alltagsleben.

In der Kulturgeschichte Wiens verdient daher Josef Daum neben anderen berühmten Zeitgenossen sein Plätzchen als Reformator der öffentlichen Vergnügungen. Ihm haben aber die Wiener auch die Reform des Gast- und Kaffeehaus- und Hotelwesens zu danken. Neben seiner Wirtschaft im alten Seizerhof betrieb Daum auch das Gasthaus „Zum grünen Faßl" am Kohlmarkte. Dort befand sich seit Kaiser Josefs Zeiten auch ein Wirtshaus „Zum Holzgewölbe" (No. 7), das Josef Daum 1836 zur vornehmsten Restauration umgestaltete. „Es ist

— schrieb damals der Wiener Hans Jörgl — „nit anders, als ob ein Modist aus einem alten Caput von Prinz Eugen ein modernes Galakleid ausgetipfelt hätte." Wo früher nur Lakaien und Kutscher im wüsten Lärm ihre Kehlen mit saurem Wein befeuchteten, ergötzte sich nun die vornehme Welt an lukullischen Genüssen. Alles war auserlesen bis auf das Wasser herab, das in Flaschen aus Schönbrunn bezogen wurde.

Im Herbst 1829 eröffnete Daum am Kohlmarkt auch ein Kaffeehaus, das nahezu fünfzig Jahre hindurch den ersten Rang behauptete. In diesen Räumen wurde später viel Politik gemacht. Giskra, Brestl, Berger, Mühlfeld, Schindler und Kuranda zählten zu den täglichen Gästen und manch geflügeltes Wort des geistreichen Berger pflanzte sich von dort in die Wiener Salons. Der alte Daum hat diese Glanzzeit nicht mehr gesehen, wohl aber sein ältester Sohn Josef, der seinem Vater in dem Geschäfte folgte, das im Mai 1877 geschlossen wurde.

Daums Unternehmungen waren vom Glück begünstigt. Er hätte sich schon frühzeitig von den Geschäften zurückziehen und ein Leben voll Behagen führen können. Aber der rastlose Mann wollte nicht ruhen. Das Bedürfnis nach einem modernen Hotel lockte ihn 1849 an, sein Zinshaus am Petersplatz in ein solches umzubauen. Was für Wien vom Vorteil gewesen, ist für den Erbauer zur Quelle bitterer Erfahrungen geworden. Er opferte nicht nur sein ganzes Vermögen, es drückte ihn auch eine schwere Schuldenlast, die ihn nötigte, im Jänner 1854 das Hotel gegen eine Leibrente an den Unternehmer Wandl zu übertragen. Er genoß die Leibrente nicht lange, denn noch im selben Jahre, am 12. Dezember, ward er ein Opfer der damals herrschenden Cholera.

Von allen seinen Schöpfungen, die einst im Gesellschaftsleben Wiens große Bedeutung hatten, ist keine bis auf unsere Tage erhalten geblieben. Gast- und Kaffeehaus sind längst verschwunden, und auch das Elysium, das Daums jüngster Sohn Franz bis 1863 geleitet hatte, besteht nicht mehr.

Als 1861 der Auftrag erging, die Kellerlokalitäten des Annagebäudes dem Unternehmer zu kündigen, erhoben sich viele Stimmen dagegen. Selbst die Polizeibehörde sah sich veranlaßt, für das Fortbestehen dieses Unternehmens einzutreten. Polizeirat Felsenthal, bekannt durch seine Erfolge auf kriminalistischem Gebiete, schrieb damals: „Keine Stadt Europas, selbst Paris und London nicht, kann einen derartigen Unterhaltungsort aufweisen und kein Fremder versäumt, diesen Unterhaltungsort zu besuchen, er scheidet mit dem Bewußtsein, etwas Außerordentliches gesehen zu haben. Hier lernt der Fremde zunächst die letzten Reste des Wiener Genußlebens kennen, er staunt insbesondere, wenn er sich an Unterhaltungsorte in Paris und London erinnert, nicht allein mit welchem Geschmacke, mit welcher Phantasie Kellerräume in solcher nie geahnten Ausdehnung in lichte, freundliche Lokalitäten umgeändert werden können, sondern er staunt noch mehr, wenn er eine, aus allen Schichten der Bevölkerung zusammengewürfelte Gesellschaft, von der Küchenmagd bis zur reichen Bürgersfrau, vom Bedienten bis zum Kavalier, von dem gemeinen Soldaten bis zum General in ungenierter, aber immer anständiger Weise sich bewegen sieht. Der gemütliche, heitere Sinn der Wiener zeigt sich hier in seinem schönsten Lichte: Seit dem Bestehen des Elysiums ist nicht ein bedeutender Exzeß vorgefallen ... In diesen trüben schweren Zeiten, die wir durchgemacht haben und noch durchmachen müssen, bis es gelungen sein wird, die allererste Grundbedingung jeder Regierung, die Untertanen wohlfeil leben und dadurch zufrieden zu machen, praktische Geltung zu verschaffen, muß die Polizei von ihrem Standpunkte mit aller Lebhaftigkeit darauf dringen, daß wenigstens der urwüchsige Trieb nach Unterhaltung, wie er in der Wiener Bevölkerung liegt, nicht ohne dringende Ursachen eingeschränkt, sondern erweitert werde."

Trotz dieser warmen Fürsprache blieb es bei der Kündigung, und so endete im Jahre 1863 ein Unternehmen, das den Wienern in vor- und nachmärzlicher Zeit viele Stunden heiteren Genusses geboten hatte. —o—

Neues über das Radium. In dem vor kurzem in St. Louis abgehaltenen elektrischen Kongreß hat Rutherford einige Ergebnisse seiner Forschungen über das Radium mitgeteilt, durch welche unsere Kenntnis von den radioaktiven Körpern wesentlich erweitert wurde. Das Radium ist ein Metall von hohem Atomgewichte. Aller Wahrscheinlichkeit nach entsteht es fortwährend aus dem Uran, welches den wesentlichen Bestandteil des Pecherzes bildet. Sehr langsam, so etwa in 10.000 Millionen Jahren, verwandelt sich das Uran in Radium. Letzteres geht dann verhältnismäßig rasch, so etwa in 1000 Jahren, in andere Körper über. Bringt man eine Radiumverbindung in ein luftleeres Gefäß, so füllt sich dieses mit Gasen, die aus dem Radium entstehen. Wenn man das Gefäß dann öffnet, so findet man, daß sich an seiner Innenwand ein Belag gebildet hat. Von jenen, als Emanation des Radiums bekannten Gasen, sind drei zu unterscheiden. Rutherford nennt sie Radium A, B und C. Sie sind sehr unbeständig, gehen rasch ineinander über und verwandeln sich schließlich, in etwa einer

halben Stunde, in ein viertes, beständiges Gas, von sehr geringem Atomgewicht, das Helium. Bei diesen Umwandlungen werden dreierlei Strahlen, die α-, β- und γ-Strahlen, die, wenigstens zum Teil, mit ungeheuerer Geschwindigkeit fortgeschleuderte Partikelchen sind, ausgesandt. Auf diesen Strahlen beruht die Radioaktivität des Radiums. Zugleich wird Wärme erzeugt. Der an der Gefäßwand haftende Belag besteht, wie Rutherford jetzt nachweist, aus zwei verschiedenen Körpern. Wenn man ihn in Schwefelsäure auflöst und in diese eine Wismutplatte eintaucht, so schlägt sich der eine auf den Wismut nieder, während der andere in Lösung bleibt. Und wenn man ihn am Platinblech auf 1000° erhitzt, so verflüchtigt sich der eine, während der andere zurückbleibt. Diese beiden Körper werden Radium D und Radium E genannt. Erstes sendet nur β-Strahlen aus und verliert in etwa 40 Jahren die Hälfte seiner radioaktiven Kraft. Letzteres sendet nur α-Strahlen aus und verliert in einem Jahr die Hälfte seiner radioaktiven Kraft. Rutherford hält es für möglich, daß sein Radium D dasselbe wie der als Radiumblei beschriebene Körper sein dürfte. Das Radium E stimmt wahrscheinlich mit Polonium und auch mit Radiotellurium überein. Diese Forschungen eröffnen den Ausblick auf eine ganz neue Welt von mehr oder weniger unbeständigen, einfachen Körpern. Sie bestätigen die Richtigkeit der auf Grund des Studiums der Regenbogenfarbenreihen der Sterne gewonnenen Auffassung, daß die chemischen Elemente nicht absolut unveränderliche Körper sind. Im allgemeinen gewinnt man den Eindruck, daß sich **alle** Elemente fortwährend auseinander entwickeln, daß da gewissermaßen ein Kreislauf stattfindet, und daß die im Raum vorhandene Menge jedes Elementes derart in unmittelbarem Verhältnis zu seiner Beständigkeit steht, daß von den Beständigsten (Eisen, Wasserstoff rc.) stets am meisten, von den Unbeständigsten (Radium A, B rc.) stets am wenigsten vorhanden ist. A. S.

Volksbibliotheken. Der Wiener Volksbildungsverein (Kanzlei I. Tegetthoffstraße 4) unterhält gegenwärtig 14 Volksbibliotheken, in welchen über 100.000 Bände ausgewählte Bücher unterhaltenden und belehrenden Inhaltes: Romane, Erzählungen, Theaterstücke, Jugendschriften, Reisebeschreibungen und wissenschaftliche Werke jeder Art aufgestellt sind. Die monatliche Lesegebühr beträgt 30 h. Einschreibegebühr ist keine zu bezahlen. Wer mit einem jährlichen Beitrage von 3 K Mitglied des Vereines wird, kann das ganze Jahr hindurch ohne Entrichtung der Lesegebühr aus beliebigen Bibliotheken des Vereines Bücher entlehnen.

Feuilleton.

Aus dem Wiener Westen.

Wenn man von Hietzing, dem westlichen Villenvororte, der seit ein paar Jahren schon ein recht großstädtisches Ansehen bekommen hat, die Hauptstraße entlang weitergeht, wird bald ein Ausblick auf das breite Talrund frei, worin das westliche Wien seinen natürlichen Abschluß und seinen nicht mehr allzureichen ländlichen Bodenvorrat findet. Allmählich lockert sich das Gefüge der Häuser, die Gärten werden schütterer und über das Geleise der Verbindungsbahn kommt man in ein noch ziemlich freies Feld, das allerdings schon da und dort von Bauten durchwachsen wird.

Die Berge, welche dieses weite Talrund und damit zugleich die Stadt Wien im Westen umfassen und abgrenzen, wirken von hier aus ziemlich ansehnlich, die Ortschaft Ober St. Veit schmiegt sich an sie an, sieht mit ihrem alten, stattlichen Barockturm, der aus Baumwipfeln kräftig hervorsteigt, wie ein echtes Landdorf aus und war dies auch noch vor nicht gar zu langer Zeit, ehe die Vororte angegliedert waren und die Stadtbahn dieses weitmaschige Netz von Bezirken zusammenzog. Hacking, die Nachbarortschaft, ganz an den nördlichen Hügelabhang des Lainzer Tiergartens gedrückt, auf der andern Seite durch das Bett des Wienflusses kurzgehalten, ist es eigentlich noch heute.

Jedenfalls aber bilden diese beiden Teile des Bezirkes Hietzing, obgleich ganz zu Wien gehörig, eine recht selbständige, eigenartige Gegend, die wohl noch auf lange Zeit hinaus ihr landschaftliches Gesicht bewahrt, bis man schließlich — wir heutigen Menschen werden es hoffentlich nicht mehr erleben — vielleicht nur aus dem erhalten gebliebenen Namen, wie etwa aus dem von „Lerchenfeld", mit kuriosem Staunen die Erinnerung hervorholen wird an Dorfschaften, an Weingelände, Obstgärten, Wiesengrund, an grünen Boden, mit dem Pflug begangen, wo im Frühling Lerchen aufflogen. Leben und Verhältnisse des Ortes erinnern beim ersten Anschein an die Provinz, schauen die Leute einander doch in die Fenster und in den Garten hinein; das Ganze läßt sich so leicht überblicken. Aber in Wahrheit hat auch hier der einzelne alle die Freiheit, welche die große Stadt gibt, die allerdings mächtige Menschenorganisationen

schafft, ohne sich indessen um das Leben des Individuums sonderlich zu kümmern. Zwar kennt hier einer den andern vom Sehen, aber das kleinstädtisch-boshafte gegenseitige Behindern fehlt gottlob, und die meisten Leute, die einander auf ihren Abendspaziergängen begegnen, aus den vielfachen Betrieben heimgekehrt, haben eine gewisse Verwandtschaft der Gemütsstimmung. Deshalb hausen sie hier. Es war wohl bei allen die Sehnsucht nach Ruhe, nach guter, freier Luft, nach ein bißchen Wiesengrün und Wald, nach einem Garten hinter dem Hause, für die Kinder, der Wunsch, sich doch auf ein paar Stunden in der eigenen Welt ergehen, den eigenen Gedanken nachhängen zu können. Es gibt ja manche wohlhabende Sommervillen reicher Städter, aber darum geht es doch hier nicht so prunkhaft nobel zu, wie in den künstlich ländlichen Cottagevierteln, sondern eine ruhige, bescheidene, schlichte Lebensart nachdenklicher Menschen gibt den Grundton. Keiner will auffallen oder herrschen oder sonderlich viel gelten, jeder mag nur bescheiden untertauchen in dem Strom reinerer Luft und anspruchsloser Einsamkeit. Jedem gehört die kleine, große, feine Landschaft. Da ist kein Platz, kein Baum, kein Gartenzaun, der nicht jedem vertraut wäre, und so eng ist der Spielraum der freien Natur hier, daß nicht einmal ein blühender Rosenstrauch unbemerkt verschwinden dürfte, der einen im Vorübergehen erfreute. So beobachtet man jahraus, jahrein das Wachsen, das hier still, stetig und sichtbar sich ereignet, man zählt die kleinen Kinder, die zum Ort gehören, man begegnet ihnen auf ihrem Schulweg, und eines Tages, wenn man aus der schmutzigen Stadtbahn aussteigt, kommt einem ein schönes, blondes Mädchen entgegen, das doch gestern noch ein Kind war. Es kann kein Rosenstrauch aufblühen, ohne daß wir uns im Vorbeigehen daran freuen.

Oben, ganz am Rande von Ober-St. Veit liegt, gegen Süden ansteigend, die Höhe der „Einsiedelei", von wo man den weitesten Blick über die Stadt hat, die abends mit ihren Lichterreihen und dumpfen Massen schwer atmend und breit daliegt, trüb und grau ins Unendliche verschwimmend. Diese „Einsiedelei" war einmal ein stark besuchter Ausflugsort, wo jeden schönen Tag die Equipagen reiche Leute aus Wien auf eine kurze Stunde unter die schattigen Bäume des alten Wirtsgartens führten. Heute entspricht das Gasthaus schon besser seinem Namen, denn es ist meist recht leer und still, nur an Sonntagen stärker besucht, während der Woche steht es fast melancholisch da, aber ungemein anmutig, als eine jener weiträumigen Herbergen, wie man sie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu bauen pflegte. Das breit ausladende Dach, der mächtige Grundriß der ganzen Anlage ist auf gastlichen Empfang und reiche Einkehr berechnet. Zur Rechten des Hauses bilden die Futtermauern Terrassen gegen die Berglehne, deren Waldbestand, einigermaßen gelichtet, die alten, schattigen Bäume für den Wirtshausgarten abgab. Zur Linken, von einem ziemlich verfallenen Holzgitter umfriedet, schläft ein kleines viereckiges Wasserbecken; tümpelig, ganz grün von Schlamm und Moos, verbirgt es an seiner Rückenmauer unter einer Fülle von wildem Wein die Statue eines Apoll oder Bacchus, von dessen Gestalt man nur die sandsteinernen, porösen Beine matt herabhängen sieht. Als es hier noch lebhafter zuging, sollte der griechische Gott wohl den Schutzherrn der Wirtschaft vorstellen, gab es doch in den Zeiten der „Eremitagen" keine „Einsiedelei" ohne sandsteinerne antike Liebespaare, Helden und Olympier. Jede Zeit hat ihr Griechenland. Mäßig ansteigend führt der Weg den gleichen Berg hinan zum Ortsfriedhof, den man gelegentlich wohl aufsucht, auch wenn einem hier kein Anverwandter ruht, weil er ein sehr schönes, dicht umgrüntes Gruftgewölbe birgt, mit Statuen von Natter. Meist aber geht man bis zur Höhe weiter, wo die Mauer des Lainzer Tiergartens einen großen Bogen zieht, der eine ansehnliche Fläche des Geländes freiläßt und umgibt. Dort steht, am Rand von Wiese und Wald, mit dem Blick auf die südlichen Höhen des Wienerwaldes, auf die dunkeln Forste des Jagdparkes und auf die ferne Stadt unten, ein überaus zierlicher Bau, vor dem man immer wieder mit Staunen und Bewunderung verweilt, wie vor einem Stück Märchen und Traum. Wer hat dieses Schlößchen gebaut, mit seinem schlanken, in sicheren Verhältnissen gegründeten Mittelstück, dessen Kuppel die ganze Gegend beherrscht, mit seinen zart gegliederten, scheinbar völlig zwanglos angeschlossenen und auslaufenden Seitenflügeln und deren Säulengängen nach florentinischer Art, mit seinem stillen, von einer mäßig hohen Mauer eingeschlossenen Garten, dessen Zypressenreihen feierlich von der Fassade hinabführen? Einst ein vornehmer Landsitz, wurde er vom Besitzer, dessen Name der Wiener Kunstwelt vertraut ist, einem wohltätigen Heilzweck gewidmet und dient heute der Erholung kranker, junger Mädchen. Meist liegt das schöne Haus ganz still da, nur von dem Geist der Landschaft und der Jahreszeit wunderbar beseelt und durchleuchtet. Wenn der Sommer mit seinen heitersten Tagen, mit dem vollsten Wiesengrün und dem blauesten Himmel über der Gegend ruht, kann man sich auf diesem Platze gern in Italien glauben, oder in jenem deutschen Traumland südlicher Herrlichkeit, wie es Böcklin auf seinen blühenden Bildern gemalt hat.

Dann wendet man sich zurück durch den Wald, an einem ausgedehnten Obstgarten vorbei — im Frühjahr steht er in einer ganzen, rosigen Schneemasse von Blüten — und geht, will man den Villenort, der gleich unterhalb beginnt, vermeiden, wieder die Felder aufwärts bis zur Mauer des Tiergartens, hügelauf und -ab über ein schönes grünes Land, zur Linken den eingehegten Wildpark, zur Rechten lauter Wiesen. Gegen Süden fallen Hänge mit wohlgepflegten Weingärten ab, deren es gerade genug gibt, um dem Ort seinen „Heurigen" zu verbürgen. Hier und da öffnet sich an der Tiergartenmauer ein Wasserdurchlaß, und wenn es der Zufall fügt, kann man unversehens ein mächtiges Tappen und Rascheln hören und durch das Eisengitter eine fette, großmächtige Wildsau beobachten, die, den Kopf zu Boden gesenkt, auch eine Art von Abendspaziergang macht.

Wieder steht man nach einer Weile vor einem größeren Landgute, dem „Himmelhof". Auch das war einmal eine wohlbesuchte Gastwirtschaft, ein andermal ein Kloster, dann wieder eine Pachtung und ein bewegtes Jahr lang die Herberge des armen, gehetzten Schwärmers Dieffenbach, der mit seinen Kindern und Jüngern hier hauste, mit scheelen Augen angesehen. Auch das ist schon wieder lange her, die Gemeinde ist zerstreut worden, der ruhelose Mann im härenen Mantel weiß Gott wohin gezogen, seine Güter-Weiber-Geistesgemeinschaft zerblasen, wie schon so manche Schwarmgesellschaft, die so oft gerade an die Wind- und Wetterseite einer Großstadt anfliegt, wo sie am wenigsten gedeihen kann. Der vom Himmelhofe steil abfallende Wiesenhang ist im Sommer und Winter der Tummelplatz des Ortes. Wenn der Schnee liegt, wird hier eifrig der Skisport getrieben. Es gibt ein prächtiges Vergnügen, diese weiße Fläche hinabzusausen, wenn es sein muß, zu kollern, mit Staunen und Schmerzen immer neue Muskeln zu spüren und sich zu wundern, wie viele schwierige, künstliche Gleichgewichtsprobleme der Mensch in seinem Spiel sich allen Ernstes auszudenken weiß. Um der kurzen Lust willen, den Berg hinabzufliegen, steigt man unverdrossen, langsam wieder hinauf und nimmt als heißverdienten Lohn ein Gefühl von kräftiger Erhöhung des Willens und des ganzen Menschen mit. Aus Notwendigkeiten Freiheit, aus Freiheit Notwendigkeiten sich zu setzen, machte ja immer den Stolz und die Lust unseres Geschlechtes aus, und in solchen, scheinbar willkürlichen Spielen prägt sich die ganze Würde und Begabung der menschlichen Natur aus, den Kerker von Raum und Zeit durch die Tiefe ihres Willens machtvoll auszudehnen.

Aus einem verwandten Kraftgefühl schränken die feinsten und freiesten Geister das Gebiet ihres Lebens und Wirkens oft genug bewußt ein. Können sie es nur auch ganz ausfüllen mit der Wärme der Empfindung und Helligkeit des Denkens, so wächst gerade aus solchen Grenzen die weiteste Welt mit ihrem tragischen Geheimnis und seinem heiteren Widerspiel. Aus dem großen, verstreuten, ungesammelten äußern Dasein, fanden solche Menschen in ihr weites, aber sinnvolles inneres Leben zurück und strahlten Licht und Ordnung nach außen. Rembrandt und Dürer, Jean Paul und Beethoven waren Kinder solcher Enge, die sie mit der stillen Güte und Einfalt einer Mutter nährte, welche nicht weiß, was für ein Heldenkind an ihrer Brust liegt.

Wenn auch hier, nicht wie in Heiligenstadt, wo Beethoven lebte, meines Wissens kein solcher Geist gehaust hat, kann sich doch vielleicht in diesem Stadt- und Landwinkel, in aller Stille ein großes Schicksal entwickeln, wer weiß, vielleicht geht ein Kind hier in die Schule, das unser Held werden soll.

Besonders aber diesem schmalen Gartenort Hacking wäre ein solches Geheimnis ganz wohl zuzutrauen, wie es in dem Dämmerschein leiser, gleitender und rätselhafter Stimmung daliegt. Die Hauptstraße mit ihren kleinen Häusern hinter Vorgärten ist ganz angetan, der Schauplatz träumerischer Begebenheiten zu werden. Nie büßt sie ihre vornehme, feine Kühle ein und ihre Ruhe, wenn auch im Sommer eine laute Menge von Radfahrern und Wagen durchjagt, nach der lockenden Zukunft anderer, weitergelegener Gegenden. Sie bleibt vornehm und verschlossen, nicht die Zukunft, die Gegenwart ist das tiefere Geheimnis. So oft ich diese Straße entlang gehe, kommen mir Maeterlinckſche Szenerien ins Gedächtnis, mit ihrem merkwürdigen seelischen Schauplatz. Auch sie haben keinen andern Gegenstand, als die grenzenlose Einsamkeit des Augenblicks, kein anderes Geheimnis, als das unergründliche der Gegenwart, keine andere Welt als den Traum einer Phantasie, die in ihre eigene Tiefe hineinzublicken nicht ermüdet.

Die letzten Häuser von Hacking verlieren sich in die „Au", wie die natürliche Anlage am Wienufer genannt wird, das jetzt sorgfältig ausgebaut, vor den Tücken des unscheinbaren Flüßchens Schutz bieten soll. Hier atmet die Gegend, von der Last der Häuser befreit, wie mit einem innigen Zuge auf. Das Tal, schon außerhalb Wiens, öffnet sich zu einem neuen, weiteren Rund. Längs der Tiergartenmauer ziehen in drei parallelen Streifen drei Wege, alle eine Fortsetzung der Hackinger Hauptstraße, die nach ihrem Endpunkte, dem „Auhofe" ihren Namen „Auhofstraße" führt.

Dieser „Auhof", ein stattliches Forsthaus, flankiert den Eingang in den „Tiergarten", als ein schlichtes, mit dem bekannten Gelb der kaiserlichen Bauten getünchtes, schiefergedecktes Gebäude, bei aller Einfachheit von vornehmem Ansehen und inmitten eines hübschen Gartens mit Obstbäumen und Rosen, hinter ihm liegt eine offene Waldblöße, der Futterplatz für die Rehe und Hirsche.

An dieser Stelle hat man von der Straße aus den freiesten Ausblick auf den Wildpark, weit hinein in dessen Höhen und Waldungen, und wenn an Herbstabenden die halbfreien Tiere mächtig zu röhren beginnen, erfaßt einen bei diesen furchtbaren, durch Dämmerung und Ruhe verstärkten Tönen, das tiefe, unverholene Leiden aller Kreatur. In den Schreien der Tiere, aller Tiere, liegt als in ungehemmten, notwendigen Lebensausbrüchen eine unheimliche, abgründige Gewalt: die Drohung der ganzen Natur selbst, die ihren Wesen einen solchen ungeheuern Freiheitsschrei gelassen hat.

Vor diesem Gehege der Gefangenen dehnt sich die Straße mit ihrer köstlichen Kastanienallee, deren Wipfel so herrlich gerundet sind, und deren Zweige, mit solchem merkwürdigen Rhythmus nach abwärts geschwungen, die Last des Laubes tragen.

Als in diesen Tagen der Vollmond durch die Kronen schien, war es, als fiele ein silberner Taler immerzu durch auf und nieder gehende Wellen. Das Laub färbt sich jetzt wie mit allen bunten Launen des Glückes und der schwere, üppige Herbstgeruch gährt von tausend Ahnungen der Erneuerung mitten im Sterben der Landschaft.

So zieht hier diese herbstliche Straße, über den Abendhimmel wandern heitere, goldene Wolken der untergehenden Sonne nach, die rasche Dämmerung geht nieder, die stille Allee scheint noch mehr in sich zu versinken, die Menschen, die einander begegnen, schreiten stumm aneinander vorbei. Weit drüben brausen mit glühenden Lichtern und zischenden Dampfwolken die Eisenbahnzüge. So weit und so nahe ist diesem dunkeln Wege Leben und Lärm der Stadt.

Wir loben es uns, daß es noch solche stille Winkel in Wien gibt, noch Wege ins Land, wo man im Frühling die Lerchenrufe, im Herbst das Schreien des Wildes und die tiefe, sonore Stimme einer dunkeln, duftenden, feuchten Dämmerung hören kann.

Was tappt und schlappt da hinter mir? Ein weiches, zottiges Fell streift meine Hand, ein guter, schwarzer, großer Hund trabt mit weichen Pfoten vorbei. — Abend. — Otto Stoessl.

Von der Woche.

27. November. Sozialdemokratische Demonstrationen gegen die niederösterreichischen Schulgesetznovellen vor dem Ministerratspräsidium, den Ministerien des Innern und des Unterrichts und vor dem Rathause in Wien. — Erster österreichischer Beamtinnentag in Wien. — Der Papst spricht sein lebhaftes Mißfallen darüber aus, daß sich katholische Verbände an irredentistischen Treibereien beteiligten. Er läßt dem Klerus von Trient, Triest, Zara und Fiume Instruktionen erteilen, wonach die Geistlichkeit alles zur Milderung des Nationalitätenkampfes aufbieten solle.

28. Eröffnung der städtischen Wassergasanstalt in Wien.

29. Die Deutsche Fortschrittspartei hält die Erklärungen des Ministerpräsidenten nicht für befriedigend, sieht jedoch keinen Anlaß, ihre Haltung zu ändern und betont, daß vor allem unbedingt an der Einigkeit der deutschen Parteien festzuhalten sei. Die Situation im Parlament sei unhaltbar, und die Partei werde sich an allen zur Sanierung dieser Verhältnisse unternommenen Aktionen beteiligen. — 287. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Erklärungsdebatte. Abgeordneter Dr. Menger bedauert den Zersetzungsprozeß, der sich in Österreich vollzieht und wünscht, daß es gelingen möge, die Grundsätze eines Nationalitätenrechtes zu finden. Abgeordneter Dr. Hortis verlangt die Errichtung der italienischen Rechtsfakultät in Triest. Abgeordneter Dr. Ferjancic spricht sich gegen die Wahl der Stadt Triest als Sitz einer italienischen Rechtsfakultät aus, weil dies die irredentistische Propaganda stärken würde und verlangt die Errichtung einer slowenischen Universität in Laibach. Abgeordneter Dr. Baxa verlangt aus staatsrechtlichen Gründen die Fortsetzung der Obstruktion seitens der Tschechen, weil ihm der Augenblick gekommen scheint, das, was sie „so lange angestrebt haben, durchführen und das Zentralparlament und damit auch die jetzt geltende Verfassung stürzen" zu können. — Der Polenklub beschließt, auf die Jungtschechen einzuwirken, daß sie die parlamentarische Behandlung des Budgetprovisoriums und der Notstandsvorlage zulassen mögen. — Die letzten der in Innsbruck verhafteten italienischen Studenten werden freigelassen. — In einer sozialdemokratischen Versammlung in Wien wird ausgesprochen, daß der Austritt aus der katho-

lischen Kirche die wirkungsvollste Demonstration gegen die Schulgesetznovelle wäre.

30. Der Staatsminister Graf Posadowsky verläßt Wien; die Verhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich behufs Abschließung des Handelsvertrages sind vorläufig als gescheitert zu betrachten. — 288. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Abgeordneter Dr. Karl Freiherr von Offermann (H. u. G. K. Brünn. D. F.) nimmt die Regierung in Schutz und verlangt von den Volksvertretern, daß sie dem Chaos ein Ende bereiten. Er betont die Gleichwertigkeit der Nationalitäten und verlangt die Bildung einer staatserhaltenden Partei, welche eventuell unter der Leitung eines hervorragenden Staatsmannes den Ausgleich in die Hand nehmen soll. Die deutsche Sprache wäre als Staatssprache nie bekämpft und angefeindet worden, wenn nicht gerade die Deutschen seinerzeit, vielleicht in engherziger Auffassung, die zweite Landessprache aus dem Studienplane ihrer Kinder gestrichen hätten. Abgeordneter Dr. Groß erklärt namens der Deutschen Fortschrittspartei, daß die Rede des Abgeordneten Dr. Freiherrn von Offermann nicht im Sinne und noch viel weniger im Auftrage dieser Partei gehalten worden sei und konstatiert, daß Baron Offermann ganz im eigenen Namen und auf eigene Verantwortung gesprochen habe. — Die von der Deutschen Volkspartei angeregte Obmännerkonferenz findet unter Vorsitz des Präsidenten Grafen Vetter statt. Der Tschechenklub, der slawische Verband und die tschechischen Agrarier haben die Teilnahme an der Konferenz abgelehnt. Es kommt daher zu keinem positiven Resultat, wiewohl alle vertretenen Parteien ihre Arbeitswilligkeit betonen. Der Ministerpräsident führt aus, daß, falls die Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses zu erzielen sei, die Regierung, sobald nur die drei unabweislichen Gesetze über den Notstand, die italienische Rechtsfakultät und das Budgetprovisorium erledigt sind, es als im Interesse der Konsolidierung der Verhältnisse gelegen erachten würde, daß das Haus zunächst einige neutrale und alle Parteien gleichmäßig interessierende Angelegenheiten, wie das Preßgesetz u. s. w., auf seine Tagesordnung stelle. Im Interesse der Arbeitsfähigkeit sei ferner geboten: die Parteien sollen sich zu einer einzigen großen Partei der Ordnung zusammenschließen, um selbst den Ausschreitungen entgegenzutreten und die Würde des Abgeordnetenhauses zu wahren. — Die Tragödin Fanny Janauschek (geb. 1829 in Prag) in New York †.

1. Dezember. Ungefähr achtzig den verschiedenen Parteien angehörige agrarische Abgeordnete verpflichten sich in einer gemeinsamen Versammlung, in ihren Klubs dafür einzutreten, daß der Notstandskredit in irgend einer Form noch vor Weihnachten zur Erledigung gelange. — Der Vorstand der deutschen Fortschrittspartei, die Abgeordneten Funke, Groß und Marchet, wird wiedergewählt. Abgeordneter Dr. Freiherr v. Offermann erklärt seinen Austritt aus dem Klub.

2. Der russische Botschafter in Wien, Graf Peter Kapnist †. — Im Notstandsausschuß erklärt der Ministerpräsident, daß die Regierung an dem Junktim zwischen dem Notstandskredit und der Refundierungsanleihe von 69 Millionen Kronen unbedingt festhalten müsse. — Die freie industrielle Vereinigung im Abgeordnetenhaus betont, daß die verfassungsmäßige Erledigung des Zolltarifs, der die Voraussetzung der Handelsverträge sei, nicht als ein Politikum, sondern als eine wirtschaftliche Notwendigkeit behandelt werden solle. Die Arbeitsfähigkeit des Hauses müsse durch den Zusammenschluß ernster Elemente der verschiedensten Parteien gewonnen werden. — 289. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Erklärungsdebatte. Abgeordneter Schuklje verlangt eine slowenische Universität und schlägt ein Junktim zwischen ihrer Errichtung und der einer italienischen vor. Die Regierungsvorlage eines „Gesetzes betreffend die Gewährung von Notstandsunterstützungen aus Staatsmitteln und die Ausgabe von Obligationen zur Refundierung der den staatlichen Kassabeständen zu entnehmenden Notstandsunterstützungen, sowie der in den Jahren 1903 und 1904 vorläufig aus Kassenmitteln bestrittenen Tilgungen der allgemeinen Staatsschuld" im Ausmaß von 69 Millionen Kronen (Beilage 2047 des sten. Prot.) wird ebenso wie die Beschlüsse des Notstandsausschusses ohne erste Lesung dem Budgetausschuß zugewiesen. — Plenarsitzung des Eisenbahnrates. — In der italienischen Deputiertenkammer erklärt der Minister des Äußern in Beantwortung einer Interpellation über die Vorfälle in Innsbruck, es könne die Verirrung einer aufgeregten Menge die Bande nicht schwächen, durch die deutsche Wissenschaft und Kultur mit italienischer Wissenschaft und Zivilisation verknüpft sind, noch auch auf die Beziehungen zwischen Italien und Österreich-Ungarn einen Einfluß üben, die tief wurzeln in dem Schutze großer Interessen, in dem zur Erreichung hoher Ziele verfolgten Werke, in den entschlossenen und loyalen Intentionen der beiden Regierungen.

3. Anläßlich der Einweihung des neuen Vereinshauses der Studentenverbindung „Lese- und Redehalle" in Prag, kommt es zu antideutschen Demonstrationen, die sich abends erneuern. — Einweihung eines neuen Mädchenwaisenhauses in der Villa Andrassy auf der Hohen Warte in Wien.

*

Im Herrenhause ist von einer größeren Anzahl aller Parteien angehörender Mitglieder ein Antrag „zur Verbesserung des Schutzes der Ehre" eingebracht worden. Dieser Antrag sucht dem Bedürfnisse nach Austragung von Ehrenhändeln auf dem Rechtswege, welches für ansehnliche Schichten der Gesellschaft in der gegenwärtigen Ordnung unseres Strafrechtes und Strafverfahrens eine entsprechende Befriedigung nicht findet, abzuhelfen. In diesen Sphären der bürgerlichen Gesellschaft unterläßt man wegen eines, wenn auch noch so empfindlichen Angriffes auf die Ehre, den Gang zum Gerichte, weil dessen Spruch nicht als eine ausreichende Wiederherstellung des zu Unrecht angegriffenen, ebenso kostbaren als gebrechlichen Rechtsgutes erscheint. Das Nichtzureichen des Richterspruches zu diesem Zweck hat zwei Gründe, erstens den, daß das Urteil sehr häufig und selbst in Fällen schwerster verläumderischer (das heißt wider besseres Wissen erfolgender) Ehrabschneidung nur auf eine Geldstrafe oder nur auf geringfügige Arreststrafe lautet und zweitens den, daß der Richter, der es fällt, ein strafrechtlicher Bagatellrichter ist, daß er, abgesehen von den Beleidigungen und einigen wenigen anderen schwereren Delikten, über höchst unbedeutende Tatbestände zu urteilen hat, wodurch das Gewicht seines Spruches herabgedrückt wird. Nach beiden Richtungen will der Antrag Abhilfe schaffen, indem er die Strafe für wider besseres Wissen erfolgende Beleidigungen verschärft und indem er die Möglichkeit gewährt, einen Richter anzurufen, der nicht mit Aburteilung jener eigentlich gar nicht vor das Gericht gehörenden Lappalien befaßt ist, der vielmehr im übrigen, abgesehen von den besonders schweren Beleidigungen, über Zivilsachen zu urteilen hätte. Auch durch die Möglichkeit die Öffentlichkeit des Strafverfahrens in Angelegenheiten, welche nicht vor die Öffentlichkeit gehören, auszuschließen, soll der Gang zum Gerichte erleichtert und dadurch die Austragung von Ehrenhändeln auf einem ungesetzlichen Wege vermieden werden. In der Erörterung des Antrages von Seite der Tagespresse haben diese wichtigsten Bestimmungen desselben fast keine Beachtung gefunden. Alles Augenmerk wurde darauf gerichtet, daß nach demselben die durch Druckschriften begangenen Ehrenbeleidigungen fürderhin nicht mehr von den Geschworenengerichten, sondern von Senaten der Gerichtshöfe abgeurteilt werden sollen. Auf die Begründung dieses Punktes einzugehen, ist hier umsoweniger Anlaß, als erst vor einigen Tagen Dr. Edmund Benedikt sich in dieser Zeitschrift (4. Heft, S. 219) in dem gleichen Sinne ausgesprochen hat. Hervorgehoben möge nur werden, daß den beiden Bedenken, welche Benedikt gegen die Regierungsvorlage des Preßgesetzes vorgebracht hat, der listigen Umgehung des Schwurgerichtes durch einen gesetzestechnischen Kniff und dem Sprunge vom Schwurgericht zum Gerichtssekretär durch diesen Antrag abgeholfen würde, der einerseits offen die Abänderung des Staatsgrundgesetzes und anderseits die Verweisung der Preßehrenbeleidigungen an ein Vierrichterkollegium beantragt. Zu den übrigen Bestimmungen jenes Preßgesetzentwurfes der Regierung Stellung zu nehmen, lag für den Antrag kein Anlaß vor, weil er nicht ein Entwurf eines Preßgesetzes, sondern der Entwurf eines Gesetzes zum Schutze der Ehre sein soll, der, abgesehen von diesem einzigen Punkt, mit den Bestimmungen des Preßrechtes nicht zusammenhängt. Lammasch.

Der Handelsvertrag mit Deutschland. Die durch die Abreise des Grafen Posadowsky unterbrochenen Verhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland werden wohl bald in Berlin wieder aufgenommen werden. Der gegenwärtige Stillstand wurde dadurch verursacht, daß Graf Posadowsky einen Vertrag zu stande bringen wollte, der von den deutschen Agrariern nicht nur angenommen, sondern auch belobt werden würde. Durch die neuen Zölle auf landwirtschaftliche Produkte wird der Verbrauch derselben im Deutschen Reiche mit weit mehr als 1 Milliarde Mark jährlich belastet werden, wovon ungefähr 200 Millionen als Zolleinnahmen in die Staatskassen fließen, mehr als 800 Millionen jährlich den Grundbesitzern zu gute kommen werden. Seit der Aufhebung der Feudalrechte sind so große Opfer den Volksmassen zu gunsten bevorrechteter Gruppen nicht auferlegt worden. Da Österreich-Ungarn sich offenbar mit deutschen Zollerhöhungen in dem von der deutschen Regierung festgehaltenen Ausmaße im allgemeinen abfindet und nur noch auf die Beseitigung gewisser Härten drängt, im übrigen aber die Kompensation in Erhöhungen seiner Industriezölle sucht, wird der Vertrag aller Voraussicht nach zu stande kommen. Es wäre seltsame Politik, wenn die deutsche Regierung eines der wichtigsten Absatzgebiete der deutschen Industrie preisgeben und einen mit dem politischen Bündnisse nicht vereinbarlichen Zollkrieg beginnen wollte, nur um zu verhindern, daß die bevorstehende, viele hunderte Millionen Mark betragende Belastung der Nahrungsmittel des deutschen Volkes um einige Millionen geringer ausfalle.

Jedenfalls aber wird der neue Vertrag für beide Teile wesentlich ungünstiger sein als der gegenwärtig bestehende. Infolge der übermäßigen Erhöhungen der Schutzzölle wird der gegenseitige Handelsverkehr mehr als bisher behindert werden, ohne daß eine entsprechende Steigerung der Produktion herbeigeführt würde. Der Getreidebau

und die Viehzucht Deutschlands sind auch unter dem Schutze der geltenden Zölle dauernd gewachsen und können nicht noch rascher gesteigert werden. Viel eher kann die industrielle Produktion Österreich-Ungarns durch erhöhten Schutz gegen die deutsche Konkurrenz erweitert werden. Auch hievon abgesehen ist die handelspolitische Haltung der Monarchie rationeller und maßvoller als die Deutschlands, was schon durch das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn bedingt ist, deren vielfach ungleichartige Interessen einander in Schranken halten.

Neben den allgemeinen schutzzöllnerischen Übertreibungen macht sich noch ein spezielles Moment bei diesen Handelsvertragsverhandlungen sehr störend bemerkbar. Von unserer Ausfuhr nach Deutschland entfällt etwa ein Viertel auf Gerste und Malz, Vieh und Sägeware. Der Export dieser Waren ist für wichtige Produktionszweige von sehr großer Bedeutung. Dessenungeachtet ist es den realen Verhältnissen nicht angemessen, daß in der Öffentlichkeit immer nur von diesem einen Viertel unserer Ausfuhr die Rede ist und die drei anderen Viertel außer Betracht gelassen werden. Diese Art der Behandlung entspricht der herrschenden Manier, alles nach bequemen Schlagworten zu beurteilen und muß für die Verhandlungen selbst den Nachteil haben, daß auch die Unterhändler auf beiden Seiten gerade bei den so viel besprochenen Zöllen besonders unnachgiebig sind, weil sie wissen, daß der ganze Vertrag fast nur nach den in diesen Punkten erzielten Erfolgen beurteilt werden wird. Die Folge ist, daß man sich viel schwerer einigt und außerdem beiderseitig auf viele für andere Waren erreichbare Zugeständnisse verzichtet, um nur bei den zum Schlagworte gewordenen Fragen um etwas, wenn auch um noch so wenig, besser abzuschneiden. Dies muß beiden Vertragsteilen zu schwerem Nachteil gereichen. A.

Die Sprachenfrage. Der steierische Landtagsabgeordnete Karl v. Ritter-Záhony veröffentlicht eine Broschüre über die Lösung der Sprachenfrage in Österreich. Er geht „vom großösterreichischen Standpunkt“ aus und meint, daß das gesetzliche Festhalten der deutschen Sprache als Staatssprache mit dem Wortlaut und Sinne des Artikels XIX des Staatsgrundgesetzes nur so lange unvereinbar sei, als man in dieser Festlegung „einen Ausfluß der Nationalität“ erblickt. Anders sei es, sobald man naturgemäß als Staatssprache „das Bindemittel der Verständigung, und zwar das einzig mögliche unter allen Landessprachen“ auffaßt. Staatssprache sei „die Sprache, in welcher der Staat in seiner Gesamtheit, das ist in den Zentralstellen, in der Beamtenschaft, im Parlament und in der Armee spricht“ und dies müsse die deutsche Sprache sein. Abgeordneter v. Ritter verlangt, daß die deutsche Sprache obligatorischer Lehrgegenstand in allen Volks- und Bürgerschulen, Lehrerbildungsanstalten und Mittelschulen sei, daß aber an allen diesen Schulen auch die deutschen Schüler die Landessprache erlernen müßten. Um einen Beamtenposten zu erhalten, müßte von nichtdeutschen Kompetenten die vollständige Beherrschung der deutschen, von deutschen jene wenigstens einer Landessprache nachgewiesen werden. Der schriftliche Verkehr der einzelnen Staatsämter untereinander wäre ausschließlich in deutscher Sprache zu führen, der Verkehr mit den Parteien jedoch in jener Sprache, zu deren Nationalität sich die Partei bekennt. —v—

*

Deutsches Volkstheater. — Es gilt als Wunder, wenn der Berg zum Propheten kommt, und in dem hohen Gleichnis ist die Harmonie der Welt ausgedrückt. Aber weder etwas Wunderbares, noch Harmonisches tritt zutage, wenn ein Dichter sein Wesen vermummt, seinen „Berg“ verläßt und unten auf dem Markte nach wohlfeilen Preisen schachert. Er tut's nicht ungestraft. Künstlerische Ehrlichkeit, künstlerische Wahrheit, sind bekanntlich gepachtete hehre Güter des deutschen Dichters; er spricht von ihnen mit begeisterter Andacht und das Auge sieht den Himmel offen. Aber Jahr um Jahr tut einer den Himmelssturz. Hinter all der aufgewendeten Routine, Tiefgründigkeit, Apostelpose, Kulturschmockerei verbirgt sich das alte, verbrauchte, aber „sichere“ Publikumstück. Max Dreyer nun, der sich bisher an der großen Tantiemenjagd wissentlich nicht beteiligte, bietet in seinem neuen Opus das unergötzliche Schauspiel der Liebedienerei. Was sondert denn schließlich den Dichter vom Autor? Daß er mit reinlichem Geiste die Instinkte des Publikums bezähmt und erhebt. Leicht ist diese Aufgabe allerdings nicht! Um nun an den „Siebzehnjährigen“ Dreyers den Fall im besonderen zu zeigen! Ein Sudermann-Milieu; ostpreußisches Herrentum. Großvater, Vater und Sohn, auch militärisch abgestuft als Oberst, Major und Kadett. Man denkt natürlich an einen Konflikt der Generationen; es kommt aber nur eine Liebesgeschichte. In der Figur der weiblichen Siebzehnjährigen, einer blonden Erika, lägen die Keime zu einem erotischen Konflikt, und Dreyer wäre Dichter genug, um eine Pubertätstragödie in der Art der „Jugend“ geben zu können. Aber er dachte zu lebhaft an Sudermann und so wurde ein plumpes Ehebruchs- und Selbstmorddrama draus. Dreyer leitet sehr lebendig, geschmackvoll und pointiert ein; ein paar Gestalten sind mit schönem Ernst gegeben. Auf der Höhe des Dramas verließen Dreyer seine guten Geister, die aus starkem

Gefühle für das Leben, bald sinniger, bald derber Fröhlichkeit und kluger Theaterkenntnis bestehen. Die einfallende allgemeine Rührung verwischt den prächtigen Anfang. — Es gab aber einen Darstellungserfolg. Vornehmlich überraschte Frau Glöckner durch ihre schöne, innige, ungemein lebenswahre Zeichnung der Mutter; sie wird im älteren Fache jene Ruhe und Güte geben, die bei Frauen Macht sind. Eine abgestimmte Darstellung boten dann auch Fräulein Erl, die Herren Kutschera, Räder und Birron. —lz—

Raimund-Theater. Friedrich Hebbel im Raimund-Theater. Ein ungewohnter und unbequemer Gast! Zum zweiten Male erschien der nordischeste Dramatiker deutscher Zunge auf der Bühne, wo sonst die süddeutsche Mundart gemütlich ihr Szepter schwingt. Vor einigen Jahren hat das Gastspiel von Fräulein Irene Triesch den Anlaß zu einer Aufführung von „Maria Magdalena“ gegeben, in der vergangenen Woche war es Herr Paul Wiecke vom Hoftheater in Dresden, dem zuliebe eine Aufführung von „Herodes und Mariamne“ versucht worden ist. Man begrüßte den Versuch als willkommene Gelegenheit, sein Verhältnis zur herben Muse Hebbels zu revidieren, und die Revision war von wohlvorbereiteten Kundgebungen platonischer Hochachtung und Wertschätzung begleitet. Man pries den unnahbaren Dichter als Vorläufer Ibsens und als Vorahner des Wagnerschen Zukunftsdramas; man verurteilte seine unkünstlerische Neigung, aus der Liebe ein Problem zu machen, nicht mehr so heftig wie einst, und bewunderte desto lauter seine „blühende Diktion“, obwohl Hebbel recht wegwerfend von ihr gesprochen und sie einmal ausdrücklich als „jammervollen bunten Kattun, worin die Marionetten sich spreizen“, bezeichnet hatte, weil ihm beim dramatischen Schaffen die Sachlichkeit, die Notwendigkeit über alles ging; man fühlte sich endlich verpflichtet, in jeder Szene „Unterschönheiten“ zu entdecken, ohne zu bedenken, daß Hebbel darin kaum eine verständnisvolle Anerkennung erblickt haben würde, denn kein anderer als er hat, an ihnen arm zu sein, für die erste Folge seines dichterischen Reichtums gehalten. Nun ja, Hebbel ist heute glücklich über das Alter hinaus, wo einer noch der subjektiven Kritik unterliegt, und die eifrige Hebbel-Propaganda unserer Tage macht es der verlegen tastenden Objektivität schwer, nicht daneben zu bewundern. Die Hebbelsche Poesie will eben erobert sein, und man kann sie nur durch die genaue Kenntnis seiner Persönlichkeit sich zu eigen machen. Wer nicht seine wunderbaren Tagebücher kennt, wer durch sie nicht seine innere Entwicklung erfahren hat und nicht weiß, daß Hebbel im bewußten Gegensatze zu seinem Volke und zu seiner Zeit sich allein durch die Kraft seines revolutionären Willens aus Nacht und Drangsal emporgetrotzt hat, der wird nicht leicht ein inniges Verhältnis finden zu seinen Dramen, die alle wie der leibhaftige Trotz sich recken und gebärden und uns von der Bühne herab ein „Justament!“ zurufen, so hart und schroff, daß uns seine dramatischen Intentionen als starrer Eigensinn erscheinen, der Felsblöcke vor die Tore seines Tempels wälzt. In „Herodes und Mariamne“ sind es gleich zwei dramatische Motive, die sich breit und schwer vor das Hauptmotiv lagern. Hebbel begnügte sich nicht mit der Darstellung der tiefen Idee, daß kein Mensch mit dem Leben eines anderen wie mit einem „Ding“ nach Willkür schalten und walten dürfe, und daß auch die in Liebe ergebene Frau vor ihrem Manne ein Recht habe auf Achtung ihres Eigenlebens, er wollte nebenbei noch die Tragödie des genialen Emporkömmlings, der seiner Macht und Stellung sein Lebensglück opfern muß, an einem historischen Beispiele aufzeigen und überdies ein realistisches Gemälde liefern von der Decadence des Altertums, aus deren morschen Trümmern die Wunderblume des Christentums erblühte. Wozu Ibsen („Nora“), Grillparzer („König Ottokars Glück und Ende“) und Sudermann („Johannes“) je einen Theaterabend brauchten, um eines von den drei Motiven, die in „Herodes und Mariamne“ angeschlagen werden, plastisch zu veranschaulichen, das vermaß sich Hebbel in einem einzigen Theaterstück von drei Stunden Spieldauer vorzuführen. Was Wunder, wenn der unvorbereitete Zuschauer bei den sich drängenden, stoßenden und kreuzenden Vorgängen nur ahnend bleibt, wo er wissend werden sollte. Und noch eines ist es, was die volle Hingabe an Hebbels Dramen erschwert: die ungesunde Fieberglut, aus der sie entstanden sind. „Ich habe,“ so lesen wir in seinen Tagebüchern, „das Talent auf Kosten des Menschen genährt, und was in meinen Dramen als aufflammende Leidenschaft Leben und Gestalt erzeugt, das ist in meinem wirklichen Leben ein böses, unheilgebärendes Fieber.“ Es müßte ein sehr intimes Theater sein, wo die Fieberglut des Schöpfers auf den Zuschauer übertragen werden könnte; sonst sieht dieser in seiner Nüchternheit nur Schauspieler, die sich überheizen und gewaltsam zu traumhaften Übermenschlichkeiten forcieren, was immer mit der Gefahr einer unfreiwilligen parodistischen Wirkung verbunden ist. Sie schwebte über der Darstellung des Raimundtheaters wie das Schwert, unter das Herodes Mariamne gestellt hat. Selbst Herr Wiecke, ein vornehmer und gewandter Kopfschauspieler, der den Hebbelstil im kleinen Finger hat, mußte zu einer robusteren Theatralik Zuflucht nehmen,

um in diesem Hause und neben der künstlich aufgepeitschten Dorf- und Wiesentragik des Fräuleins Reingruber zu bestehen. Um die wahre Bühnenwirkung von „Herodes und Mariamne" kennen zu lernen, müßte man die Tragödie von unseren Burgschauspielern im Josefstädter Theater dargestellt sehen, wo man nicht zu schreien und zu posieren braucht, um sich verständlich zu machen. —tr—

Literarische Matinee. Das „Literarische Deutsch-Österreich" bereitete vergangenen Sonntag seinen Mitgliedern zwei vergnügte Stunden theatralischen Nervenkitzels, indem es ihnen im Raimundtheater mit einem „Renaissancespiel" von Alois Aegid Spitzner aufwartete, zu dem Frau Annie Dirkens die holde Weiblichkeit und Herr Hermann Benke die unwiderstehliche Männlichkeit für einige Lorbeerbäume und Blumenkränze beisteuerten. Das dreiaktige Spiel führt den geheimnisvollen Titel „Das Lächeln der Tessa" und endet mit dem Sieg der freien Liebe über die Zwangsehe eines Kondottiere, der allen Mädchen im Umkreis nachstellt, dabei natürlich seine arme Frau vernachlässigt und ihr es dann fürchterlich krumm nimmt, daß sie Liebesersatz bei einem jungen Maler sucht. Ein Dolchstoß setzt dem wüsten Treiben des brutalen Lilienknickers in dem Augenblicke ein Ende, wo er in einem Anfall von Eifersucht und Liebesraserei seine Frau vergewaltigen will. Ohne Zweifel gab es in den glorreichen Tagen des Cinquecento auch Liebeshändel ähnlicher Art, und man weiß, daß damals neben der feinsten Kultur die roheste Gewalt herrschte, die das persönliche Recht des Schwächeren mit Füßen trat und der nichts heilig war, als die rücksichtslose Befriedigung von wilden Begierden und bösen Lüsten. Wer aber einen solchen Liebeshandel auf der Bühne ausschrotet, darf daraus noch nicht das Recht ableiten, ihn schlechtweg ein „Renaissancespiel" zu nennen, wenn er dafür keine anderen Eigenschaften mitbringt, als die erprobten Effekte und Sensationen des Pariser Boulevardstückes. In der Darstellung des technisch nicht ungeschickt gemachten, aber im Dialog recht banalen Schauspiels stach von der aufdringlich polternden Art des selbstgefälligen Herrn Benke der warme, vornehme Ton des Herrn Tiller vorteilhaft ab. —pp.

*

Das beliebte komische Ballet „Robert und Bertrand", von dem königlich preußischen Hofballettmeister M. Hoguet (geb. 1792, gest. Berlin, 5. April 1871), das Paul Taglioni (geb. Wien, 12. Jänner 1808, gestorben als Ballettdirektor des k. Hoftheaters in Berlin, 7. Jänner 1884), für das k. k. Hoftheater nächst dem Kärntnertore neu bearbeitet und in Szene gesetzt hat, gehört nunmehr fünfzig Jahre dem Spielplane der Wiener Hofoper an. Am 8. Dezember 1854 zum ersten Male gegeben, wurde „Robert und Bertrand" im alten Hause bis 8. Februar 1869 73mal zur Aufführung gebracht. Im neuen Hause ging das Tanzpoëm vom 27. Jänner 1873 bis 4. Juni 1898 71mal in Szene. Die Titelrollen des Balletts kreierten in Wien Louis Frappart (Bertrand) und Josef Winkler (Robert). Bei der ersten Aufführung des Balletts im neuen Hause wurde Robert von Julius Price dargestellt; die Rolle des Bertrand hatte Herr Frappart beibehalten. Die Musik zu „Robert und Bertrand" komponierte der Berliner Ballettmusikdirektor Hermann Schmidt (geb. zu Berlin, 5. März 1810, gest. daselbst 10. Oktober 1845). W.

*

Aus Olmütz wird uns geschrieben: Die Gesellschaft der Kunstfreunde veranstaltete in zwei Sälen der gräflich Potulickischen Domherren-Residenz eine Ausstellung von Werken moderner graphischer Kunst, die am 20. November eröffnet, am 4. Dezember geschlossen wurde. Der Direktor des mährischen Gewerbemuseums in Brünn, Herr Julius Leisching, leitete die Ausstellung mit einem Vortrage über „Moderne graphische Kunst" ein. Die Radierung war durch österreichische Künstler, von denen nur Orlik, Schmutzer und Unger genannt seien, sehr gut vertreten, weniger die lithographische Kunst, die zumeist durch Reproduktionen nach Bildern reichsdeutscher und französischer Maler repräsentiert war. Als Bild des vaterländischen Kunstschaffens hat uns daher die Frühjahrsausstellung der neuesten Werke mährischer Maler mehr angesprochen, und es wäre wünschenswert, wenn das mährische Gewerbemuseum bei künftigen Ausstellungen im Interesse der vaterländischen Kunstpflege mehr die österreichischen Künstler berücksichtigen wollte.

Prof. Dr. Josef Kachnik.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 6. □ Redaktionsschluß 3. Dezember 1904. □ Ausgegeben 8. Dezember 1904. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Carl Konegen. □ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 7: 10. Dezember 1904. □□

Zum hundertjährigen Geburtstag Lord Beaconsfields.

(21. Dezember 1804.)

Von Ernst v. Plener.

In diesen Tagen werden es hundert Jahre, daß Benjamin Disraeli geboren wurde. Er ist einer der wenigen Männer des vorigen Jahrhunderts, welche auch noch in unserer Gegenwart großes persönliches Interesse erwecken und deren Tätigkeit noch lebhaft auf die Politik ihrer Nachfolger herüber wirkt. Er begann als Literat, als Romanschriftsteller, allein vom ersten Buch an hatte das Publikum die Empfindung, daß hier keine bloß literarische Leistung vorliege. Er war auch kein Dichter im korrekten Sinne des Wortes, er hatte viel Phantasie, aber die Form war, namentlich in seinen Anfangswerken, unbeholfen und verworren. Ihm waren seine Romane eigentlich nur Betätigung seiner Persönlichkeit, daher gehen sie fast alle von demselben Vorwurf aus: ein begabter junger Mann, der in die Welt hinaustritt, durch Abenteuer und geistige Krisen hindurchgeht und früher oder später, durch sich selbst oder einen weisen Ratgeber zur Erkenntnis kommt, daß Macht und Einfluß das edelste Lebensziel sind. Das war seine eigene Lebensanschauung, die er als junger Mensch von siebzehn Jahren hatte, die sein langes, reiches Leben erfüllte und ihn auch tatsächlich zu seinen großen Erfolgen führte. Der junge Held ist immer er selbst, der ehrgeizige, willensstarke junge Mann, der um jeden Preis eine Stellung erringen will. Selbst die schwächeren ersten Romane fanden Beifall, das lebhafte Temperament, der stark individualistische Zug, das Hervortreten der Persönlichkeit des Verfassers gefielen dem Publikum, dann reizte seine charakteristische Schilderung einzelner typischer Figuren die Neugierde der Leser, die immer ganz bestimmte Porträte hervorragender wirklicher Personen zu erkennen glaubten, daher die ganze Anzahl von Schlüsseln, die zu seinen Romanen herausgegeben wurden, oft ganz unrichtig, die ihnen aber eine sehr wirksame Reklame machten.

Aber in diesen Romanen entwickelte er nicht nur sein eigenes, ehrgeiziges Streben nach Macht und Ruhm, er arbeitete sich daran zugleich eine allgemeine Weltanschauung und Geschichtsphilosophie heraus. Seine jüdische Abstammung war für ihn ein Gegenstand des Stolzes, er konstruierte sich eine Rassentheorie auf dem Gegensatz zwischen semitischen und arischen Völkern und ihrer verschiedenen Religions- und Geistesrichtung. Das Christentum war ihm nur der populäre Ausbau des Judentums, nur die hebräisch-christliche Kirche begreift die wahre Religion: die Liebe zu Gott und zu den Menschen; das klassische Heidentum in seiner Herz- und

Gemütlosigkeit ist unfähig, ein Volk moralisch zu heben oder zu führen. Diese Lehren, die er in seinen Romanen gewöhnlich durch irgendeine mysteriöse jüdische Persönlichkeit, wie Sidonia oder Alroy, vortragen ließ, die er später in seiner schönen Biographie von Lord George Bentinck theoretisch und historisch begründete, waren eigentlich sein ganzes Leben hindurch seine Weltanschauung. „Die Juden," sagte er, „vertreten das semitische Prinzip, all das, was geistig in unserer Natur ist. Sie sind die Pfleger der Tradition und die Erhalter des religiösen Elements. Sie sind ein lebendiger und schlagender Beweis gegen die verwerfliche moderne Lehre von der natürlichen Gleichheit aller Menschen." „Wenn wir Juden unter den modernen Revolutionären sehen, so hat dies nur den Grund in der Feindschaft gegen die historische Staatsordnung, unter der sie bedrückt werden. Diese Verfolgung hat die europäische Gesellschaft eines wichtigen konservativen Elements beraubt und den destruktiven Parteien einen einflußreichen Verbündeten zugeführt." Es ist möglich, daß sich Disraeli diese Doktrin gern deshalb zurechtgelegt hat, um als getaufter Jude über die Widersprüche seiner eigenen Stellung hinwegzukommen, er verwendete sie später als konservativer Parteiführer, um seinen hochkirchlichen Anhängern mundgerecht zu sprechen, aber schließlich war das doch nicht deren Denkweise, und wenn er endlich mit anerkennenswerter Anhänglichkeit an seine Herkunft die Aufnahme der Juden im Parlament durch Abänderung der Eidesformel durchsetzte, so hatte er darum doch nicht die alten Engländer zu seiner Rassentheorie und mystischen Geschichtsphilosophie bekehrt. Aber für ihn schien kein Zweifel zu bestehen. Ich selbst hatte einmal den Eindruck, daß diese Ideen für ihn die Bedeutung und Kraft einer religiösen Überzeugung hatten. Es war bei einem Diner, einer der Gäste hatte eine Bemerkung über die Juden gemacht, worauf Disraeli mit einer gewissen Strenge erwiderte: »we are all Jews«, und dann kurz, aber nachdrücklich seine Ideen über die göttliche Mission des Judentums und seiner notwendigen Voraussetzung für das Christentum mit einem solchen Ernst und Aplomb entwickelte, daß niemand in der Gesellschaft den Ernst seiner Überzeugung in Zweifel ziehen oder gar seine Bemerkungen ironisieren mochte.

Ein anderer durchgehender Zug seiner Romane ist sein Interesse an der englischen Aristokratie. Er bekämpft zwar das Venetian government der alten Whigfamilien, er ist oft voll Spott und Sarkasmus gegen den Hochmut und die Beschränktheit der Privilegierten, aber er kann seine Helden vom großen Adel nicht trennen, das Leben der großen Herren, ihre unnahbare Größe, ihr Reichtum, ihre Macht und ihr Einfluß üben einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn. Es war der Ehrgeiz seiner Jugend, diesen Kreisen näher zu kommen, es war der Erfolg seines Lebens, ein Führer der Aristokratie geworden zu sein. Das tuft hunting, sagt man, ist eine englische Eigentümlichkeit, es kommt aber auch in anderen Ländern vor. Er hatte diese Eitelkeit. Wenn er in den Sechziger- und Siebzigerjahren, wo ich ihn oft sah, in Piccadilly oder St. James' Street spazieren ging, da gab er gewöhnlich einem besonders eleganten und vornehmen jungen

Mann, womöglich dem Sohn eines Herzogs, den Arm, der übrigens seinerseits es ganz als Auszeichnung anzusehen schien, den großen Staatsmann begleiten zu dürfen. Innerlich durchschaute er natürlich alle diese Äußerlichkeiten auf ihren wirklichen Wert, wenn er sie auch im täglichen und politischen Leben als etwas ganz Angenehmes genoß. Wenn er in der überlegenen Stimmung war, dann kehrte er die andere Seite heraus; so sagte er mir einmal nach seiner ersten Ministerpräsidentschaft: I have made dukes and given garters, but I have none. Das war auch nur ein gesteigertes Selbstbewußtsein, der Stolz, durch eigene Kraft die große Stellung erworben zu haben, von der aus er die höchsten Auszeichnungen verteilen konnte, ohne selbst eine solche zu erwerben. Er hielt nicht immer an der Geringschätzung äußerer Ehren, er ließ bekanntlich seine Frau zur Discounteß erheben und ging schließlich selbst als Earl of Beaconsfield ins Oberhaus, was übrigens in England von Walpole und dem ältern Pitt an bis in unsere Zeit als ein ganz normaler Schluß der politischen Laufbahn auch sehr populärer Staatsmänner gegolten hat.

Seine Romane, namentlich seine älteren, sind keine literarischen Kunstwerke, sie stehen weit hinter jenen seiner Zeitgenossen Bulwer, Thackeray und Dickens zurück. Die Sprache ist oft nachlässig, der Aufbau der Erzählung oft unklar und verwickelt, die Konversation abwechselnd spannend und breitspurig, die Beschreibungen oft übertrieben, manchmal sogar grotesk. Am besten gelangen ihm die politischen Schilderungen und deshalb ist auch meines Erachtens „Coningsby“ sein bester Roman. Dies ist ein eminent politischer Roman, nicht ein Roman politischer Spekulation, sondern eine lebendige Schilderung des wirklichen englischen politischen Lebens, seiner parlamentarischen Intriguen, des großen Umschwungs in den Ideen der neuen Generation, der Lage der arbeitenden Klassen und zugleich eine sehr anziehende Geschichte seines jungen Helden.

So wie er es in seinen Jugendschriften angekündigt hatte, daß die Politik das richtige Feld für die Entfaltung seiner Talente sei, so betrat er diesen Boden auch, sobald er nur konnte. Im Anfang ohne Freunde, mit geringen Geldmitteln, kandidierte er zunächst mit einem radikalen Programm. Es ist ihm bekanntlich immer vorgeworfen worden, daß er als Radikaler begonnen und dann, um Karriere zu machen, sich auf die konservative Seite gewendet habe. Äußerlich trifft der Vorwurf zu, namentlich was seine beiden ersten fruchtlosen Kandidaturen betrifft, sowie bezüglich seines Programmes (kurze Parlamente, Kritik des bisherigen oligarchischen Regimes), als bezüglich der Elemente, die ihn unterstützten. Wenn man näher zusieht, so stecken selbst in seinen Jugendreden deutlich konservative Gedanken und ebenso findet sich in seinen späteren konservativen Reden ein volkstümlicher Einschlag. Es war nicht bloß Windfahnenpolitik, und schließlich ist der Vorwurf des Schwankens Peel und Gladstone in viel stärkerem Maße zu machen, deren Gesinnungstüchtigkeit viel weniger angefochten wurde als jene Disraelis. Um unparteiisch namentlich sein erstes politisches Auftreten zu beurteilen, muß man sich ins Gedächtnis rufen,

daß gerade zu jener Zeit eine große Gärung der Geister herrschte, und neue Ideen in Fluß waren. Die alten Parteigruppierungen hatten durch die napoleonischen Kriege und dann durch die Reformbill ihren hergebrachten Inhalt verloren und neue Prinzipien traten auf den Plan. Da waren in erster Linie die Reformer der Benthamschen Schule. Ihre Grundanschauung gehörte eigentlich der Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts an, rationalistisch, utilitarisch, Geringschätzung der historischen Tradition, Gegnerschaft gegen die alten Monarchien und die Aristokratie, größtmögliche Wohlfahrt der Massen, wirksame Verwaltung und Rechtspflege, Beseitigung der alten Mißbräuche und Privilegien. Diese Schule war für England von der größten Bedeutung, sie hat tatsächlich das alte England des XVIII. Jahrhunderts umgestaltet, die neue Verwaltung, Justizreform und großenteils auch die Wahlreform geschaffen. Aber dieser Utilitarismus hatte etwas unendlich Nüchternes, er war revolutionär und demokratisch in seinem Inhalt, er wurde aber nicht mit revolutionärem Schwung oder populärem Pathos vorgebracht, so daß er einem Teil der Jugend unsympathisch war. An diesem Gegensatze bildeten sich die verschiedenen anderen reformatorischen Strömungen, die Christian socialists, die tractarians und zuletzt die Gruppe von Jung-England, der Disraeli zustrebte. Es war ein etwas unklares Ideal von der Erhaltung der stolzen alten Tradition und deren Einklang mit den großen sozialpolitischen Aufgaben der neuen Zeit. Das war die Gruppe der radikalen Tories, zum Unterschiede von den Philosophical Radicals. Es war eine Scheidung, wie jetzt in Frankreich, in Nationalisten und Intellektuelle, patriotic, not cosmopolitan, wie Disraeli selbst gern sagte. „Die Königin von England," sagte er in einer Rede, „herrscht über zwei Nationen, die Armen und die Reichen. Die Klassen haben sich gegeneinander gestellt. In den Industriebezirken gibt es keine Gesellschaft mehr, nur ein Aggregat. Die alte Verfassung erteilte einem kleinen Teile der Nation politische Rechte, aber unter der Bedingung, daß diese Klasse die bürgerlichen Rechte der Massen wahre. Die großen Pflichten gaben eine große Stellung. Seitdem (seit der Verwaltungsreform der Dreißigerjahre) ist an Stelle der alten Ehrenämter die Organisation einer neuen Klasse getreten, die keine Pflichten des Besitzes kennt und in der Verwaltung kein anderes Ziel kennt, als Sparsamkeit in den lokalen Ausgaben und Aushilfen seitens der Regierung. Ich sehe kein anderes Heilmittel gegen den Klassenkampf und Glaubenszwiespalt als die ernste Rückkehr zu einem System der Untertantreue und der Ehrfurcht, der volkstümlichen Rechte und der sozialen Sympathien." Es war eine unklare Romantik in diesen Ideen, die gegen die unerbittliche Entwicklung der neuen industriellen Gesellschaft schwach und aussichtslos schien, aber doch lag in ihr die Möglichkeit, die konservative Partei zu beleben. Der alte Ruf the church and constitution verfing nicht mehr, die Allianz der neuen Radikalen, der Freihändler und der alten Whigs war so mächtig, daß die Konservativen, wenn sie nur das landed interest vertreten wollten, auf die Dauer keine regierungsfähige Partei geblieben wären, und gerade diese Durchdringung mit neuen Ideen erhielt ihre

Zukunft und machte es möglich, daß sie die Fabrikgesetzgebung und noch zu Ende des XIX. Jahrhunderts die großen Verwaltungsreformen durchbringen konnten.

Wenn Disraeli als denkender Politiker nach einer politischen Gesamtanschauung strebte, die über die hergebrachte Parteischablone hinausging, und wenn er auch klar erkannte, daß der wertvolle Inhalt der politischen Tätigkeit sich nicht in kleinen taktischen und rednerischen Erfolgen erschöpft, so mußte er doch zur praktischen parlamentarischen Betätigung den ganzen mühsamen Weg des Anfängers zurücklegen. Als es ihm endlich, bei der fünften Wahlbewerbung, gelungen war einen Sitz zu erobern, so galt es zunächst das Ohr des Hauses zu gewinnen. Sein erstes Auftreten war bekanntlich ein entsetzlicher Mißerfolg. In lächerlich auffallender Kleidung und Haartracht, mit dem Ruf eines literarischen und politischen Abenteurers, versuchte er mit einer schneidigen Rede die Aufmerksamkeit des Hauses auf sich zu lenken und wurde einfach ausgelacht. Das Hohngelächter schüchterte ihn nicht ein. „Die Zeit wird kommen, wo Sie mich anhören werden." Und sie kam bald genug. Er sprach häufig, manchmal sachlich, manchmal paradox, aber das Haus gewöhnte sich allmählich an den Redner, seine volkstümlichen Sympathien brachte er in einer Rede über die Chartisten zum Ausdruck. Er kam vorwärts, aber das langsame Aufrücken in orthodoxer Parteitreue war gegen sein ungeduldiges und unbotmäßes Naturell. Junge, selbstbewußte Abgeordnete vertragen es nicht, gleich mit dem Troß der Partei behandelt zu werden. Ist einmal die Eitelkeit verletzt, so wird man sehr kritisch und, da man die eigenen Führer gewöhnlich weit besser und genauer kennt, als die Eigenschaften der fernerstehenden Gegner, so entladet sich der Unmut über Zurücksetzung sehr gern gegen die eigene Führung, und die Kritik aus dem Schoße der Partei macht mehr Aufsehen als die berufsmäßigen Angriffe der Gegenpartei. Nun lag im Charakter und der Haltung des Chefs der konservativen Partei, Sir Robert Peels, ein innerlicher Gegensatz zum Wesen Disraelis. Hier der auf der Höhe angelangte, berühmte, bewunderte Staatsmann, kalt, stolz, mit einem riesigen positiven Wissen, schwungloser Beredsamkeit, musterhafter Korrektheit, auf der andern Seite der unruhige, leidenschaftliche, phantastische jüngere Mann, dem die guten Seiten Peels abgingen, der dafür Temperament und andere Eigenschaften und Ideen besaß, für die Peel weder Verständnis noch Anerkennung hatte. Der Kontrast war zu groß, als daß er nicht zu einem Bruch führen mußte. Schon in irischen und auswärtigen Fragen begann Disraeli gegen seinen Parteichef zu frondieren, als aber Peel in der großen Frage der Kornzölle schrittweise den alten Torystandpunkt verließ, da griff Disraeli die Sache der Grundbesitzer auf. Aus der kecken Meuterei eines undisziplinierten Parteimitglieds wurde durch die Bedeutung der Sache und die großen Interessen, die auf dem Spiele standen, eine ernste politische Spaltung der Regierungspartei. Er hatte schon bei der ersten Ermäßigung der Kornzölle Peel aufs heftigste angegriffen, ihm den Widerspruch gegen seine frühere Haltung und gegen die Grundsätze, auf deren Grundlage er die Regierung übernommen hatte, vorgeworfen. Nach einer kurzen Ministerkrisis

kündigte Peel in der nächsten Session (1846) die gänzliche Aufhebung der Kornzölle als das Ziel der Handelspolitik der Regierung an. Das Haus war überrascht und die alten Schutzzöllner fanden das Wort nicht zur Abwehr. Da sprang Disraeli plötzlich ein mit einer leidenschaftlichen Attacke gegen den Minister, dem er Wortbruch, Feigheit, Demoralisation, Herabsetzung des öffentlichen Geistes und des politischen Anstandes vorwarf, der nie eine eigene Idee gehabt und in seiner sublime mediocrity sich hinterher noch des Gesinnungswechsels rühme. Der parlamentarische Erfolg dieser großen Improvisation war außerordentlich, Disraeli hatte schonungslos und schneidig all das ausgesprochen, was die grundbesitzenden Mitglieder, die Landedelleute seit langem gegen Peel auf dem Herzen hatten. In dem Moment hatte er sich zu ihrem Führer aufgeschwungen und aus dem parlamentarischen Landsknecht war plötzlich das Haupt einer großen und mächtigen Gruppe geworden. Es war kein bloßer Eintagserfolg, die Dissidenten organisierten sich und Disraeli stellte mit kluger Bescheidenheit Lord George Bentinck formell an die Spitze der neuen Partei, einen vornehmen Aristokraten (Sohn des Herzogs von Portland), einen populären Sportsmann von nicht geringem Talent und angesehenem Charakter, der übrigens an Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit die Angriffe Disraelis in der nächsten Folgezeit womöglich noch überbot. Disraeli hat ihm später ein prächtiges biographisches Denkmal gesetzt in einem Buch, das ein Muster einer politischen Biographie ist, seine besten Gedanken und zugleich eine meisterhafte Charakteristik der Zeit und dabei eine gerechte, selbst anerkennende Würdigung seines großen Gegners, Peel, allerdings nach dessen Tode, enthält. Freilich in dem fortgesetzten parlamentarischen Kampfe gegen ihn war noch lange nichts von jener objektiven Kritik zu bemerken. Alle Waffen des Sarkasmus und der persönlichen Invektive schwang er gegen Peel, dem er in der gehässigsten Weise vorwarf, daß er den Sturz, ja selbst den Tod seines früheren Chefs, George Canning, auf dem Gewissen habe. Die Gegner Peels, denen sich aus parteipolitischen Gründen die Liberalen zugesellten, brachten ihn an der Hand eines irischen Ausnahmsgesetzes auch richtig zu Fall. Disraeli hatte gesiegt, aber die Art seines Kampfes wirft einen dauernden Schatten auf sein Charakterbild.

Das neue liberale Ministerium war nicht stark, Disraeli machte Opposition ohne große Heftigkeit, griff die schwächliche Haltung der Regierung in der Frage der katholischen Bischoftitel an, brachte mehr zur Wahrung des Parteistandpunktes als aus eigenem Drang einen Antrag über den Notstand der Landwirtschaft ein und ließ das Kabinett an seinem inneren Zwiespalt zwischen Palmerston und Russell sich selbst auflösen. Der Königin blieb nichts übrig, als ein konservatives Ministerium mit Lord Derby zu bilden, in das Disraeli als Schatzkanzler und Führer des Unterhauses eintrat (1852). So hatte er endlich erreicht, was er wollte, aber es war keine machtvolle Stellung, die er errungen hatte. Auch das neue Kabinett war schwach und innerlich gespalten. Lord Derby hätte gern die Kornzölle wieder hergestellt, Disraeli war zu klug dazu. Es war ihm klar, daß die Entscheidung darüber, im

Jahre 1846, eine endgültige war, und daß die große öffentliche Meinung nicht mehr darauf zurückkommen wollte. Er legte sofort ein nüchternes und annehmbares Budget vor, das allgemein befriedigte. Aber seine Kollegen und die protektionistische Gruppe waren damit nicht zufrieden, sie plänkelten immer weiter mit Rekriminationen und Provokationen; Disraeli ließ sich unzweifelhaft von dieser Stimmung der Partei beeinflussen, als er sein zweites Budget mit einem deutlich agrarischen Einschlag (Ermäßigung der Malzsteuer, Einkommensteuerbegünstigungen der Landwirte, Erhöhung der Gebäudesteuer) vorlegte. Der Eindruck war nicht vorteilhaft, die Debatte brachte heftige Angriffe, die Disraeli mit seiner früheren Schärfe und persönlichen Invektiven nicht sehr glücklich abwehrte. Da erhob sich unmittelbar vor der Abstimmung Gladstone, der treue Anhänger Peels, zerriß in einer glänzenden Rede den Finanzplan Disraelis und brachte ihn und damit auch das Ministerium zu Fall. Ex ossibus ultor. Von diesem Tage an begann der politische Zweikampf zwischen Gladstone und Disraeli, der mehr als ein Vierteljahrhundert der parlamentarischen Geschichte Englands ausfüllte. Beide waren dominante Naturen, innerlich aber grundverschieden. Gladstone impulsiv, strengreligiös, der Fanatiker seiner jeweiligen Überzeugung, keinen Widerspruch vertragend, ein Redner mit dem schonungsvollsten, hinreißendsten Pathos, im Privatleben von einer sonst gesuchten Schlichtheit und puritanischer Einfachheit; Disraeli hatte den kühleren Kopf, mehr politische Berechnung, er ließ sich nicht so leicht von einer neuen politischen Welle forttragen, für äußeren Glanz und Ehren war er viel empfänglicher.

Das Koalitionsministerium Aberdeen trieb in den Krimkrieg, Disraeli als Oppositionsführer unterstützte alle militärischen und finanziellen Forderungen der Regierung, um dem Staat in Kriegszeiten keine Verlegenheiten zu bereiten. Auch als Palmerston die Regierung übernahm, hielt sich die Opposition ziemlich ruhig, bis dieser nach dem Attentat Orsinis auf Napoleon III., ganz im Widerspruch mit seiner früheren nationalenglischen Haltung, dem Kaiser zuliebe, ein Fremdenpolizeigesetz gegen fremde Verschwörer einbrachte, das allgemeinen Widerspruch erregte. Palmerston fiel und die Konservativen kamen wieder ans Ruder, allerdings ohne ausreichende Majorität.

Diesmal wollte Disraeli seine Ministerschaft etwas mehr politisch markieren. Die Wahlreform lag in der Luft; wenn auch keine große populäre Agitation im Gange war, so konnte Lord John jeden Augenblick einen Resolutionsantrag einbringen, den das Haus nicht ablehnen würde. Bright, von seiner Krankheit wieder hergestellt, hielt bereits außerparlamentarische Reden für eine Erweiterung des Stimmrechts. Disraeli war entschlossen, diesen Bewegungen zuvorzukommen und selbst eine Wahlreform einzubringen. Er fand nicht viel Begeisterung dafür bei seinen Kollegen, von denen zwei sogar deshalb aus dem Kabinett ausschieden, legte aber schließlich doch eine Reformbill vor, welche nicht einmal die bescheidenen Erwartungen der gemäßigten Reformer befriedigte. Der Hauptinhalt des Entwurfes war die Ausdehnung des städtischen Zensus (10 Pfund Sterling jährlicher Mietwert)

auf die Grafschaften. Neben dem bisherigen Zensus wurde ein gewisses Staatspensions-, Staatsschulden- oder Sparkassen-Renteneinkommen auch als Wahlrechtsqualifikation erklärt. Er wollte durch diese „laterale" Ausdehnung des Wahlrechts die obere Schichte der arbeitenden Klasse heranziehen. Damals verwahrte er sich aufs entschiedenste gegen eine allgemeine household democracy, die gerade den Charakter der Reformakte von 1867 ausmacht. Sein Entwurf befriedigte niemanden und wurde ziemlich rasch abgetan. Die Regierung löste auf, die Wahlen vollzogen sich gerade während des italienischen Krieges, das Interesse an inneren Fragen war zurückgetreten, das neue Haus hatte eine oppositionelle Mehrheit, die auch sofort das Ministerium durch ein Mißtrauensvotum stürzte.

Lord Palmerston war wieder Premier, so energisch seine auswärtige Politik oft war, in inneren Angelegenheiten wollte er Ruhe haben. Er ließ zwar Lord John Russell eine ziemlich unbedeutende Vorlage einbringen (1860), die unter allgemeiner Teilnahmslosigkeit wieder zurückgezogen wurde. Disraeli griff Palmerston niemals vehement an, er beantragte zwar ein Tadelsvotum gegen ihn, wegen seiner Haltung in der dänischen Frage, aber ohne große Heftigkeit; Palmerston hinwiederum behandelte ihn stets mit einer gewissen Geringschätzung. Der Tod Palmerstons hob die von ihm dem Lande und dem Parlament auferlegte Ruhe auf. Die Neuwahlen hatten die Wahlreform wieder in den Vordergrund gestellt und Gladstone brachte im Namen des Ministeriums Russell 1866 eine neue Bill ein, die aber auch nur einen schwächlichen Inhalt hatte. Der Zensus in den Grafschaften sollte von 50 auf 15 Pfund Sterling, in den Städten von 10 auf 7 Pfund Sterling wirklichen Mietwert herabgesetzt werden; er berechnete eine Vermehrung der Wählerzahl von 400.000, wovon die Hälfte Arbeiter. Disraeli bekämpfte die Bill, kam aber dabei nicht über Allgemeinheiten hinaus, warnte vor der Amerikanisierung Englands; der eigentliche prinzipielle Gegner war Lowe, der damals zu einem der ersten Redner aufrückte. Ein Teil der Liberalen opponierte auch, er setzte ein Amendement durch (steuerbarer Wert statt wirklicher Mietwert), worauf das Ministerium resignierte.

Die Konservativen kamen wieder und diesmal mußten sie mit der Wahlreform Ernst machen. Eine große Agitation begann sich im Land zu entwickeln, es kam zu ernsten Unruhen im Hyde-Park und im Februar 1867 kündigte die Regierung ihren Entschluß an, Hand an die Wahlreform zu legen. Disraeli schlug einen neuen Modus der Behandlung vor; alle letzten Reformbills seien gescheitert, weil die beiden großen Parteien nicht vorher über die Grundprinzipien der Reform einig geworden waren. Darum empfehle es sich, erst eine Anzahl prinzipieller Resolutionen vorzulegen und zu beschließen, die Ausarbeitung des Gesetzentwurfes sei dann eine reine Formalität. Diese ungewöhnliche Form hatte er gewählt, weil er überhaupt der Mehrzahl des Hauses nicht sicher war und darum die Verantwortung auf das Parlament selbst überwälzen wollte. Damit gab er aber vom ersten Moment die Führung der Sache aus der Hand und konnte sie auch tatsächlich trotz

aller späteren Wendungen seiner Haltung nicht mehr zurückgewinnen. Die Resolutionen enthielten neben einigen politischen Gemeinplätzen das Prinzip der Lokalsteuerleistung als allgemeine Wahlqualifikation und ein Pluralvotum für gewisse qualifizierte Zensuswähler. Ihre Aufnahme war die denkbar ungünstigste. Disraeli konnte sie nicht über eine Sitzung aufrechterhalten und versprach nun einen Gesetzentwurf vorzulegen, von da beginnt ein Rückzug nach dem anderen. Dazu kam die klägliche Uneinigkeit der Minister untereinander. Durch eine Indiskretion eines Ministers kamen die wenig erbaulichen Szenen im Schoße des Kabinetts zur allgemeinen Kenntnis. Es waren zur Auswahl zwei Entwürfe vorbereitet worden, der eine, radikaler, enthielt household suffrage, gemäßigt durch Pluralvotum, der andere Zensuswahlen mit Herabsetzung des Steuerwertes auf 6 Pfund Sterling. Lord Cranbourne, Lord Carnarvon und General Peel machten plötzlich Opposition, eine Bill mußte aber eingebracht werden, und zwar mußte man sich binnen zehn Minuten entscheiden, da eine halbe Stunde später Lord Derby in einer Parteiversammlung über die Haltung der Regierung sprechen mußte. Da griff man zu der zweiten, zahmeren Bill. Sie hatte aber sofort den Namen der Zehnminutenbill erhalten und verschwand unter dem Hohngelächter der Opposition. Die drei Gegner der Wahlreform traten aus dem Ministerium und nun zog Disraeli den andern weitergehenden Entwurf aus der Schublade nnd brachte ihn als neueste Regierungsvorlage ein. Sie enthielt keinen nominellen Zensus mehr, verlangte aber persönliche Zahlung der Lokalsteuern und stellte daneben eine Anzahl von Qualifikationen wie ein gewisses Ausmaß von staatlicher Steuerleistung, akademische Grade u. a. auf, welche dem Wähler eine zweite Stimme gewähren sollten. Alle diese Kautelen wie auch die Ausübung des Wahlrechts durch Vollmacht und die zweijährige Ansässigkeit wurden im Laufe der Spezialdebatte abgelehnt. Gladstone hatte Disraeli die Führung ganz aus der Hand genommen und dieser erklärte gewöhnlich nach einem gewissen Widerstand, daß er sich schließlich fügen wolle. Der heftigste Kampf tobte um den sogenannten compound householder, kleine Mieter, die bisher nicht selbständig zu den Lokalsteuern eingeschätzt waren und für die der Hausbesitzer in einer Abfindungssumme die Steuer mit einem Abschlag entrichtete, natürlich nicht ohne sie im Mietzins sich wieder hereinzubringen. Disraeli bestand lange auf der persönlichen Steuerzahlung, selbst Gladstone wollte die unterste Stufe der kleinen Mieter ausschließen, da kam plötzlich eine Gruppe von Abgeordneten im tea-room des Unterhauses auf die Idee, die ganze umstrittene Frage durch Abschaffung der compound householders zu lösen, indem auch diese in das Steuerregister eingetragen werden sollten, selbst wenn sie selbst direkt die Steuer nicht entrichten. Das Haus war in dieser verwickelten Frage ohne rechte Führung und, um einmal mit der Sache fertig zu werden, nahm es diesen neuen Vorschlag an, der tatsächlich das household suffrage einführte, zugleich wurde noch ein Stimmrecht der Zimmermieter (bis 10 Pfund Sterling) eingefügt. Disraeli machte gute Miene zum bösen Spiel, er wollte zu seiner Rechtfertigung noch behaupten, daß er schon 1859 im Schoße der Regierung für das

allgemeine household suffrage eingetreten sei und mußte sich eine sehr unangenehme Widerlegung seiner Behauptung durch Lord Carnarvon gefallen lassen. Später entschuldigte er seine schwankende Haltung damit, daß er seine Partei habe schrittweise „erziehen" müssen. Er war sich zu Beginn der Aktion über seinen eigenen Plan nicht klar, und als die weitgehende Reform beschlossen war, ebensowenig klar über ihre spätere Bedeutung, er schmeichelte sich und seinen Anhängern mit der Erwartung einer neuen, großen konservativen Arbeiterassoziation, was sich nur in sehr beschränktem Umfange verwirklichte. Ganz klar konnte niemand die Wirkungen der Wahlreform voraussehen, es war, wie Lord Derby sagte, ein „Sprung ins Dunkle". Die Arbeiter, wegen deren eigentlich die ganze Aktion geführt worden war, zogen unmittelbar als soziale Klasse nicht den erhofften Vorteil. Die große Vermehrung der Wähler um mehr als eine Million kam eigentlich in den Städten in erster Linie den sogenannten kleinen Leuten zu gute, es war ein Schritt zur Demokratisierung, aber nicht zur Vertretung der spezifischen Arbeiterinteressen. Aber eine Umgestaltung trat alsbald ein, die Einführung des amerikanischen Kaukussystems in die politische und Parteiorganisation. Statt der früheren persönlichen Beziehungen zwischen Abgeordneten und Wählern trat die streng disziplinierte Parteiorganisation mit ihrer hierarchischen Gliederung und strengen Ausschließlichkeit. Machinery statt individuality, wie der geistreiche L. Courteney sagte.

Einen bleibenden Erfolg hatte das Ministerium durch die Zusammenfassung der einzelnen kanadischen Staaten zu einem großen Bundesstaat mit Repräsentativsystem und fast selbständiger Autonomie, und legte so den Grund zu dem heute so blühenden Gemeinwesen des Dominion of Canada, wie denn überhaupt diese Partei immer in äußeren Fragen mehr Geschick und Glück hatte, als in inneren Reformfragen. Die fenische Bewegung schien einen Augenblick der Regierung große Verlegenheiten zu bereiten, sie wurde ihrer aber bald Herr.

Lord Derby wurde alt, er war immer ein temperamentvoller brillanter Tory gewesen und fand es unter seiner Würde, sich mit Spitzfindigkeiten in die neue Situation hineinzufinden. Er gab anfangs 1868 seine Entlassung und es war begreiflich, daß die Königin Disraeli zu seinem Nachfolger ernannte. Nun stand er auf der höchsten Stelle, die sein Ehrgeiz immer angestrebt hatte, allein eine wirkliche Machtfülle, die Kraft, souverän die Politik seines Landes zu bestimmen, hatte er nicht erreicht. Die Regierung hatte keine eigentliche Majorität im Unterhaus und dann war er trotz seiner Führerschaft und trotz seiner mannigfachen Erfolge persönlich doch noch nicht von der öffentlichen Meinung als der normale Premierminister Englands voll rezipiert. Es war ein Rest des alten Mißtrauens, des Zweifels an seinem Ernst zurückgeblieben, selbst in der Partei hatte man gerade nach seiner widerspruchsvollen Haltung in der Wahlreform kein volles Vertrauen zu ihm, man wußte nicht recht, wohin er führen werde. In der größeren Öffentlichkeit galt er als Rätsel. Man rief sich seine frühern phantastischen Ideen zurück, man kannte seinen maßlosen Ehrgeiz, für viele war er kein safe man. Ich kam gerade in jenen

Jahren nach England und erinnere mich, daß über seine Persönlichkeit und seinen Charakter die widersprechendsten Urteile zu hören waren. Die einen hielten ihn für ein politisches Genie, die andern mit Carlyle (in dessen Shooting Niagara) für einen grundsatzlosen Gaukler und frivolen Streber, die alten Tories haßten ihn, Lord Cranbourne (der spätere Lord Salisbury und als solcher später wieder sein Kollege) griff ihn mit derselben gehässigen Feindseligkeit an, wie er es mit Peel getan hatte, aber das Gros der Partei hielt zu ihm, er war schließlich doch ein gewandter Führer, der die neue Zeit verstand, er hatte die Partei mehr als einmal trotz numerischer Minderheit zur Stellung einer regierenden Partei gebracht. Dabei war sein Verhältnis zur Partei doch niemals ein intimes, er teilte nicht ihre Gefühle und Vorurteile, er war ihr geschickter Wortführer, aber nicht von ihrem Fleisch und Blut. Walter Bagehot, einer der geistreichsten Publizisten jener Zeit, verglich ihn mit einem Elefantentreiber, der vermöge seiner Geschicklichkeit und Klugheit die Gewohnheiten und Instinkte des großen Tieres zu seinem Nutzen und für seine Zwecke leitet, es aber dabei vor jeder Gefahr und zugleich vor jedem Ausbruch des eigenen heftigen Naturells bewahrt. Sein Ziel war der Erfolg, aber es war meistens sein Erfolg, nicht immer der ihre. Im großen Publikum hatte er viele Anhänger, nicht so sehr aus politischen Gründen, als aus jener guten englischen Eigenschaft, welche den mutigen Kämpfer als solchen bewundert, welche den großen Erfolg gern jenem gönnt, der gegen alle widrigen Chancen, von unten herauf, durch eigene Kraft, durch Ausdauer und Zähigkeit, durch unerschütterliches Selbstvertrauen und fortwährendes Einsetzen seiner Person endlich das Ziel erreicht. Darum war Dizzy, wie man ihn spöttisch nannte, populär und als er zum ersten Male als Premier zur Parlamentssitzung ging, umtoste ihn der Beifall der Bevölkerung und zuletzt auch des Hauses.

Ich habe ihn in jener Zeit oft sprechen gehört. Er hatte allerdings nicht die Silberstimme und die bezaubernde Beredsamkeit Gladstones, aber die hatte überhaupt niemand. Sein Organ war trocken, aber kräftig, er hatte ganz die Haltung und Entschiedenheit des großen politischen Redners, der die Bedeutung kennt, die seine Worte haben. Seine Geste war in der Regel maßvoll; wenn er in Affekt geriet, ballte er sein Taschentuch in der Hand zusammen und warf es zuletzt auf den großen Tisch des Speakers, der ihn von seinem Gegner trennte. Er war der erfahrene und gewandte Debatter, Ironie und Sarkasmus waren seine besten Waffen. In der Exposition war er meistens klar, seine Detailkenntnisse waren nicht so gründlich, wie die seines Rivalen, der sein ungeheueres Wissen immer parat hatte. Er gebrauchte oft bombastische Wendungen, ich war gegenwärtig, als er den Abschluß der abyssinischen Expedition mit den Worten feierte: „Lord Napier (der kommandierende General) führte die Elefanten von Indien mit der Artillerie Europas durch die Pässe Afrikas, welche die Trapper von Kanada erstaunt und die Jäger der Alpen erschreckt hätten“, was fast allgemeine Heiterkeit hervorrief. Aber manchmal fand er am Schlusse prächtige Sätze; später einmal, als Gladstone nach seiner irischen Kirchen- und Landbill einen lokalen Ausnahmszustand für einen

Teil Irlands verlangte: »You have condoned high treason, destroyed the church, shaken the foundations of property, and yet you cannot govern a county.« Als Finanzminister war er geschickter, als man erwartet hatte, allein er war kein Meister und kein Liebhaber der technischen Details und nannte einmal das ingeniöse selbsttätige Tilgungssystem der Postsparkassen the hocuspocus of terminable annuities. Die bloße Sparsamkeit schien ihm für einen englischen Schatzkanzler ein zu kleinlicher Zug: I cannot pretend to secure a cheap government for Great-Britain.

Er hatte damals ein Haus in Park Lane und lebte verhältnismäßig einfach, seine Verhältnisse hatten sich durch eine Erbschaft und seine Heirat wesentlich gebessert. Seine Frau war um 15 Jahre älter als er, sie war voll aufopfernder Liebe und Sorgfalt für ihn, von ihrer rührenden Hingebung für ihn sind einige Züge weltbekannt geworden. Er vergalt ihr dies durch eine immer gleiche Güte und Dankbarkeit, er war voll zärtlicher Rücksichten für sie; wenn sie an seiner Seite in der Welt erschien, alt, ungraziös, vorlaut, geschmacklos geputzt, den Spott der Boshaften erregend, so behandelte er sie demonstrativ mit dem größten Respekt und ausgesuchter Aufmerksamkeit und machte ihr schließlich doch eine gewisse Stellung in der Gesellschaft. Für jüngere Leute war er, was auch ein hübscher Zug ist, immer freundlich und liebenswürdig, ich erfreute mich seines Wohlwollens, er sprach öfters über Politik mit mir, was ich als eine große Auszeichnung ansah, er erzählte mir von seinen Beziehungen zum alten Fürsten Metternich, den er auf dem Johannisberg besucht hatte. Dann plötzlich nahm sein Gesicht wieder den Sphinxausdruck an, er hüllte sich in Schweigen oder sagte irgend ein Paradox in orakelhaftem Ton.

Die Liberalen hatten die Wahlreform durchgesetzt, sie hatten gesiegt, aber der Preis des Sieges stand noch aus. Der Kampf gegen die Konservativen mußte weiter geführt werden bis zu ihrer formellen Niederlage. Ein irischer Abgeordneter brachte das schreiende Unrecht des Bestandes einer englischen Staatskirche in Irland zur Sprache. Gladstone griff in seiner impulsiven Art die Sache sofort auf und brachte drei Resolutionen ein, in welchen die Aufhebung dieser Staatskirche ausgesprochen wurde. Die Regierung war in großer Verlegenheit, die alte, streng konservative, protestantische Partei wollte von einer Aufhebung überhaupt nichts wissen, eine kleine gemäßigte, mit den Verhältnissen des Landes wohlvertraute Gruppe gab die Unhaltbarkeit des bestehenden Zustandes zu, neigte aber zu einer gleichmäßigen staatlichen Subventionierung aller kirchlichen Genossenschaften in Irland, also auch der katholischen und presbyterianischen Kirche. Ich war immer der Meinung, daß dies der richtige Weg gewesen wäre. Disraeli konnte sich zu keiner entschiedenen Haltung entschließen. Er ließ das Ministerium eine Gegenresolution einbringen, welche die Aufhebung im Prinzip zugestand, aber die Regelung der Frage dem nächsten Parlament vorbehalten wollte. Damit hatte Gladstone erst recht Oberwasser, er griff die Regierung mit einer ganzen Breitseite von Argumenten

an. Disraeli antwortete sehr heftig, ließ sich in der Hitze des Gefechtes von jenem vermittelnden Standpunkt abdrängen und verteidigte die irische Staatskirche mit einem leidenschaftlichen Appell an den englischen Protestantismus, mit der Warnung vor römischen Übergriffen und den alten orangistischen Schlagworten. Die Wirkung blieb aus, Gladstone siegte mit einer großen Majorität und Disraeli beschloß die Auflösung des Hauses. Die Neuwahlen auf Grund des neuen Wahlgesetzes brachten noch keine besonderen demokratischen Überraschungen, sie waren vielmehr auf eine fast persönliche Frage gestellt. Soll Disraeli bleiben oder soll Gladstone darankommen? Gladstone war in den letzten zwei Jahren tatsächlich der Führer des Hauses gewesen, er bestimmte die neue Richtung und die große Mehrheit der Wähler gab wie bei einem Plebiszit ihre Stimmen formell für die liberale Partei, tatsächlich für Gladstone ab. Disraeli wartete das Zusammentreten des neuen Hauses gar nicht ab und gab sofort seine Demission; das war vielleicht die erste neue politische Wirkung der Reformbill, daß die Entscheidung der Frage, wer Ministerpräsident sein soll, nicht mehr durch ein parlamentarisches Votum, sondern durch die Stimmen der Wähler erfolgte.

Gladstone, der das Baumfällen bekanntlich als Sport betrieb, sagte, der irische Upasbaum hat drei Äste, die abgehauen werden müssen, die Kirche, die Landfrage und die Universitätsfrage. Die beiden ersten fielen in der Tat sehr rasch. Der Reformeifer hielt an, englische Volksschulreform, Abschaffung des Stellenkaufs in der Armee, geheime Abstimmung bei Parlamentswahlen, Zulassung der Dissenter zu den akademischen Graden folgten rasch aufeinander. Die konservative Opposition war anfangs etwas eingeschüchtert. Disraeli benützte diese Zeit der verhältnismäßigen politischen Untätigkeit, um nach langen Jahren wieder einmal einen Roman zu schreiben. „Lothair" knüpfte an die Konversion des Lord Bute an, enthielt wieder eine Schilderung der englischen Aristokratie, der aber diesmal mit einer fast wehmütigen Ironie der Vorwurf nicht geschenkt wurde, daß sie hinter der neuen Zeit zurückgeblieben sei. Das Buch hatte einen riesigen Erfolg, mehr als wegen seines Inhalts wegen der Person des Verfassers und der darin gezeichneten Persönlichkeiten. In der Politik begannen die Zeichen eines Umschwungs, die öffentliche Meinung war durch die unruhige Politik Gladstones nervös geworden, das Zurückweichen Englands in der Schwarzen Meer- und Alabamafrage verstimmte, die zunehmende Gärung in Irland bewies die Erfolglosigkeit der Gladstoneschen Politik, so daß Disraeli 1873 wieder einen Vorstoß wagen konnte. Er hielt eine ganze Reihe agitatorischer Reden im Lande, und als Gladstone seine irische Universitätsvorlage einbrachte, konnte die Abrechnung beginnen. Der Gesetzentwurf befriedigte keine Partei und Disraeli konnte wieder einmal einen von Vorwürfen und sarkastischer Kritik strotzenden Kampfangriff machen. Gladstone blieb in der Minderheit, demissionierte, Disraeli aber, der nicht noch einmal Ministerpräsident ohne wirkliche Majorität werden wollte, lehnte ab, zwang dadurch Gladstone, die Regierung mit erschüttertem Prestige wieder zu übernehmen. Er hatte ganz richtig gerechnet, die liberale Ära war überwunden, „die

Vulkane waren explodiert", und als Gladstone im darauf folgendem Jahre auflöste, ergaben die Neuwahlen eine konservative Majorität von fünfzig Stimmen und Disraeli übernahm die Regierung.

Jetzt, in seinem siebzigsten Jahre, hatte er erst die Stellung, die er immer anstrebte, wirkliche Macht und unbestrittenes Ansehen. Von diesem Moment an stand er auf einem neuen, höheren Niveau, nicht mehr der kämpfende Parteiführer, der sich mühsam hinaufarbeitet, nein, der anerkannte Staatsmann von großer europäischer Autorität. Und wie das zu geschehen pflegt, von diesem günstigen Moment an hatte er auch Glück. Das erste glückliche Ereignis war der Rücktritt Gladstones von der Leitung der liberalen Partei, das erleichterte ihm die tägliche parlamentarische Arbeit, die man in diesem Alter doch zu fühlen beginnt. Er wollte sich und das Haus mit unruhiger Reformarbeit nicht ermüden, er brachte eine gute sozialpolitische Vorlage über Arbeiterwohnungen durch, lenkte mit Recht bei jeder Gelegenheit die Aufmerksamkeit des Hauses und des Publikums auf die Bedeutung der öffentlichen Gesundheitspflege, nahm mit Geschick und richtiger politischer Empfindung die nicht aus Privatinitiative hervorgegangenen Anträge gegen die extremen Ritualisten und zur Fürsorge der Seeleute der Handelsmarine als Regierungsmaßregeln auf, sonst wollte er aber dem Lande bezüglich der inneren Politik Ruhe lassen. Sein Interesse wandte sich den auswärtigen und Reichsfragen zu, hierin wollte er den Gegensatz zur Politik der Liberalen, die den Frieden um jeden Preis wollten, und die den Kolonialbesitz eigentlich wie eine Verlegenheit empfanden, zum vollsten Ausdruck bringen, und tatsächlich ist der große Umschwung der öffentlichen Meinung Englands in diesen Fragen auf ihn zurückzuführen. Der heutige Imperialismus und die neueste Chamberlainsche Schutzzollpolitik mit Vorzugszöllen für die Kolonien hat ihren nachweisbaren Ursprung in den Ideen Disraelis. Er verlangte eine Imperial policy, imperium et libertas, Föderation der autonomen Kolonien, einen Reichszolltarif, und wenn er auch nicht tatsächlich Hand anlegte, um diese Pläne zu verwirklichen, so hat er doch die öffentliche Meinung dafür vorbereitet, was in einem Land wie England die absolut notwendige Voraussetzung für jede große Aktion ist. Daß er diese großzügige Politik auch gern mit etwas theatralischem Flitter ausstattete, lag in seiner Art, er ließ den Prinzen von Wales eine pomphaft inszenierte Reise nach Indien machen und ließ das Parlament der Königin den Titel „Kaiserin von Indien" verleihen; ein Meisterstück war die Erwerbung der Suez-Kanalaktien, die er auf eigene Verantwortung dem verschuldeten Khedive abkaufte und womit er den Grund zur Vorherrschaft Englands in Ägypten legte. Die orientalische Frage begann sich wieder drohend aufzurollen, die Aufstände in der europäischen Türkei führten zu ersten Reformschritten der Mächte. Disraeli war von tiefstem Mißtrauen gegen Rußland erfüllt, er hielt die Türkei trotz ihrer schlechten Wirtschaft doch für ein Bollwerk gegen die russischen Expansion und folgte nur teilweise der Reformaktion der Mächte, er nahm die Reformnote des Grafen Andrassy an, dem Berliner Memorandum, das eigentlich nur eine Bekräftigung jener Note war,

versagte er seine Zustimmung, er wollte nicht zu nachdrücklich gegen die Pforte vorgehen. Die Lage verschlimmerte sich, als Gladstone plötzlich aus seiner Reserve heraustrat und mit seinem ganzen Ungestüm eine Entrüstungsagitation gegen die bulgarischen Greuel begann, Disraeli suchte seine Behauptungen zu verkleinern, weil er England nicht in eine türkenfeindliche Politik hineintreiben lassen wollte. War es die Scheu vor neuen parlamentarischen Kämpfen oder waren es andere politischen Erwägungen, er überraschte die Welt am Schlusse der Session von 1876 mit seinem Übertritt ins Oberhaus mit dem Titel, der einmal Burke zugedacht war. Die Verwicklung im Orient ging ihren bösartigen Gang weiter, nach dem Scheitern der Konferenz in Konstantinopel kam es zum Krieg zwischen Rußland und der Türkei. Im englischen Kabinett waren Lord Derby (der Sohn) und Lord Carnarvon friedfertig, ja selbst voll Sympathien für die unterdrückten christlichen Völkerschaften, diese Tendenzen wurden durch die Geschicklichkeit und den bedeutenden Einfluß des russischen Botschafters Grafen Schuwaloff in der öffentlichen Meinung nach Kräften gefördert. Disraeli ließ sich nicht beirren, nicht bloß daß er seine eigene Meinung für richtig hielt, er wußte, daß im englischen Volk ein altes, tiefes Mißtrauen gegen Rußland saß, auf das er sich selbst im äußersten Notfall verlassen konnte. Die tapfere Haltung der türkischen Armee verstärkte die antirussische Stimmung in England, und als endlich die Friedenspräliminarien bekannt wurden, brach ein Sturm der zornigen Überraschung aus. Jetzt war der Moment für Lord Beaconsfield zu einem kräftigen Zug gekommen, er beorderte die englische Mittelmeerflotte nach den Dardanellen und verlangte einen außerordentlichen Rüstungskredit von 6 Millionen Pfund Sterling vom Parlament. Das war die erste energische Drohung gegen Rußland. Carnarvon und Derby verließen das Kabinett und Lord Salisbury als neuer Minister des Äußern protestierte gegen den Frieden von S. Stefano, insbesondere gegen die Schaffung des neuen großen Bulgarien unter russischem Einfluß. Disraeli gab Befehl, indische Truppen nach Malta zu schaffen und ließ die europäischen Reserven einberufen. Die Welt stand vor einem großen Krieg. Das war auch der kritische Moment für unsere Monarchie, auch Andrassy verlangte seinen Rüstungskredit von 60 Millionen Gulden, und wir, und vielleicht auch er, wußten nicht recht, ob es bloß der Erwerbung Bosniens oder einem Krieg mit Rußland gelte. Damals spielten vertrauliche Beziehungen zwischen Beaconsfield und Andrássy, nicht durch die Botschafter vermittelt, deren Inhalt bis heute nicht zur allgemeinen Kenntnis gekommen ist. Rußland nahm den hingeworfenen Handschuh nicht auf, es rückte nicht in Konstantinopel ein, es gab der englischen Forderung einer Revision des Vertrages von S. Stefano durch einen europäischen Kongreß nach und gestand in einem geheimen Vorvertrag mit England die Verkleinerung und Zweiteilung Bulgariens zu. Ebenso sicherte sich England durch ein Separatabkommen mit der Türkei gegen eine in der Wirklichkeit nicht eingehaltene Garantie ihrer asiatischen Besitzungen, die Besetzung Cyperns, ein Gedanke, den Disraeli in seinem Roman „Tancred" als junger Mann ausgesprochen hatte. Auf dieser Basis

ging England und in seinem Namen Lord Beaconsfield auf den Berliner Kongreß. In dieser illustren Versammlung der ersten Staatsmänner Europas war seine Figur eine der interessantesten und angesehensten. Im vorletzten November-Heft der »Revue des Deux Mondes« schildert ein Augenzeuge, Graf Moüy, einer der Protokollführer, in anziehender Weise den ganzen Kongreß und dabei das Auftreten und die Haltung Beaconsfields: »Les années et les fatigues de sa noble et laborieuse existence avaient alourdi son attitude: il ne s'avançait qu'appuyé, d'un côté, sur une canne, et, de l'autre, sur le bras d'un secrétaire: mais il recevait les hommages de tous avec la dignité de l'homme du monde, investi d'un grand pouvoir. Loin de plier sous le fardeau, il travaillait sans relâche, vivait à Berlin dans une retraite studieuse et assistait à toutes les séances: »et pardessus tout cela,« me disait-il un jour en souriant, »j'ai en même temps à gouverner l'Angleterre.« L'effet de son éloquence était d'autant plus saisissant qu'il demeurait ordinairement impassible dans son fauteuil et ne se mêlait que fort rarement aux échanges d'idées et aux dialogues. Il parlait debout — en anglais — sans regarder personne, ses périodes se succédaient rythmées et sonores, calmes ou véhémentes, selon la marche du discours, hardiment prononcées, et sa fière dialectique se produisait avec une énergie et un éclat dont l'auditoire subissait visiblement l'ascendant esthétique et l'irrécusable autorité.«

Seine Rückkehr nach London war ein Triumph, peace with honour bringe er zurück, sagte er der jubelnden Menge, und das ganze Volk war in diesem Augenblick stolz auf ihn, der Rußland gedemütigt, Englands Ansehen gehoben und schließlich den Frieden bewahrt hatte. Die öffentliche Meinung hatte sich damals fast ausschließlich auf das Großbulgarien von S. Stefano konzentriert, darin erblickte man den Übermut Rußlands und die Vernichtung der Türkei und gerade in diesem Punkte brachte Beaconsfield einen großen Erfolg nach Hause. Daß die Zweiteilung Bulgariens nicht vorhalten konnte und auch nicht vorhielt, daß kleinere Balkanstaaten, die unerfüllte Aspirationen haben, von Rußland abhängiger sind als größere und gesättigte, wurde damals gern übersehen, geradeso wie die anderen Mängel und Lücken des Berliner Vertrags. Das große Publikum will einen momentanen tatsächlichen Erfolg und ein deutliches Zurückweichen des Gegners in einer Hauptstreitfrage, und das war erreicht; bei seiner Rückkehr sah man nur den Sieg Englands, und es war für den alten Parlamentarier eine stolze Erfahrung, daß er nicht bloß als parlamentarischer Kämpfer, sondern auch als europäischer Staatsmann siegen konnte.

Viele seiner Freunde rieten ihm damals, die günstige Stimmung zu Neuwahlen zu benützen, die voraussichtlich eine neue konservative Majorität für die nächste Wahlperiode bringen würden. Er konnte sich nicht dazu entschließen, vielleicht aus Ruhebedürfnis oder aus Rücksicht für lokale Parteiverhältnisse. Die gute Stimmung hielt nicht lange an, der afghanische und der Zulukrieg erzeugten große Un-

zufriedenheit, die Verhältnisse in Irland wurden wieder schlimmer, und als er endlich im März 1880 auflöste, ergab sich eine ganz unerwartete große liberale Majorität. Beaconsfield gab seine Entlassung und übergab Gladstone die Regierung, der bald darauf seine zweite große irische Kampagne begann. Er führte im Oberhaus die Opposition in würdiger und unauffälliger Weise, das Alter lastete auf ihm und sein Ehrgeiz brauchte keine weitern Anstrengungen, seine Persönlichkeit hatte nichts von ihrem Glanz verloren, und als er im nächsten Jahre (19. April 1881) starb, war sein Hingang ein großes Ereignis. Die Trauerkundgebungen waren allgemein, sie rühmten nicht bloß seine öffentliche Tätigkeit, sondern auch seinen ehrenhaften Privatcharakter und seine guten menschlichen Seiten. Er war ein heftiger, oft bitterer politischer Gegner gewesen, aber er behielt keine Rankune gegen seinen Widersacher. Niemand hatte ihn gehässiger beleidigt als Carlyle, und die Antwort darauf war, daß, als Disraeli Premierminister wurde, er der Königin vorschlug, dem großen Schriftsteller einen Ruhegehalt und das Großkreuz des Bathordens zu verleihen. Es war vielleicht Eitelkeit, eine solche Rache zu nehmen, aber ein unedler Sinn hätte wahrscheinlich eine andere Art der Vergeltung erdacht. Seine amtlichen Ernennungen wurden von allen Seiten als sachlich begründet, frei von parteimäßiger Befangenheit oder persönlicher Gunstbezeugung anerkannt. Für die historische Betrachtung ist wohl die eminent parlamentarische Seite seines Lebens der charakteristische Zug. Im Parlament und durch das Parlament ist er gewachsen, im Wettbewerb mit parlamentarischen Größen ersten Ranges hat er Ansehen und Macht errungen, durch parlamentarische Beredsamkeit das Interesse und die Sympathien der Bevölkerung erworben, als Zierde des Parlaments ging er dahin. Die neue demokratische Zeit ist der alles überragenden Bedeutung des Parlaments nicht günstig, jetzt streben die Führer nach direkter Fühlung mit den Massen, in demselben Verhältnis geht das Ansehen des Parlaments zurück und wächst die Macht eines populären Ministeriums. Aber auch in der neuen Zeit wollte die große Parteiorganisation sich seines Namens nicht begeben, die mächtige konservative, dabei aber sehr volkstümliche Parteiassoziation der Primrose League hat die Lieblingsblume Beaconsfields als ihr Symbol gewählt, als dauernde Huldigung für sein Andenken. Er rief einmal in übermütiger Laune einem Gegner zu: »We are here for fame!« nun, die Geschichte hat, wenigstens was ihn betrifft, diesen selbstbewußten Appell an den Nachruhm vollauf bestätigt.

Die Ausgestaltung der k. k. Hofbibliothek.

Von Dr. Rudolf Beer.

In dem ersten als Einführungsartikel gewählten Aufsatz dieser Zeitschrift hat Eduard Sueß das Werden und Wachsen der Bewegung geschildert, die sich im Interesse der „Fortbildung außerhalb der Schule" immer nachdrücklicher geltend macht. Als wirksame Mittel, diese gemeinnützigen Bestrebungen zu fördern, erscheinen ihm Lesezirkel, populäre Vorträge, die University Extension, endlich auch die Volksbibliotheken. Erfreulich ist es, daß Sueß, der Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, sich mit der vollen Autorität seines Wortes für die populären Vorträge der Dozenten an den höchsten Bildungsstätten einsetzte, von ihnen den Vorwurf „vorlauter Reklame" abwehrte. Hiemit ist nach einer Seite hin treffend auf den Zug unserer Zeit hingewiesen worden, die Arkana bestimmter Fachkreise in wohlerwogenem Maße der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

In der Reihe der Bildungsstätten, die den erwähnten Bestrebungen dienen, darf eine nicht unerwähnt bleiben, die dem Bildungsbedürfnis nicht bloß der Forscher und Lehrer, sondern auch der großen Masse der Lernenden sich immer mehr und mehr erschließt — wir meinen die k. k. Hofbibliothek. Es gibt wenige Weltinstitute, die so viele verschiedene und doch innerlich zusammenhängende, durch jahrhundertelange Tätigkeit ausgestaltete Sammlungen in sich vereinigen, wie die Bücherei des kaiserlichen Hauses. Die Zahl ihrer Druckschriften steuert der runden Ziffer von einer Million entgegen; unter diesen finden sich neuntausend Frühdrucke (Inkunabeln), Erzeugnisse der verschiedensten europäischen Pressen vor 1500, sowie, um nur eine einzige Fachgruppe hervorzuheben, erlesene Musikalien, von denen namentlich die aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammenden weit berühmt sind. Die geographischen Bestände umfassen außer vielen Tausenden einzelner Kartenblätter kostbare Atlanten; das Stichkabinett verwahrt etwa eine halbe Million Blätter, deren Grundstock vom Prinzen Eugen von Savoyen herrührt. Nach wie vielen Richtungen der fast sämtliche Literaturen des Morgen- und Abendlandes umfassende Manuskriptenbestand (rund 30.000 Bände, die aber gewiß etwa 100.000 Einzelschriften umfassen) von Bedeutung ist, erhellt daraus, daß die Bilderhandschriften allein einen Schatz repräsentieren, um den jede andere Sammlung unser Institut beneiden könnte, und daß sich unter den dem Mittelalter und der Neuzeit angehörenden musikalischen Manuskripten Kleinode ersten Ranges befinden. Den Handschriften im geläufigen Sinn des Wortes schließen sich etwa 30.000 Autographen an.

Zu diesem althergebrachten, Generationen hindurch vermehrten Gut treten nun die Erwerbungen der allerjüngsten Zeit, die sich an Reichtum und Wert den alten Beständen würdig zur Seite stellen. Der „Papyrus Erzherzog Rainer" allein rechtfertigt es vollkommen, daß man für ihn ein eigenes Museum, besondere Arbeitsräume mit entsprechend ausgewählter Studienbibliothek, errichtet. Ähnliches gilt von

den anderen Beständen, unter denen jeder von einem Heim, wie es die Hofbibliothek ist, bequeme Unterkunft und Erschließung erwartet.

Es ist ein Verdienst der gegenwärtigen Bibliotheksdirektion und der maßgebenden Vertreter der Hofverwaltung, diesen wohlbegründeten Wünschen Rechnung getragen zu haben. Kräftigen Impuls hiezu gaben gerade die großen Bereicherungen, welche die Bibliothek während des letzten Lustrums erfuhr, nicht in letzter Linie auch die von so segensreichem Erfolg begleiteten Bestrebungen zur Verallgemeinerung wissenschaftlichen Rüstzeugs, deren wir eben gedachten. Der University Extension sollte auch eine Popularisierung der früher gar zu ängstlich gehüteten literarischen Hilfsmittel der Wissenschaft, also, wenn man will, eine Art von Library Extension zur Seite treten.

So schön der Gedanke, ebenso schwierig erschien dessen Verwirklichung.

Zunächst galt es die Aufgaben zu lösen, welche die Raumfrage stellte. An Schwierigkeiten solcher Art mag fürs erste nicht glauben, wer den mächtigen, zur Hofbibliothek gehörigen Häuserkomplex betrachtet. Von dem Redoutentrakt an der rechten Ecke des Josefsplatzes angefangen bis zur Augustinerkirche und südwärts bis zur Albrechtsrampe gehört heute jeder Raum der Bibliothek; gleichwohl macht sich der Platzmangel aufs empfindlichste fühlbar. In der sogenannten „Remise", dem alten, schier endlos scheinenden Büchermagazin unterhalb des Prunksaales, in dessen vielverschlungenen, büchertapezierten Gängen man wirklich einen Ariadnefaden braucht, um sich zurechtzufinden, stehen die Werke in zwei, ja in drei Reihen auf den Stellbrettern der Schränke. Womöglich noch schlimmer ist es mit den Amts-, Katalog- und Studierräumen bestellt. Zur Charakteristik des gegenwärtig noch als öffentlicher Lesesaal dienenden Raumes sei ein Urteil angeführt, welches der Verfasser der Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien, Ignaz Franz Edler von Mosel, gefällt hat: „Der Lesesaal der Hofbibliothek", klagt er (S. 264), „ist für den zahlreichen Besuch weder groß genug, noch für seine Bestimmung licht genug ... ein Raum, der als sehr unzureichend erkannt werden muß." Die Geschichte Mosels erschien im Jahre 1835, sein Urteil wurde also vor fast siebzig Jahren abgegeben; trotzdem die scharfe Kritik vollkommen berechtigt war, diente dieser Lesesaal noch Generationen hindurch demselben Zwecke.

Der Grund, warum nicht schon längst diesem Übelstand abgeholfen wurde, liegt in den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Raumverhältnisse des alten Bibliotheksbaues darboten. Viel einfacher hätte sich die Sache gestaltet, wenn man für die Hofbibliothek gleichwie für die andern großen Hofinstitute einen ganz neuen Palast hätte aufführen wollen. In der Tat hatte man bereits vor langer Zeit — es war dies zu Beginn des Jahres 1856 — beabsichtigt, ein neues Hofbibliotheksgebäude in den Gesamtplan der Stadterweiterungsbauten einzubeziehen und hiebei an das ausgedehnte Areale hinter den beiden Hofmuseen gedacht, auf dem sich die Hofstallungen befinden. Künstlerische Gründe machten sich jedoch geltend, dem altberühmten Palast der Palatina, dem Meisterwerke des Joh. Bern-

hard Fischer von Erlach, seine ursprüngliche Bestimmung nicht zu nehmen. Birgt doch dieser Palast einen Prunksaal, der an architektonischer Schönheit, majestätischem Einklang der Linienführung und Bilderschmuck (durch die Fresken Daniel Grans) seinesgleichen sucht. Die Hofbibliothek in einen neuen, sei es noch so glänzend und zweckmäßig ausgestatteten Bau transferieren, hieß nicht nur einen Prachtbau der Barocke seinem durch die Tradition geweihten Zweck entziehen, sondern auch einem Denkmal der Bücherfreundlichkeit Kaiser Karls VI., eines der erleuchtetsten Mitglieder des Erzhauses, die Bedeutung rauben, die es noch ungezählte Jahrhunderte behaupten soll.

Diese Gründe sind heute noch maßgebend; sie stellen aber die moderne Umgestaltung der Hofbibliothek, die durchgreifendste und wichtigste, welche die Geschichte des Institutes seit zwei Jahrhunderten kennt, vor die denkbar schwierigste Aufgabe. Der berühmte Prunksaal mußte bei der baulichen Reorganisation selbstverständlich völlig intakt gelassen werden, ja man mußte ihn, soweit dies irgend anging, als Zentrum der baulichen Ausgestaltung betrachten.

Den Angriffspunkt zur Umgestaltung des mächtigen Gebäudekomplexes zum Zwecke der Schaffung neuer, den modernen Anforderungen entsprechender Bibliotheksräume bot in erster Linie der alte, gegen den Kaisergarten zu gelegene Trakt, in dem sich der bekannte „Augustinergang", die Fideikommißbibliothek und andere Räume befanden. Man hatte im Jahre 1902 dem alten Hoftrakt den Garaus gemacht und an Stelle dessen einen Bau aufgeführt, der bestimmt ist, in der „Neuen Hofbibliothek" eine wichtige Rolle zu spielen.

Das Projekt, in diesem Neubau den künftigen großen Lesesaal einzurichten, hatte man allerdings als undurchführbar erkannt. So sehr namentlich die Lichtverhältnisse dieses Trakts, von dem aus der Blick weit über den Kaisergarten hinweg ungehemmt bis zur Ringstraße schweifen kann, hiezu verlockten, so erwiesen sich doch die neugeschaffenen Räume zur Unterbringung eines Lesesaales in den gewünschten Dimensionen als nicht groß genug. Nachdem man einen früheren Plan, den Hofraum — wie bei der alten, nunmehr für die Marciana bestimmten Zecca in Venedig — mit Glas zu überdachen und für Bibliothekszwecke zu adaptieren, fallen gelassen hatte, wurde hiezu der sogenannte Augustinersaal, d. h. der frühere Bibliotheksraum des benachbarten Klosters, bestimmt. Eine zielbewußt durchgeführte Adaptierung des Saales hat gezeigt, daß die Wahl eine glückliche und dieser Raum besser als irgend ein anderer in dem gesamten Gebäudekomplex dazu berufen war, als neuer, großer Lesesaal zu dienen. Diese Erkenntnis festigte sich umsomehr, je weiter die Freilegung des Saales, in dem mindestens doppelt so viel Leser bequemen Platz finden als in dem alten Arbeitszimmer, und die Restaurierungsarbeiten fortschritten.

Das Lesepublikum der Hofbibliothek wird künftighin an einer Stätte arbeiten von geschichtlicher, speziell kunsthistorischer Bedeutung. Der Bau dieser Augustinerbibliothek wurde im Jahre 1773 begonnen, und das Hofärar hatte sämtliche Kosten der

alphabetischen Kataloges werden zwei Abschriften auf kleinen Zetteln genommen, von denen der eine für den Sachkatalog, der andere für den Handkatalog bestimmt ist.

Diese Arbeit ist unerschrocken in Angriff genommen worden. „Unerschrocken" ist hier das richtige Wort; die doppelte Abschrift einer Million von Zetteln ist wohl eine Arbeit, bei deren Beginn auch herzhafte Arbeiter Bangen beschleichen kann. Denn hiezu bedarf man ja nicht bloß eines Korps von Schreibkräften, sondern auch einer Zahl wissenschaftlich geschulter Beamter, welche die Kopie überwachen, die Revision und die bibliothekarisch richtige Einteilung der Zettel besorgen.

So viele Schwierigkeiten materieller Natur dem großen Unternehmen auch entgegenstehen mögen, es wird und muß durchgeführt werden, und damit ist auch bei der Einrichtung der Bibliotheksräume gerechnet worden. Zwischen der neuen Garderobe und dem großen Lesesaal — in dem jüngst umgebauten Trakt — befindet sich ein heller, ungemein freundlicher Raum, an dessen Wänden massive eichene Schränke aufsteigen, deren Fächer speziell zur Aufnahme von etwa tausend Zettelkartons eingerichtet sind. Dort wird das Publikum Gelegenheit haben, den jetzt allerdings erst begonnenen Katalog zu benützen nnd eben dort, an der geeignetsten Stelle, wird auch das Ausleihamt untergebracht werden. Von diesem Raum gelangt man unmittelbar in den großen Lesesaal. Es wird dieser Teil der Bibliothek am meisten frequentiert, benützt und auch zuerst — schon zu Beginn des kommenden Jahres — dem Publikum eröffnet werden.

Übrigens sind so ziemlich alle Vorbereitungen getroffen, daß auch sämtliche andere Abteilungen der Bibliothek ihr neues Heim bald beziehen können. Unter diesen sei zuerst das Handschriften- und Autographendepartement genannt, welches völlig neue Lokalitäten in dem kürzlich errichteten Mitteltrakt, und zwar zwischen Prunksaal und Augustinergebäude, erhalten hat. In der Handschriftenabteilung arbeiten, wie bekannt, die Quellenforscher; die Elite der Gelehrtenwelt findet sich da zusammen, und demgemäß war man darauf bedacht, möglichst lichte und vollkommen ruhige Räume, die auch die Aufnahme eines entsprechend großen Bücherapparates gestatten, zu schaffen. Das neue Handschriftendepartement entspricht vollkommen allen Anforderungen, ja es dürfte schwer ein Arbeitsraum ausfindig gemacht werden, der so stimmungsvoll zur Tätigkeit einladet wie dieser. Die Front sieht gegen den Kaisergarten, eine Fülle von Licht flutet durch die hohen Fenster herein, es herrscht absolute Stille inmitten des wogenden Getriebes der Großstadt, ohne daß der Blick durch graues Gemäuer eingezwängt wäre, wie im Handschriftensaal der Pariser Nationalbibliothek, in der Rue Richelieu, oder im Professorenzimmer der Wiener Universität. Wie von der neuen Marciana zu Venedig der Blick auf die Lagunen, Santa Maria della Salute, und weit hinaus auf das Meer schweift, den gewaltigen Erreger venezianischer Geschichte, so trifft hier das Auge die Ausläufer der kaiserlichen Burg sowie die Stätte der alten Basteien.

An dieser Stätte sollen Werke geschaffen werden, die unser Wissen quellenmäßig erweitern und vertiefen. Alles ist einladend bereit, um solcherlei Früchte reifen zu

lassen. Die Büchersammlung selbst spielt, wie in unzähligen anderen Fällen, die Rolle des ungenannten Gebers; nur mögen die Rechten kommen, die beschenkt sein wollen und die Gabe Gemeingut werden lassen.

Wie in der eigentlichen Handschriftensammlung noch unendlich vieles schlummert, das erweckt zu werden verdient, so ist auch die ebenso reiche wie kostbare Autographenkollektion noch wenig bekannt. Hie und da hatte man ein und das andere Stück bei historischen oder biographischen Studien herangezogen; in der Wiener Musik- und Theaterausstellung war eine größere Zahl von Autographen hervorragender Komponisten, aus diesem Fonds stammend, zur Schau ausgelegt worden; eine eingehendere Studie über diese interessante Kollektion der Bibliothek fehlt aber noch, obwohl eine ganz vorzügliche Grundlage, ein genau abgefaßter handschriftlicher Zettelkatalog bereits vorhanden ist, der ohne wesentliche Änderungen in Druck gelegt werden könnte.

Im selben Trakte, unmittelbar an den Handschriftensaal anschließend, befindet sich die für das Studium der Frühdrucke (Inkunabeln) bestimmte Abteilung. Die genaue Erforschung von Erstlingsdrucken und die zahlreichen Untersuchungen, welche sich dem ungemein reichen einschlägigen Fonds der Hofbibliothek gerade jetzt zuwenden, insbesondere auch der Umstand, daß die illustrierten Frühdrucke wichtiges Material für die Geschichte des Holzschnittes abgeben, rechtfertigen die Einrichtung einer eigenen Abteilung für die ältesten „Monumenta typographica" der Hofbibliothek. Als bezeichnendes Faktum sei hier erwähnt, daß der Herzog Rivoli, der Herausgeber der bekannten prächtigen Werke über die Illustrationen in Venezianer Frühdrucken, fast ein ganzes Jahr durch mehrere Delegierte das einschlägige Material aus den Wiener Inkunabeln bibliographisch genau aufnehmen und zum beträchtlichen Teile photographieren ließ.

Ähnliche Einrichtungen erhalten die geographische und die Musikalienabteilung; unter den Landkarten finden sich erlesene Stücke in prächtigster Ausstattung mit Stichen, die sie zu Kunstblättern von Rang erheben, sowie seltene, für die Fortschritte der Erdkunde aufschlußreiche Blätter, die bisher wenig gekannt sind. Zum großen Teil trägt hieran der Umstand schuld, daß es seit dem Bestehen der Bibliothek an einem entsprechenden Studienraum hiefür mangelte. Auch diesem Bedürfnisse ist nunmehr Rechnung getragen worden. Auf Grund eingehender Beratungen wurden zur Verwahrung der kostbaren Blätter eigene Schränke und Behälter mit langen Schubfächern konstruiert, ebenso gelangen in dem betreffenden Raum eigens konstruierte Studiertische zur Aufstellung. Von nicht geringerer Bedeutung ist die Installation der Musikalienabteilung. Die herrliche Sammlung musikalischer Handschriften und Drucke, von kunstsinnigen Mitgliedern des Kaiserhauses mit fachmännischem Verständnis gepflegt, hat, wie man sich erinnert, wesentlich zum Glanz der Wiener Musik- und Theaterausstellung des Jahres 1892 beigetragen; sie ist während der Amtsführung des gegenwärtigen Direktors durch Aufnahme des Opernarchivs und der Handschriften der Hofmusik-

kapelle sehr erheblich erweitert worden. Dadurch, daß dieser bedeutende Zuwachs sich harmonisch an die reichen früheren Bestände anschloß, wurde eine Sammlung erzielt, die kaum ihresgleichen hat. Verschiedene Umstände, unter anderem die rege wissenschaftliche Tätigkeit des musikhistorischen Instituts der Wiener Universität, ferner die Publikation der Denkmäler der Tonkunst in Österreich haben dazu beigetragen, daß die kaiserliche Musikaliensammlung eine gesteigerte Benützung erfährt. Um so schmerzlicher empfand man daher den Umstand, daß sowohl Aufbewahrungs- wie Studienräume dieser Sammlung fast alles zu wünschen übrig ließen.

Eine sehr wertvolle Neuorganisation wird das Kupferstichkabinett erfahren, das sich im zweiten Stockwerke des alten, der Augustinergasse zugewendeten Traktes befindet; es erhält nicht nur beträchtliche räumliche Erweiterung durch Einbeziehung freigewordener Säle, sondern auch alle jene Einrichtungen, die dazu dienen, die kaiserliche Stichsammlung dem Publikum in dem längst ersehnten Maße zugänglich und bekannt zu machen. Die Albertina, ja selbst kleinere, aber gut installierte auswärtige Stichkabinette waren bisher besser bekannt als die Kunstblätter der Palatina, die seit Erwerbung der Sammlung des Prinzen Eugen von Savoyen im Laufe der Jahrhunderte verständnisvoll und ansehnlich vermehrt wurde. Unter den namhaften Zuwächsen, welche die Stichsammlung der Hofbibliothek während des letzten Lustrums erfuhr, sei zunächst die 10.000 Blätter umfassende Hyrtl-Friedlowskische Porträtsammlung von Naturforschern und Ärzten genannt; nicht minder wertvoll ist die von Hofrat Wlassak mit umsichtiger Sorgfalt zusammengestellte Porträtsammlung der k. u. k. Generalintendanz der k. k. Hoftheater in etwa 20.000 Blättern, die gleichfalls erst vor wenigen Jahren der Kunstabteilung der Hofbibliothek einverleibt wurde. Sie ist vor nicht gar langer Frist durch die von der Familie Boschan der Hofbibliothek gespendete Wolter-Sammlung bereichert worden, die, abgesehen von anderen Reminiszenzen und Reliquien, mehr als tausend Darstellungen der Künstlerin in den verschiedensten Lebensaltern und Rollen enthält.

Keine der in den letzten Jahrzehnten erfolgten Erwerbungen oder Widmungen von Kunstblättern läßt sich an Wert und Umfang mit diesen beiden Sammlungen vergleichen; durch sie ist der Blätterbestand der Stichabteilung der Hofbibliothek auf die kolossale Zahl von einer halben Million gestiegen, so daß dieses Kunstkabinett des Hofes sich in der Tat den reichsten ähnlichen Sammlungen der Welt ebenbürtig an die Seite zu stellen vermag. Es ist dies ein Grund mehr, um die Bibliotheksleitung dazu zu bestimmen, einem längst und vielfach geäußerten Wunsche zu entsprechen und temporäre Ausstellungen, wie sie andere ähnliche Institute veranstalten, zu inaugurieren und hiedurch die einschlägigen Bestände der Hofbibliothek zum ersten Male größeren Kreisen bekannt zu machen.

Es wird dies dadurch möglich werden, daß gewisse Manipulationsabteilungen und gleichzeitig mit diesen das erst kürzlich der Hofbibliothek angegliederte Österreichische Bureau des internationalen bibliographischen Katalogs der Naturwissenschaften verlegt werden.

Mehrere bedeutende wissenschaftliche Akademien sind im Interesse der Herausgabe eines alljährlich erscheinenden umfassenden Registers sämtlicher Publikationen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften an die Regierungen aller Kulturstaaten, wo sich Akademien befinden, mit dem Ersuchen herangetreten, Regionalbureaus zu errichten mit der Aufgabe, die einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten, soweit sie in den betreffenden Ländern veröffentlicht werden, nach einheitlichem Plan und bibliographisch genau zu registrieren. Die österreichische Regierung kam dieser Einladung bereitwillig nach und hat die Errichtung des Regionalbureaus an jener Stätte genehmigt, wo die Übersicht der betreffenden Literatur am leichtesten zu gewinnen war: an der Hofbibliothek. Seit zwei Jahren sind entsprechend eingeschulte Kräfte an der Arbeit, die ihnen zugewiesene Aufgabe zu erfüllen; sie vertreten Fächer, welche die Hofbibliothek ihren Traditionen gemäß zu pflegen nicht in der Lage war, und tragen somit wesentlich zu der modernen Ausgestaltung dieses Institutes bei.

Kurz nach dem Amtsantritte des gegenwärtigen Direktors der Hofbibliothek wurde ein in des Wortes strengster Bedeutung einzig dastehender Schatz, der „Papyrus Erzherzog Rainer", dem kaiserlichen Institute einverleibt (1900). Man weiß, daß diese durch die Hochherzigkeit des allverehrten kaiserlichen Prinzen für Wien gewonnene Sammlung zunächst in dem österreichischen Museum für Kunst und Industrie geborgen und teilweise ausgestellt worden war. Mit Genehmigung des Kaisers wurde das Geschenk des Erzherzogs für die Hofbibliothek angenommen und verfügt, daß es hier für ewige Zeiten seine Aufbewahrungsstätte finden solle.

Man erinnert sich noch der Aufstellung in geschmackvollen Schreinen und Rahmen, welche einige vorzüglich wichtige Stücke in einem Trakt des österreichischen Museums gefunden haben. Schon damals staunte auch der Laie über den Reichtum und die Vielgestaltigkeit dieser merkwürdigen Sammlung. Flechtwerke aus der Rinde der Papyrusstaude, Pergamente, Holztäfelchen, Tonscherben mit aufgetragenen Schriftzügen, Wachstafeln mit eingeritzten Buchstaben, Urkunden auf Leinwand und Leder und uraltem Papier, das alles gruppierte sich um den Hauptbeschreibstoff, den Papyrus, der auch den generellen Namen für die Sammlung abgab, deren hauptsächlichste Bestandteile im Winter 1877 auf 1878 in der mittelägyptischen Stadt El Fajûm von Fellachen entdeckt wurden.

Der „Papyrus Erzherzog Rainer" umfaßt in weit mehr als hunderttausend Stücken und in zehn Sprachen originale Aufzeichnungen vom Beginne der Dynastie der Ramessiden bis zum Auftreten des tscherkessischen Mamelukenstammes, also vom XIV. Jahrhundert vor Christus bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts nach Christus. Es sind Denkmäler aus siebenundzwanzig Jahrhunderten einer beispiellosen, eigenartigen Kultur. Je weiter die „Entwicklung" und Entzifferung dieser Schriftstücke vorschritt, deren Sichtung ein Verdienst des Hofrates Karabacek ist, desto überraschender waren die Ergebnisse, die ans Licht gerückt wurden. Kaum irgend eine Kunst oder ein Gewerbe, die mit dem Schrifttum zusammenhängen, dürfte es geben, die nicht in uralten Denkmälern hier vertreten wären. Ein Bruch-

stück des euripideischen Dramas „Orestes“, dem Beginn des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung angehörend, mit Musiknoten, für Orchesterpartitur, wie auch für die Vokalmusik, bildet eine köstliche Reliquie antiker Instrumentation. Wir finden die ältesten Beispiele des Buchdrucks durch Abdrücke geschnittener Stempel und Holztafeln, Handzeichnungen, die dem Altertum angehören, ferner Mumienbilder, auch den ältesten bisher bekannten Bucheinband, der eben jetzt in der Ausstellung der Hofbibliothek die Reihe der exponierten Objekte eröffnet, Schreibrequisiten, die etwa aus dem XII. Jahrhundert vor Christus stammen u. s. w.

Unvergessen bleiben die bahnbrechenden Ergebnisse, welche die Erforschung der Beschreibstoffe auf Grund des Materiales der erzherzoglichen Sammlung gezeitigt hat. In großen Zügen entrollt sich da vor uns das Bild des hartnäckigen Kampfes, welchen das aus Hadern erzeugte Papier mit dem Papyrus führte, um schließlich allein und dauernd das Feld zu behaupten.

Diese und viele ähnliche Forschungen sind im Laufe der letzten Lustren zum Teil abgeschlossen, zum Teil tatkräftig fortgesetzt worden. Daraus ergibt sich, daß zwischen der Aufstellung des „Papyrus Erzherzog Rainer“ im österreichischen Museum und der gegenwärtigen, endgültigen Installation in der Hofbibliothek ein wesentlicher Unterschied besteht; stand man damals vor Bergen von Rätseln, so weiß man heute, welchen Schatz verschiedenartiger, auf urkundlicher Grundlage beruhender Erkenntnisse uns diese Sammlung vermittelt. Es war selbstverständlich, daß ihr bei der Ausgestaltung der Hofbibliothek ein Ehrenplatz gezieme, und demgemäß sind auch vier der größten und schönsten Säle des obersten Stockwerkes ausschließlich für die Unterbringung der unvergleichlichen Sammlung sowie aller zum Studium derselben notwendigen Behelfe eingeräumt worden. Die betreffenden Installationsarbeiten sind beendigt. Die Säle haben auch durch Wandgemälde und sonstige dekorative Elemente eine stilgerechte Ausschmückung erhalten und die Eröffnung des neuen Heims des „Papyrus Erzherzog Rainer“ steht in kürzester Frist bevor. Mit der Neuorganisation der wissenschaftlichen Sammlungen und Abteilungen, die hier knapp skizziert wurde, ist die im Zuge befindliche Ausgestaltung der Hofbibliothek noch keineswegs erschöpft. Ähnliche Fürsorge wie den Rüstkammern der Forschung als solchen mußte auch jenen Einrichtungen zugewendet werden, welche der Aufbewahrung, Konservierung und der Manipulation dienen. An erster Stelle sei hier der Schaffung neuer Magazine gedacht, welche die seit Jahrzehnten herrschende Raumnot auf Menschenalter hinaus gebannnt hat. In aller Stille wurde da ein Werk vollbracht, durch dessen Ausführung sich die Hofbauleitung ein bleibendes Verdienst erworben hat. Noch unter der großen „Remise“, die heute etwa 500.000 Bände birgt, wurden in der ganzen Ausdehnung des Josefplatzes Tonnengewölbe bis zu einer Höhe von zehn Metern ausgegraben, die als ein Meisterwerk des Tiefbaues bezeichnet werden dürfen. Durch sinnreich angelegte Lichtschachte, deren mit Hartglas bedeckte Mündungen außen am Josefplatz wahrnehmbar sind, ferner durch einen ungeheuren Ventilator, der mit solcher Kraft arbeitet, daß z. B. eingelegte Papier-

säcke wie vom Sturmwirbel erfaßt hinausgefegt werden, ist die erstaunliche Wirkung erzielt worden, daß die unterirdischen Kellergewölbe tatsächlich Tageslicht erhalten und trotz der Tiefe vollkommene Trockenheit herrscht. Diese Anlage, welche ganz geräuschlos in kürzester Zeit hergestellt wurde, bildet an sich schon eine Sehenswürdigkeit und ist von in- und ausländischen Fachmännern bewundert worden. Vom Anfang bis zum Ende der mächtigen Hallen und bis hart an die Decke hinan steigen in drei Geschossen die Büchergestelle, mit Galerien versehen, empor. Diese Magazine bieten bequem Raum für die Aufstellung von mehr als einer Million Bänden, d. h. für eine größere Masse von Büchern, als sich in der Hofbibliothek seit ihrem nun fast halbtausendjährigen Bestehen angesammelt hat.

Wie diese Magazinsräume zur Aufbewahrung künftigen Gutes bestimmt sind, so soll das künftige Restaurierungsatelier zur Erhaltung der überkommenen literarischen Schätze dienen. Das Bedürfnis, Büchern, Handschriften, Kunstblättern u. s. w. konservierende Sorgfalt zuzuwenden, hat sich in der letzten Zeit immer dringender fühlbar gemacht, namentlich haben prächtige Einbände der kaiserlichen Sammlung, von deren Wert man sich gerade jetzt in der Ausstellung der Bibliothek überzeugen kann, erheblich gelitten. Es besteht die Absicht, jeden der kostbaren Einbände in einem, wenn nötig, gefütterten Karton zu bergen, vorher allen beschädigten Bänden eine Restaurierung angedeihen zu lassen, bei der selbstverständlich nicht bloß der Buchbinder, sondern auch der bibliothekarische Fachmann mitzusprechen hat.

Nicht bloß der Bekanntmachung, sondern auch im gewissen Sinne der Erhaltung literarischer Kostbarkeiten dient das photographische Atelier, das im Dachraume des umgebauten Traktes Unterkunft gefunden hat und dessen Konstruktion fertiggestellt ist. In den letzten Jahren verging kaum eine Woche, in der nicht Gesuche um Bewilligung von photographischen Reproduktionen größeren oder kleineren Umfangs an die Hofbibliothek gelangten. Diesen Ansuchen zu entsprechen gebot nicht bloß das streng festgehaltene Prinzip, wissenschaftliche und literarische Unternehmungen werktätig zu fördern, es riet hiezu auch die Erwägung, daß die Erhaltung eines Objekts im weiteren Sinne gefaßt, durch vollständige Nachbildung bis zu einem gewissen Grade gewährleistet erscheint. Hat doch gerade der Bibliotheksbrand zu Turin die Bewegung zugunsten vollständiger Reproduktion literarischer Unika sehr merklich gefördert. Bei einem solchen Anlaß hat sich das Atelier der Hofbibliothek bereits vortrefflich bewährt: vor kurzem ist im Auftrage der Firma Sijthoff in Leiden die berühmte Dioskorideshandschrift der Hofbibliothek Seite für Seite photographiert worden, wozu mehr als tausend Aufnahmen nötig waren. Die Handschrift hätte wegen ihres außerordentlichen Wertes zu keinem Photographen gebracht werden dürfen — dank der Errichtung des Hausateliers ist die vollständige Reproduktion ermöglicht worden und vortrefflich gelungen.

Fügen wir noch hinzu, daß neue Garderobe-, Toilette-, Warte- und Sprechräume geschaffen, sämtliche Teile des großen Gebäudekomplexes elektrisch beleuchtet und untereinander telephonisch verbunden werden sollen, so erhellt aus der hier

gebotenen gedrängten Übersicht der großartigen, zum Teil bereits abgeschlossenen Neuorganisation der Hofbibliothek, daß das ehrwürdige Institut eine Ausgestaltung erfährt, die, buchstäblich genommen, von dem First des Daches bis in die tiefsten Kellerräume hinabreicht und in allen Einzelheiten den modernen Anforderungen entspricht.

Es ist die größte räumliche Umgestaltung, welche die kaiserliche Hausbibliothek seit jenen Tagen erfahren hat, da Kaiser Karl VI. den Prunkbau Fischers von Erlach seiner Bestimmung zuführte. Der Fürsorge zu gedenken, welche die zuständigen Hofbehörden und die gegenwärtige Bibliotheksdirektion bei dem modernen Ausbau des Institutes betätigten, haben wir alle Ursache. Sie wird dauernd in Anspruch genommen werden müssen, nicht nur aus dem Grunde, weil die innere sorgfältige Einrichtung der einzelnen Abteilungen etappenweise vollzogen werden soll, sondern auch weil die Verwaltung eines so wesentlich vergrößerten Institutes, einer ganzen stattlichen Reihe neu eingerichteter Institute weit erheblichere Dotationen für sachliche Ausgaben und die Erhaltung eines größeren wissenschaftlichen und Manipulantenpersonals unbedingt erfordert. Diese Opfer werden gebracht werden müssen, wenn man verhüten will, daß die neuen, so zweckmäßig ausgestatteten Abteilungen und Magazine unbewegliche Massen einsargen. Soll der wissenschaftliche und gemeinnützige Geist, der diese Massen zum richtigen Leben erweckt, erhalten und genährt werden, dann ist die Sicherung eines Stabes älterer, erfahrener und sorgenfreier Beamten, sowie die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses die erste unerläßliche Bedingung.

Die große neue Schöpfung stellt erhöhte Ansprüche an die Hofverwaltung. Daß aber die hier notwendigen Opfer nicht fruchtlos gebracht werden sollen, dafür liegen nicht bloß Versprechungen für die Zukunft sondern vollgültige Beweise aus der jüngsten Vergangenheit vor. Ehe noch der erste Stein zum modernen Ausbau der Hofbibliothek gelegt wurde, hat der gegenwärtige Direktor der Hofbibliothek durch systematische Vorführung bedeutender Bestände derselben die Schätze der kaiserlichen Sammlung in einer Weise bekannt gemacht, wie dies früher niemand zu hoffen wagte. Die temporären Ausstellungen der Hofbibliothek erfreuten sich eines Massenzuspruchs, der am besten durch die Tatsache charakterisiert wird, daß die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften ebenso wie die Arbeitervereine und Bürgerschulen sich wiederholt in korporativen Besuchen einstellten. Wir werden da unwillkürlich wieder an jene eindringlichen Mahnungen Eduard Sueß' erinnert, deren wir eingangs gedachten. Die räumlichen und äußeren Grundlagen für eine zeitgemäße Reorganisation bei der ältesten und reichsten Bibliothek der Monarchie sind geschaffen. Wird auch für die unbedingt notwendige innere Ausgestaltung Sorge getragen, dann ist unserem Vaterlande ein Institut neu erstanden, auf das es mit berechtigtem Stolz hinweisen kann.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder.

(Fortsetzung.)

Der dritte Professor im Bunde der Lächerlichen war Professor Dibl, ein Vater mehrerer Töchter, Landwirt und sehr mittelmäßiger Naturhistoriker. Wir machten es uns in seinen Kollegien sehr bequem, kannten nicht einmal das Titelblatt seines Vorlesebuches und machten dessenungeachtet Examen. Er hatte die Herrschaft Kretin gepachtet, und wir konnten seines Wohlwollens sicher sein, wenn wir irgend ein Naturprodukt auch als auf diesem Boden vorkommend bei der Prüfung bezeichneten. Was ist das für ein Mineral? war die Frage. (Meist stand der Name auf einem kleinen daraufgeklebten Zettelchen.) Malachit. Ja. Wozu wird er verwendet? Zu Stock- und Hemdknöpfeln, Petschierstöckeln. Nun ja, zwar auch noch zu etwas anderem. Wo findet man ihn? In Kretin. Ich habe zwar noch keinen dort gefunden, war die Antwort des Professors, aber es wäre schon möglich. Einmal kam bei der Prüfung der Diamant vor. Wo wird er gefunden? Der Examinand, der seine Prüfung recht gut machen wollte, antwortete sofort: in Kretin. Meine Herren, erwiderte der Professor, ich besitze keine Diamantengruben, und ging über den offenbaren Spaß sine ira hinweg. Philosophie wurde von einem sehr ehrwürdigen Augustiner, den wir nur mit seinem Klosternamen: Fulgens nannten, vorgetragen. Ein sehr ernster, tiefer Denker, der sich nicht an das Likavetzsche Lehrbuch hielt, sondern aus selbst verfaßten Schriften vorlas, und vor dem wir alle geradezu Ehrfurcht hatten. Bei seinem überaus trockenen, monotonen Vortrage herrschte so tiefe Stille im Saale, daß man eine Maus hätte laufen hören können. Er kannte keinen von uns persönlich, prüfte strenge, aber ganz unparteiisch. Er ließ sich tief in Kant, Fichte und Schelling ein, berührte sogar nicht selten die damals vom Lehrplane ausgeschlossene Metaphysik und sprach außer seinem Lehrfache kein Wort.

Physik dozierte gleichfalls ein ausgezeichneter Lehrer, der Prämonstratenser Dr. Franz, der, ungeachtet er brustkrank war, das ganze Jahr hindurch von Stunde zu Stunde in klarer Weise seine Materie nach dem Lehrbuche von Baumgartner erschöpfte und niemandem Unrecht tat.

Der letzte endlich der philosophischen Professoren, der Philologie und Weltgeschichte zum Fache hatte, war der Benediktiner Gregor Wolny aus Raygern, Verfasser einer Weltgeschichte und der bändereichen Topographie von Mähren — eine schwierigere Persönlichkeit. Wir hatten eine lateinisch-griechische Chrestomathie, ungefähr drei Finger dick, zum Lehrbuche, und er nahm daraus mindestens zwei Drittel für die beiden Jahrgänge. In den Kollegienstunden beschränkte er sich darauf, die Autoren kapitelweise lateinisch frei zu exzerpieren und ebenso frei eine möglichst wörtliche Übersetzung zu geben.

Etymologische oder grammatikalische Glossen hörten wir niemals von ihm, höchstens nur dann und wann historische Notizen.

Während des Semesters prüfte er höchst selten, vielleicht nicht zehn Hörer im ganzen Jahre, aber das Ergebnis einer solchen Examinatur war für die Semestralprüfung maßgebend. Ich erfuhr dies an mir selbst. Es war ein glücklicher Zufall, daß ich ihm bei einer solchen Gelegenheit eine ciceronische Tusculane zu seiner Zufriedenheit exornierte, und nun hatte ich bei allen vier Semestralprüfungen die Vorzugsklasse gesichert, ohne daß ich hiebei viel Lateinisch perorieren und Deutsch übersetzen mußte.

Umgekehrt ging es mir in der Weltgeschichte, in der ich in beiden Semestern nur erste Klasse errang, ungeachtet ich viel fester im Sattel saß, als in der mir minder angenehmen Philologie. Die Prüfungssprache war lateinisch und das kapitelweise Exzerpieren der Autoren, das man Argumentieren hieß, hatte das Gute, daß keinem von uns Juristen passierte, irgendeine Stelle des Codex civilis oder canonicus nicht zu verstehen und nicht übersetzen zu können, was bei der gegenwärtigen erweiterten Gymnasialeinrichtung häufig der Fall sein soll. Wolny und Richter, obgleich Konventualgenossen, waren untereinander die gehässigsten Gegner, denn jener galt diesem als Freigeist. Uns wurde die Anekdote bekannt, daß Richter aus Bosheit eine Tür, die außerhalb der Klausur zu den Kollegien führte und von Wolny zu späten Ausgängen benützt wurde, während der Ferien mit Ziegeln verlegen, aber die Türflügel stehen ließ. Als nun Wolny von den Ferien zurückkehrte und seinen geheimen Ausgang im Dunkeln benützen wollte, stieß er sich beinahe die Nase ein. Tatsache war, daß er längere Zeit mit beschädigtem Gesichte herumgehen mußte. Wolny erreichte ein hohes Alter, und zu seinem 50jährigen Jubiläum überreichten ihm alle seine noch lebenden Schüler ein Autographenalbum. Der Greis soll bei der Durchsicht dessen, was aus seinen so viele Jahrzehnte umfassenden Schülern geworden, tief gerührt gewesen sein.

Professor Richter tradierte als unobligaten Gegenstand auch die Erziehungskunde und übertraf sich darin selber. Er zeichnete auf der Tafel Instrumente und Säuglingsgeräte auf, und es fehlte nicht viel, daß er uns in der ars obstetricia unterrichtet hätte.

Der Onkel hatte inzwischen wieder die Wohnung geändert und wir bezogen ein an der Glacis gelegenes, dem alten Advokaten Masal gehöriges Haus samt großem Garten, auf welchen der Onkel als Blumenfreund einen großen Wert legte.

Der Garten erweiterte aber auch das Vergnügen der Tante; er war sehr groß, vorne mit Blumen- und Gemüsebeeten, inmitten ein Kiosk mit großem stukkatierten Salon und zwei Nebengemächern und hinter demselben dichtes Gebüsch und ein schattiges Wäldchen mit hohen Bäumen. Da gab es fast allabendlich zur schönen Zeit Gesellschaft, bei welcher die jungen Herren aus dem Bureau des Onkels die Hauptrolle spielten, insbesondere Baron Karl Sterneck und der Sohn des damals sehr in Ansehen stehenden Kreishauptmannes von Znaim, Moritz Czikan.

Nichtsdestoweniger wurden auch Promenaden außer dem Garten veranstaltet. An zwei Nachmittagen der Woche gab es Militärmusik, eine in dem uns sehr nahe gelegenen Augarten, die andere am Franzensberge, von der schönen Welt fast vollzählig besucht. In der Tat stand damals Brünn im wohlberechtigten Rufe, eine große Menge reizender Frauengestalten zu besitzen, darunter Schönheiten ersten Ranges, die sicherlich ein reichhaltigeres Material für ein Schönheitsalbum geboten hätten als vor einigen Jahren dem Photographen Löwy in Wien zu einem solchen zur Verfügung gewesen.

Aus dem kleinen aristokratischen Kreise befand sich da obenan die junge Gräfin Herberstein, die einen gleichfalls jungen Gemahl hatte. Im Herrenhause ward er mein in der Nähe sitzender Kollege. Ganze Züge anmutiger Fräulein in einfachen Kleidern und mit ebenso einfachen Strohhüten, wandelten von ihren Gardedamen begleitet, an solchen Tagen westwärts dem Franzensberg, ostwärts dem Augarten zu, mußten jedoch zuvor die Revue dreier stadtbekannter Stutzer an der Ecke des großen Platzes passieren, die sich dort regelmäßig aufgestellt hatten.

An Sonn- und Feiertagen ging es aber noch weiter, insbesondere nach dem Schreibwalde und der Steinmühle, wo getanzt wurde. Die Schüler Platons und des Sokrates ließen da ihren Freiheitsgelüsten vollen Lauf, und es gehörte zum stolzesten Bewußtsein, eine Tabakspfeife aus der Brusttasche herausgucken zu lassen. Auch ich schaffte mir eine ansehnliche, falschsilberbeschlagene Buchsbaumpfeife an, und als ich zum ersten Male an einem studentenbesetzten Gasthaustische im Schreibwald angesichts der versammelten schönen Welt meine Pfeife stopfte, sie anzündete und den ersten Zug gravitätisch machte, wurde mir dergestalt übel, daß ich totenbleich und wankend noch vor Erreichung der Gastgartengrenze St. Ulrich mit nicht endenwollendem Ach und Weh anrief. Natürlich belohnte mich für das frevelhafte Heldenbeginnen von allen Seiten schallendes Gelächter. Hochmut kommt stets vor dem Falle.

Während der Ferien pochte der Jagdteufel wieder einmal an meine Tür. Über uns im selben Hause wohnte ein Beamter mit seinen beiden Söhnen, der, ein passionierter Jagdliebhaber, mehrere Reviere um Brünn gepachtet hatte. Nicht etwa aus Jagdlust, sondern lediglich aus Eitelkeit, mit einer Jagdtasche und einer Flinte an der Achsel paradieren zu können, ging ich mit, um in höchst langweiliger Weise die Felder auf Hasen zu durchstreifen. Gelang es, einen herauszustöbern, so war ich es sicher, der ihn fehlte, mit einziger Ausnahme von ein paar Fällen, in welchen der arme Hase das Unglück hatte, sich nicht schnell genug aus dem Staube zu machen. Besser ging es mir auf der Schmetterlingsjagd, zu welcher ich durch einen alten Herrn, namens Hauer, animiert wurde, der eine mir damals noch unbekannte Art der Konservierung seiner Insektenschätze praktizierte. Jedes Stück bewahrte er nämlich in einem eigenen, oben und unten verglasten Pappenkästchen. Mir gefiel diese Methode so gut, daß ich sie selbst in Anwendung brachte. Ich

fand damals in Brünn auch einige einheimische Arten, die um Wien gar nicht vorkamen, z. B. Limenitis aceris, dagegen aber nicht Apaturiden und Parnassier, von welchen nur Mnemosyne auf einer Wiese beim Schreibwalde vorkam, die ich merkwürdigerweise auch nur auf einer einzigen Wiese von Wien am Kahlenberge in Masse angetroffen.

Im Winter war das Theater* nicht mein Vergnügen, sondern geradezu mein Mißvergnügen. Die Tante war mit der Frau Musil auf eine Loge, wie es damals der gute Ton mit sich brachte, abonniert, und mir oblag die Verpflichtung, sie abzuholen. Abgesehen davon, daß in finsteren Nächten, in welchen auch der Gärtner mit einer Laterne vorangehen mußte, im Regen und Schnee der Weg über das unbeleuchtete und nicht gangbar gehaltene Glacis kein angenehmer war, mußte ich dieselben Stücke unzählige Male verzehren, dabei die Bemerkungen der gelehrten Frau Musil hören, die jeden Stoff für „geschichtlich" mir salbungsvoll vorhielt, von dem sie etwas in irgend einem Roman gelesen hatte. Mir wurde dadurch das Theater, für welches ich doch in meinen Flegeljahren selbst gedichtet, so zuwider, daß ich alle Illusion verlor und in meinem ganzen Leben nur gezwungen ein Theater besuchte. Nur Opern, und diese nur der Musik wegen, machten eine Ausnahme.

Um einige Gulden zu meiner Disposition zu erhalten, hatte ich eine Lektion bei zwei Mädchen, Töchtern des Pächters des Volksgartens zu Kumrowitz, einem bekannten Fabriksorte, berühmt wegen der Kumrowitzer Kollatschen, im Deutschen, Französischen und Zeichnen übernommen. Das Dorf war durch eine Woche des Jahres während des Kumrowitzer Kollatschen-Festes allabendlich besucht, und man sah die schöne Welt in langen Reihen auf improvisierten Bänken vor den gescheuerten Bauernhäusern sitzen und nicht ganz romantisch eine ziemliche Anzahl Kollatschen, das Stück zu 2 Kreuzer, verzehren.

Die Kumrowitzer Bauernweiber, vulgo Godeln genannt, genossen während der Zeit sogar das Privilegium, in der Stadt damit hausieren zu gehen. Wenn ich nicht irre, geschah das zum Andenken an die anno 1643 vor Brünn vom General Souchez verjagten Schweden. Kumrowitz hatte einstmals auch eine berühmte Fabrik, wo die türkischen Fez in Massen fabriziert und von dort exportiert wurden. Durch Flauheit verloren sie jedoch im Orient den Markt und die Fabrik ging zugrunde. Aus derselben entstand der sogenannte Volksgarten, der aber auch nicht florierte. Als ich nach vielen Jahren in orientalischen Basaren mir Fez vorweisen ließ, die merkwürdigerweise auch dort der wechselnden Mode unterliegen und ich mehrere der-

* Solosänger waren Kunert, Tenor; Reder, Bariton; Dworzak, Baß, war zugleich Regens chori, sang vormittags mit seiner wunderbaren, alles übertönenden Stimme das Hochamt im Dom, nachmittags das Miserere bei einem Leichenbegängnisse und abends den Leporello oder Sarastro im Theater. Primadonna Signora Muzzarelli mit schriller, kreischender Stimme, in großer Protektion bei den Habitués, starb vor einigen Jahren in Paris, mit Hinterlassung eines Testamentes, in welchem sie die Stadt Wien zur Erbin einsetzte, aber ihrer Gesellschafterin eine Lebensrente von so hoher Summe bestimmte, daß der Nachlaß sich schon binnen kurzem erschöpfen mußte.

selben sehr teuer fand, zeigten mir die Araber und Türken geringschätzig andere vor, mit den, mir vom Dragoman verdolmetschten Worten: „È roba austriaca buon mercato, ma cattiva."

Einer unsinnigen Mode der damaligen Zeit schreibe ich die Hauptursache meines Leidens zu, nämlich des Blutandranges gegen den Kopf, das in diesem Jahre begann, mich, sich immer steigernd, mein Leben hindurch nicht verließ, mich auch nie mehr verlassen wird, bis es weiß Gott wie endet. Man trug damals hohe steife Krawatten, wahre Pferdkummete, in welchem der Hals mittels einer hinten angebrachten Schnalle so zugeschnürt war, daß man ihn kaum bewegen konnte. Meisterschaft in Anfertigung dieser Garottier-Maschinen war einem Hausbesorger des Grafen Mitrowsky zuerkannt, der aus Leder und Fischbein förmliche Mieder konstruierte und mit einer über den Kehlkopf, der Brusthöhle zugewandten Spitze der Krawatte eine Krümmung gab, daß sie, während sie nach unten die Schilddrüse quetschte, noch oben über das Kinn ging.

Als ich über mein Leiden dem Stabsarzt Friedrich klagte, riß er mir allerdings das Bindel herunter, aber der Embryo des Übels war bereits gegeben und entwickelte sich später in eine mir sehr lästige Cyste.

Die philosophischen Studien nahten sich allmählich ihrem Ausgange und wir rüsteten uns zum Abschiede. Hatten wir doch die zwei Jahre ein recht kollegiales Leben geführt. Nur eine ganz eigentümliche Spezies unserer Kommilitonen beklagte deshalb das Vorübergehen der schönen Tage schmerzlicher. Es waren dies — die Kapuziner. Wenn ein armer Teufel umsonst und ohne große Mühe die Philosophie in Brünn absolvieren wollte, so ging er ins Noviziat zu den Kapuzinern, verlor dadurch ein Jahr, aber hatte die weitere Versorgung während der Studien, wenn es ihm gelang, die große Profeß noch einige Zeit hintanzuhalten. In diesem Falle traten sie gewöhnlich mit ein oder zwei Jahren Theologie aus. Unsere Kollegen in der Kutte waren übrigens recht joviale Kerle, hatten immer volle Schnupftabakdosen und durften sich nur nicht am Kokettieren beteiligen, welches im zweiten Jahrgange, der im 1. Stockwerk residierte, in ausgiebigem Maße mit unseren Vis-a-vis stattfand.

Ein wahrer Schandfleck unseres Kollegiums war aber ein sicherer Alois V . . . ., Sohn eines Amtsdieners und Tartüff schlimmster Sorte, der, wenn Molière zu unserer Zeit gelebt hätte, ganz unbestritten für das Prototyp der berühmten Komödie gehalten worden wäre. Frömmelnder Heuchler, durch und durch Bösewicht im Schafpelze, steckte er seine lange Nase immer zwischen hinein, wenn zwei oder drei nebeneinander standen. Er war der offizielle Spion des Religionsprofessors Richter, der große Stücke auf geheime Polizei hielt. In späteren Jahren tauchte er in gleicher Mouchardeigenschaft als Buchhaltungsbeamter auf und betrieb, wahrscheinlich mit Unterstützung des Polizeifonds, sein Geschäft im großen.

Er hatte auf der Landstraße, im Spiegelmacherhause, eine große Wohnung, in die er Hunderte von Leuten zu Soireen einlud und den gewandtesten Maître de

plaisir machte. Bei einer derselben war auch ich mit meinem Freunde Romani gegenwärtig. Die Zimmer waren alle ausgeleert von Möbeln, nur in einem stand ein kleines Büfett, zu dem aber niemand beschieden wurde, und es war uns im ersten Augenblicke klar, daß es sich für den Hausherrn nur darum handelte, vertrauliche Gespräche zu belauschen. Ende Oktober 1848 traf ich das elende Subjekt in einer Sitzung des Gemeinderates, ich weiß nicht, unter welchem Vorwande er hineinkam, und hörte eine der fulminantesten Reden, die während der ganzen Zeit im Landhaussaale gehalten worden waren.

Da kein Blei mehr vorhanden sei, schrie er wie wahnsinnig, so müsse man die Kupferkreuzer einschmelzen, Kugeln daraus gießen und das ehemalige Bild des Kaisers hinausschießen. Und als mich das Unglück traf, in dem großen Hochverratsprozesse wider Hans Kudlich als dessen Verteidiger von Amts wegen zu fungieren und ich alle vom Militär-Standgerichte abgetretenen Akten durchsehen mußte, wen fand ich darin als eifrigsten Hauptdenunzianten? Den elenden Alois V . . . .

Wir hatten drei Kollegen semitischer Rasse; alle drei wurden späterhin Ärzte und machten ihre Karriere. Leopold Dietl ist heute Professor der Chirurgie in Wien und berühmter Operateur. Er besuchte mich erst kürzlich und scheint von allen von uns am meisten Jugendkraft bewahrt zu haben. Ein zweiter, namens Flamm, ward Hofarzt und starb, wie mir Freund Marx mitteilt, nach langem Siechtum vor kurzem.

Ignaz Maier endlich schwang sich schnell zum Krankenhausdirektor in Brünn empor, starb jedoch schon in den besten Jahren. Er war ein äußerst gutmütiger, humaner Mensch, und wir standen als Studenten in bestem Einvernehmen, das soweit ging, daß er mich sogar für die großen Ferien in seine Heimat Teschen oder Troppau einlud.

So endeten die vier Jahre meines Studienaufenthaltes in Brünn, die ich zu zu den schönsten und heitersten meines Lebens rechne, ungeachtet des Bedrängnisses der letzten zwei Monate, das jedoch in der Folge ein neuerlicher einjähriger Aufenthalt in Brünn reichlich vergütet und in Vergessenheit gebracht hat.

Ende September packten ich und mein Bruder unsere Siebensachen und zogen nach Wien.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ungeborene.

Eine Erzählung von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Also: auf einmal waren die beiden da. Natürlich schon verheiratet. Daß sie in der Stadt Hochzeit gemacht, so daß ihre Landsleute nichts davon hatten, wie es sich eigentlich gebühren würde, ist ihnen zu Beginn sehr verargt worden. Sie machten sich nichts daraus. In aller Ruhe haben sie sich eingerichtet und ihre Sache getan, wie eben zwei Menschen, die wissen, daß man arbeiten muß, will man gedeihen, und sich gar nicht davor fürchten. Keinem sind sie nachgelaufen und vor niemandem

haben sie sich versteckt, weil sie das durchaus nicht nötig hatten. Was immer sie anpackten, das hat einen Schick gehabt und ist ihnen geraten. Man hat ordentlich gesehen, wie sie vorwärtsgekommen sind in jedem Sinn. Denn der Gazda war beim Militär doch viel selbständiger geworden und hatte allerhand erlernt, was nicht nur er gebrauchen konnte. Ein langsamer Peter ist er immer geblieben. Zum Beispiel, man hat ihn um einen Rat gefragt. Dann hatte er so ein umständliches Wohlwollen an sich und hat nachgedacht und endlich gesagt: „Nachbar" oder „Freundchen — halt, das braucht seine Zeit. Vielleicht kommt 's beim Pflügen. Wart'." Nun, das geht schon manchmal, und hat er hernach etwas für gut gehalten, so hat es immer schon seinen Sinn gegeben. Nur freilich — immer kann man doch nicht warten, bis wem das Richtige einfällt. Gespottet aber hat man auch nicht über sie, wie man's sonst auf dem Dorf gern tut, je mehr sie gediehen sind und je mehr man erkannt hat, daß an ihnen auch wirklich nicht das mindeste auszurichten ist. Sie haben miteinander gelebt, daß man mit Augen gesehen hat, wie so sehr gern die Zwei einander haben und wie besonders der Gregor nichts getan hat ohne sein Weib und alles so eingerichtet hat, daß sie sich ja nicht übernimmt oder zu viel tut. Kein lautes Wort hat man bei ihnen gehört, keinen Zank. Wie denn auch? Sich über den Gazda erbosen, war doch ganz und gar unmöglich. Denn er hatte nicht einmal Unarten an sich; und der immer nachgibt, mit dem kann nicht einmal ein Streithammel zanken, der die Ludmilla für ihr Teil sicher auch nicht gewesen ist. Nun freilich — gar zu still und friedfertig ist es ihr manchmal gewesen, in der denn doch mehr unverbrauchte Leidenschaftlichkeit steckte. Wie ein lebendiges Feuer hat sie es manchmal in sich heben gefühlt; jeder Tag, der so eintönig vergangen ist, hat es tiefer niederbrennen lassen und etwas mehr graue Asche war da. Und ihr ist dann gewesen, wie manchmal im Sommer, wenn kein Wetter kommen will und die Sonne hebt sich und geht schlafen, leuchtend, einen Tag um den andern, und es fällt kein Tropfen. Erst freut man sich, wie schön das Wetter ist und wie gut alles gedeiht und eingebracht werden kann. Und dann wird man ungeduldig. Und einer jeden Wolke sieht man nach, von da, wo sie auftaucht, und man hofft, sie wird wachsen und schwarz werden und das Erdreich überschatten, und die Sonne zerzupft sie in lauter weiße und zarte Fäden, die wie Silberdraht das Blau zusammenhalten, das sich hoch und endenlos spannt, und das so schön ist, aber auch so einförmig, und auf die Dauer tut einem die Stille weh, und man sehnt sich nach einem gesunden Donnerwetter und nach roten Blitzen.

Gar zu still ist ihr also der Gregor gewesen und auch zu anhänglich. Denn er ist gar nirgends hingegangen und hat auch weiter keinen roten Kreuzer für sich allein gebraucht, und ist er einmal, Marktes wegen, in die Stadt, so hat sie mit müssen und er hätt' ihr gekauft, was sie sich nur wünschen oder erdenken konnte. Denn ohne sie ist er sich ganz verloren vorgekommen und hat sich eingeredet, er habe alsdann gar kein Glück. Ineinander gewöhnen haben sie sich nicht erst müssen, die sich von ganz klein gekannt haben; zu reden hatten sie miteinander

auch nicht viel, aus dem gleichen Grund. Sie hat ihn zum Bekenntnis bringen wollen; aber er hatte wirklich nichts zu beichten. Und sie hat's probiert, ihn zu reizen, damit sie sieht, ob er überhaupt aufbegehren kann, weil man sich doch ein wenig vor seinem Mann muß fürchten können, schon damit man die Freude hat, ihn wieder zu besänftigen; oder sie war ungerecht gegen ihn ohne jeden Anlaß, damit er sich einmal wehrt und wild wird und auf den Tisch schlägt oder ihrethalben auch wo anders hin. Das war alles umsonst. Und so, während das Dorf immer mehr Respekt vor Gregor Gazda bekommen hat, hat ihn sein eigen Weib mehr und mehr verloren und ihn dabei doch lieb und immerdar lieber gehabt.

Es hat sie nichts gefreut. Wenn sie wieder einmal ein gut Stück Geld, größer als sie einem zugestanden, in die Sparkasse getragen oder zu schönem Zins ausgetan haben, so war ihr das ganz gleich. Man hat es ja doch nicht anders gehabt, hernach wie vorher; wozu also oder für wen?

Denn dieses war sehr merkwürdig an der Ludmilla: so lange ihre Geschwister klein gewesen waren, hatte sie sie doch sehr lieb gehabt und alles für sie getan und auf sich genommen. Sowie sie aber herangewachsen oder ihr sonst aus den Augen gekommen waren, hat sie ihrer kaum mehr gedacht.

Was man so Familiensinn nennt, dies war kaum in ihr. Wer einmal auf eigenen Beinen stand, der hatte sein Teil Liebe dahin und auf weitere keinen Anspruch mehr, der mußte sehen, wie er sich selber darauf behaupte und auf ihnen weiterkomme. So war das doch immer gewesen, seitdem die Welt stand. Küchlein, die ein und aus geschwärmt sind, die kennen einander nicht mehr.

Als hochmütig hat man sie ausgeschrien, weil sie von ihren Freundinnen aus der Mädchenzeit nichts mehr wissen wollte, wie sie reich und eine Frau im Dorfe geworden war, deren Mann jeden Tag Starosta werden konnte, wann es ihn nur darnach lüstete. Überhebung oder Stolz aufs Geld aber war es bestimmt nicht. Das war ein ganz ander und ein viel schlimmer Ding.

Die Ludmilla hat es in sich werden, wachsen und groß sein gespürt. Und sie hat sich dagegen gewehrt und hat Verstecken gespielt vor sich selber und vor dem in ihr. Sie ist zur Beichte gegangen damit, und immer, wenn sie das letzte, das entscheidende Wort vorbringen und bekennen wollte, so hat es sie gewürgt, wie etwas, um das niemand wissen darf, und sie ist wieder heimgegangen, ohne ihre Seele befreit und für immer erleichtert zu haben.

Und gegen den Gregor ist sie ausfällig geworden. Und was er getan und unternommen hat, nichts, gar nichts, hat sie interessiert oder war ihr recht, und in jedem Wort gegen ihn war ein Stachel und ein Vorwurf. Das war nicht anders, mußt' er sich oftmals denken, als hätt' er sie ganz schmählich angeschmiert und betrogen. Vor ganz Fremden war sie auch so zu ihm, und, weil sie gewußt hat, sie tut durchaus Unrecht an ihm und hat sich dennoch nicht helfen können vor sich selber, so ist sie in ihr launisches Wesen immer tiefer hineingeraten und immer gehässiger, ja feindseliger gegen ihn geworden.

Sie ist krank, hat sich ihr Mann gedacht, und es kommen ihr Mucken und schwärmen um sie und sie weiß sich keinen Rat vor ihnen; und also hat er keine Mühe und keine Sorge gespart, damit sie ruhiger wird und ihm nur nicht jede Stunde verdirbt, die er zu seiner Erholung braucht. Der Hafer sticht sie, haben sie im Dorf gegen sie gehechelt, wo sie es ihr natürlich nicht vergönnten, daß es ihr so gut ging, und meinten, die beste Medizin bei solcher Krankheit sei der Ochsenstecken. Denn, so umsonst es war, ein wenig hetzen gegen die Ludmilla hat man aus allgemeiner Menschenliebe doch müssen. Aber nicht einmal der hämische Spott über sie vermochte etwas dagegen und brachte sie nicht zur Besinnung. Denn ihr ganzes Wesen war in eine Gärung geraten, und was trüb war, hob sich in ihr.

Er war heimgekommen und ohne Gruß empfangen worden. Das war er kaum mehr anders gewöhnt. Er versuchte, sein Weib zum Reden zu bringen. Ohne allen Erfolg. Er wollte Licht machen, um seine Rechnungen wieder einmal in Ordnung zu bringen. Sie litt es nicht. So gingen peinliche Augenblicke. Es war sehr finster; so ein frostiger Herbstabend, wo der Nebel huscht und es wie Gespenster in die Fenster sieht; und der Wind kauert sich manchmal in sich und springt wieder auf; und die Pappeln an der Straße ächzen und jammern sehr, wenn er zufährt und sie grimmiglich anpackt.

Der Gregor hat also dies und das probiert, hat auf ihre Neugierde gerechnet, nur um sie zu einem Wort zu bringen. Es war alles umsonst. Er hat endlich ins Dunkle gestiert, wie sie, und hinübergehorcht auf ihren Platz. Doch hat sich nichts gerührt. Er rückt nah und näher zu und hört, wie schwer sie atmet; nimmt ihre Hand und streichelt sie. Ein Augenblickchen läßt sie sich das gefallen; dann stößt sie ihn fort und springt auf, in die Küche.

Er wartet und wartet und sie kommt nicht wieder. Da ist ihm sehr bang geworden; nach ihr und überhaupt. Er schleicht ihr nach. Sie hat Feuer gemacht gehabt, um ihr bißchen Nachtessen zu kochen. Das wollte nicht recht brennen und sie blies mit Macht in die Glut, und die Augen sind ihr übergelaufen, weil viel Rauch war, wie sich der Wind mit einem recht kläglichen Lamentabel durch den Schornstein gezwängt und die Flamme niedergedrückt hat, eben wenn sie steigen wollte. Und das Gesicht von der Ludmilla war, wie es der Gregor noch nie gesehen hat: wild, zum Fürchten, und die Haare hingen ihr verworren in die Stirn, die sonst immer sehr auf sich achtgegeben hatte, und die Augen waren rot und traurig. Und manchmal hat sie einige Takte zu singen angefangen, schrill, hoch, ganz falsch und leidenschaftlich und er hat sich besinnen müssen, bis er erkannt hat: es ist ein Wiegenlied, das sie so verzerrt für sich hinsingt.

Endlich nimmt er sich ein Herz: „Ludmilla!"

Sie hat ihn ganz gehässig angesehen: „Was schleichst hinter mir her, Gregor? Was willst?"

Er trat ganz nahe an sie heran: „Was ist mit dir, Ludmilla? Was willst du? Sag' mir's doch, liebe Milla!"

Das Haar strich sie sich mit unwirscher Gebärde aus der Stirn. „Hat dich wer gerufen? In Ruh' lass' mich. Hörst, in Ruh' sollst mich lassen."

„Aber was ist mit dir? Was hat sich mit dir begeben, Ludmilla?"

„Nichts ist mit mir. Nur lustig bin ich und tu' mir also eins singen. Oder darf ich nicht mehr, Gregor?" Und sie sah ihn böse an.

Er war tief bekümmert in seiner grundguten und ihr durchaus anhänglichen Seele. „Eben, so sag' mir 's Ludmilla. Was willst eigentlich? Oder wem willst es sonst sagen?"

„Dir zuletzt", schrie sie. Dann wurde sie rot — aus einer Zornigkeit, ohne Grund und ohne Maß und voll von Trauer rot, und sie holte tief Atem: „Oder wart'! Erraten kannst 's nicht. Gregor? Ich bin allein. Verstehst mich, Gazda? Und wenn ich decken tu' zum Essen, so frag' ich, wie lang werden noch nur zwei Leut' da sitzen und das Lachen verlernen von einander und das Reden? Und eine Wiege hab' ich mir gekauft von meinem gesparten Lohn, wie wir geheiratet haben. Und ich hab' sie nicht geschaukelt, die so vielen Jahre, weil man glaubt, wenn man das tut, so nimmt man dem Kind den Schlaf, welches einmal darin soll schlafen. Und jetzt steht sie auf dem Boden, und ich bin davor, wenn ich ganz allein bin. Stundenlang, und ich schaukel' sie mit dem Fuß und ich denk mir, wie lang ist sie schon leer und soll sie immer so bleiben? Und ich sing' meine Wiegenlieder, alle, welche ich weiß, damit ich sie nicht vergess'. Und ich werd' schlecht. Und kommt eine Bettlerin und sie säugt ein Kind, so geb' ich ihr nichts und wenn sie noch so tut, weil ich ihr neidig bin, um das Kind, was sie bei sich hat, Gazda!"

Das kam zischend durch die Zahnlücke, vorgesprudelt in einer nicht mehr zu meisternden Erregung, die sie hob und verklärte und schöner erscheinen ließ, als sie der Gregor jemals gesehen. Er wollte etwas entgegnen. Aber sie hob die Hand fast drohend und fuhr fort:

„Und ich geh' darum zu keiner, die ich kenn'. Denn am meisten haben tu' ich im Dorf und am ärmsten bin ich. Und wenn eine an mir niedersieht, so weiß ich, was sie sich denken tut von mir und ich schäme mich in mich hinein, ganz in mich selber, Gazda, als wär' ich kein rechtschaffen Weib und du wärst nicht mein Mann, sondern wir lebten nur so miteinander, so daß der liebe Gott nichts davon wissen will. Und wenn ich allein bin, so hör' ich um mich, ob was ruft nach mir, wie ich 's gewöhnt bin, oder mich am Kleid zupfen tut, oder was will von mir und mich braucht. Und nichts will was von mir und nichts braucht mich, damit ich's betreu' und pfleg' und hätschel'. Und ich bin überflüssig auf der Gottes Welt und wir taugen zu nichts, Gazda!" Sie schlug die Hände vors Gesicht, wie eines, das mehr gesagt hat, als es soll und es nun mit Gewalt zurückhalten möchte. „Und ich bin gesund und stark, Gazda!"

„Vielleicht, wenn wir eines annehmen täten? Von deinen Leuten, Ludmilla?"

Sie tat die Hände fort. Sehr bestimmt und feindselig sah sie ihn an. „Damit darfst du mir nicht kommen, Gazda! Ein Kind sich nehmen? Das ist Unsinn und

ist eine Sünde. Das könnt' ich gar nicht lieb haben. Denn es muß mein sein, ganz mein, sonst ist's, wie wenn man sich einen jungen Hund kauft oder man läßt sich ihn schenken. Man hat ihn eine Zeit lang, und spielt mit ihm, und richtet sich ihn ab, und wenn er nicht mehr da ist, no so kauft man sich halt wieder einen, und hat man den gern gehabt, so wird man den auch lieb haben . . ."

„Was tut man aber denn, Ludmilla, mein Seelchen?"

„Nix tut man. Einander in Ruh' lassen!"

„Man könnt' vielleicht eine Wallfahrt machen?"

„Meinst?" Das war voll Zweifel und einer Hoffnung, die sich nicht mehr recht vorwagt. „Meinst? Aber dann müßtest du mit. Aber — jetzt lass' mich allein. Jetzt kann ich dich nicht seh'n. Keinen Menschen kann ich nicht seh'n."

Er blieb ein Weilchen allein. Aber die Tür zur Küche ließ er offen und hörte sie wirtschaften und zwischendurch ihr Singen anheben und es wieder abbrechen. Dann brachte sie Licht und ein Schüsselchen und stellte beides mit einem harten Schlag vor ihn hin. Sie sah ihm zu, während er nachdenklich und ohne Hunger so herumlöffelte in der Milch und nahm selber keinen Bissen zu sich. Er sah ziemlich fassungslos vor sich hin. Und plötzlich fühlte er ihre Arme um seinen Hals . . . „Halt' mich, Gregor! Oder es nimmt mich von dir." Und ihr ganzer Körper bebte in der Leidenschaft und in unterdrückten Schmerzen.

„Hast mich denn gern, Ludmilla? Immer noch?"

„Sehr gern," nickte sie ernsthaft und traurig. „Und das ist ja das Unglück für uns."

„Das versteh' ich nicht."

„Ich schon. Ich schon."

Er zog sie immer enger an sich und strich ihr rauh über die Hand und die Wangen, und ihr ward sehr weich dabei, wie sie sich so immer näher und inniger an ihn schmiegte. Und so saßen sie eine gute Weile beisammen: zwei Menschen, die sehr aneinander hingen und sich dennoch zu verlieren fürchteten. Denn so nahe sie diese Stunde wieder verband, zwischen ihnen, traurig und unentrinnlich, saß schon das und räkelte sich immer machtvoller, was sie schied. Und wie sie so an seiner Brust gelegen ist, ganz hingezogen und hilflos vor ihrem Kummer, der sie geschüttelt hat, wie eine Katze eine arme Maus schüttelt, da ist sie dem Gregor sehr hilfsbedürftig vorgekommen, hilfsbedürftig und zu bedauern, und sehr schön auch und sehr jung, und er hat sich wieder einmal als der Stärkere gespürt.

Es wäre vielleicht ein Glück gewesen, hätte der Gregor dieses Gefühl festhalten und durchführen können. Denn ein Weib, und sei es noch so gut geartet, braucht doch einen Meister, gar wenn es seiner selbst unsicher zu werden beginnt, damit es sich halten kann an ihm.

So aber hat er der Ludmilla bald wieder in jeglichem nachgegeben und sie hat sich gegen ihn und seine Gutheit wieder zu verstocken angefangen. Sie haben Wallfahrten gemacht, wohin immer wer gemeint hat, daß man sich in solchen Fällen wenden kann, haben Opfer gebracht und beten lassen.

Immer und überallhin sind sie zu Fuß gegangen. Denn anders ist es kein Verdienst, hat die Ludmilla gemeint. Und so mußten sie oft länger ausbleiben, als der Wirtschaft gut war. Und sind sie heimgekommen, so war die Frau zuerst müd' und abgespannt vom Weg und ihren Erwartungen und hat hernach in einem Ritt einbringen wollen, was sie versäumt hatte, und hat sich also mehr abgenützt nnd abgespannt, als ihr gut sein konnte. Und Geld ist am End' auch genug in solcher Weise aufgegangen. Das hatte man doch am Ende. Aber, sie war hernach immer in einer großen und glücklichen Aufregung. Und dem Gregor, dessen Liebe zu ihr sich stets gleich blieb, so großen Schaden er durch ihr unkluges Treiben hatte, dem ist sie begegnet, wie er sich 's eigentlich alle Zeit um sie verdient hätte. Das hat ihn guten Mutes gemacht und ihm Hoffnung gegeben, sie werde sich besinnen, wie undankbar sie gegen ihr Schicksal sei und wie töricht gegen ihren Mann, der 's ihr nach Kräften gut vermeint und zubereitet hatte.

Niemals aber durfte dies Gefühl bei ihm alt werden und erstarken. Er verstand noch immer nicht, wie der eine Wunsch, den ihr das Leben so hartnäckig vorenthielt, in ihrer tiefsten Seele saß, immer mehr mit ihr verwuchs, alles daraus verdrängte, was sonst in ihr gehaftet, das Festeste sprengte wie ein Birkenstämmchen, das sich im lebendigen Felsen bewurzelt. Nichts hatte daneben mehr Raum oder Wert. Sie ist von einer großen, aber unerfreulichen Frömmigkeit geworden. Sehr viel ist sie in die Kirche gelaufen und hat dem Herrn Pfarrer von Anfechtungen erzählt, bis es dem beinahe zuviel geworden ist. Denn er war ein älterer und bequemer Herr, der sich nicht leicht oder gerne mehr aufgeregt hat, und wußte durchaus nicht mehr, was er ihr raten oder sagen sollte, nachdem Trostworte nicht verfingen.

Und dann gibt es in jedem Dorf Weiber, mit denen man nicht gerne spricht, und die abseits wohnen und von denen man meint, sie verstünden Dinge, die eigentlich nicht erlaubt sind und mit denen man an der Seele Schaden nehmen kann. Sie wüßten zu besprechen und kräftige Worte und Tränke, die der Doktor nicht verschreiben und der Apotheker nicht machen darf, denen die Karten reden und das Blei Antwort gibt und was so böse Kunststücke mehr sind.

Nachdem, wenn man der Ludmilla Gazda mit so etwas auch nur spasseshalber gekommen ist, so hat sie meist gelacht und ist aufgefahren, wenn man hernach nicht aufgehört hat. Denn sie war nun einmal nicht neugierig nach ihrer Zukunft und sie hat sich nichts vom Leben begehrt, wovon sie nicht glaubte, sie kann 's mit der Kraft ihrer Arme gewinnen und mit dem Verstand ihres Kopfes festhalten.

Nun hat sie gerade mit ihnen Freundschaft gemacht und Kameradschaft gehalten. Nachbarinnen hat sie solche Personen genannt und ihnen Kaffee, vom besten und teuersten zugesteckt und hingetragen. Dort hat sie Stunden versessen; und hat sie von einer gehört, die besonders geschickt sei, dann ist sie, ohne jedes Besinnen und wenn noch so drängende Arbeit war, der über Land zugelaufen,

hat alles stehen lassen und sich zergrübelt, was ihre Weissagungen bedeuten. Und kein Geld war ihr zu viel; und nichts so Unsinniges hat es gegeben, das sie nicht probiert hätte, nur weil es so eine niederträchtige Hexe von ihr begehrte. Je grauslicher so ein Ding war und je teurer es gekommen ist, desto eher hat sie's probiert und desto lieber genommen. Übrigens weiß das jeder Arzt: Medizin muß schlecht schmecken, sonst taugt 's nix. Und natürlich haben diese Personen, die ja immer ausgespicht und niederträchtig sind, bald ihre Schwachheit bemerkt, sie ausgenützt und sich hinterrücks noch nach Kräften über sie lustig gemacht. Und so ist sie für viele ein Gespött geworden und ihr Mann hat da und dort davon gehört, und schief angesehen hat man ihn, wie einen, dem man eben nur nicht ins Gesicht lacht, denn man hat ihn immer geachtet; und zu Hause war eine unerquickliche und schlampige Wirtschaft; und hat er der Ludmilla was gesagt, so hat sie ihn kaum gehört vor ihren Gedanken oder abgeschnappt; und zu helfen hat er sich gar nicht gewußt und hat alles gehen lassen. Denn das Wirtshaus hat ihn nie gefreut; und sein überreiztes und abgehärmtes Weib nun denn doch auch nicht.

Und reden haben sie gar nichts mehr miteinander können. Überhaupt: haben zwei Menschen einander gern und es geht ihnen gut, so brauchen sie keinen Freund und keine Gesellschaft. Dann verstehen sie sich immer. Hat sich aber in ihnen selber ein Zwist und ein Vorwurf erhoben, bei dem keines dem andern eine bestimmte Schuld geben kann, dann ist das ein großes Unheil, wenn sie sich keinen Freund wissen und keinen Mittler. Denn alsdann ist jede Handreichung Gift und sie geschieht unlustig genug; und jede Berührung ist eine Pein; und man atmet auf, kann man einander und den ewigen Vorwurf vermeiden, den das bekümmerte Gesicht des Gefährten bedeutet, und ist dennoch gezwungen, so viel beisammen zu sein! Und man sucht in sich und findet nichts. Keine Schuld und keine böse Absicht; und man grollt sich selber, daß man so tut, gegen allen Sinn, gegen jede Gerechtigkeit, und läßt sogar dieses den anderen entgelten, daß er einem das Schlimmste zubereitet hat: den Selbstvorwurf, der niemals schweigen will, desto minder, je mehr man sich Luft macht.

Und dazu sahen diese beiden kein Ende. Denn sie waren noch jung und gesunde Menschen. An eine Scheidung aber dachten sie nicht einmal, weil sie für Katholiken doch keinen Sinn hat, und insgeheim hat die Ludmilla den Gregor denn doch lieber gehabt, als irgend was auf Erden. Nur halt, davon hat sie sich nicht frei machen können, das so häufig und so häßlich ist, daß sie sich gedacht hat: tut mir etwas weh, warum soll's der andere nicht auch spüren? Er aber ist geduldig und gütig gegen sie geblieben; und wenn er sie für ein Weilchen aufheitern konnte, so war er glücklich und hat sich abgemartert, bis ihm was einfiel; und wenn sie gemurrt hat, oder ihn gehechelt mit spitzigen Worten, so ist er für sich allein gegangen und hat für sich gegrübelt, wie gut er 's einmal gehabt hat und ist aus dieser Erinnerung heraus doppelt sanftmütig und geduldig und vorsichtig gegen sein Weib geworden. Denn sie war einmal krank, die Arme. Und er konnte nichts dawider und er durfte sie's nicht entgelten lassen, die doch zumeist darunter

litt, und mußte sein Kreuz tragen und nur hoffen, daß sie wieder zu ihrer Gesundheit und zu sich käme. Und, um zu erkennen, daß er sie eben damit martere und reize, dafür war der Gregor Gazda doch nicht klug genug. Er war eben nur gut und vor seiner Güte schmolz ihm der Zorn, wenn er sich schon einmal in ihm erheben wollte . . . (Fortsetzung folgt.)

Christian Felix Weiße (1726–1804).

Ein Gedenkblatt von Dr. Egon von Komorzynski.

Mehr als die Literaturgeschichte ist die Musikgeschichte berechtigt, des vor hundert Jahren, am 16. Dezember 1804, verstorbenen Schriftstellers Christian Felix Weiße ehrend zu gedenken. Denn auf so vielen Gebieten sich Weiße auch betätigte — hat er doch Trauer-, Schau-, Lust- und Singspiele verfaßt, als Lyriker, Dramaturg, als Redakteur und Kinderschriftsteller gewirkt — einzig das Singspiel war es, auf dessen Gebiet er bahnbrechend gewesen ist; und so berühmt, bekannt und beliebt er zur Zeit seines Wirkens war: nur seine Betätigung auf dem Gebiet der Singspieldichtung hat ihn selbst überdauert. Die neuere deutsche Oper verdankt ihm ihre Grundlage und insbesondere die Wiener volkstümliche Oper der Achtziger- und Neunzigerjahre des XVIII. Jahrhunderts — das Schaffensgebiet eines Hensler, eines Perinat, eines Schikaneder — hat die von Weiße begründete Singspielform übernommen, gefestigt und zu lokalen Zwecken weiter ausgebildet. So hängt der biedere sächsische Dichter zusammen mit der Grundlage des wienerischen Volksstückes mit Gesang!

Des äußeren Lebensganges Chr. Fel. Weißes gedenken, heißt das Bild eines rechten Philisterdaseins aufrollen. 1726 geboren als Sohn eines Schulmannes, besuchte der junge Weiße das Altenburger Gymnasium und bezog 1745 die Universität Leipzig — die Residenz des Literaturpaschas Gottsched. Diese Leipziger Studentenzeit ist die einzige Periode in Weißes Leben, die etwa ein wenig feurig genannt werden kann, denn bald hielt das Theater — in Leipzig durch die Truppe der Neuberin vertreten — den Jüngin seinen Bann und er begann um die Wette mit Lessing, den er in Leipzig kennen gelernt hatte, Dramen zu schreiben. Lessing hat gewiß die Richtung der Weißeschen Schriftstellerei entscheidend beeinflußt; immerhin aber ist die Freundschaft, die den jungen Lessing — wenn auch bloß kurze Zeit — mit Weiße verband, seltsam genug und am besten mit Minors Worten zu erklären: „Lessing verschmähte es auf keinem Gebiet, im Wettkampf mit dem Freunde die jungen, aber so ungleichen Kräfte zu üben; Lessing lernt, indem er sich übt, Weiße lernt von dem Freunde — das ist der Charakter der uns fast unbegreiflichen Verbindung, welche nicht dem Gleichgefühl, sondern dem Streben nach demselben Ziele ihre Entstehung verdankt." Diese Freundschaft mit Lessing, die freilich, als Lessing Leipzig verließ (1748), gleich erlosch, war für Weißes poetisches Wirken in vielfacher Hinsicht grundlegend. Aber im übrigen fehlt seiner Dichtung alle Selbständigkeit und Kraft. Ein echter Philister, hielt er sich auf der bequemen Mittelstraße zwischen der Gottschedschen Verstandesdichtung und der Schweizerischen Verehrung der Phantasie; ja, er verspottete beide Richtungen in dem Lustspiel „Die Poeten nach der Mode", das einen größeren Erfolg errang. Auch seine übrigen Lustspiele entbehren

der Originalität und des wahren Humors, sowie seine Trauerspiele hölzern und steif sind oder in seichter Rührung zerfließen. Als Redakteur der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" von 1759 an hat er einen gewissen lauen, gleichgültigen Standpunkt beibehalten, der zu der literarischen Revolution des Sturmes und Dranges keineswegs paßte: von den Gewittern, die sich damals in der Literatur entluden, findet sich nicht ein schwacher Widerhall in der „Leipziger Bibliothek". Mit wenigen Ausnahmen dauernd in Leipzig, wo er 1762 Kreissteuereinnehmer geworden war, entzückte er weite Kreise durch seine bedächtige Lebensführung: seine Familie wurde als das Ideal eines deutschen Hauses, er selbst als braver Ehemann und zärtlicher Vater, als pünktlicher Beamter allgemein verehrt; ja man kann beinahe sagen, daß er der Berater des ganzen Mittelstandes wurde, so wie es früher der zartherzige Gellert gewesen war: in pädagogischen, familiären und schriftstellerischen Angelegenheiten wandten sich oft ganz unbekannte Personen an ihn, und die Liebenswürdigkeit, mit der er alle solche Bitten bereitwillig und nach bestem Können erfüllte, bildet auch bei heutiger Betrachtung ein schönes Gegengewicht gegen den veralteten, moralisierenden Standpunkt, den er in seiner ganzen Lebensauffassung einnahm. Als die Werke eines allgemein so warm verehrten Mannes kamen seine Schriften naturgemäß rasch in die Mode, aber ihre Beliebtheit dauerte länger als Weißes Leben.

So beliebt Weiße eine Zeitlang als Dichter war, er ist eigentlich auf keinem Gebiete der Literatur selbständig gewesen — auf allen aber um so fruchtbarer und auch um so erfolgreicher. Als Lyriker ist er in seinen „Scherzhaften Liedern" ein Schüler der Anakreontiker Hagedorn und Gleim, in seinen „Amazonenliedern" ein Nachahmer der Gleimschen Grenadierlieder, deren Strophenform er sogar kopiert. Seine Jugendschriftstellerei, in deren Behaglichkeit er sich vor den Orkanen des Sturmes und Dranges immer weiter zurückzog, ist philisterhaft, ohne alle Phantasie, altklug und lehrhaft. Seine Zeitschrift „Der Kinderfreund", die in 24 Bänden von 1775—1792 erschien, war gleichwohl über ganz Deutschland verbreitet und machte Weißes Namen auch außerhalb Deutschlands gekannt und beliebt. In seinen Lustspielen folgt er der Schablone des sächsischen Charakterlustspieles, läßt sich von den Franzosen beeinflussen, zehrt von Lessing und bringt nicht einmal in die aktuelle Satire „Die Poeten nach der Mode" einen lebendigen Zug. Weißes ältere Trauerspiele sind Alexandrinertragödien, nicht nur der Form nach, sondern auch in ihrem steifen Aufbau; von ihnen war insbesondere „Richard III." sehr beliebt. In späteren Stücken wandte er den fünffüßigen Jambus an, auf den ihn Lessing hingewiesen hatte. (Der Schauspieldirektor Koch führte in Leipzig am 28. Jänner 1769 Weißes „Atreus und Thyest" auf; die erste Aufführung einer Jambentragödie in Deutschland.) In der Stoffwahl berührt sich Weiße mit Shakespeare nicht nur in den Dramen aus der englischen Geschichte, sondern auch in „Romeo und Julie", die er ohne Rücksicht auf Shakespeare verfaßte — ein wässeriges, rührseliges Stück, das aber seinerzeit sehr beliebt gewesen ist.

Dauernde Lebensfähigkeit aber besaßen einzig und allein die Singspiele Weißes. Seine Bearbeitung des englischen Singspiels von Coffey „Der Teufel ist los", die 1752 von der Kochschen Truppe in Leipzig aufgeführt wurde, errang ungeheueren Beifall, und Gottsched, der mit aller Macht sich dagegen stemmte, daß ein seiner Verbannung des Komischen und der Oper hohnsprechendes Werk in seiner Domäne Leipzig gespielt werde, erntete für diesen Protest bloß lauten Spott. 1766 errang das Singspiel, das Weiße inzwischen nach französischem Vorbild überarbeitet hatte, einen neuen Triumph, und das wohl

mit Recht; insbesondere trug zu dem Erfolg Johann Adam Hillers einfache, aber liebliche Musik viel bei. Ermutigt durch diese Erfolge, entwickelte Weiße jetzt eine rege Tätigkeit auf dem Gebiet der Singspieldichtung; er lehnte sich in seinen folgenden Singspielen gern an französische Originale an und blieb bei der Form eines Volksstücks mit gesprochenem Dialog, in dessen Verlauf einfache Gesangstücke eingestreut wurden. Die Anforderungen an die Gesangskunst der Schauspieler durften nicht groß sein; aber gerade diese Einfachheit gereichte den Stücken zum Vorteil und machte sie so beliebt, daß das Singspiel ein Jahrzehnt die herrschende Gattung wurde und Weiße zahlreiche Nachahmer und Nachfolger fand.

In Wien, wo die extemporierten Stücke eines Kurz und seiner Genossen ja eine ähnliche Form besaßen, griff man bei der Erneuerung und Weiterführung des lokalen Volksstücks begierig die Form des von Weiß geschaffenen Singspiels auf. Schikaneder und andere hatten schon auf ihren Wanderzügen gern deutsche Singspiele aufgeführt. In Wien gar kamen nationale Gründe dazu, sich für die neu aufblühende deutsche Oper zu begeistern. Der Frühling der deutschen Oper, die Josef II. im Hoftheater einrichten wollte, verflog nur zu rasch — er hat uns freilich Mozarts „Entführung" geschenkt, deren von Stephanie bearbeiteter Bretznerscher Text jetzt auch das Vorbild für andere deutsche Opern werden konnte. Aber die Leibdichter der seit dem Beginn der Achtzigerjahre des XVIII. Jahrhunderts erstehenden Vorstadttheater richteten sich bei der Neubearbeitung der alten extemporierten Stücke und bei der Abfassung neuer Volksstücke ganz nach dem Muster der Weißeschen Singspiele. Viele von diesen waren in den Achtziger- und Neunzigerjahren noch gern gegebene Stücke: so führten Marinelli und Hensler im Leopoldstädter Theater „Die Jagd" und den „Ärntekranz" mit Vorliebe auf; Schikaneder, der ja sein Repertoir von Regensburg nach Wien brachte, tischte im Freihaustheater gern einmal ein Werk Weißes auf. Er selbst sowie Marinellis Theaterdichter, Hensler und Perinat, arbeiteten nach Weißes Vorbild: gesprochener Dialog und eingestreute Arien und mehrstimmige Gesangsstücke; der Chor trat recht steif erst an den Aktschlüssen ein — erst Mozart hat hierin Beweglichkeit und Geist gebracht, denn für Wenzel Müllers und Kauers Musik waren in vielem noch Hiller und dessen Nachfolger, wie Dittersdorff, das Muster. Freilich erfüllten die Wiener Dichter die übernommene Form mit einem neuen Inhalt: anstatt der affektiert-ländlichen Handlung, die meist eine dörfliche Liebesgeschichte war, brachten sie eine Handlung voll frischen, echt volkstümlichen Humors, die nicht selten in phantastischer Form spielte und mit allerhand Zaubereien verbrämt wurde: eine alte Wiener Tradition ist da mit der neuerwachten Vorliebe für die Feenmärchen verbunden worden. Als ein Spektakelstück mit Musik schrieb Schikaneder 1791 seine „Zauberflöte" ganz in der Tradition der Weißeschen Form, und diese, die ja dem Wiener Volksstück bis ins XIX. Jahrhundert treu blieb — treffen wir auch in der romantischen Oper; Kind-Webers „Freischütz" bietet uns ein schönes Beispiel dafür, daß die spätere deutsche Oper der Form nach immer noch „Singspiel" heißen sollte — und gerade im „Freischütz" lebt auch inhaltlich noch gar viel von Weiße fort, was Kind bewußt oder unbewußt übernommen hat; insbesondere ist die Ähnlichkeit der Handlung mit Weißes „Die Jagd" auffallend.

So ist, was zu Lebzeiten Weißes seinen Ruhm ausmachte, bald geschwunden — nur das deutsche Singspiel ist geblieben und deshalb wird er als dessen Begründer neben Hiller immer genannt werden müssen.

Chronik.

Neuere Literatur zur Ästhetik.

An der Entwicklung der neueren Ästhetik haben österreichische Gelehrte einen hervorragenden Anteil genommen. Nirgends haben die leitenden Gedanken der Ästhetik Herbarts so starken Widerhall gefunden; nirgends sind sie so selbständig ausgebaut worden. Die eine Seite des großen Gegensatzes, welcher diese Disziplin seit Hegel und Herbart in zwei getrennte Lager schied — Vertreter der inhaltlichen oder gedanklichen Bedeutsamkeit des Schönen und Vertreter der formalen Vollendung — wurzelt vorzugsweise in den österreichischen Herbartianern: Zimmermann, Hanslick, Hostinsky, Vogt u. a. Und namentlich die beiden ersteren haben es verstanden, die Ansichten, welche sie — Zimmermann in seiner „Wissenschaft vom Schönen", Hanslick in seinem weltbekannten Büchlein „Vom Musikalisch-Schönen" — in größter begrifflicher Schärfe entwickelt hatten, als Kritiker auf das lebendige Kunstschaffen anzuwenden und ihnen dadurch eine Unmittelbarkeit der Wirkung zu verleihen, die sie in rein theoretischer Form nie hätten üben können. Die weiteren Schicksale der Ästhetik — die Impulse, welche sie durch den steigenden Einfluß der Kunst und Kunsttheorie Richard Wagners, durch das Einströmen neuer psychologischer und soziologischer Gesichtspunkte, endlich durch den großen Wandel der stilistischen Anschauungen in der bildenden und dichtenden Kunst erfahren hat — können hier nur angedeutet werden. Und obwohl fast alle neueren Kunstrichtungen die Ästhetik zu Hilfe rufen — die Ästhetik nämlich, welche ihnen jeweils gerade paßt — hat es auch nicht an Solchen gefehlt, welche dieser Disziplin in aller Form bereits einen Totenschein ausstellten. Daß aber tatsächlich das Interesse am Problem des Schönen nicht erstorben ist, beweist die erhebliche Zahl von neuen Bearbeitungen, welche die letzten Jahre gebracht haben: Konrad Lange „Wesen der Kunst", Karl Groos „Der ästhetische Genuß", Theodor Lipps „Ästhetik: Psychologie des Schönen und der Kunst", Jonas Cohn „Allgemeine Ästhetik"; und daneben eine Menge von prinzipiellen Untersuchungen, welche auf einzelne Kunstgattungen gerichtet sind.

In diese Reihe treten nun neuerdings zwei Österreicher mit umfassenden Bearbeitungen ein: Hugo Spitzer, Professor an der Universität zu Graz, und Johannes Volkelt, Professor an der Universität zu Leipzig.

Ich möchte zunächst von dem Buche Spitzers sprechen und mir einige Bemerkungen über Volkelts „System der Ästhetik", von welchem kürzlich ein erster Band zur Ausgabe gelangt ist, auf eine spätere Stelle versparen. Es ist nach Inhalt und Umfang eine zu bedeutende Leistung, um nur anhangsweise besprochen zu werden. Spitzers Buch trägt den Titel: Hermann Hettners kunstphilosophische Anfänge und Literarästhetik. Untersuchungen zur Theorie und Geschichte der Ästhetik. (Graz, Leuschner und Lubensky 1903; XVII und 506 S. Gr.-Oktav.) Auch dieses Werk ist auf dem Titel als erster Band bezeichnet. Spitzer ist auf diesem Gebiete kein Neuling. Schon im Jahre 1892 hat er „Kritische Studien zur Ästhetik der Gegenwart" veröffentlicht, welche in der Besprechung einer Anzahl neuerer Arbeiten seine eigenen Ansichten bedeutsam hervortreten ließen; Referate in der Zeitschrift „Euphorion" schloßen sich an, und die ebendort im Jahre 1899 begonnene Abhandlung „Ästhetik, Sozialpolitik und Entwicklungslehre" zeigt in ungemein interessanter Weise, wie sich im Geiste des von der Biologie herkommenden Forschers ethische und ästhetische Probleme verknüpfen. An diese früheren, durchaus auf literargeschichtlicher Grundlage ruhenden Arbeiten schließt sich auch die neueste an. Aber selten hat es ein Buchtitel so gut verstanden, den eigentlichen Inhalt einer Arbeit zu verdecken wie dieser. Denn kein größerer Irrtum wäre denkbar als der, zu meinen, das umfangreiche Buch handle nur von den ästhetischen Schriften Hettners, welche nach seinem Tode in die Sammlung seiner kleinen Schriften aufgenommen worden sind. Von diesen und ihrer eigentümlichen Doppelstellung zwischen der spekulativen und der positivistischen Philosophie ist Spitzer offenbar ausgegangen. Ihn,

der selbst ein hervorragender Vertreter positivistischer Denkweise ist und Feuerbach nahesteht, scheint es gereizt zu haben, sich Hettners ästhetische Ansichten näher zu besehen, der, unter ausdrücklicher Berufung auf Feuerbach, im Jahre 1845 seine Abhandlung „Gegen die spekulative Ästhetik" veröffentlicht hatte. Diese Bekanntschaft brachte offenbar eine Enttäuschung. Was Spitzer bei Hettner fand, hielt seinem kritischen Geiste in keiner Weise stand. Hettner war zur Hälfte in der spekulativen Ästhetik stecken geblieben, die er beseitigen wollte. Um diese Kritik Hettners aber auf eine möglichst breite Basis zu stellen, hat Spitzer weit ausgegriffen. Die Probleme, welche in Hettners Schriften berührt werden, wachsen in ihm selbständig weiter. Die Literatur der Ästhetik alter und neuer Zeit, nicht nur Deutsche sondern auch Franzosen und Engländer, wird im größten Maßstabe herangezogen, um jede Frage in den Zusammenhang der ganzen geschichtlich erkennbaren Argumentation zu rücken. Die Belesenheit des Autors ist so erstaunlich wie der Grad der Ausnützung des Gelesenen. Auch dem mit der Literaturgeschichte der Ästhetik wohl Vertrauten wird das am Schlusse des Buches befindliche bibliographische Verzeichnis manche Überraschung bieten und manche neue Bekanntschaft vermitteln. Was sachlich erörtert wird, ist nicht das ganze Gebiet der Ästhetik, sondern eine Reihe von prinzipiellen Fragen, welche auch durch die Überschrift des zweiten, viel umfangreicheren Abschnittes „Ästhetik und Kunstwissenschaft" nicht erschöpfend bezeichnet werden. Nur mit einigen Worten kann hier wenigstens einiges herausgehoben werden. Vor allem die von Spitzer mit dem größten Nachdruck und den glücklichsten Gründen vertretene Trennung von Ästhetik und Kunstwissenschaft. Sie bildet den entscheidenden Charakterzug seiner eigenen Ansicht. Sie ruht ganz auf dem Gedanken, daß das Gebiet des Schönen viel weiter reiche als das der Kunst, und wiederum, daß es in der Kunst unmöglich sei, nur nach Rücksichten der Schönheit zu produzieren. Die Art, wie diese Sätze durchgeführt und durch Prüfung des Verhältnisses zwischen Kunst und Natur, dann durch Erörterung des Kunstgewerbes, der Garten- und Baukunst illustriert werden, dürfte gerade in der Gegenwart, in der ja die Grenzen der Kunst so vielfach Gegenstand der Diskussion geworden sind, geeignet sein, Interesse zu erregen und Klarheit zu schaffen. Nicht minder auch die Analyse der psychologischen Momente, die in dem Begriff „Künstlerische Tätigkeit" liegen und der Versuch, die Grenzlinie zwischen Kunst und Wissenschaft genau zu bestimmen. Von hier aus gelangt Spitzer am Schlusse zu einer Prüfung der neuen Ansichten von der Geschichte als rationaler Wissenschaft (Lamprecht) und der von da kommenden Bezeichnung der bisherigen Geschichtsschreibung als einer „Kunst". Die wesentlichen und, wie ich glaube, methodologisch sehr ersprießlichen Ergebnisse des Buches sind: Ästhetik ist eine rationale Wissenschaft, deren Gebiet so weit reicht, als es ästhetische Wirkungen gibt, das heißt Gegenstände oder Eindrücke, welche „schön" sind und dadurch das Gefühl des Gefallens hervorbringen. Der Kreis dieser Phänomene ist viel weiter als das Reich des künstlerischen Schaffens. Ästhetik und Kunstwissenschaft können darum nicht zusammenfallen; sie berühren sich nur an gewissen Punkten. Die Kunstwissenschaft selbst hat einen psychologischen und einen historischen Teil: die Untersuchung des Wesens der künstlerischen Anlage und Tätigkeit und das Studium der Entwicklung der einzelnen Künste im Zusammenhang der Individualitäten und des Kulturlebens überhaupt. Manche Mißverständnisse und mancher im Grunde gegenstandslose Streit werden verschwinden, wenn diese Abgrenzungen Anerkennung finden. Das Buch ist keine bequeme Lektüre für denjenigen, der wenig Zeit hat und nur rasch einige leitende Begriffe aufnehmen will. Aber denjenigen, der sich seinem Gedankenzuge hingibt, entschädigt es reich durch die Gründlichkeit und den Ernst seiner Beweisführung, wie durch die Fülle von Anregung und Belehrung, die der Verfasser oft wie im Vorübergehen mit verschwenderischer Hand ausstreut.

Friedrich Jodl.

Kleine Mitteilungen.

Stadtmusikanten. Kürzlich hat ein Gemeinderat beantragt, in Wien eine städtische Musikkapelle zu errichten. Sie soll auch uniformiert werden, damit die Mitbürger nicht nur etwas zu hören, sondern auch zu sehen bekommen. Neben uniformierten Steuerexekutoren wird es also auch uniformierte Musikanten geben, und es ist im gemütlichen Wien zu erwarten, daß sie kollegial zusammenwirken. Eine Steuerexekution mit Musikbegleitung wäre gewiß eine neue Errungenschaft auf dem Gebiete der Humanität. Es dürfte wenig Wiener geben, die gegen den Antrag des Herrn Gemeinderates etwas einzuwenden hätten. Jeder Wiener, gleichviel welcher Partei er angehört, liebt die Musik und schätzt gute Musiker. Auch die Behörden von heute sind der Musik und dem Gesang freundlich gesinnt, weit freundlicher als die vor 200 Jahren. Als Wien 1704 gegen den Einfall der Kuruzzen in Verteidigungszustand versetzt wurde, hielt es die Regierung für angezeigt, auch die Wiener Fröhlichkeit auf längere

Zeit zu suspendieren. Die Strenge der Behörde richtete sich zunächst gegen die Volkssänger, weil sie in ihren Liedern auf öffentlichen Plätzen und in den Straßen „große Fürsten und Herren mit ungezüemblichen Calumnien und Schmachworthen angegriffen, nicht wenig andere erdichtete und unwahrhaffte Zeitungen eingemischet hatten." Der Rumorhauptmann wurde damals beauftragt „die mueffig gehenden Lieder-Singer und Singerinnen" abzuschaffen, weil durch sie die Dienstboten von ihren Verpflichtungen abgehalten würden. Das Verbot scheint aber nicht beachtet worden zu sein, denn im Jahre 1711 tadelte die niederösterreichische Regierung, daß noch immer „verschiedene Gesänge und Lieder durch allerhandt unnuzig und sonsten müessig gehende Leuthe hin und wider auf den Plätzen und Gässen in und vor der Stadt abgesungen werden", weshalb „die auf denen Bänckhen gewöhnlichermaßen auffstehenden Singer" von nun an allsogleich abgeschafft werden sollen. In demselben Jahre, 1704, da man den Wiener Volkssängern das Handwerk legen wollte, wurde auch die Tanzmusik verboten „weillen durch dergleichen Anmuethungen nicht allein unterschiedtliche Exzeß und Muethwillen verüebt, sondern auch der Müessiggang eingeführt, die Dienstbothen und andere zur Trunckenheit und unterschiedlichen Lastern verlaittet, der verbottene Aufenthalt verdächtiger Leuth geziglet, in villfeltige Gottslesterungen, Rauffshändel und Morththatten zum öffteren verursacht werden, beynebens auch durch dieses Tumultiren, Tanzen und Springen die Ehr Gottes kheineswegs befürdert sondern villmehr die göttliche Majestät sehr offt und beschwärlich belaidigt wirdt". Nur auf eindringliches Bitten der in ihrem Erwerb beeinträchtigten Stadtmusikanten ließ sich die Regierung herbei, „die musikalische Bedienung nur allein bei jenen Hochzeiten, die in keinen Wirthshäusern gehalten werden und längist nur biß 10 Uhr in die Nacht" zu bewilligen. Derlei Verbote kehrten fast jährlich wieder bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Sie erstreckten sich auch auf die heitere Musik in Privathäusern, betrafen aber vorzugsweise die öffentlichen Vergnügungsorte. In wiederholten Eingaben an die Regierung klagten die Stadtmusikanten, daß sie nicht in der Lage seien, „ihr Stückhl Brod zu gewinnen, mithin sye vor dem gänzlichen Untergang und Ergreiffung des Bettlstabes allermildtreichist errettet werden möchten". Auch die beliebten Nachtmusiken in den Straßen, die bei Anwendung von Trommeln, Zinken und Jägerhörnern freilich nicht sehr sanft gewesen sein dürften, wurden damals von der Obrigkeit verboten, die jedoch oftmals das Ohr verschloß, wenn es galt, einem Patrizier ein Ständchen zu bringen.

Es schien also, als ob Wien vor zweihundert Jahren keine Musikstadt gewesen. Es schien, denn in Wirklichkeit ließ man sich trotz aller Verbote nicht abhalten, nach Herzenslust zu fiedeln, wobei auch das Tanzbein nicht zu kurz kam. Von jeher war Wien ein Anziehungspunkt für Sänger und Musiker, und schon der „Freudenleere" in „Der Wiener mervart" singt:

> Wiene daz ist lobes wert
> da vendet man ros unde pfert
> grozer kurze wile vil
> sagen, singen, seiten spil.

Gab es doch in Wien ein eigenes Spielgrafenamt, dem Musikanten, Komödianten, Gaukler, Seilfahrer, Hollhupfer, Leirer, Bären- und Affentreiber, Jauffer, Buchstecher, Würfel-, Taschen- und dergleichen Spieler, Schalksnarren und Schalksnärrinnen zinsbar waren. Als Lehen 1354 dem Geschlecht der Eberstorf verliehen, kam es später an Christoph Freiherrn von Eitzing und nach dessem Tode an die Grafen Bräuner, in welcher Familie es verblieb, bis Kaiser Josef 1782 verordnete, daß „das Privilegium des kaiserl. königl. obersten Spielgrafenamtes in Österreich ob und unter der Enns als eine gar nicht mehr anpassende und wider die natürliche Freiheit, durch Kunst sein Brod zu verdienen, streitende Beschränkung" aufzuheben sei. In den bei Joseph v. Kurzbeck gedruckten Statuten dieses Amtes finden wir die Wiener Musikanten in zwei Klassen geteilt: in Stadt- und Burgfriedensmusici" und in „Landbrüder". Jene waren berechtigt, in der Stadt, in der Vorstadt, auf allen bürgerlichen und Freigründen sowie außer den Linien an allen Orten des flachen Landes zu spielen; der „wienerische Landbruder" dagegen konnte in Wien nur auf den sogenannten Freigründen spielen, dafür mußte der Stadtmusikant 110 Gulden 30 Kreuzer, der Landbruder 16 Gulden 30 Kreuzer Inkorporierungstaxe entrichten. Jeder Musikant mußte überdies eine Probe seiner Fähigkeit ablegen und außerdem der Stadtmusikant 3 Gulden, der Landbruder einen Gulden 30 Kreuzer jährlich bezahlen, widrigens ihm sein Instrument abgenommen wurde. Ein seltsames freies Gewerbe, das mit so hohen Abgaben belegt wurde. Dazu noch die geringe Achtung der Stadtmusikanten in der Wiener Gesellschaft. In den Akten des Obersthofmeisteramtes befindet sich ein Gesuch des Stadtmusikanten Gottfried Schweinberger, der im Jahre 1727 bei den Hofbällen die „Teutsch und Contra Tänz zu geigen und dabei das Directorium zu führen hatte", mithin Hofballmusikdirektor war. In seinem Gesuche bittet er, ihm die Gage zu erhöhen „umb nur die so gar gemeinen und verächtlichen Statt Dienste

meiden und meine so geringe und unwürdige Persohn dardurch von solcher Verachtung entsetzen zu können". Solche „Ballgeiger" aus der Klasse der Stadtmusikanten wurden zuerst unter Kaiser Josef I. angestellt. Wir finden in den Hofrechnungen, bereits 1708 einen Michael Jakob Kramer verzeichnet, mit einem Monatsgehalt von 30 Talern, und 1710 einen Paul Gottfried Schareiß, der 20 Taler monatlich erhielt. Das Verhältnis der Stadtmusikanten zu den eigentlichen Hofmusikern scheint kein besonders friedliches gewesen zu sein, denn in dem Vortrage über Schweinbergers Gesuch berichtet der Obersthofmeister an den Kaiser von den Impertinenzen, welche der Bittsteller von den Hofmusikern zu erleiden hatte, „wie im letzten Fasching sie ihme seine Musikalien zerrissen, seinen Jungen aber gar mit Schlägen tractiret haben . . ." — — Hoffentlich ergeht es den künftigen Stadtmusikanten besser und vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo die „uniformierten" Stadtmusikanten den Allerhöchsten und höchsten Herrschaften zum Tanz aufspielen. —o—

Die österreichische Post in der Türkei. Der in jüngster Zeit ausgebrochene, nun wieder beigelegte Postkonflikt mit der Türkei gibt die Veranlassung, einige historische Details über die Gründung der österreichischen Post im osmanischen Reiche mitzuteilen, wobei wir einer äußerst verdienstvollen, einschlägigen Arbeit des k. k. Postrates Alexander v. Eberau folgen. Die Anfänge unserer Posteinrichtungen in der Türkei sind mit den Kurieren in Zusammenhang zu bringen, deren sich der österreichische Hof zum Austausche der Depeschen mit seinem Vertreter bei der Pforte bediente. Dieser Kuriere geschieht schon im Karlowitzer Frieden (1699) Erwähnung, in dessem Artikel 17 wir den folgenden, auf den Schutz der Kuriere Bezug nehmenden Passus finden: »Cursores etiam, et alii eorum homines, Vienna ad fulgidam Portam, atque iterum redeuntes et ultro citroque venientes salvo passu, tute et secure permeent, atque ut commode iter suum perficiant, omni favore coadjuventur.« Ein regelmäßiger Verkehr von Kurieren zwischen Wien und Konstantinopel fand erst nach dem Passarowitzer Frieden (1718) statt, dessen Artikel 18 fast den gleichen Wortlaut wie der zitierte Passus hat. In den darin enthaltenen Worten »omni favore coadjuventur« ist ausgesprochen, daß außer dem den Kurieren zugesicherten Schutze auch die Benützung der einheimischen türkischen Posteinrichtungen zugestanden wurde. Allerdings mußte um diese Benützung in jedem einzelnen Falle bei dem Reiß Effendi (Minister des Äußern) eingeschritten werden, der dem österreichischen Residenten das sogenannte „Postcommandament" ausfolgte, d. h. die Anweisung an sämtliche längs der Route aufgestellte türkische Postmeister, den Vorweiser des „Commandaments" mit den nötigen Pferden zu versehen. Den Vertretern anderer Staaten wurden trotz wiederholter Ersuchen, an ihre Höfe Kuriere absenden zu dürfen, die hiezu erforderlichen „Postkommandamenter" stets verweigert. Sie waren demnach, wenn sie ihren Höfen rasch einen Bericht zukommen lassen wollten, auf das Entgegenkommen des österreichischen Vertreters angewiesen. In dieser Lage befanden sich beispielsweise die Vertreter von Holland, England und Frankreich. Die Vermittlung der Depeschen der Vertreter dieser Länder und später der Privatkorrespondenz von und nach diesen Ländern sind mit eine Ursache des großen Aufschwunges, den der österreichische Postkurs zwischen Wien und Konstantinopel binnen kurzer Zeit nahm. Der erste nachweisbar mit dem Dienstpakete aus Wien nach Konstantinopel beförderte Privatbrief stammte aus Prag und trug das Datum vom 21. November 1719. Der Brief wurde zwar dem Empfänger ausgefolgt und dessen Antwort zur Vermittlung nach Prag übernommen; der Antwortbrief sollte aber ihn, für den er bestimmt war, nie erreichen: er liegt noch in den Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Die regelmäßige monatliche Absendung der Berichte von Konstantinopel nach Wien bestand schon im Jahre 1723, sie erlitt aber oft im Winter länger andauernde Unterbrechungen; die Absendung der Reskripte von Wien an den Vertreter des österreichischen Hofes in Konstantinopel erfolgte dagegen nur fallweise, das heißt wenn dem Residenten wichtige Instruktionen zu erteilen waren. Zu Beginn des Jahres 1746 wurde der monatliche Postkurs stabilisiert. Mit Reskript der Kaiserin Maria Theresia vom 20. Jänner 1746 an den Residenten Penckler wurde nämlich verfügt, daß die Post monatlich einmal auch dann nach Konstantinopel zu befördern sei, wenn keine Befehle für den Vertreter selbst vorliegen; der Resident wurde angewiesen, gleichfalls die Post monatlich einmal nach Wien abgehen zu lassen. Es heißt in dem erwähnten Reskripte: „ . . . und finden wür uns . . . hauptsächlich veranlasset . . . anbey auch zu mehrerer Bequemlichkeit des publici und deren in die türkischen Lande handelnden in- und ausheimb-negotianten eine ordentliche correspondenz nach erstgedachter Türkhey . . . dergestalten dahin einzurichten gnädigst entschlossen, das monathl. einmahl und benantlichen allzeit den ersten posttag, es möge solcher auf einen mittwoch oder Sambstag fallen, gesambte auf unserem Obrist Hof Postambt allhier vorfindige dahin lauthende Briefschaften nacher Semblin abgeförttiget, und von dannen weithers ohne auffenthalt nacher

Constantinopel befördert werden sollen ... Da aber die nembliche accuratesse in respedirung den Briefen, und abstattung deiner berichten zu boobachten ... haben wirst." Am 2. Februar 1746 trat diese Verfügung in Kraft; die vorhandenen Briefschaften wurden am ersten Posttage des Monats Februar nach Konstantinopel abgefertigt. In der Gegenrichtung erfolgte die Beförderung der Post von Konstantinopel nach Wien am Ende eines jeden Monats. Das Jahr 1746 kann demnach als das Entstehungsjahr des österreichischen Postamtes in Konstantinopel angesehen werden. —ma—

Professor Stellwag als Leser. Als hervorragender Ophthalmologe wurde Stellwag von kompetenter Seite gewürdigt. Er hatte aber noch eine Eigenschaft, er war ein vortrefflicher Leser und seine Methode verdient Nachahmung. Er las nie, ohne sofort zu notieren und fertigte so einen Zettelkatalog an, wie er wohl vollständiger kaum existiert. Er notierte, so wie er in einer Abhandlung oder in einem Buche eine originelle Mitteilung oder einen selbständigen Gedanken fand, doppelt. Zunächst unter dem Schlagworte des Autors und unter der Rubrik des Gegenstandes. Ich weiß nicht, wie weit er historisch zurückging, aber über neuere Literatur dürfte kaum eine Notiz fehlen. So viel ich weiß, hat er diesen wertvollen Zettelkatalog einer Universitätsbibliothek schon bei Lebzeiten übergeben. Zu einer solchen Arbeit gehört ein hoher Grad von Pedantismus, besonders in der Zeiteinteilung. Stellwag erzählte mir einmal, daß, wenn die angesetzte Lesestunde zu Ende war, er grundsätzlich das Buch zuschlug, auch wenn er mitten in der Lektüre eines Satzes war. Die Lesekunst und Verwertung derselben durch Stellwag steht im scharfen Gegensatz zur Einseitigkeit der großen Wiener Schule. Es dürfte kaum eine zweite Schule gegeben haben, in der unter den Matadoren so viele schlechte Leser und so viele Unbeholfene in der Verwertung der Literatur zu fachschriftstellerischer Bearbeitung existierten, als in der genannten. Die großen Kliniker Skoda und besonders Oppolzer, die es so vortrefflich verstanden, im Buche der Natur zu lesen, waren in der Ausbeutung der Fachliteratur nicht besonders geschickt. Ich habe unter den Zeitgenossen nur noch zwei so gute Leser wie Stellwag kennen gelernt. Der eine von diesen ist Professor Jaccoud in Paris, der jetzige Generalsekretär der Académie de Médecine. Ich hatte einmal Gelegenheit zu erfahren, wie wertvoll ein so gewissenhafter Leser und Notierer sei. Professor Strümpell interpellierte mich einst wegen einer meiner Arbeiten. Ich sagte ihm, ich hätte über dieses Thema nie ein Wort geschrieben. Er entgegnete, er habe sie bestimmt gelesen. Dann, sagte ich ihm, werden wir bei Jaccoud nachschlagen. Richtig war sie dort zitiert und ihr Inhalt angegeben. Ich hatte über dieses Thema in der k. k. Gesellschaft der Ärzte gesprochen und im Journal der Gesellschaft war ein Referat erschienen, das der Pariser Kollege in sein Buch aufnahm. Professor Benedict.

Ein neues Studentenheim in Prag. Kaum ist das neue böhmische Studentenkonvikt in Prag, die Stiftung des Oberbaurates und Akademiepräsidenten Josef Hlávka, eingeweiht und bezogen, und schon wieder ist über die glanzvolle Eröffnung eines neuen, studentischen Zwecken gewidmeten Hauses in Prag, diesmal einer Gründung für deutsche Studenten, zu berichten. Vor einigen Tagen fand die Feier der Eröffnung des von dem ältesten Prager deutschen Studentenvereine, der „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten", aus eigenen Mitteln oder vielmehr aus dem Erlöse langjähriger Sammlungen und Geldoperationen angekauften Vereinshauses statt. Der angesehene Verein ist in den Stürmen des Jahres 1848 entstanden und hat sich seither trotz mancher Spaltungen innerhalb der deutschen Studentenschaft machtvoll entwickelt. Die Unterbringung der bereits stattlich angewachsenen Bibliothek und die Angliederung einer eigenen, sich immer mehr entwickelnden Vortragssektion an die Vereinsaufgaben, nötigte den Verein schon vor Jahren zu einer Übersiedlung und legte ihm immer dringender die Erwerbung eines eigenen Vereinshauses nahe. Ganz Deutschböhmen half werktätig mit, diesen Gedanken zu verwirklichen, namentlich als die „Hall", wie der Verein allgemein genannt wird, ihre Hoffnung, schon bei dem 50jährigen Vereinsjubiläum ein eigenes Heim besitzen zu können, nicht in Erfüllung gehen lassen konnte. Auf Anregung des um das Gedeihen des Vereines hochverdienten früheren Mitgliedes, Dr. Bruno Kafka, wurde mit ministerieller Bewilligung in den Jahren 1903 und 1904 eine Hausbaulotterie veranstaltet, welche unter werktätiger Mithilfe besonders der Prager Deutschen und verschiedener Komitees in einzelnen deutschböhmischen Städten ein Reinerträgnis von mehr als hunderttausend Kronen abwarf. Der ursprüngliche Plan, einen umfassenden Neubau für die Unterbringung des Vereines aufzuführen, wurde fallengelassen, und mit Hilfe des von den Mitgliedern seit Jahren gesammelten Baufonds und des Erträgnisses der Hausbaulotterie in der sehr günstig gelegenen ruhigen Krakauergasse, einer Seitengasse des Wenzelsplatzes, ein verkäufliches dreistöckiges Haus erworben und für die Vereinszwecke adaptiert. Die Adaptierungsarbeiten, welche ein Vereinsbaukomitee, dem auch mehrere Hochschulprofessoren angehörten, durch den rührigen Architekten Zasche durch-

führen ließ, sind sehr gelungen; das neue Vereinshaus, von dem vorläufig allerdings nur das Parterre und der erste Stock für Vereinszwecke in Anspruch genommen worden sind, präsentiert sich nunmehr in einfacher, aber gediegener Eleganz. Im Parterre des stattlichen Hauses ist die nach Sachgruppen geordnete, über 50.000 Bände umfassende, auch an wissenschaftlichen Werken sehr reiche Bibliothek in lichten und luftigen Räumen sehr zweckmäßig untergebracht. Im ersten Stockwerk findet man Lese-, Studier- und Ausschußzimmer, daneben einen größeren Saal, in welchem nunmehr die Vortragssektion der „Halle" ihre Tätigkeit in weit ausgedehnterem Maße beginnen kann, als dies in den bisherigen engen Mietlokalitäten geschehen konnte. —a

Zeitschriftenschau.*) In der »Illustrazione Italiana« (Nr. 47) findet sich die lesenswerte Schilderung eines Besuches der Insel Lissa von Vico Mantegazza. — Das zehnte Heft der „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" enthält eine eingehende Schilderung des Lebens und der Werke des Propstes von Nikolsburg Karl Landsteiner von Dr. Karl Fuchs. — Ludwig Gumplowicz widmet in der „Zukunft" dem „österreichischen Philosophen" Gustav Ratzenhofer einen warmempfundenen Nachruf. Er rühmt die scharfe Beobachtungsgabe und den unbezähmbaren Wahrheitsdrang des Verstorbenen, dessen Werke er genau analysiert. Der große österreichische Nationalitätenkampf führte den Philosophen zur Soziologie und, wenn er auch nicht mehr dazukam, sein vorbereitetes Hauptwerk, ein System der Soziologie, zu schreiben, bilden seine Arbeiten, die freilich heute noch von mancher Seite totgeschwiegen werden, doch einen Markstein in der Geschichte der Staatstheorie. — In den „Preußischen Jahrbüchern" findet sich eine politische Korrespondenz aus Österreich, in der getadelt wird, daß sich die Deutschen nicht von Anfang an mit der Errichtung einer Rechtsakademie in Triest einverstanden erklärten und so „die alten Verbündeten den Slawen in die Arme getrieben" haben. Die Politik der Deutschen müsse darauf beruhen, das Erreichbare zu verlangen, das Notwendige festzuhalten, das Unerreichbare aber preiszugeben, das Entbehrliche als Tauschware zu verwenden. — In »Worlds Work and Play« beschreibt Charles G. Ammon den Siegeszug der Korrespondenzkarte seit ihrer ersten Ausgabe in Wien am 1. Oktober 1866 bis heute. — Trotzdem »L'Européen« angeblich der Idee des Friedens zu dienen bestimmt ist und für die friedliche Entwicklung der Völker eintreten will, enthält seine Nr. 157 vom 3. Dezember einen von Vitterio R. di Olivieri gezeichneten Artikel, in dem in der gehässigsten und tendenziösesten Weise die Innsbrucker Vorgänge besprochen werden. — Auf einem ebenso einseitigen, die realen Verhältnisse mißverstehenden Standpunkt als der Schreiber jenes Artikels steht leider auch Björnstjerne Björnson, der jüngst im „Berliner Tageblatt" einen Aufsatz „Friedensheuchelei" veröffentlichte, in dem es hieß: „Man kann in Österreich kein Pazifist sein, ohne die ungerechte Art zu bekämpfen, mit der die slawischen und italienischen Brüder behandelt werden, denen man nicht freie Schulen und Hochschulen gönnt, selbst dort, wo sich das Bedürfnis dafür geltend macht."

*) Wir wollen in dieser Rubrik unsere Leser auf Arbeiten aufmerksam machen, welche in ausländischen Zeitschriften von Österreichern oder über Österreich erschienen sind. An die Autoren und Verleger ergeht daher die Bitte, solche Arbeiten unserer Redaktion einzusenden.

Die meteorologische Höhenstation auf dem Donnersberge. Ein Komitee von tatkräftigen Teplitzern, an dessen Spitze der Bezirksschulinspektor Wenisch steht, hat es seit Jahr und Tag unternommen, durch öffentliche Sammlungen die nötigen Mittel aufzubringen, um auf dem der nordböhmischen Kurstadt nahegelegenen Milleschauer oder Donnersberge, einem der besuchtesten Aussichtsberge Nordböhmens, eine meteorologische Höhenstation zu errichten. Die von diesem Komitee gesammelten Summen reichten zwar, trotzdem zu ihrer Ergänzung eine Staatssubvention erwirkt wurde, bisher noch immer nicht aus, um die schon für den Herbst 1904 in Aussicht genommene Eröffnung der Station zu ermöglichen. Immerhin hat das Komitee bereits das Observatoriumsgebäude selbst fertiggestellt, dem ein Aussichtsturm aufgesetzt wurde, zu welchem dem den Berg besuchenden Publikum der Zugang gegen geringfügiges Entgelt offensteht, das dem Baufonde des Observatoriums zufallen soll. Die innere Einrichtung des Observatoriums, zu welcher auf Ersuchen des rührigen Komiteemitgliedes, des Prager Universitätsprofessors Dr. Spitaler, der Staat und vor allem die Wiener k. k. meteorologische Reichsanstalt beigetragen haben, soll demnächst vollendet werden, damit für die Eröffnung des regelmäßigen Betriebes des Observatoriums wenigstens alle Vorbereitungen getroffen sind. Hoffentlich findet das Komitee bald Gönner, die es von der Schuldenlast befreien, die behufs Vollendung des Observatoriumsgebäudes gemacht werden mußte. Von dem böhmischen Landtage, auf den man anfangs gerechnet hatte, ist ja derzeit leider kein Beitrag zu erhoffen. —a.

Feuilleton.

Eugène Sue.

Es ist hundert Jahre her, daß Eugène Sue geboren wurde, und da er der sehr fruchtbare Vater einer unsterblichen Literaturgattung ist, möchten wohl einige Noten zu diesem Zentenarium nicht unangebracht erscheinen.

Man hört oft sagen, der Kolportageroman vergifte das Volk und man müsse ihn ausrotten, ihn mit einer besseren Literatur verdrängen. Die Absicht ist gut, aber der Erfolg zweifelhaft. Denn es handelt sich hier so wenig um die Literatur als bei den religiösen Kulten um die Religiosität: Leben und Brauchbarkeit, beides hängt von ihren Fähigkeiten ab, fremdartige Räusche zu geben, die mit denen des Schnapses und der Politik konkurrieren könnten; und ein primitives oder gestörtes Reaktionsvermögen wird ein leichtes Kitzeln erst bei derben Faustschlägen spüren. Der Zorn der Volkspädagogen behandelt die literarischen Schnapswirte wie Brunnenvergifter, wo sie doch nur ausschenken, was man verlangt und braucht. Ich bin durchaus geneigt, die Methode eines Wiener Fabrikanten solcher Literatur zu glauben, die darin bestand, daß er am Abend, wenn die Zeitung mit seiner „Fortsetzung" heraus war, in den Kutscherbeiseln horchte, wie die Leser den Verlauf der Geschichte weiterdachten und danach die nächste „Fortsetzung" einrichtete. Das Publikum ist der Autor und der, der sich so — mit einem Pseudonym — nennt, schreibt nur ein Diktat. Es soll das auch in höheren Gattungen der Literatur vorkommen. — Sue brauchte nicht in die Beiseln zu gehen, denn sein feiner Spürsinn machte das überflüssig, wie er überhaupt sein Geschäft mit einem nicht geringen Talent betrieb. Er brauchte es nicht, wie jener andere heutige Fabrikant zu machen, der die Personnagen seines weitläufigen Romangeschreibes aus Packpapier ausgeschnitten und wohlbezeichnet vor sich auf den Schreibtisch stellt. Geht jemand natürlichen oder anderen Todes ab, dann wirft der gewissenhafte Verfasser das betreffende Papierfigürchen zerrissen unter den Schreibtisch, und kann es ihm so nicht passieren, daß der im Kapitel 17 Gehenkte im Kapitel 57 eine Unschuld um ihren rührenden Charakter bringt. Sue konnte wie ein Quadrigenlenker seine Pferde, vier Feuilletonromane, gleichzeitig im Geschirr haben, ohne daß ihm die Sachen durcheinanderkamen. Er war geschickt und ein Franzose. Steht der Kolportageroman heute auch nicht mehr auf der Höhe seines Anfangs, hat ihn der Industralismus der Nachkommen — und nicht nur dies — rasch tief heruntergebracht, so sind doch die Züge des Ahnherrn noch in den Wasserköpfen der letzten Enkel wiederzuerkennen, und das bedeutet für die Kraft des Ahnherrn schon etwas.

Als Eugène Sue, der Reichgeborene, noch Geld hatte, dachte er nicht daran, Romane zu machen und posierte er den Debauché des dritten Aufgusses. Beim letzten Napoleon, den er wechselte, überlegte er, was zu tun, um zu Geld zu kommen, und entschied für die Literatur in Berechnung aller Chancen wie ein Abenteurer, nicht aus dem Drang jener inneren Berufung wie ein Künstler. Vorsichtig sondierte er, was man gerade am liebsten las: wie einer, der ins Wasser will, probierte er erst die Temperatur mit dem linken Fuß, mit dem rechten Fuß. Cooper war der Erfolg des Tages, also entschied sich Sue für Marineromane, dann kamen Han d'Islande und Bug-Jargal, und er folgte deren Kielwasser mit Büchern voller Gräuel und Schrecken. Er versuchte es nach bewährtem Beispiel mit der blasierten skeptischen Sehnsucht des jungen Mannes seiner Zeit und schrieb „Arthur". Als die »Liaisons dangereuses« für eine Saison wieder auflebten, stellte er sich rasch mit den »Mémoires de Mathilde« ein, in denen man auch das zweitgrößte Buch des XVIII. Jahrhunderts, die „Delphine" der Madame de Staël, findet. So schrieb Sue jedes erfolgreiche Buch eines anderen sofort vielbändig noch einmal. Und doch blieben die beiden erwarteten Erfolge, viel Geld und unerhörte Berühmtheit, aus. Sue überlegte noch einmal, wie es anfangen, und hatte einen glücklicheren Einfall: er machte eine radikale Wendung, gab die affektiert aristokratische Gesinnung und die vornehmen Buchallüren auf und schlug sich auf die Seite des Proletariats, dessen Sozialismus wohl Theoretiker und Redner, aber keinen Romancier hatte. Mit der Fabrikation der Parfüms für die eleganten Boudoirs war es ihm nicht geglückt, das Vitriol der „Mysterien von Paris" und der „Sieben Todsünden" wurde ein glänzendes Geschäft. Für zwanzig Jahre war Sue ein berühmter Mann und verdiente das Geld, das er für seine noblen Passionen — des dritten Aufgusses — brauchte, in großen Mengen. Denn neben seiner Ambition des Ruhmes hatte er auch in seiner sozialistischen zweiten Zeit diese andere Neigung, wie ein Generalpächter oder Marquis des Ancien régime zu leben und hätte seinem Wagen am liebsten seine Diener in Rosa und Silber vorauslaufen lassen, daß sie mit Stöcken und Rufen Platz für den Herrn machen.

Von Horace Vernet sagt der Witz, er habe eine Leinwanden entlang reitend gemalt, so

möchte man Sue seine 140 Bände Romane schreibend denken, die voller Erfindungen, Kontraste nnd Tendenzen sind, oder ohne Ehrlichkeit und ohne Persönlichkeit, eine Lektüre, um seekrank zu werden. Ich weiß nicht, wie es die heutigen Schreiber der Gattung mit ihren Bedienten in Rosa und Silber halten möchten und ob sie auf den großen Ruhm aus sind, aber daß sie es an Technik nicht mit Sue aufnehmen können, liegt nicht ganz an ihnen, da sie ja nur das machen, was ihr Publikum will. Das des Sue war der revolutionäre Bürger und der sozialistische Proletarier, das Publikum der heutigen Fabrikeure sind Proletarier kaum mehr, die anderswo und besser versorgt werden, aber ein verelendetes Kleinbürgertum, das unfähig wie in allem anderen auch in seiner Lektüre den plumpsten Schwindel am schönsten findet und liebt: Kriminalgeschichten „nach dem Englischen" und letzte Hofskandale für die großen Aufregungen stumpfer Sinne, den Kaiser Josef für des „Patriotismus erhebendes Gefühl" und Karl May und Co. für die Lust am Abenteuer und Heldentum. Ein Elend, das sich nicht zu helfen weiß, sucht Trost in den wildesten und lebensfernsten Imaginationen: Lotto, Radaupolitik, Kolportageromane — und wenn Regierungen und Politiker servieren, was gewünscht wird, so soll man es Eugen Sues rhachitischen Enkeln auch nicht übel nehmen, daß sie ihrem Volke dienen.

Franz Blei.

Von der Woche.

4. Dezember. Unter Vorsitz des Professors Jodl findet in Wien eine Protestversammlung freisinniger Bürger gegen die Schulgesetznovelle statt. Reichsratsabgeordneter Dr. Zdenko Schücker (geb. 1842) hält hiebei eine Rede und wird während der Versammlung vom Herzschlag getroffen †. — Antideutsche Demonstrationen in Prag.

5. Architekt Oskar Merz (geb. 1830) in Wien †. – Sitzung der zweiten Abteilung des Industrierates: v. Pacher und v. Ginzkey besprechen die zahlreichen Mängel des Gesetzentwurfes betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung.

6. 290. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Erklärungsdebatte. Die Regierung legt einen Gesetzentwurf, betreffend den Schutz der Auswanderer vor (Beilage 2097 des sten. Prot.) – Sitzung des Budgetausschusses: Beratung der Regierungsvorlage über die Notstandsunterstützungen und das Refundierungsanlehen. Der Finanzminister und der Ministerpräsident begründen die Forderung der Regierung. Abg. Dr. v. Baernreither verteidigt den „einzig korrekten Standpunkt", den der Ministerpräsident im Notstandsausschusse eingenommen habe, indem er sich bereit erklärte, die Emission der Tilgungsrente mit dem Budgetprovisorium zu verbinden. Auf diesem Standpunkte stehe auch er. Abg. Dr. Kramarz nennt das Vorgehen der Regierung eine Erpressung. — Die freie gewerbliche Vereinigung im Abgeordnetenhaus bezeichnet die Beseitigung des parlamentarischen Notstandes als die dringendste und wichtigste Pflicht der Abgeordneten und erklärt, daß nur durch die Beratung der Notstandsvorlage in Verbindung mit dem Budgetprovisorium der erste Schritt zur Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit des Parlamentes getan werden könne. — Der reichsrätliche italienische Klub erklärt darauf zu beharren, daß sowohl bei provisorischen als definitiven Maßnahmen in der Frage der italienischen Universität ausschließlich Triest als Standort ausersehen werde. — Der Gewerbeausschuß fordert die Regierung zur Vorlage der Gewerbereform auf.

7. Sitzung des Budgetausschusses: Abg. Dr. v. Derschatta erklärt, daß er und die Deutsche Volkspartei gegen die von der Regierung geforderten 69 Millionen Kronen stimmen, das Erfordernis für den Notstand des laufenden Jahres im Betrag von 15$^{1}/_{2}$ Millionen aber bewilligen werden. Abg. Graf Palffy bemängelt die Einbeziehung der Refundierungsforderung in die Notstandsvorlage und erklärt daher, für den Regierungsentwurf in der vorliegenden Form nicht stimmen zu können. Abg. Graf Stürgkh unterstützt die Regierungsvorlage. Abg. v. Skene hält die Verquickung der Bedeckungsfrage mit dem Notstandskredit finanztechnisch nicht für richtig, erklärt aber für die Vorlage stimmen zu wollen, da es sich nur um eine Formsache handle und zur Refundierung der Kassenbestände die Mittel geboten werden müßten. Das Eingehen in die Spezialdebatte über die Notstandsvorlage wird sodann beschlossen. — 43. Sitzung des Herrenhauses: Die von der Regierung eingebrachten Gesetzentwürfe, betreffend die Entschädigung für ungerechtfertigte Anhaltung in Untersuchungshaft (Beilage 240 des sten. Prot.) und die Einberufung der Gläubiger (Vorkonkurs) (Beilage 235), werden der juridischen Kommission, jene, betreffend den Scheck (Beilage 241) und die Gesellschaften mit beschränkter Haftung (Beilage 236), Spezialkommissionen zugewiesen. Hofrat Dr. Lammasch beantragt, den von ihm im Verein mit Freiherrn v. Chlumecky und Ritter v. Bilinski gestellten Antrag, betreffend die Schaffung eines Gesetzes zur Verbesserung

des Schutzes der Ehre (Beilage 239), auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung zu stellen. Fürst Schönburg-Hartenstein begründet seinen Dringlichkeitsantrag auf Abänderung des Gesetzes vom 12. Mai 1873 über die Geschäftsordnung des Reichsrates. Das Herrenhaus habe die Pflicht, die Initiative zu ergreifen, um die Ordnung im parlamentarischen Leben wieder herzustellen. Es habe zwar schon wiederholt seine „warnende Stimme gegen die Übertreibungen der nationalen Kämpfe" erhoben, doch sei dies nicht genügend. Das Gesetz über die Geschäftsordnung müsse abgeändert werden, um es wirksamer zu machen, damit den Regierungsvorlagen die Priorität in der Behandlung gewahrt und dadurch die Staatsmaschine in Gang erhalten werde. Der Antrag wird einer fünfzehngliedrigen Spezialkommission zugewiesen.

8. FML. L. Miecislaus R. v. Laszowski v. Krasłowice (geb. 1831) in Wien †. — In der Generalversammlung des ungarischen landwirtschaftlichen Vereines in Budapest sprechen sich die meisten Redner für die Aufrechterhaltung des gemeinsamen Zollgebietes aus und verlangen die Kündigung der Handelsverträge mit Serbien, Rumänien und Rußland.

9. Auf der Wiener Universität finden Demonstrationen gegen das Rektorat statt wegen Verzögerung der Antwort auf das mit Rücksicht auf die Innsbrucker Vorgänge von den deutschen Studenten überreichte Memorandum. Der akademische Senat verfügt infolgedessen die Schließung der Universität. — 291. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Regierung legt ein „Programm für die Reform und den Ausbau der Arbeiterversicherung" und die Denkschrift „Studien über die Reform der inneren Verwaltung" vor. Der Abgeordnete der Brünner Handels- und Gewerbekammer Dr. Karl Freiherr v. Offermann hat sein Mandat niedergelegt. Fortsetzung der Erklärungsdebatte: Abg. Dr. Kramarz greift die Regierung an und wirft ihr vor, die Parteien, wie nie zuvor, auseinandergehetzt und nur Trödlergeschäfte gemacht zu haben. Die Resultate dieser Politik und der Zustand der Finanzen seien geradezu trostlos. In Österreich gewänne nur eine Politik, die fest bleibt; seine Partei verlange nichts als die Erfüllung der Gesetze und wolle nicht das geringste deutsche Interesse verletzen; ihre Nachgiebigkeit würde nichts nützen. Das einzige Hindernis der Entwirrung sei die Regierung, ihre Selbstliquidierung wäre wirklicher Patriotismus. Er verlangt eine Regierung, die ehrlich und offen bereit wäre, die volle Gleichberechtigung aller Völker Österreichs durchzuführen. Der Ministerpräsident erinnert, daß die gegenwärtige Regierung von Anfang an dafür eingetreten sei, daß in den grundlegenden nationalen Problemen eine dauernde Lösung ohne eine gütliche Auseinandersetzung der beteiligten Parteien nicht gefunden werden könne. Die Zeit, in welcher die Macht der Ereignisse auch den fanatischesten Nationalismus zur Besinnung ruft, könne nicht ausbleiben. Bis dahin müsse sich der Staat allerdings in Geduld fassen. Gegen Abg. Dr. Kramarz betont er, man dürfe nicht alle Schuld für die tatsächlichen Zustände der Regierung aufladen, das Parteileben müsse einen beträchtlichen Teil der Verantwortung auf sich nehmen. Das öffentliche Leben sei in Österreich förmlich atomisiert. So lange die Zahl der Parteien so groß und die Zersplitterung innerhalb derselben so vielfältig sei, so lange werde das Haus keinen festen Kurs gewinnen und keine Regierung werde im stande sein, ihm einen solchen vorzuzeichnen. Erst wenn die Parteien sich selbst besiegt und mit vereinten Händen dem Staate eine sichere nationale Grundlage gegeben haben, wird das den Interessen der Völker und dem Gedeihen des Staates so abträgliche Parteienchaos sein Ende finden, wird das Haus eine Majorität formieren und eine dieser Mehrheit homogene Regierung verlangen können. Die Obstruktion habe nur negative Erfolge gezeitigt und leider dahingeführt, daß Österreich in einer so ganz und gar wirtschaftlichen Zeit, inmitten eines noch nicht dagewesenen Wettlaufes um Arbeit und Wohlstand zurückstehen müsse. Der Staatshaushalt könne nicht mehr mit Überschüssen schließen, wenn die Hand des Produzenten gelähmt werde. — Sitzung des Budgetausschusses: Spezialdebatte über die Notstandsvorlage. § 6 der Regierungsvorlage, der die Begebung von Renten im Betrage von 69 Millionen verlangt, wird mit 29 gegen 14 Stimmen abgelehnt und wird im Sinne des Antrages Herzmansky nur der Betrag von $15^1/_2$ Millionen bewilligt. Auf Antrag des Abgeordneten Dr. Kramarz wird Dr. v. Derschatta zum Berichterstatter für die Vorlage bestellt. Der Ministerpräsident erklärt, daß die Regierung aus der Abstimmung über § 6 leider nicht den Schluß ziehen könne, daß das Haus ernstlich bereit sei, neben einzelnen wirtschaftlichen auch einzelne andere Angelegenheiten, namentlich wichtige kulturelle Fragen auf die gleiche Art der Ausschaltung aus dem politischen Parteienstreite zu behandeln, indem sich sonst durchaus gegnerische Parteien auf einem gemeinsamen Boden zusammenfinden. Unter diesen Umständen ziehe es die Regierung vor, ihrerseits auf dem bisher begangenen Wege zu beharren und, so schmerzlich ihr dies sei, „auch die Linderung des Notstandes auf jenen nicht fernen Moment zu verschieben, in welchem sie eine Entscheidung der politischen Hauptfrage gewärtigt." Die Regierung werde die ihr nun

angemessen erscheinenden Beschlüsse sofort fassen. — Der Ministerpräsident richtet an die Präsidenten der beiden Häuser des Reichsrates eine Zuschrift, wodurch „auf Grund Allerhöchsten Auftrages die Vertagung des Reichsrates ausgesprochen wird.“ — Im Deutschen Reichstag erklärt Reichskanzler Graf Bülow, daß die Handelsvertragsverhandlungen mit Österreich-Ungarn an einem toten Punkt angelangt waren, daß aber nach Mitteilungen, die ihm von österreichisch-ungarischer Seite zugegangen seien, nun die Aussicht auf ein Einverständnis bestehe. —

10. Inauguration des Rektors der deutschen Universität in Prag Professor Dr. Rzach. — Der Polenklub gibt einstimmig der Überzeugung Ausdruck, daß die Reform der Geschäftsordnung eine unabweisliche Vorbedingung zur Sanierung des konstitutionellen Lebens in Österreich sei. — Die niederösterreichischen Reichsrats- und Landtagsabgeordneten der Deutschen Volkspartei, der Deutschen Fortschrittspartei und Abgeordneter Dötz veröffentlichen ein offenes Schreiben gegen die niederösterreichische Schulgesetznovelle. — Das Prager Stadtverordnetenkollegium beschließt die Erbauung eines tschechischen Repräsentationshauses.

*

Die politische Lage. Vor vierzehn Tagen hatte es noch den Anschein, als wäre der tote Punkt überwunden und als könnte sich unser Parlament endlich zu einer segensreichen Tätigkeit wieder emporschwingen. Im Jungtschechen-Klub tobte zwar noch der Kampf, aber die Gegner der Obstruktion hatten die Oberhand gewonnen und man war zur Vermutung berechtigt, daß die Tschechen die Brücke überschreiten würden, die ihnen die Regierung durch die Berufung des Landsmannministers und in der Notstandsvorlage gebaut zu haben glaubte. Doch bald änderte sich die Stimmung. Doktor Kramarz hatte das Aufgeben der bisherigen Taktik zu verhindern vermocht. Seine Argumente wirkten um so schlagender, als einerseits bekannt wurde, daß die Regierung an der Forderung der 69 Millionen unbedingt festhalten wolle, anderseits ein einiges Zusammenhalten der Deutschen immer unwahrscheinlicher schien. Tatsächlich machte sich auch ein bedenkliches Schwanken in den Reihen der Linken bemerkbar, zum Teil durch die unter den einflußreichen Mitgliedern der Deutschen Volkspartei herrschende Verstimmung veranlaßt, die zu verscheuchen auch der letzten Rede des Ministerpräsidenten nicht gelungen war. So kam es zu jener Abstimmung im Budgetausschuß, die wieder deutlich zeigte, wie wenig Disziplin in unserem Parteileben herrscht. Es berührte geradezu peinlich, wie von den Deutschen die einen für, die andern gegen die Regierung stimmten, einige sich der Entscheidung durch Abwesenheit entzogen, wie sie aber alle durch den Mangel festen Zusammenhaltens nur die Geschäfte der Tschechen besorgten, deren feierlichen Dank sie am Ende auch entgegennehmen mußten, als Dr. Kramarz den Obmann der Deutschen Volkspartei zum Referenten vorschlug. Vielfach wird geglaubt, daß die Regierung durch diese Abstimmung zu einem entschiedenen Vorgehen bewogen werden dürfte. Für die nächste Zeit ist dies nicht anzunehmen, da sie die Vertragsverhandlungen mit dem Deutschen Reich zum Abschluß bringen und jedenfalls auch die Klärung der Verhältnisse in Ungarn abwarten will. Dunkel ist freilich noch, was dann folgen wird. Möglich, daß in der Wählerschaft eine Bewegung eintritt, die endlich eine segensbringende Arbeit ihrer Vertreter fordern wird; sind doch die Landwirte selbst durch die Aufschiebung der Notstandsunterstützungen schwer geschädigt und leiden auch die Industriellen unter den ungeklärten Verhältnissen. Fest steht nur eines, daß leider die Deutschen aus Mangel an Einigkeit ihre politische Position nicht gestärkt haben. △

*

Ein Richard Wagner-Theater in Wien. Das ist das neueste Theaterprojekt, womit wir Wiener just in den Tagen überrascht wurden, wo das „Wiener Bürgertheater“ aus den Regionen der Luftschlösser in das erste Stadium seiner Verwirklichung getreten ist. Nichts Geringeres als ein Theater nach dem Muster des Bayreuther Festspielhauses soll das Wiener Wagner-Theater werden. Herr Max Burg, der Impresario eines Baritonisten, ist der geistige Urheber des kühnen Projektes, und es heißt, daß er dafür bereits ein kapitalskräftiges Konsortium gewonnen hat, das aus Berliner und Wiener Finanzleuten, gewesenen Industriellen und Bankiers, besteht. Mit ihrer Hilfe nun will er die Kunst- und Kulturideale des Bayreuther Meisters ihrer Erfüllung zuführen, und zwar in Wien und Berlin zugleich, denn auch die Hauptstadt des Deutschen Reiches soll durch seinen Willen ein Richard Wagner-Theater erhalten. Ein sachlich nüchterner Vergleich zwischen dem, was Herr Burg will, und dem, was Wagner wollte, dürfte für die richtige Beurteilung des geplanten Unternehmens nicht ohne Nutzen sein. Das Richard Wagner-Theater des Herrn Burg ist als ein internationales Theater mit wechselndem Repertoire gedacht; es will nicht bloß die Werke Wagners und älterer deutscher Meister zur Aufführung bringen, sondern auch Neuheiten und neben deutschen auch fremdländische Opern. Unterscheiden wird es sich also von den üblichen Opernhäusern nur durch die technische Einrichtung der Bühne und des Zu-

schauerraumes nach dem Bayreuther Beispiele, sonst aber wie jene der Neugierde und der Zerstreuung eines Großstadtpublikums dienen, das mit gleicher Blasiertheit Gutes und Schlechtes, Hohes und Niedriges entgegennimmt, heute „Tristan", morgen die „Regimentstochter" und übermorgen „Carmen". Wagner hingegen hat es als seine Lebensaufgabe betrachtet, „die theatralisch-dramatische Kunst aus einer untergeordneten Dienerin frivoler Vergnügungssucht zu einer selbständigen und geachteten Vertreterin eines modernen Kulturelementes und nationalen Lebens zu erheben." Das konnte er nur erreichen, indem er sich überhaupt außerhalb des geschlossenen Herkommens und Gewohnheitsmäßigen stellte. Er sagte sich: wo jeden Abend gespielt werden muß, die verschiedensten Werke sich in unaufhörlichem Wechsel aufeinander drängen, kann auch beim redlichsten und ernstesten Wollen Würde und Weihe der Kunst nicht gewahrt bleiben, und sie muß für den Zuschauer Unterhaltung, für den Darsteller Routine werden. Er sagte sich weiter: man mag die nationale Einseitigkeit und Abgeschlossenheit, wie sie den Chinesen jenseits der Vogesen eignet, für ein noch so großes Übel halten und unsere deutsche Empfänglichkeit für alles Schöne, welchem Volke es auch immer entstamme, als noch so großen Vorzug preisen, ein sicheres Stilgefühl, wie es die Franzosen und Italiener auszeichnet, kann sich im bunten Wechsel internationalen Kunstbetriebes weder bei den Zuschauern noch bei den Darstellern ausbilden und erhalten. Die Aufgabe, die sich Wagner stellte, war darum die, „im Gegensatze zu dem täglichen Bühnenbetriebe der dramatischen Kunst, eine feste Stätte zu errichten, der rohen Wirklichkeit das Idealbild einer nationalen Kunst zur Selbstbespiegelung entgegenzuhalten." Kunstvollendete Aufführungen sollten zu einer Schule für Künstler und Publikum werden, und gegenüber der Verwilderung und Stillosigkeit unserer Theater sollten von Zeit zu Zeit wiederkehrende Festspiele einen festen Stil für das deutsche Drama ausbilden, einen „höheren deutschen Originalstil", wie ihn sich schon Lessing, Goethe, Schiller und Kleist erträumt hatten. Das ist der ideale Sinn und der praktische Zweck des Bayreuther Festspielhauses, also das gerade Gegenteil vom internationalen Wagner-Theater des Herrn Burg. Der unternehmungslustige Mann hat es übrigens selbst ausgesprochen, was vor allem in ihm den Plan seiner Theatergründung zur Reife brachte: es ist die lockende Aussicht, daß Wagners Werke im Jahre 1913 tantièmenfrei werden, und stolz fügt er hinzu: er wolle als einer der ersten den „Parsifal" nach Ablauf der Schutzfrist in Wien und Berlin zur Aufführung bringen. Wer nun weiß, welch schmerzliches Opfer es für Wagner bedeutete, als er sich gezwungen sah, den „Ring der Nibelungen" dem Alltagstheater preiszugeben, und wer sein letztes und einziges Streben kennt, den „Parsifal" durch seine ausgeprägte religiöse Gestaltung vor gleichem Lose zu bewahren, der wird dem geplanten Theaterbau des Herrn Burg kaum die Berechtigung zusprechen können, sich mit dem Namen Richard Wagners zu schmücken. Herr Burg erbaue ruhig sein Opernhaus, wenn er sich geschäftlichen Erfolg davon verspricht. Es kann uns insoferne nützlich sein, als es die übrigen Bühnen zu künstlerischem Wettbewerb anspornen wird. Nur lasse er den Namen des Bayreuther Meisters aus dem Spiele.

—tr—

*

Deutsches Volkstheater. Armes, armes deutsches Lustspiel! Es ist unentrinnbar Herrn Blumenthal und drei oder vier anderen Handwerkern ausgeliefert. Was angebliche Literaten „in diesem Artikel erzeugen", zeigte Herr Raoul Auernheimer. Letzthin sahen wir einen Einakter, der lustig gemeint war, durch die Schäbigkeit seiner Figuren aber anwiderte. Jetzt gefällt einem Teil der Volkstheaterbesucher das dreiaktige Lustspiel „Die große Leidenschaft". Die Schauspieler wenden die umständliche, breit gewalkte Gedankenlosigkeit ins Ironische. Eine Wohltat! Wie Weinberln im Strudelteig drängen sich die witz- und geiststrotzenden Aperçus. Dieses Werk ist sehr geeignet, die berühmte Wiener Liebenswürdigkeit, den Wiener Esprit zu vertreten! Wenn man nicht einschläft oder flieht, dankt der Dichter dies seinen Schauspielern. Herr Kramer — ausgezeichnet —, Herr Jensen, Herr Raeder, die Damen Wallentin und Dewal geben ihr Temperament und ihre Naturen her, um ein Flämmchen von Leben anzufachen.

—lz—

□□ Österreichische Rundschau, Heft 7. □ Redaktionsschluß 10. Dezember 1904. □ Ausgegeben 15. Dezember 1904. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Carl Konegen. □ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 8: 17. Dezember 1904. □□

Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung.

Von Prof. Dr. Friedrich Freiherrn von Wieser.

III.

Der nationale Streit in Böhmen.

2. Die gegenwärtige Lage.

In dem halben Jahrhundert, durch welches der nationale Streit in Böhmen hin und her wogt, ist jede der beiden Parteien immer von der vollsten Überzeugung durchdrungen gewesen, daß sie ganz und gar im Rechte und daß der Gegner völlig im Unrechte sei. Wer nur etwas Völkerpsychologie kennt, wird dies ganz begreiflich finden, er wird aber auch wohl nicht glauben können, daß Recht und Unrecht wirklich so scharf verteilt seien. Heute, da wir den ersten Perioden des Streites schon so weit entrückt sind, daß wir über sie ein unbefangeneres Urteil zu gewinnen vermögen, kann jeder, der sehen will, es deutlich sehen, daß keiner der beiden Teile ganz im Rechte, keiner ganz im Unrechte ist; keiner stellt seine Forderungen ganz grundlos, aber jeder fehlt darin, daß er sich den Gründen, die im eigenen Volke wirken, mit innerster Teilnahme allzuwillig hingibt, dagegen sich denen, die für die fremde Sache sprechen, als strenger Richter gegenüberstellt oder selbst gänzlich verschließt. Es braucht nicht viel Beobachtungsgabe, um wahrzunehmen, daß immer diejenige Partei, die gerade die Herrschaft innehat, zur Unduldsamkeit geneigter ist, während die andere die Rücksichten der Billigkeit um so eifriger anruft; die Forderung der nationalen Abtrennung, die heute von deutscher Seite gestellt wird, ist ganz ähnlich vor Jahrzehnten, als die Tschechen noch die Schwächeren waren, von *ihren* Führern gestellt worden.

Warum sollte nicht auch ein Deutscher die Irrtümer seiner Nation, die die geschichtliche Entwicklung klargelegt hat, einbekennen dürfen? Ich will kein Hehl daraus machen, daß nach meinem Urteil zu Beginn des Streites die Deutschen im Unrecht waren; sie haben meines Erachtens den Fehler begangen, daß sie in treuer Hingebung an das alte Österreich, welches nach ihrem Bilde geformt war, übersehen haben, wie im tschechischen Volke ein neues Leben sich regte, dem Licht und Luft benommen war. In der langen schweren Zeit, die für sie mit Taaffe begann und mit Badeni endete, in der sie immer mehr zurückgedrängt wurden und fast

jede Hoffnung auf eine günstige Wendung verloren hatten, haben sie gelernt, sich zu beschränken; in den Vorschlägen, die sie nach der Ära Badeni machten und mit denen sie für die tschechischen und gemischten Bezirke bezüglich des größten Teiles der Geschäftsführung die innere tschechische Amtssprache anboten, ist keine Spur von Übermut enthalten. Wenn die stolzen Männer, die in der großen liberalen Zeit Böhmen und mit ihm Österreich regierten, hätten erfahren können, wie bescheiden ihre Nachfolger geworden sind, so hätten sie ihre Ruhe im Grabe nicht gefunden. Es ist übrigens sehr leicht zu sehen, daß in der Stimmung der letzten Zeit die deutschen Ansprüche, so wie sie von den Extremeren vertreten werden, wieder erheblich im Steigen sind. Ebenso deutlich aber ist es zu sehen, daß die Tschechen, als sie an die Macht gekommen waren — denn sie sind im Lande an die Macht gekommen, wiewohl sie sich noch immer als die Bedrückten geben — ihrerseits die Macht unbillig anwendeten, und ihre große Schuld ist es, daß, als sie endlich die Gelegenheit hatten, auf Grund der deutschen Vorschläge den Kampf mit einem reichen Gewinne abzuschließen, sie sich nicht beschränken konnten, sondern in völliger Verkennung ihrer Machtmittel den angebotenen Frieden ablehnten.

Ich kehre zur Erzählung der Anfänge zurück. Eine deutsche Regierung hatte in Böhmen die Führung; man kann es sich kaum mehr vorstellen, daß der Bürgermeister von Prag vor gar nicht zu langer Zeit deutsch war. Ein alter Prager Bürger hat es mir einmal in lebendigen Einzelheiten geschildert, mit welchem Übermaß verhaltenen Grolls die national fühlenden Tschechen die deutsche Vorherrschaft trugen, die ebenso eine gesellschaftliche wie eine politische war und gesellschaftlich vielleicht noch kränkender empfunden werden mußte. Welcher Zwang, in der Öffentlichkeit ihre Sprache nicht sprechen zu dürfen, die sie mit Stolz zu neuem Leben erwachen fühlten! Es war ein unnatürliches Verhältnis, daß die Tschechen, als die Mehrheit der Bevölkerung und mit dem Gefühle wachsender Kraft, im Landtag und Landesausschuß in die Minderheit verwiesen waren. Es ist begreiflich, wenn die Nation das Gefühl hatte, einen heiligen Kulturkampf zu kämpfen. Wie viele Verwaltungseinrichtungen waren ihr nicht vorenthalten, die der deutschen Kultur bereitet waren! Die Deutschliberalen haben ihr dann allerdings mit freigebiger Hand eine Gabe nach der anderen gebracht, ohne Dank dafür zu haben, die freie nationale Volksschule wurde eingerichtet, bald darauf erhielt die Nation auch ihre selbständigen Mittelschulen, aber hatte sie nicht ein Recht, noch mehr zu fordern? Noch immer blieb ihr die eigene Universität versagt, selbst als ihre Mittelschulen immer zahlreichere Abiturienten lieferten, die für die deutsche Hochschule nicht mehr vorgebildet waren, und selbst als sie an der alten Prager Universität eine ganze Anzahl tschechischer Lehrer, darunter solche von ausgezeichnetem wissenschaftlichen Rufe, gestellt hatte. Erst das Ministerium Taaffe brachte die nationale Universität — heute könnte man den Zustand gar nicht mehr denken, daß die Universität nicht bestünde. Haben die Deutschen in Böhmen nicht sich und ihrer Sache außerordentlich geschadet, wo immer sie solchen tschechischen Nationalinteressen entgegentraten, die billigerweise und nach allen tatsächlichen Verhält-

nissen gar nicht mehr unberücksichtigt bleiben konnten? Immer noch ist im tschechischen Volke etwas von dem Gefühle erlittenen Unrechtes und dem glühenden Eifer jener Tage, immer noch gibt es in Wien und den Alpenländern viele Deutsche, die sich in Erinnerung an damals auch heute noch nicht voll auf die Seite ihrer Landsleute in Böhmen gestellt haben. Um so nachdrücklicher muß hervorgehoben werden, daß der Kulturkampf wenigstens in Böhmen beendigt ist; es ist gewiß bezeichnend, daß die große Kulturforderung, mit der die Tschechen heute kommen, eine Universität in Mähren betrifft. Was sie heute in Böhmen unter diesem Titel vom Staate zu fordern haben, haben die Deutschen reichlich ebenso zu fordern, beiden steht in erster Linie die finanzielle Enge des Staatshaushaltes entgegen. Mögen manche von den älteren Einrichtungen, aus der Zeit der deutschen Vorherrschaft, auf deutscher Seite besser sein, so ist dagegen anderes, was seit Taaffe eingerichtet ist, auf tschechischer Seite besser; die Landsmannminister haben ihres Amtes nicht vergeblich gewaltet. Die Prager Kunstakademie und Kunstgewerbeschule z. B. sind unter dem Namen utraquistischer Anstalten in Wahrheit fast ganz tschechisch. Zur Unterstützung der wissenschaftlichen Forschung kommt den Tschechen übrigens neben den staatlichen Einrichtungen noch eine Reihe von anderen Anstalten zugute, die sie, obwohl sie zum Teil deutsche Gründungen sind, fast ausschließlich in ihrer Hand haben. Seit Taaffe haben die Deutschen das Recht, gegen den Staat und weit mehr noch gegen das Land und die Hauptstadt mit Kulturklagen zu kommen. Die kleinen Schritte, die unter dem Ministerium Körber unternommen worden sind, um den tschechischen Vorsprung einzuholen, z. B. die Ernennung eines deutschen Professors an der Kunstakademie, sind nie ohne den heftigsten Einspruch in der tschechischen Presse geblieben. Die neue kaiserliche Stiftung der Landesgalerie, die den Ansprüchen beider Nationen gerecht geworden ist, hat in der tschechischen Presse ebenso heftigen Widerspruch hervorgerufen, indem die Mitbeteiligung der Deutschen als ein Raub an der Nation erklärt worden ist. Wer ist es, der da heute einen Kulturkampf zu kämpfen hat?

Von allen Streitpunkten hat der über die Amtssprache weitaus am stärksten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der Bewohner eines einsprachigen Landes, in welchem der sprachliche Vollzug der Amtssachen gleichsam von selbst abläuft, kann sich unmöglich vergegenwärtigen, welche Unsumme von Schwierigkeiten entsteht, sobald dieser selbstverständliche Ablauf aus dem nationalen Gesichtspunkt bewußt geregelt werden soll, so daß „was sonst getrieben frei, eins! zwei! drei! dazu nötig sei". Und doch ist es nicht bloß nationale Eitelkeit, die den Streit nährt; selbst wenn die ganze Empfindlichkeit abgerechnet wird, die daher kommt, daß alles auf den nationalen Ehrenpunkt getrieben wird, bleibt noch genug an schwerwiegenden Machtinteressen und wirtschaftlichen Interessen übrig, die mit der Amtssprache im engsten Zusammenhange stehen; von der Amtssprache redet man, aber die Nationalität des Beamten ist gemeint und wird getroffen. Daher die ungeheure Aufregung unter den Deutschen über die Badenischen Verordnungen,

die ihnen die Aussicht auf Mitbeteiligung an der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung des Beamtentums fast benahmen und die dessen politische Macht fast ganz den Tschechen auslieferten. Wie bei den Tschechen die Erregung des Kulturkampfes, wirkt bei ihnen das durch diese Verordnungen erweckte tiefe Mißtrauen noch heute nach, sie werden die Sorge nicht los, irgend eine folgende Regierung könnte den gleichen tödlichen Streich versuchen und das tschechische Staatsrecht tatsächlich dadurch einführen, daß sie überall die tschechischen Beamten einführt.

Es ist ein mühseliges Gewirre von Einzelbestimmungen, in denen sich die Vorschläge zur Regelung der Amtssprache in Böhmen ergehen, aber die eigentliche Schwierigkeit liegt nicht in der Fülle der Einzelheiten, sondern in den leitenden Gedanken, über die bisher noch keine Übereinstimmung gewonnen werden konnte. Zwar rufen beide Teile eine und dieselbe Formel an, die Formel der Gleichberechtigung, aber die Auslegungen, die sie ihr geben, führen sie soweit auseinander, als ob sie nichts gemeinsam hätten. Niemals ist der Streit leidenschaftlicher geworden, als seitdem er an die Tiefen rührte, die unter dieser Formel verborgen sind.

Eine dieser Tiefen ist, daß sie stillschweigend die Voraussetzung macht, als ob es sich nur um eine Auseinandersetzung zwischen den beiden Nationalitäten handelte. In der Tat ist aber noch ein dritter Faktor mitbetroffen, der Staat. Auch der Staat hat im Interesse des Ganzen, im Interesse beider Landesparteien und all der Parteien außerhalb des Landes gewisse Forderungen in Rücksicht auf die Amtssprache zu wahren, die er nicht fallen lassen darf und die er, weil sie das Ganze angehen, den Forderungen der beiden streitenden Nationalitäten voranzustellen hat. Wie der militärische Dienst gebieterisch die einheitliche Kommandosprache und die einheitliche Sprache der höheren Befehlgebung verlangt, so darf auch im bürgerlichen Dienste die sprachliche Einheit nicht ganz verloren gehen, für einen gewissen innersten Bereich des Dienstes ist sie unerläßlich. Bisher hat sich noch keine österreichische Regierung gefunden, die nicht diese Auffassung geteilt hätte und die nicht der Meinung gewesen wäre, daß für diese „innerste Dienstsprache" das Deutsche auch weiterhin aufrechterhalten werden solle, selbst die Badenischen Verordnungen haben diesen Vorbehalt, freilich nur in einem sehr engen Ausmaße, gemacht; und nachdem die Badenischen Verordnungen mit Zustimmung der führenden tschechischen Partei herausgekommen sind, so hat daher wohl selbst diese zur Aufrechterhaltung der „innersten deutschen Dienstsprache" in einem engsten Ausmaße ihre Zustimmung gegeben. Wie es aber tschechische Stimmen gibt, die das deutsche militärische Kommando als Herausforderung ihrer Nation erklären, so gibt es umsomehr solche, die in der bürgerlichen „innersten deutschen Dienstsprache" eine krasse Verletzung der Gleichberechtigung, einen schweren Schimpf für ihre Kultur erkennen. Demgegenüber sei nur das Selbstverständliche gesagt, daß die „innerste deutsche Dienstsprache" nicht den Deutschen in Böhmen zuliebe und nicht aus Rück-

sichten der Landespolitik aufrechtzuerhalten ist, sondern aus Rücksichten der Staatspolitik, und daß sie überhaupt nicht durch nationale Vorliebe, sondern durch die Notwendigkeiten der Staatseinheit und durch die Macht der geschichtlichen Überlieferung diktiert ist. Wenn diese Rücksichten bewirkt haben, daß Österreich-Ungarn in den neuokkupierten Provinzen die oberste Verwaltung deutsch einrichtete, so werden sie wohl in einem Gebiet der alten „deutschen Erbländer“ noch die Kraft haben, einen deutschen Rest der Verwaltung zu erhalten. Die Nation, die der Meinung sein sollte, daß sie die geschichtliche Überlieferung zu brechen stark genug wäre, wird sich auf einen langen Kampf gefaßt machen müssen, denn was in Jahrhunderten gebaut worden ist, wird nicht in einem Tage zerstört werden können. Wenn einmal die tschechische Nation für ein neues Österreich die Arbeit getan haben sollte, die die Deutschen für das alte von den Babenbergern her getan haben, dann wird es ihr niemand streitig machen können, die innerste Dienstsprache des Staates zu bestimmen. Einstweilen hat es den Anschein, daß sie in ihrer großen Masse, trotz der hohen Worte dieses oder jenes Volksvertreters oder Publizisten, einen solchen Anspruch noch nicht erhebt, unterwirft sie sich in der praktischen Staatsverwaltung doch ruhig den geschichtlichen Notwendigkeiten, die ihr zur Gewohnheit geworden sind. Die drohende Gebärde in der Öffentlichkeit wird durch die Fügsamkeit widerlegt, mit der die Masse des tschechischen Volkes, trotz des lebhaften Nationalgefühles, von dem es in allen Schichten durchdrungen ist, dem österreichischen Staate gibt, was kraft seiner Geschichte des Staates ist.

Erst nachdem im Bereiche der Amtssprache sichergestellt ist, was des Staates ist, kommen die Rechte der beiden Volksstämme des Landes in Frage, nur auf den verbleibenden Rest kann der Begriff der Gleichberechtigung angewendet werden. Auch für diesen Rest definieren ihn die beiderseitigen Vertreter verschieden. Die orthodoxe tschechische Formel, so wie die Badenischen Verordnungen sie übernommen haben, lautet: Jeder Bürger des Landes, welchem der beiden Völker er angehöre, solle vor jeder Behörde des Landes seine Muttersprache gebrauchen dürfen und durch die Sprache der Partei solle dann immer die Sprache bestimmt sein, in der die Sache selbst in den Akten der Behörde und in ihrem ganzen weiteren Verlauf auf dem Wege zu anderen Behörden und durch alle Instanzen durch zu behandeln sei. Auch die deutsche Auffassung will den Tschechen für ihr praktisches Bedürfnis das Recht wahren, vor der Behörde ihre Muttersprache zu gebrauchen, aber sie stellt der äußeren Amtssprache, in der das Amt die Parteien bedient, die innere Amtssprache entgegen, wie sie in den Akten des Amtes angewendet werden soll; von der früher erwähnten „innersten deutschen Dienstsprache“ abgesehen, soll sich die innere Amtssprache immer nach der Nationalität des Gebietes bestimmen, im deutschen Gebiete soll deutsch, im tschechischen tschechisch amtiert werden, nur in den gemischten Bezirken soll sich die innere Amtssprache jeweils nach der Sprache der Partei richten.

Man sieht, jede der beiden Auffassungen wahrt äußerlich die Gleichberechtigung, indem sie der gegnerischen Sprache unter gleichen Verhältnissen genau das gleiche Recht

wie der eigenen einräumt. Welche der beiden Auffassungen wahrt aber das Wesen der Gleichberechtigung? Darauf muß es ankommen — und da läßt sich leicht erkennen, daß die deutsche Auffassung kein wirkliches Interesse auf tschechischer Seite verletzt, weil sie jedem der beiden Teile seine Art läßt, während die Gleichberechtigung, wie sie die orthodoxe tschechische Formel fordert, ganz und gar auf ihre nationalen Verhältnisse zugeschnitten ist und sich für die deutschen Verhältnisse in Unrecht verwandelt. Wenn jemand, der meinen Rock tragen kann, ihn abwechselnd mit dem seinigen trägt, erweist er mir dadurch Gerechtigkeit, daß er mich verhalten will, mich seines Rockes zu bedienen, auch wenn ich seinen Rock nicht tragen kann? Die Gleichberechtigung der Badenischen Verordnungen ist, um es drastisch zu sagen, eine solche „Gleichberockung", die der Amtstracht aller Beamten, auch der deutschen, etwas vom Zuschnitt der Tschamara gibt.

Der Leser muß, um hierüber zu einem richtigen Urteil zu gelangen, sich die Ansiedlungsverhältnisse ins Gedächtnis zurückrufen, wie sie früher geschildert worden sind. Das deutsche Gebiet, obwohl langgezogen, ist in sich großenteils „geschlossen"; an den Grenzen zwar und dort, wohin die tschechischen Einsprengungen der zugewanderten Arbeiterschaften reichen, versteht oder spricht man tschechisch, aber im Innern ist diese Sprache so fremd, wie in irgend einem deutschen Kronland. Das verdorbene Tschechisch, wie es früher üblich war, konnte sich der Deutsche für den Verkehr mit den Volksschichten, die es damals sprachen, leicht genug aneignen, das moderne Tschechisch aber ist eine formenreiche, grammatikalisch sehr schwierige, dem Deutschen durchaus fremdartige Sprache, die nur schwer bis zu dem Grade erlernt werden kann, um in Wort und Schrift den Ansprüchen zu genügen, mit denen sie heute auftritt. Die große Masse der Bewerber um Beamtenstellen, die aus den deutschen Gegenden stammen, kennt sie von Haus aus nicht und kann sie späterhin nicht mehr ausreichend erlernen; von ihnen ihre volle Kenntnis fordern, heißt soviel, als sie von der Bewerbung ausschließen, in Eger, Karlsbad oder Reichenberg nicht anders, als etwa in Linz oder Graz. In den tschechischen Bezirken ist es mit der Kenntnis des Deutschen anders bestellt. Zwar ist es nicht mehr wahr, was noch vor kurzem gesagt werden konnte, daß jeder gebildete Tscheche das Deutsche voll beherrscht, aber immerhin ist auf tschechischer Seite die Kenntnis der zweiten Landessprache ungleich verbreiteter; der Militärdienst, das geschäftliche Interesse, die Rücksicht auf die großen Beziehungen der Welt außerhalb Böhmens, die Überlieferungen von früher halten diesen Zustand aufrecht, aus dem die Tschechen reichlichen Vorteil ziehen. Mit diesen Tatsachen muß gerechnet werden, es wäre ganz unbillig, es nicht zu tun. Die vielgebrauchte Rede: „die Deutschen sollen die zweite Sprache erlernen, wenn sie vorwärtskommen wollen", ist leicht gesprochen, aber schwer erfüllt; mit welchem Rechte darf die Amtsvorschrift sie für ihr Vorwärtskommen unter solchen Zwang stellen? Der Beamte kommt aus dem Volke heraus und man wird für die Masse der Beamten nie mehr an lebendigen Sprachkenntnissen durchsetzen, als sich in den Volksschichten vorfindet, aus denen sie kommen. Es wird zwar auch

gesagt, „der Beamte ist für das Volk da, und er muß daher, um seiner Amtspflicht zu genügen, die Sprache des Volkes sprechen", aber dieser scheinbare Einwand ist in Wahrheit nur eine volle Bekräftigung des deutschen Standpunktes, denn er gilt ja nur dort, wo das Volk tschechisch spricht, d. h. in den tschechischen und gemischten Bezirken — dort muß ohne Zweifel auch der deutsche Beamte dazu verhalten werden, die Volkssprache zu beherrschen. In den deutschen Bezirken aber, in denen das Volk mit Eifersucht darauf hält, deutsch zu sein, genügt der Beamte seiner Amtspflicht gegen das Volk ganz und gar dadurch, daß er deutsch spricht, falls nur in entsprechender Weise dafür Vorsorge getroffen ist, daß dem praktischen Bedürfnisse der zum Amt kommenden tschechischen Landesbürger gedient wird; solche Vorsorge läßt sich aber treffen, ohne daß alle Beamten mit der Pflicht belastet werden, die fremde Sprache zu erlernen.

Welche Interessen auf deutscher Seite werden also durch die orthodoxe tschechische Auffassung der Gleichberechtigung verletzt? Falls sie ganz ernst genommen und bis zu ihren letzten Folgerungen durchgeführt wird, wie dies in den Badenischen Verordnungen geschehen ist, werden die meisten deutschen Bewerber vom Amte ausgeschlossen und dadurch wird neben ihren persönlichen Lebensinteressen auch ein nationales Interesse ersten Ranges verletzt, weil für das deutsche Volk der Anteil des Beamtentums am Mittelstande und an der politischen Macht größtenteils verloren geht. Auch wenn die äußersten Folgerungen nicht gezogen werden, indem den deutschen Beamten irgendwelche Zugeständnisse in Rücksicht der Beherrschung des Tschechischen gemacht werden, so bleiben noch in den rein deutschen Gegenden jene Nachteile der Rechtsunsicherheit für die deutschen Parteien übrig, wie sie schon seit der Stremayrschen Verordnung ertragen werden müssen. Wenn z. B. im deutschen Grundbuch zu gunsten einer tschechischen Partei eine tschechische Eintragung gemacht wird, die fast allen Parteien unverständlich ist, widerspricht das nicht dem Zwecke des Grundbuches, verletzt es nicht die gerechten Ansprüche der überwiegenden Zahl der Interessenten, ja dient es denn auch nur dem praktischen Bedürfnisse der tschechischen Partei selbst?

Welche Interessen auf tschechischer Seite werden umgekehrt durch die deutschen Vorschläge verletzt, die außerhalb des innersten Dienstes die nationale Amtssprache zugestehen? Die der einzelnen tschechischen Beamten und Amtsparteien doch gewiß nicht. Damit ist aber freilich die Frage noch nicht erschöpfend beantwortet, denn es fragt sich noch um das Gesamtinteresse der Nation. Die Nation will sich nicht damit abfinden lassen, ihren Bürgern den Gebrauch der eigenen Sprache in Schule und Amt zu sichern und ihren zum Amte befähigten Söhnen Stellung zu schaffen, noch auch damit, in sich ihre Kultur pflegen zu dürfen, sie will nicht zu neuem Leben erwacht sein, um sich in Schöpfungen nationaler Literatur und Kunst genugzutun, sie strebt vielmehr auch, und wer dürfte ihr das verdenken, nach politischer Sicherstellung ihrer nationalen Kultur und nach Macht, ohne die kein Recht ist. Weil ihr eigener Staat in dem größeren Österreich aufgegangen ist, will sie in Österreich ihren Raum

haben, und damit sie ihn im Staate einnehmen könne, will sie zunächst als Unterlage hiefür im Lande ihre Macht gefestigt haben, in dem Lande, auf das sie ein ererbtes Recht zu besitzen glaubt. Und wer dürfte es ihr verdenken, so lange sie die Existenzrechte des Staates nicht angreift und das gleiche Recht der Deutschen nicht verletzt?

Welcher gerechte Anspruch der tschechischen Nation wird also durch die deutschen Vorschläge verletzt, die ihr in ihrem Landesteil die nationale Amtssprache anbieten? Aber darf man denn diese Frage überhaupt noch stellen? Liegt es nicht vielmehr offen, daß durch diese Vorschläge der bestehende Zustand für die Tschechen ganz außerordentlich verbessert wird? Zwar erkennen sie den bestehenden Zustand nicht als zu Recht bestehend an, sie bestreiten ihn nach ihrer Deutung des Staatsgrundgesetzes, sie bestreiten ihn durch Berufung auf ein, von den Gegnern anders gedeutetes und übrigens die längste Zeit in Vergessenheit geratenes altes kaiserliches Schreiben und sie bestreiten ihn durch Berufung auf ein oberstgerichtliches Urteil; zwar ist auch der bestehende Zustand seit Badeni tatsächlich erschüttert, weil seither die nationale Amtssprache nicht mehr ganz zurückgedrängt werden konnte: aber all ihre Ansprüche, so eifrig sie sie behaupten, all diese tatsächlichen Gewinste, so ausgiebig sie sein mögen, sind doch in die Luft gestellt, solange der Buchstabe so und so vieler Gesetze und Urteile anders lautet, solange der Gegner aus vollster Überzeugung und, gestützt auf die langjährige unangefochtene Überlieferung, ebenso eifrig sein Recht behauptet und solange das Kampfobjekt doch größtenteils noch im gegnerischen Besitze ist. Ein Ausgleich, der ein klares, unbestrittenes Recht gäbe, wäre demgegenüber ein außerordentlicher Gewinn. Wenn die beiden Volksstämme jetzt auf dieser Grundlage neue Punktationen schlössen, so wäre der Zuwachs an Rechten, die die Jungtschechen in der kurzen Spanne Zeit seit den alten Punktationen gesichert nach Hause brächten, ein ungeheurer und sie könnten ihre politische Bilanz mit einem Gewinne abschließen, wie sie ihn selber damals nicht erwarten durften.

Es hat des öfteren den Anschein gehabt, als ob dies auf tschechischer Seite erkannt würde, und als ob man unter grundsätzlicher Wahrung der orthodoxen Formel sich in der praktischen Ausführung der deutschen Auffassung so weit anzunähern geneigt wäre, daß nur noch eine dünne, papierene Wand die beiden Parteien trennte, aber bisher ist das erlösende Wort noch immer nicht gesprochen worden. Vorläufig haben sich die Führer der Nation noch nicht entschließen können, ihr Maß von den Tatsachen zu nehmen, sondern sie nehmen es noch immer von den weit größeren Hoffnungen, an denen diese sich erhitzt hat. Die Kraftprobe, die im Kampf um die Amtssprache abgelegt werden soll, hat für sie die Bedeutung einer vorbildlichen Entscheidung für das Schicksal ihrer nationalen Erwartungen überhaupt. Wenn es ihnen gelungen wäre, die tschechische Amtssprache auch nur fakultativ ins deutsche Gebiet einzuführen, so wäre ein wichtiger erster Schritt zur Verwirklichung ihrer staatsrechtlichen Träume getan, der Fuß wäre zwischen Tür und Angel der deutschen Ämter gesetzt und die Aussicht wäre immer da, die Tür später einmal ganz zu

öffnen. Wenn sie dagegen einmal anerkannt hätten, daß im deutschen Gebiet nur deutsch zu amtieren sei, so hätten sie sich selber die Grenze ihres nationalen Machtbereiches im Lande gezogen. Dazu konnten sie sich nicht entschließen und so haben sie denn, sich auf die geschichtliche Einheit und Unteilbarkeit des Landes berufend, die deutschen Vorschläge zurückgewiesen.

Ich behalte mir vor, auf die Folge der Gedanken, die mit dieser Berufung eröffnet ist, zum Schlusse noch ausführlich zurückzukommen. Für jetzt fahre ich in der Darstellung der einzelnen Streitpunkte fort.

In den wenigen letzten Jahren haben sich die deutschen Forderungen in Rücksicht auf die Beamtenverhältnisse ganz erheblich gesteigert. Wollte man gegen Badeni nur die bedrohten deutschen Beamten schützen, so geht heute durch die deutschen Bezirke der Ruf, keine tschechischen Beamten mehr hereinzulassen. Ist es bei der gesteigerten Empfindlichkeit zu verwundern, daß man anfing, sich gegen tschechische Beamte zu wehren, die des Deutschen nicht recht mächtig waren? Ist es zu verwundern, daß man noch weiter geht und daß man heute, „wo alles haßt", den tschechischen Bezirksbeamten oder Richter als Gegner ansieht, statt ihm das Vertrauen zu schenken, wie es die erfolgreiche Verwaltung seines Amtes fordert? Aber man hat auch angefangen, empfindlich zu werden, wenn in den technischen Dienstesszweigen, wenn bei der Post und Eisenbahn oder selbst bei Ämtern, die mit dem Publikum nicht in Verkehr kommen, tschechische Beamte hereingezogen wurden, namentlich wenn sie in größerer Zahl kamen. Sie verstärken die anwesende Minorität, sie werden vielleicht ihre Führer, schon dadurch, daß sie ihre Zahl erhöhen, rücken sie vielleicht die unerwünschte Notwendigkeit näher, den fremden Nationalen auf Gemeindekosten eine Minoritätsschule zu errichten. Bedauerlicherweise treffen diese Folgen den Friedfertigen ebenso wie den, der den Streit sucht, aus dem Gifte des Kampfes entstanden, tragen sie das Gift weiter. Je länger der Streit noch dauert, desto tiefer und gefährlicher werden die Wunden, desto schmerzlicher die Narben sein.

Ich habe damit an einen weiteren Streitpunkt gerührt, die Minoritäten. Die deutschen Minoritäten im tschechischen Gebiet sind wenig zahlreich, sie sind meist Reste alter Ansiedlungen, sie sind sozial höher gestellt, wirtschaftlich kräftiger und vermögen sich selber besser zu helfen, aber auch sie haben Ursache genug zu klagen. Die wichtigsten unter ihnen sind die deutschen Ansiedlungen in Prag und in Pilsen; beide halten Posten von größter nationaler Bedeutung besetzt, und jeder künftige Ausgleich wird etwas zu ihrem Schutze tun müssen, wenn er seiner Aufgabe genügen soll. Die tschechischen Minoritäten sind überaus zahlreich und sind ganz anderer Bildung; sie sind zu einem guten Teile in jüngster Zeit durch Einwanderung von Industriearbeitern oder Bergarbeitern entstanden und haben sich selbst in Gegenden, die bis dahin rein deutsch waren, rasch und auffallend verbreitet. Sie bringen den deutschen Gemeinden die schwere Last der Minoritätsschulen und andere Lasten, sie bringen nationale Agitation hinein, rühren die Frage der Amtssprache auf. Auf tschechischer Seite sind es diese Wanderungen, mit denen sich

für den fanatischen Schwärmer die Hoffnungen auf Rückerwerbung des deutschen Gebietes verbinden, ein nüchtern denkender Radikalismus sieht in ihnen, die weithin im deutschen Boden einsickern, das Mittel dazu, den geschlossenen deutschen Besitz zu sprengen und mindestens die Frage der Amtssprache offen zu halten und so den Grundsatz der Einheit und Unteilbarkeit des Landes zu retten, aber auch dem gemäßigten Teile der Nation wird das Schicksal ihrer Minoritäten nicht gleichgültig sein können, denen das Leben im fremden Lager so wenig leicht gemacht wird, als den deutschen Minoritäten in Böhmen, und die nach ihrer sozialen Stellung weniger widerstandsfähig sind als diese. Das tschechische Volk verliert so wie so alljährlich durch Auswanderung aus dem Lande nach Wien und anderwärts einen großen Teil seines natürlichen Zuwachses, der dort entnationalisiert wird. Trotz seines großen Geburtenüberschusses verschlechtert sich seine Bevölkerungsquote im Lande von Volkszählung zu Volkszählung, wenn auch nur um ein geringes. Seine „statistische Lage" ist ungünstig und es ist selbstverständlich, wenn die Nation ängstlich bedacht ist, auch die kleinsten sich von ihr ablösenden Splitter zu zählen und vor Entnationalisierung zu bewahren — beide Teile haben also in Rücksicht auf die Minoritäten wichtige Interessen zu wahren. Ist es schon schwer, dort wo sie in festen Sitzen voneinander getrennt wohnen, zwischen ihren Ansprüchen billig zu entscheiden, so wird es um so schwerer, wo sich ihre Ansiedlungsverhältnisse verschieben.

Ich habe endlich noch einen letzten Streitgegenstand zu besprechen, der erst allmählich hervorgekommen ist und dem man außerhalb Böhmens viel zu wenig Aufmerksamkeit schenkt; ich meine den wirtschaftlichen Interessengegensatz. Eigentlich sind es ihrer mehrere, ich kann jedoch hier nur den einen besprechen, der von deutscher Seite hervorgehoben wird, nämlich das arge Mißverhältnis, das zwischen der großen deutschen Steuerleistung und der viel geringeren Leistung besteht, welche die öffentliche Verwaltung zu deutschen Gunsten vollzieht. Es ist schwer, die Sache klar zu machen, ohne Ziffern zu bringen, und es ist schwer, Ziffern zu bringen, ohne in Einzelheiten einzugehen, für die mir hier der Raum fehlt. Von deutscher Seite werden mitunter ganz maßlose Ziffern gerechnet, um die man verkürzt zu sein behauptet; niemals vielleicht begeht die Leidenschaft größere Irrtümer, als wenn sie sich auf Ziffern wirft und zu rechnen beginnt. Ich darf mich wohl auf die Ziffern berufen, die ich in meinem Buche über „die deutsche Steuerleistung und den öffentlichen Haushalt in Böhmen" gebracht habe, und die ich gegen alle Anfechtungen auch heute noch aufrechterhalten kann. In aller Kürze läßt sich sagen, daß die Deutschen von den Abgaben für die autonome Landesverwaltung damals — es war kurz vor der Einführung der Landesbierumlage — die gute Hälfte zahlten, und daß ihnen von den Leistungen dieser Verwaltung, ihrer Bevölkerungsquote etwa entsprechend, etwas mehr als ein Drittel zukam; hieraus rechnet sich ein Betrag von beiläufig 5 Millionen Kronen jährlich, den sie aus ihren Steuergeldern unmittelbar für Zwecke ihrer Gegner aufzahlten, die weiteren Summen noch nicht gerechnet, die diesen mittelbar dadurch zukommen, daß in Sachen, die die

Einwohner des deutschen Gebietes betreffen, tschechische Beamte bestellt und tschechische Firmen beschäftigt werden. Für den Staatshaushalt läßt sich die Rechnung nicht leicht machen, sicher ist nur, daß die Deutschen von den direkten Staatssteuern mehr als die Hälfte zahlen, wie denn die industrielle und geschäftliche Blüte des Landes ihnen zu danken ist, und das Land durch sie die großen Überschüsse hervorbringt, die es zum Staatshaushalte beiträgt.

Es ist nicht lange her, daß man sich deutscherseits über diese Aufstellungen Rechenschaft zu geben vermag. Der Landeshaushalt hat sich noch vor 30 Jahren in ganz bescheidenen Ziffern bewegt, auch hat sich die deutsche Steuerkraft erst in den letzten Jahrzehnten, mit der industriellen und geschäftlichen Entwicklung, über die Bevölkerungsquote gehoben. Vielleicht hätten die Deutschen die Erhöhung ihrer Steuerleistung überhaupt niemals für sich geltend gemacht, wenn nicht die Landesverwaltung zugleich in einem ihnen immer ungünstigeren Sinne geführt worden wäre, soweit es insbesondere die Bestellung der Beamten angeht. Der große Beamtenkörper des Landes zählt heute fast keinen Deutschen mehr. Ist das billig? Konnte das ruhig hingenommen werden? Hierüber wurden die ersten Beschwerden erhoben, und man fing nun auch genauer zu rechnen an. Der Landeshaushalt läßt sich national größtenteils aufteilen, es läßt sich ganz gut nachrechnen, wieviel von den deutschen Steuergeldern für tschechische Schulen und andere Verwaltungszwecke aufgeht. Wer etwas Geschichte kennt, weiß, wie oft ein Steuerunrecht die letzte Veranlassung dazu war, daß eine große, durch tiefere Ursachen erzeugte Volksgärung endlich zum Durchbruch kam; so war es mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gegen England, so wird es von dem Aufstand der Niederlande gegen Spanien erzählt. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Entdeckung, daß die Deutschen die Kosten des tschechischen Kulturkampfes mitzutragen hatten, unter ihnen die tiefste und nachhaltigste Wirkung hervorbrachte. Ich habe eben gesagt, daß die Leidenschaft, wenn sie zu rechnen beginnt, geneigt ist, sich zu den größten Irrtümern hinreißen zu lassen, aber es muß hinzugefügt werden, daß, wenn sie beweiskräftige Ziffern gefunden hat, sie aus ihnen eine Hartnäckigkeit der Überzeugung gewinnt, wie sie ihr sonst kaum zuteil werden kann.

Hier ist die Quelle aufgedeckt, aus der die deutsche Opposition in Böhmen in der letzten Zeit vornehmlich ihre Kraft und ihre Richtung erhalten hat. Es hat sich ein bemerkenswerter Frontwechsel vollzogen. Die Regierung, gegen die vorher die Angriffe fast ausschließlich gerichtet waren, wurde seit der Zurückziehung der Badenischen Verordnungen zwar auch nicht ganz geschont, aber der Kampf wurde mehr hinhaltend geführt; um so entschiedener aber wurde die tschechisch-feudale Landesverwaltung bekämpft. Während die gegen die Regierung gerichtete Opposition im Abgeordnetenhause eingestellt wurde, wurde gegen das autonome Landesregiment die Obstruktion im böhmischen Landtag eröffnet.

Die deutsche Obstruktion im böhmischen Landtage wird gewöhnlich mit der tschechischen Obstruktion im Reichsrat in Verbindung gebracht, sie wird als ein

taktisches Manöver aufgefaßt, zu dem Zwecke ersonnen, um die letztere zu brechen. Dies ist ein Irrtum, oder es ist wenigstens nur ein Teil, ein geringer Teil der ganzen Wahrheit. Wie die deutsche Obstruktion im böhmischen Landtag zustande gekommen ist, ist genau bekannt. Die unmittelbare Veranlassung war die Rede eines Abgeordneten der Fortschrittspartei, in der auf die Unerträglichkeit der geschilderten Zustände der autonomen Landesverwaltung hingewiesen wurde; die ersten zustimmenden Zurufe kamen von der Partei des Redners, aber sofort stimmten die andern deutschen Parteien mit ein. Der Tumult, welcher folgte, nötigte dazu, die Sitzung auf kurze Zeit zu unterbrechen, aber statt daß die Gemüter sich beruhigt hätten, einigten sich die deutschen bürgerlichen Parteien, die in der Erregung des Augenblicks zu einer gemeinsamen Beratung versammelt blieben, sozusagen aus dem Stegreif dazu, es mit der Obstruktion zu versuchen, von der man damals noch gar nicht wußte, ob die Geschäftsordnung des Landtages auch wirklich die Handhaben zu ihrer erfolgreichen Weiterführung böte. Zu einem taktischen Manöver mit so entfernten Zielen wären die deutschen Parteien bei den Gegensätzen, die unter ihnen bestehen, niemals zu vereinigen gewesen; der Versuch wäre schon an den ersten Vorbereitungen gescheitert, nur der unmittelbare Ausbruch gereizter Leidenschaft konnte diese Wirkung haben. Der nationale Groll hatte endlich sein lange verfehltes Ziel genau erkannt, die tschechische Regierung im Lande; die Deutschen waren es endlich satt geworden, in dem Lande, zu dessen Verwaltungskosten sie die volle Hälfte beisteuerten, nur als die überstimmte Minderheit behandelt zu werden, sie waren es satt geworden, die nationale Herrschaft des Gegners mit ihrer Steuerkraft zu stützen, sie konnten es endlich ziffermäßig beweisen, daß die Gleichberechtigung, über deren Verletzung die Tschechen so viel zu klagen hatten, ihnen gegenüber durch die Tschechen aufs empfindlichste verletzt wurde, und sie forderten und fordern die nationale Parität, die ihnen für die Landeslasten auferlegt ist, auch für die Landesrechte, wo immer nationale Interessen in Frage kommen. Sie werden sie auch weiterhin fordern, darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, und mit dem äußersten Nachdruck fordern, sie werden sich niemals mehr vorbehaltlos in das Verhältnis zurückbegeben, daß sie aus ihren Steuergeldern tschechische Landesbeamte dazu bezahlen, um ihre deutschen Angelegenheiten durch diese verwalten zu lassen. Gemäßigte und radikale Abgeordnete und Wähler werden darin einig und unerschütterlich sein. Die besonnene Nachgiebigkeit, mit der die gemäßigten Parteien den Tschechen für ihr Sprachgebiet die nationale Amtssprache eingeräumt haben, ist von einer ebenso unbeugsamen Festigkeit begleitet, auf deutschem Gebiet die eigenen Volksansprüche unverkümmert durchzusetzen.

Jedem Teile auf seinem Boden sein Recht, das ist der leitende Gedanke des Projektes der Kreisvertretung, über das sich die gemäßigten deutschen Parteien, die bürgerlichen und der verfassungstreue Großgrundbesitz, geeinigt haben. Der Gedanke der nationalen Abtrennung, der seinerzeit in den Punktationen von den Alttschechen und Feudalen anerkannt wurde, der übrigens längst vorher von den Tschechen

selber, als sie noch der schwächere Teil waren, aufgestellt worden war, ist wieder aufgenommen, aber nun in einem bis ins einzelne sorgfältig durchgeführten Plane bis zu seinem Ende gedacht worden. Das Land soll in große Kreise eingeteilt werden, welche zwischen die obersten Verwaltungsinstanzen, Statthalterei, beziehungsweise Landtag und Landesausschuß und die ihnen heute unmittelbar untergeordneten Bezirke eingeschoben werden sollen. Dadurch sollen die obersten Instanzen entlastet, ein großer Teil ihrer Befugnisse soll den Kreisen zugewiesen werden. Indem die Kreise, so weit es nur angeht, nach den nationalen Grenzen gebildet werden sollen, wird damit die Möglichkeit genommen, für den weitaus größten Teil der Bevölkerung und für den größten Teil der Geschäfte die Verwaltung und mit ihr die Amtssprache bis in die zweite Instanz hinauf national zu sondern. Nur wenige gemischte Kreise wären notwendig, die große Mehrzahl wäre national ungemischt oder doch nur mit ganz kleinen fremden Einmengungen vermischt. Im Norden des Landes, in welchem, wie ich es früher ausdrückte, das Band der deutschen Ansiedlungen breit entfaltet ist, würden deutsche Kreise gebildet. Um auch in den obersten Landesinstanzen die nationale Unabhängigkeit zu sichern, sind gewisse ergänzende Einrichtungen geplant, unter denen die nationalen Kurien im Landtag hervorzuheben sind, deren Kompetenz, um den deutschen Interessen zu genügen, wohl auf die Finanzangelegenheiten auszudehnen wäre.

Der Plan der nationalen Abtrennung, so zu Ende gedacht und so durch die paritätischen nationalen Kurien ergänzt, ist eine jener ganz eigentümlich gestalteten Ordnungen, durch die allein in Böhmen der Friede hergestellt werden kann. Die einfachen Ordnungen eines einsprachigen Landes genügen nicht, die rohen Auskunftsmittel einer früheren Zeit sind ausgeschlossen. Das Projekt der Kreisvertretung paßt sich glücklich der Eigenart der gegebenen Verhältnisse an. Es erkennt die durch die Gestalt des Landes geforderte Einheitlichkeit der Verwaltung an, indem es die Einheit der obersten Landesinstanzen beibehält, es gibt aber den Deutschen ihre Unabhängigkeit, dort wo es die Ausbreitung ihrer Ansiedlungen gestattet. Sie erhielten in ihren Kreisen für den Bereich der staatlichen Verwaltung ihren besonderen Beamtenkörper mit dem Kreishauptmann an der Spitze, für den Bereich der autonomen Verwaltung ihre eigene Kreisvertretung mit einem geschäftsführenden Ausschuß; und da die Kreise in dem letzteren Bereich einen ansehnlichen Teil der Verwaltung von Landtag und Landesausschuß mit dem zugehörigen Beamtenkörper und der zur Deckung erforderlichen Steuerwirtschaft in sich aufzunehmen hätten, so wäre in diesem ganzen Umfange auch die finanzielle Autonomie gesichert und die Gelegenheit zu nationalen Zusammenstößen, wie sie eine gemeinsame Verwaltung mit sich bringt, endgültig beseitigt.

Es ist trotzdem begreiflich, wenn gerade eifrige Freunde des Friedens an dem Gedanken der nationalen Abtrennung Anstoß nehmen. Die „Trennung" innerhalb des Landes, die „Absonderung" derer, die doch miteinander verkehren müssen, scheint etwas so Unnatürliches, scheint die Besiegelung des Unfriedens, die endgültige

Ohnmachtserklärung aller Wünsche der Versöhnung. So urteilen viele gute österreichische Patrioten, die das Land nicht kennen, ich gestehe, daß ich, bevor ich das Land kannte, ebenso geurteilt habe. Im Lande wird man sehr bald eines anderen belehrt, man wird sehr bald gewahr, daß die Trennung das einzige Mittel ist, um zum Frieden zu kommen. Was der Natur der Sache nach untrennbar ist, soll ja nicht zerrissen werden, nur das wirklich Trennbare, was sich innerlich ja längst geschieden hat, soll nicht mehr länger durch äußeren Zwang zusammengepreßt werden. In der alten gemeinsamen Universität konnte der Hader nicht zur Ruhe kommen, die zwei selbständigen Universitäten bestehen ruhig nebeneinander; und so wird die nationale Abtrennung überall wirken. Die beiden nationalen Parteien sind in dem Verhältnisse von zwei Wohnparteien, denen es im alten Hause zu enge geworden ist, weil dieses nur für eine selbständige Partei Raum bietet, während die andere sich als Zimmerherr bescheiden muß. In Böhmen wollen nun einmal beide Volksstämme selbständig sein, keiner will sich mit der Rolle eines Zimmerherrn des anderen abfinden lassen. Das Projekt der Kreisvertretung will jedem der beiden Teile für seinen persönlichen Haushalt sein eigenes Haus bauen, mit einem gemeinsamen Trakt für die gemeinsamen Angelegenheiten. Der entworfene Grundriß ist nicht ganz einfach, er scheint dem uneingeweihten fremden Beurteiler unnötig verworren, aber Böhmen ist eben kein einfacher politischer Körper, das Problem, die beiden widerstrebenden Stoffe in Ruhe nebeneinander zu lagern, kann nicht einfacher gelöst werden. Es geht nun einmal nicht länger mit der alten schulgerechten Lösung, mit der Schablone von der herrschenden Mehrheit und der beherrschten Minderheit, wobei es dem Ermessen der Mehrheit überlassen sein soll, mit welchem Grade des Wohlwollens sie die Minderheit zu behandeln gedenkt. Die nationalen Interessen müssen rechtlich gesichert sein, und sie werden es am besten sein, wenn sie tunlichst voneinander getrennt werden.

Den Jungtschechen ist es gelungen, die Punktationen, die den Gedanken der nationalen Abtrennung in seinen Anfängen formulierten, zu Fall zu bringen, es ist ihnen auch gelungen, die Nation gegen das Projekt der Kreisvertretung einzunehmen. Ihr Schlachtruf war damals und ist heute die Einheit und Unzerreißbarkeit des Landes. Damit sind keineswegs jene Notwendigkeiten gemeint, die aus der geographischen Einheit des Landes folgen und denen sich ja, wie gezeigt, der Plan der Kreisvertretung einordnet, sondern die alte *geschichtliche* Einheit und Unzerreißbarkeit ist gemeint; diese aber besteht in Wahrheit schon längst nicht mehr. Böhmen war einheitlich, so lange die böhmische Krone ihre Selbständigkeit hatte und die deutschen Kolonisten ihr als Untertanen gehorchten, es war wiederum einheitlich geworden, als die kaiserliche Regierung die Ämter und die gebildete Gesellschaft germanisiert hatte: früher ein slawisches Reich, war es jetzt eine deutsche Provinz geworden. Dadurch, daß die Tschechen sich wieder als Nation erhoben haben, ist auch diese Einheitlichkeit zerrissen und ist es mit der Einheitlichkeit des

Landes überhaupt für absehbare Zeiten vorbei. Es ist der Triumph der Tschechen, daß sie die Kraft zu dem Werke besaßen, das sich bereits schließende Netz der Germanisierung zunichte zu machen, die Kraft aber besitzen sie nicht und werden sie nie besitzen, die Deutschen wieder irgendwie in Abhängigkeit zu bringen und über deren Köpfen ein Netz slawischen Einflusses zu spinnen, sei es auch nur in dem engeren Bereiche der Landesautonomie.

Darf ein österreichischer Patriot es den Deutschen in Böhmen zum Vorwurf machen, wenn sie diesen Bestrebungen Widerstand leisten und ihre nationale Selbständigkeit zu erhalten suchen? Was heißt es denn in Wahrheit, wenn sie sich deutschnational nennen? Es heißt im tiefsten Grunde nichts anderes, als daß sie gegen die Versuche tschechischer Vorherrschaft ihre geschichtliche *deutschösterreichische Individualität* verteidigen, die *historisch-politische Individualität ihres Volksstammes*, die über der historisch-politischen Individualität des Landes übersehen wird und die doch allein eine Wirklichkeit ist, während jene ein bloßes Wort geworden ist. Die Deutschen in Böhmen haben die Vorstellung, abhängige Kolonisten der Krone Böhmens zu sein, längst verloren, seit Generationen sind sie an eine deutsche Verwaltung von Wien aus gewöhnt, sie haben gelernt, sich genau so als österreichische Staatsbürger zu fühlen, wie die Deutschösterreicher überhaupt, mit denen sie eins sind und von deren staatsbürgerlichen Anschauungen sie sich auch nicht in einer geringsten, auf ein besonderes böhmisches Bürgertum gefärbten Schattierung unterscheiden. Die Vorstellung eines gesonderten böhmischen Staatsrechtes wird ihnen niemals wieder aufgedrängt werden können, die tschechischen Pläne, ihnen aus dem Grunde dieses Staatsrechtes eine doppelsprachige Verwaltung aufzunötigen oder gar eine mit selbständigeren Rechten ausgerüstete Verwaltung in Prag zu errichten und den Zusammenhang mit dem Zentrum des Reiches zu lockern, erfüllen sie mit dem tiefsten Mißtrauen und rühren in ihnen alle Masseninstinkte zum Widerstand auf. In dem heutigen Abschnitt des Kampfes ist darum die ganze ungeheure Macht der geschichtlichen Überlieferung, die zuerst auf tschechischer Seite wirkte, auf ihrer Seite, und hieraus erhält ihr Widerstand eine elementare Kraft, die niemand zu brechen imstande sein wird. Seit die tschechische Bewegung ihre Angriffslinien auf das deutsche Gebiet eröffnet hat, hat sie ihren Mutterboden verlassen und damit ihre beste Kraft verloren; nur auf dem Mutterboden ihres Sprachgebietes war sie unaufhaltsam, die deutschen Berge sind zu hoch für die slawische Flut. *Jeder der beiden Volksstämme ist in seinem nationalen Leben auf seinem eigenen Boden unbesieglich* — ist das nicht die deutliche Lehre aus den Ereignissen dieser schweren Zeit?

Das böhmische Wappen, welches bekanntlich den doppelgeschwänzten Löwen zeigt, ist nicht mehr zeitgemäß. Einstmals konnte es auf den tschechischen Staat mit dem Anhang deutscher Kolonisten, später auf die deutsche Provinz mit den verschwindenden Resten der tschechischen Nation gedeutet werden, heute müßte es die Zweiheit der gleichberechtigten Volksstämme stärker hervorheben: dem Löwenkörper,

der die geographische Einheit des Landes ausdrückt, müßten zwei Köpfe gezeichnet werden. Die österreichische Regierung mindestens wird nicht länger daran zweifeln, daß sie es in Böhmen mit zwei Köpfen zu tun hat, und daß sie mit keiner Politik durchzudringen vermag, die es nur einem von beiden recht macht.

Es ist kein unwürdiger Friedensschluß, der den Tschechen auf der Grundlage der nationalen Abtrennung angeboten ist. Wenn sie ihre Hand dazu geben, so hätten sie die lange, schicksalsreiche und, wie es einmal schien, in ihrem „Glück und Ende" schon abgeschlossene Geschichte ihrer Nation zu einem ehrenvollen Ausgang geführt, es wäre ein stolzes Gefühl, mit dem sie, von der wiedererreichten Höhe, der vernichtenden Schläge des Dreißigjährigen Krieges und der folgenden Unterwerfung gedenken dürften. Sie hätten nicht nur ihre Sprache und Kultur wieder erhoben, nicht nur ihren Bürgern die nationalen „Einzelrechte", wenn man so sagen darf, zurückgewonnen, sie hätten auch für die Nation wieder politische Macht zurückerobert, soweit sie von dieser in dem neuen großen Staate, in dem sie sich befindet, erworben werden kann: neben der Mehrheit im Landtage, die nur durch die den Deutschen zu verbürgende Parität in den nationalen Dingen eingeschränkt wäre, die ganze große Amtsmacht eines nationalen Beamtentums in ihrem Sprachgebiete und im Staate den gewaltigen Machtanteil, der ihrer Stimmenzahl im Abgeordnetenhause und ihren natürlichen Bündnissen entspräche — ist es gewagt hinzuzufügen, daß, nach einem ehrlichen Frieden mit den Deutschen, diese in allen Angelegenheiten außer den nationalen ihre natürlichen Bundesgenossen wären, wodurch eine unbesiegliche Mehrheit der aktiven gegenüber den passiven Nationen gebildet wäre? Allerdings kostet die Annahme der deutschen Friedensvorschläge die Tschechen das Opfer ihrer um so viel weitergehenden Hoffnungen in Land und Staat. Sie sollten aber nicht vergessen, daß die deutschen Vorschläge ein nicht minder schmerzliches Opfer gekostet haben, ein Opfer an höchst wertvollen, tatsächlich ausgeübten Rechten und übrigens auch an Hoffnungen, denn warum sollte der Deutsche sich nicht die Hoffnung erhalten dürfen, die ihm so teure Vorstellung des alten, starken, in geeinter Kraft wirkenden Österreich in der Zukunft noch einmal zur Wahrheit zu machen? Und ist es kein Opfer, wenn die Regierung nach so vielen in andern Ländern schon erlittenen Verlusten nun auch in Böhmen die schwer errungene und kostbare sprachliche Einheit von Rechtspflege und Verwaltung aufgibt? Solche Opfer an lebendiger Wirklichkeit wiegen die tschechischen Opfer an Erinnerungen und Erwartungen reichlich auf. Wenn das Los, das die Nation auf ihre Zukunft in der Hand hat, mit dem angebotenen Barbetrage ausbezahlt wird, so hat sie weit mehr erhalten, als sein mathematischer Wahrscheinlichkeitswert vor einem halben Jahrhundert, ja noch vor einem Jahrzehnt eingeschätzt werden konnte — und vielleicht auch nach einiger Zeit wieder eingeschätzt werden wird. Manchmal erhält man den Eindruck, daß sie dies selber ganz gut fühlt und nur den Willen nicht aufbringen kann, den Handel endlich abzuschließen, so daß sie es gar nicht ungerne sähe, wenn irgend ein Zwang sie dazu nötigte, oder wenn irgend jemand anderer für sie den Handel abschlösse.

Wie immer sie sich entscheiden wird, so wird sie die Verantwortung allein zu tragen haben. Das heutige Österreich anzuklagen, hat sie kein Recht, denn dieses hat ihr, alles in allem genommen, weit mehr Beihilfe zu ihrer Wiedererhebung geleistet als Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Nicht nur daß die doch hauptsächlich von den Deutschen gemachte Verfassung ihr die größten und wertvollsten Freiheitsgrundlagen geschenkt hat, so haben die Regierungen seit Taaffe ihr ihre Macht geliehen und mit den Slawen haben sie die Deutschkonservativen als treue Bundesgenossen unterstützt. Wo wären die Tschechen sonst trotz all ihrer tüchtigen Arbeit? Wo wären ihre Erfolge, wo ihre Hoffnungen? Sie fordern vom Staate Gerechtigkeit, es ist an ihnen, dem Staate Gerechtigkeit zu erweisen.

Kritische Glossen zu Schillers „Don Carlos".

Von Dr. Alfred Freiherrn v. Berger.

Das alte dramaturgische Problem, Schillers „Don Carlos" ohne Verstümmelung der Fabel, Verkürzung des Gehaltes und Abstumpfung der Wirkung den unabweisbaren Anforderungen des Theaters anzupassen, ist bis zum heutigen Tage noch nicht völlig gelöst. Mir ist keine Bühnenbearbeitung bekannt, die nicht in irgend einem Sinne eine Verunstaltung des Werkes wäre. Auch die neueste Theatereinrichtung von Eugen Kilian macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Da sie in Reclams Universalbibliothek erschienen ist, kann sich jedermann hievon überzeugen, der sich nicht schon durch die erste Zeile vom Weiterlesen abgeschreckt fühlt. Diese ist nicht Domingo, sondern Carlos in den Mund gelegt und lautet: „Der Erzspion verfolgt mich überall." Kilian hat „die schönen Tage von Aranjuez" gestrichen und durch einen Vers ersetzt, der einer älteren Ausgabe des Werkes entnommen ist. Diese Versündigung wird dadurch nicht gutgemacht, daß Kilian hin und wieder die älteren Fassungen mit Glück verwertet. Der Hauptfehler der Kilianschen Einrichtung besteht darin, daß sie durch mancherlei Kürzungen und Weglassungen den Schauspieler um die stärksten und zartesten Wirkungen bringt. Welcher Darsteller König Philipps dürfte es sich gefallen lassen, daß ihm im dritten Akt in der Szene mit Alba und Domingo der gewaltige Ausbruch, der mit den Worten schließt: „Wenn ich zweifeln soll, so laßt mich wenigstens bei euch den Anfang machen," vorenthalten wird? Solche Freveltat wird durch das Verdienst, das sich Kilian an vielen anderen Stellen durch sinnreiche, Prägnanz und Wirkung steigernde Striche erworben hat, nicht aufgewogen.

Aber ist denn, so wird mancher fragen, eine „Bearbeitung" des „Don Carlos" überhaupt notwendig? Kann man ihn nicht im großen und ganzen so spielen, wie er gedruckt vor uns liegt? Die Antwort liegt in der Tatsache, daß eine Aufführung

des vollständigen „Don Carlos" länger als sechs Stunden dauern würde. Das Werk hat 5370 Verse und schon ein Stück von 3000 Versen überschreitet die Länge eines normalen Theaterabends um ein erkleckliches. Um die lediglich durch den Umfang des „Don Carlos" erforderlichen Striche auf das Mindestmaß einzuschränken, hat das Burgtheater, welches seinem Publikum eine Neuaufführung des „Don Carlos" als kostbares Weihnachtsgeschenk darbringt, zu dem Ausweg der Drehbühne gegriffen, durch welche, wie man hofft, die Verwandlungen so sehr beschleunigt werden sollen, daß ein gutes Stück Zeit, das der Bühnentechniker erspart, dem Dichter zu gute kommen kann. Wenn diese Hoffnung sich bewähren sollte, so wird das Burgtheater nicht viel mehr als tausend Verse zu streichen brauchen; tausend Verse aber lassen sich in „Don Carlos" durch geschmackvolle Zustutzung des in tropischer Üppigkeit wuchernden rhetorischen Rankenwerkes leicht beseitigen, ohne Gefahr, der Dichtung ins Leben zu schneiden.

Durch einen rasch und glatt arbeitenden Verwandlungsapparat wird also die erste Schwierigkeit, dem „Don Carlos" eine bühnengerechte Form zu geben, auf mechanischem Wege überwunden.

Ungelöst aber bleibt die zweite große Schwierigkeit: die große Anzahl der Verwandlungen. Die Handlung spielt abwechselnd auf 21 Schauplätzen. Fünfmal wechselt der Ort der Handlung im zweiten, achtmal im vierten Akt. Da der vierte Akt 1133 Verse zählt, also, die nötigen Kürzungen in Anschlag gebracht, ungefähr vierzig Minuten Spieldauer hat, muß der Zwischenvorhang durchschnittlich alle fünf Minuten, ja, da die Szenen von sehr ungleicher Länge sind, zeitweilig alle zwei Minuten fallen.

Durch solche Unterbrechungen wird Einheit und Zusammenhang des dramatischen Vorganges für das Publikum zerrissen, gleichviel ob der Zwischenvorhang verwendet wird oder nicht, ob die Pausen lang oder kurz sind. Überdies ist es psychologische Tatsache, daß der Zuschauer nicht durch Spiel ausgefüllte Zeitspannen als viel länger empfindet, als sie tatsächlich sind. Ein Zwischenakt, den die Ungeduld des Publikums auf eine Viertelstunde schätzt, hat, nach der Uhr gemessen, meistens kaum acht Minuten gedauert. Man könnte diese Erscheinung, aus der sich unmittelbar ergibt, wie ungünstig Zwischenakte, die nicht durch das Erholungsbedürfnis erfordert sind, die seelische Empfänglichkeit des Publikums beeinflussen, das Urphänomen der Langweile nennen. Mit Rücksicht auf diese Tatsache sind auch die eigentlichen Kunstpausen auf der Bühne meistens kürzer, als sie dem Zuschauer erscheinen. In dieser Hinsicht findet sich in den Anweisungen, die Schiller in „Don Carlos" dem Schauspieler gibt, etwas sehr Merkwürdiges. In der Szene, in welcher Prinzessin Eboli der Königin ihre Schuld beichtet, schreibt Schiller vor, daß die Eboli, nachdem die Königin fortgegangen, einige Minuten, das Gesicht auf den Boden gedrückt, liegen bleiben soll. Gleich nachher, nach Abgang der Herzogin von Olivarez, soll die Eboli wiederum einige Minuten stumm und unbeweglich vor der Tür der Königin auf den Knien liegen bleiben. Durch buchstäbliche Ausführung

dieser Vorschriften würde das Publikum in große Unruhe geraten; es würde sich diese, sicherlich auf fünf Minuten geschätzte Pause nur durch Annahme eines versäumten Auftrittes oder einer andern Störung erklären können.

Als vollkommen gelungen könnte nur jene Bühnenbearbeitung des „Don Carlos" gelten, welche im zweiten und namentlich im vierten Akt die Anzahl der Verwandlungen auf ein erträgliches Maß vermindert hätte. Ganz beseitigen ließen sie sich nur durch eine, die Grenzlinie der erlaubten Bearbeitung kühn überschreitende freie Umdichtung des ganzen Aktes, zu der wohl kein lebender Dichter Fähigkeit und Mut besitzen dürfte.

Würde doch schon der Dramaturg, dem eine ausgiebige Reduktion der Verwandlungen unter vollinhaltlicher Wahrung der dichterischen Absichten Schillers glückte, etwas geleistet haben, was eigentlich Schillers künstlerische Pflicht war. Denn es ist immer ein Zeichen, daß der Dichter seinen Gegenstand nicht von der rechten Seite angefaßt und nicht völlig durchkomponiert hat, wenn er den Zuschauer achtmal mit der Zumutung belästigen muß, seinen Beobachterstandpunkt zu verändern, um die vorgeführten Begebenheiten überblicken und verstehen zu können.

Daß für Schiller, während er in jahrelanger Arbeit an „Don Carlos" selbst ein anderer wurde, das Interesse von Carlos auf Posa übersprang, so daß er eigentlich ein anderes Stück vollendete, als er begonnen hatte, ist allgemein bekannt. Es ist aufschlußreich zu sehen, wie sich dieser Prozeß in der Brust des Dichters in seinem Werke widerspiegelt. In großer, mit ruhiger und energischer Hand gezogener Linie, die entscheidenden Vorgänge in wuchtigen Kernszenen zusammenfassend, hat Schiller die Handlung bis zum Schluß des dritten Aktes emporgeführt. Von diesem Moment an aber wird es auch dem aufmerksamen Leser oder Zuschauer schwer, dem Faden der Handlung zu folgen; die ursächliche Verkettung der Begebenheiten, die Motivierung der Taten und Unterlassungen, durch welche die dramatischen Personen uns überraschen, wird undurchsichtig, die Auseinanderspaltung des Handlungsstromes in schmale, nebeneinander herlaufende Episoden, das unruhige Springen von Ort zu Ort berührt uns wie ein Symptom, daß die führende und gestaltende Hand des Dichters unsicher und zittrig geworden ist. Kleine Ursachen, als Zufälle, Mißverständnisse, Verschweigungen und Übereilungen, treten an Stelle der großen, aus dem tiefen Grunde der Menschennatur aufsteigenden Urmotive. Wer vermöchte ein klares Bild der Entwicklung zu entwerfen, die der Charakter des Marquis von Posa durchlebt von dem Moment an, da er das Vertrauen des Königs erobert hat und, man mag sagen, was man will, in seinen Dienst getreten ist, bis zu dem Augenblick, da er sich durch seinen Lügenbrief an Oranien für den Prinzen aufopfert?

Man sollte meinen, daß ein so großes, dem Publikum so feierlich vorgeführtes Ereignis, wie die Anknüpfung eines Verhältnisses wechselseitigen Verstehens und Vertrauens zwischen dem Despoten und dem genialen Freiheitsschwärmer, bedeutende Folgen haben müsse. Mit Beunruhigung sehen wir den Freund

des Prinzen den bedenklichen Auftrag übernehmen, die Herzensangelegenheiten des Prinzen, in die er eingeweiht ist wie kein anderer Mensch, als Vertrauensperson Philipps auszuforschen, sehen ihn in die Lage versetzt, sein Ideal von Menschenglück, zu dessen Verwirklichung er sich den Prinzen als Werkzeug erzogen hatte, als allmächtiger Minister selbst durchzuführen. Mit ihm fühlen wir seiner Seele die Versuchung nahen, den durch die unglückliche Leidenschaft für seine Stiefmutter seiner Mission halb untreu gewordenen Carlos seinen höheren Zwecken aufzuopfern und erwarten mit Spannung, wie in diesem Konflikt zwischen Freundschaft und Ideal Posas Entscheidung fallen wird. Aber zu unserer Enttäuschung trägt sich von all diesen Vorgängen, die wir am Schluß des dritten Aktes als unmittelbar bevorstehend aufdämmern sehen, nicht das geringste zu. Mit Befremden begleiten wir Marquis von Posa aus dem Kabinett des Königs zur Königin, der Form nach, um ihr einen Befehl des Königs zu überbringen, im Wesen, um sie zu veranlassen, Carlos zur Flucht nach Flandern und zu offener Empörung gegen seinen Vater zu bestimmen. Diesen Plan hat Posa vor der Audienz gefaßt und führt ihn nach derselben aus, ohne daß ihm infolge seines veränderten Verhältnisses zum König das geringste Gewissensbedenken käme. Ja, während er den König verrät, äußert er, allem Anschein nach im besten Glauben, er gedenke dem König „redlicher zu dienen, als er ihm aufgetragen hat". Es war mir immer verwunderlich, daß Schiller nicht bemerkt zu haben scheint, wie sehr er durch diesen Zug die Grundlinien des Posa-Charakters verwirrt hat. Hierauf beschwichtigt er den durch Lermas Warnung mißtrauisch gewordenen Prinzen durch die den Tatsachen keineswegs entsprechende Versicherung, er habe es abgelehnt, in den Dienst des Königs zu treten, und verschweigt ihm überhaupt alles, was der Prinz notwendig wissen mußte, wenn er nicht gerade in die Gefahren geraten sollte, durch die Posa ihn sicher hindurchgeleiten will. Als Motiv dieses Verschweigens bezeichnet Posa in einem Monolog, wo er also offenbar die Wahrheit sagt, daß er das ihm vom König erzeigte Vertrauen nicht täuschen dürfe. Sein zartes Gewissen hat ihm aber kurz vorher gestattet, eine Empörung des Prinzen gegen den König mit Hilfe der flandrischen Provinzen anzuzetteln. Posa hat den Prinzen überdies bewogen, ihm alle wichtigen Papiere, die er der Sicherheit wegen stets bei sich trägt, darunter Briefe der Königin und den Zettel, womit die Eboli Carlos zu einem Stelldichein lud, anzuvertrauen. Diese Papiere übergibt Posa sogleich dem König, der soeben eine erregte Szene mit seiner Gattin hatte, in welcher er diese offen des Ehebruchs beschuldigte. Der Einblick in die Papiere des Prinzen, unter welchen sich auch der Zettel der Eboli befand, liefert dem König den Beweis, daß sein Verdacht gegen die Königin wie gegen seinen Sohn unbegründet war. Umsomehr setzt es uns nachher in Erstaunen, wenn Posa in dem Bericht, den er Carlos vor seinem Ende über die Ereignisse gibt, die ihn angeblich zum Opfertod zwangen, die Situation entgegen dem unzweideutigen Eindrucke, den das Publikum, als Augenzeuge der von Posa erzählten Vorgänge empfangen hat, als eine für Carlos ganz

und gar verzweifelte darstellt. „Zu laut sprach schon die Tat. Dich freizusprechen, war zu spät. Mich seiner Rache zu versichern, war alles, was mir übrig blieb." Von dieser, für Carlos und die Königin in Wahrheit entlastenden Unterredung weggehend, sieht Posa den Prinzen ins Zimmer der Eboli eilen, errät sofort mit einer ans Wunderbare grenzenden Scharfsichtigkeit, daß Carlos der Prinzessin seine Liebe zur Königin gestehen will, und verhaftet ihn, um es ihm unmöglich zu machen, dieser gefährlichen Person sein Vertrauen zu schenken. Was nun folgt, habe ich stets als einen halsbrecherischen Salto mortale in der Motivierung empfunden. Marquis von Posa glaubt nunmehr nur die Wahl zu haben, die Eboli zu töten oder sich aufzuopfern durch den Brief an Oranien, worin er sich alles dessen beschuldigt, das man dem Prinzen aufzubürden versucht hat. Schiller selbst hat in seinen Briefen über Don Carlos zugegeben, daß der Gedankengang, der den Marquis zum Entschluß der Selbstaufopferung führt, ein übereilter und falscher war. Aber darf ein nur dem verwirrenden Drang der Umstände, nicht der Leidenschaft, entstammender grober Denkfehler ein entscheidendes Glied in der kausalen Verkettung einer Tragödie bilden? Glücklicherweise erblüht auch aus den Fehlern großer Dichter unverhoffte Schönheit. Dem lebhaften Gefühl der unzulänglichen Motivierung der Selbstaufopferung Posas, dem Schiller sich so wenig entziehen konnte, daß er es auf sein poetisches Geschöpf, die Königin, übertrug, dürfte der geniale Einfall entsprungen sein, der über den Schluß der Abschiedsszene zwischen Posa und der Königin ein so magisches Licht breitet, der Einfall, die Königin dem von seinem Martyrium Berauschten, mit einer Frechheit, deren nur die besten, aus dem Zentrum der Natur heraus fühlenden Frauen fähig sind, ins Gesicht sagen zu lassen: „Sie haben nur um Bewunderung gebuhlt."

Ich habe in dieser Darstellung der bedenklichen Partie des vierten Aktes die klaffenden Lücken und Sprünge der Motivierung, die Widersprüche, in die Posa mit sich selbst und mit den Tatsachen gerät, genügend scharf hervortreten lassen. Leider ist dieser in sich selbst inkohärente Teil der Handlung dargestellt in einer Reihe sich überstürzender, von Ort zu Ort hüpfender Szenen, so daß der innere Sinn und Zusammenhang des Geschehens auch dem aufmerksamsten Zuschauer entschlüpft. Als Zuschauer hatte ich immer die Empfindung, wenn der Abschied von der Königin endlich erreicht war, wo die entgleiste Handlung des Dramas ihren großen Gang wiederfindet, als sei ich, ohne recht zu wissen, wie und was, durch eine Region verworrenen und verwirrenden Halbdunkels wie im Fieber hindurchgetragen worden.

Die Pflicht, die Lessing dem Schauspieler auferlegt hat, mit dem Dichter und, wo es not tut, für den Dichter zu denken, hat der Regisseur in noch höherem Grade. Aber ich bezweifle, ob er sie gegenüber der ersten Hälfte des vierten Aktes von „Don Carlos" anders als durch sinnvolle Einschränkung der Verwandlungen wird erfüllen können. Freilich, wer, an Schillers Geist gebildet, dieses verkümmerte Glied des gewaltigen Kunstwerkes lange betrachtet, vor dem werden vielleicht die mächtigen Umrisse seiner gesunden, voll entwickelten Urform aufsteigen, die Schiller aus

der Tiefe seines Geistes, wo sie unbewußt vorhanden war, nicht ans Licht zu heben vermocht hat. Läßt sich doch aus der Rechenschaft, die der Marquis der Königin und Carlos über sein Tun ablegt, entnehmen, daß Schiller im Tiefsten etwas anderes wollte, als er tatsächlich gemacht hat. Vom König an seine Seite erhoben, an die Stelle seines Sohnes getreten, sollte den Marquis die Versuchung allgewaltig ergreifen, seinen Freund zu opfern, um selbst zu leisten, wozu dieser, von kranker Leidenschaft verderbt, kaum mehr fähig war. Vielleicht sollte er, von diesem großen Plan geblendet, schon die ersten Schritte zur Vernichtung des einstigen Freundes tun. Aber in einem Moment, wo sich Carlos durch einen unvorsichtigen Schritt (den Besuch bei der Eboli) selbst ins Verderben zu stürzen droht, erfolgt in Posa der Umschlag, und er beschließt, sich selbst für Carlos zu opfern. Sühne wegen seiner Untreue gegen den stets getreuen Freund ist diese Selbstopferung für ihn selbst, und für Carlos soll sie das Heilmittel sein, das ihn von seiner Liebeskrankheit befreien und zum großen Monarchen vollenden soll. Das ist „die große Meinung seines Todes". Aus Posas letzten Reden zur Königin und zu Carlos, in welchen er die Sachen anders erzählt, als wir sie soeben mitangesehen haben, ergibt sich, daß etwas Ähnliches die Intention Schillers war. Eine ideale Bearbeitung müßte das von Schiller Gewollte an Stelle des tatsächlich Geschriebenen setzen. Aber um dies zu ermöglichen, müßte Schiller selbst aus dem Grabe auferstehen.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder.

(Fortsetzung.)

Wiener Universitätsjahre.

Ende September 1834 logierten wir uns, ich und mein Bruder, bei unserem Vormunde Weitzinger, Stadt, Schönlaterngasse Nr. 681 ein und waren nun seit dem elterlichen Hause endlich wieder alle drei Geschwister beisammen.

Mein und meines Bruders gemeinschaftliches Zimmer war eine eigentümlich polygone Kammer, mit einem Fenster an der Ecke in einen engen Hofraum, aus welchem man ein kleines Himmelssegment nur mit völliger Umdrehung des Halses wahrnehmen konnte. Es war wie innerhalb Kasematten eingeklemmt, aber ungemein ruhig und traulich, im Sommer kühl, im Winter warm, beim Fenster hinlänglich Licht.

Das Ameublement bestand aus einem Ladekasten, einem Bette, einem Sofa, zugleich meiner Lagerstätte, einem Tische am Fenster, zwei Sesseln und einem kleinen eisernen Ofen. Mehr hatte nicht Platz und neben uns beiden auch nur notdürftig eine dritte Person. Dennoch war ich damit höchst zufrieden, denn höhere

Bedürfnisse ließ ich nicht aufkommen. Die Stunden zeigte die Hausglocke des Pazmaneums an, das mit einigen Fenstern in den Hofraum ragte. Wenn diese Glocke 9 Uhr verkündete, war noch immer Zeit, sich anzukleiden, weil die Universität nur wenige Schritte von unserer Kammer entfernt war.

Ich ließ mich in die juridische Fakultät, mein Bruder in die philosophische inskribieren. Die Hörsäle befanden sich damals in dem heutigen Akademiegebäude, waren hoch und geräumig, trotzdem, daß jeder Jahrgang Hunderte von Hörern zählte. Für die Juristen gab es deren nur drei und hatten 1. und 3. Jahrgang mit wechselnden Stunden denselben Saal. Der 4. Jahrgang lag im Erdgeschoß. Mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage waren täglich drei bis vier Vorlesestunden, zwei vormittags, die andern nachmittags. Um die Mittagszeit herum teilten sich die freien Gegenstände, deren es eine nicht geringe Anzahl gab. Für den Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen bestand eine eigentümliche Einrichtung. Wir mußten nämlich persönlich erscheinen und unsere Anwesenheit von den Supplenten der Professoren in dem Kataloge notieren lassen.

Es waren in den juridischen Studien im ganzen sieben Professoren, 1. für Naturrecht (Rechtsphilosophie) und Kriminalrecht, 2. für römisches und kanonisches Recht, 3. für Lehenrecht und Wechselrecht, 4. für allgemeines bürgerliches Gesetzbuch, 5. für Staatswissenschaft (Nationalökonomie) und politische Gesetzkunde, 6. europäische und österreichische Statistik, 7. gerichtliches Verfahren in und außer Streitsachen.

Am Ende jedes Semesters wurde in dem absolvierten Lehrgegenstand öffentliches Examen gehalten, dessen Resultat für das Aufsteigen in den höheren Jahrgang maßgebend war. Eine zweite Klasse verpflichtete zu einer Nachprüfung, und wenn auch diese fehlschlug, zur Wiederholung des Jahrganges. Eine zweite Repetierung war unzulässig. Nach Absolvierung aller vier Jahrgänge erhielt man ein sogenanntes Absolutorium und war absolvierter Jurist, der nun zur Erlangung des Doktorgrades schreiten konnte. Zur Befähigung zum Richteramte, zur Advokatur oder Kammerprokuratur war eine besondere praktische Prüfung erforderlich, und konnte diese erst nach Ausweisung der gesetzlich vorgeschriebenen Praxiszeit abgelegt werden. Zu meiner Zeit fungierten an der Universität als juridische Professoren, und zwar als ordentliche (außerordentlichen gab es damals nur einen einzigen, nämlich für das ungarische Recht): Herr Regierungsrat Dr. Ritter von Egger für Natur- und Strafrecht. Er war ein uralter, ganz eigentümlicher Herr, der nicht nur effektive der Komiker des juridischen Lehrkörpers war, sondern es auch sein wollte, denn wenn er recht ausgelacht wurde, so hatte niemand eine größere Freude daran als er selbst. Schon seine äußere Erscheinung, mit einer dichten schwarzen Perücke, großen Brillen auf der Nase und bis an diese reichenden Vatermördern, dabei aber die ernsteste Miene, mit der er den Kopf bald an die rechte, bald an die linke Schulter lehnte, regten unwillkürlich die Lachmuskeln an. Da durfte man aber beileibe nicht lachen, sondern erst, wenn die Spässe anfingen, die er aber stets in tiefstem Ernste vorbrachte.

Er trug nach einem alten Kompendium des Hofrates von Zailler frei vor, hatte auch eine neue Edition desselben veranstaltet und es soll, wie man behauptete, an den von ihm zur Komik ausersehenen Stellen von ihm stets die Anmerkung beigeschrieben worden sein: „Hier pflege ich einen Spaß zu machen." Daß sein Naturrecht nicht subversive Grundsätze enthielt, ist wohl selbstverständlich. Die damals berühmten Lehren von Rotteck und Welcker verabscheute er aus tiefstem Herzensgrunde und führte gegen sie den englischen Verteidiger der absoluten Königsgewalt, Hobbes, und den Schweizer Reaktionär von Haller zu Felde. Besonders dieser war sein Liebling, und wenn er Stellen aus dessen Schriften zitierte, versetzte er sich in die Stellung eines Violoncellisten, hob die linke Hand an das luftige Griffbrett, mit der rechten strich er den Bogen und sang näselnd, wie eine halbgesprungene Darmsaite: „So, meine Herren, geigt der unübertreffliche Haller den tollen Rotteck nieder." Der alte Mann hatte aber auch noch andere Mucken. In jeder Bank mußte eine gleiche Anzahl Zuhörer sitzen, damit er sofort den Abgang bemerkte, und da las er seinen nach Bänken geordneten Katalog für die mangelhaft besetzte Bank vor. Derlei Absenzen hatten auf die Prüfung einen maßgebenden Einfluß. Aus naheliegenden Ursachen hatten sich die Kommilitonen der einzelnen philosophischen Lehranstalten zusammengesetzt, in den vorderen Bankreihen hatten die Wiener Platz genommen, in der fünften und sechsten die Brünner. Nun bildete er sich ein, daß sich unter den Brünnern ein Bauchredner befinde, der laut spreche, als wenn die Unruhe auf der ersten Bank stattfände, die er doch unter seinen Augen habe. Beim Hinausgehen winkte er mir einmal zu, ihm zu folgen, und er riet mir, mich aus der lasterhaften Bank wegzusetzen. Ich mußte gehorchen und es war nicht mein Schade, denn ich hatte meine Vorzugsklassen, ohne viel mit kuriosen Fragen, die er meist zu stellen beliebte, gequält zu werden. Sein Supplent war Dr. Hye, mein heutiger Kollege im Herrenhause.

Der Professor des zweiten Jahrganges war ein alter, über die Maßen gutmütiger Mann, Dr. von Gapp, der an die Stelle des strengen Professors und Verfassers eines überaus schwierigen Lehrbuches über das römische Recht, Hofrates Haimberger, gekommen war. Er machte uns das römische Recht sehr leicht, indem wir zwar den Haimberger studieren mußten, er aber aus dem alten einfachen Hopfer prüfte. Schwierigkeiten machten ihm die Italiener, die das Privilegium genossen, die Prüfungen in ihrer Muttersprache ablegen zu dürfen, und da kam manchmal ein Gallimathias von Latein und Italienisch heraus, was nicht nur die Kandidaten, die sich ihr Vorrecht in Faulheit zunutze machten, sondern auch uns Deutsche nicht selten in Heiterkeit versetzte. Im zweiten Semester im kanonischen Rechte kamen aber noch die ungarischen Theologen dazu, die wieder latine zu examinieren waren, und es ereignete sich nicht selten, daß von drei am Prüfungstische sitzenden Examinanden jeder in einer anderen Sprache stotterte.

Gapps Supplent, Dr. Theser, war ein überaus gutmütiger Tiroler, der in fremden Sprachen besser wegkam, aber nichtsdestoweniger niemanden schädigte. Für

Lehen- und Wechselrecht und gerichtliches Verfahren war ebenfalls ein alter Herr, Dr. Leeb, zum Professor ernannt. Da er aber anderweitig noch verwendet wurde, so ward die Lehrkanzel einstweilig suppliert durch Dr. Wildner, bei dem ich mich länger aufhalten muß. Kaum mehrere Persönlichkeiten habe ich kennen gelernt, die mit glücklicheren Aussichten in die Öffentlichkeit getreten als er und dennoch erbarmungswert geendet haben. Fürst Metternich, dessen Protektionskind er war, hatte ihn in die Kommission gebracht, die für Ungarn ein Wechselgesetz abzufassen berufen war. Zur Belohnung erhielt er das ungarische Indigenat und den österreichischen Adel mit dem selbstgewählten Prädikate „von Maithstein". Er ward obendrein zum Hof- und Gerichtsadvokaten in Wien ernannt und supplierte mit dem 33prozentigen Professorengehalte die Lehrkanzel.

Die alte Wagnersche juridische Zeitschrift näherte sich dem Marasmus und dies benützte Wildner zur Herausgabe einer neuen wissenschaftlichen Monatsschrift „Der Jurist" und kettete hiedurch alle jüngeren strebsamen Kräfte an sich. Auf der Lehrkanzel war er ebenso gewandt als beliebt, und als Advokat hatte er einen derartig ausgebreiteten Geschäftsumfang, daß er sich wiederholt bestimmt fand, um ungestört arbeiten zu können, besondere Sprechstunden auszuschreiben.

Aber in welches Erstaunen versetzte seine plötzliche Wendung schon in den ersten Märztagen 1848, als man ihn nach dem Sturze Metternichs in einem Fiaker durch die Straßen fahren sah, aus dessen Fenster er massenhaft Exemplare eines Pamphlets gegen seinen früheren Protektor und Wohltäter auswarf.

Dasselbe war nicht mehr mit Wildner Edler von Maithstein, sondern nur mehr, wie er sich von da ab schrieb, Wildner-Maithstein gefertigt. Mehrere Flugschriften ähnlichen Sinnes folgten mit sichtbarem Bestreben, um jeden Preis sich populär zu machen. Aber sowohl die Demokratie wie selbstverständlich die Aristokratie wollte von ihm nichts wissen. Er erlitt Fiasko am politischen Himmel, sowie er seine Klientel verlor. Schon Anfang der Fünfzigerjahre geriet er in Schulden und starb verlassen in Dürftigkeit.

Professor des österreichisch-bürgerlichen Rechtes war Dr. Josef von Winiwarter, früher Professor desselben Gegenstandes in Lemberg, ungemein fleißig, Verfasser eines großen fünfbändigen Kommentars, Sauertopf in Person, stets in Aufregung über die abweichenden Ansichten des Appellationsrates Nippel, der gleichfalls einen weitläufigen Kommentar über das bürgerliche Gesetzbuch herausgab. Nachdem er sich das ganze Jahr mit seinen nicht immer klaren Vorträgen abgeplagt hatte, war er bei der Prüfung unparteiisch und nicht zu rigoros. Sein Sohn hatte eine Tochter seines Wohnungsnachbars im Heiligenkreuzer Hof, Dr. Michel Bach, geehelicht, ward somit Schwager des nachmaligen Ministers Alexander Bach, der ihn zugleich mit mir und zehn anderen zu Hof- und Gerichtsadvokaten ernannte und ihm seine Kanzlei übertrug.

Professor der politischen Gesetzkunde war Dr. Josef Kudler, hochgebildet, witzig, liberal und bei der Studentenschaft wegen sehr anständiger Behandlung beliebt; aber auch Lebemann, und wie man es dem geröteten Teint ansah, auch

Freund des Bacchus und dessen Genossen. Er hatte die Gepflogenheit, allabendlich, wenn es dunkel wurde, am Stephansplatze und Umgebung zu promenieren, zeitweilig unter dem Schwibbogen der Brandstatt Posto zu fassen und dann plötzlich, wie ein Stoßvogel, wieder Kurs zu nehmen. Nur sehr blödsinnige Studenten ließen sich beikommen, den Herrn Professor in der Dunkelheit zu erkennen und ihn etwa gar zu grüßen. Er nahm eine solche Vernachlässigung durchaus nicht übel. Im Kollegium hatte er Kolloquia über politische Themen eingerichtet, die sich die Schüler selbst wählten und sich damit meldeten. Die Aufhebung der Todesstrafe, Freizügigkeit, Handelsfreiheit u. dgl. waren Hauptrepertoirestücke, in welchen Kudler seine Schlagfertigkeit und seinen Witz leuchten ließ. Auch er war kein allzustrenger Examinator.

Der stillste unter den damaligen Inhabern des juristischen Katheders, Johann Springer, man kann füglich sagen aber auch der gelehrteste, trug in einem hohlen Jammerton in korrektester Weise die trockenste aller Materien, die Statistik, im ersten Jahrgange vor. Es gab kein Lehrbuch. Es mußte daher nachgeschrieben werden und man hörte in der Stunde nichts als das Kratzen der Federn und das deklamatorisch richtige Zifferwehklagen des Professors. Noch liegt in meinen Ohren der von ihm oft ausgesprochene Name des berühmten Gründers der Statistik als Wissenschaft „Achenwall", der wie ein geseufztes Ach-Weh-al klang. Regungslos saß er die Stunde am Katheder, und wenn nicht Scharfsichtige die Mundbewegung wahrgenommen hätten, so würden auch sie eine bemalte Büste vor sich geglaubt haben. Dieser so harmlose Mann brachte mich jedoch um bare 6000 fl. K.-M. Unglaublich, aber wahr! Bei der Prüfung über österreichische Statistik wußte ich ihm über die ungarischen loca credibilia keinen genügenden Bescheid zu geben und erhielt bloß erste Klasse, die einzige, die meine beiden Absolutorien in obligaten Gegenständen aufwiesen.

Anfangs des Jahrhunderts verstarb in Wien eine Advokatenswitwe namens Ertl, die ihr Vermögen im Unmute, daß sich sogar Juden zur Advokatur drängen, zu einer Stiftung für unbemittelte neuernannte Advokaten bestimmte, die, christlicher Konfession, in den Universitätsstudien stets Vorzugsklassen erlangt hatten. Jeder so qualifizierte Bewerber solle drei Jahre hindurch 2000 fl. jährlich bekommen und das Vermögen solange Zinsen auf Zinsen angelegt bleiben, bis eine derartige Persolvierung möglich sein würde. Das war geschehen, das Ertlsche Stiftungshaus in der Bischofgasse hievon erbaut und die ersten Stiftplätze zur Verleihung gediehen, als ich meine Advokatur antrat. Aber diese einzige Springersche erste Klasse schloß mich von der Bewerbung aus. So haben nicht selten winzige Dinge sehr schwerwiegende Folgen. Glücklicherweise konnte ich auch ohne die 6000 fl. meine Advokatenkanzlei in Gang und Flor bringen. Allein, was würde die gute alte Ertl dazusagen, wenn sie es noch erlebt hätte, daß von den heute in Wien existierenden 650 Advokaten schon 330, also die Majorität, der jüdischen Rasse angehören.

Nachdem ich über meine juridischen Professoren gesprochen, darf ich eine wichtige Persönlichkeit nicht unerwähnt lassen, nämlich die des Hofrates Nußbaumer, so

lautete der offizielle Studententitel des Schuldieners, des gravitätischen, seiner Würde bewußten, mit aller Welt freundlichen, gefälligen Nußbaumer in schwarzem Beinkleide und hechtgrauem, gelbbordiertem Livreerocke. Er besorgte den Studenten alles, was sie für die Kollegien brauchten, er übernahm und übergab ihre Korrespondenz, alltäglich hing eine große, schwarze Tafel auf seiner Tür mit den Namen derjenigen, für die Briefe angekommen waren, wofür ihm pro Stück 1 Kreuzer gebührte, selbstverständlich neben dem Postporto. Er vermittelte Absenzen und Entschuldigungen und am wichtigsten waren seine Dienste bei den Prüfungen, insbesondere bei den Rigorosen.

Während der Kandidat nach Schluß seines Examens im Angstschweiß in seiner Stube des Resultates entgegenharrte, hatte er immer Beruhigungsworte für ihn, machte sich möglichst im Professorenzimmer etwas zu tun und berichtete über die Stimmung. „Wir sind ja gar nicht so strenge," sagte er zu dem einen; „Es hat uns recht gefreut, daß unanimia daraus geworden," zu dem andern. Oder, wenn es schlecht ging: „Mein Gott, wir konnten nicht anders; Sie müssen halt noch einmal das Rigorosum machen."

Die eigentlichen subjecta iocosa der Studentenschaft waren damals drei außerordentliche Professoren: der Geschichtsprofessor Tietze, der Professor der Naturgeschichte Braunhofer und der Lehrer der böhmischen Sprache Hromatko. Tietze, ein alter herzensguter Mann und der denkbar gründlichste Geschichtsforscher, hatte neben seiner Weltgeschichte auch österreichische Staatengeschichte zu dozieren, mit deren Zeugnis sich jeder ausweisen mußte, der den juridischen Doktorgrad erlangen wollte. Seine Vorlesung darüber war aber die größte Erlustigungsstunde, in welcher er durch seine grenzenlose Pedanterie unerschöpflichen Stoff lieferte. Schon die Abgabe des Nationales gestaltete sich zu einer wahren Hetze, denn keines war ihm vollständig genug, und die abverlangten Ergänzungen wuchsen zu einem derartigen Bandwurm an, daß Ende des Semesters der Katalog noch immer nicht fertig war. Auch die österreichische Staatengeschichte begann mit Adam und Eva und gelangte Ende des Jahres glücklich bis zu Karl dem Großen. Ein freundliches Lächeln, mit dem er sich nach allen drei Seiten des Auditoriums wandte, begleitete jedes drastische Ereignis, gewöhnlich vorbereitet durch eine tüchtige Prise Tabak, durch Entfaltung seines blauen Schnupftuches und bedächtige Zusammenrollung desselben. „Lukrezia," rief er mit erhobener Stimme, indem er die Arme ausbreitete, „nahm den Dolch, erstach sich — und starb." „O, die arme Lukrezia!" schrie ein mutwilliger Junge vom Hochplateau. „Meine Herren," versetzte ruhig Tietze, „Lukrezia ist schon lange tot und bedarf Ihres Mitleides nicht mehr." Als mein Bruder zur Prüfung aus der Weltgeschichte kam, war er besonders gut gelaunt und stellte die Frage, wie viele Kriege die Römer geführt haben, und munterte den stockenden Examinanden zur Antwort auf. „Nun, einige. Hundert," erwiderte mein Bruder. „Mehr." „Einige Tausend." „Unzählige, Herr Kandidat," lachte Tietze. Ich sollte bei der Prüfung aus der Staatengeschichte ihm sagen, wie viele Kinder Leopold der Heilige

gehabt habe, was eine förmliche Lizitation zu stande brachte, bis ich auf die Zahl 18 kam. Und nun sollte ich erst die Namen derselben oder wenigstens der namhafteren wissen. Nichtsdestoweniger erhielt ich doch ein gutes Zeugnis und war für meine Rigorosen gedeckt. Es war wirklich oft unverantwortlich, was man sich gegen den alten, gutmütigen Mann erlaubte. Ein Brünner, namens Schwarz, hatte ein Nationale des damaligen Studenten-Prügelbuben und Famulus Payerl unterschoben, das den Kauderwelsch einer ganzen Biographie auf einem Bogen enthielt. Tietze fragte lange in jeder Stunde um diesen Herrn Payerl, Schwarz entschuldigte ihn als krank. „So sagen Sie ihm, daß in seinem Nationale, das zwar vollständig, aber sehr konfus ist, die Hauptsache fehlt, nämlich die Angabe seiner akademischen Zeugnisse, ohne welche ich ihn in den Katalog nicht eintragen kann."

Als der Schluß des Jahres herannahte, frug Tietze abermals: „Kennt niemand den Herrn Payerl?" „Ach ja," sagte Schwarz, „der Arme ist gestorben." „So? Mir ist recht leid," antwortete Tietze, benetzte den Rotstift mit der Zunge und strich ihn langsam weg.

Tietze war auch Professor der Diplomatik, wo es Tafeln von alten Urkundenschriften zu lesen gab. Zur Erleichterung der Prüflinge war mit Bleistift an der Seite die Übersetzung geschrieben, die aber der schwachsichtige Professor nicht wahrnahm. Auf Grundlage dieser Vorlagen hatte einer die Keckheit, sich zum Examen niederzusetzen, ohne auch nur den mindesten Begriff von der Materie zu haben. Er las das Geschriebene ab und entgegnete dem abweisenden Professor: „Ja, ich bitte, so steht's da geschrieben." Tietze setzte die Brille zurecht, betrachtete aufmerksam nach allen Seiten die Tafel und sagte mit homerischer Ruhe: „Aber es ist falsch, Sie wissen gar nichts und ich muß Ihnen die zweite Klasse geben." „Nun, da bitte ich mich auszustreichen." Tietze benetzte wieder seinen Rotstift und hatte schon gemächlich einige Striche gezogen, als der nichtswissende Diplomat dennoch wieder um ein Zeugnis bat. Während der Professor mit dem Schnupftuche die Striche wegzulöschen begann, verwendete sich das Auditorium für den Delinquenten, um noch eine Frage. Diese hatte gleiches Resultat wie die erste, und nachdem Tietze mit dem Auswischen fertig war, brauchte der Bezweierte abermals kein Zeugnis und Tietze strich ihn wieder mit dem Tadel, das hätte er schon früher sagen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ungeborene.

Eine Erzählung von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Besonders eine Erinnerung hat ihn gemartert und er ist ihr nachgehangen an den traurigen und einsamen Örtern, wo er sich nun gerne verweilt hat. Das war nämlich schon ganz am Anfang ihres Ehestandes gewesen, als ihnen noch alles geriet, da hat er sein junges Weib gerne gefragt: „Nun Ludmilla? ist's jetzt recht?

Oder fehlt noch etwas?“ Und sie hat immer geantwortet: „Recht wär's schon. Aber etwas fehlt noch.“ Es war das mit lachendem Munde gesagt worden, dann immer nachdrücklicher und mit einem herben Ton, dessen er nicht vergessen konnte. Und früher hatte sie gern gesponnen; wie fehlte ihm nun dies Sausen und heimelige Surren, dem er gehorcht! Aber er wußte, warum sie es nicht mehr tat. So haben sie nebeneinander dumpf und traurig hingelebt. Und nicht einmal die Tage hat man mehr gezählt. Denn das tut man doch nur, wenn man weiß: endlich, und wenn auch noch so spät, aber zu einer bestimmten Zeit kommt einer, welcher das Ende bedeutet und der letzte ist.

Aneinander hingetastet haben sie in der besten Meinung und immer wieder gefunden, wo sie einander berühren, dort tun sie sich weh. Und so waren sie mißtrauisch gegeneinander geworden und verängstigt vor sich selbst, rührten sich nicht gegeneinander und hatten etwas Scheues und Verstörtes in den Blicken, wie von bösem Gewissen.

Immer haben sie sich in acht nehmen wollen, damit nicht eins das andere verletzt oder kränkt, und haben vermeiden wollen, was schmerzt. Und eben das ist der Fehler. Beginnt man erst zu suchen, so hat man halt vorher verloren. Geradewegs und aufrecht muß man handeln und der Zuversicht sein, jeder nimmt's und versteht's, wie es gemeint ist. Auch lebt in jeder Wunde eine geheime Anziehungskraft und sie zwingt zu immer neuer Betrachtung.

Nun ist der Grund, der einmal den Hajduks gehört hat, wieder zu verkaufen, weil sich niemand darauf behauptet hat. Und eigentlich hat der Gregor Gazda im Sinn gehabt, ihn zu erhandeln, so im dunkeln Gefühl, als könnt' er der Ludmilla damit eine Freude machen oder sie würde ruhiger oder vielleicht gar gesund, säße sie als Frau erst wieder dort, wo sie in lustiger Armut ihre Kinder- und ihre besten Jahre verbracht. Und er war reichlich wert, was man dafür gefordert hat.

Er hat aber mit seinem schweren Kopf und wohl auch mit seiner Unschlüssigkeit, weil er sich nicht mehr zu fragen traute und so nie mehr wußte, ob es das Rechte sei, was er in der besten Gesinnung unternahm, den Termin verpaßt und so ist das Häuschen mit dem bissel recht elenden Feld, wo man selbst den Erdäpfeln sehr schön zureden mußte, damit sie sich überhaupt zum Wachsen entschließen, einem Fremden sehr billig, eigentlich nur um die Steuerschuld, zugeschlagen worden.

Der Gregor hat das seiner Frau erzählt und dabei mehr Worte gemacht, als nötig oder als die Keuschen Kreuzer gekostet hat, weil er immer noch glücklich war, wenn er mit ihr reden konnte und sie ihm nur ruhig zugehört hat. Sie hat getan, wie wenn sie das gar nichts anginge. Weil es aber gerade ihnen gegenüber war, so hat sie die Zuzügler kommen sehen und ihnen, die Arme breit in den Hüften, zugeschaut, wie sie abluden und sich einzurichten anfingen.

Das Pferdchen, welches die Karre gezogen hat, war klein und abgetrieben. Ein schwarzer Spitz ist nebenher gelaufen und hat manchmal getan, als ob er den Gaul zwicken wollte, wenn er gar nicht weiter mochte, und hat es sonst sehr eifrig

gehabt, dem ganzen Dorfe vorzukläffen, wer da aufzog. Und aufgeladen hatten sie einen Kram, wie man ihn noch nie beisammen gesehen hat: als wäre Stück für Stück zusammengebettelt und wie man's ihnen geschenkt, so, ohne etwas zu richten, hätten sie's in Gebrauch genommen, daß es natürlich immer abgestoßener und miserabliger wurde. Wie Zigeuner und nicht wie ordentliche Bauersleute sind sie dahergekommen.

Und unter dem Plunder und Gerümpel sind vier Kinder gesessen, ganz glücklich und stolz, und die kleinen zwei haben gejauchzt und in die Hände gepatscht vor lauter Seligkeit, nur weil sie gefahren sind, und die größeren haben sich wichtig gemacht mit Zurufen für das Pferd. Und zunächst hat sich die Ludmilla geärgert; denn ihre hätten gewiß keinen solchen Spektakel gemacht und gewußt, wie man sich benimmt. Je besser sie sich sie angesehen hat, desto hübscher sind sie ihr aber vorgekommen. Denn sie waren es wirklich, und sauber gewachsen waren sie auch. Der Mann hat die Sachen abgeladen, und geholfen dabei hat ihm ein kleines Frauenzimmer, so zwischen Schule und Dienst, wo sie eigentlich noch zu nichts gut sind und nichts können, nur in einem fort stolpern, ohne zu fallen.

Die größeren haben sich mit Handreichungen nützlich gemacht, so gut sie's eben konnten. Der Mann entfernte sich mit dem Pferd, das er wohl geliehen hatte und nun zurückbringen mußte. Die zwei kleinen aber sind auf der Schwelle gesessen und haben sich nicht gerührt und nicht gemuckt durch lange Stunden. Sie waren einander an Größe und allem so gleich, daß man sah, es waren Zwillinge, ähnelten einander sehr und waren eines die Umkehrung des anderen. Den Hund haben sie mit den Händchen gehalten am Halsband, und er ist manchmal an ihnen aufgesprungen und hat ihnen auf seine Weise so ungestüm schön getan, daß sie sich überschlugen, vor Vergnügen krähten, während vier dicke Beinchen in der Luft strampelten. Wie aber die Zeit vergangen ist und es hat sich niemand um sie umgeschaut und sie haben nichts zu essen bekommen, so sind sie traurig geworden und haben sich doch durchaus in keiner Weise getraut, sich zu melden.

Halt — die haben schon viel und mehr als genug Schläg' bekommen, daß sie so folgsam sind, dachte sich die Ludmilla. Ja, sie hatten offenbar keine Mutter mehr! Und ihr Herz schwoll wieder vor Leid über die Ungerechtigkeit, daß diesen die Mutter genommen sei, deren sie noch so sehr und so lange bedurften, daß ihr das Kind vorenthalten wurde, nachdem sie so mit allen Kräften ihrer Seele verlangte und das sie so zu hegen wünschte. Und in ihrem guten Herzen hat sie einen Napf Milch genommen und hat weißes Brot hineingeschnitten und das Ganze hinübergetragen. Die Zwillinge sahen sie groß und mit begehrlichen Augen an und machten sich dann darüber her, heißhungrig und dennoch verträglich.

Über ein Weilchen kamen sie, brachten die Schüssel und dankten ganz artig. Es ist nicht das erste Mal, daß sie ihr Futter an einer fremden Tür holen, drängte sich der Frau dabei auf. Und wie sie zurück über die Straße mußten, so nahmen sie einander bei den Händen und gingen vorsichtig und bedächtig, wie

eben Kinder tun, die sich sehr freuen, daß sie es schon können, aber noch nicht ganz sicher sind. Gegenüber aber saß der Hund, dem man das Mitkommen verboten; und seine rote Zunge hing ihm aus dem Maul, und er sah aus wie ein Teufelchen und kläffte ihnen entgegen.

Die Ludmilla mußte jenen Tag oftmals hinüberhorchen. Denn es dauerte lange, ehe in der Nachbarwohnung Ruhe ward. Ein bösartiges und häßliches Keifen, Gewein, unterdrücktes Klagen von Kinderstimmen, das ihr sehr weh tat und wo sie gerne geholfen hätte.

Natürlich! hat sie sich gedacht. Die Leute sind halt so arm! Und der Vater geht vielleicht in den Taglohn und kann sich nicht um die Kinder kümmern, weil er froh sein muß, wenn er ihnen täglich ihr Brot schaffen kann. Und der kleine Schlampen, den er eben noch bezahlen kann, ist ein boshaftes und jähzorniges Ding und prügelt sie viel und insgeheim, damit er seine Ruh hat vor ihnen, und hat es schon so weit gebracht, daß sie sich nicht einmal mehr beklagen, sondern sich alles gefallen lassen, nur damit sie für ein Weilchen nicht gemartert werden. Ihre eigene Jugend, so wenig sie sonst zu Gefühlsüberschwang neigte, schien der Ludmilla entweiht, daß eine solche Person dort wirtschaften durfte, wo sie einmal ihr strenges Regiment geführt.

Und überdies ist diese kleine Bestie schlau und hält die Kinder sauber. Natürlich — denn anders könnt' es der Vater merken, wenn sie gar zu schmutzig und zu verwahrlost wären. Aber sie hat kein Gemüt in sich und keine Liebe zu ihnen und denkt nur an sich und ihre Bequemlichkeit und ihren Lohn. Und das spüren die Kinder so gut und sie sind darum so schüchtern, wie sie's gar nicht sein müßten, wie Bettelmannskinder. Denn ihnen ist die Liebe so notwendig, wie die Luft zum Atmen, und sie muß mit in jedem Bissen verkocht sein, den man ihnen reicht. Das schmecken sie heraus.

Und ohne daß sie's eigentlich wußte und wollte, hat die Ludmilla der Wirtschaft drüben einen Blick geschenkt. Ja, das war eben so, wie es sein mußte und wie sie sich's ohnedies vorgestellt. Daß die älteren mithelfen mußten, hatte sie schon den ersten Tag bemerkt, da war nichts dabei. Nützlich machen nach Kräften hatten sich ihre Geschwister auch müssen und geschenkt hatte sie ihnen niemals nichts. Aber, man mußte die Arbeit doch nach dem wählen, was einer nach seinen Kräften leisten konnte. Sonst geschah doch ein Unglück. Wozu aber sollte dieses widerwärtige Geschimpf, das sie immer gehaßt und das drüben niemals schwieg? Und einmal warf die Person nach dem Buben gar ein Scheit Holz. Das ist doch unerhört! Da kann man eins doch zum Krüppel schlagen damit.

Die Ludmilla nahm sich vor, das bei Gelegenheit dem Nachbar zu sagen, damit er wisse, in was für Hände er seine Kinder überliefert habe. Und die nachlässige Wirtschaft drüben war auch unerhört. Gerade in knappen Verhältnissen muß die beste Ordnung sein, damit ja nichts zugrunde geht. Wenn sie sich aber darüber ärgerte, so fühlte sie sich rot werden. Denn viel besser stand es jetzt bei

ihr auch nicht. Und so hat sich die Ludmilla Gazda aus lauter Schämen vor sich selber und aus Gall über eine Fremde wieder ein wenig ans Wirtschaften gewöhnt. Daß sie nur wieder arbeitet! hat sich der Gregor getröstet, dem die böse Unordnung bei sich manchmal schon zu viel geworden war. Dieses Müßiggehen mit seinen Gedanken war doch ein Unglück. So aber findet man sich schon zurecht und vergißt bald, was war.

Er für seinen Teil hat sich nichts Besseres gewünscht. Ihr konnte er durchaus nichts nachtragen. Dafür war sie ihm zu lieb; je mehr, so minder er sie begriff. Sie aber war im Geist fast immer bei den Kindern drüben und hat auch in Wirklichkeit nach ihnen gesehen, so oft sie nur konnte.

Natürlich haben sie sie bald sehr lieb gehabt. Denn immer sind doch alle Kinder der Ludmilla zugelaufen, und diesen da ist es durch sie viel besser ergangen. Das Dienstmädel hat sich seither nicht mehr so gegen sie getraut wie früher. Sie sind ja doch nur frech, wenn sie glauben, sie können tun, was sie wollen, und niemand sieht ihnen auf die schmutzigen Pfoten und gibt ihnen zur Zeit eine gehörig darauf, wie es sein muß und ihnen gar nicht schadet.

Immer waren sie jetzt lustig und dabei guten Willens zu allem, was man von ihnen begehren durfte. Ordentlich aufgeblüht sind sie; und besonders die Zwillinge hat die Ludmilla oft zu sich kommen lassen und sie aufgeputzt wie zwei richtige Pupperln. Darin war sie nämlich voll von Einfällen und wunderbar geschickt. Auf sich hat sie schon lange nicht mehr geachtet; was aber einem Kind zu Gesicht steht, dies hat sie im Griff gehabt wie keine und hat mit nichts, mit einem Banderl mehr gerichtet als eine andere mit vielem Geld.

Ganz besonders laut und vergnügt ist es drüben hergegangen, wenn der Vater zur Zeit nach Hause kommen konnte, ehe man sie noch schlafen geschickt. Damit hat sich die Frau dann aus der Entfernung gefreut wie eine, die ihr Verdienst darum hat. Das war dann ein Tollen und ein Jauchzen! Niemals, und hatte er sich noch so abgeplagt, ist er für sie zu müde gewesen. Sein ganzes Herz war bei ihnen, und Spielereien hat er für sie zurechtgeschnitzelt, und Schnacken hatte er und hat lachen können — wie 's die Ludmilla zuerst gehört hat, so hat sie aufgehorcht und sehr nachdenklich und traurig den Kopf geschüttelt, während sie mitlächelte. Daß man so lachen könne, das hat sie vergessen gehabt. So viel Lebensfreude war darin — ordentlich jung ist man bei dem Klang geworden. Ganz wie ihr Vater ist er ihr vorgekommen und hat ihm auch wirklich ähnlich gesehen. So unbekümmert war er um den nächsten Tag, als könnte eins gar nicht alt werden und als wären die Sorgen gutmütige Wachthunde, die einen schon zur Zeit warnen und wecken und die man, kommen sie ungelegen, mit einem Tritt wegschicken kann, und nicht böse und tückische Kläffer, die zumeist dann geifern und belfern, wenn man seine Ruhe braucht, und wohl gar schnappen, kann man sich ihrer gar nicht erwehren. Und ihr hat das gefallen; besser jedenfalls, als was sie zu Hause sah und hatte. Und daß der Gregor an ihm herummäkelte — denn er begann gern

auszurichten, nur um zu reden — hat sie mächtig verdrossen. Denn ihre eigene Jugend ist ihr vor dem Treiben da drüben zu Sinn gekommen; und manchmal hat sie sich in Gedanken mitten unter ihnen gesehen, als wären die vielen, bösen Jahre versunken, als gehörte sie zu ihnen, etwa ihre älteste Schwester und sei nicht ein Weib, das mit seiner Sehnsucht schon langsam zu verblühen begann.

Dann hat man gelegentlich einmal miteinander geschwatzt. Erst über die Gasse hinüber, nur einen Gruß; dann immer näher und ausführlicher. Ganz nachbarlich und harmlos: von den Kindern und wie sie heranwüchsen und von den schlechten Zeiten, die immer teurer würden. Er ist ihr mit aller Achtung begegnet, wie sie's nicht anders gewöhnt war und wie es einer Frau zukommt, die das Ihrige hat und in allen Ehren dasteht, der er am End' auch zu Dank für einiges verpflichtet war. Sie aber hat gemerkt, wie wohl das tut, wieder einmal ganz unbefangen mit jemandem sich ausreden können.

Er hat späterhin gern von seiner toten Frau erzählt, mit vieler Herzlichkeit. Wie brav sie gewesen war, nur leider sehr schwach, und wie fromm und wie ergeben und eine wie gute Mutter. Darum könne er sich nicht entschließen, noch einmal zu heiraten, so notwendig es wäre und so schwer es gerade ihm falle, allein zu bleiben. Aber — was für eine könnte ein Witwer, mit so vielen kleinen Kindern und gänzlich ohne Geld wohl kriegen? Die gute Zeiten mitgemacht, vor der dürfe man fordern, daß sie die schlechten auch teile. Und es sei besser, die Kinder hätten am Ende gar keine Mutter, als eine Stiefmutter, wie sie leider meistens sind, die man dann nicht fortschicken kann, wie einen schlechten Dienstboten, wenn man ihm auf was kommt.

Bei solchen Worten war in der Ludmilla ein Mitleiden, das gar nicht auszusagen ist. Mit den Kindern, mit ihm, und, wunderlich genug, auch mit sich selber, die das ja endlich gar nichts anging. Denn er hat das immer ohne alle Jammerei erzählt, der noch selber genug darunter litt und sich sehr schinden mußte und keinerlei Pflege hatte. Und der Gedanke begann sie zu quälen, er könnte eine rechte Dummheit machen, wohl gar mit dem Trottelchen, das er bei sich hatte, und das am Ende für so was hübsch genug war. Dachte sie das, so bekam sie eine rechte Wut. Denn mehr als sie wußte, gefiel er ihr. Nämlich, er hat sich in keiner Hinsicht besser gemacht, als er war. Sehr offenherzig hat er sich gegeben. Ja — damals, wie sie noch den großen Grund hatten, da war er nun einmal leichtsinnig gewesen, und er hatte vergessen, daß der Kreuzer nichts anderes ist, als der ganze Gulden. Dazu schmunzelte er denn sehr vergnüglich.

Und da waren Freunderln und Bürgschaften und natürlich auch allerhand Weiber gewesen. Wozu denn Verstecken spielen vor ihr, als einer Frau, die doch auch wisse, wie es in der Welt zugeht? Bei dem sitzt es halt locker, und der hält es fest. Können beide nichts dafür. Und so war man zugrunde gegangen und mußte froh sein, daß es doch noch reichte, um der toten Frau, an der er niemals

nichts gespart, einen anständigen Grabstein zu spendieren und den Unterschlupf zu kaufen, auf dem sie nun bis auf weiteres saßen. Freilich — es ging knapp zusammen. Sehr knapp ging es. Aber das wurde nicht anders, und wenn man sich noch .so härmte. Hat einer verspielt und weint um sein Geld — was nützt es ihm? Gibt man ihm vielleicht was davon zurück? Nein — höchstens schmeckt dem andern der Gewinst desto besser und sie lachen über ihn.

Pfeifen auf die Welt — das war das Richtige. Alles nehmen, wie es ist und kommt, und nicht erst nachdenken darüber. Denn der liebe Gott hat einem das Leben geschenkt; das nichtsnutze Grübeln über seinen Gang aber kommt vom Teufel, der sich immer freut, wenn er die Menschen verwirren kann, bis sie verzagen und sich keinen Ausweg wissen. Dann geraten sie ihm leicht in sein Garn. Und die Kinder? Ja — das war nur gut, wenn man sie nicht gar zu weich bettete, nachdem man nicht wissen konnte, wie sie später einmal würden liegen müssen. Er tat für sie, was in seinen Kräften stand. Darüber hinaus könne niemand von ihm begehren und zuerst komme doch er. Arbeiten würden sie halt müssen, aber davon sei noch niemand gestorben. Wenn es ihnen nicht schmecken wird — ja ihr Vater hätte sich auch was Besseres gewußt. Und wenn man's nur recht anpacken tut, den Augenblick nutzt und nicht viel fragt, was hinten nachkommt, so gibt es immer noch auch für einen Armen mancherlei Pläsier auf der Welt. Dann machte er ein Gesicht, verschmitzt, daß man's sehen mußte, um es zu glauben, und kniff die nußbraunen Augen zu, wie ein Kater, der spinnt, weil er von unendlichen Mäusen träumt.

Er war nämlich, obwohl nicht mehr ganz jung, ein hübscher Mensch. Viel hübscher und munterer als der Gregor, der schon stark abgemüdet gewesen ist, und hat viel männlicher ausgesehen. So was Selbstbewußtes war an ihm. Er machte eine gute Figur, war bräunlich und kräftig, als hätte man ihn eben aus einer Haselnuß herausgeschält, und etwas Heftiges war an ihm in allem; im Lachen, im Reden, in den Bewegungen. Er war immer seiner sicher und hörte sich gerne. Und was er sagte, kam, als könnte es gar nicht anders sein, und als wäre der ein Esel, wer es nicht verstünde oder nicht darnach täte. Und er hat durchaus nicht belehren wollen oder klug getan.

Eben darum hat bei der Ludmilla alles so Eingang gefunden, die ganz anders zu hören gewöhnt war und so ausgehungert, daß nichts an ihr verloren gehen konnte. Dazu kam die böse und innerliche Müdigkeit derer, die sich mit etwas nicht zu Fassendem abgekämpft und abgezappelt haben, die nach Neuem begierig sind und wehrlos dagegen.

Und eine Frage, die nicht aus ihrer Natur zu tilgen war, hat immer wieder aus ihr gerufen: wo braucht man dich, Ludmilla? Denn zu Hause ist sie sich immer überflüssig vorgekommen. Ihr Mann hat sich sein Leben langsam eingerichtet und sich ohne sie darin zurechtgefunden. Hier aber, beim Zlamal, wäre sie notwendig gewesen.

Alles mußte drüben anders werden mit einem tüchtigen Weib, das die Arbeit mit Ernst anging, überall und besonders bei den Kindern zum Rechten sah, die sie nun kannte wie liebte, als gutartig aber dennoch verwildert und wieder verängstigt, weil sie zu oft nach Laune und nicht mit jener immer gleichen Gerechtigkeit behandelt wurden, die allein ihnen gemäß ist. (Schluß folgt.)

Ludwig Ferdinand Huber.

Von Dr. Stephan Hock.

Ludwig Ferdinand Huber, der sich vor hundert Jahren noch jung, aber todmüde zum Sterben legte, steht kaum in der zweiten Reihe unter den vielen blühenden Talenten, die um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts der deutschen Literatur geboren wurden. Zwar hatte er als einer der ersten auf den Spuren Lessings das altenglische Theater zu erneuen gesucht, hatte französische Revolutionsdramen, Beaumarchais' „Figaro" an der Spitze, dem deutschen Publikum verdolmetscht und schließlich als tüchtiger Redakteur an der Wiege der Cottaschen „Allgemeinen Zeitung" gestanden, aber sein literarisches Wirken trägt den Stempel des Journalismus auf der Stirne und den Fluch, mit dem Tage zu vergehen. Trotzdem ist Hubers Leben eingehender Betrachtung wert. Ein seltsames Geschick hat ihn an entscheidenden Wendepunkten den Lebensweg großer Zeitgenossen kreuzen lassen, hat ihn teilnehmen lassen an der Huldigung, die dem jungen Schiller aus Leipzig zukam und ihn aus tiefster Verzweiflung erhob, hat durch seine Hand dem schwankenden Glücksschifflein des genialen Georg Forster den letzten Stoß versetzt. Er ist das Unglück eines hochbegabten Mädchens geworden, das der junge Goethe auf den Knien gewiegt, Schiller als Freundin geliebt, Theodor Körner als Tante verehrt hat; er hat einer der interessantesten Frauen aus den berühmten und berüchtigten akademischen Kreisen Göttingens das einzige, kurze Glück ihres Lebens geschenkt.

Hubers Unglück waren seine Eltern. Sein Vater, Michael Huber, ist 1727 in Niederbayern geboren und ohne Erziehung in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen. Als während des österreichischen Erbfolgekrieges französische Truppen bayrisches Gebiet überschwemmten, mag sich der fünfzehnjährige Knabe einer heimkehrenden Abteilung angeschlossen haben und so nach Paris gelangt sein. Hier eignete er sich mit großem Fleiß, unterstützt durch eine außergewöhnliche natürliche Begabung, eine gewisse literarische Bildung an, die ihn zur Übersetzung deutscher Dichtungen ins Französische befähigte; so hat er Geßners Idyllen und Klopstocks Messias in Frankreich bekanntgemacht. Ein Verhältnis zu einer kleinen Pariserin führte zur Ehe; von sechs Kindern starben fünf im zartesten Alter und nur Ludwig Ferdinand, der am 19. April 1764 geboren wurde, blieb am Leben. Zwei Jahre nach der Geburt dieses Sohnes übersiedelte Michael Huber nach Leipzig, wo er an der Universität als Lektor des Französischen eine angemessene Anstellung fand. Mit besonderer Vorliebe trieb er hier Kunstgeschichte und es gelang ihm, eine ansehnliche Sammlung von Kupferstichen anzulegen, deren Goethe in „Dichtung und Wahrheit" anerkennend gedenkt. Die Mittel zu dieser Liebhaberei verschafften ihm nicht

so sehr seine Vorlesungen, als vielmehr ein Kosttisch für Studenten, den seine Frau hielt und der wegen des vorzüglichen Französisch der Hausleute sehr gesucht war. Hubers Frau war in allem und jedem die kleinbürgerliche Französin geblieben, ohne Verständnis für deutsche Verhältnisse, ohne Interesse für deutsche Kultur, befangen in kindischer Bewunderung der Pariser Eleganz. Und sie war es, welche die „Erziehung" des Knaben leitete. Er lernte nichts, als was er an der elterlichen Tafel auffing: gewandt Deutsch, Französisch und Englisch parlieren. Seiner müßigen Langeweile durfte er aber auch nicht außerhalb des Hauses abhelfen, denn streng wachte die Mutter über seinen Verkehr, sorgsam behütete sie ihn vor der leichtesten Erkältung, schützte ihn vor körperlicher Überanstrengung, hätschelte und mißhandelte ihr Söhnchen, wie es eben kam. So legte sie den Grund zu Ferdinands Kränklichkeit, zu seinem mädchenhaft scheuen und unselbständigen Wesen, das jedem äußeren Einfluß haltlos nachgab. Der frühreife Knabe suchte die Freuden der Jugend, die ihm die Mutter vorenthielt, durch maßlose Lektüre zu ersetzen und bald wies ihm der internationale Charakter des Vaterhauses die Richtung zu literarischer Beschäftigung; französische und englische Poesie zog ihn mächtig an und als achtzehnjähriger Jüngling veröffentlichte er seine ersten Übersetzungen.

Indessen hatte ihn ein planloses Studium an die Universität geführt und hier schloß er bald eine folgenschwere Freundschaft mit dem Privatdozenten für Jurisprudenz Christian Gottfried Körner. Der neugewonnene Freund war verlobt, und die Schwester seiner Braut gewann bald Hubers Liebe. Die beiden Mädchen waren die Töchter des Leipziger Kupferstechers Stock, bei dem der junge Goethe die Ätzkunst gelernt und in dessen Hause er freundschaftlich verkehrt hatte, Marie — oder Minna, wie sie Körner nannte — und Dora. Beide waren von seltener Anmut und nicht gewöhnlicher Bildung; Dora hatte ein schönes Talent vom Vater geerbt und hat sich späterhin als Pastellmalerin einen Namen gemacht. Ihr feiner Kopf saß auf einem kleinen, etwas verwachsenen Körper; ein fester, treuer Charakter, warme Empfindung und sieghafter Humor waren ihr eigen. Sie war vier Jahre älter als der unreife Huber, der mit leidenschaftlicher Hingebung an der Geliebten hing und trotz dem Widerspruch seiner Eltern fortan in dem Körnerischen Kreise lebte.

Die vier jungen Leute schrieben im Sommer 1784 die bekannten Huldigungsbriefe an Schiller, die des Dichters Übersiedlung nach Leipzig im April 1785 zur Folge hatten. An dem genialen Treiben der „heiligen Fünf" nahm Huber sein vollgemessen Teil. Er war Schillers Vertrauter bei dessen feuriger Schwärmerei für Jettchen Arnim, sein Schlafkamerad in Körners Dresdener Heim, sein „Winckelmann", als Schiller-Hogarth in tollem Übermut Bilder aus dem Leben Telemach-Körners in allzu flüssigen Wasserfarben entwarf. Aber auch in ernsteren Dingen diente Huber dem genialen Freunde mit hingebendem Enthusiasmus; er erwirkte dem „Don Carlos" durch geschickte „Negoziationen" Zensurfreiheit zur Aufnahme in die „Thalia", er las die Korrekturen dieser Zeitschrift und versah sie mit Beiträgen, er bearbeitete Rienzis Schicksale für Schillers „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen".

Stets ein Spiegelbild seiner Umgebung, drängte ihn der Verkehr mit Körner und späterhin mit Schiller zur eifrigen Fortsetzung seiner literarischen Tätigkeit. Schon 1785 hatte er ein Drama von Beaumont und Fletcher etwas nüchtern bearbeitet, aber mit einer klugen Vorrede geschmückt, im selben Jahre „Figaros Hochzeit" von Beaumarchais

in geschickter Übersetzung veröffentlicht. Der Dichter der „Räuber" inspirierte ihn zu einem „Original"-Drama, in dem sich sklavische Abhängigkeit von literarischen Vorbildern mit dem Bestreben vereint, die aufsehenerregenden Enthüllungen über den Illuminatenorden und seinen Stifter Weishaupt dichterisch zu verwerten. Nähert sich Hubers „Heimliches Gericht" mit dieser Absicht Schillers gleichzeitigem „Geisterseher", so zeigt es sich sonst in allem und jedem vom „Götz", von den „Räubern" und von „Don Carlos" beeinflußt. Ein Ritter gewinnt eine verführerische Frau, indem er ihren Gatten mordet, die Feme entdeckt und rächt das Verbrechen, ein neueingeweihter Ordensbruder schwankt zwischen Freundschaft und Pflicht. An Adelheid von Walldorf und an Amalia, an Posa und an Weislingen werden wir auf Schritt und Tritt erinnert; wie Götzens Georg, findet ein biederer Ritter „verbrämte Buben" im Vorzimmer; er hat für seinen Freund gekämpft und eine Narbe auf der Stirn davongetragen; „nicht wahr, sie steht schön?" sagt der Gerettete mit den Worten des Räubers Moor, und wie dieser ruft das Haupt des Ordens: „Hütet euch, daß ich nicht einst Musterung halte!" In diesem Wust literarischer Reminiszenzen und krasser Greueltaten geht der philosophische Gehalt des Stückes unter, langweilt die Erörterung der Ordensidee, mißrät die Galerie von Ordenscharakteren, auf der der Wert des Dramas eigentlich beruhen soll. Und während Körner wiederholt den „Gehalt" der Arbeit rühmt, trifft Schillers Urteil eher das Richtige, wenn er schreibt: „Huber hat keinen dramatischen Stil; im Plan ist er glücklicher. Sein Fehler ist, daß er sich über einen Gedanken ganz ausschüttet, und das soll man nie. Die Szenen aus dem heimlichen Gericht gefallen mir weniger, je mehr ich sie lese, weil sie keinen Gedanken im Rückhalt haben, den sie nicht aussagen; kurz, weil sie erstaunlich wortreich sind. Ich glaube nicht, daß Huber viel im Dramatischen leisten wird."

Als „Das heimliche Gericht" 1791 in Buchform erschien, war der Freundeskreis längst getrennt. Schiller war 1787 nach Weimar und von da nach Jena gezogen, Huber hatte den Posten eines sächsischen Legationssekretärs in Mainz angetreten. Seine ehrgeizigen Eltern hatten ihre vornehmen Verbindungen ausgenützt, um dem Bürgerlichen die diplomatische Karriere zu eröffnen. Was hätte er auch viel anderes werden können? Er hatte vielerlei, aber nichts gründlich gelernt. Selbst Schiller, der im Anfange seiner Freundschaft mit Huber es zu seinen schönsten Träumen rechnete, „die Epoche seines Geistes lenken zu helfen", der die tiefsten inneren Erfahrungen dem jüngeren Genossen mitteilte und ihn fruchtbar zu machen hoffte, der „Arm in Arm mit ihm bis vor die Falltüre der Sterblichkeit" dringen wollte, der lange Zeit an eine dauernde literarische Gemeinschaft mit den beiden sächsischen Freunden glaubte — selbst Schiller mußte bald einsehen lernen, daß Huber ihm wenig bedeute, daß er Dinge betreibe, zu denen er keine Befähigung habe und noch lieber völlig müßig gehe. Körner hatte vor allem das Schicksal Doras vor Augen. Hubers Eltern hatten dem Verhältnis ihre Zustimmung nicht mehr versagt, als Körner die Geldfrage zu regeln versprach. Jetzt galt es auch für diesen, dem Freunde einen sicheren Erwerb zu schaffen. Mit der Zeit hatten sich freilich die Beziehungen der Liebenden geändert. Auf die leidenschaftliche Verliebtheit der ersten Jahre war ein so kühler Verkehr gefolgt, daß Körner wiederholt daran dachte, das Verhältnis aufzuheben. Freunde des Hauses hetzten gegen Huber, es entstand ein ewiges Klatschen und Nörgeln über ihn und Dorchen, „das allen Beteiligten unangenehme Empfindungen machte". Vor seiner Abreise nach Mainz im März 1788

erklärte aber Huber deutlich seinen Entschluß zur Heirat und das Paar nahm schmerzlichen Abschied.

Über Frankfurt, wo Goethes Mutter besucht wurde, reiste Huber an seinen Bestimmungsort. Er gab sich Mühe, sich in seinem Fache auszuzeichnen. Man nahm wenig Notiz davon und vermied es, ihn zu beschäftigen. „In seinem politischen Fache wird Huber ewig nur Holz- und Wasserträger bleiben, solange er in Sachsen ist. Nur der Justizmann kann bei uns als Bürgerlicher Einfluß auf Entscheidungen haben, weil hier auch die Entscheidung mühsam ist. In allen anderen Fächern soll unsere Klasse bloß expedieren oder Materialien sammeln", klagt Körner. Wie Goethes Werther, erfährt der Bürgerliche Huber Zurücksetzung im Amt; wie Werther, begegnet er einer Frau, die einem anderen gehört und in die er sich verliebt. Aber dieser Werther war verlobt, das einzige Glück eines alternden Mädchens, und diese Frau warf sich ihm skrupellos an den Hals.

Therese Forster war die Tochter des berühmten Göttinger Philologen Heyne und so alt wie Huber. Aus dem freudlosen Elternhause hatte sie sich ohne Neigung, aber voll Achtung, ja Bewunderung in die Arme des berühmten Weltumseglers geflüchtet und in der trostlosen Einsamkeit seines polnischen Aufenthaltes schien etwas wie Liebe zwischen dem jungen Paar aufzukeimen. Aber nach Deutschland zurückgekehrt, wurden die Gatten einander immer fremder. Der arglose, enthusiastische Forster war es selbst, der seine Frau in intime Freundschaften mit jungen Leuten hineintrieb, wobei dann mitunter ein gefährliches Spiel mit Gefühlen nicht zu vermeiden war. So hatte Forster auch den jungen Huber gegen den Willen Theresens in die kalte, ungemütliche Atmosphäre des Hauses gezogen, das sein schöner Enthusiasmus bald mit Wärme und Frohsinn erfüllte. Er wurde Forsters Arbeitsgenosse und der Einfluß des älteren und bedeutenden Freundes zeigte sich gar bald in Hubers Schriften, in denen nun Körner das Geschraubte und Deklamatorische, die gewollte Dunkelheit Forsters zu entdecken glaubte. Sehr bald trat das Natürliche ein, die beiden jungen Leute wurden Liebende. Hubers schwächliche Natur konnte sich nicht dazu entschließen, endgültig mit der Verlobten zu brechen. Seine Briefe wurden selten, frostig; klagte Dora, so beruhigte er sie durch einige zärtliche Worte. Drei Jahre hatte das grausame Spiel gedauert, Dora hatte um seinetwillen die Bewerbung eines wohlhabenden Freundes zurückgewiesen, da rissen traurige äußere Ereignisse die Maske von Hubers Gesicht. Die Heere der französischen Republik zogen an den Rhein und besetzten Mainz. Von Freiheitsbegeisterung erfüllt, als echter Sohn des XVIII. Jahrhunderts national indifferent, trat Forster an die Spitze der revolutionären Partei, Huber ging nach Frankfurt. Als aber die Preußen sich anschickten, Mainz zu belagern, willigte Forster in die Abreise seiner Frau und übergab sie in Hubers Schutz. Erst Straßburg, dann Neufchâtel bot Theresen und ihren Kindern ein sicheres Asyl. Huber erbat seine Entlassung aus dem Staatsdienste, um der Geliebten folgen zu können.

Diese Vorgänge konnten den Dresdener Freunden nicht unbekannt bleiben. Schon im August 1792 hatte Dora ihrem Schwager erlaubt, einen Erklärungsbrief an Huber zu schreiben und den Abbruch der Beziehungen zu fordern, worein der Entfremdete gerne willigte. „Huber hat sich benommen, wie zu erwarten war, ohne Charakter, ohne alle Männlichkeit", urteilt Schiller. Einige Monate später dringen zu Körner garstige Gerüchte über die Beziehungen des Liebespaares und dieser bittet Schiller, bei einem Besuche Hubers in Jena Doras Briefe zurückzufordern.

Forster ging nach Paris, um dort bald den ungewohnten Aufregungen zu erliegen. Einmal sah er die Seinen noch an der Schweizer Grenze in fester Hoffnung einer froheren Zukunft. Der enthusiastische Optimist hatte bis zum Schluß an ein Glück zu Dreien gedacht, nichts Unerhörtes freilich im XVIII. Jahrhundert: man denke an die ursprüngliche Fassung der Goetheschen „Stella". Wenige Monate nach Forsters Tod wurde Therese Hubers Gattin. Die beiden trieben in ihrer stillen Zurückgezogenheit in dem Dörfchen Bôle eine emsige Schriftstellerei ums tägliche Brot. Huber suchte durch eine Zeitschrift die Errungenschaften der Revolution und die Ereignisse in der französischen Republik dem deutschen Publikum zu vermitteln, er setzte seine alte Übersetzertätigkeit fort, indem er eine Reihe von französischen Dramen für die deutsche Bühne bearbeitete, er unternahm es, wie sein Vater, deutsche Schriftwerke in Frankreich bekannt zu machen, ja er wagte sich sogar an eine Übersetzung der Hauptwerke Kants, die freilich bald aufgegeben wurde. Therese begann — von ihrem Gatten beraten und unterstützt — ihre fruchtbare Tätigkeit als schlichte und ansprechende Erzählerin.

1798 berief Cotta den betriebsamen Schriftsteller nach Tübingen, wo er Posselt bei der Herausgabe der „Neuesten Weltkunde" unterstützte, deren eigentlicher Redakteur er bald wurde und nach ihrer Verwandlung in die „Allgemeine Zeitung" blieb. Er leitete das Blatt außerordentlich geschickt, benützte alte und neue Beziehungen, um sich hervorragende Mitarbeiter zu sichern, und schrieb selbst zahlreiche Rezensionen, von denen eine ganze Reihe eine gewisse kritische Begabung bezeugt. Die junge Zeitung mußte mehrmals den Erscheinungsort wechseln und Huber wurde mit ihr von Tübingen nach Stuttgart, von Stuttgart nach Ulm getrieben. Hier winkte dem Vielgewanderten eine ruhige Zukunft, der Nachlaß des wenig geliebten Vaters sicherte ihm ein kleines Vermögen, da raffte ihn am Weihnachtsabend 1804 der Tod hinweg.

„Hubers Tod", schreibt Schiller an Körner, „wird Euch sowie auch mich sehr betroffen haben, und ich mag jetzt noch nicht gern daran denken. Wer hätte das erwartet, daß Er uns zuerst verlassen müßte! Denn ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, lebte er doch nur für uns und war an zu schöne Zeiten unseres Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu sein. Ich bin gewiß, daß Ihr jetzt auch sein großes Unrecht gegen Euch gelinder beurteilt; er hat es gewiß tief empfunden und hart gebüßt." Und Körner antwortet in milden Worten, sein Groll gegen den Toten sei verschwunden, es habe ihm immer Gewalt gekostet, hart und unfreundlich gegen Huber zu sein. „Sein Tod ist wahrscheinlich eine Folge der ungeheueren Anstrengung, mit der er seine Schriftstellerei treiben mußte, da er wenigstens ehemals nicht mit Leichtigkeit arbeitete."

Wie dem auch sei, Hubers Leben war zerstört, bevor der Tod den Vierzigjährigen faßte. Ein liebenswürdiger, geistvoller Mann voll Anmut und Enthusiasmus ist mit ihm frühzeitig zugrunde gegangen, weil diesem „raisonnierenden Weichling und gutmütigen Egoisten" Selbstzucht und Tüchtigkeit fehlten. Er war kein wurzelfester Baum; ein schwankes Rohr, hat ihn der Frühlingssturm gefällt, der die herrlichste Blüte unserer Kultur verkündete.

Chronik.

Volkskunde in Österreich.

Mit der Vertiefung des nationalen Empfindens seit den Befreiungskriegen ist die Wissenschaft von der Eigenart und dem Wesen jeglichen Volkstums, die Volkskunde zur Entstehung und, im lebhaften Betriebe der letzten Jahrzehnte, zur Blüte und geschulten Pflege gelangt. Überall in Europa ist die volkskundliche Arbeit jetzt eine rege. In Deutschland und Frankreich, in Rußland, Schweden und Norwegen ist die öffentliche Aufmerksamkeit sogar im großen Stile den volkstümlichen Gütern der Nationen zugewandt. In Österreich ist in den Landes- und Ortsmuseen, in verschiedenen Gelehrtengesellschaften der Landeshauptstädte, und seit zehn Jahren, seitdem mit dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde in Wien eine zentrale Pflegestelle für Erforschung und museale Darstellung unseres volkstümlichen Kulturbesitzes geschaffen worden, zumal in Wien Bedeutendes für die Sache der österreichischen Volkskunde geleistet worden. Öfter und bereitwilliger als auf anderen Gebieten haben sich auf dem neutralen Boden der Volkswissenschaft die Forscher und Vertreter der verschiedenen Nationalitäten Österreichs zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden, um in der Wissenschaft von Österreichs reichgegliedertem Volkstum ein wissenschaftliches, d. h. ein friedfertiges Abbild unseres Österreich zu liefern, von jener Seite, wo es uns am traulichsten anspricht: von der Seite seines naturwüchsigen Volkstums. Denn wie verschiedenartig dasselbe nach den Stämmen unserer Heimat auch sein mag, zumal nach der Sprache, diesem engen Käfig jeglichen Volkstums, getrennt: — einheitlich ist es in seinem Kern und Wesen gegenüber dem nivellierenden Zuge der modernen Kultur. Wieviel davon auch in der letzten Zeit, zumal seit 1848 abgeschliffen worden, ins Herz kann dieses Wesen nicht getroffen werden.

Man hat oft und oft bewegliche Klage darüber geführt, daß bereits fast jede Originalität, jede Naturwüchsigkeit aus unserem Volksleben verschwunden sei. Diese Anschauung ist zu pessimistisch. Das Volkstum ist zumal in Österreich noch gar sehr lebendig vorhanden in seinen naiven Äußerungen und mit seinem traditionellen Besitze. Aber viel zu wenig gekannt ist es, man bekümmert sich viel zu wenig darum — wir lassen es in seinen abgeschiedenen Winkeln verblühen und verdorren, ohne es wißbegierig aufzusuchen, seine Blüten zu pflücken und zu sammeln und wenigstens gleichsam im getrockneten Zustande aufzubewahren. Es fehlt an der systematischen, umfassenden Sorgfalt für diese Dinge, es fehlt an dem großen begeisterten Zuge, der durch die Menge gehen muß, die allein zur abgerundeten Erhebung so massenhafter Beobachtungen, wie sie hier erforderlich sind, auslangt. Auf volkskundlichem Gebiete harrt gerade in Österreich bei seinem nationalen Reichtum und der wirtschaftlichen Altertümlichkeit vieler seiner Landschaften noch eine Überfülle des Stoffes der auffassenden und bergenden Sammeltätigkeit. Denn der volkstümliche Schatz eines jeden Volkes, dessen Tradition noch in der Hauptsache ungebrochen fortdauert, ist wahrhaft unermeßlich. So viel die einzelnen Sammler und Finder aus diesem Born schon geschöpft haben, er fließt noch immer über. Es ist eben die geistige Arbeit von Millionen und Millionen, durch Jahrhunderte hindurch aufgespeichert und ausgetauscht und alles im treuen Volksgedächtnisse aufbewahrt, die dem Forscher hier entgegenquillt. Daher ist noch für lange Jahre hinaus und für viele zutretende Arbeiter in Hülle und Fülle zu tun.

Auf literarischem Wege dienen der Volkskunde in Österreich verschiedene größere und kleinere Zeitschriften, die in deutscher, tschechischer, polnisch-ruthenischer und slowenischer Sprache erscheinen, und von welchen viel wissenschaftliche Detailarbeit geleistet wird. Auf eine zentrale vermittelnde Bedeutung hat eigentlich nur die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" Anspruch, welche in den zehn Bänden, die bisher von ihr vorliegen, vor allem die Vergleichung auf ihre Fahne geschrieben hat und ohne nationale Voreingenommenheit den tieferen Entwicklungsfaktoren, als sie das nationale Wesen enthält, in den volkstümlichen Äußerungen nachspürt. Viel

Wissenswertes bringt auch der von Professor Dr. C. Zibrt in Prag herausgegebene »Český lid« bei, welcher für die seit der Prager ethnographischen Ausstellung 1895 mit großem Eifer betriebene tschechische Volksforschung zum führenden Organ geworden ist. Die polnischen Zeitschriften »Lud« und »Wisła«, die Schriften der Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg enthalten reiches Material zur polnischen und ruthenischen Volkskunde. Die selbständigen Erscheinungen auf volkskundlichem Gebiete folgen zumeist einer zweifachen starken Strömung, welche im Betrieb der Volkskunde überhaupt vorherrscht, und welche einerseits auf die Erforschung des volkstümlichen, urwüchsigen Bauernhauses, anderseits auf das Studium und die künstlerische Ausnützung der Volkskunst in ihren verschiedenen Zweigen hinausläuft.

Unter verschiedenen Gesichtspunkten gewinnt die Erforschung des Bauernhauses ein mannigfaches Interesse, weit über die sachliche Bedeutung des Gegenstandes hinaus. Es ist auf der einen Seite die altertümlichste Form der Ansiedlungsweise, die in unserem Kulturgebiete anzutreffen ist, gleichsam ein nachgelassenes Stück Urzeit, an deren Verhältnisse es sich in manchen Zügen noch unmittelbar anschließt. Es ist auf der anderen Seite ein nationales Dokument, das über Herkunft und Stamm seiner Erbauer vielfach ein untrügliches Zeugnis ausstellt, indem es in typischer Gleichartigkeit auf dem Verbreitungsgebiet des betreffenden Volksstammes wiederkehrt, dem geübten Blick bis in die gleichsam mutwilligen Formenspielereien und Verzerrungen des individuellen Geschmacks erkennbar, wie auch der nationale Fremdling oder Mischling unter den Hausformen sich aufs bestimmteste verrät. Es ist das Bauernhaus oder der ländliche Hof ferner der mehr oder minder durchsichtige Ausdruck der Agrarverfassung eines Gebietes, die sich, zumeist mehr minder gestört, als zäher Rest aus den Zeiten der ersten und wohl auch späteren Besiedlung eines Landes herschreibt und die indirekt für die nationale Art sehr charakteristisch ist. Und endlich hängt so viel der alten Volkssitte an dem Bauernhause, so deutlich wird hier Lebensgeschmack und hunderterlei intime Gewohnheit des Volkes, daß der Volkskunde überhaupt aus der Erforschung dieses Gegenstandes ein außerordentlicher Gewinn erwachsen muß.

Sowohl einzelne bewährte und vielverdiente Hausforscher in Österreich, vor allem Professor Dr. Rudolf Meringer in Graz, der Führer in diesem Wissenszweige, J. R. Bünker, Anton Dachler u. a., als auch ganze Körperschaften, vor allen die Anthropologische Gesellschaft und der Österreichische Ingenieur- und Architektenverein in Wien, dem die verwandten Gesellschaften in Budapest und Agram gefolgt sind, haben sich in dem letzten Jahrzehnt mit vollem Eifer auf diese Sache geworfen. Wir haben jetzt, dank ihrer Bemühungen, eine ziemlich genaue Kenntnis der österreichischen Bauernhaustypen und ihrer Verbreitungsgebiete, sowie eine leidliche Einsicht in ihre Verwandtschafts- und Entstehungsverhältnisse. Ebenso ist, namentlich durch die Bemühungen Professor Dr. R. Meringers, die Geschichte und Typologie des volkstümlichen Hausrates zum Gegenstand der Forschung geworden, und verschiedene Wissenszweige reichen sich einträchtig die Hände, um diese dunkeln, aber sehr wissenswerten Dinge aufzuhellen. Mit Recht formuliert der Sprachforscher Meringer als methodischen Grundsatz allgemeinster Art, der ihm von seinen volkskundlichen Studien her aufgegangen, den Satz: ohne Sach- keine Sprachwissenschaft — was in der Hauptsache einer Verbeugung vor der Volkskunde gleichkommt. Die zweite, nicht minder umfängliche, jedoch praktisch noch weitaus belangreichere Strömung, welche im Betrieb und der Wertung der volkskundlichen Studien vorherrscht, ist, die Volkskunst in ihrer traditionellen Übung, ihrem reichen, urwüchsigen und eigenartigen Formenschatz, zu einer der Grundlagen der Kunsterneuerung zu machen, welche nun auf allen Linien mit so heißem Eifer angestrebt wird. Das Schlagwort von der Heimatkunst — ursprünglich in England aufgeflattert — ist auch unter uns fruchtbar geworden. Die Schatzkammern dieser altösterreichischen Volkskunst: die zahlreichen Landes- und Lokalmuseen Österreichs, in Wien als zentrales, die Vergleichung ermöglichendes Institut, das Museum für österreichische Volkskunde, das ich, durchdrungen von der Wichtigkeit der Sache, 1896 begründet habe und das bereits über 18.000 Objekte verfügt, durch welche die nationale Eigenart der österreichischen Völkerstämme wenigstens in den Grundzügen bereits ausreichend dargestellt erscheint, hat den Produzierenden, den Künstlern und Kunstgewerbetreibenden, die Augen darüber geöffnet, welche Fülle von Formen und Anregungen für das fortwebende Schaffen hier bereit liege, wie fruchtbar eine liebevolle Versenkung in diese eigenartigen und urwüchsigen Arbeiten und Schöpfungen volkstümlicher Phantasie werden könne. Sowohl die altertümliche Holzschnitzkunst der Alpen- und Karpathenländer, die reiche Textil- und Stickereikunst, wie sie namentlich in Mähren und Böhmen blühte, als die ländliche Keramik, die Schmiedearbeiten und sonstige Fertigkeiten erweisen sich als ein wahrer Jungbrunnen, aus welchem nicht so sehr der Formenkreis von heute als vielmehr die Arbeitsweise selbst, ihr Charakter, ihr schöpfe-

rischer Zug neue Kräfte zu ziehen vermag. In dieser Hinsicht darf ich wohl mit Genugtuung verraten, daß führende Künstler der Wiener Sezession und der mit ihr zusammenhängenden Kreise zu den Freunden und eifrigen Besuchern des Museums für österreichische Volkskunde zählen. Gerade in dem zu Ende gehenden Jahre habe ich, unterstützt von einem kleinen Stabe eifriger und verständnisvoller Mitarbeiter, wie der Herren Josef Blau und Josef Schramek im Böhmerwalde, Dr. Iwan Franko in Lemberg, Demeter Dan in der Bukowina u. a. m. über 1500, zumeist sehr interessante Dokumente altösterreichischen Volkslebens und nationaler Volkskunst dem Museum zuführen können, die in ihrer Vereinigung zu einer kleinen temporären Ausstellung des Museums im Spätherbst reges und warmes Interesse in Fachkreisen gefunden haben. Auch der heimische Kunstverlag hat sich mehrfach schon diesen Dingen zugewendet. Das inhaltreiche, leider nur ungeordnete Album: „Volkstümliche Kunst" des Verlags Martin Gerlach, sowie das ausgezeichnet anregende und fleißige Werk des gleichen Verlags: „Deutsche Bauernkunst" von O. Schwindrazheim, sowie ähnliche Werke des Kunstverlags A. Schroll (namentlich das Haubenwerk von Maler Uprka sei genannt), endlich das erst vor kurzem geschaffene Organ: „Hohe Warte", herausgegeben von Josef A. Lux, bewegen sich auf der gleichen Linie in der Richtung auf die Erneuerung unserer schöpferischen Kunstkräfte und Kunstbedürfnisse durch die Volkskunst.

Nicht ohne Erwähnung darf, da es einen bisher nicht vorgekommenen Fall direkter staatlicher Handanlegung in volkskundlichen Dingen betrifft, die in letzter Zeit durch die staatliche Unterrichtsverwaltung in die Hand genommene Aufsammlung und Herausgabe des Volksliederschatzes in Österreich bleiben. Natürlich ist ja unter allen Völkern Österreichs seit langem vieles, ja gewiß schon das meiste und Wichtigste für die Notierung der im Gedächtnisse des Volkes haften gebliebenen Volkslieder geschehen. Unzählige Sammlungen, groß und klein, liegen seit vielen Jahren vor; in den fachlichen Zeitschriften ist vieles und Wertvolles aufgestapelt; auch die musikalischen Weisen, mit denen die Lieder im Volksmunde erklingen, sind vielfach bereits aufgezeichnet und geborgen. Es ist aber kein Zweifel, daß eine systematische und gewissenhafte Aufsammlung über das Geborgene hinaus noch manches nachzulesen finden wird. Durch gut organisierte Arbeitsteilung werden manche Lücken, namentlich auf entlegeneren Volksgebieten, ausgefüllt werden können; und besonders nach der musikalischen Seite wird das unter so außerordentlich günstigen Verhältnissen arbeitende Unternehmen viel Neues und Wichtiges beibringen. Für eine gesunde und den Volksgeist veredelnde Pflege des Volksliedes in den gebildeten Schichten der Bevölkerung zumal wird die in Rede stehende Universalsammlung unstreitig das Allerbeste tun können; denn noch immer darf das Volkslied neben dem Kunstlied auch im Empfinden der Gebildeten den gleich hohen Rang beanspruchen. Es ist wieder einmal die Gefahr da, daß die höher und höchst kultivierten Geister den Zusammenhang mit der Volksseele verlieren, in der doch schließlich jede echte Dichtung und Kunst wurzeln muß. Das Volkslied ist die starke Klammer, welche auch den lichtesten freien Geist noch zu seinem Besten an die braune Scholle des Volkstums kettet. Dr. M. Haberlandt.

Besprechungen.

Léon Séché: Sainte-Beuve. I. Son esprit, ses idées; II. Ses moeurs. Paris, Mercure de France 1904.

Correspondance inédite de Sainte-Beuve avec M. et Me J. Olivier. Paris, Mercure de France 1904.

Er hat es selbst gesagt: „Der echte Kritiker hat nicht das Zeug zu einem Helden" — von Sainte-Beuves Art und Tun erzählen, heißt kein Heldenleben beschreiben. Gewiß hatte er sein gänzlich unblutiges Duell — welcher Pariser Schriftsteller der Zeitungen hat es nicht — und trat sogar unter einem Schirm an, da es regnete: er dachte nicht daran, erschossen zu werden, aber naß werden wollte er auf keinen Fall. Das war der eine obligate Mut der Jugend. Den anderen des Mannes zeigte er erst im letzten Jahr seines Lebens, als er im Senat für die Freiheit Denkens und Redens eintrat, was ihn die Freundschaft des Hofes kostete, deren niedergehenden Kurswert er aber vielleicht schon ahnte. Zwischen diesen beiden Tapferkeiten liegen die weit glänzenderen Feigheiten und Bosheiten seiner fünfzig Bände Kritik, und es ist gut, daß Sainte-Beuve nur diese zweimal pathetischer Held und lieber war, was sein Ruhm ist: der echte Kritiker.

Wir stehen anders zu ihm als seine Zeitgenossen, denen er der erste Kritiker vor allem deshalb war, weil es vor ihm keine Kritik in diesem neuen Sinne gab. Sainte-Beuve hat sich seine Mittel selbst geschaffen. Aber wäre es nur dieses, dann wäre unser Interesse auch vielleicht nur ein literarhistorisches, und es muß mehr an dem Werke sein, daß wir die „Lundis" heute noch und wie oft mit nicht geringem Genuß lesen. Daß diese Aufsätze nicht nur von den Künsten und Persönlichkeiten

handeln, daß sie vielmehr selber von Persönlichkeit erfüllte Kunstwerke sind, entscheidet für ihr Weiterleben. Denn was immer die Kritik sonst noch sein mag oder soll, wahr, gerecht, gelehrt, das steht alles in der zweiten Reihe, wenn anders sie den Tag überdauern soll. Nicht weil einer Romane schreibt, ist er ein Künstler, nicht weil einer Kritik schreibt, ist er keiner. Man kann in der Beschreibung des Schicksals der imaginären Frau N. N. genau so dilettieren, wie in der Beschreibung von Leben und Ideen des Winckelmann höchste Kunst erreichen. Stoff und überlieferte Form entscheiden gar nichts, bestimmend allein ist die besondere Persönlichkeit und die Macht ihrer Äußerung.

Der alte Sainte-Beuve hat in dem Aufsatz über Chateaubriand seine kritische Methode festzustellen versucht, nicht ohne zu bemerken, daß er sie alle Zeit her als die ihm natürliche übte und ohne besondere deutliche Erkenntnis ihrer prinzipiellen Art, die heute so geläufig ist, daß ihre Sätze schon Gemeinplätze sind: der Mensch ist von seinem Werke nicht zu trennen, um dies zu werten, muß ich jenen kennen. Um ihn aber zu kennen, muß ich sein Verhältnis zu seiner Rasse in Vor- und Nachfahren studieren, seine Erziehung, seinen Unterricht, die erste Gruppe seiner Freunde und Zeitgenossen, sein erstes Auftreten, seinen Verfall — von dem jeder betroffen wird — sein Verhältnis zu den Frauen, zur Natur, zum Gold, seine Laster und Schwächen, seine Verheimlichungen, seine Feinde — dies und noch vieles mehr muß ich wissen, um meine Meinung sagen zu können, nicht als ein Stator, ein Urteiler nach einem festen Prinzip, der sich nicht irren kann, weil er alles seinem festen Prinzip gemäß findet und darstellt. Ich kann mir widersprechen, kann sagen: ich irrte mich, denn mein Prinzip ist, keines zu haben; ich habe nur eine aus meiner Praxis gewonnene Methode, deren Übung einen Künstler verlangt, und der Schliche und Wege, einen Menschen kennen zu lernen, sind viele.

Sainte-Beuve glaubte seine Methode wissenschaftlich nennen zu können, aber man sieht es gleich: diese kritische Methode ist im Grunde eine leidenschaftliche Neugier nach dem Menschen, und alle ihre Bemühungen um wissenschaftliche Exaktheit sind von problematischem Wert, solange ein bestimmt differenziertes Temperament die Kritik übt und nicht ein abstrakter Intellekt. Sainte-Beuves Kritik ist eine mit allen dienlichen Mitteln inszenierte Auseinandersetzung zwischen Persönlichkeiten, in der sich Sainte-Beuve am andern zeigt. Kommt es darauf an, ob, was er von sich zeigt, merkwürdig genug ist, daß wir es sehen.

Die Goncourts, die nicht seine Freunde waren und er nicht der ihre, erzählen im zweiten Band ihres Journals: »Sainte-Beuve a vu une fois le premier Empereur. C'était à Boulogne: il était en train de pisser. N'est-ce pas un peu dans cette posture-là qu'il a vu et jugé depuis tous les grands hommes?« Es ist wahr: zu den Großen, wie Montaigne, La Rochefoucauld, Stendhal, Flaubert, hatte Sainte-Beuve keine Liebe, und wenn er sie lobte, tat er es auf eine „lebensgefährliche Art". Er zählte sich selbst zu den Proletariern des Geistes und haßte heimlich dessen Aristokraten, deren Schwächen er ausschnüffelte mit dem scharfen Geruch der Hunde und, nach Art dieser Tiere, von hinten und unten. Man möchte glauben, er wollte sich damit Mut zu sich selber machen, daß er an andern, was diese verbergen, aufdeckte, denn er war — und dies ist sein bestimmendster Zug — ein heimlicher Libertin und fand keinen offenen Mut dazu: es plagte ihn, wenn er den Alkoven verließ, und der eben glühende Faun nahm vor der Welt Gesten und Gehaben eines gewissenhaften und etwas salbungsvollen Mannes an, eine Mischung von Bureauchef und jesuitischem Beichtvater. Seiner außergewöhnlichen Sinnlichkeit machte es seine Häßlichkeit schwer; er mußte früh jenes perfide Talent der geschickten Worte ausbilden, die auf dem krummen Wege durch das Ohr die Frau neugierig machen und gewinnen, da er dies auf dem geraden Wege durch das Auge nicht konnte. Daraus erklärt sich vielleicht auch Sainte-Beuves stark nuancierter Stil, der ohne Deutlichkeit und Geradheit unbestimmt, weich, an Untergründen reich und jesuitisch ist und etwas Anschleichendes, Verstecktes, Feiges hat, in Andeutungen brilliert, die dem Leser vielerlei Deutungen suggerieren. Er lernte sich an den Frauen, indem er, ein Unersättlicher mit schwierigen Hindernissen, die Frauen studieren mußte, um sie zu gewinnen. Die Frauen bildeten ihm seinen raffinierten Geschmack an den kleinen, zerriebenen Dingen, in dem er ganz sicher ist, wie im XVIII. Jahrhundert, das bei allen rasch erschöpften, romantischen Neigungen seiner Jugend, die Zeit ist, die seinem Wesen am nächsten liegt, um die er sein Bestes schrieb. Er war wie das ancien régime sinnlich, geistreich egoistisch, liebenswürdig und etwas gelangweilt, nur die ironische Grazie Fontenelles fehlte ihm und die runde Geschlossenheit Saint-Evremonts. Der Dichter wird eher geneigt sein, das ihm Fremde zu bewundern, wie Byron den Pope — der Kritiker wird das ihm Wesensverwandte stärker lieben. Die Frauen aller Arten und Unarten, die schwierigeren Ehefrauen wie die anderen, welche die Gelegenheit mit sich bringen, waren

die erste Wichtigkeit seines Lebens: an den Bildnissen von Frauen zeichnete Sainte-Beuve, den die Prinzessin Mathilde einen Feminin und dessen Haus sie ein Bordell nennt, mit seinen feinsten Stiften.

Wie alle Wollüstigen war er grausam, doch war seine Grausamkeit nicht von der impulsiven Art — er konnte jahrelang im Besitz seiner vérité vraie auf den rechten Augenblick warten, wo der Stich am besten saß, der Stich einer Stecknadel, die er dem Gegner lächelnd in den Rücken drückt. Und wie alle Wollüstigen und in der Wollust Effeminierten zog es ihn zur Kirche; doch nicht das Sinnliche des Kultus bestimmt ihn, dessen Sinnlichkeit an anderem Orte rüstig genug ist, als daß sie dieses Reizes bedürfte — seine sensibilité chrétienne sucht etwas kleinbürgerlich Beruhigendes, Protestantisches: »une vie sobre, un ciel voilé, quelque mortification dans les désirs, une habitude recueillie et solitaire« bringen ihn in den Schatten der Kirche, oder Gründe der Herzensnot, wie die Liebe. Wenn alle Wege nach Rom führen, ist die Liebe zu einer frommen Frau sicher der kürzeste, und den ging auch Sainte-Beuve einmal, da er die bigotte Madame Hugo verführte.

So wendet sich des Kritikers Methode auf sein eigenes Werk, das er mit 18 Jahren im „Globe", den Goethe interessiert las, begann und das mit 65 zu schließen den fleißigen Arbeiter nur der Tod zwingen konnte, der ihm die Korrekturen seines letzten „Artikels" aus der Hand nahm.

Gewiß, dieses alles kann man sagen: Sainte-Beuve hatte keinen Glauben gehabt, nur Zweifel, keinen Haß, nur Médisance, kein Lachen, nur ein Lächeln. Gewiß: er anerkannte und erkannte weder in den Künsten noch in der Moral, noch in der Politik irgendwelche Prinzipien und machte sich nichts daraus, sich zu widersprechen, da sie sich gegen Willen doch einschlichen. Und besaß keinen tiefen Sinn für die Historie, die in Anekdoten aufzulösen er geneigt war. Gewiß ist keine seiner Arbeiten „definitiv" — er ließ immer noch Raum für die Möglichkeit einer neuen Notiz, und war neugierig nach allem, weil er nicht sicher war. Die von der Kritik verlangen, daß sie gerecht wäge, werden Sainte-Beuves Hände zu zart finden, diese schwere Wage zu halten, die zu empfindlich ist, als daß sie unter solchen nervösen Fingern zu ihrer Ruhe kommen könnte. Die von der Kritik sagen, sie sei mehr als eine mit allen dienlichen Mitteln Wissens und Erfahrung geförderte Sensation, die sagen, sie sei eine Idee, werden das Urteil Sainte-Beuves ablehnen, der einen zu ausgebildeten Geschmack hatte, als daß er anders als mit diesem hätte Kritik schaffen können. Er kostete, aber doch mit seiner eigenen feinen Zunge. Ja, man kann das alles und mehr sagen, um jener abstrakten Idee einer anderen Kritik willen, aber dieser Idee steht hier, wie sonderbar, das kritische Werk ohne die Idee gegenüber und ist lebendig, als ein Kunstwerk und Ausdruck einer Persönlichkeit. Daß es darauf allein ankommt, das scheint mir Sainte-Beuves Werk zu beweisen. Franz Blei.

Moritz v. Schwind: Die Hochzeit des Figaro. 30 Lichtdrucktafeln nach den Originalzeichnungen. Mit einer Einleitung von Alois Trost. Wien 1904. Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Am 2. April 1825 schreibt Schwind seinem Freunde Schober: „Ich bin eben mit einem langen Hochzeitszug fertig geworden, der auf 30 Blättern viel Ernsthaftes und Lustiges enthält. Die Brautpaare sind Figaro und Susanna, Bartolo und Marceline, der Graf und die Gräfin gehen auch mit. Voraus gehen Musikanten, Tänzer, Soldaten, Bediente, Landleute, Pagen und solches Volk. Zurück kommen Gäste und Masken: die 4 Romane aus der Lucinde, der verliebte Papageno, die vier Jahreszeiten, dann ein Blatt mit verschiedenen Personen, die gleichsam den Schluß machen, dann ist Cherubin und die niedliche Barbarina in einer Laube beisammen. Es sind über hundert Figuren, 3 bis 4 auf einem Blatt. Das Papier ist sehr fein, die Federn haben mir oft viel Kreuz gemacht. Ich bin sehr begierig, was Du sagen wirst. Ich glaube, daß einiges gut ist und das Ganze neu." Diesen Hochzeitszug des Figaro, den bisher als ein Familienheiligtum Frau Marie Baurnfeind, eine Tochter des Meisters, hütete, hat nun die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in einer sehr würdigen Form, mit ein paar sympathischen Einleitungsworten von Alois Trost, herausgegeben. Einundzwanzig Jahre war Schwind alt, als er im März 1825 das Werk vollendete. Was er bis dahin geschaffen, etwa einige von den Zeichnungen im Besitze des Hamburger Sammlers Herrn Arnold Otto Meyer oder die Folge der „Gräber" und „Todesgedanken", rechtfertigt bei aller Zartheit, vielleicht durch sie gerade, die herbe Äußerung des Peter Cornelius zu Schwind: „Ihre Wiener Sachen sind wie von einem Frauenzimmer". Der Hochzeitszug des Figaro jedoch ist in der blühenden Pracht der Erfindung, in dem großen Duktus der Komposition, in der unerschöpflichen Fülle köstlicher Einzelheiten und der verblüffenden Sicherheit des zeichnerischen Könnens das erste Zeichen des kommenden Genius, des vielgeliebten Meisters würdige Erstlingsgabe. Weit eher passen auf ihn, als auf die aus dem Jahre 1823 stammenden Titelvignetten zu „Tau-

send und eine Nacht" die Worte, die Goethe im VI. Band von „Kunst und Altertum" über „Herrn v. Schwind aus Wien" schrieb: „.... abwechselnd, gedrängt ohne Verwirrung, rätselhaft aber klar, barock im Sinne, phantastisch ohne Karikaturen, wunderlich mit Geschmack, durchaus originell....." Für uns in Österreich knüpfen sich an dieses klingende Frühlingswerk besondere Empfindungen. Schwind erzählt einmal in einem Brief an Schubert: „Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß ich bei Grillparzer war. Er zeigte viele Freude über meine „Hochzeit" und versicherte mich, in zehn Jahren werde er sich noch jeder Figur erinnern. Da wir in Ermanglung eines Weimarschen Herzogs, der zu schützen und zu zahlen vermag, nichts begehren können als das geistige Urteil bedeutender Männer, so kannst Du Dir denken, wie vergnügt ich nach Hause ging." Und auf dem Titelblatt der Zeichnungen hat Schwind eigenhändig vermerkt: „Dieses Heft hatte der alte Beethoven in seiner letzten Krankheit bei sich. Nach seinem Tode bekam ich es erst wieder zurück." Mozart, Beethoven, Schubert, Grillparzer, Schwind — ein Kreis von Erlebnissen, Gedanken und Stimmungen, an den man lieber nicht mit Worten rührt. Hugo Haberfeld.

Kleine Mitteilungen.

Zehn Jahre „Verein für österreichische Volkskunde". Ein Dezennium ist es her, daß dieser von Dr. M. Haberlandt und dem leider schon verstorbenen Dr. W. Hein ins Leben gerufene Verein, welcher sich die wissenschaftliche Erforschung und museale Darstellung der österreichischen Völkerstämme zur Aufgabe gestellt hat, unter verheißungsvollen Auspizien seine Wirksamkeit begann. Unter einflußreicher und weiser Führung hervorragender österreichischer Staatsmänner, seiner Präsidenten Dr. Paul Freiherr Gautsch von Frankenthurn (1895), Dr. J. A. Freiherr von Helfert (1895—1900), Johann Graf Harrach (seit 1901) sind dem Verein dank der aufopfernden Wirksamkeit seiner Begründer und zahlreicher Mitarbeiter in allen Ländern Österreichs bedeutende und allgemein anerkannte Erfolge beschieden gewesen. Zehn Bände des wissenschaftlichen Vereinsorgans, der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde", in welchen eine Fülle von Beiträgen zur Erforschung der ethnographischen Verhältnisse in Österreich niedergelegt ist, und die von Doktor M. Haberlandt mit strengster Unparteilichkeit und in rein wissenschaftlicher Haltung geleitet wurden, liegen vor. Die zweite Hauptschöpfung des Vereines in diesem Dezennium ist die Gründung und bisherige Entwicklung des „Museums für österreichische Volkskunde", durch dessen an 18.000 Objekte zählende Sammlungen die nationale Eigenart der österreichischen Völker wenigstens andeutungsweise dargestellt erscheint, und das für alle vergleichenden Studien auf diesem Gebiet ein festes und unentbehrliches Fundament geworden ist. Aus Anlaß seines zehnjährigen Bestandes gibt der Verein eine Festschrift heraus, welche, mit zahlreichen Abbildungen geschmückt, wichtige und interessante volkskundliche Beiträge von Professor Doktor R. Meringer, Professor Dr. Petak, Professor Dr. V. Hintner, Lehrer Josef Blau, Lehrer Josef Schramek, Hofrat Dr. Höfler, Dr. M. Haberlandt und anderen enthält. Der Verein hofft in zielbewußter Arbeit in absehbarer Zeit ein großes umfassendes österreichisches Völkermuseum in einem eigenen Gebäude schaffen zu können und darf sich hiebei wohl der kräftigen Unterstützung seitens des Staates, des Landes und der Reichshauptstadt versehen, für welche das „Museum für österreichische Volkskunde" schon jetzt eine Zierde und wissenschaftliches Bildungsinstitut ersten Ranges ist.

Die Erhaltung des diokletianischen Palastes in Spalato. Nach jahrelangen Vorberatungen ist nunmehr durch eine Reihe von staatlichen Vorkehrungen die Grundlage geschaffen worden, auf welcher die seit langem angestrebte Rettung des durch verschiedene höchst ungünstige Umstände gefährdeten diokletianischen Palastes in Spalato, dieses bedeutenden Denkmales antiker Kultur, gesichert erscheint. Wie der Minister für Kultus und Unterricht Ritter v. Hartel in einer Interpellationsbeantwortung im österreichischen Abgeordnetenhause (286. Sitzung vom 24. November) ausführte, handelt es sich bei der Sicherung dieses einzigartigen Bauwerkes um die Lösung eines ganzen Komplexes von bautechnischen, bauhygienischen und vor allem privatrechtlichen Fragen. In den Palast ist bekanntlich ein Teil der Stadt Spalato hineingebaut und viele Teile der Palastwände sind einfach als Wände für die neugebauten Häuser verwendet worden, so daß es einen ganzen Rattenschwanz von Besitzrechten an einzelnen Teilen des Palastes zu beseitigen gilt. In Rücksicht auf die Schwierigkeit der ganzen Angelegenheit wurde deshalb im April des Jahres 1902 eine Enquete einberufen, an welcher neben Vertretern der Stadtgemeinde Spalato, der Finanzprokuratur und der administrativen Bau- und Sanitätsbehörden Dalmatiens auch Vertreter der Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale und des österreichischen archäologischen Institutes teilnahmen, so daß für alle Fragen, welche bei der in Angriff

zu nehmenden Sicherung des Bauwerkes auftauchen sollten, die geeigneten Fachmänner gehört werden konnten. Nach den Erhebungen dieser Enquete ist der Palast in besserem Zustande, als man eigentlich glaubte und es wird die Konservierung und Freilegung des Denkmales nicht allzu große Anforderungen an den Staatssäckel stellen. In den beiden neuesten Staatsvoranschlägen sind auch bereits 4000 und 6000 K, also bisher im ganzen 10.000 K eingestellt worden, welche zur Bedeckung der ersten dringendsten Arbeiten dienen sollen. Auf Grund der Vorschläge, welche die dalmatinische Statthalterei in Rücksicht auf die Ergebnisse dieser Enquete dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht vorlegte, wurde weiters eine spezielle Überwachungskommission ernannt, in welche auch Vertreter der beiden obengenannten archäologisch-kunsthistorischen Staatsinstitute berufen worden sind. Die Kommission, welche mit allen lokalen Amtsstellen und allen Interessenten in Spalato selbst in fortwährendem Kontakte stehen und dieselben für den Fortgang der Arbeit interessieren soll, hat vom 17. bis 19. Oktober 1904 zum ersten Male getagt und bereits eine Anzahl von Anregungen für den gedeihlichen Fortschritt der ganzen Aktion gegeben, deren Durchführung in nächster Zeit studiert und vorbereitet werden soll. Schließlich soll ebenfalls auf Anregung der dalmatinischen Statthalterei demnächst ein Gesetzvorschlag der legislativen Behandlung zugeführt werden, welcher die Anwendung des Expropriationsgesetzes auf die eigentümlich verwickelten Rechtsverhältnisse im diokletianischen Palast ermöglichen soll. Auch eine Zusatznovelle zur dalmatinischen Bauordnung befindet sich in Vorbereitung, nach welcher der oben erwähnten Überwachungskommission in Spalato ein bestimmter Einfluß auf die Durchführung aller Bauausführungen im Innern des Palastes eingeräumt werden soll. So ist denn wohl die ganze wichtige Angelegenheit, welche schon so viel Staub aufgewirbelt und so viele Besorgnisse bei den Archäologen geweckt hat, noch zur rechten Zeit in die richtigen Wege geleitet und ein hervorragendes Denkmal des Altertums vor dem Untergange gerettet worden. —a.

Feuilleton.

Alt-Wiener Krippenspiele.

Ich weiß nicht, ob sich viele meiner Altersgenossen der freudigen Stimmung erinnern, die in uns Kindern der Besuch des Krippenspiels erregte, wo wir den ersten Eindruck der darstellenden Kunst empfingen.

Alljährlich, sobald der Katharinentag nahte, mahnte mich ein großer Anschlagzettel an das Krippenspiel am „Platzl“, dessen Unternehmer — ich glaube, Sedlmayer hieß er — in bombastischen Sätzen die Pracht seines Krippentheaters anpries. Für mich gewann dieses Schauspiel noch dadurch an Interesse, daß sich mein Singlehrer, der zugleich Organist an unserer Pfarrkirche war, vor Beginn der Vorstellung und während der Pausen mit großer Anstrengung bemühte, einem Spinett aus dem XVIII. Jahrhundert einige Töne zu entlocken, welche Kunstleistung ihm von der Zuhörerschaft nicht nur durch lauten Beifall, sondern auch durch Zuwerfen von Obst und Zuckersachen, mitunter auch von Kupfermünzen gelohnt wurde. Nicht selten geschah es, daß irgend ein jugendlicher Musikenthusiast noch während des Spiels seinen Obolus opferte, den das alte, bucklige Männchen, sein Spiel unterbrechend, bedächtig von der Diele aufhob, ihn auf seinen Wert prüfte und, je nach der Gabe durch ein Kopfnicken oder durch eine tiefe Verbeugung dafür dankte. Den bösen Buben aber, die sich unterfangen hatten, ein Blechstück zu werfen, drückte er seine Verachtung durch ein weithin schallendes „Mistbub“ und durch mehrmaliges Spucken auf den Boden aus.

Das heftige Gelächter des Auditoriums wurde durch die Stentorstimme des Direktors unterbrochen, der hinter der geschlossenen Szene in derben Worten zur Ruhe mahnte, die denn auch eintrat, sobald sich die Kurtine des Marionettentheaters erhob und das Vorspiel: „Die Erschaffung der Welt“ begann. Die Schauspieler taten ihr Bestes, sie ließen sich willig durch eine Drahtschnur leiten, hoben Hände und Füße, je nach Wunsch des Direktors, der seinen hölzernen Mitgliedern die Darstellung insofern erleichterte, als er alle Rollen in gleich tiefem Baß sprach. Als der Mensch erschaffen war, fiel der Vorhang unter stürmischem Applaus des Liliputaner-Publikums, dessen gehobene Stimmung nicht einmal der darauffolgende Gassenhauer des Herrn Musikdirektors zu stören vermochte.

Nun folgte „Der Sündenfall im Paradiese“, wo die mechanischen Bewegungen der Schlange große Sensation erregten, ebenso die Sündflut mit dem natürlichen Wasserregen. Auch der Einzug des ägyptischen Josef wurde mit großem Beifalle begrüßt, worauf „die Beschneidung Jesu im Tempel“ folgte, eine Szene, die auch den Komikern Gelegenheit gab, die lauteste Heiterkeit zu verursachen. Sie hatten die Auf-

gabe, die Lichter anzuzünden, kamen dabei in Streit und steckten sich nach einer Balgerei gegenseitig ihre Köpfe in Brand, worauf sie sich entfernten. Die größte Überraschung aber bot „Die Zerstörung Jerusalems", wobei der Herr Direktor sein Publikum dadurch in Angst und Furcht versetzte, daß er aus einer Papierhülse Kolophonium durch eine brennende Unschlittkerze blies und mit einem Pappendeckel gewaltigen Donner erzeugte.

Als Nachspiel folgte die Darstellung der vier Jahreszeiten, womit die Vorstellung zu Ende war.

Wiederholt habe ich mich bemüht, Materialien zu einer Geschichte des Krippenspiels in Wien zu sammeln, das mit jener des Puppenspieles und der dramatischen Kunst überhaupt eng verbunden ist und den Verfall des religiösen Schauspieles bedeutet, mit dem die Geschichte des Theaters beginnt. Das Weihnachts-, Dreikönigs- und Osterspiel ist auch in Wien gepflegt worden, und mancher Text aus der frühesten Zeit ist uns erhalten geblieben. Wir sehen daraus, wie sich schon damals die Verfasser bemühten die Heiligkeit des Stoffes mit dem realen Leben zu verbinden. Es kommen in diesen heiligen Spielen Unflätigkeiten vor, die den Kulturgrad ihrer Zeit getreu spiegeln und den derben Volkshumor deutlich veranschaulichen. Das Bestreben, durch diese Schauspiele den wilden Sinn zu zügeln, hatte wenig Erfolg, es zeigte sich vielmehr, daß durch derlei Komödien die Sitten nicht gebessert wurden. Im Jahre 1568 hatte der Trabant des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, Benedikt Edelböck ein Spiel „von der freudenreichen Geburt Jesu Christi" geschrieben, woraus, wie es in der Vorrede heißt, manches fromme und christliche Herz Trost schöpfen könne. Auch die Jugend, „so zu diesen bösen Zeitten zu allerlay Sünd, Laster und bosheit" geneigt sei, sollte in diesem Spiel ihre Mängel und teuflische Neigung zu allem Übel erkennen. Edelböck weist weiters auf die Wirkung der dramatischen Darstellung hin, wodurch „ja viel hefftiger in die hertzen und gemueter des einfeltigen Layen sich einbildet das, so man augenscheinlich fürbildet, denn das man allein höret". Auch in dem Prolog tadelt er die Jugend, die nicht einmal das Vaterunser beten, dagegen viel im Kartenspiel könne. Und von dieser die Besserung des Volkes bezweckenden Komödie berichtet der fleißige Lokalforscher Schlager, daß der Kontext jetzt „manchmal anstossen" würde.

Die Epoche des guten Geschmackes kam aber gar lange nicht, und das geistliche Schauspiel blieb auch in den folgenden Jahrhunderten das Spiegelbild verwilderter Kultur, trotzdem die Darstellung geistlicher Komödien von den Wiener Kirchendienern besorgt wurde. Ein Regierungsdekret vom 9. Jänner 1647 beschuldigt diese, daß sie in ihren Darstellungen „allerhandt untzichtigte Wörtter und auch dergleichen actiones sich gebrauchen, wodurch den Leuthen, bevorab der Jugendt, die es am meisten capieren, ergernis und Anlass zu allerlay daraus entstehenden bösen gedankhen geben." Sie tadelte weiters, daß diese Komödianten sich nicht scheuen, „wann sie Nachts oder tags Zeit auf der Gassen gehen, die Weibbs Personen ungebuerlich antasten, auch sonsten ain ungewöhnliches Geschräy und Juchzen erheben". Es wurde ihnen aufs strengste verhalten, alle Reden, „die auf unzüchtige und ungebuerliche Weis khönnen ausgelegt werden", zu unterlassen. Wie wenig derlei Verbote in einem Zeitalter genützt haben, wo dem Volke alles vorenthalten wurde, was zur Hebung der Moral hätte beitragen können, zeigt die wiederholte Drohung der Behörden gegen die Auswüchse des geistlichen Schauspieles, „darbey unzüchtige und der Ehrbahrkeit zuwider laufende Sachen eingeführt wurden". So kam das religiöse Drama mehr und mehr in Verfall, bis es endlich ganz untersagt wurde. An die Stelle der volkstümlichen Weihnachts- und Dreikönigsspiele ist in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts das Krippenspiel getreten. Ein Strumpfwirker namens Müller hatte von der Kaiserin Maria Theresia die Bewilligung zu Vorstellungen einer Krippe „mit rührrenden kleinen Figuren" erhalten. Einige Jahre darnach erhielt eine Witwe, unter dem Namen „Frau Godel" bekannt, von der Kaiserin ein Privilegium auf ein Krippenspiel, das Maria Theresia mit ihrem Besuch wiederholt beehrte.

Das Unternehmen der „Frau Godel", das nach deren Tode, 1792, der Kaffeesieder Lang erwarb, behauptete lange Zeit unter den vielen seither entstandenen Krippenspielen den ersten Rang. Zeitgenossen haben uns mehr oder minder ausführliche Schilderungen dieses Marionettenspieles hinterlassen. Mit der geschichtlichen Treue soll es die Frau Godel nicht ernst genommen haben. Unter anderem war in der Behausung der heiligen Maria eine Schwarzwälder-Uhr zu sehen und, unbekümmert um Zeit und Ort, ließ die Frau Godel vor Herodes' Zelt — Kanonen auffahren. Die Ausstattung sei — so versichern die auf uns gekommenen Aufzeichnungen — äußerst geschmackvoll gewesen, im Gegensatze zu den anderen Krippenspielen, von welchen ein Bericht des fürsterzbischöflichen Konsistoriums meldet, daß deren „Vorstellungen aus elenden und öfters Ekel hervorbringenden Figuren gestaltet und mit schmutziger und auf die Sache nicht passender Kleidung angelegt sind". Auch gegen den Text hatte das Konsistorium wiederholt Vorstellung bei der Regierung erhoben.

„Leuthe“ — heißt es in einem Berichte aus dem Jahre 1774 — „die durch ein Verderbniß der Sitten in die Armuth gestürzt, halten sich nicht in den Schranken, welche ihnen durch die Erlaubniß vorgeschrieben werden. Der Hunger bringt sie bey den Vorstellungen auf die Ausschweifungen, auf das Lächerliche und Komische, um Zuschauer beyzuziehen. Sie führen die Figuren redend ein, die Sprache ist dabey öfters zweydeutig, unwahrhaft und den Vorstellungen selten anpassend, meistens den verehrungswürdigen Wahrheiten entgegen.“ Ebenso klagte das Konsistorium, als ein gewisser Schmidhammer die Kaiserin bat, wegen höchst drückender Schuldenlast das Leiden Christi „zur Auferbaulichkeit der Zuschauer“ vorstellen zu dürfen, daß diese Aufführungen „nicht zur frommen Erinnerung, sondern nur zur Ergötzlichkeit dienen, in das Komische ausarten und die Sitten verderben“.

In einem anderen Berichte bemerkt die Kirchenbehörde, daß, trotzdem jeder Krippenspieler vor erlangter Bewilligung eine Probeaufführung veranstalten müsse, die Erfahrung doch lehre, daß bei den folgenden Vorstellungen unerlaubte, zweideutige Zusätze gemacht werden. Diese häufigen Klagen veranlaßten die Regierung zu einer scharfen Aufsicht und wiederholt auch zur Abweisung von Gesuchen. So wurde nebst vielen anderen 1775 auch der erzbischöfliche Küchenmeister Johann Peter Haydvogel abgewiesen, der zur Unterstützung seiner Bitte anführte, daß er durch einen ungarischen Edelmann um sein Vermögen gebracht worden sei und daher kein anderes Mittel übrig habe, „als sehenswürdige, geistliche, alt- und neutestamentarische Maschinen mit bestbesetzter Musik und Arietteln vorzustellen“. Allzulange hielt jedoch die Strenge nicht an, denn in den folgenden Jahren hatte fast jede Vorstadt ein Krippenspiel, dessen Besuch erst abnahm, als Graf Pallffy es unternahm, im Theater an der Wien biblische Dramen in bisher nie gesehener Ausstattung aufzuführen. Erst als Kaiser Franz deren Darstellung auf der Bühne verboten hatte, fand das Krippenspiel wieder lebhaften Zuspruch und in der nachmärzlichen Zeit erfreuten sich ebenfalls Tausende von Kindern an diesem harmlosen Puppenspiel, das auch heute noch unseren lieben Kleinen manche angenehme Stunde bereitet.

Karl Glossy.

Von der Woche.

11. Dezember. XVII. Verbandstag des Zentralverbandes der Industriellen Österreichs in Mährisch-Ostrau.

12. Wiedereröffnung der Wiener Universität. — Infolge der Demonstrationen gegen Professor Marschall wird der Unterricht an der Akademie der bildenden Künste in Wien sistiert. — Prinz Johann Georg von Sachsen trifft in Wien ein, um dem Kaiser die Thronbesteigung des Königs Friedrich August von Sachsen zu notifizieren. — Der Großgrundbesitz des Wahlbezirkes Zloczow-Brody wählt den Landtagsabgeordneten Ladislaus v. Gniewosz in den Reichsrat. — Hugo Ritter v. Goldegg (geb. 1829) in Meran †.

13. In der Gesellschaft österreichischer Volkswirte spricht Dr. v. Plener über die Reform der Verwaltung und tritt hiebei auch für die Kreiseinteilung zunächst in Böhmen ein.

14. Professor Dr. Emil Szanto (geb. 1857) in Wien †.

15. Eine Deputation unter Führung des Präsidenten der Wiener Handelskammer überreicht dem Unterrichtsminister eine Petition des Zentralverbandes der Industriellen Österreichs und fünf anderer hervorragender wirtschaftlicher Vereinigungen gegen die vom niederösterreichischen Landtag beschlossene Volksschulnovelle. — Der Zentrumsklub verlangt in einer einstimmig gefaßten Resolution, daß zur Herbeiführung eines arbeitsfähigen und arbeitswilligen Parlaments „eine aufrichtige Verständigung zwischen den Nationalitäten in Österreich erfolge, die in ihren wichtigsten Lebensbedingungen aufeinander angewiesen sind“. Der Klub richtet daher an die Volksvertreter „das dringende Ersuchen, ohne Scheu und Rücksicht auf die radikalen und Österreich feindlichen Elemente, auf Grundlage der Gerechtigkeit und Billigkeit, ein den österreichischen Gesamtinteressen entsprechendes Einvernehmen zu pflegen und die Möglichkeit zu schaffen, daß sich alle staatserhaltenden Kräfte zu gemeinsamer Arbeit vereinen“. — Der erste städtische Wahlkörper in Triest wählt den Industriellen und Großgrundbesitzer Joh. Scaramanga Ritter v. Altomonte mit 215 von 257 abgegebenen Stimmen zum Reichsratsabgeordneten.

16. Der Landesverband der Landwirte von Niederösterreich protestiert gegen „die gewissenlose Art und Weise, mit welcher das Abgeordnetenhaus der von ihm vertretenen Bevölkerung die dringendsten wirtschaftlichen Bedürfnisse versagt“, und fordert die Regierung auf, vor allem darauf bedacht zu sein, „daß ohne Rücksicht auf staatsrechtliche Bedenken ein wirkliches Volksparlament als aktionsfähige Körperschaft zustande komme“; bis dahin möge sie aber im eigenen Wirkungskreise für den hartbedrängten Bauern-

stand hilfreich vorsorgen. — Die Generalversammlung des niederösterreichischen Gewerbevereines stimmt der Vereinbarung mit dem Unterrichtsministerium zu, wodurch das Technologische Gewerbemuseum in Wien am 1. Jänner 1905 in die Staatsverwaltung übergeht.

17. Karl Voigt (geb. 1820) in Wien †. — Dr. Ludwig Lichtenstern (geb. 1821) in Wien †. — Der Vorstand der Deutschen Volkspartei hält in Wien, das jungtschechische Exekutivkomitee in Prag vertrauliche Sitzungen ab.

*

Die politische Lage. Der deutschfortschrittliche Abgeordnete für Suczawa, Universitäts-Professor Dr. Artur Skedl, hat im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 15. Dezember einen sehr beachtenswerten Artikel über die gegenwärtige politische Lage veröffentlicht. Er betont, daß es höchste Zeit wäre, der Apathie unseres Parlamentes ein Ende zu machen, eine Verständigung von Volk zu Volk zu suchen und nicht immer auf eine Aktion der Regierung zu warten. Aus der Rede des Abgeordneten Dr. Stransky im Budgetausschuß, der ganz gegen seine Gewohnheit besänftigend gesprochen, schließt der Verfasser, daß auch im tschechischen Volk das Bedürfnis nach einer nationalen Verständigung tief empfunden werde. Es sei nun Sache der Deutschen, den wenn auch nur äußerst vorsichtig gemachten Friedensvorschlag nicht durch Passivität von der Hand zu weisen, und bei einer Verständigungsaktion den Boden der Realpolitik zu betreten, statt unerreichbaren Idealen nachzujagen. „Die Deutschen" — schreibt Professor Skedl — „sind das führende Volk und müssen es bleiben, eine Tatsache, die überhaupt nicht mehr diskutiert werden sollte, soll Österreich Bestand haben. Die Deutschen, die Österreich gegründet haben, sind nicht nur das historische Fundament, sondern auch der Kitt des Staates, sie halten den Staat zusammen. Aufgabe der Deutschen in Österreich ist es daher, das Deutschtum im Interesse des Staates vor Zurückdrängung zu bewahren und die führende Stellung der Deutschen und den im ganzen Staatsgebiete zutage tretenden deutschen Charakter zu erhalten. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die Sprachenfrage zu behandeln. Nicht weil Österreich ein deutscher Staat ist, nicht weil die Deutschen das herrschende Volk, nicht weil die anderen Sprachen und Nationen minderwertig sind, ist der deutschen Sprache im Parlament, bei den Behörden ein gewisser Vorzug einzuräumen, sondern deshalb, weil das deutsche Element das gemeinsame Bindeglied ist, weil eine Gemeinschaft zu ihrem Fortbestande ein gemeinsames Verständigungsmittel unbedingt braucht. Bei dieser Auffassung ist es möglich, eine den Bestand und die Großmachtstellung Österreichs sichernde Lösung zu finden, ohne die nationale und kulturelle Entwicklung der einzelnen Nationen zu behindern. Dieser Auffassung steht nicht entgegen, daß in der Administration und Justiz volle Rücksicht auf die einzelnen Nationen genommen und den sprachlichen Verhältnissen Rechnung getragen wird. In gemischtsprachigen Gegenden müßten dann eben auch die Deutschen, falls sie dort Beamte werden wollen, die andere Landessprache lernen; geschieht dies ja nur zu ihrem eigenen Vorteile, hat sich doch die entgegengesetzte Theorie der Siebzigerjahre in Böhmen jetzt an den Deutschen selbst bitter gerächt."

Professor Skedl verlangt daher von den deutschen Vertretern schon während der parlamentslosen Zeit die Anbahnung eines Ausgleiches und dann „die Einschlagung einer bedachten, nicht von Popularitätshascherei und Schlagworten beeinflußten Realpolitik".

Diese Stimme wird keineswegs vereinzelt laut. Der Nationalitätenstreit hat nicht nur seit Jahren unser parlamentarisches Leben zum Stillstand gezwungen, er hemmt auch mittelbar unsere gesamte wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung und droht die Stellung Österreichs im Wettkampf mit anderen Staaten ernstlich zu gefährden. Die Deutschen aber sind es, die hiedurch am meisten leiden. Es ist charakteristisch, daß im Abgeordnetenhaus ein deutscher Industrieller, alle Parteidisziplin vergessend, nach einer staatserhaltenden Partei rief, und daß ein steirischer Großgrundbesitzer eine Broschüre zu gunsten der Erlernung der zweiten Landessprache schrieb. Die Sozialisten sind längst geeinigt, agrarische Abgeordnete gehen ohne Rücksicht auf ihre Nationalität gemeinsam vor und die freie industrielle Vereinigung verlangt die Arbeitsfähigkeit des Parlaments durch den Zusammenschluß ernster Elemente aus den verschiedensten Parteien.

Der Wille, den trostlosen Verhältnissen ein Ende zu machen, ist also da, es handelt sich nur noch darum, auf, den richtigen Weg zu gelangen. Die Verständigung selbst dürfte heute nicht mehr allzu schwer sein. Die Gegner sind des langen Kampfes müde und die Not drängt; so manche Forderung ward schon im Laufe der Zeit zugestanden und manche dürfte nicht mehr ernstlich aufrechterhalten werden. Vielfach mag heute schon der Überblick über die wirklichen Differenzen fehlen und mitunter ist auch im leidenschaftlichen Streit das Maß verlorengegangen, sie richtig einzuschätzen. Es wäre daher verdienstlich, in den einzelnen Kronländern, insbesondere in Böhmen — in Mähren ist ja die Ausgleichsaktion im besten Zug — die Forde-

rungen wieder einmal zu formulieren und ihre Bedeutung klar zu legen.

Von wem aber soll der Anstoß zu einer Aktion gegeben werden? Von der Regierung etwa? Da ihre ernsten Versuche an dem Starrsinn einzelner beteiligten Parteigruppen scheiterten und die meisten nationalen Parteien sich berechtigt und verpflichtet halten, einem unparteiischen Beamtenministerium prinzipiell mit Mißtrauen zu begegnen, muß sie daher in der Frage der nationalen Verständigung auf die Initiative verzichten und sich nur auf die Förderung einer solchen Aktion, soweit ihre Mitwirkung in Anspruch genommen würde, beschränken. Aus den besonnenen Kreisen der Wähler, die den Jammer unserer Verhältnisse am eigenen Leibe spüren, muß das übereinstimmende und nachdrückliche Verlangen einer Besserung durch endgültige Verständigung gestellt werden. Sie mögen dahinwirken, daß ihre Vertreter dann in persönlicher Aussprache den Frieden schließen, und wer von diesen seiner Aufgabe nicht gewachsen ist, der mache einem Fähigeren Platz.

Das Weihnachtsfest und der Jahresschluß rücken heran und damit die Zeit der üblichen Betrachtungen. Manche Reden werden gehalten werden, unzählige Artikel erscheinen. Wer um Österreichs Zukunft besorgt ist, der trachte, daß in den weitesten Kreisen der Bevölkerung der ernste Wille sich geltend mache, durch die Volksvertretung zum Frieden unter den Nationalitäten zu gelangen. △

*

Adolf von Sonnenthal. – Auch ein feuriger Romeo, unwiderstehlicher Attaché, glänzender Mark Anton, erlebt, wenn die Vorsehung den Darsteller liebt, die illusionsfeindlichen Siebzig.

Das Theater erhält lange jung. Und liebt das Publikum einmal einen Künstler, umgibt es seinen Habitus mit einem verklärenden Schein. Man sagt: das Alter ist der Künstler größter Feind, und vergißt, daß die Kunst sie durchdringt, sie wappnet mit einer Art Siegfrieds-Unverwundbarkeit. Adolf v. Sonnenthal begeht am 21. Dezember d. J. den siebzigsten Geburtstag. So verraten verschiedene Lexika, die aber in Theaterdingen nicht immer das Richtige enthalten. Sei's! hätte Grillparzer gesagt. Sei's – auch in Anwendung auf den Siebziger Sonnenthals. Wer hätte bei Bernhard Baumeister nicht das Gefühl völliger Harmonie? Er ist uns ein urgermanischer, weiser Alter. Alt im Wesen, altgereift und tief im Geiste, geklärt und überlegen im Humor. Anders Sonnenthal: mit leisen Befürchtungen überprüft man die großen physischen Anstrengungen der Meisterrollen dieses Künstlers und hält seine Kräfte dagegen. Aber allemal ereignet sich bei seinem Spiele das erhabene Wunder geistiger Wiedergeburt. Die Energie, die Leidenschaft des inneren Feuers ist bei diesem Künstler so groß, noch immer so hellauflodernd, daß Alter, Müdigkeit und Schlaffheit daran verbrennen. Ein mächtiges Naturell verjüngt, verschönt alles, was an ihm physisch ist, und reißt das Publikum bedingungslos mit sich fort. Das vermag ein Siebziger, wenn ein wahrhaft starker Wille, ein Ingenium in ihm ruhen. Baumeister, der großen Natur, steht Sonnenthal der große Künstler gegenüber. Sonnenthal ist vor allem eine bewundernswerte Energie, ein jünglingsjunger Geist. Viel mehr als Baumeister repräsentiert Sonnenthal den Stil des Burgtheaters. Er ist durchaus Artist und Stilkünstler, wie Kainz, nur aus einer anderen Zeit hervorgegangen und mit anderer Entwicklung. Man weiß: Sonnenthal kam als Schneidergeselle zu Dawison nach Wien. Dawison wies ihm auch die ersten Wege und brachte ihn zu Laube. Für diesen Bühnenstrategen hatte jeder den Marschallstab im Tornister; nicht nur was Liebe sah, auch die mögliche Entwicklung des Schauspielers galt für ihn, darum schuf er denn auch aus jungen Leuten ein neues großes Burgtheater. 1851 debütierte Sonnenthal in Temesvar im „Glöckner von Notre Dame". Von Königsberg holte sich Laube den Künstler nach Wien. Am 18. Mai 1856 spielte Sonnental zum ersten Male im Burgtheater. Der Erfolg in seinen Antrittsrollen soll nicht bedeutend gewesen sein. Aber Laube setzte ihn durch und drei Jahre später war Sonnenthal der Liebling der Stadt. Als er eintrat, waren Anschütz, Laroche, Fichtner, Löwe die Säulen des Burgtheaters, und aus den Erinnerungen dieser Künstler und ihren Analysen geht hervor, daß Sonnenthal von jedem einzelnen Schule und Einschlag erhielt. Sonnenthal machte die Gallomanie Laubes mit; er war das Vorbild des ins Wienerische übertragenen Pariser Salonmannes. Sonnenthals Zylinder soll damals ein Wahrzeichen der Eleganz gewesen sein. Es war die Zeit der Salons, der Tendenzstücke und der geistreichen Wiener Frauen. Bauernfeld versah das Burgtheater noch mit Konversationsstücken, die das Entzücken der Gesellschaft ausmachten, weil man sie mit den Originalen in den Salons der eben entstehenden Ringstraße vergleichen konnte. Sonnenthal machte die Makartzeit mit und spielte unter Dingelstedt den Faust und den Mark Anton neben der Wolter als Kleopatra. Damit war jene sinnentrunkene, farben- und wortprächtige Epoche des Burgtheaters angebrochen, die man heute mit dem Worte Tradition eigentlich meint. Es war

ein Stil der abstrakten Schönheit, des Farbenrausches, des Wortklanges. Sonnenthal verlor sich darin nicht; es lebte in ihm, trotz idealistischer Tendenz, starkes Gefühl für Lebenswahrheit, nicht für Naturalismus — aber, wie gesagt, für veredelte, geläuterte Wahrheit. Sonnenthals höchstes, edelstes Gut ist sein Gefühl. Die Töne seines Herzens sind schmelzend und — gepaart mit einer schönen Männlichkeit — unwiderstehlich. So war er denn nicht verständnislos für die neue Zeit und ihre Schöpfungen. Sonnenthal war kein Fuhrmann, aber die Seele und das aufschreiende Leid des Henschel konnte gar nicht tragischer gezeigt werden! Wie wahr, getreu und schlicht war nicht sein Onkel Adolf in den „Müttern" von Hirschfeld? — So steht denn Sonnenthal als die Personifizierung der schauspielerischen Proteuskraft des Burgtheaters vor uns. Ohne die Persönlichkeit aufzugeben oder zu verleugnen, ist dieser wundervolle Körper von Künstlern jederzeit befähigt gewesen, den Dichtern zu dienen und nachschaffend der jeweiligen Zeit ihren Stil zu geben. Sonnenthal war dieses Körpers Gemüt. Selbst der Wallenstein hat trotz all seiner Größe und Härte Gemüt. Der Künstler sieht offenbar die Umrisse seiner Gestalten nicht mit dem Blicke des Menschenkenners, sondern fühlt sie mit der geläuterten Güte und Weisheit eines Menschenfreundes. Daß er mehr Freund als Kenner der Menschenart ist, verrät ja schließlich sein Nathan, sein Lear. Rudolf Lothar* vermerkt mit gutem Blick: „Auch wenn Sonnenthal die Faust ballt, führt er sie von rechts oben in Kinnhöhe nach links hinunter in die Herzgegend, wobei sich wie von selbst zwei Finger loslösen und eindringlich schwanken ... Zuweilen aber auch schließt sich die Hand wieder, ehe sie die Brust erreicht und gleichzeitig schließt Sonnenthal das Auge, um es nach einem Moment innerlichen Kampfes um so weiter zu öffnen." — Costenoble sagte einmal von Anschütz, er habe etwas Großes werden müssen — entweder ein großer Schauspieler, oder ein großer König. Was hätte Sonnenthal anderes werden können? Bei seiner ruhigen Majestät, die ihn wie ein Nimbus umstrahlt, den Augen, aus denen Weisheit und Erhabenheit blicken, seinem erschütternden Gefühle und dem Vermögen, die Tiefen des menschlichen Herzens zu bewegen! Ein großer Rabbi und weiser Führer — oder eben der Sonnenthal des Burgtheaters.

—lz—

*

Raimund-Theater. „Eduard, der Herzensdieb". So nennt sich die jüngste Neuheit dieser Bühne, eine Posse von Oskar Stein und Alfred von Schik-Markenau, zu deren musikalischen Ausstaffierung 6, sage und schreibe: sechs Komponisten herangezogen worden sind. Man könnte über das von niedrigster Gesinnung erfüllte Machwerk, das die besten Trümpfe der in der Handlung liegenden Situationskomik unverwertet aus der Hand gibt, um sich dilettantisch auf willkürlich eingestreute Einlagen und auf mit unverkennbarer Absichtlichkeit eingeschmuggelte Laszivitäten zu stützen, mit schweigender Verachtung zur Tagesordnung schreiten, wenn nicht der Geist der Zote, der darin waltet, eine neue Pikanterie ausgeheckt haben würde, die als Mißbrauch des Kindes auf der Bühne nicht schroff genug zurückgewiesen werden kann. Allenthalben gründen sich Schutz- und Rettungsvereine, um das Proletarierkind vor Mißhandlung und Verderben zu behüten, Künstler und Gelehrte tun sich zusammen, um der Kunst im Leben des Kindes die richtigen Bahnen zu weisen, eine ganze Literatur ist im Entstehen, die sich mit den seelischen Bedürfnissen des Kindes befaßt, nur auf der Bühne scheint das Kind vogelfrei zu sein. Sonst wäre es wohl nicht möglich, daß man jetzt im Raimund-Theater, nur weil sich die Herren Stein und Schik eine satirisch-pikante Wirkung davon versprechen, Kinder als Theatereleven auftreten läßt, die die frechsten und arrogantesten Reden führen und sich benehmen wie die gewissen Auch-Theaterdamen, deren Einkommensteuer nicht nach der Gage, sondern nach den Nebeneinkünften bemessen wird, oder daß ein sieben- bis achtjähriges Kind zu einem Couplet sekundieren muß, das von Ehebruch und anderen Dingen handelt, deren Besprechung man im gewöhnlichen Leben mit den Worten: „Schindeln am Dach!" abzubrechen pflegt, wenn Kinder zugegen sind. Natürlich schlug die Satire, die sich so unerlaubter Mittel bedient, fehl, und man fühlte sich nur angewidert und abgestoßen von einer inneren Roheit, die keine Ahnung hat, welchen Schimpf sie der öffentlichen Gesittung antut, wenn sie das Kind als Dolmetsch ihrer frivolen Launen vor den Karren spannt. Auf dem Portale des Raimund-Theaters aber prangt noch immer in goldenen Lettern das ernste Mahnwort Schillers: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!"

—tr—

*

Die Musik der Lebenden kommt in Wien jetzt zu ihrem Rechte. Im vierten philharmonischen Konzert wurde Richard Strauß' „Heldenleben" unter Felix Mottls Leitung vorgeführt. Tags vorher und am folgenden Tage gab uns Ferdinand Löwe im Konzertverein den Straußschen „Don Quixote". Die „Sinfonia domestica", den letzten sinfonischen

* Sonnenthal, Sammlung „Das Theater". Verlag Schuster und Löffler.

Scherz des Tonsetzers, haben wir erst jüngst gehört. Indessen war Gustav Mahlers erste Sinfonie im Konzertverein, im außerordentlichen Gesellschaftskonzerte auch Mahlers dritte Sinfonie zur Aufführung gelangt. Die dritte hat dem Publikum dermaßen gefallen, daß sie wiederholt werden soll. Die unterhaltliche Verwendung der Programmusik für Rätselsinfonien kann einem Auditorium das Spaß versteht, nur Freude machen. Die Wiener untersuchen jetzt eifrigst, ob ihre Sinfoniker oder ihre Kritiker witziger sind. Die Sinfoniker werden diesmal siegreich bleiben. Immerhin ist die Sache aber auch ernst genug, um eine grundsätzliche Erörterung herbeizuführen, die den Zusammenhang der sich jetzt drängenden Erscheinungen darlegen soll.

r. h.

*

Die Grillparzer-Gesellschaft ist uns diesmal musikalisch gekommen. Nur ein einziger Dichter, Grillparzer selbst, hatte das Wort, und mit ihm zugleich acht Musiker, die sich durch Grillparzersche Dichtungen zu Tonwerken begeistern ließen. Grillparzer hat wenig echte Lyrik, die sich zur Komposition eignen würde. Seine innigsten Lieder sind doch stark von des Gedankens Blässe angekränkelt und tragen durchaus nicht jene stille, heimliche Musik in sich, die vom Tondichter eigentlich nur entbunden zu werden braucht. Dafür aber ist in seinen Dramen so viel Sprachmusik und so viel durch die Mittel der Poesie allein überzeugend ausgedrückte musikalische Stimmung, daß die Töne hier nur wiederholen und abschwächen könnten und jede Änderung des Textes zu Kompositionszwecken als Frevel erscheinen muß. Daher dürfen wir auch der Absicht Heubergers, aus „Weh dem, der lügt“ eine Oper zu machen, einstweilen nur mißtrauisch gegenüberstehen. Der Operntext, den Grillparzer geschrieben hat, die „Melusine“, war für Beethoven bestimmt und ist von Konradin Kreutzer komponiert worden. Und das war auch ganz in der Ordnung. Denn ein Text, wie Beethoven ihn gebraucht hätte, war der Grillparzersche nicht; Kreutzers liebenswürdige, aber beschränkte Begabung, mit ihrer etwas spießbürgerlichen Romantik, schien da weit besser am Platze. Die „Melusine“, wenn sie auch einzelne Grillparzersche Züge trägt, ist übrigens ein typisches Beispiel für das eigentümliche Verhältnis mancher Dichter zur Musik: vor lauter Angst, die Musik (die sie nur als „absolute Musik“ kennen) könnte einen guten Text umbringen, liefern sie dem Musiker absichtlich Minderwertiges, worin sie ihre Individualität zu verleugnen suchen. Nur für Schubert, mit dem er sich am leichtesten verstand, hat Grillparzer Verse geschrieben, die auch gute Musiktexte sind. Schubert war aber auch der einzige, der Grillparzersche Worte in unvergängliche Töne kleidete. „Mirjams Siegesgesang“ und das Ständchen für Altsolo und Männerchor („Zögernd leise“) haben auch in der Grillparzer-Gesellschaft neulich am tiefsten gewirkt. „Berthas Lied in der Nacht“, auf das zarteste vorgetragen von Fräulein Fanni Tschampa, war wohl das Kleinod der Vortragsordnung. Aber dieses fabelhaft „intime“, ganz moderne, sozusagen Hugo Wolfsche Lied (was könnte es Schöneres und Ergreifenderes geben als ein Wolfsches Lied von Franz Schubert?!) geriet beim Publikum doch in Nachteil gegenüber dem leicht beschwingten Sang „Italien“ von Mendelssohn, genauer: der Schwester Mendelssohns, als Mendelssohnsche Komposition veröffentlicht und bekannt. Ein feiner und schlichter Chor von Josef Reiter, „Ruhe“ betitelt – es sind dieselben Worte, die Schubert als „Berthas Lied in der Nacht“ komponiert hat – kam nicht völlig zur Geltung. Sonst läßt sich der Aufführung durch einen von Eusebius Mandyczewski geleiteten Herren- und Damenchor gewiß nur Lob spenden. Auch die Solisten sangen alle löblich. Das Finale des zweiten Aktes der „Melusine“ interessierte, einige Lieder von Wallnöfer, Randhartinger und Freudenberg und ein Chor von Mandyczewski wurden günstig aufgenommen. Mandyczewskis einleitende und erläuternde Worte waren besonders dankenswert. Also Anregung und Erfreuliches genug, aber doch etwas wie die Schüchternheit des Vormärz und die Vergrämtheit Grillparzers über dem Ganzen.

M. M.

Österreichische Rundschau, Heft 8. □ Redaktionsschluß 17. Dezember 1904. □ Ausgegeben 22. Dezember 1904.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags.
Verlag: Carl Konegen. □ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 9: 24. Dezember 1904.

Ein funkelnagelneues Jahr.

Plauderei von Peter Rosegger.

Übrigens so schlimm ist es ja gar nicht. Der Mensch ist allmächtig und allwissend. Allmächtig durch die Phantasie und allwissend durch die Theorie. Er ist der Schöpfer der Begriffe. Er stellt sich was vor und mit dieser beliebigen Vorstellung mißt er alle Dinge. Vorwegs ist ja alles unbegreiflich, aber der Mensch macht sich einen „Begriff". Der Begriff ist sein Eigentum, sein ganzes Um und Auf. Zum Beispiel: der Begriff von neben einander, das ist der Raum. Der Begriff von nach einander, das ist die Zeit. Wenn das menschliche Gehirn mit diesen Begriffen nicht wäre, so gäbe es weder Raum noch Zeit! sagte mir einmal ein sehr gescheiter Mann. Ich weiß nur nicht ganz genau, wo dann eigentlich dieses Gehirn sein soll, wenn nicht im Raum, und wann dieses Gehirn sich Begriffe machen soll, wenn nicht in der Zeit. Es ist eine verzwickte Sache.

Wir haben jetzt ein neues Jahr im Kopf. Im Kopf ist es fix und fertig. Dieses „Jahr" ist nicht etwas Gewordenes, es ist etwas Gemachtes. Etwas ganz willkürlich Gemachtes und Eingeredetes. Es hält sich nicht etwa an das durchschnittliche Menschenalter, dann müßte das Jahr an fünfhundertdreißigmal so lang sein. Es hält sich nicht an den Sonnenlauf, sonst müßte es an einem Sonnwendtage oder an einem Tage der Tages- und Nachtgleiche beginnen. Ohne allen Sinn, nur an lässiges Herkommen geheftet, läßt der Mensch sein Jahr irgend einmal beginnen und nennt den Tag den ersten Jänner. Der letzte Dezember ist zwar von Natur wegen genau so ein Tag, wie der erste Jänner. Aber der Mensch mit seiner Phantasie und Theorie macht zwischen diesen zwei Tagen einen ungeheuren Unterschied. Den Unterschied zwischen Greis und Kind.

Wenn es schon alle Welt so treibt, dann kann man es dem einfältigen Waldbauernbuben nicht verdenken, wenn er am Abend des Sylvestertags auf der Anhöhe hinter dem Berghause steht und dem sterbenden Jahre zuschaut.

Spät und mühesam war die Sonne hinter dem Wechselgebirge heraufgestiegen, mit blassem Gesicht und tief herabhängendem Kopf kroch sie am Himmel dahin. Um 10 Uhr vormittags, als die Hausmutter das zweitemal ihr Herdfeuer anblies, kam die Sonne an der kahlen, reifgrauen Esche vorbei; um Mittag war sie erst bei den Fichtenwipfeln. Höher ging's nicht mehr, erschöpft sank sie dem Waldschachen zu und hinter demselben hinab. Der Schein auf dem schneebedeckten Hausdach er-

blaßte, die Wipfel der Fichtengruppe, die erst wie grünes Gold geleuchtet hatten, wurden schwarz und standen als finstere Zacken in den Himmel hinein. Über den fernen Almen lag glatt und blaß das Leichentuch und hinter ihnen dunkelte feierlich die Nacht herauf, in der allmählich Sternlein zu glimmen begannen, wie Ampeln an einer Bahre. Tagsüber waren von den Dachrändern Tropfen gefallen, zu hören, wie das Ticken von Uhren; das war nun still geworden. An den Dachrändern hingen Eiszapfen — erdwärts wachsend. Auch der Hausbrunnen hat ein Eismäntelchen angelegt und sein bisher ununterbrochenes Rauschen eingestellt, gleichsam nur noch hinter der hohlen Hand Geheimnisse flüsternd. Die Hühner hatten ihre Stangen gesucht und gackerten nicht mehr, sondern hockten unbeweglich und horchten. Die Rinder im Stalle lagen auf frischer Streu und scharrten im Wiederkauen mit den Zähnen. Der Vater aber ging würdigen und leisen Schrittes mit einem Rauchgefäß im Hofe herum, beräucherte sein Hab und Gut: das Haus, den Brunnen, die Ställe, den Dunghaufen, die Vorräte und Werkzeuge, die Tiere und die Menschen. Das war sein Segnen am Ende einer Zeit. Denn die Sonne des Jahres war gestorben und versunken.

Trotz der feierlichen Stimmung sagte ein schalkhafter Knecht: „Jetzt wird's lang finster bleiben. Die Sonn' geht erst im nächsten Jahr wieder auf." Und beim Nachtmahl hieben sie mit den breiten Hornlöffeln tief in die Schüssel: „Brav Sterz essen, heunt! Heuer kriegen wir nix meh'!"

Und dann — es war ja in meinem Vaterhause — legten wir uns schlafen. Die Neujahrsstunde erwarten, das war im Waldhause nicht der Brauch. Der Schlaf des Gesunden, die Leiden des Kranken, die Träume und die Sorgen, das alles war wie in jeder Nacht. Ich aber in meinem Dachkammerbette hatte weder Schlaf noch Schmerzen, weder Träume noch Sorgen — ich wachte, hielt Ohren und Augen auf und wartete auf das neue Jahr. Das unendliche Geheimnis der Nacht lag über dem einsamen Hause. Wenn sonst draußen der Wind ging, da ächzte immer ein wenig die Holzwand; heute ächzt sie auch manchmal, aber so, als ob jemand im Sterben läge. Durch das Fensterlein sah ich Sterne. Sie benahmen sich nicht viel anders als sonst, und doch merkte man, es gehe was Besonderes vor, dort oben. Auch wußte ich's von der Ahne: In der Neujahrsnacht tun die lieben Engelein Sterne scheuern, daß sie schön funkelblank werden fürs neue Jahr. — Unten in der großen Stube schlug heiser röchelnd die Wanduhr. Eilf Schläge. Das ist nun die letzte Stunde. Ich hub an zu denken, was in diesem jetzt vergehenden Jahre alles gewesen war. Zu Lichtmeß hatte die Katze den Finken in der „Vogelsteigen" getötet. Zu Ostern hatte mir der Fleischhacker, als er das Kälbel holte, zwei Groschen Futtergeld geschenkt. Eine Woche vor Pfingsten hatte ich mein Taschenmesser mit der Schildkrötenschale verloren. Am Peter- und Paulitag war die Geschichte mit der Tabakspfeife und dem Angstschweiß. Zu Jakobi einen Zahn reißen lassen, hat fünf Groschen gekostet. Zu Michaeli ein Schaf von einem Jagdhund verjagt worden. Drei Tage vor Allerheiligen beim Forellenfangen in den

Bach gefallen, vom Fischpächter herausgezogen und geschopft worden. Das waren die hervorragendsten Ereignisse des Jahres. Möglicherweise waren in der Welt noch wichtigere vorgegangen; möglicherweise sogar um mich und in mir selber. Man sieht nur die oberflächlichsten, es geht auch den Erwachsenen nicht anders. Die geheimen Mächte in unserem Innern, die sachte wirkenden Wünsche und Leidenschaften, die Entwicklung von Schuld oder Seligkeit — diese stillen aber großen Schicksalsgewalten, die uns das Jahr über geändert haben, so daß wir am Ende desselben nicht mehr das sind, was wir am Anfang gewesen — selten gedenken wir ihrer bei der Rückschau am Sylvesterabend.

Aber die Ereignisse, die flüchtigen, versinken mit dem Jahre. — Noch die letzten Minuten. Die Spannung wächst. Es ist, als ob man einem Sterbenden zusähe bei seinen letzten Atemzügen. Man wünscht, daß es zu Ende wäre, und will ihn doch nicht lassen scheiden. Noch ein Atemzug — und noch einer. — — — Und noch einer. . . . Nun schlägt die Uhr. — Es ist aus. Es geht an.

Hat's nicht einen Schnalzer gemacht irgendwo am Himmel? Nicht einen Ruck, einen Stoß gegeben in der Weltkugel? Nein, die Uhr geht ihren gleichmäßigen Schritt, und der, mit dem sie über den Abgrund gestiegen, war nicht größer gewesen als die anderen.

Ich dachte, in Gottesnamen, jetzt ist das neue Jahr! Und legte mich aufs andere Ohr. Nun schlafen. Neben Sterbenden wacht man, neben Neugeborenen schläft man. Die ersten Stunden des funkelnagelneuen Jahres gehören dem Traum — dem Zukunftsgesichte. Vielleicht kann es weissagen. Doch siehe, auch die neue Straße ist nächtig und nebelig.

In einer solchen Neujahrsnacht sah der kleine Waldbauernbub einmal einen Fußsteig, der in der Wildnis steil bergan ging. Ein Knabe mit dem Hirtenstabe stieg munter hinauf. Der Hirtenstab ward zum Wanderstabe — ein neues Land, ein neues Leben in Wort und Geist, ein dornenreiches, freudenreiches, köstliches! — Plötzlich erwachend, wußte ich, es war meine Zukunft. Aber groß verwundert habe ich mich nicht. War es doch in einem der früheren Leben auch einmal so ähnlich gewesen. Ist ja recht, wenn's so kommt, ist ja recht. — Damit legte ich mich wieder aufs andere Ohr. In dem darauffolgenden Jahre kam aber gar nichts, als wieder die Reihe der Kindereien. Der Traum indes wiederholte sich, er gehörte zur Art jener Träume, die immer wieder einsetzen und weiterspinnen und mit denen man allmählich so vertraut wird, daß sie neben dem wirklichen Leben wie ein zweites wirkliches Leben einherranken, bis endlich die beiden Leben, das wirkliche und das geträumte, in eins zusammenfließen, um sich zeitweilig wieder zu spalten und gelegentlich auch die Rollen zu wechseln. Hatte ich einst den glücklichen Büchermann geträumt, so träume ich jetzt den noch glücklicheren Waldbauernbuben.

Nun, und wie war nach solcher Neujahrsnacht der erste Morgen? War er wirklich funkelnagelneu? Nein. Die Fensterscheiben hatten gerade so ihre Eisgärten, wie an gewöhnlichen Wintertagen. Die Sonne ging gerade so trüb und träge auf,

kroch gerade so kraftlos über die kahle Esche hin, kam gerade so spät zu den Fichtenwipfeln und ging gerade so schläfrig und frühzeitig zu Bette, wie gestern. Und doch — es war eine andere Sonne! Gestern konnte sie nicht empor, weil sie eine alte Frau war, heute kann sie nicht, weil sie noch ein Kind ist.

Die Sonne hatte dem Buben überhaupt schon Gedanken gemacht. Da stimmte etwas nicht.

„Vater, wie ist denn das, daß über dem Wechselgebirge alle Tage eine Sonne aufgeht?"

„Mein Kind, das ist die Allmacht Gottes."

„Ja, hat Gott denn so viele Sonnen im Sack?"

„Kind, ich sage es dir noch einmal, das ist die Allmacht Gottes."

Dann aber kam der Schulmeister. Zuerst der kleine und hernach die großen, und die Schulmeister wollten gar nicht mehr aufhören. Sie stellten die Welt auf den Kopf, so daß der Himmel zeitweise unten war und die Erde oben. Sie ließen die Erdkugel tanzen, wie mein jüngstes Brüderchen den Schnurrhiesel, den ihm der Vater gemacht hatte. Und sie ließen diese tanzende Weltkugel alle Jahre einmal um die Sonne kreisen, die unendlich größer war als die Erde und anderseits doch wieder unendlich kleiner als andere Sonnen, die im unendlichen Raum unter- und durcheinanderwirbelten, jede auf ihrer bestimmten, unabänderlichen Bahn. — So war's, jetzt wußte man's. Aber seit wann es war? Warum es war? Durch wen es war? Das wußte man nicht.

Früher die Welt und die Allmacht Gottes darüber, das war so einfach gewesen. Und jetzt alles so ungeheuerlich und unbegreiflich, tausendmal unbegreiflich. Man hatte keinen Boden mehr unter den Füßen, kein Dach mehr über dem Haupte, keine Richtschnur mehr in der Hand — man hing nur so da und wurde mitgewirbelt, daß dem armen Waldbauernbuben Hören und Sehen verging.

Früher hatte er gewußt, daß zur Jahreswende das Knistern der Kohlen in dem Ofen, das Miauen der Katze von der Zukunft spricht; hatte gewußt, daß die Form des gegossenen Bleies, das Begegnen gewisser Personen am Neujahrsmorgen von der Zukunft spricht; hatte gewußt, daß man mit Almosen und Beten den Himmel bewegen kann, ein glückseliges Jahr niederzuregnen und niederzulachen. Und jetzt sagte der Schulmeister, auf das alles sei kein Verlaß. Und wenn der Knabe fragte, auf *was* denn eigentlich ein Verlaß wäre, wußte der alte Herr keine rechte Antwort. Er suchte lange nach einer herum und sagte schließlich ganz leise: Urkraft. Allmacht. Weltgeist. — Gott.

Wie? Allmacht? Gott? —

So war wieder ein funkelnagelneues Jahr gekommen. Es stand im Glanze des Himmels. Trotz allem Leide — es war zum Jauchzen.

Wenn nun die Menschen, bangend vor dem Rollen der Zeiten, draußen in der starren Schneelandschaft nachsannen den ewigen Dingen, oder wenn sie in der Kirche beteten, so andächtig, wie man das ganze Jahr hindurch nicht beten sieht, da sagte

der Waldbauernbub leise vor sich hin: Bange sein sollen wir nicht, wir sollen freudig sein. Und wenn in der langen Winternacht alles zu ersterben drohte und das zitternde Menschenherz beim Jahresbeginn sich fragte: Werde ich mich noch einmal durchzuschlagen vermögen? Und wenn am Fenster ein Sarg vorbeigetragen wurde, gerade am Neujahrstage, und der Abergläubische nichts gesehen haben wollte und doch des unheimlichen Zeichens nicht zu vergessen vermochte, da sagte der Bub: Bange sein sollen wir nicht, wir sollen freudig sein. Der Herr der Zeiten hebt die Sonne höher von Tag zu Tag und läßt sie hinfliegen über Winter und Sommer, über Sarg und Wiege. Das irdische Jahr mit all seinem Wandel, nichts bedeutet es vor Gottes Ewigkeit, der an Größe nur eines standhält — die unsterbliche Seele des Menschen. Von dieser sind alle Jahresläufe und alle Geschicke im letzten Sinne ohnmächtig. Arm in Arm mit Gott ist sie die Schöpferin der Zeit und die Beherrscherin des Raumes, schreitet groß und des ewigen Lebens froh über die Welten und Sonnen dahin.

So ist der alte Bub vom kindlichen Glauben durch die Erkenntnis gegangen und mit der Erkenntnis wieder zum Glauben gelangt. Und so — denkt er — möchte allen, die guten Willens sind, endlich wieder einmal kommen ein funkelnagelneues, nein glückseliges neues Jahr, eine Zeit göttlicher Weltfreudigkeit.

Ein französischer Historiker über das moderne Österreich.

Von Heinrich Friedjung.

Mit kurzen Worten sei es gesagt: ein französischer Historiker ist es, der das Versäumnis wettmacht, dessen sich seine Fachgenossen in Österreich wie in Ungarn — Deutsche, Magyaren und Slawen — in gleicher Weise schuldig fühlen müssen. Louis Eisenmann schenkt uns in seinem kürzlich erschienenen Werke über den österreichisch-ungarischen Ausgleich* die erste Gesamtdarstellung des wichtigsten Ereignisses aus der innern Geschichte Österreichs im letzten Jahrhundert, und es ist schwer zu sagen, ob der historische Werdegang oder die politische Fortwirkung des 1867 geschlossenen Vertrages in seinem Werke lichtvoller behandelt ist. Indessen wird der Politiker vielleicht größere Belehrung aus seinem Werke schöpfen als der Historiker, weil Louis Eisenmann nicht in der Lage war, neue Quellen zur Geschichte Österreichs zu erschließen, sondern sein achtunggebietendes Gebäude im ganzen auf Grund bereits früher erschlossener Tatsachen aufrichtete. Welch ein Fleiß,

* »Le compromis Austro-Hongrois de 1867« par Louis Eisenmann (Paris. Société nouvelle de librairie, 1904). 695 Seiten.

welch wissenschaftliche Gründlichkeit sind jedoch dem Studium der parlamentarischen Beratungen, der Erzeugnisse der Presse, der Flugschriften, der staatsrechtlichen Werke und besonders der Denkwürdigkeiten der Männer jener Zeit gewidmet! Es muß nicht erst gesagt werden, daß er das Deutsche wie seine Muttersprache beherrscht. Der französische Gelehrte hat jedoch, um Österreich gründlich kennen zu lernen, auch die Sprache und Geschichtsliteratur der Magyaren und Tschechen studiert; er holte sich durch längeren Aufenthalt in Wien, Budapest und Prag Belehrung bei den Männern aller Parteien und liefert somit ein aus vielfarbigen Fäden hergestelltes Gewebe. Er empfing seine Schulung zum Historiker in der École normale zu Paris, dieser Hochschule zur Heranbildung von Universitäts- und Gymnasiallehrern, und zwar unter der Leitung Gabriel Monods, des hochverdienten Mannes, der dank seinen Studien zu Berlin und Göttingen die Methode deutscher historischer Forschung so vollständig beherrscht, wie einer unserer Seminarleiter. Louis Eisenmann lehrt jetzt als Agrégé an der philosophischen Fakultät zu Dijon Geschichte und erwies durch den Ernst, mit dem er viele Jahre seines Lebens auf sein erstes größeres Werk verwandte, seine volle Befähigung, auch andere, den Franzosen näherliegende Ereignisse darzustellen.

Diese Anerkennung wird sich ein Deutscher, dies sei sofort festgestellt, nicht ganz leicht abringen lassen. Denn so große Mühe sich auch Eisenmann gibt, vorurteilslos Verdienst und Schuld abzuwägen, so steht er doch als Franzose mit seinen Sympathien vornehmlich auf ungarischer und tschechischer Seite, nicht ohne sich gegen die deutsche Auffassung ablehnend zu verhalten. Er gehört einer elsässischen Familie an, doch sein Vater optierte nach dem Kriege von 1870, als unser Historiker kaum der Wiege entwachsen war, für Frankreich, was dessen Lebensgang für immer entschied. Für Eisenmann nun steht es fest, daß der Versuch einer Begründung der Hegemonie des deutschen Stammes in Österreich, wie ihre Festlegung unstatthaft ist. Der Kampf der Magyaren zur Aufrichtung eines selbständigen Staates, selbst die Bemühungen der Tschechen nach derselben Richtung, genießen seine Sympathie. Den Staatsmännern dieser Völker zollt er den Tribut der Hochschätzung, häuft auf Deak und Andrassy die höchste Anerkennung, rückt Palacky und Rieger in eine günstige Beleuchtung, während er Männer wie Schmerling, Herbst, Hasner, Lasser, mit einer oft an Ungerechtigkeit grenzenden Strenge beurteilt. Man findet also in seinem Werke eine Fülle von Stoff übersichtlich gruppiert und aufs klarste dargestellt, doch so, daß man sich ihm in Würdigung der deutschen Politiker und ihrer Motive nicht anvertrauen kann. Wohl sucht er jedes seiner Urteile zu begründen; im ganzen aber gilt ihm der Kampf der deutschen Zentralisten um Erhaltung der Reichseinheit doch als tadelnswert, als Zeichen der Herrschsucht, als unberechtigter Wunsch nach Germanisation, über die er als magyaren- und tschechenfreundlicher und dabei demokratischer Historiker verurteilend hinweggeht. So aber steht die Sache nicht. Wohl wird auch der deutsche Geschichtsschreiber anerkennen, daß das Streben der zu Beginn des XIX. Jahrhunderts zurückgedrängten Natio-

nalitäten, ihre Kräfte zu sammeln, ihre Sprache zu beleben und Anteil an der höchsten Gewalt im Staate zu gewinnen, in einem die Freiheit der Völker neuerweckenden Zeitalter eine Naturnotwendigkeit war. Deshalb aber darf man die Männer, welche die Schöpfung des österreichischen Gesamtreiches, dieses Werk dreier Jahrhunderte, verteidigen oder befestigen wollten, nicht geringschätzig verurteilen. Betrachtet man die Dinge von diesem, die Zinne der Partei überragenden Standpunkte, so ergeben sich die Einwendungen gegen die Darstellung Eisenmanns von selbst.

Übrigens ist die ganze Tiefe des Problems dieser Kämpfe der Nationalitäten um den Staat — um ein von dem trefflichen Robert Springer geprägtes Wort zu gebrauchen — Louis Eisenmann vollständig klar geworden. Nicht die Zentralisation selbst ist ihm unsympathisch, sondern ihre Träger, die Deutschen. Ein politischer Kopf aus dem Lande, in dem Richelieu und Mirabeau in den höchsten Ehren stehen, weil sie an der Verschmelzung der Provinzen zu einer unzerreißbaren Einheit mitwirkten, kann nicht blind an dem vorübergehen, was die Habsburger des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts zu denselben Zielen auch in Österreich geleistet haben. Eisenmann widmet dieser Vorgeschichte des Ausgleichs ein eindringendes Studium, dessen Ergebnis in dem Kapitel über das alte System dargelegt ist. Hier zieht er die Summe aus den ihm wohlvertrauten Forschungen Arneths, Biedermanns und Lustkandls, Deaks, Virozils und Marczalis, Palackys und Tomans, und gelangt zu dem Ergebnisse, daß die österreichische Monarchie vor 1848 tatsächlich ein einheitliches Reich gewesen sei, wenn auch mit ausgedehnten Autonomien der einzelnen Glieder, in erster Linie Ungarns. Darin läßt er sich auch nicht durch den Umstand erschüttern, daß Deak in seiner 1861 im Landtag gehaltenen Rede, wie in seiner Streitschrift gegen Lustkandl den Beweis liefern wollte, vor 1848 habe zwischen Österreich und Ungarn rechtlich nur das Verhältnis der Personalunion bestanden — eine Auffassung, die Deak übrigens in seinen Reden zur Verteidigung des Ausgleichs von 1867 verlassen hat. Es gibt vor Eisenmann in der österreichischen staatsrechtlichen Literatur keine Leistung, aus der man mit solcher Klarheit den Umfang der Reichsgewalt über Ungarn vor 1848 kennen lernen kann; wünschenswert wäre, daß an den Lehrkanzeln Österreichs der Gegenstand nicht bloß mit gleicher Sachkenntnis, an der es bei den betreffenden Professoren nicht fehlen wird, sondern auch gleich lichtvoll behandelt würde. Hier, besonders aber in dem Schlußkapitel, Seite 495—697, das die Natur und die Wirkungen des Dualismus behandelt, tritt uns ein Werk echt französischen Geistes entgegen, eine Sicherheit der Analyse, eine Leichtigkeit der Darstellung, in der man an gelehrten deutschen Schulen nicht immer unterwiesen wird. Der Deutsche verfällt nur zu leicht ins Abstruse, hält sich zu sehr an prunkvolle Fachausdrücke und bewegt sich mit Behagen in philosophischen Formeln oder staatsrechtlichen Lehrsystemen. Hierin können wir alle, die wir über österreichische Geschichte und Politik schreiben, von Eisenmann lernen.

Man sollte nun, da der französische Autor besorgten Blickes die Zersetzung der Einheit der Monarchie verfolgt und die Völker des Reiches nicht selten zur Selbstbescheidung mahnt, auch erwarten, er werde die Arbeit derjenigen würdigen, die sich dieser Auflösung entgegengesetzt haben. Das aber waren ausschließlich die Deutschen. Wären es Romanen oder Slawen oder meinethalben Völker der jetzt emporstrebenden mongolischen Rasse gewesen — Eisenmann würde es anerkennen. So aber schüttelt er mißbilligend den Kopf, wenn die deutschen Zentralisten unter Schmerlings Führung alles daransetzen, um die Loslösung Ungarns vom Reiche zu verhindern; und auch der Versuch der Tschechen und des Feudaladels, im Jahre 1871, noch einen dritten, den böhmischen Staat, innerhalb der Monarchie aufzurichten, findet bei ihm, weil er den Tschechen nicht wehe tun will, eine vorsichtige Beurteilung. In diesem Punkte bleibt seine Darstellung hinter der Forderung historischer Unbefangenheit doch zurück. Das zeigt sich besonders in den Kapiteln über die Anfänge der jetzigen österreichischen Konstitution. Der konservative Adel wünschte die Rückkehr zu den vor 1848 bestandenen Landesverfassungen und erwirkte von der Krone das Diplom vom 20. Oktober 1860, während die Bureaukratie und das deutsche Bürgertum eine einheitliche Reichsvertretung anstrebten, die dann tatsächlich durch das Patent vom 20. Februar 1861 begründet wurde. Ich teile die Meinung Eisenmanns, daß die Theorie Schmerlings, Ungarn habe durch die Rebellion von 1849 seine konstitutionellen Rechte verwirkt, unhaltbar war und den Streit zwischen den beiden Reichshälften verschärfte. Unverständlich aber ist, wie Eisenmann von seinem liberaldemokratischen Standpunkt aus die Februarverfassung als einen Rückschritt bezeichnen und Schmerling darob wie einen Schulknaben abkanzeln kann. Im Oktoberdiplom war doch bloß dem ungarischen Landtage das Recht der Gesetzgebung ungefähr im Umfange wie *vor* 1848 zugemessen; dagegen erhielt der Gesamtreichsrat sowie die Landtage Cisleithaniens nicht einen Anteil an der Gesetzgebung, sondern nur das Recht, an ihr *mitzuwirken*, also eine beratende Stimme abzugeben. Bloß bei der Feststellung des Budgets wurde auch dem Gesamtreichsrat ein beschließendes Votum zuerkannt. Eisenmann macht nun den Deutschen einen Vorwurf daraus, daß sie diese Grundlage nicht sofort akzeptierten, sondern sich lieber auf Seite Schmerlings stellten, statt eine demokratische Verfassung mit ausgedehntem Wahlrecht zu fordern. Nun bedeutet aber das Februarpatent doch einen Fortschritt, indem es eine Teilung der gesetzgebenden Gewalt verfügt, wenn auch diese Teilung durch den Artikel 13 (jetzt 14) eingeschränkt war. Ebenso verhielt es sich mit den Wahlordnungen, da nach dem Oktoberdiplom dem Bürgertum nur eine ganz unzureichende Vertretung neben dem Adel und dem Klerus zugewiesen war. Das haben auch die Tschechen anerkannt, was sich darin zeigte, daß von ihrer Seite die von Eisenmann erwähnten, aber von ihm nicht genügend erklärten Kundgebungen für das Februarpatent einliefen. Man wußte, daß Schmerling mit seinen Genossen Lasser, Plener, Kalchberg die Bedenken der Krone nicht ohne Mühe beschwichtigt hatte. Das war der Grund, weshalb man Schmerling

Dank wußte und weshalb die Deutschen es für ihre Pflicht hielten, sich dem Übergang zum konstitutionellen System auch in der verdünnten Form der Februarverfassung zur Verfügung zu stellen. Diese Motive mußten auseinandergesetzt werden, und dann wäre das Urteil über Schmerling und die von ihm organisierte Verfassungspartei gerechter ausgefallen. Eisenmann jedoch tritt in der Beurteilung der Verhältnisse zu Beginn des Verfassungslebens ganz der ungarischen Auffassung bei und billigt vollständig den Verfassungsbruch vom September 1865, der ihre „Sistierung" aussprach. Es macht sich bei seiner Schilderung dieser Ereignisse überhaupt ein Bruch bemerklich. In dem historischen Hauptteil seines Werkes, der die Zeit von 1859—1867 umfaßt, gilt ihm alles als Fortschritt, was den Freiheitsrechten der Magyaren günstig ist; wer ihrem Anspruch auf Spaltung des Reiches Widerstand leistet, ist im Unrecht. Der Erfolg wird zum einzigen oder doch zum Hauptmaßstab für das Urteil über Parteien und Politik. Nun ist es gewiß, daß ein den Magyaren günstiges Geschick ihnen in Deak und Andrassy Führer gab, die an staatsmännischem Blick, wie überhaupt an persönlicher Begabung die politischen Männer diesseits der Leitha, Deutsche wie Slawen, überragten. Aber Eisenmann geht noch weiter und überschätzt selbst die Fähigkeiten der ungarischen Altkonservativen, der Grafen Szécsen, Dessewffy und Apponyi, der Schöpfer des Oktoberdiploms, obwohl diese als die Bewahrer der Auffassungen des Fürsten Metternich, ihm als Demokraten wenig sympathisch sein sollten. Über die Deutschen aber urteilt er geringschätzig, merkwürdigerweise auch über Kaisersfeld, obwohl dieser hervorragende Mann doch Schmerling gegenüber für die Rechtsbeständigkeit der ungarischen Verfassung eintrat und dem dualistischen Gedanken in Österreich die Wege ebnete.

Indessen ist es nicht eigentlich Eisenmanns Schuld, wenn er zu diesem unbilligen Urteil gelangt ist. Er konnte sich eben trotz seiner eindringenden Studien nicht dem Einflusse des jüngeren, ihm an Jahren gleichstehenden Geschlechtes der Deutschösterreicher entziehen, die oft mit tadelnswerter Lieb- und Pietätlosigkeit über die Männer der früheren Generation urteilen. Wenn ein Fremder sich bei Magyaren, Tschechen oder Polen über die Geschichte ihres Volkes Rats erholt, so wird er auf der Hut sein müssen, um nicht zu einer Überschätzung der Leistungen ihrer führenden Köpfe zu gelangen. Bei den Deutschen verhält es sich umgekehrt. Sie haben zwar keinen Grund, sich der Fülle von Talenten zu schämen, die am Wendepunkt vom Absolutismus zu der modernen Zeit gestanden sind. Indessen fühlen sich die Geistesriesen unserer Generation, von denen wir aufs glorreichste in den parlamentarischen Körperschaften vertreten werden, und die im demokratischen oder ultranationalen Sinne die öffentliche Meinung bearbeiten, bergehoch über Männer, wie die obgenannten, erhaben, an die sich dann noch die ganze Reihe von Lichtenfels, Mühlfeld, Anastasius Grün bis Josef Unger, Eduard Sueß und Ernst von Plener anschließt. Dem sei eine einzige Bemerkung entgegengesetzt. Man vergißt zu leicht, daß es nach der Ausschließung Österreichs aus Deutschland einer unerhörten Anstrengung bedurfte,

um den Hof, den Adel und die klerikalen Kreise davon abzuhalten, einen böhmischen Staat zum Schutzwall gegen das neugegründete Deutsche Reich aufzurichten, daß es aller Kraft bedurfte, um die Einheit Österreichs westlich von der Leitha zu verteidigen. Das ist die geschichtliche Arbeit Herbsts und seiner Zeitgenossen. Wer es noch nicht wußte, der mag in den jüngst erschienenen Denkwürdigkeiten Schäffles nachlesen, daß zur Zeit des Ministeriums Hohenwart (1871) nahezu sämtliche Glieder des kaiserlichen Hauses, mit Ausnahme der Kaiserin Elisabeth, die Überzeugung hegten, Österreichs Bestand und die Herrschaft der Dynastie hänge davon ab, daß man die 1870 durch die deutschen Siege erregten Deutschen Österreichs in zwei Hälften teile und ihren sudetischen Stamm dem sicheren Gewahrsam eines böhmisch-tschechischen Staates anvertraue. Die Männer, welche die Deutschen Böhmens damals vor dem Schicksale der Siebenbürger Sachsen und der Banater Schwaben bewahrt haben, verdienen es vollauf, bei den Deutschen Österreichs in dankbarer Erinnerung fortzuleben.

Nun aber ist es eine Eigentümlichkeit unserer österreichischen Landsleute, daß sie ein kurzes Gedächtnis für historische Ereignisse besitzen. So konnte es geschehen, daß die demokratischen Freunde Eisenmanns ihm wenig oder gar nicht von der Lebensarbeit der früheren Generation, sondern vorwiegend davon erzählten, daß Schmerling, Herbst, Hasner, Giskra teils die Schöpfer, teils die Bewahrer einer schlechten Wahlordnung gewesen seien, daß sie es versäumt hätten, den Staat durch Einführung des allgemeinen Wahlrechtes zu verjüngen und auf dieser unfehlbaren Grundlage die Versöhnung der Völker des Reiches herbeizuführen. Dies ist denn auch der vorwaltende politische Gesichtspunkt Eisenmanns bei der Beurteilung der österreichischen Dinge. Ihm, als dem Bürger eines freien Staates, in dem das allgemeine Wahlrecht täglich mehr zur Befestigung der Republik beiträgt und den Ausbruch von Revolutionen überflüssig macht, durch die sein Vaterland durch 80 Jahre überschüttet wurde, erscheint die verwickelte, kastenmäßige Wahlordnung Schmerlings als das Haupt- und Grundübel Österreichs. Nun weiß Eisenmann sehr gut — wie er überhaupt in der Kenntnis der Tatsachen auf der Höhe seiner Aufgabe steht — daß die von ihm sehr liebevoll behandelten Führer des tschechischen Volkes, Palacky und Rieger, in den von ihnen entworfenen Fundamentalartikeln von 1871 die Privilegien des Großgrundbesitzes nicht bloß unverändert beibehielten, sondern seine Machtstellung noch in gewisser Richtung erweiterten. Weshalb sind also gerade nur die Deutschen die Henker der Volksfreiheit? Hätten die Deutschen allein und gegen die Politik des Hofes, des Adels, des Klerus, der Tschechen und der Polen die Wahlprivilegien des Großgrundbesitzes bekämpft, so hätten sie ihren Zweck zwar nicht erreicht, wohl aber die ganze Aristokratie ins tschechische Lager hinübergetrieben. Herbst sowohl wie Rieger rechneten als praktische Staatsmänner mit der alten aristokratischen Ordnung Österreichs und mußten sich hüten, alle ehemals herrschenden Faktoren in ihrer Gesamtheit zu Gegnern ihres Volkes zu machen. Als Herbst dennoch vor den Wahlen von 1879 eine Rede hielt, in der er auch nur die Ein-

schränkung der Wahlprivilegien des Großgrundbesitzes empfahl, fühlte sich der Führer des verfassungstreuen Adels, Fürst Karl Auersperg, beunruhigt und schloß mit Clam-Martinitz das bekannte Kompromiß, durch welches die Mehrheit im Reichsrat auf die konservativ-slawische Partei überging. Nicht die österreichische Wahlordnung soll damit verteidigt werden, die den Fortschritt tatsächlich unaufhörlich aufgehalten hat; das Gesagte soll nur dazu dienen, die Geschichte Österreichs in den letzten 50 Jahren zu beleuchten, die ein Gemisch ist eines Ständekampfes mit dem Ringen von Nationalitäten um die Macht. Wer sich nicht in die Motive handelnder und leidender Menschen hineindenkt und an sie nur den Maßstab einer bestimmten Formel anlegt, wird ihnen nicht vollständig gerecht werden können.

Allzuleicht verfällt man bei der Besprechung eines Buches in den Fehler, in der Kritik nachdrücklicher zu sein, als in der Anerkennung. Man kann sich eben dort, wo man übereinstimmt, die Begründung ersparen, während man verpflichtet ist, einem verdienten Autor gegenüber für jede Einwendung ernste Argumente anzuführen. Die obigen Ausführungen nun sollen nicht den Eindruck erwecken, als ob die Mängel des Werkes Eisenmanns seine Vorzüge überragen. Auch ihm ist es klar, daß die Nationalitäten bei ihren Ansprüchen auf Erhaltung oder Gewinnung von Macht ihren Kampf nicht rein ausgefochten haben, sondern daß dieser letztere sich vielfach mit dem Ringen kreuzt, das von 1848 bis heute zwischen der Krone, dem Adel, dem Bürgertum — und jetzt auch der Arbeiterschaft — geführt wird. Nur sollte Eisenmann diesen Klassenkämpfen größeres Gewicht beimessen; dann würde auch vieles in den staatsrechtlichen und nationalen Wirren verständlicher werden. Denn an Sachkenntnis und Einsicht fehlt es ihm an keiner Stelle. Er überblickt die Wege und Ziele der nationalen Politik in Österreich in allen Einzelheiten. Er erkennt an, daß die Verfassung von 1867, wenn er auch ihre Wahlordnung verwirft, den einzelnen Königreichen und Ländern ein weites Ausmaß von Autonomie gewährt hat. Als moderner Mensch geht er über die Träume und Selbsttäuschungen vom tschechischen Staatsrecht behutsam und fast ironisch hinweg. Die Tschechen werden nicht sehr zufrieden mit seiner Feststellung sein, daß die historischen Tatsachen, daß die ganze Verfassung und Verwaltung Österreichs in der zweiten Hälfte des XVII. und im XVIII. Jahrhundert von dem Bestand eines selbständigen Staates in Böhmen nichts wissen. Er rät den Deutschen wie den Tschechen, sich gegenseitig nationale Autonomie zuzugestehen, die Verwaltungsbezirke möglichst nach sprachlichen Gesichtspunkten abzugrenzen; ja, er ist unbefangen genug, anzuerkennen, daß eine Vermittlungssprache für die Völker eines Staates, wie Österreich, nicht entbehrt werden kann. Diese ganze Auffassung entspricht ungefähr der der gemäßigten deutschen Parlamentsgruppen, und es bleibt deshalb nicht ganz verständlich, warum er den führenden Männern dieser Partei Gerechtigkeitsliebe abspricht und den orgueil allemand, den deutschen Hochmut, als das Haupthindernis der Verständigung hinstellt. Er warnt seine französischen Landsleute mehr als einmal davor, das Schreckgespenst des Pangermanismus zu überschätzen, da ein starker Fonds von

österreichischem Staatsgefühl in den Massen des deutschen Volkes in Österreich lebt, und da das protestantische deutsche Reich die Angliederung von Millionen von Katholiken und insbesondere von Slawen nicht wünschen könne. Durch sein nüchternes Urteil überragt er weitaus die anderen französischen Schilderer dieser Verhältnisse, wie Chéradame und Denis, von denen die Slawen Österreichs, besonders die Tschechen, mit Lobsprüchen überhäuft werden, während die Deutschen bei ihnen als Verräter an Österreich und gewissenlose Unterdrücker erscheinen.

Sein ganzes Werk ist von der Überzeugung durchdrungen, daß der Bestand der habsburgischen Monarchie für Europa ein Bedürfnis ist und daß die Lockerung des bestehenden Restes von Einheit allen Nationalitäten zum Unheil gereichen müsse. Trotz seiner Sympathien für die Magyaren findet er, daß die Verfassung von 1867 dem Reiche zu wenig gab, und meisterhaft ist seine Analyse der Mängel dieser Gesetze. Er warnt die Ungarn, noch weiter zu gehen, und auch an die Einheit der Armee zu rühren. Dem Übergewicht der Magyaren könne nur dann entgegengetreten werden, wenn Deutsche und Tschechen sich versöhnten und sich zur Verteidigung des Reiches gegen die Losreißungsgelüste der ungarischen Radikalen verbündeten. All dies ist klug und wohl abgewogen, wie überhaupt der Geist der Mäßigung dem ganzen Werk das Gepräge gibt. Sein Vorzug ist nicht gerade Originalität und psychologischer Tiefblick, wohl aber Ernst und Gründlichkeit: Louis Eisenmann hat sich um die Geschichte Österreichs von 1848 bis 1867, diesem Hauptstücke seiner Darstellung, wohl verdient gemacht.

Goethes Elektrizitätsforschung.

Von Hofrat Kareis.

Goethe verkündete seinem Jahrhundert und wohl auch allen kommenden Zeiten das Evangelium der Natur; vor und nach ihm, den Häckel erst vor wenigen Tagen „den größten Naturphilosophen, den es je gab", nannte, hat kein Sterblicher die Liebe zur gütigen Allmutter in den Herzen der Menschen zu solcher Glut angefacht, wie dieser erhabene Priester der Naturverehrung es getan. Liest man die Äußerungen unserer größten Forscher über Goethe, so erkennt man bewundernd die Fülle von Anregungen, welche sie aus seinen Schriften gezogen. Durch das Feuer, welches er in den Herzen der nach ihm gekommenen Geschlechter entzündet, hat er noch weit mehr gewirkt, als durch die Lichter, welche seine Ideen in die Köpfe warfen. Er selbst pries sich wiederholt glücklich, daß er zu einer Zeit lebte, in der die Naturwissenschaft so ungeahnte Fortschritte gemacht; Fortschritte, an denen er nur auszusetzen wußte, daß sie bei den Deutschen nicht so rasche Anwendung gefunden, wie er sie bei den Engländern beobachtet.

Die Bergpredigt des Goetheschen Evangeliums aber ist jener Aufsatz aus den Achtzigerjahren seines Weimarer Aufenthaltes, der in so apokalyptischem Tone gehalten ist, daß ihn in der Folge sein Verfasser nur zögernd und vorsichtig anerkannte. Er schrieb im Jahre 1828, also reichlich vierzig Jahre später, als eine Welt von Ereignissen, Arbeiten, Freuden und Leiden, auch eine Fülle von poetischer und wissenschaftlicher Tätigkeit an diesem Universalmenschen vorbeigerauscht war, in einem Briefe an den Kanzler Müller jene Erklärung, worin er über diesen Aufsatz sagt: „Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich faktisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte." *

Jener Aufsatz sowie die Monologe und einleitenden Szenen im ersten Teil von „Faust" enthalten das Programm zu Goethes Weg im Leben und in der Forschung! Jener titanische Drang nach Wirksamkeit, nach Anschauung, nach Leben und Lebenserweckung, dann die Abwendung von allem Wortkram, von leerem Klang und eitlem Schaum — er kam selten zu so mächtigem Ausdruck, wie in diesen zwei Stellen von Goethes Schriften.

Selbst den reifsten Mann muten sie an, wie die Tonstürme, die aus Beethovens Sinfonien hervorrauschen; der Jüngling aber kann aus denselben Begeisterung fürs ganze Leben schöpfen.

So kommt es, daß Männer wie Humboldt, Helmholtz, Häckel u. v. a. des Preisens von Goethes Bedeutung für die Naturforschung kein Ende finden, und daß noch jetzt selten ein naturwissenschaftlich-populäres Werk erscheint, welches sich nicht mit Zitaten aus seinen Schriften schmückte.

Vor allen Helmholtz,** der ihm zu Beginn und am Ende seiner so reichen wissenschaftlichen Tätigkeit pietätvolle Betrachtungen widmet, hat Goethes Einfluß auf sein Denken und Fühlen in fast allen seinen populären Vorträgen zum Ausdruck gebracht. Wenn er z. B. in der Heidelberger Festrede (1862): „Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft" den Mannesberuf folgenderweise präzisiert: „Nur das Handeln gibt dem Manne ein würdiges Dasein; also entweder die praktische Anwendung des Gewußten oder die Vermehrung der Wissenschaft selbst muß sein Ziel sein", so spricht er einen Goetheschen Gedanken aus; Goethe läßt noch am Lebensende seinen Faust ausrufen:

„Die Tat ist alles — nichts der Ruhm!" . . . .

Aber selbst Männer, die sich der gigantischen Größe des Weimarer Riesen entwinden wollten, stehen unter seinem Einfluß, wie das z. B. bei Dubois-Raymond leicht nachzuweisen wäre.

* Goethes Werke; Weimarer Ausgabe 1893. II. Abteilung der von R. Steiner herausgegebenen Naturwissenschaftlichen Schriften. 11 Bde. S. 5—12.

** Helmholtz' Vorträge und Reden. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg & Sohn. 1898.

Wenn jedoch ein Forscher wie Mach, der sonst so gewissenhaft jedes Äderchen, welches seinem geistigen Strome zufloß, verzeichnet, so selten Goethes Erwähnung tut, so geschieht dies unseres Bedünkens nur deshalb, weil ihm Goethes Bedeutung für die Kultur und Fortschritt so selbstverständlich erscheint, daß dieselbe nicht erst durch mannigfache Zitate seinerseits bekräftigt zu werden braucht.

Wenn man aber die Schriften Machs mit der denselben gebührenden Aufmerksamkeit liest, so trifft man auf überraschende Übereinstimmungen zwischen seinen Anschauungen über Geist und Welt, über Leben und Forschung, über Wesen und Schein — ja sogar über die Quellen, aus denen beiden ihre geistige Nahrung zufloß — mit denen Goethes; von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist der Dichterfürst als Forscher modernsten Stils zu bezeichnen.

Daß Goethe in Spinoza seinen geistigen Ahnherrn verehrte, ist allbekannt. In „Wahrheit und Dichtung", in den „Annalen", in Briefen und Gesprächen legt er unumwunden, ja oft in der ergreifendsten Weise, Zeugnis dafür ab, was er alles diesem großen Philosophen danke.

In einem Schreiben an Fritz Jacobi gibt der damals schon sehr reife Dichter den angedeuteten Gesinnungen besonders ergreifenden Ausdruck; er sagt: „Gott hat Dich mit der Metaphysik gestraft und Dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich hat er mit der Physik gesegnet. Ich halte mich an die Gottesverehrung des Atheisten (Spinoza) und überlasse euch alles, was ihr Religion heißt und heißen mögt. Du hältst aufs Glauben, ich aufs Schauen." —

Mach nun, in seiner „Analyse der Empfindungen", hat den von Goethe eingeschlagenen Weg in der Physiologie der Sinne, auf welchem dem großen Seher Männer, wie Schopenhauer und Johannes Müller — letzterer mit größtem Erfolge — nacheiferten, als den richtigen anerkannt; Mach bezeichnet auch* als den Ersten, der in derselben Weise Welt und Denken auffaßt wie er selbst, Spinoza. In der Abweisung der Metaphysik ist der Physiker von Beruf noch radikaler als der Dichter, der sich den Zeiteinflüssen nicht ganz zu entziehen vermochte. Sagt doch Goethe in seinen „Aphorismen zur Naturwissenschaft": „Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Hilfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wortweisheit; es ist dasjenige, was vor, mit und nach der Physik war, ist und sein wird." — Hier aber ist er — im Gegensatze zu Mach — durch einen Sprung mit beiden Füßen ganz im Transzendenten.

Andere Aussprüche beweisen jedoch noch strikter die Verwandtschaft in den Anschauungen beider Männer, als es dieser letzte tun konnte. So z. B. lautet in dem mehrgedachten Aufsatz: „Natur" der zweite Vers (denn das Ganze erinnert ja in seiner Diktion an biblische Äußerungen) folgendermaßen: „Sie (die Natur) schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht

* Mach: Analyse der Empfindungen, Jena 1903, 4. Auflage, S. 38.

wieder, alles ist neu und doch immer das Alte." Mach* faßt sich viel kürzer und prägnanter, indem er behauptet: „Die Natur ist nur einmal da" — was übrigens schon der alte Herakleitos mit seinem Satze „vom ewigen Flusse der Dinge" ebenfalls behauptet hat.

Noch auffallender tritt die Ähnlichkeit in der Konzeption der Ansichten Goethes und Machs in folgenden Sätzen hervor; ersterer behauptet in seinen mehrgedachten Aphorismen:** „Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann." Hören wir Mach:*** „Wir kennen nur eine einzige Quelle unmittelbarer Offenbarung von naturwissenschaftlichen Tatsachen — unsere Sinne."

Während aber Goethes Ausspruch, wenn man ihn im Zusammenhang mit manch anderen über Experimente und Instrumente liest, die Ausschaltung dieser letzteren Behelfe aus der methodischen Forschung zu erheischen scheint, kann man den Worten Machs, der selbst ein gewiegter Experimentator ist, diesen Sinn nicht beilegen; was hätte alles ungeschaut, ungehört, überhaupt nicht wahrgenommen bleiben müssen, wenn sich die Forscher nicht, allerdings unter Anwendung der subtilsten Methoden, der mitunter so genial erfundenen Apparate bedient hätten. Übrigens schränkt Goethe selbst die Zuverlässigkeit der Sinne in manchen Stellen seiner Schriften bedeutend ein; am schärfsten tritt dies hervor in Äußerungen, die er gegenüber Eckermann am späten Lebensabend (Februar 1831) getan. „Das Schwierige bei der Naturforschung," sagte er „ist, das Gesetz auch da zu sehen, wo es sich uns verbirgt und sich nicht von Erscheinungen irre machen zu lassen, die unseren Sinnen widersprechen. Denn es widerspricht in der Natur manches den Sinnen und ist doch wahr." . . . .

Wenn wir hier diese Parallelen dem Leser vorführen, so leitet uns das oben bereits angeführte Motiv, dann aber auch die Absicht, darzutun, daß Goethe, indem er die Prinzipien der modernsten Naturwissenschaft antizipierte, in der Tat „Vorahnungen wissenschaftlicher Wahrheiten" aufwies, wie das Helmholtz an ihm so rühmlich hervorhebt.

Sehr interessant ist Goethes Auffassung des Wertes von naturwissenschaftlichen Hypothesen: in der mehrzitierten Ausgabe seiner Werke, Seite 132, bemerkt er ganz fein: „Hypothesen sind Gerüste, die man vor dem Gebäude aufführt, und die man abträgt, wenn das Gebäude fertig ist; sie sind dem Arbeiter unentbehrlich, nur muß er das Gerüste nicht für das Gebäude ansehen."

Mach† äußert sich ähnlich: „Hypothesen werden nachteilig und dem Fortschritt gefährlich, wenn man ihnen mehr traut, als den Tatsachen selbst und ihren Inhalt für realer hält, als diese; man darf die erworbenen Gedanken gegenüber den zu erwerbenden nicht überschätzen."

* Machs populäre Vorlesungen. II. Auflage, S. 221.

** Goethe, Weimarer Ausgabe, II. Abteilung, Bd. XI, S. 118.

*** Machs populäre Vorlesungen, II. Auflage, S. 264.

† Machs populäre Vorlesungen, II. Auflage, S. 256.

Fechner drückt sich über diesen Gegenstand noch witziger aus, wenn er sagt: „Die Hypethesen sind Laternen, die erst dann leuchten, wenn man sein eigenes Licht hineinstellt", und noch kürzer lautet eine Sentenz von Ostwald:* „Naturgesetze bestehen, Hypothesen aber vergehen."

Zur Bekräftigung dessen, daß Goethe die in der Faustsstelle:

„Und was sie Dir nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

sich manifestierende Abneigung gegen Apparate und Experimente auch später nie ganz los wurde, könnten wir manche Stelle aus dem polemischen Teil der Farbenlehre anführen; hier seien nur die Bemerkungen aus den vielerwähnten Aphorismen wiederholt, welche lauten: „Die Natur verstummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf eine redliche Frage ist: Ja, ja! Nein, nein! Alles übrige ist vom Übel!" .....

„Auf die primären, auf die Urversuche kommt alles an; das Kapitel, das darauf gebaut ist, steht fest und sicher. Aber es gibt auch sekundäre und tertiäre u. s. w. Gesteht man diesen das gleiche Recht zu, so verwirren sie nur das, was von den ersten aufgeklärt war."

Aus dem Angeführten ist schon deutlich kennbar, daß Goethe nicht ganz einheitlich und konsequent an die physikalische Forschung herantrat. Auch ist er sich dieses Mangels bei seiner bewunderungswerten Wahrheitsliebe deutlich bewußt. In dem streng gedachten Aufsatz: „Der Versuch als Vermittler zwischen Objekt und Subjekt" (1793) hebt er die Wichtigkeit der experimentellen Forschung aufs deutlichste hervor und fast noch schärfer geschieht dies in den folgenden Aufsätzen: „Erfahrung und Wissenschaft" sowie in: „Beobachtung und Denken".**

Seine verschiedenen Abhandlungen in der bereits so oft erwähnten Folge will Goethe nicht für Teile eines ganzen schriftstellerischen Werkes angesehen wissen: „Nach abwechselnden Ansichten unter dem Einflusse entgegengesetzter Gemütsstimmungen verfaßt, zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben, konnten sie nimmer zur Einheit gedeihen. Die Jahrzahl läßt sich nicht hinzufügen, teils weil sie nicht immer bemerkt war, teils weil ich, gegen meine eigenen Papiere mich als Redakteur verhaltend, das Überflüssige und manches Unbehagliche daraus verbannen durfte. Dessenungeachtet ist einiges geblieben, wofür ich nicht einstehe. Widersprüche und Wiederholungen ließen sich nicht vermeiden." ......

„Und so können diese Hefte denn doch als Teile eines menschlichen Lebens für Zeugnisse gelten, durch wie vielerlei Zustände derjenige sich durchzuarbeiten hat, der sich, mehr als es zum praktischen Wandel notwendig wäre, vielseitig auszubilden gedrängt ist."

Dieses mit liebens- und verehrungswürdiger Offenheit abgelegte Bekenntnis möge sich gegenwärtig halten, der das Verhalten Goethes zu den Entdeckungen

* Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie, S. 211.

** Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, II. Abt., 1. Bd., 1. Teil, S. 21, 38, 42 ......

und den Lehren der Elektrizität mit objektivem Blicke überschaut, denn auch diesem Erscheinungsgebiete gegenüber entwickelte der Nimmermüde rege, wenn auch nicht immer gleichbleibende Teilnahme bis an sein Lebensende.

Schon dem Kinde erregten die Rätsel des Magnetismus und der damals noch weit mehr als heute verhüllten Schwesterkraft, die der Elektrizität, brennendste Wißbegierde.

In „Wahrheit und Dichtung" erzählt er anmutig, wie er als etwa achtjähriger Knabe einem zierlich in Scharlachtuch eingenähten Magnetstabe mitspielte. Derselbe hatte durch seine Eigenschaft, Eisen anzuziehen und täglich in dieser Kraftäußerung stärker zu werden, nicht nur die Forschungslust sondern auch die staunende Bewunderung des kleinen Adepten erweckt, so daß er sich lange Zeit in diesem Anschauen gefiel. Die hiedurch erregte Unruhe veranlaßte ihn, die Scharlachhülle zu beseitigen, um mit dem nackten „Stein" weitere Versuche unter Anwendung von Nähnadeln und Eisenfeilicht anzustellen. „Das vermehrte zwar die Erfahrungen des kleinen Forschers, konnte jedoch dessen Geist keinen weiteren Vorteil zuführen."

Die ganze Vorrichtung konnte nicht mehr zusammengebracht werden, ebensowenig als eine Elektrisiermaschine, in deren Besitz die Geschwister — denn es scheint an all diesen Kindlichkeiten auch Schwester Kornelia teilgenommen zu haben — auf folgende Weise kamen. „Ein Hausfreund, dessen Jugend in die Zeit gefallen war, in welcher die Elektrizität alle Geister beschäftigte, erzählte uns öfter, wie er als Knabe eine solche Maschine zu besitzen gewünscht, wie er sich die Hauptbedingungen abgesehen und mit Hilfe eines alten Spinnrades und einiger Arzneigläser ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Da er dieses gern und oft wiederholte und uns dabei überhaupt von der Elektrizität unterrichtete, so fanden wir Kinder die Sache sehr plausibel und quälten uns mit einem alten Spinnrade und einigen alten Arzneigläsern lange herum, ohne auch nur die mindeste Wirkung hervorbringen zu können. Wir hielten dessenungeachtet am Glauben fest und waren sehr vergnügt, als zur Meßzeit unter anderen Raritäten, Zauber- und Taschenspielerkünsten auch eine Elektrisiermaschine ihre Kunststücke machte, welche, so wie die magnetischen, für jene Zeiten schon sehr vervielfältigt waren."

Um diese Zeit gerade quälten sich auch erprobte Forscher — Aepinus und Wilke, der eine in Petersburg, der zweite in Stockholm — mit der Feststellung einer Theorie der elektrischen Erscheinungen ab, andere Physiker plagten sich wieder mit der am Turmalin, durch Erwärmung dieses Minerals, erzeugten Elektrizität, und waren aller Orten, in Amerika, England, Frankreich, Holland, Deutschland, Österreich, Italien und Rußland, erlesene Köpfe bestrebt, in die Geheimnisse dieses Forschungebietes tiefer einzudringen. Die Theorien wuchsen nur so aus dem Boden, und daß das Interesse an diesen Erscheinungen ein allgemeines war, beweist die von Goethe berührte Tatsache, daß man dieselben auf Märkten — also wohl für Geld — zeigte. Besonders in Holland und Deutschland soll dies, wie Gralath in seiner „Geschichte der Elektrizität" erzählt, der Fall gewesen sein.

Franklin, der eine neue Epoche in der Deutung und Verwertung der elektrischen Vorgänge einleitete, hatte schon 1747 das Wesen des Blitzes, als einer dem elektrischen Funken analogen Energieäußerung, erkannt. Diese Wesensgleichheit hatte übrigens schon ein Jahr zuvor der nachmalige Lehrer Goethes — Winkler in Leipzig — behauptet.

In Leipzig nun trat Goethe den Lehren von der Elektrizität unter solcher Anleitung näher; denn Winklers Name ist mit manchen Neuerungen auf diesem Gebiete rühmlichst verknüpft; er beschäftigte sich unter anderem mit der Leidener Flasche, die damals noch nach ihrem deutschen Erfinder, dem Kaminer Domherrn Kleist, benannt wurde; er — Winkler — hatte zuerst das Reibzeug an der Elektrisiermaschine angebracht, konstruierte — gleich dem mährischen Pfarrherrn Diviš — Blitzableiter, kurz, er war einer der eifrigsten Apostel der elektrischen Lehren, die in der Tat ein wunderbares Wachstum zu jener Zeit aufwiesen.

In dem bereits so oft genannten elften Band der von Rudolf Steiner herausgegebenen naturwissenschaftlichen Schriften Goethes (Weimar-Edition) ist der Dichter beflissen, seinen Entwicklungsgang in der Naturwissenschaft durch Schlagworte und kurze Sentenzen zu skizzieren. Die auf Elektrizität darin bezogenen Äußerungen entsprechen unserer bisherigen Darstellung. Das eigentliche Beginnen seiner Naturstudien, also auch der elektrischen, verlegt er nach Weimar, obwohl er bereits in Straßburg unter den anzuschaffenden Studienbüchern — wahrscheinlich als Nachwirkung der von Professor Winkler empfangenen Anregungen — vier Werke über Elektrizität notiert hatte. Daß er mit der Herzogin Amalia elektrische Studien betrieb, erhellt daraus, daß er einen sehr großen Elektrophor für dieselbe angeschafft hat.

Sonst finden wir in jener Aneinanderreihung noch folgende charakteristische Stellen:

„Galvanismus wird entdeckt."

„Vorteil, nicht vom Metier zu sein."

„Man hat nicht Altes festzuhalten, das Neue nicht abzulehnen, noch zu beneiden."

Das bezieht sich wohl auf den nach den ersten Wahrnehmungen Galvanis 1791 und seinen später 1792 fortgesetzten Versuchen, die jedoch von Volta sofort richtig gedeutet wurden, entstandenen wissenschaftlichen Streit, der — wie männiglich bekannt — zugunsten Voltas entschieden wurde.

Es lautet ferner ein Absatz in jenem Entwicklungsgang: „Glaube an die Verwandtschaft magnetischer und elektrischer Phänomene." Eine für jenen Zeitpunkt sehr vorgeschrittene Anschauung!

Das Schriftstück ist allerdings vom 11. April 1821 datiert, und man weiß eigentlich nicht, wann jener Gedanke in Goethe aufleuchtete.

Oerstedt, der durch die Wahrnehmung der Ablenkung einer Magnetnadel jene Verwandtschaft offenkundig dargelegt, hat seine Entdeckung am 20. Juli 1820 mittels eines an viele Gelehrte versendeten Quartblattes bekanntgemacht.

Schon früher — 1750 — hatte Franklin die Magnetisierung von einem Paket Nähnadeln durch eine Blitzentladung bemerkt; allein niemand hätte aus diesem Vorkommnis, dem allerdings auch noch andere folgten, einen kausalen Zusammenhang beider Erscheinungsformen konstruiert.

Welchen Eindruck jedoch die Oerstedtsche Entdeckung auf Goethe gemacht, ist wohl am besten aus einer Stelle seiner Annalen ersichtlich, die bekanntlich vom Jahre 1749 bis zu 1822 reichen. Unter den Ereignissen des Jahres 1820 hebt er folgendes hervor: „Der sich immer mehr an den Tag gebende und doch immer geheimnisvollere Bezug aller physikalischen Phänomene aufeinander, ward mit Bescheidenheit betrachtet und so die Chladnischen und Seebeckschen* Figuren parallelisiert, als auf einmal in der Entdeckung des Bezuges des Galvanismus auf die Magnetnadel durch Professor Oerstedt sich uns ein beinahe blendendes Licht auftat." Auch diese Bemerkung ist der Ausdruck einer Vorahnung naturwissenschaftlicher Ideen, die später von Faraday, von Julius Robert Mayer sowie von Helmholtz zur vollständigen Evidenz gebracht wurden.

Der Galvanismus beschäftigte in Gedanken den Dichter überall, wo immer ihm sonst schwer erklärbare Erscheinungen aufstießen.

So finden wir — um nur ein Beispiel anzuführen — daß er in seinen Jahresheften (1813) die bei einer Erweiterung des Neubrunnens in Karlsbad gemeinsam auftretenden Erscheinungen: Auffindung eines „merkwürdigen" Gesteines, starkes Aufbrausen der heißen Quellen und ebenfalls „starkes" Wasser der Tepl — dahin deutet: „diese große Naturwirkung sei als ein ungeheueres galvanisches Experiment anzusehen!"

Neunzig Jahre später fand Stadtgeologe Knett bei erneuerter Aufgrabung dieser in der Mühlbrunn-Kolonnade vereinigten Quellen Baryt-Kristalle, welche radioaktive Wirkungen hervorbringen, d. h. im Dunkeln photographische Bilder erzeugen; was hätte der alte Naturprophet, der einmal auch aussprach, „daß es nichts Denkbares gäbe, was die alles produzierende Natur nicht gelegentlich in Erscheinung treten ließe", zu diesen Funden und zu den Erfindungen des zum Teil von ihm geweckten XIX. Jahrhunderts überhaupt gesagt?!

Im Jahre 1822 finden wir in den Annalen folgende Mitteilung über Döbereiner, der nebst Seebeck, Ritter und Schweigger viel mit Goethe verkehrte: „Er — Dr. Döbereiner — kam gegen Ende des Jahres nach Weimar, um vor Serenissimo und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigen Versuche galvanisch-magnetischer gegenseitiger Einwirkung mit Augen sehen zu lassen und Erklärungen anzuknüpfen, die bei kurz vorher erfreuendem Besuche des Herrn Professor Oersted nur umso erwünschter sein mußten."

Döbereiner, der berühmte Erfinder des einst vielbenützten Wasserstoffzünders, war seit 1810 Professor der Chemie in Jena; Schweigger, der Erfinder des nach ihm benannten Meßinstruments für galvanische Ströme, war zurzeit seines Verkehres

* Hier scheint eine Verwechslung mit den Lichtenbergschen Figuren vorzuliegen.

mit Goethe Professor der Physik in Erlangen. Seebecks Name knüpft sich an bedeutende Neuerungen in der Elektrizitätserforschung, ebenso war Ritter in Jena (1777—1810) als Anhänger Voltas viel mit Elektrizität beschäftigt — er kann als einer der ersten Erfinder der heute zu so allgemeiner Anwendung gelangten Akkumulatoren angesehen werden — alle diese Elektriker scheinen Goethe nur dann besonders interessiert zu haben, wenn sie — wie Seebeck — sich auch auf optischem Gebiete hervortaten. Denn die Farbenrätsel beschäftigten — wie wir aus Eckermann ersehen — den Dichter bis an die Schwelle des Grabes.

Allein: „die rätselhafteste aller Energieäußerungen" — wie wir noch heute das Abstraktum „Elektrizität" nennen — hatte für ihn, den unermüdlichen Grübler und Forscher, eine zaubergleiche Anziehungskraft. Schon in der Farbenlehre, worin er die alles Werden und Vergehen begleitende „Polarität" (nicht zu verwechseln mit Polarisation, die er aus der Optik verbannt) dahin definiert*, daß alles, was uns als ein Phänomen begegnen solle, entweder eine ursprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen könne, andeuten oder sich auf solche Weise darstellen werde. Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind": schon hier sieht er im Eisen das Material, an dem sich die Polarität hervortut: „wir sehen die Entzweiung an ihm entstehen, sich fortpflanzen und verschwinden und sich leicht wieder aufs neue erregen: nach unserer Meinung ein Urphänomen, das unmittelbar an der Idee steht und nichts Irdisches über sich erkennt." Auf diese Definition kommen wir noch zurück.

Über die Elektrizität spricht er sich an derselben Stelle folgenderweise aus: „Das Elektrische, als ein Gleichgültiges, kennen wir nicht. Es ist für uns ein Nichts, eine Null, ein Nullpunkt, ein Gleichgültigkeitspunkt, der aber in allen erscheinenden Wesen liegt und zugleich der Quellpunkt ist, aus dem bei geringstem Anlaß eine Doppelerscheinung hervortritt, welche nur insofern erscheint, als sie wieder verschwindet. Die Bedingungen, unter welchen jenes Hervortreten erregt wird, sind, nach Beschaffenheit der besonderen Körper unendlich verschieden. Von dem gröbsten mechanischen Reiben sehr unterschiedener Körper aneinander bis zu dem leisesten Nebeneinandersein zweier völlig gleichen, nur durch weniger als einen Hauch anders determinierten Körper ist die Erscheinung rege und gegenwärtig, ja auffallend und mächtig, und zwar dergestalt bestimmt und geeignet, daß wir die Formeln der Polarität, des Plus und Minus, als Nord und Süd, als Glas und Harz, schicklich und naturgemäß anwenden."

„In diese Reihe, in diesen Kreis, in diesen Kranz von Phänomenen auch die Erscheinungen der Farbe hereinzubringen und einzuschließen, war das Ziel unseres Bestrebens."

* Goethes „Naturwissenschaftliche Schriften" (Weimarer Ausgabe), bearbeitet von Rudolf Steiner. 1. Bd.: „Zur Farbenlehre", S. 296, 297.

Irgend eine Ahnung des Zusammenhanges von Licht, Elektrizität und Magnetismus vermöge des Begriffes der Gegensätzlichkeit, also der Polarität, die er mit der Steigerung — was wir heute Entwicklung nennen, als unentbehrliche Behelfe zur Erkenntnis ansieht — schwebte diesem Riesengeiste vor, der das Ganze der Natur in seinem mächtigen Auge vor sich hatte und das Einzelne aus apriorischen Ansichten ableiten wollte. Helmholtz sagte einmal: „Das Denken a priori kann nur formal richtige und notwendige Sätze ergeben, die niemals eine Folgerung über Tatsachen ergeben können." Gewiß; stellen wir uns vor, daß wir nach der Goetheschen Vorstellung alle elektrischen Phänomene versuchsweise abgeleitet hätten, daß ferner alle Forscher das Magnetische bloß als Urphänomen angesehen hätten, „welches unmittelbar an der Idee steht" und „daher keiner weiteren Ableitung fähig ist", würden wir heute elektrische Zentralen, elektrische Bahnen, elektrochemische Industrien haben?

In der sehr bedeutenden Menge von Goethes Aphorismen über elektrische, magnetische und chemische Erscheinungen finden wir keinerlei Andeutung dafür, daß auch in diesem Gebiete alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet sei; allein Goethe hatte gegen die rechnerische Behandlung physikalischer Tatsachen eine von ihm selbst zugestandene Aversion, obwohl er für die Mathematik selbst die größte Hochschätzung hegte, „da sie gerade das leistet, was mir zu bewirken völlig versagt worden". Noch im späten Alter (1826) sammelt er eine Reihe von Äußerungen großer Gelehrter, darunter D'Alembert, Ciccolini, La Grange, welche gegen die mißbräuchliche Anwendung des Kalkuls gerichtet sind. Aber auch dem Experimentieren ist Goethe, wie bereits angedeutet, nicht besonders hold; am höchsten steht ihm die ruhige, klare Beobachtung der Erscheinungen; er verlangt, „daß jede Erscheinung sich selbst erkläre, wenn wir kräftig in sie dringen".

Als Beleg dieses Urteils führen wir noch einige Aphorismen Goethes an:* „Es ist vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, so wie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt."

„Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es alles leisten soll. Konnte man doch die Elektrizität erst nur durch Reiben darstellen, deren höchste Erscheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird."

Lichtenberg hielt er sehr hoch; an mehrfachen Stellen gedenkt Goethe des „heiteren Naturforschers", in dessen Schriften, „wo er einen Spaß macht, immer ein Problem verborgen liege".

Es ist sehr schade, daß wir wegen Raummangel nicht erschöpfender auf die nähere Betrachtung und auf die Beurteilung von Goethes Ansichten über die Elektrizität eingehen können; wer sich damit befassen will, diese hochinteressanten Anschauungen aus erster Hand kennen zu lernen — um dieselben etwa mit den heute gangbaren zu vergleichen, den verweisen wir nochmals auf die von Rudolf Steiner besorgte Weimarer Ausgabe der „Naturwissenschaftlichen Schriften" des Dichterfürsten (11. Band).

* Bd. 11 der Weimarer Ausgabe. S. 118 u. ff.

Er wird zu seiner nicht geringen Überraschung dortselbst auch erfahren, daß Goethe im Winter 1805/06 vor einem zweifellos auserlesenen Kreis von Weimarer Damen physikalische Vorträge hielt, in welchen auch sein Wissen über Magnetismus, Elektrizität, Galvanismus, Perkinismus, unterstützt von Experimenten, zur Darstellung gelangte. In diesen Vorträgen kam wohl sicherlich weder der ganze Umfang noch die richtige Deutung des damaligen Wissens von den elektrischen Vorgängen zum Ausdruck. Wer könnte das aber gerade von Goethe verlangen, da zünftige Naturforscher und speziell Physiker, wie Alex. v. Humboldt, Volta, Galvani, Ritter u. v. a. ihre Ansichten über die damals noch so sehr verschleierte Kraft durch spätere Erfahrungen widerlegt sehen mußten. Wie viel und wie ausschweifend über das Wesen der Elektrizität phantasiert wurde, das findet sich in Ostwalds „Geschichte der Elektrochemie (Kap. 8) ergötzlich verzeichnet.

Nach allem, was wir in den bereits vielfach zitierten Schriften des Dichters vorfanden, hat sich sein Anteil an diesen Forschungen an seinem Lebensabend erheblich vermindert. Zwar könnten wir im zweiten Teil des „Faust", der mit gutem Grund an vielen Stellen als poetisch verklärte Naturanschauung und Naturphilosophie angesprochen werden darf, auf Verherrlichungen elektrischer Lichtwirkungen und auf Gewitterschilderungen hinweisen, die Anlaß geben, den Blitz „als Liebesboten, der verkündet, was ewig schaffend uns umwallt", zu bezeichnen — aber sicher ist, daß er unseres Wissens von Sömmerings Telegraphen (obwohl er mit dem Münchener Physiologen in mehrfach inniger Beziehung stand) keine Notiz nimmt, daß er ferner von den Arbeiten Aragos, Ampères, Faradays, Davys, ja nicht einmal von jenen der mit ihm so häufig verkehrenden deutschen Ppysiker: Seebeck, Schweigger, Ritter, Erwähnung tut. Daß Goethe dem von Ohm aufgestellten Stromgesetz keine Beachtung zuwendet, nimmt weniger wunder, als daß er den Theorien über Luftelektrizität, da er sich ja so angelegentlich mit Meteorologie befaßt, keine Aufmerksamkeit schenkt. Nichtsdestoweniger bricht gerade bei dieser letzterwähnten Beschäftigung das Visionäre in diesem dämonischen Geistesheros hervor!

Stark beeinflußt durch die Schellingsche Naturphilosophie sowie durch Hegelsche Emanationen (er sendet dem letzteren einmal ein Trinkglas, worin folgender Spruch eingraviert war: „Dem Absoluten empfiehlt sich schönstens zur freundlichen Aufnahme: das Urphänomen" — und mit Schelling wollte er sogar ein naturphilosophisches Gedicht herausgeben) spricht er sich über die Elektrizität folgendermaßen aus:

„Elektrizität. Diese darf man wohl und im höchsten Sinne problematisch ansprechen. Wir betrachten sie daher vorerst unabhängig von allen übrigen Erscheinungen; sie ist das durchgehende allgegenwärtige Element, das alles materielle Dasein begleitet und ebenso das atmosphärische; man kann sie sich unbefangen als Weltseele denken. Inwiefern sie sich nun ruhig verbirgt, sodann aber durch den geringsten Anstoß gestimmt wird, sich bald von dieser, bald von jener Seite zu zeigen, einen oder den anderen Pol herauszukehren, sich anzuhäufen und von da sich

unbemerkt wieder zu zerstreuen oder aber wohl mit den gewaltsamsten und wunderbarsten Explosionen sich zu manifestieren, darüber möchte wohl schwer sein, durch Erfahrung nachzukommen ......"

Die Elektrizität als Weeltseele bezeichnen — es ist ein großartiger Gedanke; er trägt aber den Stempel des Hypothetischen, ja des Metaphysischen an der Stirn! Vielleicht mutet er gerade darum so unwiderstehlich an. Weltseele, Polarität, Steigerung, Urphänomene, Absolutes .... all dies sind Worte, die mit dem Zauber des „begreiflichsten Unbegreiflichen" behaftet sind und welche, wie der „Äther" in der neueren Physik, zu allen Erklärungen herangezogen werden können, wo sich dann — wenn noch etwa die „kosmische Vernunft" herangenähert wird — viele Rätsel lösen und — neue knüpfen.

Wie bereits bemerkt: der Verkehr mit Schelling und Hegel blieb nicht ohne Einfluß auf sein sonst so kristallhelles Denken, welches er mit inniger Freude von zuständiger Seite als „gegenständlich" rühmen hören durfte; ein Denken, das ihn befähigt hatte, Ideen — also höchste Abstraktionen — mit Augen zu sehen, das ferner ihm das Glück gewährt hatte, große Entdeckungen in der organischen Natur nicht bloß vorzuahnen, sondern zu erschauen.

Wenn er nun — als Jünger Giordano Brunos und Spinozas, als Schüler und Zeitgenosse der genannten Vertreter der Naturphilosophie an die physikalischen Erscheinungen herantrat und dort mit demselben Schlüssel, der ihm auf organischem Gebiete den Raum erschloß, wo die „Mütter" hausen, die Mephisto charakterisiert als jene, die:

> „ewig thronen hehr in Einsamkeit
> Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit,
> Von ihnen sprechen ist Verlegenheit . . ."

so mußte es zu den bereits angedeuteten Erklärungen kommen, wie nachfolgende: „Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es dann auch ein Symbol für alles übrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen." Diese Behandlungsweise der Physik, welche von der heute durch Jul. Robert Mayer, Kirchhoff, Mach, Helmholtz u. a. m. geforderten so grell absticht, leitet sich offenbar von dorther ab, wo die Philosophie glaubte neue Wege entdeckt zu haben, um die Resultate, zu denen die Erfahrungswissenschaften schließlich gelangen mußten, im vorhinein, durch das reine Denken gelangen zu können. Sie verzweifelt nicht, alle höchsten Fragen über Himmel und Erde, Gegenwart und Zukunft in ihr Bereich ziehen zu können! ... Wer sollte nicht den kurzen selbstschöpferischen Weg des reinen Denkens der mühevollen, langsam fortschreitenden Taglöhnerarbeit der Naturforschung vorzuziehen geneigt sein?" (Helmholtz.) Wir können und dürfen nicht behaupten, daß dieses große Originalgenie — Goethe — ganz im Banne dieser auch sehr interessanten und anregenden Geistesrichtung lag: aber auf dem Gebiete der Elektrizitätsforschung, wo zu Goethes Zeit alles noch im Werden war, und wo — wie Ingenieur Popper richtig bemerkt — nur

durch unaufhörliches Herbeischaffen von Tatsachen Klarheit und Gewinn zu erhoffen ist, konnten jene Einflüsse — verbunden mit dem Faustischen Drange: „ob ihm durch Geisteskraft und Mund nicht manch Geheimnis werde kund" und der Begierde nach rascher Erkenntnis dessen: „was die Welt im Innersten zusammenhält" — neben bewunderungswürdigen divinatorischen Aussprüchen auch solches Gedankenmaterial an den Tag fördern, wie es oben charakterisiert ist. — Doch bleibt des Heroen Einfluß und Wirksamkeit gerade auf die Naturforschung in ihren edelsten Vertretern unermeßlich! Ein Fall für viele: Mit Seebeck hatte sich Goethe — wahrscheinlich wegen divergierenden Ansichten in der Farbenlehre — entzweit, wie dies fast auch mit Eckermann geschehen wäre. Als nun Seebeck starb, mit dem er noch Dezember 1812 wegen Magnetisierung von Nadeln durch violettes Licht korrespondierte, meldete dies sein Sohn dem grollenden Jupiter zu Weimar: „Euer Exzellenz Schriften jeden Inhalts kamen nicht von seinem Tische; sie waren seine liebste Lektüre! Oft sprach er aus: „Unter allen lebenden Naturforschern ist Goethe der größte; der einzige, der weiß, worauf es ankommt! Von allen unseren Dichtern hat keiner der Menschen Wesen so tief erfaßt, als Goethe! Goethe versteht die Natur, weil er die Menschen kennt und er versteht den Menschen, weil er die Natur kennt" — — — — Was Goethe über Schiller sprach, gilt — könnte man seine Sprache übertreffen — weit mehr von ihm selbst. Die Welt wird nimmer seinesgleichen sehen!

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Original war der naturgeschichtliche Braunhofer, zu dessen Prüfungen auch Juristen der Unterhaltung wegen hospitierten. Ich war einmal anwesend, als er einem Prüfungskandidaten einen schwarzen Klumpen vorlegte und Namen und Eigenschaften abheischte. Der Kandidat betrachtete das Stück von allen Seiten und blieb stumm. „Das ist ja eine Steinkohle," rief ein ganz netter Studiosus aus dem Auditorium. „Sehen Sie," sagte Braunhofer zu dem Kandidaten, „jeder Schusterbub weiß es, aber Sie wissen es nicht."

Ein drittes, aber nicht so unschädliches Kuriosum war der Tscheche Hromatko, der mit Bunda und Pelzmütze, seine Bücher in ein rotes Schnupftuch gebunden, ins Kollegium kam.

Für den Beamtendienst in Mähren und Böhmen war damals ein böhmisches Sprachzeugnis ebenso notwendig als ein italienisches für die Zentralbehörden. Das wußten wir und Hromatko recht wohl und dennoch war die Versuchung zu groß, mit ihm Schindluder zu treiben, was er aber ganz gehörig zu vergelten verstand.

Ich war der Volkssprache ziemlich mächtig und wußte recht gut, daß člověk (Mensch) in der vielfachen Zahl lidi hat. Nichtsdestoweniger machte ich mir den Spaß, človčky zu deklinieren, was er mir mit einer zweiten Klasse im Zeugnis honorierte. Glücklicherweise brauchte ich kein böhmisches Zeugnis zur Aufnahme als Gerichtspraktikant beim Brünner Magistrat und erhielt von diesem sogar amtlich bei meinem Austritte die Kenntnis des Tschechischen beurkundet.

Außerordentliche Vorlesungen besuchte ich möglichst viele, da ich des Glaubens war, daß man nie zu viel Zeugnisse habe. So hörte ich ein ganzes Jahr hindurch bei einem sehr anständigen ungarischen Professor das ungarische öffentliche und Zivilrecht und machte beide Semestralprüfungen, obschon der Gegenstand ein sehr schwieriger war, mit bestem Erfolge. Auch Landwirtschaftslehre und Erziehungskunde, die ich bei der Brünner philosophischen Lehranstalt verabsäumt hatte, holte ich in Wien nach. Mein Hauptaugenmerk neben den obligaten juridischen Fächern legte ich aber auf fremde Sprachen. Im Französischen gab es einen vortrefflichen Lehrer in der Person eines Franzosen, namens Legat, der ebenso akkurat bei seinen Lehrstunden als strenge bei seinen Prüfungen war. Von ihm bekam niemand, der nicht in Rede und Schrift sehr fest war, eine Vorzugsklasse. Auch ich hatte sie nicht, obschon ich damals wegen meiner Aussprache von eingeborenen Franzosen Komplimente erhielt. Ich mußte deshalb, als ich um die französische Gerichts-Dolmetschstelle einschritt, mir ein zweites Zeugnis von dem k. k. Professor derselben Sprache am Theresianum erwirken. Ebenso ausgezeichnet war der Universitätsprofessor des Englischen, Mr. Clermont, dessen Privat-Konversationsstunden ich noch in späteren Jahren als Konzipient besuchte. Das frequentierteste Sprachkollegium hatte aber der seinerzeit berühmte italienische Professor Fornasari-Verce. Der Hörsaal des vierten Jahrganges war so gesteckt voll, daß viele Schüler keine Sitzplätze fanden. Denn damals mußte jeder Jurist, der im Staatsdienste seine Laufbahn suchte und etwas erreichen wollte, sich mit der Kenntnis der italienischen Sprache ausweisen. Der Unterricht war in zwei Jahrgänge geteilt: erster Jahrgang Grammatik und Literatur, zweiter Geschäftsstil. Ich habe in meinem Leben, selbst nicht während meines wiederholten längeren Aufenthaltes im Lande, eine so reine und wohlklingende Aussprache des Italienischen gehört, als von Fornasari, den ich möglichst nachzulautieren bestrebt war. Er merkte dies auch und begünstigte mich sehr, ja, als er nach Jahren mit dem italienischen Gerichtsdolmetsch Dr. Suppantschitsch, meinem Kanzleikollegen, zu tun hatte, erinnerte er sich sofort meiner und brachte mir anderen Tages zwei neue von ihm ausgefertigte glänzende Atteste über meine italienischen Sprachkenntnisse. Der unermüdlichste aller linguistischen Professoren an der Universität war aber der alte ehrwürdige Ungar Marton, der merkwürdigerweise nur wenige Schüler hatte, mit welchen er sich die allergrößte Mühe gab. Verfasser einer leichtfaßlichen Grammatik, macht er es sich zur gewissenhaftesten Aufgabe, die ohnedies ohne große Schwierigkeit erlernbare Sprache förmlich einzutrichtern, er lehrte ihre unverkennbare Verwandtschaft mit dem Orientalischen, erklärte uns aus den ein-

fachen Schemen der Suffixe Konjugationen und Deklinationen, stellte dies in Tabellen zusammen, die er eigenhändig schrieb und jedem seiner fleißigen Schüler schenkte, und war der Überzeugung, daß das ungarische Urvolk sowie die Semiten und andere asiatischen Völker von der Rechten zur Linken geschrieben haben, weil aus der Konjugationsform hervorgeht, daß vom Objekte aus zum Subjekte gegangen wurde, das heißt, daß ihr Objekt die erste Konjugationsform, das Subjekt die dritte ist. Das Schwierigste des Ungarischen, das Memorieren der mit keiner anderen Sprache verwandten Stammwörter, suchte er durch merkwürdig geschickt komponierte Gedächtnisverse so zu erleichtern, daß man jeden Tag ein Dutzend Grundwörter sich spielend einprägte, die durch ihren Ton so ins Ohr klangen, daß man sie nie mehr vergaß. Mein Gedächtnis bewahrt heute noch treu eine ziemliche Anzahl solcher Wortspiele. Ich war zwar niemals ein besonderer Verehrer der ungarischen Nationalität, und zwar deshalb nicht, weil mir ihre Unduldsamkeit, ihre stolze Überhebung und ihre Herrschsucht sehr widerwärtig ist; aber ihre Sprache hätte mich, wenn mir die Zeit zu Gebote gestanden, sehr interessiert.

Für das Spanische, das mich bereits seit Jahren als die wohlklingendste Sprache der Erde in hohem Grade entzückte, ließ ich mir von dem nachmaligen Professor Charanza, einem Mährer von Geburt, der das Spanische ebenso wie ich erlernt und den Kammerdiener des aus Spanien vertriebenen Friedensfürsten Godoy Duque de Alcudia zum Sprachmeister gehabt hatte und eine von Druckfehlern wimmelnde Grammatik geschrieben, ein Zeugnis ausstellen, und ebenso für das Portugiesische. Ich wurde auf Grund dieser Zeugnisse auch Gerichtsdolmetsch für die spanische und portugiesische Sprache und kann mich bei dieser Erwähnung der Erinnerung an die vielen Genüsse nicht erwehren, die mir die spanische Literatur mein ganzes Leben hindurch verschafft hat. War eine trübe Stunde herangebrochen, so nahm ich meinen Cervantes, und ein einziges Kapitel seines unsterblichen Don Quixote, das ich für das geistreichste Meisterwerk der Romanliteratur halte, war immer hinreichend, die Gemütswolken zu zerstreuen.

Um diese Zeit machten ich und mein Bruder Bekanntschaft mit einem im Harem des türkischen Gouverneurs von Serajewo erzogenen, aber entsprungenen jungen Kroaten, namens Plechaczek, der in türkischer, persischer und arabischer Literatur hoch ausgebildet und dieser Sprachen vollkommen mächtig war. Er wurde auch später Professor an der k. k. Orientalischen Akademie. Mit diesem lernten wir sehr fleißig Lesen und Schreiben, memorierten Lokmannsche Fabeln und würden es weiter gebracht haben, wenn die Zeit ausgereicht hätte. Ein ausgiebiges Zeugnis mußte auch hier das noch Fehlende ersetzen.*

* Die meisten meiner Sprachzeugnisse und jener über außerordentliche Materien, tragen das Datum des Jahres 1842, sind aber in diesem Jahre ausgefertigte Duplikate, da die Originale nach meiner Verheiratung im Jahre 1841 in nie eruierter Weise in Verlust geraten sind. Meine Sprachstudien und Übungen rühren aber alle aus viel früheren Jahren her, insbesondere aus meiner Universitätszeit 1834—1838.

Damals fungierten an den Fakultäten noch Vizedirektoren, deren Kompetenz mir heute nicht mehr ganz klar ist. An der juridischen ein alter Advokat, Dr. Stöger, der sich, wenn die Prüfungen im Sommersemester in dem kühlen großen Marmorsaale, jeder Jahrgang in einer anderen Ecke desselben, abgehalten wurden, abwechselnd bald zu dem einen, bald zu dem andern Tische setzte, ohne jemals ein Wort zu sprechen; nur sein Name stand links auf allen Zeugnissen. Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten aber unter den Universitätsfunktionären war der Vizedirektor der philosophischen Fakultät, Dr. Karl Ritter von Heintl, zugleich Mitglied des ständigen Verordnetenkollegiums. Der sehr reiche Herr in tiefschwarzer Perücke machte immer kandiszuckersüße Mienen, die tiefsten Verbeugungen vor jedem Studenten, und wenn man etwas mehr vorstellte, so mußte man Vorkehrungen gegen einen Fußfall treffen. Er hatte die Tochter des allmächtigen kaiserlichen Leibarztes, Protomedikus, Direktors und Reformators der medizinischen Studien, Dr. Andreas Freiherr v. Stifft, zur Gattin und gelangte dadurch, sowie durch die Wahrheit des Satzes: „Mit dem Hute in der Hand kommt man durchs ganze Land", zu großem Ansehen und Einfluß. Alle Welt kannte ihn, wenn er in unnachahmlicher Weise mit seiner Ehehälfte in einem alten hochgestellten Phaeton zwei alte Gäule in möglichst kurzem Trabe kutschierte, und keine dritte Hand zur Verfügung hatte, um vor jedem ihn grüßenden Studenten seinen alten Deckel submiß herabzuziehen.

Holl von Stahlberg, dieser sonderbare Mann, einst angeblich Herrschafts- und Bergwerksbesitzer in Kärnten, kroatisch-ungarischer Indigena (bei der Königskrönung war er in hellgrüner Magnatenuniform sichtbar), Vertrauensmann des Ministers Bruck, der ihm eine Versicherung eines Lizitationsmonopols in Wien erteilte — hatte die einzige Tochter und Erbin Heintls, die damals als die reichste Braut Wiens galt, als die beste Partie für seinen Sohn, einen Leutnant, ausersehen. Das Projekt gelang, und ich erinnere mich noch an den großen Andrang der Gaffer, die der prunkvolle Zug der Brautleute und Hochzeitsgäste in die zu einem Blumengarten verwandelte Dominikanerkirche herbeigeführt.

Die reiche Erbin ihres Vaters ward ein weiblicher Sonderling ersten Ranges. Pferdetrabfahren wurde in ihr Manie, sie erbaute sich in ihrem Hause eine Reitschule und einen Pferdestall, der seinesgleichen kaum wo anders finden dürfte. Jedes Pferd hatte darin sein eigenes Gelaß und wurde da so sorgfältig gepflegt wie einst der altägyptische Apis. Diese glänzend ausgestatteten Appartements waren zugleich ihr Gesellschaftssaal, in dem sie Besuche annahm und Gäste empfing. Oberhalb des großartigen Pferdestalles befand sich ihr Schlafzimmer, das, damit sie auch des Nachts des Stallgeruches nicht entbehre, mittels einer Falltür mit dem Stalle in Kommunikation stand. Übrigens blieb selbst während des strengsten Winters ihre Wohnung ungeheizt, weil, nach ihrem Gefühle, der Pferdedunst zur Erwärmung vollkommen hinreichte. Ich wünschte ein Bildnis ihres Vaters für meine Porträtsammlung zu erhalten und sandte meinen Zeichner zu ihr, um ein

solches zu kopieren. Sie war so freundlich dies zu bewilligen, und von diesem Zeichner, der ganz erfroren zurückkam, weil er in einem großen und von Stallgestank erfüllten, mit allem möglichen Riemen- und Sattelzeug vollgepfropften Saale zu zeichnen hatte, habe ich die Details dieser Beschreibung. Das Porträt der Dame selbst habe ich nicht von ihr, sondern von ihrem ehemaligen Schwiegervater, dem alten Holl, erhalten.

Weil ich nun einmal des alten „biederen Holl" (diese Attribute legte er sich selbst bei) gedacht und kaum mehr auf ihn zurückkommen dürfte, kann ich als Nachhang nicht ungesagt lassen, wie viel mich der Mann während meines amtlichen Wirkens belästigt hat. Als der Gemeinderat, nach Muster der Pariser, eine Zentralmarkthalle mit öffentlichen Auktionen errichtet hatte, schritt Holl wegen Verletzung seines von der Regierung ihm verliehenen Privilegiums, derartige Versteigerungen in Wien allein vorzunehmen, administrativ und im Gerichtswege klagbar ein und forderte eine enorme Schadenersatzsumme. Ich habe die von Minister Bruck unterfertigte Urkunde im Originale in den Händen gehabt und gelesen. Es stand mir hiebei der Verstand stille, wie sich der staatskluge Bruck zu so etwas hat versteigen können, und ich finde heutzutage darin einige Erklärung, daß der damals in seinen großartigen politischen Plänen mit dem Oriente befangene Minister in der Person des Holl einen Agenten für dieselben gesehen haben mag und den Mann an sich bleibend fesseln wollte. Daß selbst hochbegabte Staatsmänner in schwere Täuschungen verfallen, ist der Geschichte nicht unbekannt.

Sowohl von den politischen als Gerichtsbehörden, mit Hinweisung auf das der Gemeinde laut ihres Statutes unbeschränkt zustehende Recht und ihre Verpflichtung, für die Approvisionierung zu sorgen, in allen Instanzen abgewiesen, wandte er sich nun gegen den Staat und brachte eine auf Millionen abzielende Entschädigungsklage ein. Die Aussicht auf einen, wenn auch nur geringen Abfindungsbetrag, scheint dem alten biederen Holl einigen Kredit für seine letzten Lebenstage zustande gebracht zu haben. Er hielt sich für einen genialen Weltverbesserer und trug sich immer mit den großartigsten Projekten in allen Richtungen herum. Immer hatte er ein dickes Portefeuille in der Brusttasche, angefüllt mit eigenhändigen Schreiben der größten Zelebritäten. Wie oft zeigte er mir einen Brief Alexander von Humboldts, des Grafen von Bismarck, des Suezkanalerbauers Lesseps und mancher anderen, immer mit der Bemerkung: „Sehen Sie, was ich im Auslande gelte, und hier hört man mich gar nicht an." Meine Tröstung: Nemo propheta in patria schien ihm wohlzutun und ihn zu immer häufiger werdenden Besuchen zu ermuntern, wobei er mich bald zu diesem, bald zu jenem seiner abenteuerlichen Pläne verleiten wollte. Wie ein St. Germain, wollte er von Alter und Tod nichts wissen, behauptete mit 90 Jahren noch jung zu sein, was er auch wirklich unverwüstlich schien, und ich versprach ihm auch einst bei guter Laune, an dem Tage, an welchem er sein hundertstes Jahr vollstrecke, ein Volksfest für den „alten biederen Holl" zu arrangieren. Er erinnerte mich wiederholt daran, das letzte Mal bei einem

Begräbnisse vor der Michaelskirche. Kurze Zeit darauf wurde er selbst begraben. Er hatte 100 Jahre nicht erreicht.

Eine der Studentenschaft nicht unbekannt gebliebene Persönlichkeit war der Universitätssyndikus Dr. Scheidlein, Sohn eines ehemaligen juridischen Universitäts-Professors, weniger seinetwegen, als wegen seiner Tochter, eines mehr beweglichen, als schönen Fräuleins. Mehrere Jahre darnach hörte ich zufällig, daß sie sich auf die Bretter geworfen, die die Welt bedeuten, und zwar anfänglich auf einem Liebhabertheater, das ein Bruder meines nachmaligen Kollegen und Amtsnachfolgers Uhl, aus unüberwindlicher Leidenschaft für das Theaterleben, in Baumgarten errichtet hatte. Allsonntäglich fuhren mehrere Gesellschaftswagen mit Schauspielerdilettanten und Zuschauerpublikum dahin, und Fräulein Scheidlein dürfte wohl auch darunter gewesen sein.

Noch eine Universitätspersönlichkeit darf ich nicht vergessen, den alten grämlichen, zu einer getrockneten Zwetschke zusammengeschrumpften Pedell, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere. So oft man von ihm etwas brauchte, saß er in voller Beschäftigung vor einem Tuschtiegel und einem großen Pergamentbogen, worauf er mit unnachahmlicher Genauigkeit und Gleichförmigkeit die Doktorendiplome schrieb, so daß eines dem andern mutatis mutandis vollkommen gleichsah. Mit ebenso ernster Würde trug er in faltigem Talar den Universitätszepter vor, insbesondere stets bei den Doktorenpromotionen, bei welchen die Neugraduierten, die Hand an denselben gelegt, den Universitätseid leisten mußten. Ganz anderer Natur war sein Adlatus und späterer Nachfolger Tietze, ein starker, wohlbeleibter Mann, der im Besitze einer wundervollen Tenorstimme zu den vorzüglichsten Sängern Wiens gehörte. Eine besondere Einnahme des Pedells lieferte die jährliche Herausgabe des Universitätsalmanachs, mittels welchen sämtliche Doktoren alten und neuen Schlages à 1 fl. mindestens besteuert wurden. Ich besitze eine ganze Kollektion solcher Almanachs und bedauere, daß die Neuzeit, die so vieles Gute und Schöne weggefegt, auch dieses nützliche Handbüchlein in Abfall hat kommen lassen. Den Sohn des Universitätssyndikus Scheidlein sah ich während meiner Bürgermeisterfunktionen als Pedell den Universitätswürdenträgern in der Stephanskirche vorausgehen, bis endlich auch diese ganz wegblieben.

Zu Hause bei meinem Vormunde Weitzinger und dessen Schwester Porta ging es uns drei Geschwistern, die wir seit dem Verluste unserer Eltern zum erstenmal wieder beisammen waren, ganz vortrefflich und vergnüglich.

Neben meinem Freunde Romani, der mir zuliebe ein ausgezeichneter Gitarrist geworden war, besuchte uns fast täglich ein Mitschüler meines Bruders, namens Kozoušek, das originellste Musiktalent, das ich neben dem Brünner Musil je kennen gelernt habe. Vollkommen Autodidakt, sang und spielte er fast alle Instrumente. Ein Beispiel: Einmal lag eine Flöte auf meinem Tische, die ich soeben für einen baren Gulden gekauft hatte. Er begann hineinzublasen und blies solange, bis er den Ton herausbrachte, bat sich von mir die Flöte aus, kam mit ihr nach einer

Woche wieder und blies mir zu meiner nicht geringen Verwunderung ganz nett ein hübsches Liedchen vor, das ich sofort auch auf der Gitarre ihm begleitete.

Bei meinen vielfachen Beschäftigungen fand ich dennoch noch Zeit für Poesie, die ich von Brünn mit herübergenommen hatte. Ich verwahre noch ein Heft mit zirka 50 kleinen Gedichten, der Ausdruck meiner damaligen idealen Stimmungen, ferner ein in wahrhaft kindischer Einfalt verfaßtes Lustspiel ohne Titel und ein vieraktiges Drama in Versen mit dem Titel: „Die Jungfrau", von welchem ich jedoch nicht weiß und auch aus dem Manuskripte nicht belehrt werde, ob es eine Jungfrau mit Fleisch und Blut oder die Riesin des Berner Oberlandes mit Schnee und Eis angeht. Und wenn ich diese Arbeiten heute auch belächle, so muß ich doch dankbar anerkennen, daß sie mich stilisieren gelernt haben, ein Vorteil, der mir in der Folgezeit treugeblieben und mir allseitig hoch angerechnet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ungeborene.

Eine Erzählung von J. J. David.

(Schluß.)

Der Gazda hat nichts von dem allen geahnt. Er ist ruhig seiner Wege gegangen und war im Grunde froh, weil er nun ruhigere Zeit gehabt hat. Und was hätte er auch tun sollen? Gegen Ungreifbares? Es war ihm ohne das unbehaglich genug und gar nicht wohl in seiner Haut; denn in ihm war die große Angst der ohne ihre Schuld Verprügelten: wann wird es los gehen? Wann wird man wieder über mich herfallen?

Alles Gute war ihm von seiner Frau gekommen. So erschien es ihm immer noch. Es war traurig, daß es nun so anders geworden war. Dawider zu streiten, fühlte er sich ohnmächtig; immerdar war sie ihm die Stärkere erschienen, ober ihm gestanden. Es hieß also aushalten und zusehen, mit einer wehrlosen Angst zusehen, was geschehen würde, ob ihr nicht noch zu allerletzt Besinnung und Einkehr käme. Er war ja nicht taub; er wußte, was man von ihr und dem Zlamal raunte. Einer Niedrigkeit aber war sie unfähig; und neben jenem windigen Gesellen glaubte er immer noch bestehen zu können.

Ein Weib aber, das zu vergleichen beginnt, nicht den Zustand, in dem es sich befindet, als dauernd betrachtet, seinen Mann abwägt gegen einen anderen, das kommt ins Gleiten. Ganz so erging es nun der Ludmilla Gazda. Unvermerkt und durchaus wider ihren Willen glitt sie von der Seite der Straße, wo sie nun zu Hause war, auf die andere hinüber, dahin sie Kindheitserinnerungen zogen und wo nun Wenzel Zlamal mit den Seinigen wirtschaftete.

Als sich die Ludmilla zuerst darüber klar wurde, ist sie über sich sehr erschrocken und hat sich heftig vor sich geschämt, nicht anders, als wäre sie eine Leichtfertige,

die sich, ohne auch nur zu fragen, ob er sie will, dem Ersten, Gleichgültigen an den Hals wirft. Denn sie hatte mit dem Zlamal niemals auch nur ein Wort gesprochen, das eine ehrbare Frau nicht mit jedem haben dürfte; niemals hat er ihr gezeigt, daß er sie mit anderen Augen ansehe, als man ein achtbares Weib anschauen darf. Und dennoch, so bestimmt sie wußte, daß es sie zu ihm zog, so sicher stand es in ihr, daß er sie erwartete, mit einer großen Bestimmtheit und ohne es nur zu zeigen, weil kein Kluger so etwas beredet. Das war in seinen Augen und schwang im Ton seiner Stimme. Buben werfen nach unreifen Äpfeln. Ein Mann weiß — die schmecken schlecht und hat somit Geduld.

Sie hat weiter erkannt, daß sie sich in eine Todsünde verstrickt hat, ohne Aussicht, herauszukommen. Und dieses hat sie wiederum ganz verworren gemacht. Denn ohne ihr Zutun und Wollen, sicherlich ganz ungesucht war das in ihr aufgewachsen, hatte sie umfangen, bis sie sich nicht mehr sperren konnte. War's eine Verlockung? Aber sie redete sich doch nicht ein, sie werde es drüben besser haben als bei ihrem Mann! Viel mehr Kümmernisse, Sorgen, Pflichten und Plagen harrten ihrer dort. Und dennoch zog es sie mit einer Kraft, die wuchs, je mehr sich die Unselige stemmte.

Auch an den Gregor hat sie viel gedacht und desto gerechter und verständiger, je mehr und je unwiderruflicher sie sich von ihm schied. Sie hat ganz gesehen, wie gut er ist und daß sie ihn eigentlich gar nicht verdient. Ja, auch wenn es einem gar zu wohl wird, auch das kann drücken, daß man daran erkrankt.

Vielleicht hatt' er sie auch schon satt? Und das Ganze kam ihm nicht so ungelegen, wie sie sichs vorstellte? Recht wär's ihr wieder nicht gewesen. So aber, wie es jetzt und schon lange genug war, so wär' das doch nicht fortgegangen, ohne das schlimmste Ende für beide, die so, ledig und frei voneinander, entrinnen konnten.

Wenn sie aber nun ihren Mann immer noch genau so lieb zu haben meinte, wie einmal und es riß sie dennoch zu dem anderen, so war dies merkwürdig und sie grübelte viel darüber. Das jetzt war doch etwas ganz, nicht nur in der Stärke anderes, als was sie jemals gegenüber dem Gregor empfunden; ganz abgemattet war sie doch davon, welches vordem niemals der Fall gewesen, und ihr Willen war nicht mehr in ihr. Ja — mit dem Gazda war sie aufgewachsen. Und wie er eingerückt war, da hat er ihr gefehlt, aber nur wie einer, den man zu seiner Zeit bestimmt zurückerwartet, der gar nicht verloren gehen kann. Wer wird sich da groß aufregen? Er war ihr immer nur der Bruder gewesen, glaubte sie nun, damit sie sich nicht gar zu schlecht vorkomme und sich nicht ins Gesicht speien müsse, und empfand wiederum mit Schmerz, daß sie sich belüge.

Auszuhalten aber war das nicht. Sonst machte es sie verrückt oder trieb sie ins Wasser. Sie reckte sich mit Macht, als könnte sie mit der Gewalt ihrer Arme zerreißen, was sie beklemmte — und griff ins Leere. So sterben aber mochte sie nicht. Und der Zlamal war klug und hat seinen Vorteil gemerkt und ihn so mit halben

Worten vergrößert. Es mußt' ein End' sein, und das Weib hat sich den Kopf darüber zerbrochen und zu allen Heiligen gerufen in der Angst seiner Seele. Denn darüber war sie sich klar, wie über das Evangelium: möchte sie noch so schlecht sein — betrügen und belügen durfte sie den Gregor nicht, der ihr immer wahr und aufrichtig begegnet.

Es kostet nicht den Kopf, hat sie sich gedacht. Und wieder hat sie sich in ihrer Pein gewünscht, sie möchte werden, wie andere Weiber, von denen man erzählt, sie hätten 's mit dem Knecht oder sonst mit einem Burschen, und die dabei gediehen. Solche Gebete hat sie sogar getan; sie ist mitten darin über sich erschrocken und hat erkannt, daß sie lästert. Oder, hat sie sich ausgedacht, es wäre doch ein Glück, wenn der Gregor wie immer dahinter käme, wie es mit ihr steht, und mit ihr verführe nach seinem Recht. Erschlug er sie, so wollt' sie sich gewiß nicht wehren, noch mucken. Warf er sie nur hinaus, so wollte sie's ihm ihr Leben lang danken. Denn nicht umsonst hatte sie so lange mit ihm gelebt; sein Ernst und seine Rechtschaffenheit waren tief in ihr innerstes Wesen gedrungen und lähmten sie nun.

So verging wieder eine Zeit, wie sie vielleicht Verdammten verhängt ist, die hinter der Marter, mit der sie heimgesucht sind, schon die schärfere wittern, die man erst für sie auskocht. Dies und das hat man im Dorf gemunkelt von ihr, die niemals anders als mit Lob im Mund der Leute gewesen. Die Ludmilla wußte davon, schämte sich unendlich und wünschte dennoch nichts inniger, als es möchte dem Mann zu Ohren kommen, damit er sie zur Rede stelle und sie ihm alles offenbaren könne. So verstört war sie, daß sie manchmal meinte, sie freue sich darauf, ihm weh zu tun, nachdem sie doch selber so sehr litt.

Und so ist denn der Gregor endlich wieder einmal nach Hause gekommen. Es war im Herbst und die Welt begann zu frösteln. Er blies sich in die Hände, als er die Stube betrat. Wiederum war kein Licht entzündet; denn die Ludmilla liebte die Finsternis. Nur vor dem Marienbildnis in der Stubenecke, wo man sonst aß, damit es das Mahl gesegne, brannte das rote Lämpchen, denn es war Samstag Abend. Darunter saß die Ludmilla. Das Zimmer war vollgekramt, daß es zu eng aussah. Da lag ein tüchtiger Packen, schon mit dem Tragband darüber, wie es die Weiber nehmen, wenn sie eine gehörige Tracht Gras von der Wiese oder sonst etwas Schweres heimtragen müssen. Da stand die Wiege, die sich die Ludmilla von ihrem Ersparten gekauft und von der sie sich hernach oft und oft gedacht hat, ob sie damit nicht ihr Kind verschrien habe. Da war noch ein Bündel. Das alles war so sonderbar. Der Gregor sah sich's mit seinen guten Augen mißbilligend an: „Da sieht 's wieder aus!" machte er gedehnt und hüstelte.

„Wie denn sieht 's aus?" fragte die Ludmilla von ihrem Platze her, leiernd, nur mit einem schrillen und falschen Ton in der Kehle.

Er schnüffelte, als hätt' er einen übeln, muffigen Geruch in der Nase: „Wie wenn einer fortfahren tät', so sieht 's beinahe aus."

Ein Versuch zu lächeln, der so sehr Grimasse war, daß ihn zum Glück die Finsternis verbarg. Denn eine Ahnung legte sich dem Gregor Ring für Ring um

die Brust und beklemmte sie immer stärker. Die Ludmilla aber: „Beinahe nur? Vielleicht tut wer fortgehen. Gefahren muß ja nicht werden."

„Müßt' ich was davon wissen. Oder nicht? Was soll der Kram und das Binkelzeug? Mir fällt's nicht ein, fortzugehen."

„Und wer anderer von uns kann's gar nicht sein, Gregor?"

Er verstockte sich immer noch gegen die Einsicht: „Am End willst du weg? Ja, wohin denn, Ludmilla?"

Sie erhob sich, mühsam genug: „Jetzt bist schon näher daran, Gregor."

„Ja — aber warum denn? Hast's vielleicht nicht gut genug bei mir?"

„Zu gut hab' ich's bei dir. Ich halt's halt nur nicht mehr aus."

Er hielt an sich, obwohl sich ein jäher Zorn in ihm heben wollte. Und dennoch — als ob sie ihn zu verspotten gedenke, so sah die Ludmilla wieder nicht aus. Wie eine Tote war sie, so blaß und verloren kam, was sie redete. Den einen Fuß stellte er mit Nachdruck auf den anderen, ließ seine Finger in den Gelenken knacken, fuhr sich durch das Haar, raufte sich daran, ob er wirklich nicht träume und ging ihr ganz nahe zu, als dürfte kein Mensch ein Wort vom traurigen Geheimnis seines Hauses hören, das nun so plötzlich aufbrach und schon so lange nur mit aller Kunst zu verdecken gewesen war. Sie trat ihm mit traurig glühenden Augen einen Schritt entgegen und es schrie aus ihm: „Oder hast mich nicht mehr gern, Ludmilla, gar nicht mehr gern, daß du mir das antun tust?"

„Lieber hab' ich dich niemals nicht in meinem ganzen Leben gehabt. Das schwör' ich dir bei meiner armen Seel'" und sie stöhnte tief und schmerzhaft.

„Jesus, Maria und Josef", wieder schrie die fremde und gewaltsame Stimme aus ihm — „bist also närrisch geworden?"

Sie preßte ihm die Hand auf den Mund, hart, rücksichtslos, daß ihm der Druck der starken und schwieligen Hand fast weh tat. Er empfand den Schmerz beinahe mit Wollust: „Schreien mußt du nicht, Gregor", sagte sie bestimmt., „Kann sein, ich bin närrisch. Paß' auf, Gregor. Wir leben nicht in einer richtigen Ehe."

Er brauste auf: „Du, das sag' mir nicht. Aufgeboten sind wir gewesen, dreimal. Gefehlt hat gar nichts. Du, nach so vielen Jahren darfst mir nicht so kommen, weil's dir vielleicht so passen tut. Warum sind wir's nicht?"

Es war eine furchtbare Härte in ihr und dennoch stand sie hart am Weinen: „Weil wir kein Kind nicht haben. Und wo kein Kind ist, dort brauchen Eheleut' einander nicht so, daß eins nicht sein kann ohne das andere. Verstehst mich, Gregor? Weil wir nichts gemeinsam haben, kommt mir vor. Und wo das nicht ist, dort ist auch keine richtige Ehe."

Er zuckte hilflos die Achseln: „Hat's halt der liebe Gott nicht wollen, daß wir eins kriegen."

Sehr ruhig entgegnete sie: „So hat 's halt der liebe Gott auch nicht wollen, daß wir zusammenkommen. Das bringt mir kein Mensch heraus. Er kann predigen, so viel er will."

„So hast wen anderen lieber, Ludmilla?"

„Lieber nicht. Lieber kann ich gar niemanden haben. Nur anders gern."

„Und du willst also zu ihm geh'n?"

Sie nickte: „Zu ihm geh'n muß ich. Und dir sagen hab' ich's müssen.
Weil ich dich nicht zum Spott machen will, Gregor. Das siehst doch ein!"

„Und wer ist's denn?"

„Der Zlamal."

„Der Zlamal? Der Lump?" und er hob den Arm in einer jähen Bewegung.
Schlüge er mich nur, dachte die Ludmilla und sehnte sich, seine Faust in ihrem Gesicht zu spüren. Er aber, torkelnd wie ein Betrunkener, tat einige Schritte. Dann, vor dem Bett, brach er nieder und barg den Kopf in die Kissen, damit man sein Stöhnen nicht höre. Neben ihm kniete die Ludmilla. Er richtete sich mühsam ein wenig auf: „Und um den Lumpen wirfst du alles weg? Die Liebe und Treue von so vielen, vielen Jahren?"

„Um ihn nicht. Aber schimpf ihn nur. Weil — es geht doch auch gegen mich. Und ich verdien's nicht anders."

„Und wie willst mit ihm leben? In der Schand'? Wo du so viele Jahre in Ehren und mit die Erste im Dorf bist gewesen?"

„Red' nicht davon, Gregor! Wo ich so nix anderes denken kann. Und Gott allein weiß und seine schmerzhafte Mutter, wie mir dabei wird. Aber, es hilft zu nix, Gregor. Und es ist alles besser, als wie es ist. Weißt, wie mir war? Denkst noch, wie ich mit dir gegangen bin? Damals, wo du eingerückt bist, Gregor? Und es ist dunkel geworden, und ein Rebhuhn ist herumgelaufen, ganz einsam, und es hat seine Kette und seine Jungen verloren gehabt, und es hat gelockt und gepiept und gerufen, und hat sich für ein Weilchen geduckt in eine Mulde, und hat wieder angefangen und es hat ihm nichts geantwortet. Das kann ich nicht vergessen. So ist mir gewesen."

Er neigte den Kopf zu ihr. Immer noch auf den Knieen flüsterte er ihr zu und spürte sie sich dabei so nahe: „Denn du weißt, du kannst ihn nicht heiraten. Niemals nicht, so lange ich leben tu. Und ich bin doch gesund wie er. Oder meinst?" . . .

Ganz entsetzt starrte sie ihn an. Zwei Menschen, verstört bis zum Wahnsinn, sahen einander in die Augen. Und der Katechismus fiel ihr ein: „Wirst du nicht einmal denken! Wo es doch die einzige Sünde ist, die man nicht mehr gutmachen kann. Hörst, nicht einmal denken, Gregor!"

„Wenn aber doch, Milla? Wenn aber doch?" Er stotterte in seiner Pein.

„Wirst du nicht, Gregor", und sie stand auf. „Denn, entweder bin ich schlecht, nun — also, wegen einer so schlechten Person bringt sich ein Mann nicht um, wie der Gregor Gazda einer ist, der gibt er einen Tritt, oder du weißt bei dir selber, wenn du erst allein bist mit dir selber, ich kann nicht anders tun, wie ich tun will, dann bist du ein gerechter Mensch, Gregor. Nämlich, so bist du immer

gewesen, und du wirst einer, die mehr an sich zu schleppen hat, als sie vielleicht tragen kann, nicht noch etwas dazulegen, was sie erdrücken muß. Wenn du mich lieb hast, Gregor" . . .

Er wandte sich, noch immer auf den Knieen, gegen das Marienbildnis. Am ganzen Leib zitternd, bekreuzigte er sich und betete, was ihm eben in den Sinn kam, Litanei nach Litanei, leiernd herunter. Sein Weib tat das Gleiche. Dann erhob er sich mühselig und zerschlagen, bückte sich nach ihr und riß sie mit einem grausamen Griff auf und eine merkwürdige Bestimmtheit war an ihm: „Mit solchen Gedanken betet man nicht — hörst? Und du wirst nicht zum Zlamal gehen, bevor du nicht von mir gehört hast oder du weißt, ich bin fort und du wirst nichts mehr von mir hören. Das befehl' ich. Verstehst?" Er ließ sie los und sie taumelte.

Wo Gregor Gazda in dieser Nacht geschlafen, hat die Ludmilla niemals erfahren. Sie selber lag lange wach und es fröstelte sie, da er ewig nicht kam. Den nächsten Tag war er noch im Ort, ging in die Stadt zu einem Advokaten und machte sonst seine Gänge zu Geschäftsleuten und gab ihnen Vollmachten und Aufträge. Dem Abend zu sah man ihn, durch das traurige Nebelspinnen, die weite, weiße, lichtlose Straße wandern, die zwischen braunen Sturzäckern, dem Gottesacker und seiner langen Mauer vorüber, zum Bahnhof führt. Er trug ein Kofferchen in der Hand, schwarz gestrichen, wie es die Rekruten mitnehmen. Wer ihn grüßte — und es sind ihm Fabriksarbeiter begegnet — von dem wendete er sich ab. Bei jeder entlaubten, besenhaft häßlichen und mit ihren dürren Zweigen klappenden Pappel machte er Halt, als müßte er Baum für Baum zählen und von jedem einzelnen Abschied nehmen für immer.

Zu Nacht aber klopfte, da der Zug gegen Wien abgegangen war, ein Bub stark an das Fenster der Ludmilla, die mit ihren Gedanken wach lag: Gregor Gazda lasse ihr sagen, er sei fort für immer und sie ihres Wortes ledig . . .

* * *

Das Eigentum des Gregor Gazda ist verkauft worden. Er selber hat sich nach Wien gewendet, in der großen Stadt untertauchen und verschwinden, nachdem er in der Heimat nicht mehr bleiben konnte.

Es ist ihm nicht leicht geworden, sich zu behaupten. Aber, so ein bedürfnisloser und arbeitsamer Mensch ist nirgends verloren. Einen Weg wies ihm ein Landsmann, wieder einen erriet er oder entdeckte ihn selbst. Nach mancher Rackerei fand er endlich durch Gönnerschaft die Stellung als Bahndiener, die seinen Ansprüchen und seinen Fähigkeiten gemäß war. Nun hatt' er's zu was gebracht; er war doch Beamter geworden. Sich vollkommen glücklich zu fühlen aber hinderte ihn zweierlei. Denn er litt sehr an Heimweh. Und die Sehnsucht nach seinem Weib war unbezwinglich in ihm, desto heftiger, je besser es ihm erging.

Er hörte auch manchmal etwas aus der Heimat. Es kam neuer Zuzug, der sein Glück in der großen Stadt versuchen wollte, gleich ihm, wendete sich an ihn

um Rat und Hilfe, brachte Post und ließ hernach den dienstbereiten, aber ungeselligen und ängstlich sparsamen Menschen wieder stehen. Denn er knickerte weiter; aus Gewöhnung und aus dem Vorgefühl, als könnt' ihm einmal jeder Kreuzer wichtig werden und Dienste leisten. Übrigens richtete er sich ganz behaglich ein und lernte für sich, was er begreifen konnte.

Was er von seinem Weib vernahm, betrübte ihn aber sehr. Sie hatte sich richtig mit dem Zlamal zusammengetan und benahm sich seinen Kindern gegenüber, wie man sich's von ihr nur erwarten konnte. Auch hatte sie einen Jungen, den sie auf Gregor taufen ließ. Das rührte ihn nach seiner sehr weichen Art wie ein Zeichen herzlichen Erinnerns, dessen er sich kaum mehr versehen hätte. Aber, sie mußte sich mehr schinden, als ihr bekam. Und sie war niemals so recht gesund und der Zlamal hatte sie wohl gern, aber tun konnt' er in seiner Armut nichts für sie.

Es waren hernach noch Kinder gekommen, aber sie waren ihr nicht geblieben auf der Erde. Und auch sonst war es ganz klar, woran sie litt. Denn natürlich stand das ganze Dorf jetzt zum Gazda und gegen sie und den Mann, mit dem sie nun lebte. Das erträgt sich in Gedanken sehr leicht; in der Wirklichkeit aber erdrückt es auch den Stärksten. Und, nachdem ihre Sehnsucht nun einmal gestillt war, so mußte die Ludmilla oft des Gewesenen gedenken und des Mannes, der sie so sehr gerne gehabt, daß er um sie alles aufgab und sich sogar aus ihrem Leben einfach wegstahl, als kein Raum für ihn darinnen war.

So begann sie zu siechen. Es lag zu viel auf ihr und es lastete in ihr zu schwer. Und sie war zu weich. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart wurde sie zermahlen und begriff mehr und mehr, was sie besessen und hinwerfen gemußt, weil sie nichts gegen sich konnte, und daß sie denn doch in einer richtigeren Ehe gelebt, als sie vermeint.

Der Gregor verstand sehr wohl, was sich in ihr begab. Denn er hatte Zeit genug, über sie nachzudenken. Und er hätt' ihr so gern geholfen. Denn ihm selber war ewig bang nach ihr und es freute ihn nichts, ohne sie. Und endlich hielt er's nicht mehr aus. Er setzte sich hin und schrieb einen Brief, so gut und so herzlich er's konnte. Es ginge ihm gut in der Stadt. Und was er verdiene, reiche. Und was war, das sollte vergessen sein, und hier, wo sie niemand kenne, hier werde sie nichts und niemand daran erinnern. Nur zu ihm kommen möchte sie und das Kind mitbringen. Denn nun, wo er so allein zu altern begann, nun war auch in ihm der Wunsch nach Jugend um sich lebendig geworden.

Dieser Brief kreuzte sich mit einer amtlichen Mitteilung. Ludmilla Gazda war gestorben und begraben. Er war tief erschüttert. Er machte sich Vorwürfe über sein Zögern. Vielleicht, wenn er sich früher entschlossen hätte, war ihr zu helfen gewesen.

Und noch etwas hob sich in ihm. Das Kind! Was sollte mit dem Kind werden, um das sie alles hingegeben? Sollte das unter Stiefgeschwistern aufwachsen, das Jüngste, Schwächste und Wehrloseste, zurückgesetzt und bemakelt schon durch seine Geburt?

Er wußte nicht, daß es ihm nach den Gesetzen gehöre. Er fühlte nur die Verpflichtung gegenüber der Toten, es nicht verwahrlosen zu lassen, sich gegenüber, zu retten, was von ihr übriggeblieben war. Er fuhr sich über die Stirn, wie einer, der aus dem Schlaf zum Tag und seinen Pflichten erwacht: „Halt, so wird man noch einmal nach Haus' fahren müssen", flüsterte er, „und den Zlamal wird man bitten müssen um den Buben". Und er biß die Zähne zusammen im Gefühl des gegenwärtigen Schmerzes und der kommenden, unentrinnlichen Demütigung.

Der Entwurf eines Gesetzes zum Schutze österreichischer Auswanderer.

Von Dr. Ernst Franz Weisl.

Im Mittelalter galten überall entweder direkte Verbote der Auswanderung oder der Vermögensexportationen, die um so unsittlicher waren, als sie nicht etwa aus Rücksichten auf die Wehrkraft des Staates hervorgingen, sondern zumeist aus fiskalischen. Der westfälische Friedensschluß ließ bloß aus religiösen Gründen, aber auch nur gegen Entrichtung einer Nachsteuer, eine Auswanderung zu. Wie auf so vielen Gebieten die Franzosen Befreiung brachten, so war es auch die französische Gesetzgebung im vorletzten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts, welche die chinesische Mauer, die fiskalische Habsucht oder Furcht vor politischer Aufklärung um einzelne Staaten gebaut und zäh verteidigt hatte, in Brüche schlug. Im Jahre 1789 wurde in Paris die Auswanderungsfreiheit als Grundrecht des Menschen erklärt. Zögernd und nur stückweise die fiskalische Schraube nachlassend, folgten die deutschen Staaten. Erst im Jahre 1815 wurde daselbst die „Nachsteuer" (gabella emigrationis) für den Fall aufgehoben, als das Vermögen des Auswanderers in einen anderen deutschen Bundesstaat überging, und im Jahre 1817 der „Abschoß" (gabella hereditaria) beseitigt. Rechtlich suchte man die Auswanderungsgabella damit zu begründen, daß „ein begütertes Mitglied des Gemeinwesens sich diesem nicht entziehen dürfe, ehe es einen Teil seiner Güter zur Bezahlung der allenfalls vorhandenen gemeinen Schulden zurückließ". Erst 1848 proklamierte die deutsche Nationalversammlung die Auswanderungsfreiheit. Der vorzeitige Schluß dieser Versammlung machte jedoch der Beratung eines einheitlichen Gesetzes ein Ende. Die reichsgesetzliche Regelung des Auswanderungswesens erhielt ihren eigentlichen Anstoß erst im Februar 1878 durch den vom deutschen Reichstagsabgeordneten Dr. Knapp vorgeschlagenen Entwurf, der dann in der Folge, freilich nach mancherlei Abänderungen, endlich zum Gesetze vom 9. Juni 1897 führte.

Österreich anerkannte im Staatsgrundgesetze vom 21. Dezember 1867 die Freiheit der Auswanderung mit den Worten: „Die Freiheit der Auswanderung ist von Staats wegen nur durch die Wehrpflicht beschränkt. Abfahrtsgelder dürfen nur in Anwendung der Reziprozität erhoben werden." Hiedurch wurden das Auswanderungspatent vom 24. März 1832 und die durch politische Normen begründeten fiskalischen und privatrechtlichen Anordnungen,

z. B. über den Verlust der väterlichen Gewalt, über die Entziehung des Noterbepflichtteiles rc. im wesentlichen beseitigt, doch nicht ganz aufgehoben, insbesondere nicht nach der staatsbürgerlichen und militärstrafrechtlichen Seite. Seither hat das Auswanderungswesen eine Regelung nicht erfahren. Wohl aber ist die Einreihung der Reisebureaus unter die konzessionierten Gewerbe erfolgt und sind durch das Gesetz vom 21. Jänner 1897 strafrechtliche Bestimmungen in bezug auf das Betreiben der Auswanderungsgeschäfte erlassen worden.

Der von der Regierung dem Abgeordnetenhause am 6. Dezember 1904 vorgelegte Entwurf umfaßt keineswegs das ganze Gebiet des Auswanderungswesens, sondern bezweckt ausschließlich den Schutz der Auswanderer. Die fast alljährlich sich steigernde Zahl der Auswanderer und die Tatsache, daß die meisten auf einer nicht genug hohen Stufe der Bildung und des wirtschaftlichen Vermögens stehen, um unberaten und unbeaufsichtigt bleiben zu können, machte diesen Gesetzentwurf dringend notwendig. In der Generalversammlung des niederösterreichischen Gewerbevereines wurde als bestes Mittel gegen die Auswanderung die Hebung des Handwerkes, des Handels und der Industrie empfohlen und nachgewiesen, daß, je ärmer ein Land an Industrie, desto größer sein Anteil an der Auswanderungsbewegung ist. Als schlagendes Beispiel kann hier angeführt werden, daß, während aus Frankreich in 84 Jahren nur zirka 410.000 Menschen nach Amerika auswanderten, Österreich-Ungarn in den letzten drei Jahren 491.330 (!) Menschen dorthin verlor. Leider sind die wirtschaftlichen und innerpolitischen Verhältnisse Österreichs und Ungarns nicht danach, daß ein bedeutendes Sinken der Auswanderung in nächster Zeit zu erwarten stünde.

Es lag die Annahme sehr nahe, daß Österreich und Ungarn, die durch das gemeinsame Zollgebiet und durch die gemeinsamen k. u. k. Vertretungsbehörden verbunden sind, das Auswanderungswesen durch ein inhaltlich in den Grundzügen gleiches Gesetz regeln würden. Dies ist aber nicht erfolgt. Ungarn hat, ohne Einvernehmen mit der österreichischen Regierung und ohne die andere Hälfte der Monarchie zu berücksichtigen, die Auswanderungsverhältnisse innerhalb seines Staatsgebietes durch den Gesetzesartikel IV, vom 11. März 1903, geregelt. Es ist hier nicht der Ort, um dem ungarischen Gesetze kritisch näher zu treten. Soviel sei aber gesagt, daß es, trotzdem es das jüngste Auswanderungsgesetz ist, durchaus nicht auf der Höhe der Zeit steht, weder in prinzipieller noch in gesetzestechnischer Hinsicht. Diese Höhe hat aber der österreichische Gesetzentwurf vollauf erreicht.

Dieser Gesetzentwurf betrifft, wie bemerkt, nur den Auswandererschutz, der sich naturgemäß auf drei Phasen erstreckt, entsprechend den drei Perioden der Auswanderungsbewegung, nämlich auf die Anwerbung, auf die Beförderung und auf die Zeit nach dem Eintreffen des Emigranten an dem Bestimmungsorte. Hiebei macht der Entwurf einen wirtschaftlich und sozialpolitisch höchst wichtigen Unterschied zwischen der Auswanderung von Lohnarbeitern und der von Ansiedlern, welche sich sowohl in ihren Endzielen als auch in ihren Antrieben wesentlich unterscheiden und für den Heimatstaat ebenfalls ungleiche Bedeutung besitzen. Der Entwurf folgt hier mit scharfer Beobachtung den Erscheinungen der österreichischen Auswanderungsbewegung, die zu einem erheblichen Teile eine sogenannte „Sachsengängerei" ist. Die Agrarverfassung Galiziens, die zur unglaublichen Bodenzersplitterung und zu Zwergwirtschaften führte, drängt die Mehrzahl

der Bauern zu einem mit der eigenen Wirtschaft ganz zusammenhanglosen Nebenerwerbe. Diesen sucht die Bevölkerung Galiziens bereits seit ungefähr 20 Jahren in der Lohngängerei, die sich teils auf das benachbarte Ausland, teils über die See erstreckt. In den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts überfluteten die polnischen Saisonarbeiter Schlesien, Mähren, Ungarn und drangen bis zu Tausenden nach Preußen, Rumänien und Rußland vor. Die Zahl der „Sachsengänger" betrug z. B. aus acht Bezirkshauptmannschaften Galiziens im Jahre 1899, nach offiziellen Daten, die also um mindest das Dreifache erhöht werden können, 26.283 Menschen. Dmowski schätzte sie 1900 auf zirka 100.000 Menschen, bloß aus Galizien. Solange die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Arbeitern keine große war, besorgten die Vermittlung die sogenannten „Schlepper", die zumeist selbst ehemals Lohngänger waren. Mit der weiteren Entwicklung bildeten sich auf Seite der Unternehmer Arbeitsnachweis-Institutionen, auf Seite der Arbeiter eigene Agentien. Ähnlich entwickelte sich die Sache bei den Slowaken der mährisch-ungarischen Grenze, sowie auch in den nord- und südtirolischen Bezirken. Diesen Nahwanderungen folgten sodann die in die Ferne, welche wohl zum großen Teile schon als ständige Auswanderung zu betrachten sind. Die Auswanderung aus Südtirol, Krain und Galizien kann aber doch noch immer eine zeitweilige genannt werden gegenüber der dauernden aus Böhmen, Kärnten, Nordtirol und Oberösterreich.

Der Entwurf hat daher sehr richtig die Anwerbung von Lohnarbeitern nach dem Auslande und jene behufs Ansiedlung im Auslande grundsätzlich auseinandergehalten und für erstere nicht bloß die Anwerbungsart des Arbeitgebers und der Agenten geregelt, sondern auch der Bildung von Arbeiter-Berufsgenossenschaften den Weg geebnet. Die Beförderung und der Schutz im Auslande ist dagegen für beide Arten von Auswanderer einheitlich festgesetzt.

Die wissenschaftlich geforderten Prinzipien erscheinen im Entwurfe ebenso verwirklicht, wie die anerkannten Detailmaßregeln zum Schutze gegen Arbeits-, Ansiedlungs- und Beförderungsunternehmer und deren Agenten, sowie zum Schutze auf der Reise und etwaigen Rückreise. Hiebei hat dieser Entwurf unerfahrene Arbeiter und Mädchen zu schützen nicht vergessen, zumal der schändliche Mädchenhandel, der insbesondere nach Argentinien und Brasilien schwunghaft betrieben wird, eine spezifisch galizische Erscheinung ist. Kurz, der vorliegende Entwurf entspricht der gestellten Aufgabe in vollstem Maße und wäre dessen schleunigste Annahme sehr erwünscht. Hiezu ist aber in Österreich eine regere Anteilnahme der Presse, der Industrie und Kaufmannschaft notwendig. Es ist nämlich eine traurige Tatsache, daß selbst Interessentenkreise der Regelung des Auswanderungswesens teilnahmslos gegenüberstehen und die nationale Bedeutung der Bewegung fast noch weniger erfassen als deren internationale. Und da auch die österreichische Wissenschaft sich, mit sehr wenigen Ausnahmen, nicht mit dem Auswanderungsproblem beschäftigte, oder richtiger gesagt, nicht mit der österreichischen Auswandererfrage, so mußte der ministerielle Referent die schwere Aufgabe fast allein lösen. Es ist an der Zeit, daß sich wenigstens jetzt Theorie und Praxis vereinen, um für die notwendige Vollzugsvorschrift Materialien zu liefern; Österreich könnte sich dann der besten Auswanderergesetzgebung rühmen.

Chronik.

Handel und Industrie.

Die gewaltige Zunahme der Macht des Staates, die stete Ausdehnung seiner Einflußsphäre macht vor den wirtschaftlichen Verhältnissen nicht Halt. Mehr und mehr kehren wir zum System der staatlichen Bevormundung zurück, die sich in immer stärkerem Maße auch auf das Wirtschaftsleben zu erstrecken sucht. Der Protektionismus wird wieder zum herrschenden Prinzip, in der Handelspolitik ebenso wie in der Politik für den kleinen Mann, der sogenannten Mittelstandspolitik, in der Sozialpolitik, in der Korporationsgesetzgebung und selbst in den Reformplänen auf dem Gebiete des privaten Vermögensrechtes.

Es ist wohl kein zufälliges Zusammentreffen, daß diese Entwicklung Hand in Hand geht mit dem Anwachsen des agrarischen Einflusses, der Machterweiterung der bodenständigen Bevölkerungsschichten. Denn dem aufmerksamen Beobachter unseres Wirtschaftslebens kann es nicht entgehen, daß in der letzten Zeit die agrarischen Tendenzen eine viel stärkere Betonung als sonst und auch in größerem Maße als früher offizielle Anerkennung finden. Die bisherigen Ergebnisse der handelspolitischen Kampagne, die wenigen in die Öffentlichkeit gedrungenen Nachrichten über die Handelsvertragsverhandlungen, die Regierungsvorkehrungen anläßlich der Dürre des letzten Sommers zeigen immer und immer wieder, wie sehr sich der Einfluß der Agrarier verstärkt. Das deutsche Beispiel einer strafferen Organisation der Landwirtschaft und der Durchsetzung agrarisch-wirtschaftlicher Interessen im politischen Leben hat auch in Österreich deutlich nachgewirkt; nur daß hier dieser Entwicklung geringere Gegengewichte entgegenstanden. In der 1898 gegründeten österreichischen „Zentralstelle zur Wahrung der land- und forstwirtschaftlichen Interessen beim Abschluß von Handelsverträgen" hat sich eine Gesamtorganisation der österreichischen Agrarier herausgebildet, welche, getragen von einer rücksichtslosen und geschickt geleiteten Agitation, bereits namhafte Erfolge aufzuweisen hat, Erfolge, die weit über das Gebiet hinausgreifen, das durch den Namen dieser Zentralstelle abgesteckt erscheint.

Einen Haupterfolg haben die Agrarier in jüngster Zeit errungen, indem der bisherige Präsident dieser Zentralstelle, Graf Ferdinand Buquoy, einer der fähigsten Führer der österreichischen Landwirte, zum Ackerbauminister ernannt wurde, gerade in einem der kritischesten Zeitpunkte der Handelsvertragskampagne. Die österreichische Industrie, der das Schwierige ihrer Situation wohl zum Bewußtsein kommt, ist demgegenüber über Anläufe, ihre Teilnahme am öffentlichen Leben einheitlicher zu organisieren, nicht hinausgelangt und muß nach wie vor die Vertretung ihrer Interessen an den maßgebendsten Stellen der durch die politischen Verhältnisse der letzten Jahre in ihrer Macht so sehr verstärkten Bureaukratie überlassen. Dabei ist eine wirtschaftliche Fortentwicklung Österreichs in erster Linie doch nur auf dem Gebiete der Industrie denkbar. Sie ist es, welche berufen ist, den großen Mehrbedarf des Staates für Militärlasten, erhöhte Verwaltungskosten, große Investitionen u. s. w. durch erhöhte Steuerleistung zu decken; sie ist es, welche die im Bau befindlichen Alpenbahnen, die Triester Hafenanlagen, die projektierten Kanäle alimentieren soll; die neuen sozialpolitischen Lasten sind in erster Linie ihr zugedacht.

Allerdings ist eine gewisse Aufwärtsbewegung der Industrie nach den Jahren 1900 und 1901, in denen die auf den Auslandsmärkten herrschende Krise ihre Schatten wenigstens in Form einer empfindlichen Stagnation auch nach Österreich herüberwarf, nicht zu verkennen. In diesem Sinne mag es zutreffen, wenn der neuernannte Finanzminister in seiner Budgetrede eine Vorwärtsbewegung des Wirtschaftslebens im Jahre 1904 feststellt und das Maß dieser Entwicklung auch an der bedeutenden Erhöhung der laufenden Staatseinnahmen mißt, namentlich jener, welche von den wirtschaftlichen Verhältnissen influenziert werden, wie die des Staatseisenbahnbetriebes, der Post, des Telegraphen, des Tabakgefälles und der Verkehrsgebühren. Ein minder hochgestellter Beamter des Finanzministeriums hat vor kurzem die Volkswirtschaft Österreichs in den Jahren 1900—1904 an der Hand der wichtigsten statistischen Ziffern darzustellen versucht und ist gleich-

falls zu dem Resultate gekommen, daß unsere Volkswirtschaft sich in einer aufsteigenden Linie bewegt. Diese wohl nicht ganz absichtslose Schilderung sucht darzutun, daß die ungünstigen Erscheinungen mehr oder minder auf zufällige, vorübergehende oder von außenher kommende Einflüsse zurückzuführen sind, während der Verfasser aus dem programmäßigen Vorgehen der Regierung große Fortschritte und weitere Entwicklungsmöglichkeiten für die Industrie ableitet, so namentlich aus der höheren Inanspruchnahme der heimischen Industrie für Staatsbauten bei Durchführung des Investitionsprogrammes der Alpenbahnen und Wasserstraßen. Er bleibt uns bloß den Vergleich schuldig, in welchem Maße die Volkswirtschaft anderer Staaten sich in der gleichen Zeit emporgeschwungen hat. Nur dann, wenn man die Fortschritte Nordamerikas in den letzten Jahrzehnten, die kolossalen Errungenschaften Deutschlands, aber auch jene Italiens, Rußlands, Englands, Japans u. s. w. zum Vergleiche heranziehen würde, würde man zu einer richtigen Beurteilung dessen kommen, ob die ja zweifellos vor sich gegangene Weiterentwicklung Österreichs eine den Fortschritten der Weltwirtschaft entsprechende ist, ob sie im richtigen Verhältnis zur Bevölkerungszunahme Österreichs, zum Anwachsen seiner Lasten steht u. a. m.

Wichtiger als die staatliche Förderung war für unsere Industrie zweifellos in den letzten Jahren die Besserung der Konjunktur, die mit den Verhältnissen auf dem Weltmarkte zusammenhängt. Allerdings zeigt sich hier die Erscheinung, die ja auch ihre Lichtseiten hat, daß wir von den großen Bewegungen auf demselben nur in zweiter Reihe berührt werden. Wir nahmen nur geringen Anteil an dem mächtigen Aufschwunge zu Ende des vorigen Jahrhunderts, hatten umgekehrt aber in den letzten Krisenjahren etwas weniger zu leiden. Das laufende Jahr kann im allgemeinen als kein ungünstiges bezeichnet werden. In der Eisenindustrie ist die lang anhaltende Depression überstanden, und macht sich, besonders in den letzten Monaten, eine ziemliche Steigerung des Bedarfes bemerbar. Zum Teile hängt dieselbe zusammen mit der Erhöhung unserer Bautätigkeit, die bereits im Jahre 1903 begann und im Jahre 1904 fortdauerte. Diese findet ihren Ausdruck auch in der stärkeren Beschäftigung der verschiedenen Baugewerbe, in der bedeutend erweiterten Ziegelproduktion und in dem besseren Geschäfte der sonstigen Baumaterialienindustrien. Eine unserer wichtigsten Industrien, die Textilindustrie, verzeichnet im heurigen Jahre einen lebhaften Geschäftsgang, der mit den besseren Ernten der letzten Jahre — die diesjährige allerdings ausgenommen — in Zusammenhang zu bringen ist. Die Erfolge der einzelnen Unternehmungen in der Textilbranche werden freilich vielfach durch spekulative Momente beeinflußt, die ihren Ausgangspunkt in der Art der Preisbildung des Rohmateriales haben. Der Kurssturz der Baumwolle in den jüngsten Wochen hat vielen Fabriken großen Schaden gebracht. Die großen Fallissements in dieser Branche, welche in letzter Zeit den Gegenstand allgemeiner Erörterung bildeten, sind nicht als Zeichen der Lage der Industrie als solcher anzusehen. Ihr Hauptgrund wird in den ungesunden, spezifisch österreichischen Kredit- und Zahlungsverhältnissen zu suchen sein, welche, zwar nicht ausschließlich, aber doch in der relativ größten Ausdehnung, gerade im Textilgeschäfte anzutreffen sind.

Auf ein gutes Jahr blicken die Brauereien zurück, denen besonders der heiße Sommer zugute kam. Schwächer war die diesjährige Kampagne der Zuckerfabriken, wenn sie auch gegenüber der vorjährigen eine Besserung aufwies. Der Zuckerkonsum im Inlande ist bedeutend gestiegen, während der Export abgenommen hat. Über schlechte Beschäftigung im abgelaufenen Jahre klagt die Maschinenindustrie, auf die besonders die durch die Brüsseler Konvention geschaffene Lage der Zuckerindustrie zurückwirkte. In der bereits von verschiedenen Unternehmungen aufgenommenen Erzeugung von Dampfturbinen und Gasmaschinen, welchen Motorsystemen eine glänzende Zukunft prophezeit wird, scheint sich ihr ein neues großes Feld der Entwicklung zu bieten. Wenig erfreulich ist auch die Lage des Waggon- und Lokomotivbaues, dem auch die teilweisen Vorausbestellungen des Staates nicht viel helfen können. Ungünstig liegen noch die Verhältnisse in der Kohlenindustrie, und zwar hauptsächlich in der Braunkohlenindustrie, wenn auch hier der Tiefpunkt überschritten ist. Auf die nordwestböhmische Braunkohlenindustrie hat unter anderem die Austrocknung der Elbe ungünstig eingewirkt, welche die Kohlenausfuhr erschwerte.

Für die Konsumenten, besonders in der Residenz, hat die Dürre des Sommers, im Herbste die üble Folge einer empfindlichen Teuerung einer Reihe der wichtigsten Lebensmittel, wie Fleisch, Milch, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, gehabt. Inwieweit die Dürre und der gebietsweise gewiß vorhandene Mißwachs die Teuerung voll zu rechtfertigen vermögen oder ob auch den Zwischenhandel eine — ihm von vielen Seiten zugeschriebene — Schuld daran trifft, ließe sich nur auf Grund eingehender Erhebungen entscheiden. Eine Rückwirkung auf die Industrie kommt der außerordentlichen Preissteigerung der Agrarprodukte sicher zu.

Hauptsächlich leidet aber unsere Industrie in ihrer Gesamtheit nach wie vor unter den

hohen Lasten, welche der Staat ihr auferlegt, dessen Beispiel Land, Gemeinden und sonstige autonome Organe folgen. Namentlich dem Fortschritte der Assoziation steht die unverhältnismäßig hohe Besteuerung der Aktiengesellschaften entgegen. Durch einen kürzlich im Herrenhause eingebrachten Gesetzentwurf über Gesellschaften mit beschränkter Haftung, der im großen und ganzen dem deutschen Gesetze über derartige Gesellschaften nachgebildet ist, soll den oft geäußerten Wünschen der Industrie auf diesem Gebiete einigermaßen Rechnung getragen werden. Der Entwurf begünstigt die Umwandlung der offenen Handelsgesellschaften in Gesellschaften der erwähnten neuen Kategorie durch die Einführung der beschränkten Haftung, die kleinerer Aktiengesellschaften durch den Wegfall der öffentlichen Rechnungslegung und durch die Erleichterung der Steuerlast. Es kann jedoch jetzt schon behauptet werden, daß das Entgegenkommen in letzter Beziehung ein zu geringfügiges und der ganze Gesetzentwurf ziemlich stark von fiskalischem Geiste erfüllt ist, so wie auch in der Übertreibung der Staatskontrolle ein Mangel desselben zu erblicken sein wird. Auch durch andere wirtschaftliche Gesetzentwürfe, welche die Regierung den Mitte November wieder zusammengetretenen beiden Häusern des Reichsrates vorlegte, suchte diese – wie die einstweilen erfolgte Vertagung des Abgeordnetenhauses beweist, wohl vergebens – Arbeit für das Parlament zu schaffen. Abgesehen von einem ziemlich nebensächlichen Entwurfe über die Eintragung in das Handels- und Genossenschaftsregister ist hier zu erwähnen der Entwurf eines Scheckgesetzes, durch welchen dem erhöhten Bedarfe nach modernen Zahlungsmitteln entgegengekommen werden soll, ein Gesetzentwurf über die Einberufung der Gläubiger, der die Vorbeugung des Konkurses durch ein noch vor Eröffnung des Konkurses unter richterlicher Leitung durchzuführendes Ausgleichsverfahren anstrebt, und der Entwurf eines Gesetzes, betreffend den Schutz der Auswanderer, der eine für Österreich besonders wichtige Bevölkerungs- und Wirtschaftsfrage berührt und u. a. auch für unseren Haupthafen von Bedeutung ist.

Der Entwurf eines Automobil-Haftpflichtgesetzes stößt in den Kreisen der Automobilindustrie bereits jetzt auf lebhaften Widerstand, da er die Entwicklung dieser Industrie und damit eines Verkehrsmittels, dem die Zukunft gehört, zu bedrohen scheint.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Veröffentlichung des Regierungsprogramms für die Reform und den Ausbau der Arbeiterversicherung. Unsere Industrie hat besonders die Lasten der Unfallversicherung bisher nur schwer getragen, ohne daß diese jedoch anderseits zu einer befriedigenden Erfüllung der Aufgaben dieses Versicherungszweiges führten. Auch die diesjährige Revision der Gefahrenklassifikation hat vielen Branchen nur neue Mehrbelastungen gebracht, wenn auch eine Erhöhung der Tarife der Anstalten mit Erfolg abgewehrt wurde.

Der Ruf nach einer durchgreifenden Reform unserer Unfallversicherung war daher in industriellen Kreisen ein allgemeiner. Die Reformpläne enthalten nun zwar weitgehende Verbesserungen des Systems, indem die Krankenversicherung, die Unfallversicherung und die neu einzuführende Alters- und Invaliditätsversicherung in einen innigeren Konnex zueinander gebracht und die Krankenkassen gewissermaßen zur Grundeinheit gestaltet werden. Die Krankenversicherung selbst erfährt eine wesentliche Ausdehnung. Trotz der namhaften Zuschüsse des Staates zu der Alters- und Invaliditätsversicherung werden jedoch der Industrie aus der Gesamtreform wesentliche Mehrkosten erwachsen, wovon sie kaum befriedigt sein wird. Die Arbeiterschaft wieder wird mit dem Ausmaß der Neuzuwendungen kaum zufrieden sein, namentlich aber gegen die Verminderung ihres Einflusses in der Verwaltung der Versicherung, speziell der Krankenkassen, Stellung nehmen. Dem Neuaufwande der Industrie steht allerdings auf der anderen Seite eine gewisse Entlastung gegenüber insoferne, als sie bereits heute vielfach für ihre alten und invaliden Arbeiter aus eigenem Sorge trug, weiters auch insoferne, als namentlich in der Provinz die Industrieunternehmungen die größten Steuerträger der Gemeinden sind, deren Armenlast durch die gesetzliche Fürsorge vermindert wird.

Es ist bei dieser Gelegenheit auf die nicht unwesentlichen Verschiebungen aufmerksam zu machen, die durch die soziale Versicherungsgesetzgebung zwischen den einzelnen Produktionszweigen selbst herbeigeführt werden, und welche noch eine nähere Untersuchung verdienen würden. Jene Zweige, bei denen der Arbeitslohn einen geringeren Kalkulationsfaktor bildet, jene also, welche relativ wenig Arbeiter beschäftigen und jene, welche mit niedriger qualifizierten Arbeitskräften arbeiten, ferner die minder gesundheits- und unfallsgefährlichen Betriebe werden naturgemäß durch diese Gesetze weniger betroffen als andere. Da weiters die verschiedenen Arten von Renten fast durchwegs dem unmittelbaren Verbrauche zugeführt und nicht thesauriert werden, stärken sie den Konsum und den Absatz jener Industrien, welche Gegenstände dieses unmittelbaren Verbrauches erzeugen. An großen Durchschnitten betrachtet, treffen beide Gruppen von Voraussetzungen zunächst bei der Produktion

von Lebensmitteln verschiedenster Art, dann bei der Textilindustrie zu. Diese Branchen werden also die neuen Lasten nicht nur leichter tragen, sondern in gewissem Grade durch die Stärkung des Inlandsmarktes sogar einen Vorteil haben, während eine Verschiebung zu ungunsten der für dauernde Investitionen produzierenden Industrien eintritt. Nur sukzessive werden auch die letzteren ihre Mehrkosten überwälzen und wird wieder eine Ausgleichung eintreten. Am schwersten oder gar nicht wird dieselbe bei Industrien erfolgen, die einem Luxusbedarfe dienen, was dem sozialen Gedanken der Gesetzgebung jedoch nicht widerspricht.

Auf dem Gebiete der Gewerbepolitik zögert die Regierung einstweilen noch, den Forderungen der Handwerkerparteien nach Verschärfung der Vorschriften über den Befähigungsnachweis vollauf Rechnung zu tragen, wenn auch die bezüglichen Vorarbeiten bereits ein weites Entgegenkommen erkennen lassen. Im Verkehrswesen bildeten neuerer Zeit die Verstaatlichung der großen Privatbahnen, u. a. der Nordbahn, die ihre Tarife kürzlich mehrfachen Reduzierungen bis auf das Niveau der Staatsbahntarife unterziehen mußte, den Gegenstand der öffentlichen Diskussion, ohne daß jedoch eine bezügliche ernste Maßnahme augenblicklich in Aussicht stünde. Für die Reorganisierung des österreichischen Lloyd und die Erneuerung des Subventionsvertrages desselben wurden die nötigen Vorarbeiten begonnen.

Alle diese einzelnen Gegenstände der Gesetzgebung werden unwesentlich gegenüber der Hauptfrage des Funktionierens der Gesetzgebung überhaupt. Sollen auch nach dem Vorhingesagten einzelne positive Fortschritte in unserem Wirtschaftsleben nicht geleugnet werden, so ist doch mehr als deren Mangel die Furcht vor den Hemmungen zu beklagen, die dieselben in Zukunft zufolge unserer innerpolitischen Verhältnisse und der dadurch bedingten Schwierigkeiten unserer internationalen Lage bedrohen. Zwei Fragen sind es, die hier hauptsächlich in Betracht kommen: unser Verhältnis zu Ungarn und unsere handelspolitischen Beziehungen zum Auslande. Es läßt sich zwar nicht verkennen, daß selbst diese Fragen, wenigstens soweit es sich um die Betätigung lebhafteren Interesses weiterer Bevölkerungsschichten dafür handelt, vor den Sorgen des täglichen Lebens zurücktreten, die bei dem Kaufmanne ebenso wie bei den anderen Berufsständen die Sorge um die Zukunft in den Hintergrund drängen. Jedoch wenn es auch richtig ist, daß Verkehrswesen, Steuern, Kartelle heute den Markt in nicht minderem Grade als die Handelspolitik beeinflussen, so verliert diese, zu der wir in Österreich in weiterem Sinne auch den Ausgleich mit Ungarn zu rechnen haben, keineswegs an ihrer hervorragenden Bedeutung für viele Produktionszweige.

Der Ausgleich mit Ungarn sollte im Jahre 1903 abgeschlossen, der autonome Zolltarif in beiden Staaten Gesetz geworden sein, wenn es den Regierungen nach den im Jahre 1899 in Österreich und Ungarn geschaffenen reziproken Gesetzen, beziehungsweise der sogenannten Szellschen Klausel erlaubt sein soll, über das Jahr 1907 hinaus den Auslandverkehr durch Handelsverträge zu regeln. Jene Voraussetzungen sind nicht erfüllt worden und die politischen Verhältnisse diesseits und jenseits der Leitha lassen es mehr als zweifelhaft erscheinen, ob sie überhaupt erfüllt werden. Nur eine bescheidene Befriedigung kann es dabei gewähren, daß der gegenwärtige ungarische Ministerpräsident gelegentlich erklärte, sich nötigenfalls über die aus jener Formel entspringenden staatsrechtlichen Bedenken hinwegsetzen zu wollen. Jedenfalls hofft aber das Gros der Interessenten, daß es den Staatslenkern hier und dort denn doch in irgend einer Weise gelingen werde, das zu erreichen, was die unbedingte Notwendigkeit für das wirtschaftliche Gedeihen beider Reichsteile darstellt, eine wirtschaftliche Einigung auf irgend einer Basis und daran anknüpfend die Regelung unserer handelspolitischen Beziehungen zum Auslande.

Daß dabei fortwährend eine Reihe von Nebenfragen mitlaufen, für die das Zustandekommen einer wirklich gesetzmäßigen Einigung zwischen Österreich und Ungarn von größter Wichtigkeit wäre, ist wohl selbstverständlich. Abgesehen von der Beitragspflicht zu den gemeinsamen Staatslasten, die einstweilen immer wieder durch kaiserliche Entschließungen ohne weiteres Eingehen auf die durch die Verschiebungen der letzten Jahre geänderte finanzielle Tragfähigkeit der beiden Staaten verteilt wurden, haben sich in letzter Zeit die Differenzen zwischen hüben und drüben auf wirtschaftlichem Gebiete wesentlich vermehrt. So bildete die Verteilung der Heereslieferungen einen Hauptstreitpunkt, der in Österreich selbst zu persönlichen Differenzen zwischen dem Ministerpräsidenten und hervorragenden Repräsentanten der Industrie führte. Durch die der Sanktion der Legislative entbehrende Auflegung einer Surtaxe auf Zucker bei der Einfuhr nach Ungarn, die nach anderen erfolglosen Versuchen, die Konsequenzen der Brüsseler Konferenz unseren Verhältnissen zu adaptieren, eingeführt wurde, haben sich weite Kreise mit Recht als gegen eine teilweise Aufhebung der wirtschaftlichen Freizügigkeit zwischen Österreich und Ungarn gewendet.

Während das Monroe-Prinzip bereits längst in Ungarn von privaten und öffentlichen Stellen

unter Patronanz der Regierung selbst in immer stärkerem Maße zur Anwendung gebracht wird, hat man versucht, auch in Österreich, so namentlich in Müllerkreisen, eine Aktion zu gunsten der österreichischen Waren zu entfalten. Trotz aller dieser sich verschärfenden Gegensätze, trotz des Mangels gesetzlich fundierter Verhältnisse hat sich jedoch das Gefühl der wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit der beiden Reichshälften bisher immer noch in solchem Maße erhalten, daß ihm gegenüber alle diese Differenzen in den Hintergrund treten und nicht nur in den maßgebenden Kreisen in Wien und Budapest, sondern auch in den breiten Bevölkerungsschichten hüben und drüben der Glaube wenigstens an eine einstweilige Aufrechterhaltung dieser Zusammengehörigkeit noch ein ziemlich reger geblieben ist.

Ohne Rücksicht auf die entgegenstehenden Bestimmungen sind denn auch die beiderseitigen Regierungen an die Regelung jener Angelegenheiten herangetreten, die der Monarchie dem Auslande gegenüber bisher gemeinsam waren und hinsichtlich derer das Ausland auf unsere internen Verhältnisse keine Rücksicht zu nehmen braucht, oder vielfach auch keine Rücksicht nehmen kann.

Die Monarchie hat, und zwar namentlich auf Andrängen der ungarischen Agrarier, vor Jahresfrist den Handelsvertrag mit Italien gekündigt und ein Provisorium für die ersten neun Monate des Jahres abgeschlossen, durch welches die bisherige Bevorzugung des italienischen Weines, die sogenannte Weinzollklausel, beseitigt wurde. Im September dieses Jahres gelang es unseren Unterhändlern, ein neues Provisorium zustande zu bringen, das bis zum Ende dieses Jahres dauert und als dessen wichtigster Punkt wieder die Beseitigung der Weinzollklausel erscheint. Nur ein beschränktes Quantum italienischer Weine wird in dem kurzen Zeitraume vom 15. Oktober bis zum Schlusse des Jahres zugelassen. Gleichzeitig wurde ein neuer Vertrag vereinbart, der eine Begünstigung italienischer Weine überhaupt nicht mehr enthalten soll. Was die übrigen Bestimmungen dieses Vertrages betrifft, so werden dieselben vorläufig noch geheimgehalten, doch dürfte im wesentlichen die Erhaltung unserer Ausfuhr von Holz und Pferden, der zwei wichtigsten Ausfuhrartikel nach Italien, durch Gestattung der zollfreien Einfuhr italienischer Agrumen erkauft worden sein. Die Vereinbarungen über die Industriezölle hier und in Italien dürften freilich noch mancherlei Überraschungen bringen, wenn ihnen auch eine ausschlaggebende Bedeutung für unseren Gesamtverkehr mit Italien kaum zuzuschreiben sein wird.

Außer dem Vertrage mit Italien läuft unser Vertrag mit Bulgarien, auf Grund der Kündigung dieses Landes, am 13. März des Jahres 1905 ab. Auch die Schweiz hat unseren Vertrag mit ihr am 19. September auf ein Jahr gekündigt. In Vertragsverhandlungen mit diesen Staaten ist Österreich bisher nicht eingetreten. Die wichtigste handelspolitische Frage für Österreich bildet der Handelsvertrag mit Deutschland, wohin wir 1903 um 1024 Millionen Kronen Waren, d. i. fast 46 Prozent unserer Gesamtausfuhr ausführten, und woher wir um 706·6 Millionen Kronen Waren, d. ist 36½ Prozent unserer Gesamteinfuhr importierten. Deutschland hat bereits Verträge mit Rußland, Italien, Rumänien, Serbien, Belgien und der Schweiz abgeschlossen und muß, dem Verlangen seiner Agrarier Folge gebend, trachten, seine Handelsverträge ehemöglichst vor den Reichstag zu bringen, um der Absicht gerecht werden zu können, dieselben mit 1. Jänner 1906 samt und sonders in Wirksamkeit zu setzen.

Da bei dem großen Umfang des deutschen Verkehres mit Österreich-Ungarn das deutsche Vertragssystem eine große Lücke ohne den deutsch-österreichischen Vertrag aufweisen würde, hat Deutschland in der letzten Zeit das Zustandekommen dieses Vertrages mit aller Macht forciert, was darin seinen Ausdruck fand, daß der deutsche Staatssekretär des Innern Posadowsky sich zu Anfang November in Wien einfand, um hier, unterstützt vom Stabe seiner Unterhändler, die Vertragsverhandlungen selbst zu betreiben. Trotz dieses persönlichen Einsatzes eines der führenden deutschen Staatsmänner ergaben sich solche Schwierigkeiten, daß es bekanntlich Ende November zum Abbruch der Verhandlungen und zur plötzlichen Abreise der deutschen Unterhändler kam. Unmittelbar darauf machte sich die Diplomatie daran, die kaum jemals ganz gerissenen Fäden wieder fester zu knüpfen. Ihre Bemühungen waren von Erfolg begleitet und wurden die Verhandlungen in der Weihnachtswoche in Berlin wieder aufgenommen.

Die Ursachen, die zu dem ersten Scheitern der Negoziation geführt haben, sind hauptsächlich in dem Widerstande der deutschen Landwirte gegen alle wichtigeren Konzessionen für Österreich-Ungarn zu suchen, so daß die deutschen Unterhändler mit ziemlich gebundenen Händen nach Wien kamen. Namentlich fordern die deutschen Agrarier mit allem Nachdrucke den Ausschluß des österreichischen Viehimportes, zu welchem Zwecke nicht handelspolitische Mittel, sondern veterinärpolizeiliche Vorwände angewendet werden, wogegen Österreich-Ungarn großes Gewicht auf die Erhaltung seiner Viehausfuhr nach Deutschland und demzufolge auf das Zustandekommen einer entsprechenden Veterinärkonvention legen muß.

Daneben spielt eine große Rolle die Frage unserer Ausfuhr von Gerste nach Deutschland,

die besonders dadurch eine Komplikation erfahren hat, daß Rußland von deutscher Seite eine Ermäßigung für Futtergerste eingeräumt wurde. Von noch einschneidenderer Bedeutung als die Frage der Gersteausfuhr ist jene der Ausfuhr von Malz, beziehungsweise des deutschen Zolles für Malz und der Spannung der deutschen Zollsätze für Gerste und Malz. Die Zahl der Schwierigkeiten ist damit noch nicht erschöpft, und finden sich solche auch in anderen Punkten, wie bei der Ausfuhr von Holz, Hopfen und anderen Naturprodukten und wie endlich bei zahlreichen Industrieartikeln, für welche die beiderseitigen neuen autonomen Tarife eine sehr durchgreifende Spezialisierung vorgenommen haben. Auf letzterem Gebiete wird die Differenz allerdings leichter überwunden werden können, wenngleich heute bereits anzunehmen ist, daß auch beim Zustandekommen des neuen Vertrages vielfach Zollerhöhungen werden bestehen bleiben.

Auf dem Gebiete der Handelspolitik ist noch ein Spezialereignis dieses Jahres zu erwähnen. Gestützt auf eine vielleicht etwas gezwungene Auslegung der bestehenden Handelsverträge hat unsere Regierung, agrarischen Wünschen entsprechend, und zur Abhilfe gegen die durch die Dürre des heurigen Sommers hervorgerufene Futternot, deren Umfang jedoch zweifellos vielfach übertrieben wurde, ein Ausfuhrverbot für Futtermittel erlassen. Dasselbe ist nicht ohne Folgen für einzelne Industrien geblieben, wie für die Mühlen hinsichtlich ihres Kleiegeschäftes, für die Brauereien hinsichtlich der Trebern, besonders aber für die Ölpressereien, die mit dem Absatze ihrer Ölkuchen auf das Ausland angewiesen sind. Dem Verbote der Ausfuhr von Futtermitteln ist zum Teil auch die wesentliche Verschlechterung unserer Handelsbilanz in den ersten zehn Monaten dieses Jahres zuzuschreiben, an der allerdings noch andere Umstände, namentlich der Rückgang unserer Zuckerausfuhr – eine Folge der Brüsseler Konvention — schuld tragen.

Die Brüsseler Zuckerkonvention hat auch auf anderem Gebiete weitgehende Folgen gehabt. Sie hat gezeigt, daß wenigstens für nationale Kartelle die Schutzzölle eine der wichtigsten Grundlagen bilden. Bald nach Ermäßigung des österreichischen Zuckerzolles, mit Ende August 1903, trat das Zuckerkartell außer Wirksamkeit. Das Verkaufsbureau der Zuckerraffinerien wurde am 1. Oktober des laufenden Jahres aufgelöst. Es wurde schon früher die bedeutsame Rolle gestreift, welche in der Wirtschaftsgeschichte der Gegenwart neben den Zöllen den Kartellen zukommt. Eben geht in Amerika das Korporationsbureau daran, über den Gegenstand neue Erhebungen anzustellen. Nach der Wahl Roosevelts scheint es, als ob man wenigstens den großen Verkehrstrusts ernstlich an den Leib rücken wollte. In Deutschland wird derzeit der Kartellfrage eine genaue Untersuchung gewidmet, die aber in den Hauptpunkten kaum viel Neues mehr zutage fördern wird. Im September hat auf österreichischem Boden, in Innsbruck, eine hervorragende wissenschaftliche Körperschaft, der deutsche Juristentag, sich mit diesem Thema beschäftigt und ist unter der Führung maßgebender Persönlichkeiten zu dem namentlich für Österreich wichtigen Schlusse gelangt, daß die rechtliche Zulässigkeit der Kartelle anzuerkennen, daß eine Sondergesetzgebung gegen dieselben zu verwerfen, und daß ein Einschreiten gegen eventuelle Auswüchse und Übergriffe der Kartelle ins Gebiet des bürgerlichen Rechtes auf Grund allgemein privatrechtlicher Normen zu verweisen sei. Vorläufig sind gesetzgeberische Schritte hinsichtlich der Kartellfrage allerdings kaum zu erwarten. Dagegen macht auch bei uns die kartellmäßige Organisation der Industrie namhafte Fortschritte, die teilweise selbst schon bis zu einer gewissen Ähnlichkeit mit den Trustorganisationen der Hauptindustrieländer führen. So hat sich in letzter Zeit die Vereinigung der Prager Eisenindustriegesellschaft mit der böhmischen Montangesellschaft vollzogen, wodurch zwei der wichtigsten Glieder des im Jahre 1902 wieder erneuerten Eisenkartells ihre ohnedies führende Stellung noch verstärkt haben. Große Bedeutung kommt auch der gleichfalls im Herbst dieses Jahres zustande gebrachten Interessengemeinschaft vier der größten böhmischen Maschinenfabriken zu, wenn auch noch abzuwarten sein wird, ob es tatsächlich gelingt, der großen Konkurrenz der in ihrem Markt arg beschränkten österreichischen Maschinenindustrie abzuhelfen, den Mangel an Spezialisierung, unter dem diese Industrie leidet, wenigstens einigermaßen zu beseitigen und eine gewisse Vereinfachung in der Verwaltung dieser Fabriken, wie z. B. hinsichtlich des Haltens eigener Bureaus für die Ausarbeitung von Plänen, Konkurrenzbeteiligungen u. dgl., herbeizuführen.

Auch auf dem Gebiete der Elektrizitätsindustrie sind bemerkenswerte Fortschritte der Organisation zu verzeichnen, so die Vereinigung der Siemens- und Schuckert-Werke, der Union-Elektrizitätsgesellschaft mit der allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft. In der chemischen Industrie ist das Zustandekommen eines internationalen Kartells hervorzuheben, nämlich die Vereinigung der Aktiengesellschaft für chemische Industrie in Wien, die bereits ein Kartell der österreichischen Leimfabriken darstellt, mit der Aktiengesellschaft für chemische Produkte, vormals H. Scheidemantel in Landshut. Nach vielen

Jahren schlechten Geschäftsganges hat sich heuer die österreichische Gummiindustrie kartelliert und bemerkenswerterweise, um dem österreichischen Koalitionsgesetz zu entgehen, den Sitz des Kartells nach Berlin verlegt.

Eine Bedeutung eigener Art hat das um die Mitte des Jahres erfolgte Zustandekommen einer festgefügten Organisation der Petroleumindustrie für Exportzwecke. Gestützt auf die planmäßigere Ausbeutung unserer reichen Petroleumquellen, die in den letzten Jahren eingeleitet wurde, und auf das Inlandskartell will sie auf dem Weltmarkte, namentlich in Deutschland, den Kampf mit dem bisher allmächtigen amerikanischen Trust aufnehmen.

Schwieriger gestaltet sich die Kartellierung in der Textilindustrie. Jedoch fehlt es auch hier nicht an Bestrebungen, Preisvereinbarungen zustande zu bringen oder doch Konditionenkartelle abzuschließen, um den ärgsten schon an anderer Stelle erwähnten Übelständen vorzubeugen. Mit Erfolg ist hier die österreichische Baumwollspinnerei vorausgegangen, die sich auch lebhaft an den internationalen Bestrebungen der europäischen Spinner beteiligt, durch eine starke Organisation den Spekulationsausschreitungen des amerikanischen Baumwollhandels entgegenzutreten. Der diesjährige internationale Spinnerkongreß in Zürich dürfte diese Frage etwas weiter gebracht haben.

Die Schwierigkeit, für nicht zollgeschützte Artikel Kartellvereinbarungen zuwege zu bringen, zeigte sich u. a. in der österreichischen Braunkohlenindustrie, wo die einige Zeit bestandene Förderkonvention, die übrigens kein Preiskartell war, wieder in die Brüche gegangen ist. Bemerkenswerte Vereinbarungen sind auf dem Gebiete des Verkehrswesens, und zwar auch mit internationalem Charakter entstanden. So zwischen der vereinigten österreichischen Schiffahrtsgesellschaft, Austro-Americana und den beiden großen norddeutschen transatlantischen Linien, welche sich finanziell an ersterem Unternehmen beteiligten. Eine Ergänzung nach gewisser Richtung haben diese Vereinbarungen in letzter Zeit durch die Beilegung des sogenannten Schiffahrtskrieges, beziehungsweise die Einigung zwischen den führenden kontinentalen Schiffahrtsgesellschaften und der Cunard-Line erfahren. Einer poolartigen Vereinigung, des Lloyd mit den dalmatinischen Reedern, die Ende Oktober zustande kam, verdanken wir, daß ab 1. Jänner 1906 eine vollständige Reorganisation des dalmatinischen Schiffahrtsdienstes eintreten soll. Diese Vereinigung basiert darauf, daß die Einnahmen zusammengeworfen und auf Grund eines, die Fahr- und Frachtleistung berücksichtigenden Schlüssels zwischen dem Lloyd und den Gesellschaften aufzuteilen wären.

Bei den Verkehrskartellen bleibt allerdings der Zollschutz außer Betracht. Es wäre noch zu untersuchen, inwieweit nicht an dessen Stelle die Sondereigentümlichkeiten der betreffenden Unternehmungen, Privilegien aller Art, Staatssubventionen u. dgl., treten?

Die eigentliche Bedeutung der verschiedenen besprochenen Vereinigungen zu beleuchten, ist hier nicht der Platz. Geht man aber näher auf ihren Ursprung und ihr Wesen ein, so zeigt sich, wie die Entwicklung der modernen Volkswirtschaft immer mehr die Interessenten selbst dazu drängt, auf statistischer, beziehungsweise auf wissenschaftlicher Grundlage die Organisation der Gütererzeugung, der Güterverteilung und in gewissem Sinne sogar des Bedarfes selbst in die Hand zu nehmen und ein Wirtschaftssystem aufzubauen, das neben den Staat, beziehungsweise sogar über denselben tritt.

Aus dem Protektionismus heraus wird eine Bewegung geboren, welche schließlich unmittelbar, durch Forcierung der Exporte, oder mittelbar, wie im Brüsseler Zuckervertrage, den Protektionismus selbst überwindet und ihrerseits wieder neue Entwicklungsmöglichkeiten der Weltwirtschaft schafft.

Dr. Max v. Tayenthal.

Besprechungen.

Ein österreichisches Novellenbuch. Die Self-made-men der Literatur sind verstummt! In der Stille, die dem Lärm der Aufrührer gefolgt ist, werden wieder edle Stimmen wach. Auf dem Boden feinster Tradition blühen Blumen, die Saiten der alten Harfe klingen wieder. Ich lese Otto v. Leitgebs Novellenbuch „Bedrängte Herzen".* Der schlichte Titel deckt sich nicht mit dem Inhalt. Es sind Wanderungen im Seelenland, im „Reich des Unbegreiflichen". — „Seine Frau", die Introduktionsnovelle, ist die Geschichte einer Liebe über Tod und Grab hinaus, einer Liebe, die sich auf weißen Flügeln über die Grenzen und Schlacken der Menschheit hebt. Einer Liebe, die, erdgeboren, einem schlichten Menschenherzen entstammend, eine Rose von Jericho, eine ewig blühende Blume wird. Aber um Leitgebs Kunst anzufassen, sind Worte zu rauh. Man muß ihn selbst hören. Nicht als ob er sich in himmelblauem Ästhetizismus erginge. In schlichtem Alltagston fängt er an, die Stimme seiner Kunst ist zuerst leise, wie wenn der Klang einer Glocke sich unter die Geräusche des Alltags mischt. Aber eines nach dem andern verstummt, es wird Feierabend und die Glocke klingt allein. Leitgeb ist der Dichter der Ruhe, der Reife, des

* Egon Fleischel & Co. Berlin 1904.

Friedens. Der Tag, der Kampf, der Lebenslärm sind ihm nicht fremd; er schreibt Dinge, wie den trostlos bittern „Letzten Freund“. Er schreibt lächelnde Satiren und heißtemperierte Erlebnisse. Aber sein eigentlichstes Gebiet ist da, wo er sich wie ein kluger Regisseur hinter die Kulissen seiner Landschaft versteckt, seiner Landschaft des Friedens, in der Trauben und Weizen und Blumen gedeihen wie in der reizenden südösterreichischen Geschichte „Das Gelübde“. Seine Gestalten leuchten in der Sonne eines goldenen, edlen Humors und die Geschehnisse quellen und blühen und wachsen im Hauch einer wunderbaren Seelengüte. Ein paar Zeilen aus einer seiner Geschichten werden mir lebendig, die ich auf sein Buch selbst anwenden und so nachsprechen möchte: „Es schwebt darin etwas, was nicht in Ausdrücke zu fassen ist, das aber menschliches Erleben zur Unsterblichkeit, zur Unvergänglichkeit weihen kann.“ H. S.

Der Tillenberg. Ein Sagenschatz aus dem Egerlande. Von Ernst Freimut. Mit einem Anhang und einer Kartenskizze. Wien und Leipzig 1904. K. u. k. Hofverlagsbuchhandlung Karl Fromme.

Unter allen Randhöhen und Bergen des Egerlandes ist neben dem durch Goethe entdeckten Kammerbühl der Tillenberg, 339 *m*, so recht eigentlich der Sagenberg des Egerlandes. Uralt ist sein Goldreichtum. Schon 1230 bewilligt König Heinrich VII. dem Kloster Waldsassen alle Adern und Gänge auf Gold, Silber oder andere Metalle auf den Gütern und Gründen des Stiftes (omnes venas et fossata auri vel argenti vel alterius metalli. Böhmer Reg. imp. V.) und die Acta Waldsass. verzeichnen fodinarum antiquissimarum insigna vestigia in Monte, vulgo Dillenberg. Noch im Jahre 1551 beabsichtigt ein gewisser Sebastian Jur ein Goldbergwerk zwischen Mugel und Neualbenreut aufzurichten und im XVII. Jahrhundert (zuletzt 1693) berichten die Stadtbücher des Egerer Archives von zahleichen Mutungen auf „Goldt, Silber, Edlgestein, Zyn (= Zinn) und Kupfer“. — — — Es erregte nicht wenig Aufsehen, als vor einigen Jahren zwei unternehmungslustige „Muter“ aus Deutschland versuchten, den verfallenen Stollen eines alten Goldbergwerkes bei der Troglauer Mühle am Burgholz auf etwa 50 *m* wieder auszugraben, um die goldhältige Quarzader wieder zu erreichen. Analysen des Gesteines hatten einen ungewöhnlich hohen Goldgehalt ergeben. Daß um einen solchen Goldberg, um diese alten, verfallenen Stollen und verschütteten Schächte sich mit Vorliebe Sagen und Mythen ranken, ist klar. Insbesondere sind es vier Sagenkreise, die immer wiederkehren. 1. Die Sage von der einst mächtigen und reichen, aber durch Übermut und Sittenlosigkeit der Bewohner in die Tiefe versunkenen Tillenstadt, auf deren Umfang und Größe noch Flurnamen hindeuten, mit allen auch sonst bekannten Zügen von derartigen Vinetas: Fluch über die Stadt, Öffnen des Berges an gewissen Tagen (Palmsonntag), Glockengeläute aus der Tiefe u. a. Die weitaus größte Zahl der Tillenbergsagen bezieht sich auf die versunkene Stadt. 2. Nicht minder zahlreich sind die sogenannten Wahlen- und Venedigersagen, die auch im Fichtelgebirge, Erzgebirge, Harz vorkommen und immer auf ehemaligen Gold- und Metallreichtum weisen, und die man verschieden zu deuten suchte (als alte bergbautreibende Völker oder Sagengebilde. Hiezu vergleiche man Dr. Heinrich Schurtz: „Der Seifenbergbau im Erzgebirge“, Stuttgart, Engelhorn 1890 und „Unser Egerland“, VIII., 9). 3. Die Zwergsagen. Auch sie kommen häufig im Bannkreis des Tillenberges vor, aber doch nicht so oft, wie am Kammerbühl. Auch die Zwerge sind Schätzehüter und Wächter über Gold und edeln Gesteine, die gütig und boshaft mit den Menschen verkehren und auswandern, sobald die Menschen den Bergbau beginnen, deren Hämmern und Pochen sie nicht vertragen können. 4. Am schwächsten ist die Gruppe von Sagen über bergentrückte Geister vertreten (im Berge hausende Kriegerscharen und Heere, ähnlich wie im Ochsenkopf im Fichtelgebirge, Kyffhäuser ꝛc.). Immerhin sind auch die wenigen Sagen, die darauf hindeuten, sehr beachtenswert. Man sieht schon aus dieser Zusammenstellung und Einteilung die bedeutende sagenbildende Kraft des goldreichen Tillenberges. Aber zu seiner literarischen Entdeckung hat es lange gebraucht. Wohl sind mehrere Sagen schon frühzeitig über ihn in Kalendern aufgezeichnet worden, aber erst die dem alten, biederen „Schusternickl“ abgelauschten elf Tillenbergsagen von R. Penzl (in „Unser Egerland“, VII., 2, 13, 37) haben wieder mächtig anregend gewirkt. Und nun kommt auch mit dem vorliegenden Buche E. Freimuts, der ebenfalls im Bannkreis des Tillenberges aufgewachsen ist und aus eigenen Quellen schöpft, eine ebenso schöne als reiche Heimatsgabe, in der Poesie und Sage sich aufs herzlichste und innigste vereinen. Der Sagensang: „Konrad und Hilde“ gibt die schönste Tillenbergsage in einer Reihe prächtig gesehener und geschildeter poetischer Szenenbilder wieder, aus der besonders die Schilderung der alten Tillenstadt, das ungemein frische und volkstümliche Maienfest und anderes hervorragen. Nur innigster Heimatsliebe konnte ein so schöner Sang gelingen, seit langem das Beste in der sonst nicht armen Lyrik des Egerlandes, eine Perle egerländischer Heimats-

kunst. Daran schließt sich ein Verzeichnis von 50 Tillenbergsagen, für das wir besonders dankbar sind, denn es ist das erste Gesamtverzeichnis der Tillenbergsagen überhaupt. Der Anhang bringt eine Beschreibung des Tillenberggebietes, den Versuch einer Deutung des Namens, eine begeisterte Würdigung seiner landschaftlichen Schönheit und überraschenden Fernsicht, eine geologische Beschreibung, ein Quellenverzeichnis und eine Karte. Möge das prächtige Buch in keiner Egerländer Bücherei, in keinem Egerländer Hause fehlen!

Alois John.

Heinrich Mann: Flöten und Dolche. Novellen. Verlag von Albert Langen in München, 1905. 143 S.

Was an Sinn für das farbige Ereignis, die Handlung der großen Linie, das selbständige Leben seltener und blutrünstiger oder kostbarer Worte in deutscher Seele liegt, das hat Heinrich Mann, sorgsam behütet wie ein vom Himmel gefallenes Symbol künftiger Größe, nach Italien getragen, um es dort von einem günstigeren Klima des Geistes ausreifen zu lassen. Die Lust an seltsamen Zusammenstellungen, das Vergnügen an aufreizenden, von einem feinen Gehör unter einer Welt wogender Klänge ausgewählten Disharmonien ist gewachsen. „Flöten und Dolche“ heißt dieser neue Novellenband, und man denkt dabei an ein antikes Relief, in dessen Feld sich diese nahe verwandten, schmeichlerischen und gefährlichen Symbole unablässig in immer neuer Anordnung folgen. Das Abenteuer ist das Wichtigste in diesem Leben, das durchaus nicht so gleichmäßig und glatt nüchtern verfließt, wie es sich der biedere Gevatter Meier daheim Sonntags beim Spaziergang vor dem Tore vorstellt. Diese Lust am kinematographisch bunten Geschehen zeigt sich deutlich in dem, wie eine bis zur äußersten Grenze der Torsionselastizität gespannte Katapultensehne wirkenden „Drei Minuten-Roman“. Nur ein ganz unter das Schicksal gebeugter Wille kann diese Fülle ertragen. „Ein Gang vors Tor“ gibt — geschlossen und herb wie ein Erzguß früher Meister — (Paul Ernst fand ähnliche technische Künste wieder auf) — das noch deutlicher. Aber dann revoltiert das Deutsche in Mann. Eigentlich: dies ist doch nicht unsere Art. Sich gegen das Schicksal aufzulehnen ist uns Pflicht und Genuß. Aber wo diese Priester der Schönheit die harte Art der Tat ergreifen sollen, da zittern sie, so sehr sie sonst von Kraft und Heroismus reden. In „Pippo Spano“ finden sich die Kristalle dieses Niederschlags. Und so stark ist hier die Erinnerung an den ersten Vertreter dieses schönrednerischen und von Essenzen des Lebens trunkenen Typus, daß wir zur Überzeugung kommen, hier habe Mann sein Problem so gefaßt: wie würde Gabriele d'Annunzio bestehen, wenn die hohen, heroischen Phrasen seines allzu üppigen Systems von Daseinsästhetizismus ihn zwängen Ernst zu machen, anstatt der Flöten heißer, brünstiger Worte den kalten Dolch der Tat zu ergreifen, wenn sein Weg zwischen den geschmückten Säulen fortführte und vor dem unerbittlichen Tor des Todes endete. Und die Antwort lautet, wie sie uns nur allzu wahrscheinlich ist. Er würde den Dolch wegwerfen, ein armer, beschämter Komödiant, der sein Stichwort vergessen hat.

Brünn. Karl Hans Strobl.

August Pauly: Aphorismen. Georg Müller, Leipzig.

Es ist wohl schon manchem passiert, daß er in einer Ausstellung vor dem Porträt eines ihm ganz Unbekannten unwillkürlich ausgerufen hat: Das ist ähnlich! Wir sagen in solchen Fällen sogar noch mehr. Wir versteigen uns zu einem: Das **muß** ähnlich sein. Das ist ja eigentlich unsinnig, da wir ja gar keine Möglichkeit haben zu vergleichen. Wenn wir aber später durch einen Zufall die Person kennenlernen, die das Porträt darstellt, sehen wir, daß unsere Empfindung, die doch so arg gegen die Logik gesündigt hatte, uns nicht getäuscht hat. Ebenso ergeht es uns hie und da mit einem Buch. Allerdings selten genug. Wir kennen den Autor nicht, wissen gar nichts von ihm und wir haben doch die bestimmte Empfindung: Hier sagt jemand ehrlich das, was er wirklich empfindet. Diese Entrüstung, diese Begeisterung sind echt, dieser Spott, diese Überlegenheit sind nicht für die Gelegenheit angeschminkt, dieses Mitleid, dieser Pessimismus sind nicht aus der Requisitenkammer entliehen. Man kann sich allerdings auch sehr blamieren mit seiner bestimmten Empfindung, denn die Stilkünstler haben es in der Fertigkeit, Überzeugungen glaubhaft vorzutragen und die feinsten Nuancen zu fälschen, zu einer unheimlichen Vollendung gebracht. Auch ist es nicht so leicht, die Probe auf die Rechnung zu machen wie bei dem Porträt, denn wenn wir den Autor auch später kennen lernen, und es stimmt scheinbar, so können wir erst recht nicht wissen, ob unsere Empfindung uns nicht doch getäuscht hat. — Bei den Aphorismen August Paulys habe ich die Empfindung gehabt, daß sie echt sind. „Echt“ heißt in diesem Falle, daß man es nicht mit verdauten Lesefrüchten zu tun hat, nicht mit den zufällig gehörten Meinungen anderer, die haften geblieben sind und eines Tages als eigene Einfälle zu neuem Leben erwachen. Auf kaltem Wege hergestellte Aphorismen, die der Autor aber mit vollem Recht als sein geistiges Eigentum ausgeben kann, da ihm ihr Werdegang zu

unbekannt ist, haben immer etwas Fremdes, Konstruiertes. Die Aussprüche Paulys aber haben den Reiz des Persönlichen. Was in ihnen gesagt wird, ist schon oft gesagt worden, und es ist nicht weltbewegend, aber es scheint das Resultat eigenen Denkens, eigener Erfahrung, eigener Beobachtung zu sein. Und darum berühren einzelne dieser Sätze wie das abschließende Wort eines Gesprächs und man glaubt, auch Rede und Gegenrede zu hören, die dieses Schlußwort herbeigeführt haben. O. Sch.

O. Homberg und F. Jousselin: Le Chevalier d'Eon. Paris, Plon.

Ein Zufall setzte die Autoren in den Besitz vieler unbekannter Dokumente und der Korrespondenz dieses merkwürdigen Abenteurers, daß sie es schon wohl unternehmen konnten, mit ihrer guten Arbeit die nicht kleine Literatur über den Chevalier zu vermehren, der keine unbedeutende Rolle in der Geheimpolitik Louis XV. spielte; und dies nicht nur wegen seines Talents zur Intrigue, das die damalige Politik von ihren Leuten verlangte, als wegen des kuriosen Umstandes, daß Charlotte Geneviève Louise Auguste Andrée Timothée d'Eon de Beaumont¦ so Mann als Frau war, wie es ihm für seinen Zweck paßte. Bei Elisabeth in Petersburg war er, der in Wirklichkeit ein Mann war, Frau, und ein Porträt zeigt ihn als Dame reiferen Alters, mit Vorteil dekolletiert und in der Tracht der Marie Antoinette. In London ist er der — diesmal männliche — Sekretär des Herzogs von Nivernais und leistet wichtige Dienste im Friedensschluß von 1763. Der französische Gesandte Graf Guerchy, den er von Ludwig zu überwachen beauftragt ist, wird sein Feind fürs Leben, als er ihm auf seine Spionage kommt. Er fällt in Versailles in Ungnade und exiliert nach England. Unter Louis XVI. kommt er als Frau nach Frankreich zurück und bekommt eine kleine Pension. Als er sich einmal als Mann anzieht, kommt er dafür ins Gefängnis. 1789 ist er wieder — »La citoyenne Geneviève d'Eon« — in London. Vergeblich sucht er sein Dossier geheimer Schriftstücke zu verkaufen — sie waren alle aus der Zeit der Könige, die nun auch ohne Akten erledigt wurden — und macht schließlich einen Fechtsaal auf, wo „sie" gegen die besten Fechter von London glänzend besteht. Arm und verlassen beschloß d'Eon im Jahre 1810 eine Existenz, die wohl nur in dieser Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts möglich war, die dem Abenteurer, der seine Sache auf sich stellte, alle Bedingungen gab und sich gern von ihm düpieren ließ, weil es die kleinen Skandale über alles liebte.

München. Franz Blei.

Österreichisches statistisches Handbuch für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder. Herausgegeben von der k. k Statistischen Zentralkommission. 22. Jahrg. 1903. Wien, 1904. In Kommission bei Gerold & Sohn, 8°, 476 S.

Für jedes statistische Amt gibt es zwei Prüfsteine zu seiner Beurteilung, der eine ist der Grad der wissenschaftlichen Vertiefung hervorragender großer Erhebungen, und der zweite sind jene statistischen Abrisse, welche alljährlich erscheinen und in gedrängtester Weise einen zahlenmäßigen Überblick über das gesamte staatliche Leben geben. Ein derartiger ist das seit dem Jahre 1882 zur Ausgabe gelangende Jahrbuch der k. k. statistischen Zentralkommission, vielleicht das beste der bestehenden, und längst ein notwendiger Behelf aller derjenigen, die an der Gestaltung der öffentlichen Dinge mitarbeiten oder sonst ihr eigenes Ich und dessen Lebenssphäre im Zusammenhange mit dem großen Ganzen zu betrachten gewöhnt oder genötigt sind. Der neue Jahrgang enthält als neue wertvolle Bestandteile mehrere Kapitel aus den großartigen Erhebungen, welche unsere amtliche Statistik in den letzten Jahren zutage gefördert hat: Volkszählung (Altersaufbau, Berufe, Arbeitslosigkeit), Grundbesitzstatistik und Betriebszählung. Ferner sind die Tabellen über Forstwesen reicher ausgestaltet. Auch ist die Darstellung einiger Gebiete (Auswärtiger Handel, Rechtspflege rc.) näher an die unmittelbare Gegenwart herangezogen worden und umfaßt hie und da sogar schon das unmittelbar vorhergehende Kalenderjahr. Die Form der Darstellung ist bekannt und erscheint nahezu gänzlich einwandfrei. Der Raum ist möglichst ausgenützt und alles Minderwesentliche beiseite gelassen, vielleicht, daß sich bei den Kapiteln Trauungen (S. 39), Universitäten und bei Bergbau rc., durch Weglassung der Relativziffern und andere Anordnung manche Kürzung erzielen ließe. Das System ist alterprobt und ermöglicht eine leichte Übersicht. Allenfalls würde es sich empfehlen, die sozialen Gebiete aus dem Abschnitte „Industrielle Verhältnisse" herauszunehmen und in einem selbständigen Abschnitt zusammenzufassen; dieser hätte dann die Arbeiter-Unfalls- und Krankenversicherung, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit rc. zu umfassen. Die typographische Ausführung ist ist im allgemeinen ganz vorzüglich und der Ziffernsatz, ungeachtet der ungemeinen Fülle des Gebotenen, sehr klar, doch könnten Linienanwendungen nach Art der Seite 34 im Interesse der Lesbarkeit leicht vermieden werden, ebenso die Anwendung des kleinen Ziffernlettern-materiales auf 20 nacheinanderfolgenden Seiten

(362 ff.). Im Interesse weiterer Kreise dürfte es gelegen sein, wenn Nachweisungen über die Gewerbe- und Bergbauinspektion, Gewerbeförderung, Gewerbegerichte, Schiedsgerichte, Arbeiter-Versicherungsanstalten, Genossenschaften, dann über Arbeiterwohnhäuser auf Grund der diesbezüglichen Gesetzgebung, Bautätigkeit, städtische Arbeitsvermittlungsanstalten ꝛc. in die Darstellung einbezogen und abwechselnd Graphika zu den einzelnen statistischen Gebieten beigegeben würden. Wünschenswert wäre es endlich, daß die Regierung durch eine ausreichende Subventionierung des Werkes die Möglichkeit gäbe, das Handbuch zu einem ganz billigen Preis abzugeben und dadurch zu popularisieren.

Graz. E. Mischler.

Kleine Mitteilungen.

Alt-Wiener Zimmerpflanzen. „Ein blühendes Balsaminstöcklein" erhielt der junge Kajetan Felder, wie er in seinen Denkwürdigkeiten mitteilt, einst von der Tante als Namenstagsangebinde. Die Wahl der Blume war kein bloßer Zufall. Denn die Balsamine erfreute sich ihrer Anspruchslosigkeit und Dankbarkeit wegen bei unseren Vorfahren ganz besonderer Beliebtheit. Ein paar Finger voll Samen, aufs Geratewohl in einige Blumentöpfe gestreut, ergeben schon nach wenigen Wochen den reichsten, buntesten Hochsommerflor. So fand sie Eingang bei den Armen und Ärmsten der Großstadt, die sich um wenige Kreuzer und fast ohne Mühe ein freundlich Stücklein der schwer entbehrten Gottesnatur in die Fensterluken ihrer niedrigen Wohnungen zauberten. Ob es überall in Wien so war, weiß ich nicht: aber in den westlichen Vorstädten und Vororten herrschte noch vor zwei, drei Jahrzehnten eine wahre Leidenschaft der Balsaminenzucht. Da gab es keinen Kriegsveteranen und kein strickendes Mütterchen, keinen hungrigen Flickschneider oder Perlmutterdrechsler, keine Weißnäherin und keinen reiferen Schulbuben, der nicht sein „Balsaminstöckchen" betreute. Es war bei Gott nicht die verwerflichste Fexerei. Und gehörte es auch nicht gerade zu den Annehmlichkeiten, wenn hie und da der laue Wasserstrahl, den hoch oben bei offenen Flügeln ein Blumenliebhaber ungeschickt regierte, einem Passanten zwischen Rock- und Halskragen hineinrieselte oder wenn sogar gelegentlich einmal ein Geschirr zerschellend auf das Pflaster sauste — was man dafür jetzt aus den Staubtüchern alles auf uns beutelt, ist momentan weniger fühlbar, im eigentlichen aber doch wohl weit lästiger ... Für die untersten Kreise schon schwerer erschwinglich, kamen die Fuchsien mit ihren rosen- oder dunkelroten, violett gefüllten Glocken den Balsaminen an Verbreitung am nächsten. Ein schöner, alter Fuchsienstock, in seinen Ranken zäh und knorrig wie eine Rebe, erbte sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, wurde in hohen Ehren gehalten und drang durch seine vielbegehrten Stecklinge bis in die fernsten Ausläufer der kleinbürgerlichen Sippe und Schwägerschaft. Etliche Pelargonien vervollständigten den Stubengarten des konservativen Altwieners. Nelken, Monatsrosen, „gelbe Veigerln" (Goldlack) galten schon als ziemlicher Luxus und wurden der leichtsinnigen, mehr nach flüchtigem, äußerem Schein als nach Dauer und innerem Wert fragenden Jugend überlassen. — Zwei merkwürdige Zimmerpflanzen endlich, ohne die sich unsere Väter ein „urwienerisches" Heim kaum denken konnten, sind fast ganz verschwunden, nämlich der Wachsstock und der Gichtstock. Jener hat seinen Namen von der Fülle erstaunlich regelmäßiger und zierlicher Blütensternchen, die in der Tat glatt und weiß sind wie feinstes Bienenwachs. Man zog ihn, ähnlich wie den Efeu, mit sorgsamem Eifer in grüngestrichenen Holzkistchen, an geschnitzten, glaskugelgekrönten Gitterstäben, bis seine fleischigen, dunklen Blätter als dichte Wand die ganze Fensterbreite erfüllten und neugierige Blicke von außen absperrten, und fand dies praktisch, anheimelnd, schön. Ich habe den Geschmack nie begriffen. Mich gemahnte diese bleiche und starre, seltsame und gekünstelte Blütenschönheit immer an Totenkränze, Aufbahrung, Sarg und Übertan. Manchem anderen muß es ähnlich ergangen sein, denn heute ist ein Wachsstock kaum mehr aufzutreiben. Nach vielen Jahren sah ich unlängst wieder einen in einem demolierungsreifen Häuschen der Josefstadt. Ein klein wenig häufiger tritt noch der Gichtstock auf, der, wie die Benennung andeutet, nicht allein zur Zier gehalten wurde. Man schrieb ihm die unfehlbare Kraft zu, die schwerste Gicht zu heilen. Und zwar brauchte es dazu nach dem harmlosen Aberglauben keinerlei Vorbereitung oder Zeremonie; man hatte ihn nur in der Nähe des Kranken zu lassen, dann ergab sich das übrige von selbst, das heißt, das Leiden verschwand beinahe augenblicks und der stumme, geduldige Arzt, der es „an sich zog", gedieh dabei nur um so besser. Die Einfachheit und Wohlfeilheit der Kur war natürlich für jedermann sofort einleuchtend. Mein Großvater besaß ein Prachtexemplar so eines Gichtstockes, neben den beiden geliebten Amseln und ihrem Mehlwurmhäfen sein Hauptvergnügen. Der Stock wucherte aufs üppigste, seine wässerigen, vielgekrümmten Zweige bildeten ein förmliches Gestrüpp von Meterhöhe, seine großen, schöngezackten, haarigen Blätter dufteten stark, wenn man sie rieb.

Darum war das Gewächs des alten Mannes Stolz, er zeigte es jedem, dessen er habhaft werden konnte, ob fremd oder bekannt, und war ganz glücklich, wenn ihn ein Gichtbrüchiger um einen Ableger bat, den er dann nach kurzem scheinbarem Sträuben zärtlich und feierlich ausfolgte. Mein Großvater war ein außergewöhnlich stiller, sanfter und gutmütiger Mensch. Doch als er einst von einer mehrtägigen Reise heimkehrte und seinen berühmten Gichtstock, den zu betreuen er der Gattin wie der Tochter heilig ans Herz gelegt hatte, unbegossen, mit matten, hängenden Blättern fand, da hörte ich ihn zum erstenmal in meinem Leben zornig schelten und, fast weinend, die ernsthafte Drohung ausstoßen: Wenn der Stock „hin werde", dann gehe er selber auf und davon! F. St. Gunther.

Eine Benachteiligung des österreichischen Verlagsbuchhandels. Nach dem spanischen Zolltarif werden Bücher beim Eingange nach Spanien mit einem Zoll belegt. Durch das Gesetz vom 14. März d. J. ist indessen für Bücher in der Sprache des Herkunftslandes, wenn sie aus Ländern kommen, die mit Spanien Verträge zum Schutze des geistigen Eigentums vereinbart haben und selbst den spanischen Büchern Zollfreiheit gewähren, Befreiung vom Eingangszolle zugestanden worden. Nach den kürzlich zu diesem Gesetze veröffentlichten Ausführungsbestimmungen kommt daher Österreich-Ungarn die Zollfreiheit nicht zustatten, die dem Deutschen Reiche und den übrigen Ländern, welche der Berner Konvention angehören oder Spezialverträge mit Spanien abgeschlossen haben, gewährt wird. Der deutschösterreichische Verlagsbuchhandel erfährt dadurch abermals eine Benachteiligung gegenüber dem reichsdeutschen und diese Benachteiligung bildet einen Grund mehr für die schon so oft betonte Notwendigkeit, daß endlich die Monarchie, mindestens aber Österreich der Berner Konvention zum Schutze der literarischen und artistischen Werke beitrete, der seit ihrer Gründung Spanien bereits angehört. —v—

Feuilleton.

Die „Sitzweile".

Ein Winterbild aus dem Böhmerwald.

Ein Bild des Todes sind die mächtigen Urforste des Böhmerwaldes, wo sommersüber ein an die Alpen gemahnendes Touristenleben geherrscht, im Winter. Still und regungslos umschließen sie gleich Riesenmänteln die gewaltigen Hänge und Kuppen der Bergriesen, bald wie feiner Zuckerstaub, bald wie dickgebauschte Seidenwatte liegt der Schnee auf all den Myriaden Nadeln und Zweigen, daß so ein Wald, von der Ferne betrachtet, aussieht wie ein Riesenlager von gekrempelter Merinowolle. Nur wenn der grimmige Nord durch die erstorbenen Säulenhallen braust, werden diese Schneelasten aus ihrer behaglichen Ruhe aufgestört, um in undurchsichtigen, atembeklemmenden Schneewehen ihren Tanz durch die empörten Lüfte zu machen, daß den Waldlern zumute wird, als zöge Wodans wilde Jagd durch die Bergreviere; aber auch die milde Wintersonne, die um die Mittagszeit so lenzeslaunig ihre Strahlenküsse auf den Hochwald herniedersendet, vermag diese Baumhermeline in wilden Aufruhr zu versetzen, indem sie den Schnee aufweicht und teilweise zum Schmelzen bringt, daß es bald von diesem, bald von jenem Waldriesen herniederdonnert wie der Sturz rollender Lawinen.

In solcher Zeit verweilt es sich doppelt schön am häuslichen Herd, und ein schöneres, poesievolleres Bild gibt es nimmermehr, als — Dörfchen im Schnee!

Dörfchen im Schnee, heiliger Heimat trauliches Bild, ich grüße dich mit Wehmut im Herzen! Vor meinem geistigen Auge ersteht bei deinem anheimelnden Namen das rosenfarbige Bild meiner Waldjugend, deren schönste Zeit der Winter mit all seiner Poesie und volkstümlichen Kurzweil war, wo es mich hinaustrieb aus der tiefverschneiten väterlichen Hütte in das Flimmern und Glitzern und Funkeln der sternreichen Winternacht, auf die spiegelglatte Schlittenbahn, in die mild und verheißungsvoll herniederlachende Sonne, in das wildempörte Wüten und Schneetreiben des Wintersturmes, der allzeit der vertrauteste Weggenosse meiner Waldjugend war, so daß ich ihn lieben lernte, den Sturm, der auch mir im Leben treu geblieben, wie ich ihm Treue gehalten.

Sturm ist mein Leben,
Drum lieb ich den Sturm! . . .

Dörfchen im Schnee! Der Wanderer kennt dich nicht, er sieht dich nur im Schmucke grüner, blühender Wiesen und Felder, im Kranze belaubter Bäume und hat keine Ahnung von dem reichen Schatze goldechter Volkspoesie, die in stillen, langen Winternächten an deinem warmen, wohligen Herde weilt und ihre geheimnisvollen, herzerschauernden Goldfäden spinnt. Und so will ich es unternehmen, den begeisterten Freund des Böhmerwaldes als Gast mitzubringen in die „Sitzweile", damit auch er zur

Erkenntnis kommt, daß Glück und Frohsinn lieber in der Hütte weilen als im Prunkgemache, wo man die Stubenpoesie nicht kennt, die das beschwerliche Leben erst mit der Krone der Daseinsfreude schmückt.

Die Sitzweile, „d' Sitzwei'", ist der winterliche Feierabend im Böhmerwalde. Ist das rauhe Tageswerk getan, hat das zahlreiche Vieh im Stalle seine abendliche Wartung bekommen, wird auf dem Spanleuchter der dürre Buchenspan entzündet, dem man im Böhmerwald, trotz Petroleum, Gas-, Glühstrumpf- und elektrischem Lichte, bis in unsere Zeit treu geblieben, dann sitzt man in der großen, altmodischen Stube im trauten Vereine beisammen, um von des Tages Lasten auszurasten. Im großen Herde prasselt das lebhafte Kienholzfeuer, und eine wohlige Wärme erfüllt das Gemach. Jetzt fordert der Hausvater sein Gesinde zum Nachtgebet auf. An den Wandbänken knien alle herum und beten nach, was der Hausherr vorbetet, und ziemlich lange währt oft diese Andachtsübung. Dann setzt man sich zum Nachtmahle nieder, dem einfachsten Abendessen, das sich nur denken läßt: sauere Milchsuppe mit Kartoffeln und Brot. Wie aber dieses ärmliche Gericht mundet, davon geben die roten Backen der Schmausenden das beste Zeugnis. Und nun erst beginnt die eigentliche Sitzweile.

Der Bauer stopft sich seine Pfeife und macht sich's auf der Ofenbank bequem. Er wärmt sich den Buckel aus. Sorglos vor sich hinblickend, bläst er die Rauchwolken aus seinem Rohr, daß sie in vielfachen Ringlein langsam durch die Stube schweben. Die Mutter und die „Menscher" sitzen an den Wandbänken und treten die Spinnräder, deren lustiges Schnurren so seltsam anmutet, während auf dem Tische die Haspel surrt, auf der eine Magd das gesponnene Garn aufwickelt. Die größeren Kinder sitzen vor einem Haufen Wolle oder Federn, um dieselben zu zausen oder zu schleißen, abseits in einem Winkel lernt ein flachshaariges Mädchen den Katechismus auswendig, den es morgen in der Schule aufsagen muß. Am Bettrande sitzen „Näl" und „Nal", das Großelternpaar, und unterhalten die ganz Kleinen, indem sie ihnen wunderbare Märchen und gruselige Räuber- und Gespenstergeschichten erzählen, während in einer anderen Ecke der „Bua" an der Holzbank steht und mit außerordentlicher Geschicklichkeit den Zündholzdraht stößt. Niemand befiehlt ihm diese anstrengende Arbeit in der Sitzweile — er leistet sie freiwillig, weil der Fasching in Sicht ist, wo es einen vollen Geldbeutel gilt. Was er sich in der Sitzwei' verdient, gehört ihm, und so hält er es mit dem Spruch: „Erst die Arbeit, dann das Spiel", und er verdient sich sein Faschingsgeld.

Niemand spricht ein Wort in der Stube, nur die zwei Alten raunen. Auch der Mund will Ruhe haben. Deutlich ist das einförmige Ticken der Schwarzwälder zu vernehmen. Da geht die Haustür. Gepolter von schweren Holzschuhen wird im Vorhause hörbar. Jetzt werden sie vor der Tür draußen abgelegt, man vernimmt ihr Geklapper. Die Tür öffnet sich und der Nachbar tritt in Socken ein. Er kommt in die Sitzwei'. „Grüaß Gott!" sagt er und setzt sich unaufgefordert auf die Ofenbank. „Grüaß Gott" wird ihm mit Herzlichkeit erwidert. Den Filzhut behält er fest auf dem Kopfe, denn er kennt die Flausen und Geschichten der Herrenleute nicht, ist ein Waldbauer!

Die Hausfrau verläßt ihren Rocken und bringt ihm den Brotlaib. „Schneid dir ab," spricht sie. „Hab' eh' keinen Hunger!" bedankt er sich und schneidet sich ein „Trumm" ab, um es langsam zu verzehren. Dann schnupft er einmal und läßt auch den Hausherrn schnupfen. „Der Schmalzl ist gut", lobt dieser. „Hab' ihn erst heut' gerieben!" beteuert der Gast und schnupft wieder. Dann zieht er aus der Rocktasche seine Pfeife hervor, klopft sie aus und stopft sie, um mit dem Bauer um die Wette zu qualmen. Wieder Schweigen. Jetzt klappert es abermals draußen. Andere Nachbarn kommen in d' Sitzwei'. Mit demselben Zeremoniell führen sie sich ein und werden sie empfangen, wie der erste, und bald sieht man vor Tabakrauch kaum mehr die große, rußige Flamme des Buchenspans. Das „Tabakbüx'l" darf dabei selbstverständlich nicht rasten, unermüdlich ist es auf der Wanderung von Hand zu Hand — alle sind des Lobes voll über den vortrefflichen Schmalzl.

Getrippel und Gekicher wird vor den Fenstern laut. Jetzt ist daselbe im Vorhause, jetzt springt die Tür auf und eine Schar munterer, schneidiger Dirndln erscheint mit Spinnrad und Rocken. Auch sie kommen in d' Sitzwei', „in die Rockenreise". Zum Qualmen und Schnupfen gesellt sich jetzt das Schnurren der Räder und das lustige Geplauder der Dorfschönen. Nun werden auch die Männer lebendig: Das Ewig-Weibliche wirkt auch hier.

Einer erzählt von seinen Ochsen, die er heute um einen schönen Preis nach Bayern verkauft hat. Mit viel Humor gibt der Pascher sein jüngstes Abenteuer zum besten, wie er den Finanzer geprellt, der vielleicht noch heute auf seinem Posten steht und vergeblich auf ihn wartet. Auch der Wilderer wird jetzt gesprächig, er gibt sein letztes Begegnen mit dem Förster draußen in der Schwarzbergwildnis zum besten und wie sich dieser bei seinem Anblicke feige hinter die Felsriegel zurückgezogen. Der Pfarrer und der Lehrer kommen daran, der Steuerexe-

kutor wird aus dem Schlafe geweckt; der eine lobt die Wirtschaft seines Weibes, der andere tadelt die Faulheit und Unverträglichkeit des seinigen; der Gemeindevorsteher hat seine Sache wieder einmal schlecht gemacht, der Stab wird über ihn gebrochen und von einer Wiederwahl im nächsten Jahre Abstand genommen. Im Raisonnieren gefallen sie sich.

Aber jedes Ding hat sein Ende. Auch das Raisonnieren. „Etwas Lustiges!" meint einer. „Ja, etwas Lustiges!" rufen die Spinnerinnen. Wir wollen auch etwas haben von eurer Unterhaltung!" Und nun steigen die Raketen des Witzes, der oft sehr derbe Formen annimmt, niemals aber frivol wird; lustige Erlebnisse, komische Zwischenfälle kommen an die Reihe, daß sich die Mädchen biegen vor Lachen. Doch auch das Lachen will ein Ende haben. Man liebt im Walde auch das Gruseln. Der „Näl" soll ein Stück'l aus der alten Zeit zum besten geben, vom Napoleon, dem großen Schwedenkrieg! Und er erzählt von der wilden Jagd, die einmal, als er in der heiligen Dreikönignacht vom sündhaften Fensterln zurückgekehrt, über ihn hinweggegangen ist. Den Mädchen wird unheimlich. Ihre Wangen glühen. Laut klopft das Herz hinter dem Mieder. Der Alte versteht es aber auch, den Leuten ordentlich bange zu machen: aus den Felsriegeln des Tafelberges erhebe sich das wilde Gejaide und brause hin über die Moorwildnisse des Schwarzberges und Siebensteinfelsen, über die einsamen Kuppen des Lusen und Dreisesselberges, bis es unten in der großen Au zur Ruhe komme, wenn der erste Hahnenruf erschalle. Und wehe dem, der ihm in den Weg komme! Da heiße sich's schnell tot stellen, sonst sei man hier wie dort verloren. Gleich darauf gibt die „Nal" mit feierlicher Stimme die Geschichte vom verwunschenen Babyloner zum besten. Sie erzählt so anschaulich, daß man die ruhelosen Geister auf dem Grunde des Rachelsees förmlich vor den Augen sieht. Lautlose Stille herrscht in der Waldbauernstube. Nur die Uhr tickt, die Spinnräder schnurren, und im Ofen prasselt der Kien. Die Nal ist fertig und schließt mit der Aufforderung zur Gottesfurcht, und alle atmen erleichtert auf. Selbst die Männer. Weil sie nichts zu sagen wissen, so schnupfen sie. Das „Büxl" macht die Runde. Endlich meint einer: „Es ist jetzt neune! Wer geht mit zum Wirt-Wastl? Eine Maß kann nicht schaden." Diese Rede hat einen Sinn. Keiner verschmäht eine Maß, wenn auch längst aus der einen drei werden. Zum Ausschlafen ist die Winternacht noch immer lang genug. Bald verrät das Geklapper der Holzschuhe draußen vor den Fenstern, daß sie das Haus verlassen haben, und drinnen in der Stube hebt jetzt lieblicher Zwiegesang der Spinnerinnen an, in den sich auch die schon mattere Stimme der Hausmutter mischt. Sie wird in diesem Kreise auch wieder jung. Das Volkslied, das urechte Waldlerg'sang'l, kommt zu Ehren.

„Mei' Herzerl is frisch,
So wia 's Brunnwossa is,
Und koa oanziga Bua
Hot an' Schlüss'l dazua."

singt die Mali, und die Susi jubelt:

„Oa* Büawei, zwoa Büawei —
Netta oa Ding!
Und a Herz wia-r-a Vögel,
Drum leb' i so g'ring!"

Da singt es vor den Fenstern draußen:

„Heut af d' Nocht g'freu i mi',
Kimmt mei' Schotz, heirat't mi',
Heirat' ma z'somm,
Is ma d' Zeit nimma long!"

Freudiges Erröten färbt die Wangen der Spinnerinnen. Die Burschen sind da, die jetzt in d' Sitzwei' kommen, um dann ihre „Menscher" heimzuweisen.

Die Klänge einer Mundharmonika, die einer geschickt zu blasen versteht, folgen auf das Gstanz'l und jetzt klappert es wieder im Vorhause, und bald dringt ein Schwarm von übermütigen Burschen in die Stube, mit lautem Zuruf begrüßt von der spinnenden Gilde, und jetzt erst beginnt der eigentlich gemütliche Teil der Sitzweile.

Bis gegen elf Uhr wird gesponnen, gescherzt und gelacht, dann gibt es, ausgenommen die Adventzeit, bei den Ländlerweisen der Mundharmonika einen flotten Tanz, und wenn die Geisterstunde vom Kirchturm klingt, dann führt jeder Bursche sein „Dirndl" heim.

So geht es den ganzen Winter hindurch, und schöner und gemütlicher ist's dabei als im taghell erleuchteten Ballsaale der Großstadt.

Johann Peter.

* Ein.

Von der Woche.

18. Dezember. Der Verband der Deutschen Volkspartei beschließt eine Kundgebung, in welcher der Regierung das Bedauern über die vorzeitige Vertagung des Parlaments, die dadurch hervorgerufene Vereitelung der Erledigung der Notstandsvorlage, die Verzögerung der Gewerbereform und anderer wirtschaftlicher Vorlagen ausgesprochen wird. Der Verband billigt die Abstimmung seiner Mitglieder im Budgetausschuß und bringt dem Obmann

Dr. v. Derschatta sein volles Vertrauen zum Ausdruck. — Jungtschechische Kreisversammlung in Deutschbrod. Dr. Pacak erklärt, daß die Tschechen „zu einem Frieden auf Basis der vollen Gerechtigkeit stets zu haben" seien. Dr. Kramarz greift die Regierung an, würde ein Entgegenkommen der Deutschen lebhaft begrüßen und bezeichnet es als im eigenen Vorteil dieser gelegen, einem Gegner, mit dem man so viele gemeinsame Interessen habe, den Weg zur positiven Arbeit zu ebnen. Die „zwei bescheidenen Forderungen" der Tschechen seien: unter Wahrung des Grundprinzipes, daß jeder im ganzen Lande in seiner Sprache Recht finden müsse, tschechische staatliche Ämter in den tschechischen Bezirken und die tschechische Universität in Mähren. — Grundsteinlegung des „Volksheims" in Wien.

19. Einweihung des neuen Gebäudes der Handels- und Gewerbekammer in Prag. Präsident Rivnac betont in seiner Festrede das Einvernehmen, in welchem die beiden nationalen Parteien an den großen wirtschaftlichen Aufgaben in der Kammer arbeiten.

20. Das Exekutivkomitee der tschechisch-agrarischen Partei in Prag verurteilt die Haltung der Regierung bei Behandlung der Notstandsvorlage.

21. Adolf v. Sonnenthal wird anläßlich seines 70. Geburtstages lebhaft gefeiert. — Der niederösterreichische Landtag tritt zusammen und nimmt die von der Regierung gewünschten Änderungen in den in der letzten Session beschlossenen Schulnovellen an.

22. Der niederösterreichische Landtag beschließt die Errichtung einer Landeslehrerbildungsanstalt und wird nach stürmischem Verlauf der Sitzung wieder geschlossen. — Die internationale Untersuchungskommission für den Huller Zwischenfall hält in Paris die erste Sitzung ab und wählt einstimmig den Admiral Freiherrn von Spaun zu ihrem Mitglied. — Große irredentistische Kundgebung im Teatro Goldoni in Venedig.

*

Theater an der Wien. Die Operettenfreunde scheinen erkannt zu haben, daß es mit der Zote und dem Unsinn doch nicht mehr geht. Dafür bürgert sich jetzt die Langweile ein. Auch die „Juxheirat" (Text von Julius Bauer, Musik von Franz Lehár) macht ihrem Namen befremdend wenig Ehre. Das ganze Stück enthält einen einzigen Jux, einen Tanz, den Girardi aufführt, um die Ähnlichkeit zwischen einem Gigerl von heute und einem prähistorischen Affenmenschen zu demonstrieren. Aber ist es nicht entwürdigend für unseren besten Komiker, der zugleich ein bedeutender Charakterdarsteller ist, daß er sich zu solchen Clownspäßen hergeben muß? Wo bleibt der Dichter, der ihn endlich aus den Niederungen unserer heutigen Wiener Operette und Gesangsposse emportrüge? Die Autoren der „Juxheirat" waren anscheinend bestrebt, die Handlung und den Dialog auf ein soi-disant höheres Niveau zu heben. Aber sie waren nicht von der einzig richtigen Absicht geleitet. im Theater, vor allem auch ein in sich gerundetes, durch sich selber wirksames Theaterstück zu geben, sie haben ihre Szenen nur im Hinblicke auf einzelne „Nummern" und „Schlager" aneinander gereiht, deren textliche oder musikalische Pointen unabhängig von dem Inhalte des Stückes, nur mit Rücksicht auf den äußeren Erfolg vorausbestimmt wurden. Da nun die Pointen nicht verfangen (sind sie doch für einen großen Teil des Operettenpublikums zu wenig populär und unmittelbar verständlich) und die „Schlager" eigentlich fehlen — was bleibt übrig? Und wo bleibt der Erfolg? Lehárs Musik besticht durch Anmut und Frische, durch warmblütige, allerdings nicht immer gewählte Melodie und durch einen erstaunlichen Farbenreichtum der sehr sorgsam gearbeiteten Partitur. Aber Lehár ist zu wenig Dramatiker, seine Musik läuft neben den Worten her und verdirbt manchmal den Effekt, auf den eine Strophe angelegt ist. Die Darstellung ist vortrefflich; neben Girardi gibt es allerdings keine bemerkenswerte Einzelleistung — am meisten tritt noch Elsa Förry aus dem gemeinsamen Rahmen hervor — aber das Ganze ist überraschend gut einstudiert und wirkt unter der befeuernden Leitung des Komponisten so rund und vollkommen, als es bei dem mißglückten Organismus des Werkes möglich ist. M. M.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 9. □ Redaktionsschluß 24. Dezember 1904. □ Ausgegeben 29. Dezember 1904. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Carl Konegen. □ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 10: 31. Dezember 1904. □□

Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung.

Von Prof. Dr. Friedrich Freiherrn von Wieser.

IV.

Die parlamentarische Krise.

1. Die Vorbereitung der Krise.

Der Verlauf des nationalen Streites in Böhmen ist für alle anderen gemischten Länder Österreichs typisch. Das alte Regierungssystem hatte die Völker in einem Zustand allgemeiner Dumpfheit erhalten, in welchem auch das Nationalgefühl nicht recht erwachen konnte, und als dieses in der großen Freiheitsbewegung endlich erweckt wurde und damit die Aufgabe gestellt war, die Rechte und Pflichten der Bürger nach seinen Forderungen neu zu ordnen, entzündete sich die nationale Gleichgültigkeit der Massen unversehens zur Flamme überhitzter Leidenschaftlichkeit. Der Österreicher, der Deutsche wie der Slawe, ist bei ruhigem Gemüte verträglich, aber dieser Charakter ist mit dem der Gerechtigkeit keineswegs gleichbedeutend, weil er die Probe der Leidenschaft nicht aushält, der zu widerstehen ihm die Festigkeit mangelt. Die Besonnenen im Lande und diejenigen, welche durch ihre Stellung zur Regierung die Pflicht hatten, die aufgeregte öffentliche Meinung zu beruhigen, haben sich in aller Regel in den Mitteln hiezu arg vergriffen, denn statt den nationalen Sinn zu reinigen und zu heben, haben sie es meist als ihre Aufgabe betrachtet, ihn zurückzuhalten; sie sahen keinen Ausweg, wie die österreichische Staatsidee mit einem kräftigen Nationalbewußtsein zu vereinigen sei, und glaubten daher, dieses nicht aufkommen lassen zu dürfen, und wenn es dennoch aufgekommen war, fanden sie eine letzte Hilfe nur noch darin, vor dem neuen Zustand die Augen zu verschließen. In allen Schichten sind wir also von nationaler Gerechtigkeit noch weit entfernt, die doch allein die Ordnung wird bringen können, weil sie allein für die gegeneinander ringenden Ansprüche die Grenzen zu bezeichnen vermag. Die Liebe zum eigenen Volkstum entbindet sich für die Massen, ja für die Mehrzahl der Führer selbst nicht anders, als indem sich gleichzeitig Haß gegen das fremde Volkstum entladen muß. Ist nicht sogar gewöhnlich die Begleiterscheinung des Hasses größer als der innere Kern von Liebe? Lichtenberg hat einmal gesagt, daß die meisten Menschen eifriger dabei sind, für ihren Glauben zu kämpfen, als nach

seinen Vorschriften zu leben. Sollte es nicht in allen Lagern mit unseren nationalsten Nationalen ebenso stehen, daß sie eifriger dabei sind, wider den Gegner zu kämpfen, als im Innern des eigenen Volkes zu wirken?

Wohin der Blick des Beobachters fällt, überall findet er heute den nationalen Kampf. So oft das Wiener Parlament auseinandergeht und die große Schlacht abgebrochen wird, die sich die Vertreter der österreichischen Nationalitäten in unserem Volkshause um ihre Geltung im Staate liefern, folgen, wenn dann die Landtage einberufen werden, daselbst die Einzelgefechte zwischen den Volksstämmen der gemischten Kronländer; und das ganze Jahr hindurch werden die engeren häuslichen Kriege in den Ratsstuben der gemischten Gemeinden in Stadt und Dorf geführt oder wo sonst die freigewählten Vertreter verschiedener Volksstämme zu gemeinsamer Beratung zusammenkommen. Am besten verträgt man sich im Augenblick in der Bukowina, auf deren gutes Beispiel die anderen Länder denn auch verwiesen werden. Die Bukowina bietet auf ihrem engen Boden eine bunte nationale Musterkarte und ist in diesem Sinne ein kleines Österreich. Wenn man sich hier vertragen kann, warum nicht auch im Staate? so wird von den Freunden des Friedens gefragt. Warum nicht? Nun, weil die Bukowina doch nicht in jedem Sinne ein kleines Österreich ist — wäre sie das, so wäre ja auch die Umkehrung richtig, und Österreich wäre in jedem Sinne eine große Bukowina und das zu behaupten, wird doch niemand in den Sinn kommen. In der Bukowina sind die Einwohner vorläufig noch in Wirtschaft und anderen Dingen nicht weit genug, um sich den Luxus nationaler Kämpfe dauernd zu gönnen, und die Übermacht der Regierung ist noch groß genug, um bei geschickter Verwaltung auf die Parteien Einfluß und Druck ausüben zu können. In den andern gemischten Kronländern, so rückständig manche auch sind, liegen die Bedingungen für den Frieden viel weniger günstig, überall lodert darum in ihnen der Kampf, Deutsche stehen gegen Slawen im Norden und Süden, Deutsche stehen gegen Italiener, Italiener gegen Slawen, und die Slawen, die im Zentralparlament gegen die Deutschen zusammenhalten, stehen bei sich zu Hause untereinander in einem nicht weniger erbitterten Kampfe.

Nicht alle diese Zwistigkeiten sind für das Reich von gleicher Bedeutung. Wäre es einmal gelungen, Deutsche und Tschechen zu versöhnen, so wäre im Abgeordnetenhause eine gebietende Friedensmehrheit beisammen, der gegenüber die kleineren nationalen Fraktionen nichts auszurichten vermöchten; die häuslichen Fehden in den Landstuben im Süden und Nordosten würden dann kaum mehr beachtet werden. Solange aber der deutsch-tschechische Gegensatz besteht, werden die kleineren Fraktionen als Bundesgenossen im großen Kriege geworben, sie verstärken die Reihen und müssen mitgezählt werden, ihre Streitigkeiten müssen aufmerksam verfolgt, ihre Forderungen müssen berücksichtigt werden und steigern die Verwirrung.

Überall ist es dieselbe geschichtliche Notwendigkeit, die die nationalen Wirren gezeitigt hat. So wie in Böhmen sind überall die Slawen emporgekommen, weil überall aus ihrem Volkstum ein neues Bürgertum erwachsen war, überall hat

die Verfassung die freiheitlichen Grundlagen für die weitere nationale Entwicklung eröffnet, überall ist der ersten nationalen Generation seither bereits eine zweite und dritte gefolgt, welche, in den neuen Schulen, in dem neuen öffentlichen Leben ausgebildet, auf den Wegen der nationalen Entwicklung noch weiter nach vorwärts drängte.

Von deutscher Seite hört man oft die Anklage, daß die Gunst der Regierungen es gewesen sei, die den nationalen Strömungen ihre große Gewalt gegeben hätte, in Wahrheit aber ist die volkstümliche Bewegung überall vorangegangen und mit solcher Macht vorangegangen, daß selbst die Deutschliberalen, als sie an der Regierung waren, sich der Notwendigkeit nicht entziehen konnten, ihr Zugeständnisse zu machen. Allerdings ist seit der Entscheidung, die auf dem Schlachtfelde von Königgrätz gefallen ist, unsere Staatsleitung sichtlich bestrebt gewesen, die Folgerungen aus der Wendung der äußeren auf die innere Politik zu ziehen; sobald das Band zerschnitten war, welches Österreich mit dem deutschen Bunde verknüpfte, sobald Österreich aufgehört hatte, deutsche Vormacht zu sein, hörten auch die Deutschen in Österreich auf, der bevorzugte Volksstamm zu sein, aber gerade das parlamentarische Regierungssystem hat der Regierung die reichliche Gelegenheit eröffnet, den Nationalitäten Beweise ihrer Gunst zu geben. Übrigens ist alles, was sie ihnen auf Grund der Verfassung in ihrem Wirkungskreise gegeben hat und geben konnte, doch nur wenig gewesen im Vergleiche zu dem, was ihnen die Verfassung selbst gegeben hat; diese hat ihnen die Leiter geboten, auf der sie zur Macht kamen, die Regierung hat ihnen nur dazu geholfen, einige Sprossen weiter und rascher zu klimmen, als sie es ganz aus eigenen Kräften vermocht hätten.

In Österreich hat eine freiheitliche Verfassung, vermöge der nationalen Zusammensetzung der Bevölkerung, eine ganz andere Wirkung als in anderen Staaten. Im allgemeinen besteht die Wirkung einer Verfassung darin, den Schwerpunkt, der bis dahin bei der Regierung lag, mehr oder weniger weit gegen das Volk hin zu verschieben, in Österreich hat die Wirkung außerdem noch darin bestehen müssen, innerhalb des „Volkes" selbst den Schwerpunkt von den bis dahin führenden Deutschen gegen die anderen Nationalitäten hin zu verschieben. Jener Rat Bismarcks, Österreich möge seinen Schwerpunkt mehr gegen Osten verlegen, war daher im Grunde gegenstandslos, der Parlamentarismus hat das ganz von selbst getan, vor allem indem er Ungarn aus dem Machtbereiche der Wiener Regierung loslöste, nicht minder aber in Cisleithanien selbst. Im alten Österreich war nicht nur die Regierung deutsch, sondern, soweit sich neben ihr eine herrschende Gesellschaft zu bilden vermochte, durch hervorragendere soziale Stellung, durch Reichtum oder höhere Bildung, waren auch deren Kreise, von den südlichen Provinzen abgesehen, deutsch oder germanisiert; die nationalen Gegentriebe, die um das Jahr 1848 vorhanden waren, waren außerhalb Ungarns doch noch schwach und konnten sich naturgemäß aus sich selbst heraus nur langsam entwickeln. An Stelle der alten Gesellschaft hat nun aber die Verfassung durch einen Machtspruch den neuen

parlamentarischen Ausdruck der öffentlichen Meinung gesetzt, und wenn sie in den parlamentarischen Körperschaften allerdings den nichtdeutschen Nationalitäten auch nicht ganz den Spielraum angewiesen hat, der ihrer Bevölkerungsziffer entsprochen hätte, so ging der ihnen angewiesene Spielraum doch außerordentlich weit über die Geltung hinaus, die sie sich bis dahin im Staate hatten erwerben können; sie hatten zu Anfang gar nicht einmal das Selbstvertrauen, um ihn voll auszufüllen, und haben sich erst nach und nach in ihn hineingewachsen, vielleicht füllen sie ihn selbst heute noch nicht ganz aus. Auf jedem Gebiete gesellschaftlicher Tätigkeit außerhalb der parlamentarischen Körper fällt auch heute der geistigen Arbeit, dem geschäftlichen Unternehmungssinn und dem Kapitale der Deutschen ein weitaus größerer Anteil zu, als er ihrer Bevölkerungsziffer entspricht und als er ihnen in den parlamentarischen Körpern eingeräumt ist. In jedem konstitutionell gereiften Staate sonst gelingt es denjenigen, die die gesellschaftliche Führung haben, auch nach deren Verhältnis die parlamentarische Führung zu erhalten, in Österreich ist diese Wirkung durch die nationalen Grenzen abgeschnitten; dem deutschen Großgrundbesitzer, dem deutschen Fabrikanten auf fremdsprachigem Boden, dem es an örtlichem Einfluß sonst keineswegs gebricht, ist doch der politische Einfluß, ist die Aussicht auf das Mandat in seinem Bezirke durch die nationalen Schranken verlegt. Unsere Verfassung wirkt als ein politisches Gegengewicht gegen die gesellschaftliche Übermacht der Deutschen, sie ist ein durch die Gesetzgebung geschaffenes nationales Schutzsystem für die in ihrer geschichtlichen Entwicklung zurückgehaltenen Volksstämme.

„In Österreich wurde germanisiert und zentralisiert, als es noch nicht konstitutionell war," hat Herr v. Koerber in seiner vielbesprochenen Lemberger Programmrede gesagt, und er hat mit vollem Recht auf den merkwürdigen Widerspruch hingewiesen, der darin liegt, daß die meisten der nichtdeutschen Nationalitäten, die der Verfassung so viel zu danken haben, und „deren Stimme ohne sie um viel gedämpfter klingen würde", das neue Österreich so heftig bekämpfen. So merkwürdig der Widerspruch ist, er ist im Grunde echt menschlich. Tolstoi erzählt in einer seiner Schriften von einem Armen, dem er täglich ein kleines Almosen zu geben pflegte, welches dieser schweigend in Empfang nahm, aber als er ihm einmal eine größere Summe gab, da brach der verhaltene Unmut des Mannes in bittere Klagen gegen die Welt und gegen seinen Wohltäter aus. Solange das alte Österreich die Nationalitäten bedrückte, waren sie ruhig, aber sie brachen in ungemessene Klagen aus, als ihnen der neue Staat die Verfassung und mit dieser die Freiheit schenkte.

Der Name der Nationalitäten wurde noch vor einigen Jahrzehnten bei uns eigentlich nur auf die nichtdeutschen Volksstämme bezogen, heute kann man nicht umhin, ihn auch auf die Deutschen auszudehnen, denn zuletzt sind auch diese in die nationale Bewegung hineingezogen worden. Der Deutschösterreicher in der Zeit unserer Großväter und Väter war deutsch, weil er ein Österreicher und weil für

ihn von Österreich das Deutsche nicht zu trennen war. Den nationalen Bestrebungen trat er aus dem allgemeinen Staatsinteresse entgegen, welches ihm ans Herz gewachsen war, die Einbuße an Macht für die Zentralorgane des Staates, die Risse in die Einheit der Rechtsprechung und Verwaltung, in die feste Ordnung des Beamtentums, in die Schlagfertigkeit des Heeres waren es, wogegen er sich sträubte. Erst nach und nach kam bei den Deutschen die nationale Empfindlichkeit hervor, sie begannen die fortwährenden Zugeständnisse an die fremden Volksstämme als eine Minderung ihres Volkstums zu fühlen und kamen endlich zu ihrer Auffassung vom nationalen Besitzstande, den sie zu verteidigen hätten. Noch einen Schritt weiter wurden sie in Böhmen gedrängt, hier, wo sie sich als Minderheit verkürzt sahen, gingen sie von der bloßen Abwehr dazu über, nun auch ihrerseits Forderungen zu erheben, um das zu ihren Ungunsten verschobene Gleichgewicht wieder herzustellen; sie verlangten Sicherung der Parität in allen nationalen Dingen. Durch einen eigentümlichen Rückschlag, wie ihn die Entwicklung öfters bringt, gelangten zum Schlusse die Radikalsten unter den Deutschnationalen wieder in die Nähe des geschichtlichen Anfangspunktes zurück; nachdem sie nationales Interesse und Staatsinteresse zuerst in Gegensatz gestellt hatten, kamen sie zum Schlusse wieder darauf zurück, für den Staat einzutreten, um für ihr Volkstum zu wirken, sie verlangen die deutsche Staatssprache, sie verlangen ein deutschgeführtes Österreich, wie es die geschichtliche Entwicklung in der Zeit vor dem Erwachen des nationalen Sinnes gebildet hatte, nun auch gegenüber den zum Selbstbewußtsein gekommenen fremden Nationalitäten als eine deutschnationale Forderung.

Von der umsichgreifenden nationalen Bewegung haben sich nur zwei große Parteien etwas freier erhalten, die Polen und die deutschen Klerikalen und Konservativen. Neben ihnen wären von den kleineren Parteien vor allem die Sozialisten zu nennen — oder genauer die „internationalen Sozialisten", denn unsere eigenartigen Verhältnisse haben ja auch die Spielart der nationalen Sozialisten geschaffen — sie sind aber politisch zu schwach, um Einfluß üben zu können. Die Agrarier zeigen Ansätze dazu, sich über die nationalen Schranken hinweg zu vereinigen, aber der allgemeine Radikalismus, zu dem sie neigen, macht sie da und dort zur Beute der heftigsten nationalen Strömungen. Es ist eine alte Erfahrung, daß der konservativ angelegte Bauer, wenn er in wirtschaftliche Not gerät, mit einem Sprunge revolutionär werden kann, wie er umgekehrt, sobald ihm geholfen ist, wieder in seine konservative Gewohnheit zurückfällt; vielleicht wären auch die nationalen Schmerzen unserer Agrarier am erfolgreichsten wirtschaftlich zu kurieren.

Die Polen haben unter allen österreichischen Slawen die weitestgehenden Zugeständnisse erreicht, sie besitzen nun schon seit ziemlich langer Zeit ihre eigenen Hochschulen, die polnische Amtssprache und die Vorherrschaft über die galizischen Ruthenen. Sie sind national gesättigter als die andern, und vielleicht sind sie deshalb ruhiger, entscheidend dürfte aber der Umstand sein, daß sie eine feste Parteiorganisation besitzen, die ihnen die Einhaltung einer ruhigen Politik ermöglicht.

Sie bilden ja eigentlich allein unter unseren sogenannten Parteien eine wirkliche Partei, die diesen Namen verdient, und ihre großen politischen Erfolge beruhen hierauf. Sie, die Vertreter des ärmsten unter unseren großen Kronländern, mit der rückständigsten Bevölkerung, verfügen, ähnlich wie die Ungarn, über einige Vorbedingungen der politischen Organisation, die sie trefflich auszunützen wissen, sie haben ihren geschichtlichen, herrschaftsgeübten Adel, dazu jetzt die Beamtenmacht im Lande, von welchen Grundlagen aus sie gerade die Schwäche der bäuerlichen Bevölkerung in politische Kraft umzusetzen vermögen, indem sie die Wahlen in der Hand haben. Sie sind von nationalem Egoismus nicht im mindesten frei, aber sie sind in der Lage, unbeirrt durch die blinden Leidenschaften der Masse, einen wohlverstandenen Egoismus zu treiben. Sie wissen, daß sie Österreich brauchen, ein Blick über die Grenze nach Norden und Osten belehrt sie, welche Vorteile sie vor ihren Landsleuten drüben voraus haben — woraus, nebenbei gesagt, auch die übrigen Slawen erkennen müßten, daß ihre Anklagen gegen das moderne Österreich wohl kaum berechtigt sind. Ohne Zweifel ziehen nationale Sympathien die Polen eher auf die Seite der Tschechen als auf die der Deutschen, aber sie sind klug genug, an einer nationalen Richtung keinen Gefallen zu finden, die den Staat lähmt, auf dessen Hilfe sie für ihre Landesangelegenheiten so angewiesen sind. Immerhin sind aber auch sie durch die Strömungen der Zeit so weit mitgerissen, daß sie die volle Freiheit der Bewegung noch nicht gefunden, die volle Stärke des Entschlusses noch nicht aufgebracht haben. Sie waren doch viel leichter für die Tschechen gegen die Deutschen zu haben, als sie heute für das Staatsinteresse, das endlich ihr Interesse ist, gegen die Tschechen zu haben sind.

Die deutschen Klerikal-Konservativen, denen die Christlichsozialen nächstverwandt sind, haben mit anderen Überlieferungen von früher her auch den nationalen Gleichmut des Altösterreichers bewahrt. Sie rekrutieren sich aus den reindeutschen oder überwiegend deutschen Kronländern, fern von der Sprachgrenze und deren Aufruhr, und zwar vornehmlich aus den bäuerlichen und kleinbürgerlichen Klassen, denen in ihren Kreisen das nationale Interesse minder nahetritt. Unter Taaffe bildeten sie ein Glied des eisernen Ringes und die österreichischen Slawen sind ihrer treuen Bundesgenossenschaft zu großem Danke verpflichtet. Seit Badeni haben sie angefangen mißtrauisch zu werden, ob nicht die tschechischen Wünsche doch zu weit gehen, und haben die Gefolgschaft gekündigt. Urösterreichisch gesinnt, wünschen sie aufrichtig die Ordnung im Staate und ein starkes Österreich. Wie sie für nichts zu haben sein werden, was ihnen hiemit nicht verträglich scheint, sind sie heute doch schon so weit national erwärmt, daß sie auch für nichts zu haben sein werden, was ihnen als wesentliche Verletzung ihrer deutschen Landsleute in den gemischten Ländern erscheinen sollte, aber sie sind immerhin durch ihre früheren Parteiverbindungen und -gegensätze voreingenommen, so daß sie nicht gerade leicht für ein nationales Interesse in Bewegung zu setzen sind. Bei geschickter Führung der deutschen Politik werden sie aber gleichwohl für alle gerechten deutschen Ansprüche zu ge-

winnen sein — vielleicht sind sie berufen, den letzten Ausschlag zu geben. Sie sind die im nationalen Kampfe bisher noch nicht verwendete Reserve und ihr Eingreifen müßte um so bedeutungsvoller sein, weil mit ihnen starke außerparlamentarische Mächte verbunden sind. Bisher haben sie sich so wenig wie die Polen zu einem entscheidenden Eingreifen entschlossen, und man muß sie daher insoweit für die Lage auch mitverantwortlich machen.

Alle anderen Parteien sind tief in den nationalen Kampf verstrickt. Wie weit die Erregung geht, zeigt sich darin, daß auch im Adel nur wenige neutral verblieben sind, fast alle die alten Geschlechter haben sich in die nationalen Gruppen gestellt und treten offen für ihre Farben ein, wenn sie auch maßvolle Formen bewahren. Daß die parlamentarischen Formen im übrigen gesprengt sind, ist allbekannt. Glücklicherweise ist heute doch schon die höchste Spannung überwunden, die Extremen wirken nicht mehr mit der früheren zündenden Gewalt, wenn sie das Stichwort der Leidenschaft in die Reihen werfen, aber von einer eigentlichen Beruhigung kann entfernt nicht die Rede sein. Die nationale Strömung ist die führende Kraft geblieben, die nationalen Parteien fühlen die Stärke, die sich aus der Berührung mit den innersten Tiefen des Volkstums entbindet, und der Zauberwirkung des nationalen Kampfrufes ordnen sich alle anderen Interessen unter. Gerüstet steht man sich gegenüber, im blinden Glauben an die eigene gute Sache, in flammender Entrüstung über den Gegner verfolgt man eifrig jede kleinste Veränderung, die die eigene Sache schwächen, die den Gegner fördern könnte, aus einem unscheinbaren Anlaß kann in jedem Augenblick wieder ein Tumult entstehen, in welchem alle Vorsicht vergessen wird und die Besonnenen jeden Einfluß verlieren.

Die Hauptgegenstände des Kampfes sind S c h u l e und A m t. Durch die Volksschule gewinnt oder verliert die Nation den Nachwuchs in den Massen. Die Gemeindeschule ist zwar durch das Gesetz außer Streit gestellt, das Gesetz sorgt auch noch durch Pflichtschulen für die größeren Minoritäten, aber die Gemeinden deuteln an der gesetzlichen Pflicht, sie mißbrauchen die Rechte der Baupolizei und der Schulaufsicht; außerdem bleiben auch die kleineren Minoritäten zu versorgen, für welche sich Vereine ins Mittel legen, die da und dort heftige Agitation hervorrufen und für deren Unterstützung der Streit um die öffentlichen Mittel entbrennt. Je sorgfältiger ein Teil sich seine kleinsten, versprengten nationalen Splitter zu wahren versteht, desto mehr Land deckt er mit seinen Interessen, desto kräftiger wird er am Tage der Entscheidung sein. Durch die Mittelschule und die Hochschule gewinnt oder verliert die Nation den Nachwuchs in den gebildeten Ständen, in den führenden Klassen, um sie wird daher noch heftiger gestritten. Mit geschärftem Blick erkennt man, daß es nicht bloß von Bedeutung ist, ob solche Schulen errichtet werden, sondern auch wo sie errichtet werden, und es kann sein, daß die Gegner sich über das erste geeinigt haben, aber über das letztere dafür um so leidenschaftlicher auseinanderkommen. Ein Ministerium, dem es gelungen ist, irgend ein großes Werk

der Verwaltungsreform endlich parlamentarisch durchzubringen, kann wegen eines neuen Gymnasiums oder seines Sitzes zu Falle kommen, es wird eher gelingen, vom Hause einen Rüstungskredit von Millionen bewilligt zu erhalten, als es in betreff einer Lehrerbildungsanstalt zu einem Beschlusse zu bringen. Die täglichen Angelegenheiten der Schulverwaltung werden zu großen Parteifragen, weil sie zu Machtfragen werden, an deren Entscheidung hüben und drüben die Aussichten für den endgültigen nationalen Sieg abgemessen werden.

Auch in dem Streite um die Amtssprache ist es nicht im mindesten bloß nationaler Stolz, der das Wort führt. Was ich in dieser Beziehung von Böhmen zu sagen hatte, gilt überall. Wichtige Erwerbsinteressen stehen auf dem Spiele, vor allem aber hängt mit der Amtssprache die Nationalität der Beamten und mit dieser der Besitz der Amtsmacht zusammen. Die ältere Generation hat sich in dem grundsätzlichen Streite um die Verfassung erschöpft, die heutige Generation sucht in dem kleinen Krieg um die Verwaltungsmacht ihre Erfolge zu erreichen. Hat man die Beamten für sich, die den täglichen Dienst des Gesetzes besorgen, so hat man das Gesetz für sich — das ist einer der leitenden Gedanken der realen Parteipolitik von heute.

Schule und Amt sind nun einmal von der nationalen Sache nicht zu trennen, alle guten und auch manche schlimmen Volksinstinkte sind dafür aufgeregt. So lange der absolute Staat die Sprache von Schule und Amt nach seinem Sinne geregelt hat, konnte er anordnen, wie es Otto Hausner in einer seiner Reden gesagt hat, daß dem Verbrecher das Todesurteil in einer ihm unverständlichen Sprache verkündigt wurde; die Völker aber wollen ihre neue Freiheit nicht erlangt haben, ohne ihr innerstes Gelüsten loszulassen und ein möglichst volles nationales Leben zu leben, und zu diesem gehört es nach der Auffassung, die sie von der nationalen Gesamtentwicklung haben, daß wenigstens Schule und Amt, so weit es nur angeht, von ihrer lebendigen Muttersprache erfüllt werden, die nun einmal keines mit der Bescheidenheit einer fremden oder einer toten Sprache gebrauchen will. Jeder Vorteil, den eine Nation erkämpft, regt das Begehren der übrigen auf. Was die Ungarn gewonnen haben oder mindestens was die Polen gewonnen haben, wollen auch die Tschechen gewinnen, und was diese gewonnen haben, wollen dann auch die Slowenen und die übrigen.

In seiner Lemberger Rede hat Herr v. Koerber diese „Identifizierung der Sprachenfrage mit der nationalen Frage“ aufs lebhafteste beklagt; „für die Völker Österreichs wäre es eine Erlösung“, so hat er hinzugefügt, „wenn sich ein entschlossener Patriot erhöbe, mit dem festen Willen, den so verhängnisvollen Übertreibungen ein Ende zu machen“. Unter den gegebenen Umständen ist es aber leider zu befürchten, daß auch die feurigste Beredsamkeit nichts auszurichten vermöchte. Die Stimme eines einzelnen würde verhallen, wenn er es unternehmen wollte, die Tausende und Hunderttausende zu übertönen, denn diese Übertreibungen gehen von den Tausenden und Hunderttausenden aus, sie kommen aus dem Herzen

der Völker, für die die Macht denselben berauschenden Kitzel hat, wie für die Großen der Erde.

Kommen sie wirklich aus dem Herzen der Völker? Wenn man mit dem einzelnen Mann aus dem Volke spricht und nicht gerade irgend ein besonderer nationaler Exzeß die Gemüter in Aufruhr versetzt hat, wird man nicht im Gegenteile hören, daß es sein Wunsch wäre, es wäre wieder Ruhe und Ordnung, so daß jeder seiner Arbeit ungestört nachgehen könne? Wird man nicht auch finden, daß viele, die in der Öffentlichkeit sehr aufgeregt tun, sich in ihren persönlichen Geschäften mit dem nationalen Gegner ganz gut vertragen? Wäre nicht, falls nur jeder seine Meinung ehrlich heraussagte, eine überwältigende Mehrheit für den Frieden beisammen? Welcher Bann, welcher Zauber hindert die „ruhige, verständige Menge", sich so zu äußern, wie sie denkt?

Wir Modernen, die wir sonst nicht mehr an Wunder glauben, und die wir für alles eine natürliche Erklärung haben, haben es noch merkwürdig wenig gelernt, hinter die Geheimnisse des Massenlebens zu kommen und für ihre wunderbaren Gewalten die natürliche Erklärung zu finden. Welche Macht könnte die Menge beherrschen? Es gibt in ihr keine andern Gewalten als die, die von ihr selber ausgehen, von ihren Kräften oder von ihren Schwächen, nur muß man sich immer und immer in Erinnerung rufen, daß der einzelne Mensch für sich nicht dasselbe Wesen ist, das er in der Masse wird. Sollte man denn glauben können, wenn man den kultivierten Menschen unseres Jahrhunderts in seinem behaglichen Dahinleben sieht, daß zwischen Kulturvölkern immer noch blutige Kriege geführt werden? So wie ein Mensch mit anderen in Berührung kommt, werden Kräfte in ihm wach, von denen er nichts weiß, solange er auf sich beschränkt ist. Wie er hiedurch den besten Teil seiner geistigen und sittlichen Ausbildung erhält, so wächst ihm hiedurch zu seinem persönlichen Egoismus der Egoismus seiner Klasse, seines Volkes, seiner Rasse hinzu, „Klassenhaß, Massenhaß, Rassenhaß". Erst wenn er mit so vielen andern seiner Art zusammensteht, wird er sich seiner Art bewußt und kann nicht umhin, so zu sein wie die andern alle. Er lügt daher nicht, wenn er unter ihnen anders spricht als bei sich zu Hause, denn er fühlt und denkt unter ihnen auch anders — „ein heimlich Ja ist ein öffentlich Nein", hat Luther, der tiefe Seelenkenner, gesagt. Was man zu Hause zugibt, dem wird in der Öffentlichkeit abgesagt, die friedliche Stimmung des einzelnen wird in der Öffentlichkeit zum Krieg, es sind nur wenige so stark, daß sie sich überall mit ihrem eigenen innersten Wesen geben können.

Es hat darum auch nichts zu sagen, wenn erzählt wird, dieser oder jener Abgeordnete dieser oder jener Partei habe sich im Privatgespräche über die politischen Kämpfe ganz leidenschaftslos geäußert. Man kann heute aus einem solchen Gespräche den Eindruck davontragen, daß mit dem Manne eigentlich ganz gut reden sei und daß er und seinesgleichen zu einem vernünftigen Frieden ganz gut zu haben wären: und die nächste öffentliche Rede, die derselbe Abgeordnete

im Parlamente oder gar vor seinen Wählern hält, wird von Leidenschaft überschäumen. Warum? Weil der Abgeordnete der Gewalt des nationalen Egoismus auf der Rednertribüne vor allen andern unterworfen ist, wo er vor der Front steht und wie der Offizier im Felde ein Muster der furchtlosen Pflichterfüllung sein muß.

Solche Dinge ereignen sich nicht nur in Österreich; überall wo es ein parlamentarisches Leben gibt, finden Wähler und Gewählte an der politischen Phrase ihr Vergnügen, und bevor es parlamentarisches Leben gegeben hat, hat das höfische Leben, in welchem sich damals die politischen Erscheinungen zusammendrängten, denselben Gegensatz erzeugt. In seiner unsterblichen Dichtung schildert uns Shakespeare denselben Polonius, der in der Luft des Hofes zum leeren Schwätzer wird, in seinem Hause als liebevollen, besorgten, klugen Vater, für den beide Kinder, die reizende Ophelia und der feurige Laertes, mit hingebender Verehrung in den Tod gehen. Aber in Österreich ist der Gegensatz doch besonders grell, denn es ist nicht die harmlose politische Phrase, an der wir uns vergnügen, sondern es ist ein berauschendes, verzehrendes Gift, dessen Genuß wir uns, nüchtern und sparsam zu Hause, widerstandslos hingeben, wenn wir uns in Massen versammeln.

Hieran könnte sich nichts ändern, und wenn auch ein Prophet den Tausenden und Hunderttausenden mit Engelszungen redete; es könnte sich erst ändern, wenn einmal unsere Völker stark genug sein werden, ihre nationalen Leidenschaften zu beherrschen, und das werden sie erst gelernt haben, bis sie überhaupt gelernt haben werden, sich als Massen zu beherrschen. So weit sind sie heute noch nicht und so weit können sie noch nicht sein, weil unser öffentliches Leben noch viel zu jung ist. Es fehlt uns noch überall an der Organisation der Massen. Die politischen Organisationen der Massen sind die Parteien, es fehlt uns also ein gereiftes Parteileben. Seien wir ehrlich gegen uns, und bekennen wir uns hierin alle schuldig! Mögen wir die Regierungen, wenn sie ihre Pflicht nicht tun, weiterhin anklagen, aber erkennen wir uns selbst und gestehen wir alle ein, daß die Bürger überall im weiten Österreich ihr Teil Schuld mitzutragen haben!

Eine Partei ist eine durch ihre Führung organisierte Abteilung des Volkes. Die Partei wird durch ihren inneren Zusammenhang, durch ihre Unterordnung unter eine kleine, engverbundene Zahl von politisch geschulten Männern handlungsfähig, die führerlose Menge ist es nicht, und wäre sie noch so gewaltig an Zahl, ja je größer ihre Zahl, desto hilfloser wird sie nur durch die wachsende Verwirrung. Die Furcht vor den Massen, welche bei uns grassiert, ist in aller Regel unbegründet, nur ab und zu kommt einmal die Menge dazu, von ihren ungeheuren Kräften vernichtenden Gebrauch zu machen, wenn einmal die gleiche Leidenschaft, der gleiche Gedanke alle die vielen, die ihr angehören, miteinander erfaßt und zu einem unwiderstehlichen Körper zusammenballt; für gewöhnlich aber wird sie durch ihr

eigenes Gewicht zur Untätigkeit verurteilt, wie eines der gewaltigen Wesen der Vorwelt, von denen wir uns kaum vorzustellen vermögen, wie sie ihre schwerfälligen Kräfte gebrauchten. Die Millionen können sich untereinander zu einem gemeinsamen Vorgehen nicht verständigen, jeder fühlt sich in dem Gewühle verloren und ohnmächtig, der Ausweg, den er im Gefühle seiner Hilflosigkeit findet, ist meist nur die Klage. Bismarck hat einmal gesagt, es gehöre zu den Grundrechten des deutschen Bürgers, über die Regierung zu schimpfen; dieses Wort trifft überall den Bürger ganz richtig, wie er als das geschichtliche Erzeugnis des Polizeistaates geworden ist, es muß nur noch hinzugesetzt werden, daß dieser Bürger dabei der Regierung ruhig gefolgt hat. Wie das Sprichwort sagt: „wer schimpft, der kauft", so ist in der politisch unreifen Masse die Neigung, an den öffentlichen Einrichtungen zu mäkeln, mit der andern Neigung verbunden, sich in alles zu fügen; „sie klagt und gehorcht", könnte man von ihr sagen.

Die natürliche Hilflosigkeit der Masse macht es erklärlich, daß sie, von kurzen Zwischenräumen revolutionärer Ausbrüche abgesehen, immer und überall dort, wo sie politisch noch nicht gereift ist, von einer herrschenden Minderzahl regiert wird, welche ihre Schwäche ausnützt. Um diesem „Gesetze der kleinen Zahl" zu entrinnen, hat sie nur das eine Mittel, sich selber zu organisieren und eine Partei zu bilden — und auch damit entrinnt sie ihm keineswegs endgültig, denn sie muß sich, wenn sie nun auch der Scylla der Regierungstyrannei entgangen ist, der Charybdis der Parteiherrschaft beugen und die Parteiherrschaft wird ihr, solange sie noch nicht kräftig genug geworden ist, sich auch vor dieser zu bewahren, vielleicht ein noch härteres Joch auferlegen. Welche Herrschaft war grausamer, die des letzten Kapetingers in Frankreich oder die der Königsmörder? Und wie lange hat das französische Volk nachher noch gebraucht, bis es aus den wilden Gärungen des Parteilebens herausgekommen ist! Ist es heute, nach mehr als einem Jahrhundert, endlich so weit, sich in klarer Wahl die Führer nach seinem Herzen zu bestimmen?

Die parlamentarischen Anfänge Österreichs ließen sich glücklicher an als die Frankreichs, als ob wir von dessen erschütternden Erfahrungen gelernt hätten. Die Wahlen von 1848 haben die ganzen politischen Talente des Staates ins Parlament entsendet, und als später das unscheinbare Bretterhaus vor dem Schottentor eröffnet wurde, da traten die Abgeordneten in wohlgeordneten großen Parteien der Mehrheit und der Minderheit, wie es die Regel der konstitutionellen Musterländer vorschrieb, einander gegenüber, von glänzenden Rednern geführt; mit freudigem Selbstvertrauen, in regem Eifer wurde die parlamentarische Pflicht gewissenhaft erfüllt, mit Stolz und Verehrung blickten die Wähler auf ihre Gewählten. So war es durch Jahre und Jahre, aber es sollte dabei doch nicht bleiben. Im Leben der Völker zählen die Jahre nicht, kaum die Jahrzehnte. Das Volk ist nicht schon überzeugt, wenn es versteht, es braucht mehr, es will das, was es versteht, auch durch die unverrückbare Gewißheit des Glaubens besiegelt haben, und diese kann

erst kommen, bis die ganze große Menge eines Sinnes geworden ist und jeder seine eigene Kraft durch die überwältigende Kraft erhoben findet, die ihm aus dem Gefühle der allgemeinen Übereinstimmung zuströmt. Was die Söhne, die Enkel nicht aus dem Munde des Vaters und dessen Vaters als unbezweifelte Lehre vertrauend in sich aufgenommen haben, das ist im Gemüte des Volkes noch nicht fest verankert, daß ist gegen Stürme noch nicht gesichert. Seit die nationale Leidenschaft entfesselt ist, sind aber Stürme über Österreich gekommen, und als sie über den Staat hingingen, da wurde es offenbar, daß unsere parlamentarische Ordnung noch nicht wetterfest geworden war; die Parteien zerrissen in sich und in ihrem Zusammenhang mit dem Volke. Überall standen die Wähler, als ob sie jetzt erst zum vollen Bewußtsein ihrer selbst gekommen wären, wider die alten Führer auf und suchten sich neue nach ihrem Herzen, die sich an das parlamentarische Komplimentierbuch nicht mehr kehren wollten, dessen Formen die alten Parteien getreulich erfüllt hatten. Die „Volksseele", von der die Schönredner gerne preisend gesprochen hatten, erwachte aus ihrem politischen Halbschlummer, aber zum Schrecken aller Gebildeten enthüllte sie sich ungebärdiger, als man sie sich vorgestellt hatte, so daß heimlich mancher fromme Wunsch gesprochen wurde, sie möge nur bald wieder in Schlaf versenkt werden. Bald nachdem der glänzende, in griechischem Ebenmaß erbaute Tempel eröffnet worden war, der der parlamentarischen Muse errichtet wurde, war die andächtige Festtagsstimmung der verfassungsmäßigen Anfänge verflogen, war es mit den tugendhaften Vorsätzen eines gesitteten konstitutionellen Lebens vorüber, und Volk wie Parlament boten das Bild eines jungen Menschen, der aus der Schule entlassen worden ist und nun gänzlich ungebunden nach seinem eigensten Willen leben will.

Genau genommen, sind es nicht erst die nationalen Stürme, die die alten Ordnungen zersetzt haben, der Verfall der Parteien ist schon früher eingeleitet worden. Unsere Parteien waren nicht aus den Tiefen des Volkes heraufgewachsen, sie waren, wenn man so sagen darf, „von oben" entstanden, es war die kleine Welt der Gebildeten gewesen, die die neuen Ideen hereingebracht, die die Verfassung gemacht und die ersten Wahlen geleitet hatte. Das Volk, das allen Grund hatte, mit der alten Regierung unzufrieden zu sein, hat sich ihnen willig zugewendet und hat in den Wahlen den Listen, die die Parteileitungen feststellten und die großen Zeitungen verkündigten, ihre Zustimmung gegeben. Als sodann die freisinnigen Schulgesetze und Kirchengesetze beschlossen wurden, fielen zahlreiche bäuerliche Gemeinden ab, die zuerst liberal gewählt hatten, sie erkannten, daß die Liberalen nicht die Führer nach ihrem Herzen waren, und sie stellten sich von da auch politisch unter die Leitung ihrer geistlichen Führer. Aber auch solche Wählergruppen, die sich politisch im großen ganzen noch weiterhin liberal hielten, fanden nach und nach, daß die wirtschaftliche Gesetzgebung, die das freisinnige Parlament machte, ihren Interessen nicht entsprach, der Bauer fühlte, daß seine wirtschaftliche Not nicht verstanden, ja nicht einmal beachtet wurde, dasselbe erkannte noch deutlicher der Handwerker,

der kleine Bürger. Es ist für den „vornehmen Stadtherrn“, auch wenn er wohlwollend gesinnt ist, nicht leicht, aus dem Banne seiner Anschauungen heraus den Weg zum Bauern und zum kleinen Bürger zu finden; die altliberale Partei als eine Partei der Intelligiblen hat ihn denn auch nicht gefunden, man muß wohl noch hinzusetzen, daß sie ihn auch nicht gesucht hat. Die ersten Parteien hatten ihren Einfluß auf die Wähler zu leicht erworben, als daß sie aufgefordert gewesen wären, sich besonders um seine Aufrechterhaltung zu bemühen. Ihr leitendes wirtschaftliches Interesse war das der modernen Technik, des Weltverkehrs, des großen Kapitales, das Interesse des wirtschaftlichen Fortschrittes, wie sie es dachte und wie ja mit ihr die Wissenschaft jener Zeit es dachte, in welcher man die ungestümen Forderungen der neuen volkswirtschaftlichen und weltwirtschaftlichen Anstöße atemlos erfüllte, ohne zu beachten, wie arg alle diejenigen leiden mußten, die abseits der neuen großen Heerstraßen blieben. Wie waren die Führer verwundert, als der Respekt, den ihnen die Wähler entgegengebracht hatten, sich allmählich verminderte! Die Erweiterung des Wahlrechtes hat gewiß auch das Ihrige dazu beigetragen, indem sie große, ganz ungeschulte Wählerschichten mit zur Entscheidung berief. Mit einemmal tauchten dann Führer auf, die die Interessen und die Gefühlswelt der Wähler besser erfaßten und die sie im Sturme mit sich rissen, bis dann jene Zustände hervorkamen, in denen die Stimmung ganz umschlug, wo die liberale Partei zum Schaden auch noch den Spott tragen mußte, wo das geflügelte Wort vom „Bildungsprotz“ gesprochen wurde und die Furchtsamsten den Mut der Bildung nicht mehr aufbrachten. Die Wähler zersplitterten sich nach den verschiedensten Richtungen hin, ein Teil schloß sich, ohne gläubiger geworden zu sein, den Klerikalen an, ein anderer gruppierte sich zur christlichsozialen Partei, die Agrarier kamen auf, die Gruppen des Bauernbundes entstanden. Selbst unter denen, die im liberalen Lager verblieben, traten Spaltungen hervor, die Fortschrittspartei und die Volkspartei sind, von anderem abgesehen, auch durch gewisse, ganz deutliche wirtschaftliche Schattierungen voneinander geschieden. Ähnlich kamen solche Gegensätze auch unter den Slawen zutage, allerdings hier durch die stärkere nationale Geschlossenheit um einiges gedämpfter.

Es ist notwendig, in diesem Zusammenhange noch über die eigentümlichen Wirkungen zu sprechen, die das Wahlprivileg des Großgrundbesitzes auf die parlamentarischen Verhältnisse ausgeübt hat. Ich weiß nicht, ob man mit diesem Privileg mehr dem adeligen Klasseninteresse dienen wollte, um dem Großgrundbesitz eine ausgiebige Vertretung im Abgeordnetenhause, in den Landtagen und in den Landesausschüssen zu sichern, oder ob man damit das allgemeine Beste zu fördern gedachte, indem man von den Abgeordneten des Großgrundbesitzes erwartete, daß sie den Kern einer staatserhaltenden Mittelpartei bilden würden. Falls es auf das letztere Ziel abgesehen war, so wurde es verfehlt: wie das Herrenhaus überall dem Abgeordnetenhause gegenüber an politischer Geltung zurücktreten muß, weil nur das letztere sich als die wahre Volksvertretung fühlt, so ist ein ähnlicher Abstand zwischen

jenen Mitgliedern unseres Abgeordnetenhauses hervorgekommen, die aus einer kleinen Kaste, und denen, die aus dem Volke gewählt sind. Der Großgrundbesitz hat seine reichliche Anzahl von Sitzen im Hause, die ihm niemand rauben kann, aber sein Einfluß ist kleiner, als es dieser Zahl entspricht, er hat keine Gewalt über die Stimmung des Hauses, er hat keine Kraft zur Führung, zu der der hohe Adel sonst berufen ist; auch das war in den Anfängen des Parlamentarismus noch anders, aber es tritt in der großen Krise unserer Tage unzweideutig hervor. Gerade in Österreich ist die gesellschaftliche Kluft zwischen den Adelsgeschlechtern und der Bevölkerung sehr groß; sie hätte einigermaßen ausgefüllt werden können, falls der Großgrundbesitz durch die Verfassung bemüßigt gewesen wäre, um sein Teil an den Vertretungskörpern mit andern in Wettbewerb zu treten, er hätte volkstümliche Verbindungen pflegen müssen und wäre volkstümlicher geworden. Statt dessen zieht er sich in seinen Kurien auf sich selbst zurück, die Stellen, die er bei seiner weitverbreiteten Machtgeltung in den Landgemeinden hätte besetzen können, sind andern Einflüssen überlassen, die durchaus nicht immer im Sinne einer vermittelnden Richtung wirken, und sind für ihn heute vielleicht schon auf immer verloren; in den Häusern selbst vermehren die Gewählten des Großgrundbesitzes, statt die Gewählten des Volkes führend zu vereinigen, die Spaltung, indem sie neben den andern Parteien, deren wir schon genug haben, ihre Klubs für sich bilden.

Eine auf den Grundsatz der Wahl gestellte Verfassung verträgt sich mit keinerlei Vornehmtun, sie bestraft jedes; unsere „Intellektuellen“ müssen es büßen, daß sie die volkstümlichen Strömungen nicht beachtet haben, und der Großgrundbesitz muß es büßen, daß ihm die Verfassung die Mandate, die die andern durch eine öffentliche Prüfung vor dem Publikum erwerben müssen, sozusagen auf Grund einer Privatprüfung vor den Standesgenossen zuweist.

Frankreichs Afrikapolitik.

Von Leopold Freiherrn von Chlumecky.

Durch das gewaltige, die gesamte Welt in Atem haltende Ringen um die Vorherrschaft in Ostasien — zum Teile auch durch das in Frankreich erfolgte Wiederauflodern des ewigen Kampfes zwischen geistlicher und weltlicher Macht, wurde die Aufmerksamkeit der großen Öffentlichkeit über Gebühr von einem immerhin bedeutsamen Ereignisse abgelenkt: dem englisch-französischen Marokko-Abkommen. Dieser am 8. April d. J. geschlossene Vertrag dürfte als der erste praktische Schritt Frankreichs erscheinen, seine Aspirationen auf Marokko aus dem Bereiche nebuloser Zukunftsträume in die reale Wirklichkeit zu versetzen, und ist als solcher eines der wichtigsten Glieder in der Kette französischer Afrikapolitik. Der Besitz Tangers und

der die Straße von Gibraltar im Süden begrenzenden Küste hat schon für sich allein eine so ungemein weittragende Bedeutung, daß schon aus diesem Grunde sämtliche Mittelmeerstaaten an der Art und Weise, wie die Marokkofrage ihre künftige Lösung findet, in weitestgehendem Maße interessiert sind.

Und so ist es wohl kein müßiges Beginnen, sich die Frage vorzulegen, wie Frankreich die ihm durch das Abkommen mit England zugestandene und im Vertrage mit Spanien schwerlich nennenswert eingeschränkte Aktionsfreiheit in Marokko benützen dürfte, um diese Gebiete in wirksamster und zweckdienlichster Weise seinem nordafrikanischen Territorium anzugliedern.

Gar teures Lehrgeld hat Frankreich bei seinen ersten Versuchen einer nordafrikanischen Kolonialpolitik gezahlt. Und heute gibt es wohl keinen französischen Politiker mehr, welcher nicht von der Überzeugung durchdrungen wäre, daß die Mittel, mit denen man Algeriens Besitznahme erstrebte, denkbarst unzweckmäßige und verfehlte waren, wenn sie auch schließlich zum Ziele führten.

Die nicht anders als militärisch vorbereitete Eroberung eines einheitlich mohammedanischen Landes, und die Versuche, in demselben ebenso unvermittelt eine, wenn auch nach türkischem Zuschnitte geformte, so doch von europäischem Geiste durchwehte Verwaltung zu schaffen, werden stets Schwierigkeiten begegnen, von deren Größe man eben erst durch die Erfahrungen vieler Jahrzehnte ein richtiges Bild gewonnen. Als grundlegende Ursache dieser Erscheinung muß nicht bloß der Fanatismus der Moslim, sondern vielmehr in erster Linie die ungeheure Kluft angesehen werden, welche in allen Lebensanschauungen den Orientalen vom Europäer scheidet.

Nimmermehr wird der Mohammedaner europäische Denkweise und Ethik sowie das, was wir Kultur und Gesittung nennen, verstehen und anerkennen. Das unvermittelte Eindringen europäischen Geistes und die unmittelbare Berührung mit dem Westen werden als etwas Odioses empfunden, dem gegenüber der lebhafteste Widerstand geleistet wird — der gefährlichste und so schwer zu besiegende Widerstand einer tief empfindenden Volksseele, deren Saiten in gewaltiges Schwingen geraten, wenn ein unvorsichtiger Griff an alte Traditionen, an festgefügte Lebensanschauungen, an grundlegendes religiöses oder ethisches Empfinden rührt.

Wie schwierig das Problem ist, den Osten mit dem Westen zu versöhnen, das haben wir Österreicher in Bosnien erfahren; und doch hat gerade jene Erscheinung, welche in unserem Vaterlande zur Ursache so schwerer Erschütterungen geworden, die Vielgestaltigkeit der Bevölkerung, unsere Aufgabe in den okkupierten Provinzen relativ noch erleichtert.

Kroaten und Serben bilden ein dem Fortschritte und dem Eindringen okzidentaler Kultur nicht abgeneigtes Element, welches unschwer als Gegengewicht wider den konservativen Starrsinn des Islams ausgespielt werden kann. Mag auch der Serbe aus nationalpolitischen Motiven der österreichisch-ungarischen Okkupation in manchem Belang noch feindlicher gegenüberstehen als der Mohammedaner — — die zivilisatorischen Bestrebungen jedweder europäischen Administration werden

bei diesem Teile des bosnischen Völkergemisches nur selten auf Widerstand stoßen. Und trotz dieses Umstandes, und obwohl die mohammedanische Minorität in den Okkupationsländern kaum mehr als 35 Prozent der Gesamtbevölkerung beträgt und überdies zum großen Teile slawischer Nationalität ist, bedurfte es dennoch des Genies eines Kallay, um die sich auftürmenden ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden, um für die Einführung europäischer Verwaltungsprinzipien eine Form zu finden, welche dem Empfinden des Orientalen nicht allzusehr zuwiderlief.

Wenn schon eine seit altersher mit Andersgläubigen und Andersdenkenden in innigstem Kontakte lebende mohammedanische Minderheit in solchem Maße ihre Eigenart bewahren und die sie von uns trennende Kluft nur so schwer überbrückt werden konnte, so bietet dies einen Maßstab für die Größe der Aufgabe, welche Frankreich auf sich nahm, als es ein durchwegs mohammedanisches Land wie Algier im Wege der Eroberung und des ohne weitere Vorbereitung unternommenen Verpflanzens europäischer Verwaltung der westlichen Kultur erschließen wollte. Die ethnographischen Verhältnisse Bosniens konnten einen solchen Vorgang rechtfertigen, jene Algeriens hingegen müssen denselben modus procedendi als ganz verfehlt erscheinen lassen. Und so ist auch tatsächlich die Geschichte der ersten fünf Jahrzehnte algerischer Okkupation nicht viel mehr als eine Kette blutiger Aufstände oder zwar unblutigen, darum aber nicht weniger tiefgehenden Aufbäumens des Islams gegen den französischen Eindringling, dessen Sitten so grundverschiedene, dessen Vorgehen ein so unverstandenes und unverständliches war. Die tiefempfundene Mißachtung, welche der Moslem dem Christen stets entgegenbringt, sie steigerte sich zum Hasse, als der Giaur an Althergebrachtes zu rühren wagte und die Bevölkerung mit Segnungen einer Kultur beglücken wollte, die ihr nur minderwertig, in manchen Beziehungen sogar als Unkultur erscheint. Frankreich hatte eben den gewaltigen Fehler begangen, es nicht erfaßt zu haben, daß der Eroberung und Annexion solcher Länder noch andere als militärische Vorbereitungen vorauszugehen haben.

Erst muß der Abgrund, welcher zwischen Osten und Westen gähnt überbrückt, es muß ein Bindeglied gefunden werden zwischen der mohammedanischen Bevölkerung und dem zivilisationslüsternen Europa, um so der allmählichen Infiltration mit okzidentaler Kultur eine Eingangspforte zu öffnen und diesem Bestreben das Aufreizende, das Gehässige zu benehmen.

Dieser letztere Weg wurde von der Republik eingeschlagen, als man zu Beginn der Achtzigerjahre daran ging, den nordafrikanischen Besitz nach Osten hin auszudehnen.

Der in Algier begangene Fehler, welchen man nur durch ungeheure Opfer an Menschen, Geld und Energie wettgemacht hatte, wurde dank den Erfahrungen, die man in diesem halben Jahrhundert dort gesammelt, bei der Verwirklichung der Aspirationen auf Tunis vermieden.

Die Franzosen verzichteten darauf, Tunesien im Handumdrehen zu erobern, es von heute auf morgen in eine Provinz Frankreichs umzuwandeln.

Man wählte den vorsichtigeren und klugen Weg, den Bey auf seinem Throne zu belassen, und sich vorerst nur im Wege des Protektorates einen — freilich dominierenden — Einfluß auf die Verwaltung des Landes zu sichern.

Damit war jene Brücke vom Okzident zum Orient geschlagen, über welche der europäische Einfluß sich den Weg bahnen und schrittweise eindringen konnte, ohne die Empfindsamkeit mohammedanischen Fühlens in allzu rücksichtsloser Weise zu verletzen. Die Tatsache, daß der Bey — wenn auch bloß zum Scheine — der Träger der Staatsgewalt blieb, daß er die von Frankreich geforderten Maßnahmen dekretierte, wirkte wie eine Anästhesierung des Schmerzempfindens, welches dieselben Maßregeln in höchstem Grade erregt hätten, wenn sie unmittelbar durch fremdländische Gewalthaber erfolgt wären.

So mancher Schritt zur Verpflanzung einer verhaßten Zivilisation verlor seine Unpopularität und seine Härte dadurch, daß ein Mohammedaner selbst es war, welcher diese Aufpfropfung eines fremden Reises auf die mimosenhaft empfindsame Pflanze orientalischen Denkens vollzog. Regte sich aber doch der Unwille gegen die eine oder andere allzu radikale Maßregel, so richtete er sich in erster Linie gegen den Bey, die Republik wurde nur par ricochet davon getroffen. Nur so ist es erklärlich, daß die Erfolge Frankreichs in Tunis — obwohl seit dem Vertrage von Kasr el Said nicht mehr als 23 Jahre verflossen sind — heute bereits ganz außerordentliche genannt werden müssen, und die Herrschaft der Republik dort auf festeren Grundlagen beruht, als in dem vor 74 Jahren eroberten Algerien. Wer immer so wie ich auf Grund eigener Wahrnehmungen an Ort und Stelle die kulturellen Fortschritte beider nordafrikanischen Territorien einem Vergleiche unterziehen konnte, wird und muß erkennen, um wie vieles zweckentsprechender das in Tunis angewandte System ist, und wie viel besser es sich bewährt hat als die anscheinend viel radikaleren und energischeren Maßnahmen zur Französierung Algeriens.

Sehr naheliegend ist nun die Annahme, daß Frankreich versuchen wird, in Marokko denselben Weg zu gehen, in der Erkenntnis, daß dort in wohl noch höherem Maße als in Tunis und Algier die Transfusion europäischen Geistes und europäischer Administration nur unter Mitwirkung der heimischen Dynastie wird stattfinden können.

Auch für die Art und Weise der Anbahnung dieser Bestrebungen, für den Beginn der Aktion, deren Endziel die Etablierung des Protektorates ist, kennt die Kolonialgeschichte der letzten Jahrzehnte ein treffsicheres Mittel: die planmäßig geförderte Verschuldung des Staates, den man unter europäische Botmäßigkeit zu stellen sucht.

Sowie in der Privatwirtschaft der gewissenlose Kreditgeber in der finanziellen Schwäche seines Schuldners ein Mittel sucht und findet, um denselben allmählich in eine immer drückendere Abhängigkeit zu bringen, um ihn schließlich nicht selten ganz zu depossedieren, so besitzt die moderne Expansionspolitik Europas in der Kreditgewährung an kulturell tieferstehende Gemeinwesen einen bei konsequenter

Verfolgung unfehlbar zum Ziele führenden Weg, die wirtschaftliche und schließlich auch die politische Selbständigkeit solcher Staaten zu untergraben.

Was ehedem nur blutige Eroberungskriege vermochten, das bewirkt heute in nicht mehr seltenen Fällen die werbende Kraft des Geldes, wenn die Verschuldung des kreditbedürftigen Staates mit jener Rücksichtslosigkeit ausgebeutet wird, deren überhaupt jede großzügige Politik nicht entraten kann. So geschah es unter anderem in Ägypten und Tunis, und so wird es dereinst mit Marokko und auch mit Persien ergehen. Mit unendlicher Freigebigkeit kam Frankreich den stets wachsenden Geldbedürfnissen des Bey Mohammed es Sadok entgegen, bis seine Schuld von 12 auf 150 Millionen Franken gestiegen war. Von diesem Augenblicke hatte man ihn und — nachdem das Budget dieses absolutistischen Herrschers selbstverständlich mit jenem seines Landes identisch war — auch ganz Tunesien in der Hand.

So ist es wohl kein Zufall zu nennen, daß die erste Nachricht, welche der Telegraph nach der Meldung über das Zustandekommen des englisch-französischen Marokko-Abkommens brachte — jene von dem Abschlusse einer Anleihe zwischen Marokko und der Banque de Paris war.

Die 60 Millionen Franken, welche Frankreich vorläufig dem Emir el Mumenim zur Verfügung stellte, haben in erster Linie zur Rückzahlung marokkanischer Schulden an England und Spanien zu dienen, während mit dem Rest Reorganisationen in Angriff genommen werden sollen, deren Art und Umfang natürlich wieder vom Kreditgeber zu bestimmen sind. Wie immer diese Reformen auch beschaffen sein werden — darüber besteht kein Zweifel, daß die Behörden des Landes zu deren Durchführung weder fähig sein noch als hiezu befähigt erkannt werden dürften, daß daher der Emir, wenn auch widerstrebend, selbst die ihm hiefür freundschaftlich gebotene Hilfe der Republik in Anspruch nehmen wird. Die erfolgte Gewährung des Darlehens — welchem übrigens bald neue Anleihen auf dem Fuße folgen werden — berechtigt Frankreich zu einer genauen Kontrolle marokkanischer Finanzen. Es ist dies eine ungemein wichtige Funktion, welche im Grunde genommen, sich als eine fast unbeschränkte Beeinflussung der gesamten Geldgebarung des Emirs und auf diesem Wege als eine Art Vetorecht gegen fast alle, der Republik etwa mißliebigen Aktionen darstellt. Mit großem Geschicke wurde für diesen Posten eine Person in Aussicht genommen (der ehemalige französische Generalkonsul in Genf, Herr Regnault), welche bereits in Tunis in gleicher Weise mit großem Erfolg gewirkt und nunmehr unter dem bescheidenen Titel eines Interessevertreters des Anleihesyndikats in Wirklichkeit die Stelle eines — marokkanischen Finanzministers bekleiden soll.

So wird es auch gelingen, sich die Leitung der Zollpolitik des Landes zu sichern und hiedurch die kommerzielle Eroberung Marokkos vorzubereiten.

Als eine weitere, in der Konvention mit England der französischen Regierung ausdrücklich übertragene Aufgabe ist der Schutz der Europäer in Marokko

zu nennen. Daß Frankreich auch hierin eine willkommene Handhabe finden wird, um auf die inneren Angelegenheiten des Landes weitgehenden Einfluß zu nehmen, liegt auf der Hand. Schon verlautet es, daß die Reorganisierung der marokkanischen Polizei unabweislich geworden sei, wenn Frankreich der von ihm übernommenen Verpflichtung gerecht werden wolle — — und es versteht sich von selbst, daß diese Reform nur dann von einem Erfolg begleitet sein kann, wenn sie unter französischer Oberleitung erfolgt.

Hand in Hand mit dieser Aktion geht die Wiederherstellung der Ordnung und Sicherheit im ganzen Lande, wozu die wiederholten Kämpfe der einzelnen Stämme untereinander, sowie die zahlreichen Intriguen und Anschläge gegen die Herrschaft des Sultans, zu jedem beliebigen Zeitpunkte einen plausibeln Vorwand für ein energisches Einschreiten Frankreichs bieten werden.

Schon spricht man am Quai D'Orsay ganz unverhohlen von der Notwendigkeit, die Autorität des Emirs zu schützen, schon deutet Delcassé an, daß es Frankreichs Aufgabe sein wird, den Herrscher Marokkos vor den gefährlichen Intriguen zu bewahren, welche sich an seinem Hofe abspielen.... An dem Tage aber, an welchem sich diese schützende Hand Europas über ihn ausbreiten wird — — da wird auch die Unabhängigkeit des Emirs zu Grabe getragen werden, er wird sich den Armen der ihn bedrängenden Truppenführer entwinden, um in die eiserne Umklammerung unbeugsamen europäischen Willens zu geraten, und diese „schützende" Umarmung wird ihn schließlich zum Schattenkönig machen — wie sie dem Bey in Tunis, wie sie in Ägypten dem Khedive bloß ein Scheindasein beließ.

Natürlich wird diesem Endziele noch so manch andere vorbereitende Aktion vorauszugehen haben. Als wohlerwogene, für ein zielbewußtes Vorgehen Zeugnis ablegende Maßnahme erscheint der schon vor langer Zeit begonnene Bahnbau längs der östlichen Grenze Marokkos. Von Oran nach Süden strebend, umspannen die Schienen das marokkanische Territorium immer mehr und mehr. Sie laufen, hart an der Grenze führend, heute bereits bis Beni Ounif, wo sie, 600 Kilometer von Oran entfernt, im Frühjahr 1904 endeten. Doch rastlos wird der weiter Bahnbau betrieben; schon in diesem Winter soll eine noch tiefer südlich führende Fortsetzung dem Verkehre übergeben werden. Und wenn auch die Realisierung der französischen Chimäre, die Fertigstellung des „Transsaharien" mit dem Endpunkte in Timbuktu, wohl noch sehr lange auf sich warten lassen dürfte, so ist es dafür um so wahrscheinlicher, daß man in absehbarer Zeit versuchen wird, die Schienenumklammerung Marokkos zu einer noch engeren zu gestalten, indem auch die südlichen Grenzgebiete dieses Landes dem Bahnverkehr erschlossen werden.

Wie das Fanglasso um den Hals des flüchtenden Tieres, wird sich dann dieser eiserne Ring zuziehen, und wenn es gelingen sollte, die ungeheure Schwierigkeit zu überwinden und die Bahn bis zur Atlantischen Küste, etwa nach Mogador, zu führen, so wird Frankreich damit ein in kommerzieller und strategischer Beziehung ungemein bedeutungsvolles Werk geschaffen haben. Die Angriffe, denen schon heute

die französische Grenzbahn von seiten marokkanischer Banden ausgesetzt war, lassen es wohl voraussehen, daß auch weiterhin der Bahnbau nur unter äußerst schwierigen Umständen und nur schrittweise, bei beständiger Vermehrung des militärischen Schutzes, wird fortschreiten können. Der Fanatismus der fast 10 Millionen Seelen zählenden Bevölkerung dieses so weit nach Westen vorgeschobenen „Orientes“ übersteigt noch weitaus jenen, den Frankreich in Algier und Tunis zu brechen hatte. Und darum werden auch die Versuche der Schaffung „zivilisatorischer“ Werke in Marokko, für welche die Kammer heuer 600.000 Franken votiert hat, und die Bestrebungen, im Wege der „Mission des archives“ durch Studien über die Administration und die innere Organisation des Landes den Geist der Bevölkerung zu erfassen und ihr näher zu treten, es nicht hindern können, daß so manche Aktion in Marokko wiederholte Echecs erleiden, daß nicht weniges, was mühsam geschaffen wurde, wieder zerstört werden wird. Eben jetzt dringen Nachrichten zu uns, welche darauf schließen lassen, daß der Mulay Abdul Asis sich des französischen Einflusses zu entledigen sucht, indem er alle in Marokko wirkenden Ausländer außer Landes verweist. Im Interesse Frankreichs und seiner Aspirationen auf Marokko muß es gelegen sein, daß dieser Zwischenfall auf friedlichem Wege beigelegt und daß Mittel gefunden werden, um ohne schwere, kriegerische Konflikte den Sultan zur Belassung der französischen Funktionäre im Scherifischen Reiche zu bewegen.

Selbst dann, wenn es gelingen sollte, die gegenwärtig drohenden Komplikationen abzuwenden, wird wohl auch späterhin die Präponderanz Frankreichs im westlichsten Nordafrika noch so manche schwere Erschütterungen überwinden müssen, ehe sie sich fest und unzweifelhaft konsolidiert, und wir werden neuerdings die Zeugen eines schweren Kampfes moderner Kultur gegen orientalisches, fanatisch zähes Festhalten an der eigenen Zivilisation sein.

Mag auch Österreich aller Voraussicht nach von der Art und Weise, wie die Marokkofrage dereinst gelöst wird, nur wenig berührt werden, so sollte uns dies doch nicht daran hindern, mit lebhafterem Interesse, als es gegenwärtig geschieht, und mit größerer Aufmerksamkeit die Entwicklung der besprochenen Vorgänge zu verfolgen.

So wenig geneigt auch die öffentliche Meinung Österreichs einer Expansionspolitik ist, so liegt es doch nicht ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß einmal der Augenblick kommt, wo die Expansionsbestrebungen anderer uns in eine Zwangslage versetzen, in der wir, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, unsere Hand auf Gebiete werden legen müssen, nicht so sehr, weil wir deren Besitz anstreben, als vielmehr, weil unsere vitalsten Lebensinteressen es verbieten, daß andere dort festen Fuß fassen.

Das moderne Arkanum europäischer Diplomatie, die Erhaltung des Status quo, kann noch für einige Zeit seine Schuldigkeit tun, schließlich muß aber auch diese Formel versagen und, am ehesten wohl dürfte sie am Balkan Bankerott machen. Und ganz ausgeschlossen ist es wohl nicht, daß wir uns dann dort vor eine Auf-

gabe gestellt sehen, deren Lösung uns weniger schwer fallen wird, wenn wir aus der Geschichte gelernt und die Ereignisse in ethnographisch ähnlichen Gebieten mit wachem Auge verfolgt haben werden. Darum sollten wir den verschiedenen Arten in der Behandlung nicht bloß des kranken Mannes allein, sondern der großen kranken Familie mohammedanischer Gemeinwesen überhaupt, in regerem Maße unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Speziell den Aktionen Frankreichs in Tunis und Marokko dürften wir so manches entnehmen können, das anzuwenden wir vielleicht dereinst gezwungen sein werden.

Meine Jugendzeit.

Aus den Memoiren des Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder.

(Fortsetzung und Schluß.) *

Als Gymnasiast hatte ich mir bereits fest vorgenommen, um jeden von mir zu erschwingenden Preis alle berühmten klassischen Stätten des Altertums aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Jetzt war ich an Seumes „Spaziergang nach Syrakus“ geraten, der mich dergestalt fesselte, daß ich ganze Stellen exzerpierte und in seine Fußstapfen zu treten beschloß. Nebenbei lag mir aber noch aus meiner idealen Zeit Claurens „Mimili“ im Sinne und ich studierte eifrig Ebers „Schweiz“ und die ausgezeichnete Karte, die ich von meinem Mitschüler Götze, der ebenfalls ein Schweiz-Enthusiast war, erhalten hatte. Auch wurden alle anderen Reisebücher, die mir zur Hand kamen, nicht bloß gelesen, sondern geradezu verschlungen. Dennoch kam es in den ersten Jahresferien noch zu keiner Ausführung, weil der nervus rerum gerendarum noch nicht kräftig genug war. Auf Einladung brachte ich meine erste juridische Vakanz in Brünn zu.

Obgleich erst ein Jahr seit meinen Brünner Studien verstrichen, waren doch fast alle meine früheren Bekanntschaften verlaufen und ich stand ziemlich vereinzelt da, weshalb ich auch nicht ungern das Ende der Serialzeit empfand. Es gab damals eine ganz besondere, billige Fahrgelegenheit zwischen Wien und Brünn, nämlich der Bergauer-Padowetzsche Stellwagen, der, um der k. k. Posteilfahrt keinen Eintrag zu tun, den Umweg über Znaim machen mußte. Madame Bergauer in Stockerau war damals eine hochberühmte Zelebrität in Lohnfuhr- und Stellwagenwesen. Kutscher, Stallknechte, Rösser und Passagiere hatten vor der Dame gleichen Respekt. Sie war ziemlich korpulent, hatte ein Organ, mit welchem sie die Rossebändiger übertönte, und ein ausnehmendes Herrschertalent. In der Leopoldstadt im Einkehrwirtshause „Zum weißen Roß“ oder „Elefanten“ standen immer ganz

* Den angekündigten Epilog zu Felders Memoiren werden wir im 12. Heft veröffentlichen. Anm. d. Red.

passable Wägen zur Anlockung der Passagiere, welchen man auch behilflich war, wenn sie keinen Linienpassierschein besaßen, was bei mir fast immer der Fall war, erst beim „Rehböckl" in der Brigittenau außerhalb des Tabor einzusteigen. In Stockerau wurde man im Bergauerschen Wirtshaus abgeladen und stand nun unter dem persönlichen Regimente der Madame Bergauer.

Oft konnte man stundenlang aufs Weiterkommen warten, wenn ihre Trains aus den verschiedenen Richtungen nicht pünktlich eintrafen. Ich habe mich oft gewundert, woher die sonderbaren, durch Bauart und Greisenalter auffälligen Gefährte kamen, in welche man von der Madame Bergauer höchst persönlich eingepfercht wurde. „Da kann man ja gar nicht sitzen, Frau Bergauer," rief ein Passagier. „Hätten Sie sich einen Luftpolster mitgenommen," war die Antwort. „Das Türl geht ja nicht auf, es ist mit Stricken von außen zusammengebunden." „Das ist recht gut, können's wenigstens nicht hinausfallen." „Sackerlot, das Fenster ist zerschlagen." „Ist ganz gut, haben Sie doch frische Luft, im Wagen wird's sonst zu dunstig." Unter solchen und ähnlichen Dialogen setzte sich die zerrumpelte Maschine in Bewegung und hatte der Kutscher fluchend alle Augenblicke etwas am Gespanne zu flicken und zu bandeln, bis endlich das Zeug des Weges nach Hollabrunn oder Horn zusammenhielt. Von da ab ging es besser, da die Padowetzschen Wagen doch wenigstens emeritierte Hietzinger waren.

Mit den Ferien des zweiten Jahrganges begann endlich die Realisierung meiner längst geplanten Fußwanderung. Ich hatte auf derselben einen Gefährten, nämlich einen befreundeten Kollegen Josef Augusta aus Poltenberg. Meine Sehnsucht zog mich zuerst nach dem Meere, nach dem alten Venedig, nach der Vorhalle der hesperischen Gefilde und nach den Hochgebirgen und Gletschern Tirols. Ich verdiente mir auch die ersten Sporen zu einigem Mißvergnügen meines Begleiters, denn die kaum zweimonatliche Wanderung umfaßte bei 300 Meilen in Kreuz- und Querzügen. Tagebuch und Reiseerinnerung an diese erste größere Fußtour finden sich an einem andern Orte. Die Ferien nach dem dritten Jahrgange, die ich nahezu um einen Monat verlängerte, weil ich mich beeilt hatte, schon am ersten Tage der Examina loszukommen, benützte ich zur zweiten größeren Fußreise, die ich aber durch die früheren Erfahrungen gewitzigt, wie alle nachfolgenden, um mir volle Freiheit zu wahren, allein vollführte. Das Wagnis wegen meiner Paßlosigkeit, die Luftlinie quer über das Hochgebirge nach den oberitalienischen Seen zu nehmen, hätte mir bald das Leben gekostet. Ich schlich mich viermal über die schwarzgelben Grenzschranken ins Ausland hinaus, einmal sogar unter lügnerischem Vorwand, und als ich nach zehn Wochen wieder in die Schönlaterngasse einbog, hatte ich nicht viel weniger als 600 Meilen und einen guten Teil Piemonts, der Schweiz, Bayerns, Württembergs und Sachsens in Kreuz und Quere durchwandert. Auch über diese zweite größere Fußreise bewahre ich ein bald hernach noch im Jahre 1837 geschriebenes Tagebuch und Erinnerungen an die damals empfangenen Eindrücke, wie sie noch heute in meinem Gedächtnisse leben.

Im letzten Jahrgange muß ich doch auch der Vergnügungen gedenken, die ich mir außerhalb der Familienkreise mit einigen, wenn auch nicht sehr bedeutenden Kosten vergönnte; das war in den Wintersonntagen der Volksgarten, in dessen noch heute bestehendem Salon Johann Strauß (der Vater) für ein Entree von 10 kr. K.-M. mit seinem mustergültigen Orchester spielte, und das Kasino Zögernitz in Döbling, das Lanner für seine noch bis zur Stunde unerreichten, melodiösen Walzerkompositionen in Besitz genommen hatte. In einem Karnevale wurde sogar der altberühmte Apollosaal mit seinen riesigen Nebenlokalitäten angeblich in seinem früheren Glanze wiedereröffnet. Alle Welt strömte anfangs dahin und auch ich war trotz hohen Entrees in Gesellschaft der Familie des Marquis Strozzi (unseres Wohnungsnachbars in Brünn) dabei. Ich führte die schöne Marquise am Arme, die, etwas korpulent, in ihrem hochrotseidenen, stark ausgeschnittenen Kleide selbst in dichtem Menschengewühle Aufsehen erregte. Da fuhr sie plötzlich mit einem Schrei zusammen und es ergab sich, daß frecher Mutwille eine fingerlange Nadel in jene Gegend eingetrieben hatte, die Damen mit einem Kissen zu verwahren pflegen, aber bei der Marquise volle Natur war. Glücklicherweise hatte die Sache keine andere Folge, als daß mir ein nagelneuer Hut nahezu vom Kopfe weggestohlen wurde und ich barhaupt, mit einem Schnupftuche den Kopf umwunden, nach Hause fahren mußte.

Auch das damalige Studentenwirtshaus par excellence, den „Fürstenhof" an der Ecke der Reisnerstraße und dem Kanal, besuchte ich über Aufforderung meiner Kollegen Augusta und Krueg ein paarmal. Madame Reisner,* die bei dem Bau der Reisnerschen Häuser selbst Ziegeln mittrug, hatte immer einige Studenten an sich gezogen, die sie verköstigte und die sich's auch im „Fürstenhof" auf ihre Kosten gut geschehen ließen.

Die kleinen Sommerferien während der ersten zwei Jahre brachte ich meist in Baden bei meiner mütterlichen Anverwandten zu, wo es im Kreise der Familie meines Großonkels Zrza an jungen Leuten und an Unterhaltung nicht fehlte.

Mit dem 2. Februar 1837 hatte mein ideales Leben eine bestimmte Richtung erhalten und zog mich, so oft ich nur konnte, wenigstens auf einige Tage wieder nach Brünn, aber nicht mehr in das Haus meines Onkels, denn dieser war in Erfüllung seines langjährigen sehnlichsten Wunsches mittlerweile nach Wien transferiert worden.

* * *

* Sie paßte wenig zu den aristokratischen Gelüsten ihres Gemahls, der damals Couponabschneider im Bankhause Sina war, später aber selbst Bankier unter Firma Reisner & Co. wurde. Nachdem er 1847 die durch einen altersunfähigen Greis vertretene Familie Kallay mit einer Million-Anleihe, die nicht zustande kam, hart mitgenommen hatte, kaufte er im Toskanischen ein kleines Gut, mit welchem der Titel Marquis für dessen Besitzer verbunden war. Von da ab nannte er sich Marquis Reisner, ließ sich auch so heißen, bis ihm die Polizei diesen Titel wenigstens für Österreich strich.

Ich habe nur noch einen Rückblick auf einige Kollegen meiner juridischen Studien an der Wiener Universität zu werfen.

Der bedeutendste unter ihnen war wohl Edler v. Wirth, dessen junger Körper einen scheinbar viel älteren und gereifteren Geist beherbergte. Er hatte vornehmes Äußeres, sehr gewählte Sprache und schien uns alle an Wissen zu überragen. Er glich bereits einem werdenden Staatsmanne und ward es auch. Denn schon 10 Jahre danach fungierte er als Unterstaatssekretär Schmerlings im Frankfurter Reichsministerium. Starb jedoch bald darauf.

Siamesische Brüder nannten wir mehrere Paare, das eine Schuster und Dworzak, beide wurden Gerichtsbeamte und sind längst verstorben. Ein zweites Paar bildeten Götze und Öhler; der erstere, ein passionierter Fußreisender gleich mir, Sohn des Gemeindegerichtsschreibers von Thury und Lichtenthal, starb als Handelsgerichtsrat. Öhler ward Magistratsrat und trat in Pension während meiner Amtsführung als Bürgermeister. Er hatte die unsägliche Leidenschaft schon als Student, mit seiner Damengesellschaft nicht allzu wählerisch zu sein, und wir verargten es ihm stets, wenn er im „Elysium" mit ordinären Dienstboten tanzend gesehen wurde. Diese Inklination legte er auch in älteren Jahren nicht ab und brachte ihm insbesondere bei Wäschermädel-Maskenbällen manche Verlegenheit zuwege. Ein drittes solches Paar nannte man mich und meinen Brünner Jugenfreund Romani, von dem ich an anderer Stelle bereits gesprochen habe. Als dritter im Bunde bei uns fand sich mein Nebenmann mit dem großen Namen Christoph Kolumbus. Er hatte mehrere hochgestellte geistliche Brüder; der eine Bischof, früher Hofburgpfarrer, Direktor des Frintaneums, von großem Einfluß bei Hofe, einen anderen, einen sehr leutseligen Greis, kannte ich persönlich als Pfarrer an der neuen Lerchenfelderkirche. Mein Banknachbar lebte schon während der Studien halb in Hofluft, wurde auch sofort Hofbeamter und später Privatsekretär des kaiserlichen Vaters, Erzherzogs Franz Karl. Nach dessen Tode mit dem Hofratstitel und Freiherrnstand pensioniert, genießt er heute in bestem Wohlsein behäbig sein Alter und erinnert mich bei öfteren Besuchen an unsere, in so divergierenden Richtungen vergangenen Zeiten. Zwei einzige meiner Kollegen, Eberl und Lekisch, wurden gleich mir Advokaten in Wien. Eberl starb jung, Lekisch lebt noch und plagt sich immerfort als Advokat ab. Er hatte die Unbedachtsamkeit begangen, von einem tief verschuldeten ungarischen Kavalier ein großes, weit über den Wert verhypothekiertes Gut in Siebenbürgen zu übernehmen und mußte, von Gläubigern gedrängt, dort Konkurs ansagen. Glücklicherweise ist er aber infolge des Dualismus in Wien dennoch nicht von Rechts wegen Kridatar geworden.

Am 7. August 1838, an dem Tage, an welchem wir definitiv den Schulbänken Valet sagten, kamen die drei Kollegen, Johann Nep. Berger, Wilhelm Marx und Kajetan Felder im Bierhause „zur Flasche" im Stubenviertel zusammen, um an einem kleinen Tische und bei einem Glase Bier über ihre Zukunft zu Rate zu gehen. Berger erklärte, er wolle sich der Wissenschaft widmen, Marx hatte eine

alte Mutter zu unterstützen, hielt sich demnach verpflichtet, auf kürzestem Wege ein Auskommen zu suchen, und ging deshalb zur Polizei. Felder war hingegen mit sich bereits einig, zuerst in der Fremde zu lernen und Erfahrungen zu sammeln und wolle deshalb mindestens durch ein Jahr ohne Rücksicht auf Beschwerlichkeit, soweit es geht, die Welt durchwandern. Die drei Freunde 'gaben sich zum Abschied das Wort, alljährlich am 7. August abends zu derselben Stunde in demselben Lokale sich einzufinden, um über ihre Erlebnisse und ihre Zukunftspläne zu berichten. Alle drei aber trafen niemals mehr in Wien zugleich zusammen. Berger ließ sich bald die Haare lang wachsen, studierte Hegel und wurde geistreich-witziger Philosoph. Des täglichen Brotes willen mußte er sich jedoch in die Kanzlei des Dr. Seliger verdingen, wurde um einen Monat später als ich Doktor, so daß ich ihm bei seiner Disputation ein paar Tage nach meiner Verehelichung opponieren konnte, ward mit mir zugleich Hof- und Gerichtsadvokat, wie er zugleich mit mir Assistent am Theresianum gewesen. Ins Frankfurter Nationalparlament gewählt, geriet er dort in die äußerste Linke und erst mein Mahnruf, die Advokatur anzutreten, die wider die Ernennung verlorengehen könnte, scheint ihn nach Wien zurückgebracht zu haben.

Er ward berühmter Verteidiger beim Strafgericht, dann ebenso schlagfertiger Politiker, nach dem Inslebentreten des Parlamentarismus schlagfertig insbesondere gegen Föderale, Klerikale und blaue Liberale, nichtsdestoweniger eifriger Verfechter des Dualismus. Ins Bürgerministerium 1868 als Minister ohne Portefeuille eingetreten, schlug er sich zur Minorität desselben, die einen Belcredischen außerordentlichen Reichsrat zur Verfassungsrevision wollte. Bereits krank, resignierte er anfangs 1870 und starb am Ende desselben Jahres, gerade zur rechten Zeit für seinen Ruf, denn er war bereits am Wege, National-Föderaler zu werden.

Marx ward, wie er beabsichtigte, anfangs Polizeibeamter in Wien, dann Polizeidirektor in Kaschau, wo er während der ungarischen Verfassungswirren einen sehr schwierigen, einheitsstaatlichen Standpunkt hatte. Sohin Polizeidirektor in Prag, von dem damaligen Statthalter Grafen Taaffe wohlgelitten, wurde er unter dessen Ministerpräsidentschaft als Präsident der Wiener Polizeidirektion nach Abgang Lemoniers hieher berufen. Wir beide standen nun in regem amtlichen Verkehr und bekundeten darin unsere alte freundliche Schulgenossenschaft. Der einstmals dritte im Bunde war nicht mehr am Leben und würde uns als Bundesbrüder auch kaum mehr anerkannt haben.

Nach 18jährigem Walten im Gemeinderate, 8 Jahre als Vize- und 10 Jahre als Bürgermeister, hatte ich in richtiger Voraussicht heranziehender Ungewitter den ersten besten Anlaß ergriffen, um mich aus der fatalen Klemme herauszuziehen, und legte im Juli 1878 mein Amt nieder. Bald darauf genoß ich als Landmarschall von Niederösterreich die privilegierte und denkbar unabhängigste Stellung und lernte erst jetzt in vollstem Maße den Wert einer solchen kennen. Mehrmals machte ich meinem alten Freunde Marx, wenn wir des Abends im Volksgarten promenierten,

Vorstellungen darüber, warum er, da er doch die 40 Dienstjahre längst hinter sich habe, auf seiner Brust kein Platz mehr für Orden vorhanden sei, immer noch das Damoklesschwert über sich schweben lasse, das jeder Luftzug auf ihn herabstürzen könne.

Er fühle sich noch kräftig genug und wolle fortdienen, war seine Antwort. Da ereignete sich im Dezember 1881 der unglückselige Ringtheaterbrand, bei welchem ihm auch nicht das Geringste zur Last fiel. Dessenungeachtet ward er der Sündenbock voreilig unkluger Äußerungen eines seiner Oberbeamten und wurde pensioniert. Er scheint sich dies sehr zu Gemüt genommen zu haben, denn das otium cum dignitate wirkt auf seinen Körper und Geist, wie er sich stets mir gegenüber äußert, nicht wohltuend.

Wie doch wunderbar der Menschen Schicksale sich fügen! Von Hunderten der Genossen auf den Schulbänken, wie wenige sind sichtbar an der Oberfläche geblieben. Viele deckt bereits die Grabeserde, nachdem sie die verschiedensten Lebenspfade gewandelt. Manche Reiche sind arm, manche Arme vermöglich geworden; manche, stolz aufgerichtet, sind gefallen, andere, bescheiden zurückgeblieben, sind auf der Leiter des öffentlichen Lebens hinaufgedrängt worden. Die Erlebnisse der einzelnen Glieder einer Schulgenossenschaft bilden ein lehrreiches Buch.

Nach dem Ende.

Erzählung von Adolf Wilbrandt.

Doktor Eichhorn trat in das Trauerhaus ein; ihm war düster, verworren, unwürdig zumute. Vorgestern war er noch allein gekommen, in die Totenstille; ohne Worte hatte ihn die ältere Tochter die Treppe hinaufgeführt, in das halbdunkle Zimmer, wo die tote Freundin im Bette lag. Von langen Leiden erlöst, in den schauerlichsten, aber auch den tiefsten Frieden versunken, hatte sie wie schlafend dagelegen, den Kopf auf die Seite geneigt, so wie sie gestorben war. Furchtbar ernst das edle Gesicht, nicht verklärt zufrieden, wie so viele Tote; aber auf der bleichen, beruhigten, nicht mehr nervös durchzuckten Stirn stand gleichsam geschrieben: „Die ersehnte Stille!"

Nun sollte sie begraben werden; mit der Majestät des Todes ist's aus! dachte Eichhorn, während er ins Haus trat. Jetzt kommen die Überlebenden dran! Mit den „nächsten" Menschen die fernen und die fernsten, die aber nach ihrer Meinung auch dazugehören, weil sie Verwandte, Bekannte, „gute Freunde" sind. Als Frau Elise noch lebte, hat sie ja all diese Herrschaften dann und wann besucht, sie bei sich empfangen; jetzt machen sie ihr die letzte Visite — für die es keine Gegenvisite gibt. Sie haben sich alle dunkel gekleidet und ihre Trauerhausgesichter mitgebracht; die Damen mit den feinen, duftenden Taschentüchern, die sie zuweilen

zu den Augen führen, sitzen an den Wänden, die Herren stehen dichtgedrängt, auch in der Tür und draußen, denn Frau Elise hat heut großen Besuch. Ach, dachte Eichhorn, der über das alles weg auf den Sarg sah und dem die Lichter der brennenden Kerzen in den naßwerdenden Augen flimmerten, wär's nur erst vorüber! Diese hundert Blumenkränze, wie fröhlich festlich sie riechen; grad so wie bei Hochzeiten oder Jubiläen. Und der Mann da im Talar, mit seinem salbungsvollen Schauspielergesicht! Und dann die Wanderung zum Friedhof hinter dem schwarzen Wagen her; zwei und zwei, sich ehrbar gedämpft unterhaltend, aber immer behaglicher, immer gemütlicher, denn der Weg ist lang. „Wo gehn Sie denn im Sommer hin?" — „So viel Kränze und Palmen hab' ich doch selbst beim alten Prittwitz nicht gesehn." — „Na, und Ihr Bartelshagen, verkaufen Sie das?" — Gut, daß du das nicht erlebst, Elise! — — Zwar, d u! Mit deinem Humor! Wenn du's könntest! — Wie würdest du das alles auffassen, mit den stillen Augen. Wie würd'st du's uns nachher vorspielen, göttlich, unvergeßlich, dein ganzes Begräbnis . . .

Es war, als säh' er ihr Gesicht. Ihm rannen die unaufhaltsamen Tränen über die Wangen hinunter.

Ebenso plötzlich versiegten sie wieder: die Stimme des Pastors begann. Ein wohltönender, bis zum Tenor reichender Baß, in den geistlichen Künsten des Vortrags geschult, setzte weich und feierlich ein; er schien tief erschüttert. Eichhorn kannte ihn; so tief erschüttert hatte er ihn schon öfter gehört. „Eine Christin, eine Christin war sie! Eine echte Christin! Eine hartgeprüfte, in allen Prüfungen gottergebene, in ihrem demütigen, kindlichen Vaterglauben nicht zu erschütternde, in Gottes allheiligen Willen sich ohne Murren fügende Christin! Ihr Leben war der Weg zu Gott. Sie suchte Gott. Nun hat sie gefunden. Getreu bis in den Tod, mit der hartgeprüften, wohlgeläuterten, durch die Gnade des Leidenskelchs verklärten Seele tritt sie nun vor des Richters Thron . . ."

Der priesterliche Baß erhob und verstärkte sich zur Prophetenstimme; die langen schwarzen Ärmel wurden fast zu Flügeln. „Eine echte Christin!" Das kam immer wieder; er sang es fast. Er könne davon reden, er habe sie gekannt, diese edle Tote, er habe ihr Innerstes geprüft, sie stark und getreu und gerecht erfunden. „Ihr Leben war der Weg zu Gott! Sie hat ihn gefunden!"

Seine Stimme schwoll; o könnt' man das von e u c h a l l e n sagen! schien sie in heiligem Eifer zu predigen. Sei euer Weg wie dieser Weg! Endige euer Leben so wie dieses Leben! Auf, auf, folgt ihr nach! Sie hat die Welt bekämpft, sie hat überwunden!

Mann, von wem sprichst du denn? dachte Eichhorn endlich. Bist du schon zu Ende? Ist's aus? — Du hast „ihr Inneres geprüft"; weiter weißt du nichts davon? Dann will ich dir's sagen, du Hohenpriester mit den Prophetenflügeln! Ja, sie war fromm, ja, ja, sie war gottergeben, ja, ja, ja, sie hat's getragen, was er auf sie legte. Aber sie war auch ein M e n s c h, ein M e n s c h, einer von den menschlichsten. Ein O r i g i n a l, du Bonze, war sie; eine Frau, in deren kleinem

Finger mehr Poesie und Musik und Geist und Humor war als in deiner ganzen Person! Sie war eine Fee und ein Clown und eine Prinzessin und ein Bauernmädel. Sie konnte Gottvater zum Lachen bringen. Sie konnte Elfen und Bonzen und Drehorgelweiber spielen. Sie sah und hörte in allem, was dran komisch war; sie hätt's auch jetzt in dir gesehn und gehört. Ach, sei du froh, daß sie so weltabwesend war. Sonst hätt' sie dich uns heut abend gespielt!

Feierliche Klänge begannen ihm jetzt auf die Brust zu schlagen: draußen, offenbar im Garten (es war eine Villa vor dem Tor), hob die Trauermusik nach Siegfrieds Tod aus der „Götterdämmerung" an; die gewaltigen, furchtbaren herzergreifenden Akkorde. Frau Elise hatte diese Musik so ganz besonders geliebt. Mit ihr trug man jetzt den Sarg hinaus ... Eichhorn ging wie im Traum. Die Damen blieben in den Zimmern, die Herren bewegten sich zur Straße, um bis zum Friedhof zu folgen. Von der Musik wie umrauscht, durchbebt, stand er nun in der freien Luft, in der Frühlingssonne. Es war ein unbarmherzig schöner Tag — wie er Frau Elisen gefallen hätte. In der nachts durchregneten Luft war leise, weiche Bewegung, schwammen zarte Düfte. Wie ein Sinnbild des immer jungen, immer neuen Lebens zog ein lustig rascher Schwarm von Staren durch das sonnige Blau dahin.

Was ist denn aber das für ein Mensch? dachte Eichhorn und die Stirn zog sich ihm zusammen. In dieser schwarzgekleideten Menge, die geräuschlos auf die Straße getreten war, bewegte sich einer lebhaft hin und her, mit lächelndem, glänzend rosigem, rundlichem Gesicht; er begrüßte seine Bekannten, einen nach dem andern. Er sprach unaufhörlich. Er war vergnügt; er genoß offenbar den ganzen Segen dieser guten Gelegenheit, so viele Bekannte zu treffen, lange nicht gedrückte Hände zu schütteln. Er war aus einer anderen Stadt gekommen, nur für diese Beerdigung; das erzählte er jedermann, mit lauter, munterer Stimme. Dazu rauschte noch immer die Siegfriedklage, die sich langsam genähert hatte; endlich verrauschte sie ...

Aus dem Haus kamen die letzten, der Witwer mit dem Geistlichen; das blasse, verweinte Gesicht stierte einen Augenblick in das sonnige Licht, dann blickte es auf die Erde nieder. Der Geistliche führte ihn, sie traten hinter den Trauerwagen; der Zug setzte sich in Bewegung, je zwei schlossen sich an, eine lange schwarze Linie. Eichhorn sehnte sich, allein zu gehen; eine Weile blieb er zurück; dann sah er die gute, schlanke Gestalt des Assessors Wilm, dessen hübsches Gesicht wohltuend ernst und still war, und gesellte sich zu ihm. Nach leiser Begrüßung gingen sie schweigend nebeneinander hin; Eichhorn schaute auf seine Füße, auf das Straßenpflaster. Bald begann eine neue Trauermusik; offenbar zog das Orchester mit. Kirchenglocken läuteten aus der Stadt herüber. Wunderlich, doch nicht feindlich vermischten sich mit den feierlichen Klängen liebliche Frühlingsdüfte aus den Vorgärten an der breiten Straße, die Vorüberziehenden grüßend.

Aber was ist das für ein Mensch? wiederholte Eichhorn in sich, wider seinen Willen nach rückwärts horchend. Wenige Schritte hinter ihm marschierte der Muntere, in

einer Gruppe, wie es schien; er sprach immer weiter, nach rechts und nach links, nach vorn und nach hinten, immer mit der frischen, fröhlichen Stimme. Vergnügt wie ein Turner, der mit andern Turnern „in die Ferne" wandert, verkürzte er sich den Weg durch unaufhörlich plätschernde Unterhaltung. Eichhorns lange Gestalt blieb stehen; die Empörung durchzuckte ihn. Schon bei manchem Begräbnis hatten die schwatzenden Menschen ihn angewidert; so arg war's noch nie! Störte denn dieser fidele Bursche all die andern nicht? Mißfiel er ihnen nicht? Und wenn er ihnen mißfiel, warum zeigt' es keiner? Warum flüsterte ihm keiner zu, er möcht's leiser machen? Warum ließen sie ihn lauter, immer lauter reden?

Der Zug bog links ab, in eine andere Straße hinein. Die fröhliche Stimme schwelgte, sie übertönte die Glocken, die Musik, sie stürzte wie ein Wasserfall. Jetzt verstummte das Orchester, man hörte nur noch den Schwätzer. Eichhorn schwieg nicht länger. Er war wieder weitergegangen, er drehte sich zurück und sah in das glänzende, rosige Gesicht. „Mein Herr," sagte er mit gehobener Stimme, „Sie sprechen so unaufhörlich, und so laut, und so heiter, daß es nicht mehr zu ertragen ist. Tun Sie das morgen — oder anderswo — aber nicht hier!"

Der Heitere starrte ihm verblüfft, zuerst fassungslos in die blauen Augen. Es dauerte eine Weile, bis er eine Erwiderung fand, die nach seiner Meinung Sinn hatte: „Mein Herr, ich danke Ihnen für diese Belehrung — die ich sonst nicht annehme!"

Es war Eichhorn, als säh' er Frau Elise lächeln; er lächelte inwendig mit. „Die ich sonst nicht annehme!" — — Er ging ruhig weiter. Hinter ihm zischelte noch die aufgeregte Stimme: „Wer — wer ist dieser Herr?" Die andern flüsterten unverständlich; sie beschwichtigten ihn. Es schien, sie gaben ihm zu verstehen, daß er nur schweigen solle, daß der Herr wohl nicht im Unrecht sei, daß mit dem auch nicht gut reden sei — oder was sie sagten. Der „Turner" ward still. Er blieb etwas weiter zurück. Er war wie verstummt. Eichhorn hörte seine Stimme nicht mehr.

Der Assessor hatte unterdessen still vor sich hingeblickt. Jetzt erklärten seine warmen Augen, daß er Eichhorn zustimme, daß er ganz seiner Meinung sei.

„Wie war's denn nur möglich," sagte Eichhorn halblaut, „daß all diese Herren den Mann so gewähren ließen? daß ihn keiner zur Ruhe wies?"

„Und er ist noch ein Verwandter der Verstorbenen," erwiderte der Assessor. „Das heißt, ziemlich entfernt verwandt."

„Wie es in einem Menschen aussieht, der zu einer Beerdigung angereist kommt, um sich dann so schamlos, weihelos zu benehmen — verstehen Sie das? Ich nicht. Bitte, sagen Sie mir's, wenn Sie's verstehn!"

Der Assessor lächelte; er zuckte mit den Achseln. Sogleich wieder ernst geworden, antwortete er mit einer Gegenfrage: „Ja, und sagen Sie, Herr Doktor, die Rede des Pastors — hat Ihnen die gefallen?"

„Mir nicht!"

„Mir auch nicht. Mir gefallen meist diese geistlichen Trauerreden nicht; sie geben kein Bild von dem Menschen, nur so allgemeine, tönende Phrasen. Ich hab' Frau Elise gut gekannt; aus dieser Rede hab' ich sie nicht erkannt."

„Du lieber Gott!" sagte Eichhorn (immer leise sprechend), „während der Herr Pastor sie als eine seinesgleichen pries, sah ich sie vor mir wie an einem kleinen Festabend, den sie ihren Töchtern gab, die unter anderm mit jungen Freunden des Hauses ein phantastisches kleines Drama spielten. Frau Elise stieg dann auf einen Stuhl, schlicht weißgekleidet, einen Blumenkranz auf dem Kopf; rührend jung sah sie aus — und doch war es eine ihrer schlechten Zeiten. Sie erzählte ein Märchen; sie hatte es gedichtet. Wie sie das erzählte! Und was für eine merkwürdige Poesie darin! — Denselben Abend, eine Stunde später, stand sie da, wie wenn sie einen Leierkasten drehte, als alte Vogelscheuche verkleidet; und sie sang dazu. Komischer singen hab' ich nie gehört! Ihre Töchter, als Gassenjungen verkleidet, neckten und hänselten sie. Der Zorn und das Schimpfen dieser Alten! Prachtvoll! Ganz unwiderstehlich! Dann sang sie wieder. Dann schalt sie wieder. Und während man vor Lachen sterben wollte, war es wieder rührend, zu denken: Das ist eine Frau, über die so viele Leiden kommen, in deren Nerven der Teufel spukt. Gottergebenheit — na ja! die hat sie gehabt, und wie. Aber auch zwei Flügel hatte sie, Adlerflügel: die Künstlerschaft — und den Humor. Damit flog sie ihren Leiden weg. Damit eroberte sie sich die Welt! — „Bekämpft hat sie die Welt," sagte der gute Pastor, „hat sie überwunden." Nein, guter Pastor, sie hielt sie fest, die Welt. Ihr gehörte die Welt. Und so war sie ein Schmuck und eine Freude der Welt; mit all ihrem Elend ein Sonnenschein. Lieber Assessor! Ein Sonnenschein!"

Der Assessor nickte. „Ja, das war sie wohl. — Man mußte sie liebhaben. Das mußte man."

„Es war Genialität in der Frau! — Und nun steht da so einer auf, wie von Gott berufen, und weiß nichts zu sagen als: „Eine echte Christin!" — — So viel Unsinn ist in der Welt. — Ich mag nicht mehr reden. Sie entschuldigen. Bis wir sie begraben haben, bin ich lieber still!"

Endlich waren sie am Ziel — unser aller Ziel, ob wir hinwollen oder nicht — und die letzte Wanderung, zwischen den Gräbern, begann. Die letzten Worte des Geistlichen. Das Hinuntersenken des Sargs in sein Haus. Die Händevoll Erde, die man zum Abschied hinabwirft. Die polternden Schollen, die den Sarg bedecken. Das Nachhausegehn.

Der Überlebende, der Witwer, stand noch in der Tür einer offenen Kapelle, allein; sie hatten ihm alle die Hand gedrückt oder ein letztes Wort gesagt. Er hatt' es überstanden. Nun verging ihm einige Augenblicke die Fassung; er schluchzte. Eichhorn trat zu ihm. Sie umarmten sich. „Sie waren ihr Freund!" schluchzte der Gatte. „Wohl ihr bester Freund! — Sie hing sehr an Ihnen!"

„Sie ist erlöst," murmelte Eichhorn, um den andern oder sich zu trösten oder alle beide.

Der Wagen hielt draußen am Eingang, der letzte; Eichhorn half dem Witwer einsteigen, schloß die Tür, grüßte stumm mit der Hand. Der Wagen rollte davon. Eichhorn blieb zurück. Ein tiefer Atemzug befreite ihm die Brust, löste seine Gefühle. Wie aus einer Gefangenschaft kam er in die Himmelsluft. „Die Parade ist vorbei!" sprach er vor sich hin. „Nun kann man zu Elise gehn!"

Er schritt wieder durch den Eingang, die Allee entlang, zwischen den grünen Gebüschen; dann nach links, zu der kahlen Stelle, wo das neue Grab war. Andere junge Gräber umgaben es, schon mit Bäumchen und Bänken und Blumen geschmückt. Wie schön leer es hier nun ist! dachte Eichhorn. Er blickte zufrieden umher. Doch — er täuschte sich. Neben einem Baum, der ihn eine Weile verdeckt hatte, stand ein Mann in dunkler Kleidung, den Hut in der Hand; die Sonne beschien sein braunes Haar, in das sich ein paar auffallende graue Streifen mischten. Er hatte eine gesunde, rötliche Haut, die nun aber blaß war; er schien wie ein Fünfziger, jünger als Eichhorn, der schon gegen die Sechzig ging. Seine dunklen Augen lagen fest auf dem neuen Grab. Er nickte, als nickte er dem Grabe zu.

Eichhorn blieb stehn und schaute ihn verwundert an; wer war das? Er kannte ihn nicht. Im Trauergefolge hatte er ihn nicht gesehn. Die nahen Freunde und Verwandten der Frau Elise kannte er wohl alle. Der Mann stand nun aber so da, als gehöre er ganz dazu; seine Haltung war so weich, so ichlos, sie konnte nicht trauernder sein. Obgleich seine Augen trocken waren, schienen sie zu weinen. Er ward sichtbar bleicher. Er fing an zu murmeln, zu flüstern, als spräche er zu der Frau im Grab. Endlich war es sogar, als taumelte er. Sein Kopf bewegte sich hin und her, seine Arme griffen in die Luft, wie wenn sie einen Halt suchten. Nicht weit hinter ihm, beim nächsten Grab, stand eine dunkelgrün gestrichene Bank; die sah er nun offenbar und strebte zu ihr hin. Ehe er sie aber erreichte, drohte er umzufallen, mit einem leise seufzenden Laut. Eichhorn sprang hinzu, fing ihn auf und führte ihn zu der Bank, auf die er mit einem neuen Seufzer niedersank.

„Bitte, lehnen Sie sich an mich an," sagte Eichhorn, der sich gleichfalls setzte; „erholen Sie sich in aller Ruhe. Ich hab' alle Zeit. Lassen Sie's vorübergehn."

„Entschuldigen Sie! Verzeihen Sie!" stieß der andere hervor, noch matt; wiederholte es etwas kräftiger, richtete sich auf und heftete die blassen Augen auf Eichhorns Gesicht. „Eine dumme Schwäche! eine physische, körperliche! — Nehmen Sie's nicht übel. Nach einer schlaflosen Nacht diese ziemlich weite Reise —"

„Erholen Sie sich in aller Ruhe," sagte Eichhorn nochmals, da der andere die Augen eine Weile schloß und den Kopf sinken ließ. „Was ist da zu entschuldigen. Wir sind alle Menschen."

„Ziemlich weite Reise," fing der blasse Herr wieder an; „von Köln am Rhein. Und die Stimmung ... Die Gefühle ... Man hatte mir telegraphiert: sie ist tot. Eine alte Freundin hier, die mir alles meldet, die hatte mir's telegraphiert. Und ich, der ich sie so gut gekannt hatte — der vor fünfundzwanzig Jahren — — Ach,

das wissen Sie natürlich nicht. Heinrich Fischer. Heinz Fischer. Sie kennen mich natürlich nicht."

Eichhorn schüttelte den Kopf. „Ihren Namen wohl."

„Ein Kind dieser Stadt; aber seit fünfundzwanzig Jahren fort; natürlich verschollen, vergessen! — Da telegraphiert man mir nun plötzlich — — O Herr! lieber Herr! Ich kann's noch nicht fassen! Ich stand da eben und faßt' es nicht. Und darüber verging mir — — es kam diese Schwäche. Sie waren so freundlich, so gut; Sie — —"

Herr Heinrich Fischer sah seinen Helfer wieder aufmerksam und forschend an. Seine schöngebetteten, treuherzigen braunen Augen hatten einen mehr nach innen gekehrten Blick, etwas Einsames; jetzt aber versenkten sie sich ganz in Eichhorns langes, dunkelblondbärtiges, ausdrucksvoll herzliches Gesicht. „Denken Sie, lieber Herr — — ich glaub' zu wissen, wer Sie sind. Sie standen da vorhin mit ihrem Mann; er umarmte Sie. Ich konnt' Sie sehn, Sie mich nicht. ‚Sie waren ihr Freund!' sagte er. ‚Wohl ihr bester Freund!' Und mir schrieb die Dame, die' mir alles meldete, noch vor einem Monat, mit denselben Worten: ‚Der ist wohl ihr bester Freund!' Sehn Sie, darum glaub' ich, Sie sind —"

„Doktor Eichhorn," unterbrach ihn der, sich vorstellend.

„Sehn Sie! Sehn Sie! Herr Doktor Eichhorn. Hatt' mir's schon gedacht. Der hochgebildete Mann, dem sie so viel verdankt hat, die, die dort — — Ach, mein Gott. Der sie so gefördert hat in der schönen Literatur, in den Wissenschaften. Wie ein Professor, schrieb mir meine alte Freundin. Ich hab Sie beneidet, Herr Doktor. Hab nicht gewußt: hass' ich Sie oder lieb' ich Sie? — Nun sitz' ich mit Ihnen auf dieser Bank. Vor dem — — O Gott und Herr, wie sind deine Wege! Wie sind deine Wege!"

Der Kopf und dann der Rücken sanken ihm gegen die Bank zurück. Er fing an zu schluchzen.

„Entschuldigen Sie! Verzeihen Sie!" seufzte er dazwischen hervor. „Eine dumme Schwäche!"

„Aber ich bitte Sie noch einmal: was ist da zu entschuldigen? Ich begreife doch. Und wenn ich Sie auch nicht kenne — ich weiß ja von Ihnen. Frau Elise hat mir erzählt — hat mir von Ihnen gesprochen —"

„Hat von mir gesprochen? — — Ach, was kann sie Ihnen gesagt haben; von Heinz Fischer — nicht viel Gutes. Wie hab' ich mich benommen, Herr! Was für ein Andenken hab' ich in dem Herzen dieser Frau hinterlassen — dieses Mädchens — sie war ja noch nicht seine Frau — Elise Pfau hieß sie noch. Ich war ja damals wie von Sinnen, Herr Doktor! — — Sie hatte mir's aber auch schwer gemacht. Wenn Sie alles wüßten . . ."

Heinz Fischer stand auf. Er schüttelte den Kopf, mit einer Art von Lächeln vor sich niederblickend. „Aber wozu sollten Sie das alles wissen. Das interessiert Sie ja nicht."

„Sie irren," erwiderte Eichhorn, der sitzen blieb. „Nein, wahrhaftig, Sie irren sehr. Wenn Sie davon reden mögen —"

„Sie wollten hier offenbar allein sein, Herr Doktor. Es hat Sie gewiß gestört, daß Sie mich hier fanden. Wenn Sie allein sein wollen, so kann ich ja gehn!"

„Aber was reden Sie, Herr Fischer. Ich Sie von hier verdrängen, wo Sie — Tun Sie mir die Liebe, setzen Sie sich wieder hin. Wir beide waren ihre Freunde, das seh' ich; wir beide gehören auf diese Bank. Und wenn es Sie irgend erleichtern kann — wenn Sie etwa noch was auf dem Herzen haben, das Sie der Frau da sagen möchten — — sie kann's nicht mehr hören. Ich war ihr Vertrauter, sozusagen, und ich kann's noch hören!" (Schluß folgt.)

Mahler und Strauß in Wien.

Von Robert Hirschfeld.

Wollen wir feige sein? Weil Kritiker auf Irrwegen gewandelt sind und so manches Genie verpaßten, das einen anderen Weg eingeschlagen hatte? Darum sollen wir feige sein? Ich lobe mir die Alten, die ihre Irrtümer durchs ganze Leben trugen. Sie hatten den Mut des Vorurteils, den Mut der „blinden Meinung" und haben ihre Fehlsätze beharrlich verteidigt. Heute aber? Heut' zittern die Kunstschreiber, daß man sie zu den Zöpfen zählen werde und tänzeln daher mit süßlichem Vorsichtslob um alle, die sich auf das moderne Sophisma von der Geltung der Individualität, jeder Individualität, von der Geltung der Persönlichkeit, jeder Persönlichkeit berufen. Die moderne Ästhetik hat, durch die moderne Psychologie gestützt, die Formel verbreitet, daß die künstlerische Persönlichkeit des Schaffenden den Kunstwerken ihren Wert verleihe. Mit Hilfe dieses Trugschlusses wird die Kunst heute überallhin geführt. Man muß doch fragen: Wie erkenne ich denn, ob ich es mit einer künstlerischen Persönlichkeit zu tun habe? Wie gewinne ich den Eindruck von einer Persönlichkeit? Wird sie mir durch genialisches Treiben in einer Direktionskanzlei, im Kaffeehause, im Salon, am Dirigentenpulte offenbar? Da kann ich doch nur den genialen Direktor, den genialen Debatter, den genialen Causeur, den genialen Dirigenten bewundern. Das heißt: Ich beurteile die Persönlichkeit nach ihren jeweiligen Äußerungen. Ich habe keinen anderen Weg, um zu ihr zu gelangen. Die künstlerische Persönlichkeit des Schaffenden wird einzig durch das Kunstwerk bestimmt. Es ist falsch, ungerecht, sophistisch, gefährlich, nach modernem Grundsatze zu sagen: Dieses Kunstwerk mag unvollkommen sein, es ist doch der Ausdruck einer Persönlichkeit. Nein! Ist es unvollkommen, so ist es der Ausdruck einer unvollkommenen Persönlichkeit.

Biographen und die Laien im Publikum haben also große Verwirrung angerichtet, indem sie die Persönlichkeit der Künstler nicht nach den Werken, sondern nach dem Persönlichen beurteilen. Weil Anton Bruckner in seinem Gehaben den Fernstehenden leicht komisch erschien, haben die Leute auch seine Sinfonien verlacht. Wer aber Bruckner nur aus seinen Sinfonien, Messen und aus seinem Streichquintett kennt, hat mehr als eine Ahnung, daß er eine Persönlichkeit von einer wunderbaren, ja mystischen Tiefe und von heiligstem Ernste war. Die Biographen klassischer Tonsetzer haben zumeist gar nichts oder sehr wenig von den Werken der großen Meister verstanden. So ist es heute noch.

Sie bedienten sich einst der Philologie, des Anekdotenkrams, der Zettelriecherei, der Kulturschilderung, jetzt aber suchen sie die Hilfe der noch sehr unfertigen Psychologie und der Pathologen, um nach ihrem Sinne die Persönlichkeit festzustellen und bringen es wirklich zuwege, uns von den Kunstwerken, die jene Meister geschaffen haben, einfach abzulenken. Warum haben wir keine Beethoven-Biographie? Weil kein Mensch bis heute im stande war, aus den Werken Beethovens alles Gewaltige herauszuholen und dieses derart darzustellen, daß uns die ungeheuere Persönlichkeit in die Vorstellung tritt. Ich meine: Wird uns erzählt, wie Beethoven gern und oft seine Wohnung wechselte, so darf man dies nicht auf die Bestimmung seiner künstlerischen Persönlichkeit anwenden, die in den Werken bei der Verfolgung motivischer Zwecke furchtbare Notwendigkeiten, eine eiserne Konsequenz, ein unerschütterliches, auch nicht mit einer einzigen Note je abirrendes Zweckbewußtsein, die Gewalt unabänderlicher Schicksale offenbart.... Der fleißige, gute Otto Jahn bemühte sich, in vier dicken Bänden ein Bild Mozarts zu entwerfen. Wie liebenswürdig erscheint da Mozart! Die revolutionäre Kraft seiner künstlerischen Persönlichkeit brachte uns aber erst das Don Juan-Buch des Franzosen Gounod, der eben ein Musiker war, ins Bewußtsein. Gounod zeigt, mit welcher Kühnheit Mozart als Dramatiker gestaltete. Begreifen wir das nur an wenigen Akkorden, Wendungen, Modulationen, die Gounod anführt, so erfassen wir hiemit erst Mozarts künstlerische Persönlichkeit. Vor Johann Sebastian Bach stehen die Psychologen ganz ratlos. Die künstlerische Persönlichkeit Bachs, der vielleicht das größte Musikgenie aller Zeiten war, läßt sich aus dem ruhig dahinfließenden Familien- und Kantorenleben des Unermeßlichen nicht erklären. Die schrankenlose, alle Fesseln der Form sprengende Freiheit in Bachs Tonleben wird nie mit der Perrücke, die der Thomaskantor trug, in Einklang zu bringen sein. Die Werke allein! Die Werke!

Es ist meine innerste Überzeugung: Wäre Gustav Mahler ein beleibter Herr mit einem rötlichen Stoppelbart, der keinen Orlik reizen könnte, so hätten wir den ganzen Sinfonierummel nicht. Hand aufs Herz! Wen hat denn eine Sinfonie von Gustav Mahler wahrhaft erhoben, hinter die Welt geführt, das Unsagbare empfinden lassen? Wen haben Mahlersche Kombinationen in jene Schluchten geleitet, wo wir in beklemmendem Dunkel nach dem Verständnis der unerbittlichen Logik Brahmsscher Tonfügungen tasten? Ich will nur von Modernen reden. Wen hat ein Mahlersches Adagio derart im Innersten ergriffen, daß die Seele, wie von einer Brucknerschen Melodie umschlossen, alles, Instrumente, Dirigenten, Nachbarn, rings um sich vergißt und in eine erdenfremde Traumwelt sich entrückt wähnen muß? Wo Mahler, im Schlußsatze der dritten, solches erstrebt, kocht er Beethoven und Wagner zusammen; seine Technik, aus mehreren Gerichten ein neues zu bereiten, ist meisterlich. Die sichere Wirkung, welche große Naturen allerdings verschmähten, bringt immer derjenige hervor, der Stimmungen und Empfindungen, die andere schon uns eingeprägt haben, durch geschickte Kraftentfaltung wieder freimacht, Gefühle, die andere in unser Herz gelegt haben, wieder wachruft. Man wird in der trivialen Musik immer beobachten, daß sogenannte „Schlager" jedesmal diejenigen Stellen treffen, die durch verwandte Melodie oder auch nur gleiche Intervalle bereits empfänglich geworden sind. Gustav Mahlers Musik lebt von dieser Methode. Sein raffiniertes Klangwesen, in dem sich der Meister moderner Orchestertechnik offenbart, läßt immer ein wenig Brahms, ein wenig Bruckner, etwas Mozart, ein bißchen Beethoven, dazwischen etwas

Humperdinck, allerlei Wagner, dann auch Volkslieder, im Rondo der Dritten das bewährte Flügelhorn der Gartenmusik, kurz Dinge, die in unserem Gemüte schon lagern, angenehm mitschwingen. Wagnersche Steigerungen werden endlos und hartnäckig, aber in so geschickt drapierter Tonverhüllung fortgeführt, daß selbst Musiker, die mit Wagner aufgewachsen sind, sich täuschen lassen. Beethovens Kuckuck in der „Pastorale“, der eine wehmütige Erinnerung der Zeit ist, da der Meister noch im seligen Naturgenuß den Gesang der Vögel vernehmen konnte, rührt uns zu Tränen. Mahlers unendlicher Kuckuck wälzt sich wie ein Riesentier der Eozoonperiode durch seine erste Sinfonie. Unsere Klassiker, auch Brahms und Bruckner, haben idealisierte österreichische Ländler in ihre Werke zart eingeflochten. Gustav Mahler greift das natürlich auf, macht aber nach seiner exaltierten Art in der ersten Sinfonie daraus gleich eine zum Lachen reizende „Riesenhetz“ ... Waldesstimmung ist eine schöne Sache. Gustav Mahler kommt aber in der Dritten von dem Posthorn nimmer los. Wir werden in Sentimentalität ertränkt. Wie raffiniert volksmäßig die Melodieschritte, bis sich der verliebte „Schwager“ einmal, zweimal mit seiner Herzensfext endlich aufs A hinaufschwingt. Und noch immer kein Ende. Das Publikum, durch eine tief eingehende Kritik gut vorbereitet, kann es dem Tonsetzer nicht verzeihen, daß in der dritten Sinfonie nur ein einzigesmal „abgeblasen“ wird. Den Leuten, welche fünf Gulden für einen Cerclesitz zahlen, hätte die neidige Trompete den Kasernenwitz in der dritten Sinfonie wirklich wiederholen sollen! Man beachtet dagegen gar nicht, daß mit dem unendlichen Posaunenthema des ersten Satzes, das der Tontabelle zu einer Posaunenschule gleicht, im weiteren Verlaufe so wenig geschieht. Ist dieses Aneinanderreihen von leuchtenden Klangblitzen, Tonfarben, von Trauermärschen, Siegesmusik, Dorfkapellenblech, Operettenweisen (zweites Thema), Naturlauten, Trommelrhythmen, orgiastischen Paukenschlägen und bis zum Überdruß wiederkehrenden Fanfaren der gedämpften Trompeten mit dem nur einmal verblüffenden, bei der beständigen Wiederholung bereits langweilenden neckischen Cis — ist dieses Auseinandertreiben des ersten Satzes sinfonischer Aufbau, musikalische Architektonik zu nennen?

Wollen wir feige sein? Den Unreifen, den Frauen, den Kompromißmenschen nachgeben? An dieser dritten Sinfonie Mahlers herumtasten, ob wir nicht doch einen Eingang in irgend welche Tiefe, einen Ausblick ins Große, die Erkenntnis einer organisch entwickelten Tonwelt finden? Man mag „Neutöner“, tiefe und dunkle Geister, rauhe Naturen oft verkannt haben — wir besitzen aber die musikalischen Erfahrungen der altklassischen Blütezeit, der großen Bach-Epoche, der Wiener Klassiker, der wunderreichen Romantiker, der modernen Bewegung, die Berlioz, Liszt, Wagner, Brahms, Bruckner hervorgerufen haben; wir haben Ideale erstreben, Ideale auflösen, wir haben gewaltige Meister schwer ringen und endlich in die Geschichte einrücken, wir haben Erscheinungen auftauchen, vorglänzen und wieder verschwinden gesehen; wir wissen vom Fortschreiten und vom Zurückfallen: Wir müssen uns ein Urteil zutrauen. Die Mahlersche Sinfonie ist kein Fortschritt, sondern ein Rückschlag. In ihr lebt M e y e r b e e r wieder auf. Nur zeugt Meyerbeers Musik von reicher, starker Erfindung. Der Klangsinn soll wieder gereizt werden; das Instrument, das Mittel ist wieder Selbstzweck geworden; der Effekt wird wieder heilig gesprochen. Meyerbeer ist da: hundert Stile; die plötzlichen, unvermittelten Klangkontraste; das Schwelgen im „Solo“; neben herrlichen, innigen, wahrhaft schönen Stellen gleich Banalitäten, Peinlichkeiten, Widrigkeiten aller Art; nach dem Flügelhorn im Walde sofort

die Kaserne, nach der Kaserne augenblicklich Nietzsche (natürlich mißverstanden) und nach Nietzsche des naiven Knaben Wunderhorn; wie Meyerbeers Raffinement mit dem alten Volkschoral „Ein' feste Burg" spielt, so spielt Mahlers Raffinement immer mit dem Volkslied — wurde genug Künstlichkeit angebracht, so kommt „des Knaben Wunderhorn". Mir wird immer übel, wenn die Musik Meyerbeers oder Mahlers urplötzlich sich treuherzig naiv gebärdet und nach dem blauen Schürzenzipfel greift . . . Auch die durchs Rampenlicht erhellte Deutlichkeit hat Mahlers Musik mit der von Meyerbeer gemein: alles liegt obenauf, zum Greifen. Nur keine Beschwerlichkeiten! Sie ersparen uns die wonnige Arbeit, die wir ein Leben lang leisten, um in Tonsätzen von Brahms — ich rede immer nur von Modernen — das motivische Gefüge kennen zu lernen, die inneren Zusammenhänge aufzudecken, vom ersten Keim bis zur höchsten Entfaltung die Motivbildungen zu verfolgen. Ach! Und nie wird man fertig. Immer locken uns neue Verwicklungen, dunkle Kombinationen, geheime Tonbeziehungen. Das scheinbar Entlegene rückt dann vor dem Sinne nahe zusammen, wir erkennen, wie eines aus dem andern folgt, die musikalische Logik, und wie die *musikalischen* Wirkungen aus der *inneren* Notwendigkeit, aus dem Gesetzmäßigen entstehen. In der Mahlerschen Sinfonie — das ließe sich an unzähligen Fällen nachweisen — ist auch der Kontrapunkt zumeist Effekt, nach Wagners ewig wahrer Definition: Wirkung ohne Ursache, Wirkung, die nicht aus innerer Notwendigkeit hervorgetrieben ist. Der Kontrapunkt keimt hier nicht, sondern er wird eben *effektuiert*. Die wechselnde Klangfarbe bleibt da die Hauptsache, die instrumentalen Überraschungen von Takt zu Takt. Das ist Musik für Unmusikalische. Sie glauben bei der Kunst zu sein und haben nur den äußeren Schein. Es ist bezeichnend, daß die Sezessionsmeute, die bei Olbrichs jetzt keine Beschäftigung mehr findet, in Mahlerschen Proben und Aufführungen die Logen besetzt. Bei Brahms und Bruckner waren sie nie zu sehen. Es ist das sicherste Kriterium: Dort wo du *nicht* bist — da ist die wahre, tiefe, reine Kunst . . .

Mahlers sinfonische Musik, soweit wir sie bis jetzt kennen — eine Umkehr ist ja möglich und aufrichtig zu wünschen — hat einen „doppelten Boden". Schon die Prinzipien sind auf Täuschung berechnet, und hierin ist Mahler ganz originell. Man weiß, in der Programm-Musik wird Inhalt und Form durch dichterische Vorstellungen, die das „Programm" herzubringt, befruchtet. Bestimmung und Logik kommt da von drüben, von der Dichtung her, aus dem Reiche der Begriffe. Liszts „Ideale" kommen also von der Schiller schen Dichtung her. In Liszts „Hunnenschlacht" liegt sogar ein Doppelprogramm; sie wurde durch Kaulbachs Gemälde angeregt, das selbst Programm-Malerei ist. Schon Berlioz und eine Reihe minder genialer, zumeist nur spielender Vorgänger und Nachgänger haben sich mit dem allgemeinen Hinweis auf das dichterische Programm nicht begnügt und durch ihre Musik nicht allein Empfindungen und Gefühle wachgerufen, die den Empfindungen und Gefühlen der dichterischen Vorlage entsprechen — sie haben ganz *bestimmte* Vorgänge und Dinge, wie eine Hinrichtung, eine Schafherde (bei Richard Strauß) die gewissen „Streiche" Till Eulenspiegels und dergleichen zu malen gesucht. Die hergeholte Idee, die Darstellung der Ereignisse und nicht die musikalische Gestaltung aus dem motivischen Keime, bestimmt in diesen Fällen die Form. Man hat sich mit der Tatsache solcher Kunstäußerungen nach Möglichkeit abgefunden, am leichtesten dort, wo die herrschende dichterische Idee die musikalischen Bildungen nicht eben empfindlich störte.

Was tat aber Gustav Mahler? Er war einmal Programm-Musiker gewesen, ist der „Richtung" gefolgt und komponierte nach dichterischen Ideen. Später änderte er die Richtung und verwarf das Programm — wir sollen seine Sinfonien nun als absolute Musik nehmen. Jean Paul und das Bild vom Freund Hein und „des Jägers Begräbnis" und der große Pan und die anderen hübschen Dinger sind nun zur Seite gestellt. Wir wissen nicht, was wir mit dem fleißigen Kuckuck, mit dem parodistischen Trauermarsch, was wir mit dem Postwagen und mit der Kaserne, mit dem ersten Satz der dritten Sinfonie, der so lang ist wie alle übrigen zusammengenommen, was wir mit dessen Naturlauten, böhmischen Musiken, mit den feierlichen Ansprachen der Posaune, mit dem Bellen und Kläffen der Instrumente, mit den geköpften Fanfaren, mit den zähnefletschenden, losspringenden Bässen, mit all den Lichtern und Farbenflecken beginnen sollen. Das Programm ist nur den nächsten Anverwandten und den engeren Stammtischen bekannt. Die absolut musikalische Form ist nicht dazu angetan, den ästhetischen Hörer zu fesseln und im Banne des musikalischen Gedankens zu halten. Man blinzelt sich also Rätsellösungen zu. Aus der Programm-Musik ist die Schlüsselsinfonie Gustav Mahlers hervorgegangen, der neueste musikalische Spaß, den wir furchtbar ernst nehmen sollen. Wir sind bei dem musikalischen Rebus angelangt, das bedeutet: rebus, aus Dingen, welche das Instrument malt, soll der Sinn der Musik erraten werden. Der künstlerische Widersinn ist so peinvoll, daß der ästhetisch empfindende Hörer sich am liebsten abkehrt und schließlich auch für die unleugbaren Schönheiten einer Mahlerschen Partitur, für die Virtuosität im Farbenarrangement, für die eminente Orchestertechnik, für den subtilen Ausdruck musikalischer Ironie — kann die Musik eigentlich ironisch sein? — gar nicht mehr die nötige Teilnahme aufbringt. Die Sache ist für das Publikum in vieler Hinsicht unterhaltend; man erspart viele Mühe und springt über Brahms und Bruckner, deren Sinfonien den Leuten noch ganz fremd sind, gleich zu Gustav Mahler; der Zulauf ist groß und wird sich, da die publizistischen Herolde, die stillen mit gedämpften Trompeten und die lauten („Schalltrichter in die Höhe") nicht fehlen, voraussichtlich noch erheblich steigern.

Ehrlicher sind die sinfonischen Scherze von Richard Strauß; er hat für sie einen eigenen Stil, eine eigene Thematik, eine eigene Polyphonie zur Verfügung; sie werden durch die Überschrift, in den Partituren und durch offizielle Kommentare beglaubigt. Man weiß genau, wo der Galgen für Till Eulenspiegel steht; man kennt den Akkord, bei dem Don Quichotte den Verstand verliert; die blöckende Schafherde ist so naturgetreu dargestellt, daß man die Hammeln zu riechen glaubt, und die Windmaschine läßt an dem Luftritt des Don Quichotte und des Sancho nicht zweifeln; wir merken, wie im Pizzicato die Tropfen der Durchnäßten von den Kleidern fallen; die beiden Fagotte lassen an die zwei Pfäfflein denken; es ist klar, daß mit den ruhigen Holzblasharmonien der Verstand des edlen Ritters wiederkehrt. Im „Heldenleben" sagen es ausdrückliche Bezeichnungen der Partitur, daß die „Widersacher" kommen, „sehr scharf und spitzig" die einen, „schnarrend" die anderen. Die wechselnden Stimmungen der „Gefährtin", die anscheinend Violinunterricht nimmt, sind getreulich angegeben; es steht bei den betreffenden Takten geschrieben, wenn die Gefährtin „zart und liebevoll" oder „lustig" oder „listig" oder auch „heuchlerisch schmachtend", sogar „schnell und keifend" wird. Während Gustav Mahler in seiner Partitur kleine Abhandlungen über spezifisch musikalische Angelegenheiten, so über den Begriff des wienerischen „Scheppern" einträgt,

das er bei einem Tremolo nachzumachen empfiehlt, sagt uns Richard Strauß in der Sinfonia domestica ausdrücklich, wo die Onkels und wo die Tanten das Kindlein besuchen, und bei einer bestimmten Tonphrase steht die Bemerkung der Onkels: „Ganz die Mama!", bei einer anderen die Bemerkung der Tanten „Ganz der Papa!" deutlich zu lesen. Man weiß doch, wo und wie.

Das ist die Blüte der heutigen sinfonischen Musik; Richard Strauß hat die Führung; die deutsche Kunst ist nie witziger gewesen. Daß diese Witze mit Geist ausgeführt sind, wird man zugeben. Aber das gerade ist beschämend. Haben wir es so herrlich weit gebracht nach den Erhebungen der deutschen Kunst, daß der Geist unserer Führenden sich nun lediglich mit solchen Späßen beschäftigt? Und für die Späße braucht man Riesenorchester, die freilich in Straußschen Tondichtungen keine Orchester mehr sind, sondern Zerstreuungen von Instrumenten, die über ihre Natur hinausgetrieben werden. Wenn unter allen Umständen mehrere Stimmen zusammenklingen müssen, mag auch der greuliche Mißklang entstehen; wenn das Cello in die Geigenregion geführt wird und eine Hornstimme genau so aussieht wie eine Bratschenstimme, so läßt sich von einer Technik kaum sprechen, die doch nur eine naturgemäße und ökonomische Verwendung der Kunstmittel sein darf.

Aber die geistreichen Ideen? Vor mir liegt ein Heft, das für sechzig Heller im Verlag der „Musikblätter" zu kaufen ist. Es enthält ein „Tongemälde" von Ludwig Gruber, eine gewiß ernst, ehrlich und gutgemeinte Huldigung für den Monarchen. Das „Tongemälde" schildert die Zustände und Begebenheiten im Reiche während der Regierungszeit des Kaisers. Die Amnestie für politische Verbrecher ist da durch das Zitat der Arie „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht" dargestellt; der Verlust der Lombardei durch ein lombardisches Volkslied (sinfonisches Prinzip Gustav Mahlers), der Verlust Venetiens durch das venetianische Gondellied von Mendelssohn. Ein Allegretto schildert die „Freude im Kaiserhause anläßlich der Geburt der Prinzessin Valerie". Fortschreitungen alterierter Akkorde tragen die Bezeichnung: „Politische Experimente". Die „Berufung des Bürgerministeriums" ist durch einen schlichten Wiener Walzer illustriert. Bei einer charakteristischen Tonfigur steht: „Börsentreiben, wirtschaftlicher Aufschwung"; ein furchtbares Tremolo bezeichnet den „Börsenkrach", eine Heldenmelodie die „Erstürmung Serajewos am 19. August 1878". Glockengeläute (System Gustav Mahler) soll an die „Einweihung der Votivkirche" gemahnen, und die Verbindung einer böhmischen Polka, eines niederösterreichischen Volksliedes, einer oberösterreichischen Weise, die gegen die böhmische Melodie geführt wird, dann einer polnischen Mazurka, ist mit den erläuternden Worten versehen: „Streitereien der Nationalitäten unter verschiedenen Ministerien, Parlamentszenen". Auch der Ringtheaterbrand mit Feuerwehrsignalen (Methode Gustav Mahler) ist nicht vergessen. Natürlich sind die freudigen und erhebenden Ereignisse von triumphalen musikalischen Huldigungen, die in das Kaiserlied ausklingen, begleitet... Der biedere Komponist steht genau auf dem ästhetischen Boden, den unsere vornehmsten musikalischen Geister betreten haben; er stellt sich ethisch höher, da es ihm nicht um Spässe zu tun ist. Er nimmt die Sache ernst; es ist ihm Herzensbedürfnis, sich musikalisch auszusprechen. Was er vorbrachte, entspringt einem wirklich naiven Gemüte. Auch das ist ein Vorzug. Die Herren Strauß und Mahler werden sagen: „Wo hat denn der unsere Meistertechnik!" . . . Er hat also nur die Technik nicht.

Chronik.

Verkehrswesen.

Eine Studie, die kürzlich ein junger, begabter Beamter des Finanzministeriums über die letzten vier Jahre österreichischer Volkswirtschaft veröffentlichte, hat durch ihre aus reichem statistischen Material geschöpften Ergebnisse allenthalben angenehm überrascht: der Außenhandel in stetiger Entwicklung, die Handelsbilanz alljährlich mit erheblichen Beträgen aktiv; die Zahlungsbilanz trotz namhafter Heimwanderung österreichischer Wertpapiere aus dem Ausland in ruhigem Gleichgewicht, die Wechselkurse trotz der höheren ausländischen Zinssätze wie aus Erz gefügt; die Steuereingänge in bemerkenswerter Zunahme, desgleichen die Spareinlagen; der Kapitalbedarf für den Staatshaushalt und die Privatwirtschaft durch öffentliche Anlehen mühelos gedeckt, kurz, die tröstliche Gewißheit, daß inmitten der traurigen nationalen Zerklüftung, der Stockung unserer Gesetzgebung, der völligen Ungewißheit über die wichtigsten wirtschaftlichen Zukunftsfragen, inmitten der beweglichen Klagen einer niemals ganz zufriedenen Industrie und einer zum Teile wirklich notleidenden Landwirtschaft, inmitten der allgemeinen Teuerung und des bedrohlich anschwellenden Bedarfes für Heereszwecke — unsere Volkswirtschaft im ganzen doch leidlich gedeiht und vorwärtskommt.

Einen wichtigen Teil dieser Betrachtung nahmen, wie begreiflich, die Verkehrsanstalten ein. Und auch hier der gleiche Eindruck einer zwar nichts weniger als stürmischen, aber doch gewiß ganz annehmbaren, ruhigen und gesunden Entwicklung. Freilich trifft dieses Urteil nur das äußere Verkehrsbild, die unausgesetzte, zum Teil sogar recht ansehnliche Zunahme des Verkehrsumfanges, der nur heuer unter den Folgen der Mißernte etwas gelitten hat. Mit der Ertragfähigkeit der großen Transportunternehmungen sieht es viel weniger zufriedenstellend aus. Die Staatsbahnen vermögen bei aller Ökonomie ihr Anlagekapital nur mit knapp $2^1/_4$ Prozent zu verzinsen, so daß alljährlich einige 60 Millionen Kronen Steuergelder herangezogen werden müssen, um das Defizit des Staatsbetriebes zu decken. Auch die Privatbahnen haben von einzelnen Ausnahmen in günstigem und ungünstigem Sinne abgesehen, alle Mühe, nach jahrzehntelanger plagereicher Ausnützung eines wenig neidenswerten Verkehrsmonopols die Verzinsung ihres Anlagekapitals gerade noch über der Höhe des landesüblichen Zinssatzes zu halten. Und das bei Anwendung einer bis zu einer gewissen Virtuosität gediehenen Sparsamkeit unter schwer empfundenem Verzicht auf manche wünschenswerte Verbesserungen und Ausgestaltungen im Betrieb, unter notgedrungener Rückstellung der immer eindringlicher vorgebrachten, in den Verhältnissen gewiß begründeten Gehalts- und Lohnwünsche ihres vieltausendköpfigen Personals. Nicht minder mühsam als die Bahnen ringen die Schiffahrtsgesellschaften um ihr Dasein; hier muß sogar der Staatssäckel herhalten, um die Befriedigung der dringendsten Verkehrsbedürfnisse zu sichern.

Ich weiß nicht, ob in anderen Staaten die Macht volkstümlicher Schlagworte auch so unbegrenzt ist wie bei uns, wo sie einmal geprägt und in Umlauf gesetzt, die Geistesträgheit förmlich züchten und dann noch endlose Jahre nachher, bereits abgegriffen wie alte Groschen, noch immer unbeschränkte Zahlkraft besitzen. Im Verkehrsleben unserer Monarchie gefällt sich nun schon seit Jahrzehnten in unbestrittener Tyrannei das Schlagwort von der „volkswirtschaftlichen Mission der Transportanstalten", und es ist ein vorläufig noch aussichtsloses Beginnen, an seiner Gewaltherrschaft zu rütteln. Von den Privatbahnen, welche der allen großen Aktiengesellschaften grundsätzlich zugewendeten Abneigung der öffentlichen Meinung auf Schritt und Tritt begegnen, sei ganz abgesehen. Die sind nun einmal — man weiß das, ohne je darüber nachgedacht zu haben — etwas „Staats- und Volksfeindliches" und sie niederzuhalten ist offenbar gemeinnützig und patriotisch. Aber auch die Staatsbahnen dürfen beileibe nichts verdienen; sie haben ihre volkswirtschaftliche Mission zu erfüllen, und damit basta! Ich werde mich hüten, einer so fest wurzelnden, sieghaft sicheren Überzeugung meine unmaßgebliche eigene Meinung entgegenzustellen und getraue mich nur so von ungefähr anzudeuten, daß man nach meiner Ansicht

den Einfluß der Tarife auf Verkehr und Volkswirtschaft im allgemeinen denn doch etwas zu überschätzen geneigt ist. Bloß zwei ganz bescheidene Beispiele seien für diese Behauptung angeführt.

Die volkswirtschaftliche Mission der Staatsbahnen wurde schon bei der ersten großen Verstaatlichungsaktion, bei der Einlösung der Elisabeth-Westbahn entdeckt. Dem jungen Staatsbahnsystem sollte mit einem Schlage die volle Volksgunst erobert werden. Dazu bot die Einführung des Zonenkreuzertarifes ein sofort und sicher wirkendes Mittel. Im weiteren Verlaufe ist es der Regierung gelungen, auch die Privatbahnen für die neuen unverhältnismäßig niedrigen Personentarife zu gewinnen. Bloß die Südbahn, deren Betrieb durch die überaus ungünstige Bodenbeschaffenheit ihrer Strecken wesentlich verteuert wird, hat im großen ganzen an ihren konzessionsmäßigen Tarifen festgehalten. Gleichwohl hat der Personenverkehr der Südbahn eine geradezu glänzende Entfaltung erfahren, die nirgends Spuren einer Hemmung infolge der Tarifsätze zeigt. Und als im Jahre 1903 die Fahrkartensteuer eingeführt wurde, welche eine nicht weniger als zehnprozentige Steigerung der Personentarife bedeutete, da war es die Südbahn fast ganz allein, deren Personenverkehr trotz der neuen Abgabe eine weitere wesentliche Einnahmensteigerung ergab. Beiläufig bemerkt, haben Gesetzgebung und Staatsverwaltung in schöner Harmonie gerade durch das Fahrkartensteuergesetz bekundet, daß nach ihrer Ansicht die bisherigen Tarife zu niedrig waren. Denn wären sie auch nur in den geringsten Sorgen vor üblen Folgen für den Verkehr gewesen, so hätte sie sicherlich die volkswirtschaftliche Mission u. s. w. von der neuen Steuer abgehalten, die einer teilweisen Vermögenskonfiskation so ähnlich sieht, wie ein Hühnerei dem andern.

Was oben vom Personenverkehr dargelegt wurde, gilt vielleicht in noch höherem Maße vom Güterverkehr. Der Exporthandel wandelt hiebei seine eigenen Wege. Der hat sich bei einer ganzen Reihe von Waren ein System von Schleuderpreisen für den Weltmarkt zurechtgelegt, die nur in Verbindung mit übermäßig hohen Kartellpreisen für den heimischen Markt von der Industrie überhaupt ertragen werden können, ein System — wenn ich es so nennen darf — der billigeren Auslandsverkäufe, das schon zu den lächerlichsten Auswüchsen, so z. B. zu dem wirtschaftlichen Zerrbild der Zuckerexportprämien und dergleichen geführt hat. Aber gleichwohl, man hat es hier mit einer sozusagen internationalen Verirrung zu tun und ein einzelner Staat könnte sich trotz gegenteiliger besserer Überzeugung nicht ausschließen. Dieses wirtschaftlich gewiß bedenkliche System, welches durch die gerade jetzt zu neuer Blüte gelangende Hochschutzzollpolitik fast aller maßgebender Staaten neue Nahrung erhält — die Hochzölle ermöglichen ja erst den Kartellen, Trusts und sonstigen Unternehmerverbänden sich am inländischen Konsum für die Schleuderpreise ihrer Exportware schadlos zu halten — erfordert auch im Eisenbahn- und Schiffsverkehr besondere Opfer. Natürlich kommt es dann auch in den Frachtraten bisweilen zu einer recht unwirtschaftlichen Preisschleuderei aus Konkurrenzrücksichten, wofür der erst kürzlich beendigte Auswandererkrieg der transatlantischen Schiffahrtsgesellschaften ein drastisches Beispiel bietet. Immerhin handelt es sich hier, wie bereits gesagt, um eine internationale Verirrung und solange die andern Staaten für den Export billige Ausnahmstarife gewähren, kann ein einzelnes Verkehrsgebiet füglich nicht zurückbleiben. Von dem gewaltigen Ausmaß dieser Exportbegünstigungen hat die Öffentlichkeit freilich wieder keine Ahnung. Und so erwähnen wir nur so ganz nebenbei, daß für die wichtigsten Artikel unserer Ausfuhr über Triest die Eisenbahnfrachtsätze von den nordböhmischen Industriestädten bis nach Triest noch etwas billiger sind als für den etwa nur halb so langen Weg nach Hamburg!

Mögen also unter dem Zwange der auswärtigen Konkurrenz die weitgehenden Tarifopfer für den Export immerhin noch gerechtfertigt sein, so fehlt wohl eine derartige Nötigung für den inländischen Güterverkehr. Hier ist es in vielen Fällen wirtschaftlich nicht ausreichend begründet, einer zum Teil unnatürlichen Güterversorgung aus weit entfernten Erzeugungsstätten durch wohlfeile Frachtraten besonderen Vorschub zu leisten, ganz abgesehen davon, daß bei hochwertigen Gütern die Frachtkosten für die Festsetzung des Marktpreises selbstverständlich nur von ganz nebensächlicher Bedeutung sein können. So viele Warenpreise sind in den letzten Jahrzehnten erheblich gestiegen, darunter gerade die für die Verkehrsanstalten wichtigsten Materialpreise von Kohle und Eisen. Die Auslagen für die Erhöhung der Sicherheit und Bequemlichkeit des Reiseverkehrs, insbesondere aber für die sozialpolitischen Einrichtungen zu gunsten des Personals sind ins Ungemessene emporgewachsen. Und trotzdem darf die Eisenbahn dem Beispiel aller übrigen Unternehmer nicht folgen, deren Gestehungskosten sich erhöht haben. Sie soll im Gegenteil ihre Preise noch weiter herabsetzen. Und man duldet eher im Staatsbetrieb ein jährliches Defizit von 60 Millionen Kronen, bevor man es über sich brächte, einer vernünftigen Tarifregelung beizupflichten, die von Produktion und Konsum kaum empfunden, dennoch hinreichen würde, das Budget der Staatsbahnen in ein gesundes Gleichgewicht zu bringen.

Die Tariffrage ist aber nicht nur wegen ihrer empfindlichen Rückwirkung auf Staatshaushalt und Steuerwesen von hochragender Bedeutung, auch im Verkehrsleben selbst ist sie überall zu verspüren als unerwünschtes und unbesiegliches Hemmnis so mancher betriebstechnischer Neuerung und einer ausreichenden Besserung der Lebenslage des Bahnpersonals. Ebenso hat sich die Tariffrage bisher als wichtigstes Hindernis für die gänzliche Durchführung des Staatsbahnprinzips durch Einlösung der noch bestehenden Privatbahnen erwiesen. In den weiten Kreisen der Bevölkerung wird ja die Verstaatlichung nur deshalb so warm gewünscht, weil man sie mit einer weiteren Tarifverwohlfeilung für gleichbedeutend hält. Die Regierung aber könnte die Verstaatlichung ohne ernste Gefährdung der Staatsfinanzen gewiß nur gleichzeitig mit einer allgemeinen Tariferhöhung in Szene setzen. Aus diesem verwünschten Kreis vermochte man bisher nicht herauszufinden, wieder zum empfindlichen Schaden des ganzen Verkehrswesens, dem durch die ewigen Verstaatlichungssorgen die Möglichkeit einer großzügigen, ja selbst nur auf einige Jahre hinausreichenden Verkehrspolitik benommen ist. Die Staatseisenbahnverwaltung durch das Defizit des Staatsbetriebes zu empfindlicher Selbstbeschränkung gezwungen, die Privatbahnen durch die Verstaatlichungsgefahr in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt, die öffentliche Meinung eifersüchtig darüber wachend, daß der Staatsbetrieb seine „volkswirtschaftliche Mission“ erfülle, und nichts ängstlicher fürchtend, als daß durch eine allgemeine Tariferhöhung auch die Einlösungsrente der Privatbahnen wachsen könnte, die politischen Parteien je nach ihren selbstischen Hoffnungen und Besorgnissen für die Verstaatlichung schwärmend oder diese verwerfend, jedoch alle in der Überzeugung einig, daß Staatsbahnen wie Privatbahnen für jedes Sonderinteresse und -interesschen ihrer Wählerschaften ausgebeutet werden dürfen und müssen: das ist der ungesunde Rahmen, in dem sich unser Verkehrsleben abwickelt und verblüffenderweise noch leidlich gedeiht und vorwärtskommt.

Auch unsere Fluß- und Seeschiffahrt befindet sich in völlig ungeklärter Lage. Die Laune einer kleinen politischen Fraktion hat im Reichsrat unter dem Schutze einer unzulänglichen Geschäftsordnung seinerzeit verhindert, daß die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft die für die Interessen des Donauverkehrs so dringend notwendige Ordnung ihrer finanziellen Verhältnisse herbeiführt. Wie bei dieser Gesellschaft, so schleppt man sich auch beim Österreichischen Lloyd mit Provisorien fort und läßt es geschehen, daß unser größtes Seeschiffahrtunternehmen mangels der notwendigen Mittel mit seinen Verkehrseinrichtungen in Rückstand gerät, während der trotz allem lebhaft zunehmende Verkehr immer größere Ansprüche stellt. Und so verfließen für die Ergänzung des Schiffsparks fast ungenützt in bisher wenig fruchtbaren Studien und Verhandlungen die Wochen, Monate und Jahre, die noch von der Eröffnung der zweiten, mit so gewaltigen Kosten hergestellten Eisenbahnverbindung mit Triest trennen.

Wir wollen diese Darlegung mit einer erfreulichen Betrachtung schließen. Das Jahr 1904 hat für den heimischen Seeverkehr drei wichtige Ereignisse gebracht: Die Ausgestaltung der „Austro-Americana“ zu einem großen, schöne Zukunftshoffnungen erweckenden Unternehmen, die Verständigung der an dem dalmatinischen Verkehr beteiligten Schiffahrtsgesellschaften untereinander und die Regelung des Auswandererverkehrs über Triest und Fiume. Jedes dieser Geschehnisse bedeutet einen bemerkenswerten Erfolg und Fortschritt. Die Vergrößerung der „Austro-Americana“ oder — wie sie jetzt heißt — der Vereinigten Österreichischen Schiffahrts-Aktiengesellschaft mit deutschem Kapital und ihre Aufnahme in die Interessengemeinschaft der großen Ozean-Schiffahrtsgesellschaften zeigt, daß man auch im Ausland an die Zukunft Triests glaubt. Die Verständigung über den dalmatinischen Verkehr eröffnet diesem unvergleichlich schönen, bisher von seinen eigenen Bewohnern, wie von der Staatsverwaltung gleich stiefmütterlich behandelten Lande endlich die Möglichkeit einer gedeihlichen Wirtschaftsentfaltung. Die Regelung des Auswandererverkehrs über Triest und Fiume aber ist eine Maßnahme von gesundem Egoismus, die trotz anfänglicher Härten und administrativer Fehlgriffe sicherlich einem lebhaften Interesse der Hafenstädte entspricht und diesen bei geschickter Durchführung eine neue ergiebige Quelle des Wohlstandes erschließt.

Dr. Richard Mündl.

Besprechungen.

Durch Sibirien nach der Südsee. Wirtschaftliche und unwirtschaftliche Studien aus den Jahren 1901 bis 1902. Von Dr. Erich Pistor. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hofbuchhandlung, 1905.

Wenn einer im amtlichen Auftrage reist, und daraufhin auch im Auslande überall amtliche Empfehlungen erhält, so hat er den Vorteil, daß er sehr viel ohne erhebliche Mühe zu sehen bekommt, aber den Nachteil, der selten ausbleibt, daß die Liebenswürdigkeit des Empfanges auf das Urteil abfärbt. So sieht auch

Pistor die russische Industrie in einem viel zu günstigen Lichte. Er merkt nicht, daß sie zur Hälfte künstlich ist, weiß nicht, wie schwer es im Zarenreiche ist, geschickte einheimische Arbeiter aufzutreiben, er hat endlich offenbar keine Ahnung davon, daß die Krisis von 1900 und 1901 von Witte vorausgesehen war, daß er mit einer zynischen Brutalität, die ihresgleichen sucht, der Minister Fremde, und zwar nicht nur belgische Kapitalisten, sondern auch verbündete Franzosen, erst mit großen Versprechungen in das Land lockte, und sie dann, nachdem er hatte, was er wollte, nach Verlust der Hälfte ihres Kapitals, einfach fallen ließ. Daß Zahlen allein, mit denen Dr. Pistor sehr freigebig ist, nicht unbedingt zu einem richtigen Verständnis der Lage verhelfen, das zeigt sich nirgends besser als gerade bei den Veröffentlichungen, mit denen das russische Finanzministerium die Welt überschwemmt.

Wenn wir daher mit den wirtschaftlichen Auseinandersetzungen Dr. Pistors keineswegs einverstanden sind, so dürfen wir dagegen der Reisebeschreibung an sich die Anerkennung nicht versagen. Land und Leute und seine kleinen Erlebnisse führt uns der Verfasser recht anschaulich vor Augen. Überhaupt ist das ganze Buch recht flüssig geschrieben; ein gemütlicher, unterhaltsamer Ton waltet vor. Wenn auch der köstliche Humor eines Joest („Durch Sibirien") oder eines Netto („Papierschmetterlinge aus Japan") durchaus fehlt, so offenbart sich doch überall eine behagliche, läßliche Lebensauffassung. Noch ein Lob kann man unbedenklich spenden: es ist alles und jedes unbedingt wahrheitsgetreu, unbedingt zuverlässig. Nur wo Pistor auf fremde Berichte angewiesen war, wie bei den berüchtigten Noyades von Blagowjeschtschensk, dann bringt er wirklich „Tatarennachrichten". Man darf ihm das aber nicht übelnehmen, da diese Nachrichten schon in historische Bücher übergegangen sind. Nicht 7000 Chinesen, sondern höchstens 300 fanden den Tod. Man zog sie weder aus, noch warf man sie ins Wasser, sondern gab ihnen Kähne. Da aber diese teils morsch waren, teils von den aufgeregten Flüchtlingen schlecht gesteuert wurden, so kenterten die meisten. Das Tollste aber war, was in den Sensationsberichten nie erwähnt wird, daß die Chinesen des jenseitigen Ufers, von Aigun, auf ihre eigenen Landsleute schossen, die sie als räudige Schafe, durch den Umgang mit den Abendländern verderbt, nicht mehr aufnehmen wollten.

Was wir nun weiter von Japan hören, das ist ebenfalls wahr, aber es ist nur ein Teil der Wahrheit, es ist eine einseitige, schiefgesehene und deshalb halbe Wahrheit. Alle Erlebnisse, Beobachtungen und Urteile beziehen sich nur auf die niederen Klassen. Und auch diesen wird der Verfasser nicht ganz gerecht.

Vom Lande der zehntausend Inseln führt unsern Reisenden der Weg nach Australien und Neuseeland. Er widmet dabei beträchtlich mehr Raum als nötig wäre der Heilsarmee. Anziehend, besonders auch vom forstlichen und landwirtschaftlichen Standpunkt aus, ist die Beschreibung des Geisergebietes, das auch durch prächtige Illustrationen veranschaulicht wird. Überhaupt sind die Bilder durchweg von eigenem Reiz. Über Samoa und Fidschi und wiederum Australien, sodann über Ägypten, geht die Reise zurück. Wertvoll ist auch der Abschnitt über australische Volkswirtschaft. Wir ersehen aus ihm, daß der Gesamthandel Australiens dem Österreichs beinahe gleichkommt. Den Schluß bildet ein Angriff auf das Studium des Griechischen. War der durchaus nötig?

München. Dr. A. Wirth.

Theodor Kappstein: Peter Rosegger. Ein Charakterbild. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer, 1904.

Ein sympathisches und willkommenes Buch für alle, die Roseggers literarischer Entwicklung Interesse entgegenbringen, mit großem Fleiße gearbeitet und mit warmer Empfindung geschrieben! Weniger eine Lebensbeschreibung, als eine Charakteristik seiner Denkungsart und seiner Gefühlsweise, ein Abbild seines geistigen und literarischen Werdens. Dabei ermöglicht es die reiche und gründliche Belesenheit in seinen Werken dem Verfasser, in dem Buche Rosegger meist selbst zum Worte kommen zu lassen: ja man möchte es fast einen mit großem Geschick gemachten Auszug aus dessen Schriften nennen.

Rosegger hat es übrigens sowohl seinem Biographen als dem Schilderer seines poetischen und geistigen Werdeganges leichtgemacht. In seinen Werken bespricht er selbst Kindheit, Jugend und Mannesalter in der ausführlichsten Weise bis auf die intimsten Heimlichkeiten seines häuslichen und Familienlebens, wobei allerdings in Betracht gezogen werden muß, daß dem geistig gereiften und geklärten Manne namentlich Kindheit und Jugend in einem etwas geläutertem Lichte erscheinen, und daß die Darstellung des eigenen Lebens in späteren Jahren nicht immer ein im Freilicht des wirklichen Lebens gemaltes Bild gibt, sondern oft unbewußt nur ein verklärtes oder abgetöntes Spiegelbild zurückwirft. Man würde vielleicht versucht sein, bei mancher Schilderung an die Worte zu denken, die sein Töchterchen Martha nach der Erzählung des reizenden Märchens von der Käferjungfrau dem Dichter zuruft: „Aber Vater, das hast du dir aber recht schön ausgedichtet!" — wenn Roseggers seltene Wahrheitsliebe und seine Abneigung gegen jede eitle Selbstbespiegelung oder

Schönfärberei seiner Persönlichkeit eine bewußte Täuschung nicht von vornherein ausschlösse. Wohl schrieb Rosegger einmal an den Verfasser des vorliegenden Buches: „Auf meine Persönlichkeit dürfen Sie nach meinen Schriften, so viel diese auch Intimes enthalten mögen, nicht schließen, es ist Wahrheit und Dichtung" — aber auch sein Dichten verknüpft sich doch immer unauflöslich mit dem Tatsächlichen seines Lebens.

Aber nicht nur für seine Biographie, sondern auch für das Entstehen und den Organismus seiner Schriften, in den hineinzuführen Kappstein als die eigentliche Aufgabe seines Buches bezeichnet, ist Rosegger selbst die ergiebigste Quelle, besonders wenn man die Monatsschrift „Heimgarten", die ja eine Art öffentlich geführtes Tagebuch des Dichters genannt werden kann, mit in den Kreis der Benützung zieht. Kappstein hat es reichlich getan und nicht zum Nachteile des Buches — und auch ohne sein Recht auf selbständiges Urteil preiszugeben. Alles, was Rosegger geschrieben hat, wird einer Beurteilung unterzogen, nicht nur die größeren Romane, sondern in den Büchern, die nur aus Sammlungen kleinerer Erzählungen unter einem immer geschickt angebrachten Gesamttitel bestehen, wird fast jede, auch die kleinste Erzählung oder Plauderei mit einigen Zeilen dem Inhalte und der Bedeutung nach besprochen und charakterisiert, nicht ohne Schaden für die Ökonomie des Ganzen, indem über den langausgedehnten und im einzelnen für die richtige Auffassung des Lesers doch nicht zureichenden Besprechungen der Sammelwerke Roseggers einheitliche, größere Romane und Erzählungen manchmal zu kurz kommen. Wollte der Verfasser etwa dadurch seiner Überzeugung Ausdruck geben, daß gerade in den kleinen Erzählungen und Skizzen Roseggers dessen Wesenheit und literarische Bedeutung manchmal schärfer hervortrete, als in seinen Romanen? Eine Anschauung, die von vielen — ich meine, vielleicht mit Unrecht — geteilt wird und auch erklärlich ist, wenn man neben seinen unübertrefflichen humoristischen Bauernschwänken ernstere Erzählungen von so tiefem ethischen Gehalt ins Auge faßt, wie etwa „Remi der Räuber" oder „Ein Lied von ewigen Dingen". Hier lebt echte Natur im Kleinen, spiegelt sich Sonne im Tautropfen! Aber wenn Kappstein Roseggers größere Werke ästhetisch und literarisch würdigt, so zeigt er immer ein warmes und tiefes Eingehen in dessen Eigenart, und ein besonnenes und meist begründetes Urteil, das nichts von seinem Werte verliert, wenn der Geschmack des einzelnen Lesers ihm auch nicht immer zustimmt. So möchte ich z. B. seine hohe Wertschätzung des Romans „Martin der Mann" nicht unbedingt teilen, weil gerade in diesem Werke sich der Dichter trotz mancher schönen und überwältigenden Einzelnheiten auf einem ihm sonst fremden Boden bewegt, wo ihm eigene Lebenserfahrung und unmittelbare Anschauung nicht stützend und fördernd zur Seite stehen. Ebensowenig möchte ich mich dem Romane „Erdsegen" gegenüber so ablehnend verhalten wie Kappstein, weil vielleicht in keinem seiner Werke so lebensvolle und typische Gestalten aus dem Volks- und Bauernleben, wie z. B. jene des alten Adamshäuser, vor uns auftauchen, die ein lebendiges Beispiel zu Roseggers Ausspruch bilden: „Unsere treue Mutter ist die Erdscholle, aus ihr sprießt das Brot und der Idealismus." Niemals ist wohl der Segen, der aus der Erdscholle quillt und die befruchtende e t h i s c h e Macht, die sich aus dem vertrauten Umgange mit der Natur auf die Menschen ergießt, so trefflich geschildert worden. Sehr hübsch und zutreffend dagegen klingt, was er über die „Schriften des Waldschulmeisters" sagt: „Diese Blätter werden grünen und frischbleiben, wenn längst der Dichter, der sie jugendfroh vom Baume der Poesie gebrochen hat, den letzten Schlummer schläft. In den Exkursen liegt der schimmernde Goldgehalt des Werkes, nicht in der Komposition, die locker ist und ohne Kunsteinheit im Ganzen und in den einzelnen Teilen."

Etwas allzu stark gefärbt scheint mir im Buche aus einzelnen Äußerungen Roseggers Stellung zur Kirche herausgearbeitet. Das mag vielleicht für frühere Zeiten gelten; im Augenblicke aber steht der reifgewordene und tief religiöse Dichter der Kirche gegenüber doch nicht so schroff gegenüber und er vermag sich gewiß in seiner Gegnerschaft gegen manche Mißbräuche der Kirche über heimliche Zustimmung auch von seiten katholischer Geistlichen auszuweisen. Wie sollte es auch der Dichter nicht, der einmal den Ausspruch tut: „Gibt es ein größeres Talent als religiös zu sein? Im religiösen Herzen vollzieht sich ein Leben, von welchem mancher, der sonst allerhand weiß, keine Ahnung hat."

Roseggers jüngstes Buch: I. N. R. I., das Dichtung und Wahrheit über Jesus von Nazareth vereint, hält Kappstein für die beste Christusdichtung, die wir gegenwärtig besitzen und meint in dem Vorwort zu seinem Buche, daß der steirische Dichter mit diesem jüngsten religiösen Roman den Kreislauf von Gedanken, die wesentlich in seiner Natur angelegt sind, abschließend umschrieben hat.

Einen kleinen Irrtum muß ich übrigens berichtigen, der dem Verfasser auf S. 247 seines Buches unterlaufen ist. Dort erzählt er, daß A n z e n g r u b e r am Vorabende seines Todestages zu einem seiner Freunde gesagt habe: „Sie gehn morgen doch zur Sitzung des Anzengruber-Kuratoriums? Bitte, entschuldigen Sie

mich bei den Herren. Sagen Sie, ich bin durch eine dringende menschliche Berufsangelegenheit verhindert zu erscheinen. Ich habe morgen zu sterben." Diese drastischen Worte sind nicht von Anzengruber, sondern von dem bekannten Wiener Volksdichter Friedrich Schlögl, dem „göttlichen Grobian", bei dem gleichen Anlasse zu dem Schriftsteller Chiavacci gesprochen worden, wie aus Roseggers Buche „Gute Kameraden" hervorgeht. Kappstein schließt sein Buch, das gewiß allen Verehrern Roseggers Freude bereiten wird, mit den schönen Worten: „In den schier nicht mehr zu zählenden Werken, die wir diesem persönlichsten und volkstümlichsten aller schaffenden deutschen Poeten verdanken, lebt die ewige Natur sich selbst vor uns aus; jeder Tautropfen und jeder Sonnenstrahl fruchtet, die kalten Bergquellen spenden Lebenslust und in den Baumrunen steht die sonnengoldige Jugend!" Wie Rosegger selbst sich zu dem Buche verhält, ist bei aller Genugtuung, die er empfinden mag, doch etwas fraglich. Ich kann hier nur eine Äußerung wiedergeben, die er nach dem Erscheinen des Werkes gegen mich laut werden ließ: „Mir sind solche Bücher über mich nicht angenehm. Ich halte mein Wirken noch immer nicht für geklärt und abgeschlossen genug, als daß man es so zusammenfassen und beurteilen sollte." Es kann für die Freunde seiner Dichtungen nur erfreulich sein, daß der nunmehr sechzigjährige Dichter noch so viel geistiges Streben und Schaffenslust in sich fühlt.

Dr. Ernst Gnad.

Die Prinzessin von Banalien. Ein Märchen von Marie v. Ebner-Eschenbach. Buchschmuck von Hans Anker. Berlin, W. 50. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

In seinen Erinnerungen an Marie Ebner (Gartenlaube, 1890) erzählt Ferdinand v. Saar von einer Vorlesung der „Prinzessin von Banalien", die 1872 durch die Dichterin bei ihrer Freundin Josefine v. Knorr stattfand: „... mit gespannter Aufmerksamkeit folgte man der feinsinnigen Dichtung und ihren zahlreichen Schönheiten. Dennoch hatte der Beifall, welcher am Schlusse gespendet wurde, etwas Gezwungenes. Man war eben nicht ergriffen, nicht hingerissen worden, was wohl der Dichterin selbst nicht entgangen sein mochte." Der kurz darauf bei Rosner erschienene Druck des Märchens fand auch wenig Beachtung, und es wäre vermutlich ganz in Vergessenheit geraten, wenn Marie Ebner nicht eben jetzt diesen Erstling ihrer epischen Muse in äußerlich und innerlich frisch geputztem Gewande wieder hätte erscheinen lassen. Die kritische Verlegenheit, in die 1872 die Leser und Zuhörer versetzt wurden, ist aber heute verschwunden. Damals (wenigstens nach den uns zugänglichen Zeugnissen zu urteilen) wußte niemand was Rechtes über dieses Märchen zu sagen, oder wie Saar so hübsch sagt: „Niemand ahnte, welch mächtigen Aufschwung ihre gewissermaßen noch verschleierte und mit dilettantischen Anwandlungen ringende Begabung dereinst zu nehmen bestimmt war." Jetzt, wo wir nach mehr als dreißig Jahren die reiche Entfaltung der Ebnerschen Poesie überschauen können und auch noch andere, ungleich bessere Märchen von ihr besitzen, gibt sie uns selbst den Maßstab für die Beurteilung jenes Erstlings. Jetzt vermögen wir (mit der freilich billigen Weisheit des Historikers) zu erkennen, was 1872 den Zuhörern und der Dichterin selbst noch verhüllt war; und zwar um so leichter, als sie am alten Texte nur stilistische Korrekturen vornahm, aus der „Zigeunerin" des ersten Druckes, eine „Troglodytin" machte und dergleichen mehr, sonst aber alles so beließ, wie es war. Nun also können wir sagen: die „Prinzessin von Banalien" ist so „echt Ebnerisch" als nur irgend eine ihrer späteren Dichtungen, denn 1872 war Marie Ebners Charakter mit seiner Weltanschauung, seinen Sym- und Antipathien schon fertig; was noch fehlte war die künstlerische Reife. Das Land Banalien, worin den Menschen mit dem Amt der Verstand kommt, wo die Konvenienz die Natur erstickt, das Hofschranzentum üppig blüht, wo Tiere grausam gequält werden, Gevatterschaften sich in die Hände arbeiten, die talentlosen Dichter sich gegenseitig in die Höhe loben, nichts seltener und nichts verpönter ist als Individualität — dieses Land Banalien tritt uns, allerdings ohne diesen Namen, in den Philisterbildern der späteren Novellen: in „Nach dem Tode", in den „Zwei Komtessen", in „Wieder die Alte" u. a. m. in gleicher Beleuchtung wieder entgegen. Und in der Prinzessin von Banalien, die da sagt: „O, hätte mein Volk nur ein Herz, damit ich es leichter beseligen könnte!" schlägt auch schon das Ebnersche Herz. Der Ernst und der Humor dieses Märchens sind also beide schon vom richtigen Kaliber, was ihm fehlt ist die Einheit des dichterischen Motivs und dessen Durchführung, und was es zuviel an Sentimentalität hat, zuviel auch an unbeabsichtigten Reminiszenzen (speziell aus Grillparzers „Libussa") wurde später überwunden. Wie alle jungen Dichter, wollte Marie Ebner auch in ihrem Erstling zuviel des Guten auf einmal, dadurch kam eine Unklarheit in ihre Darstellung, die den Eindruck verwirrt. Der symbolische Stil des moralischen Märchens mit seinen typischen Menschen und allgemeinen Ideen duldet nicht die Tragik eines individualisierten Charakters, das ist schon Sache der Novelle; diese wiederum verträgt keine Fee, keinen Zauberdolch, keine

märchenhaften Wanderungen durch unterirdische Wundergrotten. Der Anfang der „Prinzessin von Banalien" läßt anderes erwarten, als uns der Schluß bietet. Die Erzählung läßt sich als Satire auf Banalien an und endet als ganz persönliche Liebestragödie der Prinzessin mit dem Naturburschen Abdul, dem sie alles, Besitz und Ehre, opfert und in die Wildnis folgt, weil sie von ihm nicht lassen kann; ja, sie stürzt sich schließlich nach Jahren seiner Leiche ins Wasser nach, als sie sie zufällig den Fluß hinabschwimmen sieht..... Man weiß also nicht recht, was die Dichterin mit der Geschichte will, die in ihren Einzelheiten nach allen Seiten hin von Esprit und Poesie nur so funkelt und leuchtet. Das Gesetz der idealen Einheit in der Dichtung hat Marie Ebner später mit großer Strenge festgehalten und erste Entwürfe oft gekürzt, wenn ihre Phantasie darin zu überwuchern drohte; und in der Kunst, Idee und Bild untrennbar ineinander zu schmelzen, brachte sie es zur höchsten Vollendung, wie z. B. in der „Dummen Geschichte", die mit ihrem parodierenden Humor der „Prinzessin von Banalien" am nächsten steht.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir zwei Wünsche äußern. Einmal, daß das Widerspiel dieser an zuviel Herz leidenden Prinzessin, nämlich die 1891 in der „Deutschen Rundschau" und seither nie wieder gedruckte „Prinzessin Leiladin" — sie hat einen Pappendeckel an Stelle eines normalen Herzens — doch endlich aus der Dunkelhaft erlöst werde. Es ist die geistreichste und zugleich an Poesie reichste literarische Satire, die wir kennen, und darf viel weniger verschollen bleiben, als die „Prinzessin von Banalien". Der andere Wunsch richtet sich ans Publikum, das dem anderen, in glänzendster Ausstattung (im Verlag der Union in Stuttgart) vor mehreren Jahren erschienenen Kindermärchen in Versen von Marie v. Ebner-Eschenbach: „Hirzepinzchen" bisher gar keine Aufmerksamkeit gewidmet hat. Es ist schade darum, denn ich weiß aus Erfahrung, daß dieser Ebnersche Prinz Struwelpeter alle Kinder höchlichst amüsiert.

M. N—r.

Im Zeichen des Steinbocks. Aphorismen von Isolde Kurz. Georg Müller, Leipzig.

Eine Bemerkung in dieser Sammlung gilt auch der Kritik. Sie lautet ungefähr: „Der Deutsche legt im Grund gar keinen Wert auf das Talent. Ihm kommt es vor allem auf die Gesinnung an. Man lese nur eine Kritik. Da gibt sich der Rezensent saure Mühe, den Charakter des Dichters und seine Anschauungen in bezug auf Religion, Moral u. s. w. zu ergründen, ihn wie einen Schmetterling aufzuspießen und zu klassifizieren —." Zugestanden, das ist wirklich überflüssig. Um den Charakter und die Gesinnungen eines Dichters haben wir uns nicht zu kümmern. Wenn uns aber ein Autor einen Band von 300 Seiten, der nur Aphorismen enthält, „auf den Weihnachtstisch" legt, so ladet er uns doch in erster Reihe zur Beurteilung seiner Gesinnungen ein. Er sagt doch ganz deutlich: „Hier hast du mein Porträt, so fühle ich und so denke ich über Mann, Weib und Kind, über Liebe und Ehe, über Religion, Politik, Kunst, Literatur, Moral, Mode, über die soziale Frage und alles übrige, so ist mein Geschmack und so ist meine Überzeugung —." Und die Kritik hat eigentlich nichts zu tun als vor Charakter und Gesinnungen eine Verbeugung zu machen — diesem Buche gegenüber müßte sie besonders artig sein — und sich höflich zu verabschieden. Höchstens könnte man noch einiges über die Form und die Weltanschauung vorbringen. „Weltanschauung" ist in solchen Fällen obligat. Da aber diese Aphorismen die Höflichkeit verdienen, daß man etwas länger bei ihnen verweilt, möchte ich noch sagen, daß es vielleicht lohnender gewesen wäre, diesen klugen, klaren, meist einwandfreien Aussprüchen irgend einen Rahmen zu geben. Etwa den jetzt wieder so beliebten Erziehungsroman. Der ist ja sehr leicht zuzubereiten. Man nimmt einen jungen Mann oder ein junges Mädchen, die absolut nichts mit sich anzufangen wissen, bringt sie in verschiedene Umgebungen und gewinnt so Gelegenheit zu den verschiedensten Gesprächen. Mit dem hier zur Verfügung stehenden Material hätte man wohl ein Dutzend Personen eines Romans mit geschmackvoller Weisheit ausstatten können. Als Äußerungen von Romanfiguren — selbst bei den unpassendsten Gelegenheiten vorgebracht — hätten sich diese Sentenzen dem Gedächtnis des Lesers schärfer eingeprägt und sie hätten dem Buch den Schein eines erstaunlichen Reichtums gegeben. Wenn aber Gedanken ganz allein reisen, ohne Deckmantel nur als Gedanken in die Welt gehen, um wie Missionäre das Heil und die Wahrheit zu künden, wird man ihnen gegenüber leicht ungerecht, denn „wo nähme man heute noch einen Gedanken her, der durch Neuheit so bezaubernd wirkte? Sie fliegen alle wie Spreu herum, sind ausgedroschen und haften nirgends" — wie die Verfasserin selbst konstatiert.

Eine blendende, auf Verwirrung und Verblüffung berechnete Form hätte ihnen einen Neuheitsfirnis geben können; hier ist die Form aber nur korrekt, äußerst korrekt, schlicht und — was wirklich wohltut — ganz frei von Affektation und Pose. Das Bedürfnis: gereizt, geärgert, beleidigt zu werden, wird gar nicht befriedigt. Und noch einen schweren Fehler hat dieses liebenswürdige Buch. Er ist von der ersten bis zur letzten Seite mühelos zu verstehen. Das werden ihm die Jüngsten unte-

mich bei den Herren. Sagen Sie, ich bin durch eine dringende menschliche Berufsangelegenheit verhindert zu erscheinen. Ich habe morgen zu sterben." Diese drastischen Worte sind nicht von Anzengruber, sondern von dem bekannten Wiener Volksdichter Friedrich Schlögl, dem „göttlichen Grobian", bei dem gleichen Anlasse zu dem Schriftsteller Chiavacci gesprochen worden, wie aus Roseggers Buche „Gute Kameraden" hervorgeht. Kappstein schließt sein Buch, das gewiß allen Verehrern Roseggers Freude bereiten wird, mit den schönen Worten: „In den schier nicht mehr zu zählenden Werken, die wir diesem persönlichsten und volkstümlichsten aller schaffenden deutschen Poeten verdanken, lebt die ewige Natur sich selbst vor uns aus; jeder Tautropfen und jeder Sonnenstrahl fruchtet, die kalten Bergquellen spenden Lebenslust und in den Baumrunen steht die sonnengoldige Jugend!" Wie Rosegger selbst sich zu dem Buche verhält, ist bei aller Genugtuung, die er empfinden mag, doch etwas fraglich. Ich kann hier nur eine Äußerung wiedergeben, die er nach dem Erscheinen des Werkes gegen mich laut werden ließ: „Mir sind solche Bücher über mich nicht angenehm. Ich halte mein Wirken noch immer nicht für geklärt und abgeschlossen genug, als daß man es so zusammenfassen und beurteilen sollte." Es kann für die Freunde seiner Dichtungen nur erfreulich sein, daß der nunmehr sechzigjährige Dichter noch so viel geistiges Streben und Schaffenslust in sich fühlt.

Dr. Ernst Gnad.

Die Prinzessin von Banalien. Ein Märchen von Marie v. Ebner-Eschenbach. Buchschmuck von Hans Anker. Berlin, W. 50. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

In seinen Erinnerungen an Marie Ebner (Gartenlaube, 1890) erzählt Ferdinand v. Saar von einer Vorlesung der „Prinzessin von Banalien", die 1872 durch die Dichterin bei ihrer Freundin Josefine v. Knorr stattfand: „... mit gespannter Aufmerksamkeit folgte man der feinsinnigen Dichtung und ihren zahlreichen Schönheiten. Dennoch hatte der Beifall, welcher am Schlusse gespendet wurde, etwas Gezwungenes. Man war eben nicht ergriffen, nicht hingerissen worden, was wohl der Dichterin selbst nicht entgangen sein mochte." Der kurz darauf bei Rosner erschienene Druck des Märchens fand auch wenig Beachtung, und es wäre vermutlich ganz in Vergessenheit geraten, wenn Marie Ebner nicht eben jetzt diesen Erstling ihrer epischen Muse in äußerlich und innerlich frisch geputztem Gewande wieder hätte erscheinen lassen. Die kritische Verlegenheit, in die 1872 die Leser und Zuhörer versetzt wurden, ist aber heute verschwunden. Damals (wenigstens nach den uns zugänglichen Zeugnissen zu urteilen) wußte niemand was Rechtes über dieses Märchen zu sagen, oder wie Saar so hübsch sagt: „Niemand ahnte, welch mächtigen Aufschwung ihre gewissermaßen noch verschleierte und mit dilettantischen Anwandlungen ringende Begabung dereinst zu nehmen bestimmt war." Jetzt, wo wir nach mehr als dreißig Jahren die reiche Entfaltung der Ebnerschen Poesie überschauen können und auch noch andere, ungleich bessere Märchen von ihr besitzen, gibt sie uns selbst den Maßstab für die Beurteilung jenes Erstlings. Jetzt vermögen wir (mit der freilich billigen Weisheit des Historikers) zu erkennen, was 1872 den Zuhörern und der Dichterin selbst noch verhüllt war; und zwar um so leichter, als sie am alten Texte nur stilistische Korrekturen vornahm, aus der „Zigeunerin" des ersten Druckes, eine „Troglodytin" machte und dergleichen mehr, sonst aber alles so beließ, wie es war. Nun also können wir sagen: die „Prinzessin von Banalien" ist so „echt Ebnerisch" als nur irgend eine ihrer späteren Dichtungen, denn 1872 war Marie Ebners Charakter mit seiner Weltanschauung, seinen Sym- und Antipathien schon fertig; was noch fehlte war die künstlerische Reife. Das Land Banalien, worin den Menschen mit dem Amt der Verstand kommt, wo die Konvenienz die Natur erstickt, das Hofschranzentum üppig blüht, wo Tiere grausam gequält werden, Gevatterschaften sich in die Hände arbeiten, die talentlosen Dichter sich gegenseitig in die Höhe loben, nichts seltener und nichts verpönter ist als Individualität — dieses Land Banalien tritt uns, allerdings ohne diesen Namen, in den Philisterbildern der späteren Novellen: in „Nach dem Tode", in den „Zwei Komtessen", in „Wieder die Alte" u. a. m. in gleicher Beleuchtung wieder entgegen. Und in der Prinzessin von Banalien, die da sagt: „O, hätte mein Volk nur ein Herz, damit ich es leichter beseligen könnte!" schlägt auch schon das Ebnersche Herz. Der Ernst und der Humor dieses Märchens sind also beide schon vom richtigen Kaliber, was ihm fehlt ist die Einheit des dichterischen Motivs und dessen Durchführung, und was es zuviel an Sentimentalität hat, zuviel auch an unbeabsichtigten Reminiszenzen (speziell aus Grillparzers „Libussa") wurde später überwunden. Wie alle jungen Dichter, wollte Marie Ebner auch in ihrem Erstling zuviel des Guten auf einmal, dadurch kam eine Unklarheit in ihre Darstellung, die den Eindruck verwirrt. Der symbolische Stil des moralischen Märchens mit seinen typischen Menschen und allgemeinen Ideen duldet nicht die Tragik eines individualisierten Charakters, das ist schon Sache der Novelle; diese wiederum verträgt keine Fee, keinen Zauberdolch, keine

märchenhaften Wanderungen durch unterirdische Wundergrotten. Der Anfang der „Prinzessin von Banalien“ läßt anderes erwarten, als uns der Schluß bietet. Die Erzählung läßt sich als Satire auf Banalien an und endet als ganz persönliche Liebestragödie der Prinzessin mit dem Naturburschen Abdul, dem sie alles, Besitz und Ehre, opfert und in die Wildnis folgt, weil sie von ihm nicht lassen kann; ja, sie stürzt sich schließlich nach Jahren seiner Leiche ins Wasser nach, als sie sie zufällig den Fluß hinabschwimmen sieht..... Man weiß also nicht recht, was die Dichterin mit der Geschichte will, die in ihren Einzelheiten nach allen Seiten hin von Esprit und Poesie nur so funkelt und leuchtet. Das Gesetz der idealen Einheit in der Dichtung hat Marie Ebner später mit großer Strenge festgehalten und erste Entwürfe oft gekürzt, wenn ihre Phantasie darin zu überwuchern drohte; und in der Kunst, Idee und Bild untrennbar ineinander zu schmelzen, brachte sie es zur höchsten Vollendung, wie z. B. in der „Dummen Geschichte“, die mit ihrem parodierenden Humor der „Prinzessin von Banalien“ am nächsten steht.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir zwei Wünsche äußern. Einmal, daß das Widerspiel dieser an zuviel Herz leidenden Prinzessin, nämlich die 1891 in der „Deutschen Rundschau“ und seither nie wieder gedruckte „Prinzessin Leiladin“ — sie hat einen Pappendeckel an Stelle eines normalen Herzens — doch endlich aus der Dunkelhaft erlöst werde. Es ist die geistreichste und zugleich an Poesie reichste literarische Satire, die wir kennen, und darf viel weniger verschollen bleiben, als die „Prinzessin von Banalien“. Der andere Wunsch richtet sich ans Publikum, das dem anderen, in glänzendster Ausstattung (im Verlag der Union in Stuttgart) vor mehreren Jahren erschienenen Kindermärchen in Versen von Marie v. Ebner-Eschenbach: „Hirzepinzchen“ bisher gar keine Aufmerksamkeit gewidmet hat. Es ist schade darum, denn ich weiß aus Erfahrung, daß dieser Ebnersche Prinz Struwelpeter alle Kinder höchlichst amüsiert.

M. N—r.

Im Zeichen des Steinbocks. Aphorismen von Isolde Kurz. Georg Müller, Leipzig.

Eine Bemerkung in dieser Sammlung gilt auch der Kritik. Sie lautet ungefähr: „Der Deutsche legt im Grund gar keinen Wert auf das Talent. Ihm kommt es vor allem auf die Gesinnung an. Man lese nur eine Kritik. Da gibt sich der Rezensent saure Mühe, den Charakter des Dichters und seine Anschauungen in bezug auf Religion, Moral u. s. w. zu ergründen, ihn wie einen Schmetterling aufzuspießen und zu klassifizieren —.“ Zugestanden, das ist wirklich überflüssig. Um den Charakter und die Gesinnungen eines Dichters haben wir uns nicht zu kümmern. Wenn uns aber ein Autor einen Band von 300 Seiten, der nur Aphorismen enthält, „auf den Weihnachtstisch“ legt, so ladet er uns doch in erster Reihe zur Beurteilung seiner Gesinnungen ein. Er sagt doch ganz deutlich: „Hier hast du mein Porträt, so fühle ich und so denke ich über Mann, Weib und Kind, über Liebe und Ehe, über Religion, Politik, Kunst, Literatur, Moral, Mode, über die soziale Frage und alles übrige, so ist mein Geschmack und so ist meine Überzeugung —.“ Und die Kritik hat eigentlich nichts zu tun als vor Charakter und Gesinnungen eine Verbeugung zu machen — diesem Buche gegenüber müßte sie besonders artig sein — und sich höflich zu verabschieden. Höchstens könnte man noch einiges über die Form und die Weltanschauung vorbringen. „Weltanschauung“ ist in solchen Fällen obligat. Da aber diese Aphorismen die Höflichkeit verdienen, daß man etwas länger bei ihnen verweilt, möchte ich noch sagen, daß es vielleicht lohnender gewesen wäre, diesen klugen, klaren, meist einwandfreien Aussprüchen irgend einen Rahmen zu geben. Etwa den jetzt wieder so beliebten Erziehungsroman. Der ist ja sehr leicht zuzubereiten. Man nimmt einen jungen Mann oder ein junges Mädchen, die absolut nichts mit sich anzufangen wissen, bringt sie in verschiedene Umgebungen und gewinnt so Gelegenheit zu den verschiedensten Gesprächen. Mit dem hier zur Verfügung stehenden Material hätte man wohl ein Dutzend Personen eines Romans mit geschmackvoller Weisheit ausstatten können. Als Äußerungen von Romanfiguren — selbst bei den unpassendsten Gelegenheiten vorgebracht — hätten sich diese Sentenzen dem Gedächtnis des Lesers schärfer eingeprägt und sie hätten dem Buch den Schein eines erstaunlichen Reichtums gegeben. Wenn aber Gedanken ganz allein reisen, ohne Deckmantel nur als Gedanken in die Welt gehen, um wie Missionäre das Heil und die Wahrheit zu künden, wird man ihnen gegenüber leicht ungerecht, denn „wo nähme man heute noch einen Gedanken her, der durch Neuheit so bezaubernd wirkte? Sie fliegen alle wie Spreu herum, sind ausgedroschen und haften nirgends“ — wie die Verfasserin selbst konstatiert.

Eine blendende, auf Verwirrung und Verblüffung berechnete Form hätte ihnen einen Neuheitsfirnis geben können; hier ist die Form aber nur korrekt, äußerst korrekt, schlicht und — was wirklich wohltut — ganz frei von Affektation und Pose. Das Bedürfnis: gereizt, geärgert, beleidigt zu werden, wird gar nicht befriedigt. Und noch einen schweren Fehler hat dieses liebenswürdige Buch. Er ist von der ersten bis zur letzten Seite mühelos zu verstehen. Das werden ihm die Jüngsten unter-

den Allzumodernen, die überdies herzerquickend schlecht behandelt werden, nicht verzeihen. Denn für die beginnt die Anerkennung genau dort, wo das Verständnis aufhört. O. Sch.

Kleine Mitteilungen.

Zur Geschichte der Drehbühne. Bei der gegenwärtigen Neuinszenierung von Schillers „Don Carlos" bedient sich das Burgtheater zum ersten Male der Drehbühne, die in der Oper schon seit längerer Zeit in Verwendung steht. Die drehbare Scheibe, auf deren Sektoren die einzelnen geschlossenen Bühnenbilder angeordnet sind, ist nach den Plänen Lautenschlägers zuerst 1896 in München eingeführt worden. Die Idee einer solchen Gruppierung der Dekorationen ist aber weit älter.

Schon Goethe hat in einem mutwilligen Scherzspiel eine ähnliche Drehscheibe geplant; über die Skizze zu „Hanswursts Hochzeit", von der uns nur wenige Fragmente erhalten sind, erzählt uns der Dichter folgendes: „Als Prologus tritt der Hochzeitsbitter auf, hält seine herkömmliche banale Rede und endiget mit den Reimen:

Bei dem Wirt zur goldnen Laus,
Da wird sein der Hochzeitsschmaus.

Um dem Vorwurf der verletzten Einheit des Ortes zu entgehen, war im Hintergrunde des Theaters gedachtes Wirtshaus mit seinen Insignien glänzend zu sehen, aber so, als wenns es, auf einem Zapfen umgedreht, nach allen vier Seiten könnte vorgestellt werden, wobei sich jedoch die vorderen Kulissen des Theaters schicklich zu verändern hatten.

Im ersten Akt stand die Vorderseite nach der Straße zu, mit den goldnen, nach dem Sonnenmikroskop gearbeiteten Insignien (die goldene Laus), im zweiten Akt die Seite nach dem Hausgarten, die dritte nach einem Wäldchen, die vierte nach einem naheliegenden See, wodurch denn geweissagt war, daß in folgenden Zeiten es dem Dekorateur geringe Mühe machen werde, einen Wellenschlag über das ganze Theater bis an das Souffleurloch zu führen."

Was hier als Spaß erscheint, wird zwei Menschenalter später Ernst. Im Jahre 1839 erschien in Wien eine kleine Broschüre, die heute völlig vergriffen und verschollen ist, zu ihrer Zeit aber solches Interesse erregte, daß im folgenden Jahre eine zweite Auflage nötig wurde. Das Büchlein, betitelt: „Über das moderne Theater. Von einem Wiener Architekten. Wien, Gerold. Gedruckt bei Leopold Grund" forderte kurz und bündig die Umgestaltung der Bühneneinrichtung, die Einführung der Drehbühne. Es ist interessant, daß der Verfasser, W. Sinner, wie Goethe, die aristotelische Lehre von den Einheiten im Auge hat; während sich dieser aber mit dem drehbaren Wirtshaus über die Einheit des Ortes lustig macht, erhofft Sinner von der Ausführung seines Projektes vollständige Erfüllung der aristotelischen Gebote, indem er mit der drehbaren Bühne einen phantastischen, „poetischen Himmel" verbindet, dessen bewegliche Gestirne gleichsam als Theateruhr den Zuschauer des normalen Zeitgefühles berauben sollen. Daß er die Scheibenbühne ohne einen solchen Himmel für unmöglich erklärt, ist die Folge seiner Absicht, Zeit und Ortseinheit zu wahren, war aber wohl die Ursache für das Scheitern seines Planes. Immerhin gelang es ihm, ein kleines Modell im Ausmaße von zwei Quadratklaftern auszustellen und die Diskussion seiner Vorschläge herbeizuführen. Abgesehen von der bizarren Idee eines Theaterhimmels waren diese Vorschläge höchst beachtenswert. Bäuerles Theaterzeitung berichtet über den Inhalt der Broschüre folgendes: „Das moderne Theater hat ein geteiltes Podium, welches auf einer umdrehbaren Scheibe ruht, und worauf das szenische Gemälde sich durch Dekorationen ohne Kulissen und Soffitten präsentiert. Der Fußboden, die Beleuchtung, das Ameublement, die landschaftliche Ausschmückung rc. kann auf diese Weise immer streng den einzelnen Situationen angepaßt und im erforderlichen Falle ganz der Natur nachgebildet werden; auf einem gewöhnlichen Theater hat eine Landschaft und ein Zimmer stets dieselbe Bretterbasis aufzuweisen. Während die eine Hälfte der Bühnenscheibe beim Spiele dem Schauplatze zugekehrt ist, kann die andere Hälfte für den Moment der Umdrehung gehörig dekoriert werden. Die Umdrehung der Scheibe selbst läßt sich ohne bedeutende Kraftanstrengung und ohne das geringste Geräusch bewerkstelligen. Einleuchtend ist der Nutzen, den eine drehbare Bühne gewährt. Der Dekorationswechsel kann mit größter Bequemlichkeit, ohne Störung der Illusion, vollzogen werden und die Beleuchtung von oben bringt, wie auf einem illuminierten Bilde, eine optisch richtige Licht- und Schattenverteilung. Die zahlreichen Theaterdiener sind überflüssig, da keine Gegenstände vor den Augen der Zuseher auf- und abgeräumt werden. Das Publikum sieht nicht in die Kulissen, weil die Dekorationen ein abgeschlossenes Bild formieren. Endlich kommt die Einrichtung eines solchen Theaters um die Hälfte billiger zu stehen, als der Aufbau einer Bühne nach den gewöhnlichen Grundrissen."

Was ist in diesen Vorschlägen nicht alles enthalten, wie viele Errungenschaften unserer modernsten Bühnentechnik sind vorweggenommen! Die Drehbühne, die Abschaffung der Kulissen und Einführung geschlossener Bühnenbilder, der Ersatz der Soffitten durch einen gemalten Himmel,

die Ergänzung der Rampenbeleuchtung durch Oberlicht, die Überspannung der Bühnenbretter mit entsprechendem Bodenbelag, der Realismus der Dekorationen überhaupt. Sinners Name ist verhallt, seine Reformpläne waren bald vergessen. Bedenkt man aber die großen Verdienste der österreichischen Künstler und Techniker um die Entwicklung unseres Bühnenwesens, so erlangt die Tatsache einige Bedeutung, daß schon vor sechzig Jahren ein heimischer Architekt die Gestalt des Zukunftstheaters zu bestimmen imstande war. Stephan Hock.

L'Octroi. Es ist eigentümlich, daß gerade in Wien, wo sich die französische Sprache seit alters her einer weiten Verbreitung erfreut, eine so große Zahl französischer Worte mit ganz veränderter und daher falscher Bedeutung gebraucht wird. Unter Garderobe versteht der Franzose einen Kleiderkasten und nennt vestiaire, was wir als Garderobe bezeichnen. Nippes sind Kleider, Wäsche und Plunder, aber keine bibelots, Rondeau ist ein Ringelgedicht und bedeutet niemals le rond-point, ehrlich heißt honnête und réel wirklich, rouleau ist eine Rolle und für Vorhang muß man le store sagen u. s. w. So oft es scheint, als würde es auf verfassungsmäßigem Wege bei uns nicht weitergehen, hört man vom Oktroi reden. Wie aber sollte eine „städtische Steuer, insbesondere auf Eßwaren" — und das ist die eigentliche Bedeutung von octroi — eine Änderung in unseren politischen Wirren herbeiführen können? Das Wort stammt vom mittellateinischen auctorium, das ursprünglich Handelsfreiheit, später auch andere Privilegien bedeutete. Daher hat auch octroi anfangs den Sinn: Bewilligung und Verleihung gehabt. Das alte französische Landrecht versteht unter octroi eine vom Volk bewilligte Hilfssteuer und daraus wurde die jetzige Bedeutung. In der Wiener Zeitungssprache gebraucht man aber das Wort als das zu oktroyieren gehörige Substantiv. Octroyer bedeutet allerdings neben bewilligen und gewähren auch aufdrängen und aufnötigen und man kann daher sagen: „ein Gesetz oktroyieren" (durch landesherrliche Machtvollkommenheit, ohne verfassungsmäßige Zustimmung der Landesvertreter, in Kraft setzen) oder von einer „oktroyierten Verfassung" als einer verliehenen oder aufgenötigten, im Gegensatz zu einer unter Mitwirkung der Volksvertretung festgesetzten, sprechen. Geht es also bei uns mit dem Parlament absolut nicht weiter, so werden unsere Verhältnisse vielleicht gebessert werden können durch eine — kaiserliche Oktroierung. —nk—

Wo fand die Schlacht bei Morgarten statt? Über diese Frage ist jetzt in der Schweiz ein Streit entstanden. Der Zuger Offiziersverein hat nämlich eine ansehnliche Summe gesammelt für die Errichtung eines Denkmales zur Erinnerung an den denkwürdigen Morgartensieg im Jahre 1315, an die eigentliche Bluttaufe der heutigen Eidgenossenschaft, bei der die Schwyzer als Sieger, die Zuger auf Seite der Österreicher als Besiegte beteiligt waren. Die Schlacht fand jedenfalls an dem alten Weg statt, der an Stelle der heutigen Straße vom Ägerisee, dem südwestlichen Ausläufer des Morgartenberges entlang, nach dem Defilee von Schornen und von dort an der etwa 150 Meter landeinwärts auf Schwyzer Gebiet gelegenen Schlachtkapelle St. Jakob vorbei nach dem Dorfe Sattel führte. Längs des nördlichen Hanges des genannten Ausläufers, der sogenannten Figlerfluh, läuft die Grenze zwischen den Kantonen Zug und Schwyz. Was nördlich der Figlerfluh und dem Defilee von Schornen liegt, gehört zum Kanton Zug, was südlich, zum Kanton Schwyz. Es frägt sich nun, ob die Entscheidung auf Zuger oder Schwyzer Gebiet erfolgte. Der Luzerner Stadtarchivar Dr. von Liebenau hat kürzlich, wie er in den „Katholischen Schweizerblättern" mitteilt, in einer Urkunde einen Anhaltspunkt entdeckt, wodurch die Ansicht gerechtfertigt erscheint, die Schlacht habe auf Schwyzer Gebiet, und zwar zu „Schafstetten uf dem Sattel", dem Gute, auf welchem die Schlachtkapelle steht, stattgefunden.

Feuilleton.

Wortwitz und Bühnenwitz.

So schwer es ist, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne hier eine Nase und dort eine Stirnlocke zu versengen, so leicht wird man den Anlaß zu dieser kleinen Auseinandersetzung erraten. Es versteht sich beinahe von selbst, daß ihn nur die jüngste Wiener Operettenneuheit gegeben haben kann; denn der Urheber ihres Buches ist Julius Bauer, ein Meister des Wortwitzes, wie Wien einen solchen seit M. G. Saphir und Daniel Spitzer nicht in seinen Mauern gehabt hat. Das Libretto zur „Juxheirat" wurde viel gelobt, und man kann das begreifen. Julius Bauers Versuch, aus den Niederungen des herkömmlichen Operettenblödsinns zu einem modernen Singspiel emporzustreben, ist in der Tat aller Anerkennung wert. Nur wurde verschwiegen, daß der Versuch nicht gelungen ist und es blieb unausgesprochen, weshalb er mißlingen mußte. Offenbar war man sich darüber nicht klar, daß der Wort-

witz, wie ihn Julius Bauer übt, im Zeitungsfeuilleton wurzelt und darum auf der Bühne dem Fische gleicht, der in der Luft ertrinkt. Schon Chesterfield hatte die Beobachtung gemacht, daß Witz, Laune und Scherz an den Ort gebunden sind und sich nicht verpflanzen lassen. „Jede Gesellschaft," meint er, „ist in besonderen Verhältnissen und hat ihre besondere Sprache. Was in der einen Anlaß zu Witz und Heiterkeit gibt, das kann in einer anderen matt und geschmacklos erscheinen." Setzt man an die Stelle der sozialen Verschiedenheit den Unterschied zwischen Bühne und Zeitung, dann hat man auch schon die Ursache von dem Vorbeigelingen des Julius Bauerschen Reformversuches an der so oft totgesagten und ebensooft wieder auferstandenen Operette, und es genügen einige Beispiele, um dies klipp und klar nachzuweisen. Dabei braucht man gar nicht erst in die Ferne zu schweifen, sondern kann schön in Wien bleiben und sich ein wenig in heimischen Theatererinnerungen ergehen.

Vor allem: der Wortwitz übt auf der Bühne nur dann Schlagkraft aus, wenn er der dramatischen Situation entspringt oder ihr reflektierend dient, wie dies z. B. bei Nestroy der Fall ist. Julius Bauer kehrt das Verfahren um, er stellt die Bühne in den Dienst seines selbstherrlichen Wortwitzes. Um diese seine Art zu kennzeichnen, sei nur an sein erstes Operettenbuch („Der Hofnarr") erinnert, das er gemeinsam mit Hugo Wittmann geschrieben hat. Da wird eine lange Streit- und Polterszene umständlich vorbereitet, in der schließlich dem Titelhelden ein Buch nachgeworfen wird, und dies aus keinem anderen Grunde und nur zu dem einzigen Zweck, damit einem dritten, der ungerufen dazukommt, auf die erstaunte Frage, was das sei, die witzige Antwort zuteil werden könne: „Ein Nachschlagebuch!" Dieses Beispiel ist typisch für das bühnenwidrige Verfahren Julius Bauers. Auch Nestroy arbeitete viel in Wortwitzen, und man weiß, daß die meisten zum geflügelten Wort wurden und einige davon geradezu ansteckend wirkten. Wer je die Posse „Das Mädel aus der Vorstadt" gesehen hat, der ertappte sich sicherlich auch dabei, wie ihn ein Wortwitz daraus tagelang verfolgte. Er besteht in Knöpflers Gewohnheit, jedem Satz, den er spricht, die gedankenlos fragende Redensart: „Oder was ... oder wann ... oder wie?" anzuhängen. Es hat eine Zeit gegeben, wo ganz Wien im Banne dieser Redensart stand, und wann und wo immer sie gebraucht wurde, überall und stets folgte ihr schallende Heiterkeit. Und diese nichtssagende Redensart, wie wußte Nestroy durch sie die Situationskomik zu steigern. Am Ende des dritten Aktes z. B. fällt ein Frauenzimmer in Ohnmacht: Schnoferl fängt sie auf und sucht sie mit den Worten wachzurütteln: So gib doch einen Laut von dir!" Und Knöpfler fügt gewohnheitsmäßig hinzu: „Oder was!" ... Gewiß kein feiner Witz, aber von einer unbeschreiblich komischen Bühnenwirkung, der sich niemand entziehen kann und sei er über die Derbheit des Spaßes innerlich noch so entrüstet. Und dann noch eines: bei Nestroy wirkt der Wortwitz dramatisch wahr, auch dort, wo er philosophiert und reflektiert, weil er ihn nur dem geistig überlegenen und die Torheit der Welt durch die Brille der Satire betrachtenden Raisonneur des Stückes in den Mund legt, während Julius Bauer mit souveräner Verachtung der primitivsten Anforderungen an die Bühnenwahrheit ihn jeder Person zuschreibt, die er just zur Hand hat, ohne Rücksicht auf ihren Charakter, ob Weiblein oder Männlein, ob Dummkopf oder Witzbold. So läßt er in seiner „Juxheirat" eine alternde Jungfer seufzen: „Ich sehne mich nach Vervielfältigung!" Aus dem Munde eines Nestroyschen Raisonneurs hätte der höhnische Zwischenruf: „Sie sehnt sich nach Vervielfältigung!" ohne Zweifel satirische Schlagkraft ausgeübt; von einer Dame gesprochen, die unter die Haube kommen will, mußte er wirkungslos verpuffen wie ein Feuerwerk am Tage.

Ein alter Weiser – ich glaube, es war Arkesilaos – hat einmal gesagt: Man kann aus jedem Mann einen Kastraten machen, aber nie und nimmer aus einem Kastraten einen Mann. Wohlan, das ist das Bühnenschicksal Julius Bauers. Man kann aus jeder komischen Situation einen Wortwitz schlagen, aber nie und nimmer aus einem Wortwitz Julius Bauers eine dramatisch wirkende Situation. Wer sich darum von der „Juxheirat" eine erfolgreiche Reform der Wiener Operette erwartet, der ist mit seiner Hoffnung auf einem Holzwege. Geistreichelnde Wortbildungen, wie „Indiskretin", sind bestenfalls geeignet, eine neue Seuche der Wortspielerei in das Reich der Bühne zu tragen, wie sie einst Julius Hopp mit seinen Wortverdrehungen in seiner deutschen Übertragung der Offenbach-Operette „Die Prinzessin von Trapezunt" verursacht hat. Wilhelm Knaack konnte durch ein Jahrzehnt hindurch auf der Bühne und im Privatleben nicht mehr anders reden als in Silbenverrenkungen. Hatte er das Wort „Fackelbeleuchtung" zu sagen, dann mußte er es, ob er wollte oder nicht, in „Lackelbefeuchtung" umkehren, hatte er auf die Gesundheit des Fürsten Kasimir anzustoßen, dann geschah dies nur mit den Worten: „Es lebe der Kas Fürstimir!", ob es die Situation erlaubte oder nicht. Und errötend seinen Spuren folgte Blasel, indem er als türkischer Haushofmeister die Audienz-

bewerber unterrichtete: „Dort sulzt der Sitan!" statt „Dort sitzt der Sultan!" Und was Knaack und Blasel taten, übte das „geistige Wien" im Salon und im Wirtshaus. Man bestellte sich nur mehr ein „Schnipritapatzel" und kein Paprikaschnitzel, und der Kellner empfahl nicht „Hasen mit Nockerln", sondern nur „Nasen mit Hockerln." Allerdings erhoffte man sich damals von dieser Wortspielerei keine heilsame Reform der kranken Wiener Operette. Dies blieb unserer zeitgenössischen Tageskritik vorbehalten.

Theodor Antropp.

Von der Woche.

25. Dezember. Ferdinand Samberk (geb. 1838), Lustspieldichter und Schauspieler in Prag, †. — Dr. Dominik Vitezik (geb. 1822), dalmatinischer Reichsrats- und Landtagsabgeordneter, in Verbanico auf Veglia, †.

26. Franz Schönthaler (geb. 1821), Bildhauer, in Gutenstein, †.

28. Ministerpräsident Dr. v. Koerber trägt dem Kaiser mündlich seine Bitte um Entlassung vor. — Wiederzusammentritt des steiermärkischen Landtages. — Max Freiherr v. Mauthner (geb. 1838), Großindustrieller, Herrenhausmitglied, gewesener Präsident der n.-ö. Handels- und Gewerbekammer in Wien, †.

29. Friedrich Moritz Brauer (geb. 1831), Professor und Direktor der zoologischen Abteilung des naturhistorischen Hofmuseums in Wien, †.

30. Die „Wiener Zeitung" enthält die kaiserliche Verordnung vom 29. Dezember 1904, durch welche das Budgetprovisorium für das erste Semester 1905 auf Grund des § 14 des Staatsgrundgesetzes verlautbart wird.

31. Der Kaiser nimmt Dr. v. Koerbers Demission an und ernennt den Präsidenten des Obersten Rechnungshofes Dr. Paul Freiherrn Gautsch v. Frankenthurn zum Ministerpräsidenten.

*

Die politische Lage. Dr. v. Koerber ist nicht mehr Ministerpräsident. Der unmittelbare Anlaß seiner Demission sind eine starke, wenn auch glücklicherweise nicht gefährliche Erschütterung seiner Gesundheit und der Rat der Ärzte, mindestens ein halbes Jahr lang alle geistigen Anstrengungen zu meiden. Möge auch Dr. von Koerber mancherlei bestimmt haben, von seiner Stellung zu scheiden, insbesondere eine berechtigte Verstimmung wegen des Undankes, des Mangels an Verständnis und an Unterstützung, die sich in einzelnen Kreisen zeigten, sowie wegen der Resultatlosigkeit seiner Bemühungen, so waren es doch keine parlamentarischen Gründe. Dr. v. Koerber ist nicht gestürzt worden, er geht nicht als Besiegter, und niemand kann sich daher eines Sieges rühmen; es wäre sehr verfehlt, wollte man etwa glauben, die Obstruktion oder die Furcht vor einer solchen habe hier irgend eine Rolle gespielt. Tatsächlich wird auch der Rücktritt des bisherigen Ministerpräsidenten von keiner ernst zu nehmenden Seite als ein politischer Erfolg hingestellt, und es ist sehr fraglich, ob den Tschechen daraus ein Vorteil erwachsen wird.

Für Dr. v. Koerbers Wirken ist charakteristisch, daß heute von fast allen Seiten Stimmen laut werden, die seinen Rücktritt bedauern. Mag sein, daß vielfach die bange Ungewißheit vor dem Kommenden hiebei von Einfluß ist und das Gewesene deshalb höher eingeschätzt wird, so ist diese Anerkennung der persönlichen Tätigkeit des bisherigen Premiers, die freilich von einzelnen Seiten etwas spät kommt, doch bezeichnend und vollauf berechtigt. Hat Dr. v. Koerber auch sein Ziel nicht erreicht, ja ist er diesem in dem Lustrum, während er am Steuer stand, selbst nicht wesentlich näher gerückt, an ernstem Willen fehlte es ihm nicht. Dies müssen selbst seine Gegner zugestehen. Und es war nicht nur ein Wille, der auch gerühmt wird, wenn die Kräfte fehlen, sondern vielmehr ein Wille, gepaart mit persönlicher Kraft. Dr. v. Körber wollte sich das Parlament erkämpfen, es arbeitsfähig machen, wieder geregelte Verhältnisse in unser Verfassungsleben bringen. Emsigen Fleißes scheute er vor keinem Versuch, keinem Opfer zurück, mit „leidenschaftsloser Beharrlichkeit" sein Ziel: die Verständigung, zu erreichen. Es ist ihm nicht gelungen; seine Tätigkeit bleibt ein Stückwerk. Und das ist um so bedauerlicher, als schon dieses Stückwerk zeigt, welchen Gewinn Dr. v. Koerber Österreich hätte bringen können. Seine Verwaltung war von modernem Geist erfüllt, so weit er zu handeln vermochte, hat er gebessert. Seine Erlässe haben manche Schäden abgestellt und in seinen zahlreichen Vorlagen liegt eine Menge ernster Arbeit, eine Fülle wertvoller Ideen und wichtiger Anregungen.

Das Vertrauen des Monarchen hat Baron Gautsch zum Nachfolger Dr. v. Koerbers berufen. Daß dem neuen Premier dasselbe Ziel vorschweben muß, das sein Vorgänger stets im Auge gehabt, unterliegt keinem Zweifel. Zum Wohle Österreichs ist aber lebhaft zu wünschen, daß Freiherr v. Gautsch in seinen Erfolgen glücklicher sei als Dr. v. Koerber. △

*

Josefstädter Theater. Die Leute laufen dem Bernard Shaw, nachdem Herr Jarno den „Helden" einen großen Erfolg bereitete, zu, wie das brave Bäuerlein dem Scharlatan, der einen Angorakater für einen Panther zeigte. Bei Shaw gibt es wirklich nur zweierlei: die Ernsthaften, die Ästhetischen wenden sich unwillig, etwas von Humbug und Gaukelei brummend, ab, die Snobs und Raffinierten aber geraten in stammelndes, augenverdrehendes Verzücken.

Mehr noch als bei Wilde gehört zum Verständnis und zur Wertung Shaws Disposition, sozusagen physiologische Landsmannschaft. Um diese Blendwerke des literarischen Taschenspieles zu verstehen – durch Regeln, Logik oder Kunstverstand ist nicht beizukommen – muß einem das Elend, die Schalheit der ganzen Theatermacherei bekannt sein; muß man Jahre hindurch, gleich Shaw, den überflüssigen, geistigen Frondienst der journalistischen Kritik betrieben haben. Nur wer spürte, wie farblos, wie verbraucht, schablonenhaft und leer die herkömmliche dramatische Form geworden ist, hat Organe für diesen absonderlichsten aller Artisten. Jedes seiner Stücke ist ein theatralisches Raritätengemengsel. Das Gerüst des alten Lustspieles, ja des Rührstückes, die Klischee gewordenen Theatertypen, die Effekte der Bühne verschmäht Shaw nicht, aber eine neue Weltanschauung, ein schillernder Geist, die Haltung des Dandys täuschten eine Neuschöpfung vor.

Shaw ist gewiß – nach der Vorstellung des idealistischen Deutschen wenigstens – kein „Dichter". Er benimmt sich zu wenig erhaben. Aber Shaw ist ein Moralist, wie ihn nur England hervorbringen konnte. Als Werkzeug dienen ihm Negation, unerbittliche Wahrheit, Thersitesgeist. Shaw ist in der Art der einstigen Hofnarren „wahr". Für ihn hat das Leben keine festen Werte; eine Entwicklung nach Gesetzen anerkennt er nicht. Die augenblickliche Situation, die Stimmung allein lenken das Individuum. Eine derartig geringschätzige Weltweisheit fachte die Entrüstung an.

Im Drama hat sich wohl niemals ein demokratischerer Geist als Shaw ausgesprochen; er ist in allen Fibern bewußter Verkünder des Allzumenschlichen, was sich aber nicht in Form einer koloristisch aufgetragenen Tendenz ausdrückt. Man könnte ihn für einen Menschenverächter halten, er steht aber über den Menschen und sie langweilen ihn bloß. Aber die Pose und Farce der Menschen haßt und verfolgt er. Sie sind ihm Gegenstand seines paradoxen Humors. Weil in den Heroen der Menschheit die Lüge und Komödie des „Zufalles" und der „Dummheit" – ich zitiere Shaw — Triumphe feiert, setzt er bei ihnen mit seiner blendenden, hinreißenden, unwiderstehlichen Minierarbeit der Entthronung des Heldenbegriffes ein. Wäre Shaw der übliche Satiriker, er würde wider falsches Heldentum und Bramarbas losziehen. Er aber sucht sich den Cäsar und Napoleon aus. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bei ihm kein Schritt. Das Erhabene ist ihm immer — das Lächerliche. Anderseits vermag der Welt Blindheit, Unehrlichkeit, das Erhabene nicht in einem „Teufelskerl" oder in einem Hotelierssohn zu erkennen.

Herr Jarno machte uns neulich mit dem ergötzlichen Herrn Bluntschli, vorübergehend Hauptmann der serbischen Armee, bekannt. Er ist ein Held, wie sie Shaw will. Statt Patronen nimmt er Schokoladeplätzchen in die Schlacht mit, geleitet wird er von der ganzen Findigkeit, Nüchternheit des echten Schweizers und doch ist auch Bluntschli – beweist Shaw – ein Poseur, oder ein Held, als ob ihn Gottfried Keller gezeichnet hätte.

Auf lange Zeit wird die Erinnerung an die „Helden" die übliche brave Theater-Hausmannskost würzen. —lz—

Österreichische Rundschau, Heft 10. Redaktionsschluß 31. Dezember 1904. Ausgegeben 5. Jänner 1905.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags.
Verlag: Carl Konegen. Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V. Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 11: 7. Jänner 1905.

Schiffahrtsfragen in Österreich.

Von Ernst Becher.

Das heutige Verkehrsleben unterliegt keiner lokalen Beschränkung, es umfaßt die ganze Welt, und nur durch den Eintritt in den Weltverkehr kann die Wirtschaft eines Landes sich auf der Höhe gedeihlicher Entwicklung erhalten.

Der volle Anteil am Weltverkehr kann aber nur auf der See gewonnen werden. Ohne Beteiligung an der Schiffahrt gibt es daher nur Abhängigkeit oder Stockung. Wenn schon in älteren Zeiten der Seehandel die wirtschaftliche Blüte einzelner Länder in hohem Grade förderte, so hat sich ganz besonders in den letzten Dezennien des verflossenen Jahrhundertes der gewaltige Einfluß gezeigt, welchen die wirtschaftliche Ausnützung der Seewege äußert. Aus diesem Grunde ist vielfach die regste Tätigkeit beflissen, die See mit einem weitverzweigten Netze zu überspannen. Ganz insbesondere hat sich das Bedürfnis nach regelmäßigen Linien, dem maritimen Korrelat der Eisenbahnen, in stets steigendem Maße kundgetan. Diese unabweislichen Tatsachen haben die Aufmerksamkeit auch dort auf das Seewesen gelenkt, wo man der Sache weniger Interesse entgegenbrachte, und hat die Erkenntnis wachgerufen, daß man schließlich in die Ecke gedrängt werden würde. So auch in Österreich.

Die Geschichte des österreichischen Seewesens zeigt eine langsame, mühselige, oftmals stockende Entwicklung. Der ausgesprochen binnenländische Charakter des Staates brachte dies nicht am wenigsten mit sich. Wohl lag die Ursache auch darin, daß Österreich erst vor einem Jahrhunderte größere Küstenstriche erwarb, und daß diese Küstengebiete den übrigen Teilen der Monarchie nicht homogen gegenüberstanden. In der Theresianischen Zeit war ein entschiedener Anlauf genommen worden, den jedoch die politischen Ereignisse der nächsten Epoche zum vollen Stillstande brachten. Die Küste mußte erst wieder gewonnen werden, und hernach zeigte die Pflege des Seewesens mehr einen sprunghaften Zug, trug aber niemals den Charakter einer einheitlich angelegten, unverwandt fortgeführten Aktion. So konnte es geschehen, daß wir heute noch vor einer Reihe von Fragen stehen, von deren richtiger Lösung nicht nur das Wohl unserer Marine im engeren Sinne, sondern auch eine lange Reihe wirtschaftlicher Interessen bedingt ist, und es lohnt sich deshalb der Mühe, diesen Fragen näher zu treten.

Wenn auch die legislatorische Tätigkeit allein nicht imstande ist, dem wirtschaftlichen Leben frischen Impuls zu leihen, so steht es doch wieder ganz außer

Zweifel, daß die Verhältnisse jedes Zweiges ökonomischer Tätigkeit einer Regelung ihrer rechtlichen Grundlagen bedürfen, und sicherlich macht es einen befremdlichen Eindruck, wenn man erinnert wird, daß das grundlegende Gesetz unserer Handelsmarine der Theresianischen Zeit angehört und die Jahreszahl 1774 aufweist, also nicht weniger als 130 Jahre sich in Geltung erhielt. Dieses Editto politico di navigazione dürfte wohl Anspruch auf das Seniorat unserer Gesetze haben. Es ist ein ehrwürdiges Dokument, aber in demselben spiegelt sich eine Zeit, deren Gestaltungen nach jeder Richtung von der heutigen Bildfläche verschwunden sind. Damals war die ganze Schiffahrt nur Kabotage in der Adria und in einem Teile des Mittelmeeres, ausschließlich herrschte das Segel. Die Bildung der Seeleute war eine knappe, fast nur empirische. Die Bemannungen waren gering; das Verhältnis zwischen Reeder, Schiffer und Equipage ein enges, vielfach auf persönliche Beziehungen gegründetes, wie auch die Schiffe selbst geringe Werte darstellten. Auch die damaligen Anschauungen über sozialpolitische Dinge waren andersartig. Man hat im Laufe der Zeit manche Bestimmungen des Ediktes zu ergänzen gesucht und, dem augenblicklichen Bedürfnisse entsprechend, neue Verordnungen namentlich dort erlassen, wo man mit dem Edikte allein nicht mehr das Auskommen finden konnte. Aber immer war es nur Stückwerk. So wuchs die maritime Legislation, großenteils im sogenannten Verordnungswege, zu einem bunten Gewirre heran, in welchem es selbst den Kundigen schwer ward, den Faden zu finden. Der Zwiespalt zwischen Gesetz und Praxis trat immer schärfer zutage. Die Schiffahrt hatte eine ganz andere Gestalt erhalten, aber die rechtlichen Normen waren entweder veraltet oder provisorische. Systematik gab es nicht. Als nun im Jahre 1862 das Marineministerium gegründet wurde, dessen Obsorge auch die Handelsmarine anvertraut war, reifte der Entschluß zu einer gründlichen Reform des Seerechtes in allen seinen Teilen, des privaten sowohl als des öffentlichen. Denn es gehörte auch zu den Sonderbarkeiten, daß einerseits das Edikt öffentliches Recht, privatrechtliche Bestimmungen und administrative Normen in sich hatte, anderseits der Code Napoleon subsidiär für das private Seerecht nach der Wiedereinverleibung der Küstenprovinzen in Geltung verblieb, weil es eben kein anderes Gesetz gab.

Es wurde ein Plan entworfen, und man schritt auch an die Ausarbeitung der verschiedenen Gesetzentwürfe. Seither sind über vierzig Jahre verflossen, und eigentlich ist nur ein Teil des damaligen Planes zur Verwirklichung gelangt, nämlich das Gesetz über die Registrierung der Seehandelsschiffe, in dessen Bereich alle jene Bestimmungen zählen, welche das Recht zur Führung der Handelsflagge, die Evidenzhaltung der Schiffe, die Schiffspapiere regeln. Ein wahrer Leidensweg war der Seemannsordnung vorbehalten, deren Gebiet die Verhältnisse der Schiffsmannschaft in bezug auf Dienstverpflichtung, Entlohnung, Disziplin und Evidenzhaltung umfaßt. Nachdem endlich das durch den Ausgleich bedingte Einvernehmen mit Ungarn erzielt war, gelangte der betreffende Gesetzentwurf im Jahre 1887 zur parlamentarischen Behandlung und passierte endlich das Abgeordnetenhaus. Damit war

es aber zu Ende. Die Behandlung des Gesetzentwurfes im Herrenhause verzögerte sich, weil man eher die Annahme des identischen Entwurfes im ungarischen Deputiertenhause abwarten wollte. Inzwischen kam die Auflösung des Reichsrates und damit war die Notwendigkeit gegeben, den Gesetzentwurf neu einzubringen. Dies ist auch in einer späteren Session wohl geschehen, aber schon waren Bedenken wach geworden, ob der Entwurf, dessen erste Formulierung in das Jahr 1870 zurückreicht, nicht in manchen Bestimmungen schon durch die seither eingetretenen eingreifenden Veränderungen in der Handelsmarine überholt sei, und der Gesetzentwurf kam nicht zur Beratung, und so steht man heute fast vor derselben Aufgabe wie vor vierzig Jahren. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß man heute schon aus dem Grunde andere Gesichtspunkte zur Geltung bringen muß, weil im Laufe der letzten zehn Jahre in Österreich die Segelmarine fast verschwunden ist und durch eine Dampfermarine ersetzt wurde. Die Verhältnisse auf Dampfern sind aber auch in bezug auf die Bemannungen wesentlich andere als auf den Seglern, so daß es sich empfiehlt, die Dampfer als das Hauptobjekt der Seemannsordnung zu betrachten und die Segler sekundär zu behandeln. Es dürfte sich also die Notwendigkeit einer durchgreifenden Umarbeitung des Gesetzes ergeben, was freilich die unangenehme Folge haben wird, daß dem dringenden Bedürfnisse nach Regelung dieses Gebietes nicht so rasch entsprochen werden kann, umsoweniger, als schon wegen der erforderlichen Vereinbarung mit Ungarn die Ausarbeitung eines neuen Entwurfes sich in die Länge ziehen dürfte und ferner unsere parlamentarischen Verhältnisse auch einer raschen legislativen Erledigung nicht günstig sind.

Ist man aber mit der Seemannsordnung wenigstens bis zur parlamentarischen Behandlung eines Gesetzentwurfes gelangt, so blieb die Reform des Privatseerechtes schon in einem viel früheren Stadium stecken. Man hatte seinerzeit die Rezeption des betreffenden Teiles des deutschen Handelsgesetzbuches in Aussicht genommen, ohne jedoch über einleitende Verhandlungen zwischen den einzelnen Instanzen hinauszukommen. Auch der Umstand, daß man zuvor die Finalisierung der Seemannsordnung abwarten wollte, hielt die weitere Beschäftigung mit jener anderen Materie zurück. Nun wurden aber Stimmen laut, welche das Prinzip bekämpften, auf welches das Privatrecht gestellt werden sollte. Die einen wollten das deusche Muster nicht annehmen, weil sie darauf hinwiesen, daß unsere Marine doch mehr Beziehungen zum Mittelmeer habe, daher sich mehr dort gültigen Einrichtungen anpasse und es also weit zweckmäßiger wäre, die italienische und französische Gesetzgebung zum Vorbilde zu nehmen. Andere gingen noch weiter und befürworteten die Kompilation des Gesetzes auf freier Grundlage in der Art, daß man dasjenige aus den verschiedenen Legislationen auswähle, was sich eben am zweckmäßigsten darstelle. Derart wurde auch in Ungarn ein ganz selbständiger Entwurf ausgearbeitet, ohne jedoch vorläufig weiter verfolgt zu werden. Es ist nicht gut abzusehen, wann die Angelegenheit des Privatseerechtes wieder in Fluß kommen wird, ebenso steht es jedoch fest, daß in dem Mangel eines solchen ein großer

Nachteil gelegen ist und daß es wohl mehr als nur wünschenswert wäre, wenn die Gesetzgebung mit aller Energie Hand daran legen würde, diesem Zustande ein Ende zu machen.

Auch das Seesanitätswesen erwartet eine Reform. Und dies ist darum besonders wichtig, weil der Verkehr durch Maßregeln sehr ins Mitleid gezogen wird, welche gegen Einschleppung ansteckender Krankheiten sowohl in bezug auf Menschen, als auch in Betreff von Tieren und Waren getroffen werden. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß die Lösung der Aufgabe wegen der vielfach schwankenden Anschauungen über die wichtigen wissenschaftlichen Grundlagen und auch aus dem ferneren Grunde nicht leicht ist, weil man sich hier auf einem internationalen Gebiete befindet. In dem letzten Dezennium haben verschiedene Sanitätskongresse stattgefunden, auf denen man sich über einzelne besonders dringende Momente zu verständigen suchte, aber eine durchgreifende Einigung noch immer nicht erzielen konnte. Wenigstens wurde hiedurch erreicht, daß die drakonischen Anschauungen einer früheren Zeit, welche dem System der Repulsion und absoluter Absperrung huldigte, geschwunden sind und man im allgemeinen die Freiheit der Bewegung zu sichern sucht und das Schwergewicht mehr auf sanitäre Überwachung und auf Bekämpfung der Anfangsstadien legt.

Wenden wir uns zur Schiffahrt selbst. Die österreichische Marine war bis ins vierte Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts ausschließlich Segelfahrt in Form freier Reederei. Die investierten Kapitalien waren nicht groß, und man fand dabei keine üblen Resultate. Aber dem Handel konnte dies nicht mehr genügen, da schon die Notwendigkeit des Dampfbetriebes und die Einrichtung regelmäßiger Verbindungen mit dessen Hilfe sich geltend machte. Dies führte 1836 zur Gründung des Österreichischen Lloyds, welcher auch sofort seine Fahrten nach der Levante einrichtete. Und von nun scheidet sich fast durch ein halbes Säkulum die Marine in zwei Gruppen, in den Lloyd, welcher die Dampfschiffahrt repräsentierte, und die Segelfahrt in freier Reederei. Der Lloyd errang sich in dieser Zeit eine gewaltige Stellung, weil er auf seinen Wegen keiner Konkurrenz begegnete und daher die Levante vielfach in fast monopolistischer Weise beherrschen konnte. Er hat aber auch ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er es dem österreichischen Handel möglich machte, sich in der Levante festzusetzen und dort trotz mannigfaltiger Wechselfälle sich zu behaupten. Abgesehen davon, hat der Lloyd nicht wenig zur Stärkung der politischen Stellung Österreichs daselbst beigetragen. Heute, wo sich dort so vieles geändert hat, kann man sich kaum vorstellen, welche Fäden durch die Lloyddampfer gesponnen und erhalten wurden, und mit welcher Hochachtung der Levantiner die Dampfer jener Gesellschaft betrachtete, welche für ihn die sichtbare Verkörperung der ganzen Monarchie waren. Man hat heute für diese Leistungen nicht mehr das richtige Verständnis, und man ist nicht immer gerecht in der Beurteilung einer Institution, welche im wirtschaftlichen Leben der Monarchie eine große Lücke ausfüllte, eine wichtige Rolle spielte, und der es sicherlich nicht zum Nachteile gereichen darf, daß

sie noch aus dem alten Österreich stammt. In der Natur der Dinge lag es aber, daß der Lloyd nicht ungestört auf seinem Wege blieb. Er dehnte sich immer mehr aus und erweiterte nach Eröffnung des Suezkanales sein Fahrtennetz nach Indien und fernerhin nach dem östlichen Asien, um schließlich in Japan zu enden; so erschienen mit der stetigen Entwicklung des Verkehres allerwärts Konkurrenten. Sie schafften sich Raum in der Levante und sie begegneten dem neuen Ankömmling jenseits von Suez. Hatte der Lloyd eine Periode hinter sich, in welcher er manchen Glanzes sich erfreuen konnte, so trat immer mehr der Kampf ums Dasein in Geltung. Wohl stand der Lloyd nicht ausschließlich auf seinen eigenen Füßen. Die Staatsverwaltung hat bald nach seinem Entstehen die Notwendigkeit erkannt, sich durch Gewährung einer Subvention für postalische und kommerzielle Zwecke die Leistungen des Unternehmens zu sichern. Das Band zwischen Lloyd und Staat wurde niemals gelöst, wenn auch unter verschiedenen Modalitäten erneuert.

Die Segelmarine, welche zur Zeit des Krimkrieges ihren Zenit erreicht hatte, so daß alte Leute in ihren Kreisen noch heute gerne dieser Tage glänzenden Gewinnes gedenken, fand sich angesichts der Dampferentwicklung immer mehr beiseite geschoben und in ihren Lebensbedingungen geschädigt. Sie konnte nicht mehr Schritt halten, und doch mangelten ihren Reedern die Mittel und der Entschluß zu einer Reform. Während anderswo schon viele Dampfer neben den Linienfahrern bestanden, wagte man sich in Österreich nur schrittweise und vereinzelt auf das neue Feld. Die zunehmenden Klagen und die offenkundige Bedrängnis der Marine veranlaßten endlich im Jahre 1885 die Regierung umsomehr zur Einberufung einer Enquete, als man in anderen Staaten, insbesondere in Frankreich und in dem benachbarten Italien durch ausgiebige Prämiengesetze der Fortentwicklung der Handelsmarine unter die Arme gegriffen hatte. Diese Enquete, bei der Seebehörde in Triest abgehalten, hat ihre Aufgabe auf Grund eines umfassenden Programmes mit sehr viel Fleiß und Gründlichkeit gelöst und das Ergebnis ihrer Verhandlungen in einem großen Operate niedergelegt. Die Enquete sprach sich entschieden für das System staatlicher Subvention aus, weil der Niedergang der Marine sonst nicht aufgehalten werden könnte. Die Regierung hat die Anträge der Enquete in ernste Erwägung gezogen und entschloß sich, angesichts der wahrhaft bedenklichen Sachlage, zur Einführung des Prämiensystems. Das Gesetz über die Unterstützung der Handelsmarine vom 27. Dezember 1893 gewährte auf die Dauer von zehn Jahren in zweifacher Richtung staatliche Unterstützung, einerseits in der Form des Betriebszuschusses eine ständige, nach dem Tonnengehalte bemessene und jährlich abfallende Subvention, anderseits in der Form von Meilengeldern eine Prämie für Fahrten von und nach österreichischen Häfen. Die Sätze waren nach Tonnen und Meilendurchlauf aufgestellt. Je nach der Kategorie der Schiffe und deren Konstruktionsart waren die Einzelsätze verschieden abgestuft. Obwohl die Schiffahrtsinteressenten die Unterstützung in einem größeren Ausmaße gewünscht hätten, so hat dieses Gesetz doch den beabsichtigten Erfolg voll erreicht;

man kann mit Recht sagen, daß es dem Niedergange der Marine Einhalt getan und eine neue Ära einleitet. Die Dampfschiffahrt, abgesehen vom Lloyd, wurde durch dieses Gesetz erst ins Leben gerufen und dadurch ein neuer Impuls gegeben und frische Tätigkeit erweckt. Zur Erhärtung dieses Satzes möge genügen, daß Ende 1893, als das Gesetz publiziert worden ist, die österreichische Handelsmarine — abgesehen von der kleinen Kabotage — nur 22 Dampfer mit 12.000 Tonnen besaß, während zehn Jahre darauf 83 Dampfer mit 133.200 Tonnen registriert waren. Unter der Ägide dieses Gesetzes entstand auch eine große Reederei unter dem Namen der Austrio-Americana, hervorgerufen durch das Bedürfnis des Baumwollimportes aus Amerika. Diese Reederei richtete einen regelmäßigen Verkehr nach Nordamerika ein und wendete sich in allerletzter Zeit der Pflege des Auswandererverkehres zu, welcher bisher aus Österreich in zwar bedeutendem Umfange stattfand, jedoch seinen Weg über die Norddeutschen Häfen nahm. Das Auswandererwesen bot auch den Anlaß zu einer Umwandlung und Vergrößerung des vorerwähnten Unternehmens durch engere Verbindung mit den großen deutschen Gesellschaften des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie, weil man den weitgehenden Bestrebungen der mit der ungarischen „Adria" koalierten englischen Cunard-Line entgegentreten mußte.

Das Marineunterstützungsgesetz hatte nur für zehn Jahre Gültigkeit und es war daher selbstverständlich, daß die Interessenten sich sehr lebhaft mit der Frage beschäftigten, was nach Ablauf der Gültigkeitsdauer geschehen solle. Darin waren sie alle einig, daß auch in Zukunft die Marine einer analogen Unterstützung nicht entraten könne, sollte nicht das eben erst Erzielte wieder ins Schwanken kommen. Aber man wollte auch noch mehr haben. Die Praxis hatte gezeigt, wo das Gesetz verbesserungsfähig sei, und der Wunsch, daß ein neues Gesetz mehr gewähre als das alte, ließ sich begreifen. Es wurde daher in den Reederkreisen eine lebhafte Agitation in Gang gesetzt. Die Regierung trat auch der Sache näher, weil sie richtig erkannte, daß man unmöglich das Prämiensystem schlechthin aufgeben könne. Der Industrierat nahm die Angelegenheit in die Hand und beschäftigte sich sehr gründlich mit ihr. Aber man gelangte zu keinem abschließenden Resultate und so blieb zunächst nichts anderes übrig als die Gültigkeit des mit Ende 1903 erlöschenden Gesetzes vorderhand auf ein weiteres Jahr, 1904, zu verlängern, und kürzlich wurde auch für 1905 und 1906 dieselbe Maßregel getroffen.

Die Schlußfassung in dieser Angelegenheit ist auch für die Regierung keine leichte. Man befindet sich zwischen zwei zum Teil gegensätzlichen Strömungen. Die Interessenten wollen eine bedeutende Erweiterung der gesetzlichen Begünstigungen hinsichtlich der Prämiensätze, hinsichtlich der Bestimmungen der sogenannten periodischen Fahrten, hinsichtlich der Freiheit in der Bewegung neben den subventionierten Lloydlinien. Die Finanzverwaltung dagegen, welcher schon in den letzten Jahren der stets steigende Aufwand für diese Subventionen ein gewisses Unbehagen erzeugte, möchte dem Begehren eine Grenze stecken und sich auch gegen die

Unsicherheit des Jahresanspruches sichern. Darin liegt die Schwierigkeit der Sache. Aber man muß endlich über sie hinauskommen und der provisorische Zustand, welcher heute besteht und noch zwei Jahre weiter dauern wird, hat alle Nachteile der Unsicherheit.

Prämiensysteme schließen immer ein gefährliches Moment in sich. Es handelt sich, die richtige Scheidelinie zwischen der Notwendigkeit und der künstlichen Aufzucht zu finden. Sie sollen Schutz sein und als Antrieb dienen. In unserem Falle also Schutz gegen fremden Wettbewerb und Antrieb für den Unternehmungsgeist. Sie sollen aber eine gesunde Entwicklung fördern und nicht die Krücke für lebens-unfähige Formen sein. Das alte Gesetz hat schaffend gewirkt. Es hat das Interesse und die Teilnahme für maritime Unternehmungen erweckt. Das Vorhandene muß erhalten werden. Ausgestaltet soll es werden nach dem tatsächlichen Bedürfnisse. Man muß sich vor einem Zuviel hüten, welchem dann so leicht die Reaktion folgt. Die Handelsmarine hat in erster Linie dem eigenen Verkehre zu dienen. Was sie im fremden Verkehre leistet, soll die subsidiäre Nährquelle sein, um sie für ihren Hauptzweck leistungsfähig zu erhalten. Die Tätigkeit einer Handelsmarine wird nach der heutigen Entwicklung des Seeverkehres immer eine zweifache sein: als reguläre Linien und als freie Fahrt. Die einen dienen den ständig gewordenen Ansprüchen, die andere dem wechselnden Bedarfe, und bei letzterer spielt die Konjunktur die größere Rolle.

Abgewogen muß darum werden, was von der freien Fahrt gefordert werden kann und geleistet werden muß und danach wird der Umfang staatlicher Unterstützung an der Hand der eben erörterten allgemeinen Prinzipien sich ermessen lassen.

Wenn also die sogenannte freie Reederei mit Recht auf eine baldigste Neuordnung dieser Angelegenheit dringt, so steht noch eine andere Frage auf der Tagesordnung, welche den regelmäßigen Dienst betrifft und dies ist die sogenannte Lloydfrage. Der heute bestehende Vertrag mit dem Österreichischen Lloyd beruht auf dem Gesetze vom 12. August 1891 und trat mit 1. Jänner 1892 auf die Dauer von 15 Jahren ins Leben. Er endet also mit dem Jahre 1906. Der Komplex des Dienstes, welchen der Lloyd leistet, ist ein ausgedehnter. Nicht nur im Adriatischen Meere und im Ostbecken des Mittelmeeres mit Einschluß des Pontus Euxinus ziehen sich die Linien des Lloyd hin; sein Weg führt ebenso nach Indo-China und Japan auf der einen, und nach Brasilien auf der anderen Seite. Überall ist der Lloyd seit Jahrzehnten eingelebt, überall genießt der Lloyd ein Ansehen, welches auswärts im Kurse höher steht als vielfach daheim. Nach allen diesen Richtungen ist der Handel viel mehr, als er es oft selbst glaubt, an den Lloyd gewöhnt und angewiesen. Der Lloyd ist zu einem Faktor geworden, welcher sich so vielfach in unser wirtschaftliches Leben eingeschoben hat, welcher mit so zahlreichen Fäden das Inland mit dem Ausland verbindet, daß man mit diesem Institute rechnen muß. Oberflächliche Kritiker haben zwar schon öfter die Meinung ausgesprochen, daß es nicht schwerhalten dürfte, den Lloyd durch neue, frische

Unternehmungen zu ersetzen und lösten die Lloydfrage mit einer erstaunlichen Naivität. Wer aber die Dinge ernsthaft nimmt, die festeingewurzelten Verhältnisse in Rechnung zieht und den Boden nicht verläßt, auf dem man sich im staatlichen Leben einmal befindet, der wird Experimenten und Phantastereien abhold sein und das Vorhandene für seine Zwecke umsichtig benützen. Und man darf auch nicht vergessen, daß der Lloyd für Österreich eine große politische und militärische Bedeutung besitzt. Er ist der allbekannte Träger der heimischen Flagge, er ist schon wegen seiner bekannten Verbindung mit der Staatsverwaltung ein Vertreter im Auslande. Der Lloyd ist vielen das Wichtigste und Beste, was sie von Österreich kennen, und wenn militärische Leistungen zur See einmal an uns herantreten sollten, so handelt es sich um eine organisierte und einheitlich geleitete Flotte für ausgedehnten Hilfsdienst, um eine Flotte, welche weit mehr und weit sicherer zur Verfügung der Kriegsleitung steht als irgend eine andere Reederei.

Es soll nicht behauptet werden, daß der Lloyd nicht mancher Besserungen bedarf, wie sich jede Institution im Laufe der Zeit und mit Rücksicht auf wechselnde Verhältnisse und Bedürfnisse einer Neuerung bedürftig zeigt, wobei man nicht außer acht lassen darf, daß es sich hiebei oftmals nicht bloß um das Wollen, sondern auch um das materielle Können handelt.

Wenn wir vorher die Lloydfrage nannten, so liegt die Antwort auf dieselbe nicht in der Erörterung, ob man überhaupt das Vertragsverhältnis mit dem Lloyd erneuern solle oder nicht, ob man also die Sicherstellung der regulären Linien dem Lloyd anvertrauen oder für diesen Zweck einen neuen Weg betreten solle, sondern sie liegt nur in der Art und Weise, wie das künftige Verhältnis des Lloyd geregelt werden solle. Nicht der Vertrag selbst, sondern der Inhalt des Vertrages ist der Gegenstand der Beschäftigung.

Die Verhältnisse der Gesellschaft sind keine glänzenden. Zu vielfachen Leistungen, zum Betriebe mancher unrentablen Linien verpflichtet, durch die Fesseln eines sehr fest präzisierten Itineraires gebunden, der Tarifhoheit des Staates unterworfen, zur Berücksichtigung aller heimischen Interessen verpflichtet, einer von Tag zu Tag wachsenden Konkurrenz gegenübergestellt, trägt der Lloyd überdies manche aus früheren Epochen überkommene Last, hatte wegen der Beschränktheit seiner finanziellen Mittel bisher nicht die Möglichkeit gehabt, seinen Schiffspark ständig auf der Höhe der Zeit zu erhalten, wenn er auch innerhalb der ihm gesteckten Grenzen das Mögliche für dessen Erneuerung getan hat. Soll der Lloyd in die Lage versetzt werden, die an ihn herantretenden Forderungen zu erfüllen, soll er ein kräftiges Instrument für unseren Handel sein, soll er nach jeder Richtung gleichwertig neben seinen Konkurrenten auftreten und die heimischen Interessen nachdrücklich wahren können, dann muß man die Angelegenheit nicht engherzig und wie einen Akt der Notstandsaktion betrachten, sondern den Dingen auf den Grund gehen und den Lloyd, nicht weil er es braucht, sondern weil man seiner Leistungen bedarf, auf eine gesunde und lebensfähige Basis stellen. Es darf nicht wieder ein Halbes werden.

Die Angelegenheit besitzt auch eine unleugbare Dringlichkeit. Nur zwei Jahre laufen noch bis zu Ende des Vertrages und zwei Jahre sind recht für eine Aktion, an der mancherlei Faktoren beteiligt sind. Ein Unternehmen kann doch nicht in letzter Stunde erfahren, wie seine Zukunft sich gestalten werde, und dies umsoweniger, wenn es sich für seine Zukunft nach mancher Richtung rüsten muß. Eines der wichtigsten Dinge für den Lloyd ist die Erneuerung seines Schiffsparkes. Daran wird man jetzt aus zweifachen Gründen gehindert, sowohl weil über die Neugestaltung des Vertragsverhältnisses keine Klarheit herrscht, als auch, weil man, solange diese Unsicherheit andauert, keine finanziellen Verpflichtungen übernehmen kann. Daß der dadurch verursachte Stillstand in der Bautätigkeit auf die Arbeiterverhältnisse, wie nicht minder auf den Materialbedarf des Arsenales und damit auch auf die inländische Produktion rückwirkt, soll hier nicht unerwähnt bleiben.

Die Verkehrswelt hat gleichfalls volles Interesse an einer raschen und gründlichen Regelung der Schiffahrtsverhältnisse, weil von derselben die zukünftige Entwicklung und Gestaltung des Handels wesentlich bedingt ist und namentlich unser Export auf längere Zeit hinaus mit festen Verhältnissen rechnen muß. Bedenkt man ferner, daß die Tauernbahn die Beziehungen zur Küste vervielfältigen und daher ein jeder neue Verkehrsweg der Schiffahrt Nahrung zuführen wird, so stellt sich ein weiteres Argument ein. Es wäre gewiß nicht rationell, viele Millionen für jene Bahn und eine auch sehr hohe Summe für die bereits begonnene Erweiterung des Triester Hafens aufzuwenden, wenn aus den dadurch gebotenen Vorteilen nur die fremde Flagge Gewinn ziehen würde. Der nationalen Flagge gebührt der Vorrang, nicht nur des Anstandes und der Ehre wegen, sondern auch weil der Ertrag der maritimen Tätigkeit der heimischen Wirtschaft zugute kommt.

Die Behandlung der verschiedenen maritimen Fragen erschwert sich in Österreich durch das Verhältnis zu Ungarn. Die Handelsmarine und was mit ihr zusammenhängt, zählt nicht zu den gemeinsamen Angelegenheiten, aber durch das Zoll- und Handelsbündnis wird eine gleichartige Behandlung legislativer Fragen festgesetzt und durch ein Übereinkommen zwischen den Regierungen beider Reichshälften ist bis zu Ende 1906 das Verhältnis der beiderseitigen Schiffahrtsunternehmungen behufs Vermeidung verderblicher Konkurrenz geordnet. Es ist nicht gleichgültig, ob diese Ordnung abermals getroffen oder ob beiderseits freie Hand gegeben wird. Diese Freiheit kann auf manchen Gebieten des Seeverkehres zu einer Konkurrenz führen, welche die davon betroffenen Unternehmungen belästigen und den dadurch erwachsenen Anspruch an den Staatsschatz erhöhen dürfte. Wenn man sich nur auf den praktischen und ökonomischen Standpunkt stellt, kann darüber kaum ein Zweifel obwalten, daß im beiderseitigen Interesse auch in Zukunft ein Arrangement über die Gestaltung des regulären Dienstes sich empfehlen dürfte, wenn auch mit verschiedenen Abänderungen gegenüber den heutigen Bestimmungen.

So sehen wir eine Reihe von hochwichtigen Angelegenheiten vor uns, welche der Regelung harren und können wohl sagen, daß der 1. Jänner 1907 für unsere

maritime Einrichtung nach mehrfacher Richtung eine große Bedeutung hat. Er bezeichnet einen neuen Abschnitt.

Mit fester Hand, mit zielbewußter Energie muß man das Steuer führen, um über allerlei Schwierigkeiten hinweg die Aufgabe in befriedigendem Sinne zu Nutz und Frommen der allgemeinen Interessen zu lösen. Wenn wir heute den Zeitpunkt verpassen, um uns zur See zu behaupten und die Schiffahrt in aufsteigender Linie zu entwickeln, wo von allen Seiten die höchste Aufmerksamkeit und eine fieberhafte Tätigkeit der See sich zuwendet, so kann vielleicht nie wieder eingeholt werden, was einmal verloren ging. Die Zeit ist nicht angetan für kleinliches Makeln und für engherzige Gesichtspunkte. Man muß sich freuen, daß dermalen Sinn für das Seewesen bei uns sich gezeigt hat. Lange brauchten wir, um dahinzukommen; nun muß man diese Erscheinung pflegen und fördern. Der Weg zum Weltverkehr liegt nur auf der See. Opfer erheischt es, ihn zu bahnen, aber die Früchte werden nicht ausbleiben, dessen möge man überall dort eingedenk sein, wo man zur Erreichung des hohen Zweckes mitzuwirken berufen ist.

Zur Staub- und Rauchplage.

Von Professor Schrötter.

Während gewisse „Plagen" die Menschen nur zeitweise quälen und schädigen oder auch nur einzelne Berufsklassen, so z. B. die Mäuse- oder Heuschreckenplage den Landwirt, leiden alle Menschen und allerorts mehr weniger durch die Staub- und Rauchplage, da eine möglichste Reinheit der Luft zu unseren wichtigsten Lebensbedürfnissen gehört. Staub und Rauch stellen gegenüber den chemischen Beimengungen eine grobe Verunreinigung derselben dar.

Staub findet sich nahezu überall und zwar nicht nur, wo er an Ort und Stelle durch die Beschaffenheit des Bodens, durch den Verkehr von Menschen und Tieren und allem, was mit diesen zusammenhängt, erzeugt wird, sondern er kann auch durch die Luftströmungen von entfernten Erzeugungsstätten, selbst über den Atlantischen Ozean, hergebracht werden. Auch die Salzstaubteilchen, die man in der Luft am Meere, an der Küste, aber auch weit im Binnenlande in der Atmosphäre nachweisen kann, sind durch Verdunstung des Seewassers entstanden, der Luft beigemengt und nun durch den Wind weitergeschleppt worden. Hier haben wir übrigens den einzigen Fall, in welchem die Einatmung eben solchen Staubes nützlich sein kann.

Nach der früher besprochenen Verteilung des Staubes durch schwächere oder stärkere Luftströmungen ist es leicht erklärlich, daß das Wort Staub einem Sammelbegriffe aller möglichen Verunreinigungen mineralischer, organischer und auch mykotischer Natur entspricht, daß seine Zusammensetzung an verschiedenen Orten

eine sehr verschiedenartige sein wird, denn ebenso wie der Straßenstaub in unsere Wohnungen dringt, wird auch der in diesen oder Fabriksräumen erzeugte wieder in verschiedener Menge ins Freie gelangen. Es ist aber doch von Wichtigkeit hervorzuheben, daß der an der Erzeugungsstätte oder in ihrer Nähe befindliche Staub sich durch bestimmte Eigentümlichkeiten kennzeichnet, und so können wir immerhin von einem Straßen-, Wohnungs- und Fabriksstaub sprechen.

Wenn aber jederlei Staub Mikroorganismen beigemengt sein können, so muß gleich darauf aufmerksam gemacht werden, daß glücklicherweise die größere Menge derselben unschädlich, ja einzelne sogar nützlich sind, ich erinnere an die Gärungspilze, und nur ein kleiner Teil pathogen ist, d. h. die Ursache von Infektionskrankheiten werden kann. Waren diese kleinsten Lebewesen, im Staube eingetrocknet, oft durch lange Zeit unschädlich, so können sie, eingeatmet, gerade in den Luftwegen die entsprechende Feuchtigkeit und die übrigen Bedingungen finden, um zu neuem, für uns deletärem Leben zu erwachen.

Staub schädigt in gleicher Weise Menschen, Tiere und leblose Gegenstände und zwar besteht hier ein fortwährender Wechselverkehr. So kann unser Hund in seinem Pelze genug desselben vom Spaziergange nach Hause bringen und wenn wir ihn liebkosen, wieder auf uns übertragen. In bezug auf leblose Gegenstände erinnere ich an die sich allmählich bildende Schmutzkruste auf unseren Monumenten, auf die Verunreinigung unserer Hausgeräte, Möbel u. dgl.

Für den Menschen kommt hauptsächlich die Einwirkung auf die Haut, die Augen und ganz besonders auf die Atmungswege in Betracht, weshalb wir hierüber eingehender sprechen wollen.

Das Eindringen von Staub und Rauch in den Anfangsteil unseres Respirationstraktes ist uns allen nur zu gut bekannt, wenn wir nach längerer Fahrt auf staubiger Landstraße oder manchen Eisenbahnen das Schnupftuch gebrauchen. Ähnliches zeigt sich, wenn auch in geringerem Grade, an irgend einem Orte, sobald wir den Auswurf unter dem Mikroskope besichtigen, und noch schlimmer wird die Sache, wenn wir die Wege der kleinsten Teilchen selbst nach den tieferen Abschnitten unserer Atmungsorgane verfolgen.

Durch die weiter anzuführenden Tatsachen, durch vielfältige einwandsfreie Experimente, ist bewiesen, daß Staub, und je feiner und spezifisch leichter er ist, umsomehr bis in die letzten Bronchialverzweigungen, respektive die Lungenbläschen eindringt, und um so eher, je tiefer wir einatmen. Nun kommt alles auf seine besondere Beschaffenheit an, denn er kann einmal nur mechanisch, ein andermal chemisch oder gleichzeitig auf beide Weisen oder endlich als Träger von Infektionsstoffen infizierend wirken. Je scharfkantiger, je spitzer die einzelnen Staubteilchen sind, um so leichter werden sie die Schleimhaut verletzen; so wissen wir, daß der durch Tausende von Jahren vom Winde gepeitschte und zu kleinsten abgerundeten Teilchen zerriebene Wüstensand nahezu unschädlich ist, im Vergleiche zu dem spitzen Detritus unserer Pflastersteine. Daß aber selbst die gut abgerundeten Partikelchen

einer sonst unschädlichen Substanz dennoch bei fortgesetzter Einatmung, und in größerer Menge auftretend, schlimme Folgen nach sich bringen, sehen wir am Mehlstaub, indem dieser nur durch Bedeckung der Schleimhaut, ihrer Drüschen, eine richtige Funktion derselben behindert, stärkeren Blutandrang nach derselben, Katarrh, und endlich weitere Veränderungen verursacht. Spitze Teilchen mancher Staubarten werden nicht nur in ähnlicher Weise wirken, sondern durch ihre Form oder ihre hakenförmigen Enden hartnäckig an der Schleimhaut haften und so einen besonderen Reiz ausüben, sind sie festerer Natur, auch das Epithel, den feinen Überzug der Schleimhaut verletzen, in die tieferen Schichten, in die Lymph- und Blutbahn geraten. In weiterer Folge entwickeln sich akute und chronische Entzündungen des Gewebes, mit Verödung und Schrumpfung selbst auf größere Strecken desselben, und da ein solcher Zustand mit Husten, Fieber, Abmagerung, auch wiederholten Blutungen einhergeht, entsteht ein Krankheitsbild, welches die größte Ähnlichkeit mit der durch den Tuberkelbazillus erzeugten Schwindsucht hat, und je nach der eingeatmeten Schädlichkeit als Staub-, Kohlen-, Eisen-, Kalklunge bezeichnet wird.

Schon unser Skoda hat auf diese verschiedenen Formen der Lungenschwindsucht, aber auch bereits auf die Möglichkeit und Notwendigkeit der Unterscheidung aufmerksam gemacht, und wenn auch diese sogenannten Pneumonokoniosen weniger gefährlich sind als die Tuberkulose, so gehen dennoch an denselben eine große Anzahl von Menschen zu grunde.

Die chemische Wirkung des Staubes wird sich wie bei Ätzkalk in einer Zerstörung der Schleimhaut, bei anderen Stoffen, wie beigemengten Bleiteilchen, durch Aufnahme in das Blut und dann weiteren Veränderungen im Organismus äußern.

Auch der Rauch ist in verschiedener Weise zusammengesetzt. So finden sich im Londoner Rauche über 70 Prozent Kohle und mineralische Bestandteile, außerdem aber noch direkt giftig wirkende Gase, welche derselbe mit sich reißt, so daß auch hier bei der Einatmung neben der mechanischen eine chemische schädliche Wirkung in Betracht kommt.

Vielfach sind die Möglichkeiten, mit Staub und Rauch in Berührung zu kommen, zunächst im Straßenverkehre.

Der Straßenstaub macht sich allen Menschen in lästiger Weise fühlbar, das Mehr Weniger hängt von der Größe des Verkehrs, von meteorologischen Verhältnissen (viel Wind, wenig Regen), die Beschaffenheit desselben von jener der Örtlichkeit (Dichte der Bewohnung, Menge und Art der industriellen Unternehmungen) und der geologischen Natur des Bodens, seiner natürlichen oder künstlichen Beschaffenheit, also sehr vielen und verschiedenartigen Faktoren ab.

Gerade für Wien, wo eine Reihe ungünstiger Momente zusammentrifft, ist die Frage von hervorragendem Interesse und die Pflege der Straßen von besonderer Wichtigkeit, worauf wir noch zurückkommen. Zu dem sich fortwährend steigernden Zulauf der Menschen in die Städte, der Vermehrung der Zugtiere und Fahrzeuge, ist in neuester Zeit noch ein Verkehrsmittel hinzugetreten, das hier eine besondere

Berücksichtigung verdient, da es neben leicht zu beseitigenden anderen Gefahren, auch vielen und dichten Staub und zu beträchtlicher Höhe emporwirbelt, dessen Wolke somit sich lange Zeit erhält — das Automobil.

Soll man etwa deshalb dieses Fahrzeug, welches berufen ist, eine wesentliche Umgestaltung im menschlichen Verkehre hervorzurufen, abschaffen?

Dies wird wohl niemandem einfallen, sondern, wo die Gefahr am höchsten ist, ist auch die Hilfe am nächsten und der erfinderische Geist des Menschen, der das Automobil erdacht, hat auch die Mittel zur Beseitigung der durch dasselbe hervorgerufenen Schäden gefunden. Die Riviera mit ihren herrlichen Straßen, mit ihrer Konzentration des Luxus der ganzen Welt, ist auch der Vereinigungsort unzähliger Automobile geworden, damit aber auch solcher Staub auf den wenigen großen Verkehrswegen entstanden, daß er zur unleidlichen Plage und dadurch geradezu eine Gefahr des Meidens dieses himmlischen Erdstriches, also eine nationale Kalamität zu werden drohte. Da war dringende Abhilfe notwendig und diese entstand auch in der Ligue contre la poussière, von der wir noch weiterhin sprechen, nun aber zur Straße selbst zurückkehren wollen.

Der Kalkstaub beschotterter Straßen ist in mehrfacher Weise schädlich, unser Granitpflaster enthält viele feine scharfe Quarzteilchen, das wegen seiner Geräuschlosigkeit so ungemein angenehme Holzpflaster erzeugt bei seiner Abnützung einen feinfaserigen Staub, doch würde ich diesen ebensowenig fürchten wie die Möglichkeit des leichteren Eindringens von Infektionsstoffen in dasselbe, da entsprechende Befeuchtung das eine und Imprägnierung mit Teer wohl auch das andere verhindern, sondern es ist hauptsächlich der Kostenpunkt, der hier in Betracht kommt. Wenn wir somit das selbst kaum Staub erzeugende und von dem auf dasselbe gebrachten leicht zu reinigende Zementasphaltpflaster als das beste bezeichnen müssen, so werden wir hören, daß wir dermalen noch andere Mittel haben, um auch die gefürchtete Landstraße von ihrem Staubschrecken zu befreien.

Eine besondere Art der Verunreinigung durch den menschlichen Verkehr ist mit dem Auswurfe gegeben. Dieser, unter Umständen Träger von Infektionsstoffen, besonders der Tuberkelbazillen, kann, ohneweiters auf den Boden beseitigt, dann eingetrocknet und zu feinsten Teilchen zerrieben, so einatmungsfähig gemacht, Ursache neuer Infektionen werden.

Wenn dies nur unter ganz bestimmten, nur in einer gewissen Zahl von Fällen zutreffenden Voraussetzungen geschieht, so nimmt doch gegenwärtig die größte Anzahl von Forschern an, daß die Hauptverbreitung der Tuberkulose, dieser schlimmsten aller Volkskrankheiten eben auf dem Wege der Einatmung zu stande kommt. Allen Quellen, wo eine solche möglich ist, muß daher mit größter Sorgfalt nachgegangen und alles zur Vermeidung derselben angewendet werden.

Was von den Straßen gilt, gilt natürlich in gleicher Weise von allen öffentlichen Plätzen, Gartenanlagen u. dgl. Hier kann ich es aber nicht unterlassen, auf die Spielplätze aufmerksam zu machen; diese sind ja im allgemeinen ziemlich gut ge-

halten; ich meine vielmehr das, was zum Spielplatze verwendet wird, ohne die richtige Eignung zu haben, das ist die Straße, ein freier Bauplatz u. dgl. Es tut mir immer weh, wenn ich Kinder sich im Staube der Straße herumbalgen, das schmutzige Spielzeug vom Boden aufnehmen sehe. Die unsaubere Hand faßt dann wieder die Nahrungsmittel an, und so mögen dann gar oft Infektionsstoffe verschleppt werden und Krankheiten entstehen, ohne daß man eine bestimmte Ursache nachzuweisen vermag. Großes Verdienst könnten sich alle jene Vereine erwerben, welche sich jetzt der Pflege der Kinder annehmen, wenn sie durch geeignete Erholungsstätten und Spielplätze das Tummeln auf der Straße überflüssig machen, ja aus sanitären Gründen ein Verbot gegen dasselbe erwirken würden.

Eine sehr lästige Ursache für Staubbildung ist die der Abtragung alter Baulichkeiten. Fleißige Besprengung des Mauerwerkes mit Wasser ist wohl für viele Fälle ausreichend, unter Umständen dürfte aber eine solche mit desinfizierenden Substanzen sehr wünschenswert sein.

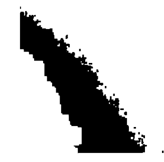
Schließlich darf hier eine große Modetorheit nicht unerwähnt bleiben.

Das Schleppkleid hat im eleganten Salon seine Berechtigung, auf der Straße ist es in mehrfacher Weise von Schaden. Zunächst wirbelt es Staub auf, welchen der Nachfolgende einatmen muß, der Trägerin selbst schadet es ja weniger; dann bringt es Staub in das Haus, und da ist noch das arme Stubenmädchen zu beklagen, das ein solches Kleid zu reinigen hat, und endlich auch derjenige, der eben das Stiegenhaus, das ja mit Vorliebe zu solchen Verrichtungen verwendet wird, zu passieren hat!

Was die Staubentwicklung in der Wohnung betrifft, so hat man ja oft genug schon unter dieser zu leiden, bevor man in dieselbe gelangt. Wie angenehm und zweckmäßig ist es, wenn man den Hausflur betritt oder die Stiege hinansteigt und eben die Treppe „gründlich" gekehrt oder in einem oberen Stockwerke die Möbel und Teppiche geklopft, oder wie ich schon früher beschrieben, eben die kotige Schleppe gereinigt wird! Besonders zu beklagen sind jene Menschen, die während des Stiegensteigens noch irgend eine Last tragen, daher zu tieferem Einatmen gezwungen sind, also eine um so größere Staubmenge in die Tiefe ihrer Lungen einziehen.

Wie viel Staub selbst in einer gutgehaltenen Wohnung die Luft erfüllt, davon kann man sich leicht durch das Glitzern und Flimmern der sogenannten Sonnenstäubchen überzeugen, das man bei einem einfallenden Sonnenstrahle wahrnimmt. Feinere Messungsmethoden haben aber gezeigt, daß die Zahl der Staubteilchen eine noch viel größere ist, daß sie in einem Wohnzimmer mit der Tageszeit wechselt, indem sie gegen Abend um 200 Prozent zunehmen kann. Die Schwärzung der Wand in der Umgebung eines Heizrohres rührt von den verkohlten Staubteilchen an derselben, der unangenehme Geruch, der sich oft bemerkbar macht und Kopfschmerzen, Übelkeiten veranlaßt, von derselben Ursache her.

Wie der Staub unsere Möbel verdirbt, in selbst sorgfältig verschlossene Schränke eindringt, so die Sorge aller Bücherfreunde bildet, ist [illegible] nt, wie der



Schaden, den Bildwerke erleiden. Gerade jetzt wieder beschäftigt die Frage der Verglasung der Bilder unsere Kunstbehüter, um die oft unersetzlichen Schätze vor diesem Feinde zu bewahren. So unangenehm dieselbe für den Beschauer ist, so erwägenswert ist die Angelegenheit für den Schutz der Kunstwerke.

Eine besondere Gefahr liegt in dem Umstande, daß sich im Staube die Erreger von Infektionskrankheiten finden können. Es ist dies in manchen Wohnungen für den Bazillus der Lungenentzündung erwiesen und neueste Beobachtungen haben sogar gezeigt, daß in einer Stadt die gehäufte Sterblichkeit an Tuberkulose an einzelnen Häusern haftet, und zwar an solchen, wo sich Staub und Schmutz besonders reichlich abgelagert finden und so die Krankheit fortwährend auf neue Bewohner überführt wird.

Es ist ja schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß die hauptsächliche Übertragung der Tuberkulose durch den Menschen geschieht, aber nur durch den unreinen, der seinen Auswurf in sorgloser Weise beseitigt.

Besondere Sorgfalt muß auch der Art der Entfernung des Hausmulls zugewendet werden, damit diese ohne Staubentwicklung vor sich gehe.

Ein höchst beachtenswertes Gebiet nimmt in unserer gewerblichen Hygiene der bei einzelnen Betrieben entweder in besonderer Menge erzeugte oder durch seine spezielle Eigentümlichkeit gezeichnete Staub ein. Derselbe verunreinigt zunächst die verschiedenen Maschinen und Apparate und stört so ihren Betrieb, umsomehr, je feiner sie sind. Ich erinnere nur an unsere Uhren. „Ja, die ist ganz verstaubt und muß gründlich gereinigt werden," spricht zu unserer unangenehmen Überraschung der Sachverständige, dem wir die stehengebliebene Taschenuhr vorweisen. Dann kommt es zur noch schlimmeren Einwirkung auf den Menschen, welche die Ursache besonderer und oft schwerer Erkrankungen werden kann. Daß dies hauptsächlich für Betriebe gilt, welche einen mechanisch besonders schädlich wirkenden Staub erzeugen, so die Nadel-, Porzellan- und Glasschleiferei, ist wohl natürlich, aber auch anscheinend unschuldige Gewerbe führen zu schweren Folgen, so die Perlmutterdrechslerei zu Erkrankungen des Knochens und wohl noch auffallender ist es, wenn wir hören, daß Holzstaub so schädlich ist, daß von 1000 Todesfällen der Tischler 64 bis 74 Prozent auf Tuberkulose kommen. Hier sind es die spitzen, hakenförmigen, sich auch fester an die Schleimhaut ansaugenden Holzfäserchen, die schädlich wirken.

Bei manchen Betrieben ist die Schädigung sogar eine mehrfache, z. B. bei solchen, die mit Blei zu tun haben, wo neben der mechanischen auch noch die chemische Wirkung am Wege des Verdauungstraktes verderblich wird. Gleiches gilt von der Einatmung der Quecksilberpartikelchen bei der Hutfabrikation. In den Bergwerken schadet der reichliche, feine Kohlenstaub nicht bloß durch die Einatmung, sondern er kann auch Ursache der „Staubexplosion" werden, vielen Arbeitern auf einmal zum Verderben in unerwarteter Plötzlichkeit!

Auch sind es nicht immer die verarbeiteten Stoffe, die so schädlich wirken, sondern die zu ihrer Bearbeitung nötigen Materialien, wie das beim „Putzen" benötigte Glaspapier.

Schwere Infektionskrankheiten endlich entstehen durch den Staub bei der Roßhaar-, Schweinsborsten- und Hadernverarbeitung. Leider ist gerade jener arme Arbeiter, der in beengter Wohnung, oft dem gleichzeitigen Schlafraume, seine Werkstätte hat, am meisten geschädigt, während in den großen Fabriken durch ausgezeichnete Ventilations- und Staubabsaugungsvorrichtungen, durch vorzügliche Reinlichkeitsmaßregeln, Duschen und Bäder, überhaupt zweckmäßige Wasch- und Umkleideeinrichtungen die Staubgefahr, wie die fort und fort günstiger lautenden statistischen Berichte erweisen, eine viel geringere ist.

An dem in der Nähe von Fabriken fallenden Rauche haften nicht unbeträchtliche Mengen von Schwefel- und Salzsäure, die wieder auf die Menschen, Tiere und die umgebende Vegetation verderblich einwirken.

Glücklicherweise stehen wir allen diesen auf die Störung unserer Gesundheit lauernden und dieselbe fortwährend bedrohenden Schädlichkeiten durchaus nicht machtlos gegenüber. Schon das einzelne Individuum ist durch gewisse Schutzvorrichtungen behütet.

Atmen wir ruhig durch die Nase, welche ja der normale Weg für die einströmende Luft ist, so hält schon die Enge der Nasenwege, noch mehr das Gehege der im Eingange derselben angebrachten dichten Behaarung die groben Staubteilchen ab. Als Abwehrbewegung erfolgt zunächst das Niesen, bei Eindringen des Staubes in die tieferen Teile der Atmungswege Räuspern und Husten. Außerdem kann vieles von den in die Tiefe eingedrungenen Körperchen durch die Bewegung der Flimmerhaare, mit welchen das Epithel der Luftröhrenschleimhaut besetzt ist, allmählich wieder nach aufwärts geschafft werden. Ist aber die Atmosphäre ganz besonders reichlich mit Staub verunreinigt, wie wir dies z. B. in den Kohlenbergwerken sehen, so kann derselbe in dieser Weise nicht mehr bewältigt werden, umsoweniger, als mit der Zeit eine stetig zunehmende Gewöhnung und Verminderung reflektorischer Abwehr eintritt. Aber auch jetzt noch setzt sich die Natur zur Wehre und sucht Abhilfe zu treffen. Sie läßt, wie wir besonders deutlich bei den Kohlenpartikelchen sehen, diese zunächst in den der Luftröhre benachbarten Lymphdrüsen ablagern; erst wenn diese Wege durch das massige Eindringen verlegt sind, treten allmählich jene weiteren Folgen im Parenchyme der Lunge ein, wie wir sie oben besprochen haben, wie sie zu den schweren, bleibenden Erkrankungen führen.

Wir werden uns aber gewiß nicht nur mit diesen natürlichen Schutzmitteln begnügen, sondern unser volles Augenmerk dahin richten, alles was Staub und Rauch erzeugt zu vermeiden und sofern dies nicht möglich ist, dieselben unschädlich zu machen. Wie vieles hierin schon durch den menschlichen Scharfsinn, durch eine verfeinerte Humanität in den verschiedenen Fabriks- und Arbeitsbetrieben geschehen ist und das fortwährende Studium der beteiligten Kreise bildet, kann hier nur mit aller Anerkennung angedeutet werden, ohne daß wir näher darauf einzugehen vermögen. Ich möchte nur bei dieser Gelegenheit auf einen Wunsch zurückkommen, den ich schon in meiner „Hygiene der Lunge" ausgesprochen habe: bei den viel

Staub erzeugenden Betrieben neben den Waschanlagen für die äußere Haut Inhalationsvorrichtungen anzubringen, um auch die Schleimhäute des Atmungsapparates einer gründlichen „Wäsche" zu unterziehen.

Schon seit alters her hat man sich bemüht, des Staubes auf den Straßen und öffentlichen Plätzen Herr zu werden. Bei der Frage der Beschotterung und der Wahl des Pflastermateriales handelt es sich nicht nur um die Art und Menge des Staubes, sondern es kommen auch noch andere Punkte zur Erwägung, neben den Kosten (das richtige, schon an sich teuere Material muß oft noch weit hergebracht werden) vor allem die Geräuschbildung, welche ja auch in unseren größeren Städten zur Plage für unsere Nerven wird.

Das einfachste Mittel, das Besprengen mit Wasser, ist, selbst mehrmals am Tage vorgenommen, nicht ausreichend, denn mit dem Eintrocknen ist wieder der alte Zustand gegeben, und man darf nicht vergessen, daß viel Wind, also Staub, und Austrocknen eine gewisse ungünstige Relation bilden.

Vielfache Versuche durch Besprengungen mittels Wasser stark anziehender Substanzen, Salz- und Chlorkalziumlösungen, Meerwasser, konnten nicht weiter zur Anwendung kommen, da diese Stoffe zu viele unangenehme Nebeneigenschaften haben, vor allem aber den Hauptzweck nicht erfüllen, indem sie den Staub nicht binden. Dies gelingt nur durch ölige, fette Substanzen. So wurde in der Tat in Amerika Rohpetroleum, wo es eben billig zu haben war, verwendet — des üblen Geruches halber mußte es aber bald aufgegeben werden. Nach dem schon früher Gesagten ist es wohl natürlich, daß man sich an der Riviera, wo es durch die Entwicklung des ungehemmten Automobilismus geradezu Notwendigkeit geworden war, am energischesten mit der Frage beschäftigte, und in der Tat hat ein umsichtiger Arzt, Dr. Guglielminetti in Monte Carlo, zuerst durch Beimengung von Teer zum Erdreiche eine ausgezeichnete, staubfreie Straße hergestellt. Im Anschluß hieran hat sich durch die Energie desselben Mannes zunächst in Nizza eine Ligue contre la poussière, dann eine solche in Paris und an anderen Orten gebildet, und jeder Fahrgast sowie Fußgeher, welcher die dermalige neueste, tadellose Fahrbahn in der Hauptallee des Praters benützte, wird nicht nur an dieser sein Wohlgefallen haben, sondern es mit heller Freude begrüßen, wenn er hört, daß nun auch in Wien eine „Österreichische Gesellschaft zur Bekämpfung des Straßenstaubes" in der Gründung begriffen ist. Wenn ich auch zugeben muß, daß dem Straßenstaub eine besondere Wichtigkeit zukommt, zwischen Landstraßen und solchen in Stadtgebieten ein Unterschied besteht, jede solche Unternehmung unter allen Umständen einen anerkennenswerten Fortschritt bedeutet, so hätte ich es doch lieber gesehen, wenn der Name gelautet hätte: Österreichische Gesellschaft zur Bekämpfung der Staub- und Rauchplage, denn nach den früheren Auseinandersetzungen kann nur durch Bekämpfung aller einzelnen Faktoren, die auf das innigste miteinander zusammenhängen, Ersprießliches geleistet werden.

Dies gilt für alle Orte in gleicher Weise, in erster Reihe aber für Kurorte und unter diesen wieder vorzüglich für solche, wo „Brustkranke" behandelt werden,

in welcher aber heute in bezug auf sanitäre Maßregeln noch viel zu wünschen übrig bleibt.

Bereits sind als Früchte der derzeitigen Bestrebungen zahlreiche Verfahren erfunden, entweder gleich durch die Art des Neubaues oder Verbesserung der schon bestehenden Straßen die Staubbildung zu verhindern.

Vielversprechend scheint das sogenannte Westrumitverfahren, nach dem Erfinder, dem Holländer Westrum, so genannt. Die Straße wird mit einer 3prozentigen wässerigen Lösung, deren Hauptbestandteile Teer und Petroleum mit einem Zusatze von Ammoniak und Ätznatron sind, besprengt. Die Kosten sind gering, nur ein paar Heller für den Quadratmeter, allerdings muß die Anwendung beiläufig viermal im Jahre erfolgen, dafür verbilligt sich aber die weitere Erhaltung der Straße nachweislich, da sie bald vollkommen fest und durch den Regen nicht gelockert wird, also einer viel geringeren Beaufsichtigung, selteneren Reinigens etc. bedarf. Eine solche Straße ist schon nach ein paar Tagen der Anwendung des Mittels vollkommen geruchlos und durch ihre gelbliche Farbe auch dem Auge angenehm.

Also kein Staub, kein Kot, ekelhaftes Spritzen, sehr wenig Geruch, verhältnismäßig billig und endlich sollen bakteriologische Untersuchungen in der Luft über solchen Straßen einen geringeren Keimgehalt ergeben haben. Allein die vorwärtsschreitende Technik hat bereits andere, wie es scheint noch zweckmäßigere und billigere Verfahren, auf ähnlichen Wirkungen beruhend, erfunden.

Unser reges städtisches Bauamt stellt eben in einer Reihe von Straßen ausgedehnte Versuche an, um das beste Verfahren zu ermitteln und uns dann nach allgemeiner Einführung desselben, man denke nur Wien, mit staubfreien Straßen zu überraschen! Da nun auch bei uns die Hauptreinigung der Straßen bei Nacht vorgenommen wird, nähern wir uns einem hygienisch nahezu vollkommenen Zustande, jedoch unter der Voraussetzung, daß unter ausreichender Befeuchtung hiebei nicht selbst wieder Staub aufgewirbelt wird.

Gar vieles wäre hier noch zu besprechen, ich will aber nur auf die Wichtigkeit der Beseitigung größerer unbebauter Flächen innerhalb des Stadtgebietes verweisen. Mit warmem Danke müssen wir die schönen Gartenanlagen begrüßen, welche jetzt allerwärts auf den früher wüsten Plätzen angelegt werden, nicht nur zur Freude für unser Auge, sondern gewiß ebenso zur Hebung der Hygiene. Dem Publikum erwächst aber auch die Pflicht, dieselben möglichst zu schonen und wären zunächst allgemeine Belehrungen in diesem Sinne höchst erwünscht.

Ebenso kann das Zusammenfassen größerer Gebiete zu einem eingegliederten Städtewesen vom hygienischen Standpunkte nur zweckmäßig erscheinen, denn, um ein drastisches Beispiel zu wählen, was nützt es, wenn ich meinen Garten von Raupen sorgfältig reinige und der Nachbar solche züchtet!

Reinlichkeit, größte Reinlichkeit, ist die beste Schutzwehr für unseren Organismus allerwärts, besonders aber in der Wohnung, in der wir uns doch zumeist aufhalten. Je einfacher wir leben, um so leichter ist dieser Aufforderung nachzukommen, doch

der sogenannte kultivierte Mensch umgibt sich mit gepolsterten Möbeln, schweren Vorhängen und spaziert auf teppichbelegtem Boden, also lauter exquisiten Staubhältern. Da hilft man sich eben mit dem zeitweiligen „Ausklopfen". Aber verdienen unsere Gehörnerven nicht auch volle Berücksichtigung? Ist es nicht geradezu eine Qual, morgens aus dem Schlafe geklopft wie gar oft unter Tags durch Klavierspiel (?) oder, über und neben uns zumindest beunruhigt zu werden? Die Klopffrage ist nicht leicht zu lösen, sie hängt innig mit der Bauart unserer Häuser und der Suche nach einem geeigneten Lokale zusammen, ich käme hier unter anderem in das dunkle Gebiet der Lichthöfe, worauf ich nicht weiter eingehen will. Ein entschiedener Fortschritt aber dürfte auch hierin durch die Versuche, die Zimmerböden mit staubbindenden Substanzen zu besprengen, namentlich aber durch das ganz zweckmäßige und erstaunlich erfolgreiche Ansaugen des Staubes mittels geeigneter Apparate angebahnt sein. Daß in Lokalitäten mit großem und lebhaftem Menschenverkehre, wie in Schulen, Kindergärten, Turnzimmern u. dgl., der Staubfrage umsomehr Aufmerksamkeit zugewendet werden muß, als hier durch die mit der stärkeren körperlichen Bewegung gegebenen tieferen Einatmung eine Schädigung des Respirationstraktes um so leichter entstehen kann, ist leicht verständlich. Auch soll auf Spielplätzen und allen ähnlichen Orten reichliche Gelegenheit zum Reinigen gegeben sein, immer das Wort „Reinlichkeit" im Gedächtnisse behalten, durch Belehrung in der Schule auf die Wichtigkeit derselben hingewiesen werden.

Der so gefürchteten Rauchplage, wie sie namentlich durch die großen Fabriksschlote und die Lokomotiven entsteht, stehen wir Dank der Sorgfalt unserer Ingenieure nicht mehr machtlos gegenüber. Zunächst vermag schon eine geschickte Feuerung, die ja im Interesse des Besitzers selbst gelegen ist, schöne Erfolge zu erzielen, sieht man doch oft beim unrichtigen Nachlegen der Kohle eine schwarze Rauchwolke dem Kamine entsteigen; dann vermögen bereits maschinelle Verbesserungen nahezu Vollkommenes zu leisten.

Ein Spaziergänger auf unserer Ringstraße wird dem gewaltigen Kamine der elektrischen Zentralanlage unserer Hoftheater nur wenig weißen Dampf entströmen sehen, da die Flugasche vollkommen durch Anbringung feinmaschiger Drahtnetze im Kamine zurückgehalten wird. Dasselbe kann man bei den Schloten der allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft beobachten. Hier sind 32 Kessel zu je 230 Quadratmeter Heizfläche in Verwendung, trotzdem sieht man aus den Riesenkaminen nur ganz ausnahmsweise etwas Rauch und jedenfalls viel weniger als an den benachbarten Privathäusern aufsteigen. Hier werden nach Langer durch automatisch geregeltes Einströmen von fächerförmig über der Flamme verteiltem Wasserdampf die im Feuer aufsteigenden feinsten Teilchen zum Niedersinken gebracht. Und unsere Eisenbahnen werden der Hygiene doppelt zu statten kommen, wenn sie uns nicht nur rasch aus der Rauchatmosphäre der großen Städte in reine Luft entführen, sondern dies auch selbst rauchfrei besorgen.

Wollen wir also gegen die Staub- und Rauchplage eine gründliche Abhilfe schaffen, so haben wir nicht nur gegen eine Art Staub, den Straßenstaub, sondern

ebensogut gegen den Wohnungs- und Fabriksstaub loszuziehen, und müssen bedenken, daß es sich nicht bloß um Schädigung unserer Gesundheit handelt, sondern daß die Kulturmenschen auch, und mit aller Berechtigung, möglichst angenehm leben sollen; hiezu gehört gewiß neben der Beseitigung der Geräuschbelästigung ganz besonders jene der Staub- und Rauchplage. »Viribus unitis« sind auch hier schöne Erfolge zu erzielen — also nochmals „Glück auf" dem neuen Vereine!

Und unser geliebtes Wien nähert sich dem Ideale: Wir wandeln auf staubfreien Straßen, in rauchfreier, reiner Luft, vorbei an freundlichen Gartenanlagen und kunstvollen Brunnen, die uns köstliches Trinkwasser liefern und dessen Überschuß in ein tadelloses Kanalsystem abfließen lassen — aber!

Nach dem Ende.

Erzählung von Adolf Wilbrandt.

(Schluß.)

Fischer seufzte leise. Er saß wieder; er suchte Eichhorns Hand, ohne hinzuschauen, und drückte sie. „Ich weiß," sagte er dann mit wenig Stimme, „meine alte Freundin hat mir's ja geschrieben. Ein seelenguter Mensch, der Doktor Eichhorn. Ein sehr edler Mensch. Bitte, lassen Sie mich nur reden; es sind ihre Worte! — Ach, Herr Doktor, die Jugend! Wenn die Jugend liebt! Ich war ja nur zwei Jahr' älter als sie. Als ich sie kennen lernte, waren wir noch Kinder; und als es eine ernste Herzenssache wurde, war ich doch erst zweiundzwanzig alt. Na ja, schon viel gereist — viel gesehn — aber doch noch ein Bengel, ein Bursch. Und ich hatt' auch nichts; woher sollt' ich auch. Ein Musikmensch war ich, konnt' allerlei Instrumente spielen; damit hatt' ich mich so durch die Welt gespielt. Kam nun wieder in die Vaterstadt, dachte da Unterricht zu geben; und da war nun dieses merkwürdige Mädchen — die Jugendfreundin — wir nannten uns du. Vielleicht das begabteste Mädchen in der ganzen Stadt! Von beiden Eltern begabt; und sehr musikalisch — eine Musikseele, Herr Doktor — na, das wissen Sie. Aber noch zu sehr fürs Brillante, fürs Moderne; noch nicht gut geführt. „Du sollst mein Musiklehrer werden!" sagte sie mir plötzlich, als wir in ihrem kleinen Garten standen. „Du" kommst aus der Welt; hier sind sie zu muffig!" — Na, so wurd's dann auch. Ich galt mit meinen zweiundzwanzig für voll, weil ich aus der Welt kam. Sie lernte etwas Geige bei mir und auch etwas Guitarre; und vor allem Klavier. Und ich suchte sie emporzuheben, verstehn Sie, ihr den großen Geschmack zu geben für die großen Meister. Vor allem für meine „Helden" — so nannt' ich sie — vor denen meine Seele auf den Knien lag. Wagner fürs Theater, Beethoven fürs Konzert; beide unerreicht! — — Aber lieber Gott, was schwatz' ich da. Das

langweilt Sie wohl. Oder es paßt auch nicht hieher" — seine Stimme begann ein wenig zu zittern: „nicht an diesen Ort!"

„Doch, warum nicht; es paßt hieher." Eichhorn legte ihm eine Hand auf den Arm. „Bitte, erzählen Sie; alles, wie es Ihnen kommt!"

„Meinen Sie? — Ich danke Ihnen. — Elise Pfau — zwanzig Jahre damals — ach, wie steht sie vor mir. Ihr dankbares Lächeln; das Feuer in ihren braunen Augen, wenn sie meiner Begeisterung in die Wolken folgte! Aber es war doch auch immer Humor dabei; Humor und Phantasie. Ich hieß Heinz, sie nannte mich Heinzelmännchen; weil ich gerne dienstwillig und hilfreich war, verstehn Sie, weil ich für sie pappte, für sie drechselte, für sie Noten schrieb — na, und was man so tut — wenn man bis an den Rand voll Verliebtheit ist! Manchmal tat ihre Dankbarkeit auch ein übriges; — o, das fühl' ich noch. Wenn sie zutraulich wurde und dem ‚Heinzelmännchen' übers Haar strich, über den ganzen Kopf! Da schlief ich dann die halbe Nacht nicht vor Glück. Wollt' ich aber mehr — das ist vorgekommen — wollt' ich ihre Hand küssen, oder gar den Mund — wie die jungen ‚Künstler' sind, kecke Leut'! — dann machte sie ihr ernstes Gesicht; das war wunderbar. Dann drohte sie mit ihrem langen, schmalen Zeigefinger und sagte wohl: ‚Du bist ja nicht mehr Heinzelmännchen, du bist Rumpelstilzchen! Der hat auch immer einen Lohn gewollt, wenn er der armen Müllerstochter aus dem Stroh Gold gesponnen hatte; und hat immer mehr gewollt. Nein, daraus wird nichts, Rumpelstilzchen!' — Und nun hieß ich nur noch Rumpelstilzchen, wohl 'ne Woche lang. Bis ich mich ganz zerknirschte und wie ein Kaninchen Pfötchen machte — das verlangte sie — und mit meinem ‚schönsten Bariton' bat: Nenn mich wieder Heinzelmännchen!

„Ach, Herr Doktor! Ich red' so viel. Aber Sie verzeihn — wenn man davon nie, zu keinem Menschen — — und auf dieser Bank, auf diesem Platz, o mein Gott, da lebt das alles wieder auf, steht vor mir, leibhaftig — zum Verrücktwerden. Nein, nein, nein, es macht mich nicht verrückt. Es war doch eine selige Zeit! Meine stolze Zeit: ‚ich fördere sie, ich fördere sie;' ‚ich habe einen Wert für sie'; ‚ich bin was für sie!' — Und nun sollt' ich noch mehr für sie werden; das kam in unserm letzten Jahr. Da fingen ja diese unheimlichen Leiden an, die ihr dann nie mehr ganz von der Seite gingen; da kamen diese Kopfschmerzen, damit hat's begonnen. Zuerst nahm sie's so hin, mit Heiterkeit, mit Geduld, mit Ungeduld; wir dachten alle, es wird vergehn. Es verging aber nicht. ‚Heinzelmännchen,' sagt sie eines Tages, als sie am Klavier saß und vor Kopfweh nicht mehr spielen konnte ‚hast du auch Magnetisieren gelernt? Kannst du auch Kopfweh vertreiben? — Gelernt hab' ich's nicht, sag' ich drauf, aber versuchen will ich's gern. Sag mir nur, was ich machen soll! — Da nimmt sie meine Hände — ich stand hinter ihr — und legt sie sich rechts und links an die Stirn: ‚Nun streich nach beiden Seiten zurück, so am Kopf entlang; und dann die Hände wieder auf die Stirn gelegt, und wieder und wieder sanft nach hinten; vielleicht streichst du mir's weg?" —

Ich hör' noch die Worte Herr Doktor, sie sprach sie mit so 'ner märchenhaften, lieblichen Stimme: ‚vielleicht streichst du mir's weg?' — Auf einmal kriegt' ich einen Glauben: 's wird gehn! Und ich mach's, wie sie sagt. Und ich mach's noch nicht lange, da sagt sie mit einem andern Ton, fast wie wenn's ihr unheimlich wär': „Du bist am End' ein wirkliches Heinzelmännchen. Du kannst zaubern, hexen. Die Kopfschmerzen sind fort!"

Eichhorn nickte, leise lächelnd. „Ja, davon hat sie mir erzählt. Es war wie ein Wunder, sagte sie."

„Hat sie Ihnen das erzählt? — Wie ein Wunder, sagte sie? — Das ist engelsgut! Nach dem, was ich ihr dann angetan ... Ja, es hatte was Zauberhaftes, zum Staunen. Und immer, wenn das Kopfweh wieder kam und ich kommen konnte und so streichen konnte, nach einer Viertelstunde war's weg! — — Vielleicht war's mein Unglück. Ich wär' ohne das nicht so stolz geworden und so hoffnungsvoll! Ich hatt' nun schon den Himmel im Sack. Ich war ihr Förderer, ihr Meister, bin nun auch ihr Retter; ha, nun wird wohl auch der Tag noch kommen, wo ich ihr alles bin! — Sie hat's wohl gemerkt. Sie hat's auf allerlei Art versucht, mich wieder ein wenig kleiner zu machen; vor allem mit Humor, natürlich, den hatte sie ja in jeder Hand und in jedem Finger. Einmal lasen wir zusammen, ich weiß nicht, in welchem Buch: ‚Im Anfang war das Nichts.' Nach einer Weile tänzelt sie durchs Zimmer und sagt: ‚Im Anfang war der Heinz!' Es klang so — ich weiß nicht — mir ging's durch und durch. O ja, sie konnte blutige Witze machen — so jung wie sie war. Oder vielleicht eben darum; so junge Leute kennen keine Schonung. — Ach, sie war aber doch ein Engel! Das war sie!

„Ja, du warst ein Engel!" sagte er mit weicher, gedämpfter Stimme nach rechts, auf das Grab hinunter.

„Das war sie wohl," murmelte Eichhorn; „ein Engel nach Menschenart."

„Und gegen den war ich dann so schlecht!"

„Sie wären schlecht gegen —"

„Ja, ich war's, Herr Doktor. Ich war dumm und schlecht! — Eines Tages hatten sie mich da zu Tisch geladen; das kam manchmal vor; sie waren alle gut zu mir, ihre Brüder und Schwestern auch. Ein fremder Herr sitzt mit am Tisch; hat 'nen großen Kopf, nicht übel, Vollbart, kluge Augen; aber prosaisch, der ganze Mensch. Ich erfahr' so nach und nach, die Familie hat ihn vor Wochen kennen gelernt auf einer Reise in den Harz; er ist ein Industrieller, einer von den großen, ebendort am Harz. Er will aber eine zweite Fabrik, eine Filiale, in unserer Vaterstadt bauen, deshalb ist er hier. Darüber freut man sich, darauf stoßen wir an, darauf wird getrunken! — Wir sprechen auch von Musik; davon versteht er nichts, sagte er. Wir kommen auf Literatur, Poesie; ich merk', davon weiß er auch nicht viel. Ein Banause, denk' ich bei mir; das Wort hatt' ich gerade öfter gelesen. Es machte mir ein ein eigenes, sonderbares Vergnügen, es auf diesen reichen Fabrikmenschen anzuwenden; als ich dann nach Hause ging, sprach ich's noch halblaut

vor mich hin: Ein Banause! Ein Banause! — Am nächsten Tag bin ich wieder dort, in Elisens Zimmer; sie hat wieder Kopfweh, seit vielen Wochen die ersten, ich steh' hinter ihr, die auf ihrem Stuhl sitzt, und streich sie ihr weg. Ach, ich weiß noch, wie wenn's gestern wär', hab' später so oft, so oft dran gedacht: ihr Stuhl stand diesen Morgen so, daß ich sie im Spiegel sehen konnte; ich sah, sie hatte die Augen geschlossen, und ein süßes, himmlisches Lächeln lag auf ihrem Gesicht; wohl weil ihr das Streichen wohltat und das Weh verging. Und mir war unsäglich — unsäglich liebevoll zumute. Ach, wenn du erst mein bist! dacht' ich. Ach, wenn ich erst herkommen und sagen kann: sie haben mich zum Kapellmeister gemacht — oder das — und das — ich bin nun was, nimm mich, werde meine Frau! — Da wird die Tür aufgemacht und die Schwester ruft herein: Sollst hinunterkommen! Besuch ist da! Und läuft wieder fort. Und Elise steht auf. Ich dank dir schön, sagt sie. Hast mir gut geholfen; ist schon fast vorbei. Braves Heinzelmännchen! — Drückt mir die Hand und geht. Und ich ahnungsloser Knabe, ich freu' mich noch — und beguck und streichle noch meine Hand, die sie so gedrückt hat!"

„Ich errat' schon," murmelte Eichhorn, da Heinz Fischer verstummt war.

„O Herr Doktor! Der nächste Tag! Da kam's. Da kam dieser Brief von ihr: ‚Liebes, gutes Heinzelmännchen' — und meldete mir ihre Verlobung mit dem großen Fabrikanten. Eine Seite voll. Es wär' so wunderbar schnell gekommen, schrieb sie. Es wär' aber gewiß der Rechte für sie. Und ich sollt' mit ihr glücklich sein, schrieb sie; ‚du gutes Heinzelmännchen', schrieb sie. Wie ich das las! Mit ihr glücklich sein! — Ich hab wohl etwas zu wenig Widerstandskraft, Herr Doktor; ich meine die physische, die körperliche. Meine Leute sagten ja dann, ich müßt' umgefallen sein; sie fanden mich auf dem Teppich, da lag ich. Na, das ist ja gleich. Der eine so, der andere so! — Das war dann mein schlimmster Tag. Ich sperrte mich ein, warf mich wieder auf den Teppich, lag da, Gott weiß, wie lang'. ‚Ich hasse dich! Ich hasse dich! Ich verachte dich!' Und endlich am Abend — ich war wie toll — da setzt' ich mich hin und schrieb ihr einen Brief, diesen unglücklichen Brief, meinen Scheidebrief. Hast du nicht gewußt — so schrieb ich ihr ungefähr — wie sehr ich dich liebte? Ja, ja, ja, du hast's gewußt! Ich war dir auch mehr als irgend ein Mensch! Und dein Herz war mir gut! Und ich weiß, was ich weiß — solchen Unsinn schrieb ich —: Gott hat mich für dich, dich für mich geschaffen! — Aber auf mich zu warten, das gefiel dir nicht. Der Mann aus dem Harz, der hat keine Musik, keine Poesie, aber er hat Geld. Damit kauft er dich! Dafür verkaufst du dich! Dafür verrätst du deine Ideale, entehrst deine Seele, gibst dein Leben einem Banausen hin. Ja, einem Banausen, einem Banausen; schlag das Wort im Wörterbuch nach, wenn du es nicht kennst. Der Jünger Beethovens und Wagners, der verachtet dich. Den siehst du nicht wieder. Gott segne eure neue Fabrik! Leb' wohl!"

„Ein furchtbarer Brief," sagte Eichhorn langsam gegen den Erdboden hin, mit einem zuckenden Lächeln.

„Ein wahnsinniger, entsetzlicher, mir nie zu vergebender Brief! An dieses Mädchen! An dieses holde, reine Geschöpf! — Ich war verrückt, ich wollt's auch sein, ich wollt' nicht bei Sinnen, nicht gerecht, nicht edel sein, ich wollt' ihr nur auch einen Dolch in die Seele stoßen! — Dann bin ich fortgezogen, ohne Abschied von irgendwem, nach Amerika. Hab' mich da herumgetrieben mit meiner Musik, im Osten, am Mississippi, im wilden Westen, bis zum Stillen Ozean. Hab' mich durchgeschlagen — endlich Glück gehabt — — ach, was sag' ich: Glück. Arbeit und mein Brot und mein Haus! Zuletzt ein großes Musikgeschäft mit Klavierexport. Dann zog mich's doch heim, ins Vaterland; — hieher nicht, das nicht. Aber an den Rhein. Da geht mir's gut. Ohne Weib und Kind, aber sonst recht gut. Besser als ich's verdient hab'." — Er sah mit umflorten Augen auf das neue Grab. „Ich beklag mich nicht, Herr Doktor. Ich bin ganz zufrieden."

„Wohl dem, der das sagen kann," erwiderte Eichhorn.

Heinz Fischer seufzte tief. „Jahre, erst Jahre später kam ich zur Vernunft! Da sah ich wieder ein, wer sie war; und wie ich mich an ihr versündigt hatte; und entschloß mich endlich, meine alte Freundin hier, Frau Babette Schulze, von mir hören zu lassen; und wieder nach Jahr und Tag bracht' ich auch die Frage heraus, wie's Elisen ging. Na, da hört' ich dann so nach und nach: von ihren beiden Töchtern — und was für ein guter Mann er wär' — und wie arbeitsam und klug fürs Geschäft — und wie gut die Fabriken gehn — und was für ein schönes Haus sie macht. Und ihre Leiden, ihr Humor, ihre Talente, ihre Poesie. Und dann auch die Freundschaft mit Ihnen. Ich hab' mitgelebt, Herr Doktor. Auf meine stille Art hab' ich mitgelebt! — Von ihr selbst, natürlich, hört' ich nie mehr ein Wort. Sie auch auch keins von mir. Und ich hab sie doch — — ich hab sie doch nie vergessen können. Wie wenn ich nur einmal — — Sie verstehn, Herr Doktor!"

Eichhorn legte eine Hand auf Heinz Fischers Hand. „Ich versteh's, lieber Herr."

„Sie, Sie haben Weib und Kind; sehn Sie, das weiß ich auch; durch die gute Babette. Ich bin Junggesell geblieben und bleib's! — Ob sie nun glücklich war? mit dem Mann? Was man so recht und echt glücklich nennt? — Man soll nicht zu viel fragen auf dieser Welt; die Antwort ist oft nicht nach Wunsch. Babette sagt, er war der Rechte für sie; die Ergänzung, sagt sie. Mag ja sein, mag ja sein. Jetzt liegt sie da und hat ihren Frieden! — — Wie ich gestern in der Depesche las: sie ist tot — morgen wird sie begraben — da hatt' ich dann eine friedlose Nacht. Mußt' heut mit dabei sein! — Das heißt, nicht im Trauerzug; da gehört' ich nicht hin. Bin allein herausgegangen, wohl 'ne Stunde früher; dort, da hinten hab' ich gestanden, bis es vorbei war und Sie alle fort. Und da hab' ich dann, so für mich — —"

Er stand auf. Er blickte auf das Grab; dann auf Eichhorn. Nach einem Zögern, das etwas länger währte, stieß er mit ungelenker Zunge hervor: „Und nun hätt' ich noch eine Frage, Herr Doktor."

„Was soll ich Ihnen sagen?"

„Die reine, ganze Wahrheit. Wie ein Mann dem andern! — Was hat Ihnen diese Frau gesagt? über mich? Hat sie mir bis in den Tod gezürnt? — Sie schütteln den Kopf! Sie sehen mich so freundlich an. Das tut mir gut; aber — — ich will ja nicht, daß Sie mir gut tun, ich will nur, daß Sie mir die Wahrheit sagen. Der wahnsinnige Brief, Herr Doktor! Hat sie mit Ihnen nicht von dem Brief gesprochen? Was hat sie Ihnen von dem Brief gesagt?"

„Daß Sie — ein Narr waren, lieber Herr. ‚Seine unglückselige Verliebtheit,' so sagte sie mir damals, ‚die hatt' ihn offenbar tollgemacht. Ich hab geweint und gerast über diesen Brief. Nichts in meinem Leben hat mir so weh getan wie der Brief. Aber jetzt — jetzt seh' ich's so an, als wär das zu Karls des Großen Zeiten geschehn; oder als hätt' Äneas der Andromache diesen Brief geschrieben. Ach, der arme Junge — er hat ja hundertmal mehr gelitten als ich!'"

„Das hat Ihnen Frau Elise —"

„Sie hat mir ja noch viel mehr gesagt. Wenn Sie das auch alles wissen wollen —"

„Sie hören ja. Die Wahrheit, die Wahrheit!"

Eichhorn saß noch immer; er schaute schräg zu dem andern hinauf, der mit vorgeneigtem Kopf, mit aufgerissenen Augen auf ihn niedersah. „Dann muß ich Sie nur erst um Entschuldigung bitten, weil ich von mir selber Gutes reden muß; denn diese Frau — die wir beide verloren haben — die hat uns beide zusammen gedacht. Als sie mir von Ihnen zu Ende erzählt hatte, stand sie auf und sagte: ‚Weißt du' — wir hatten Brüderschaft — ‚von allen Menschen, die ich kennen gelernt hab, seid ihr doch die besten, das Heinzelmännchen und du.'"

„Nein! Nein! Nein! Das hat sie Ihnen nicht gesagt!"

„Doch. Ich sag' Ihnen kein unwahres Wort. Und dann sprach sie weiter: ‚Und zwei Menschen hab' ich vor allem zu danken, weil sie mich gefördert, mir geholfen haben: das ist Heinz Fischer und du!'"

„Herr Doktor! Herr Doktor!"

„Und als wir uns dann trennen wollten, fing sie noch einmal an und sagte: Wenn ich so zurückdenk', und ihn vor mir seh', mit seinen schwärmerischen Augen, seinen begeisterten Händen, seinem himmlisch guten Lächeln —'"

„Elise! Elise!" stieß Heinz Fischer mit zitterndem Atem hervor, als flüsterte er zu ihr hin; er war außer sich.

„‚Und wenn ich denk', wie treuherzig er war — und seine wahnsinnige Redlichkeit, und das Heinzelmännische,' — ja, so sagte sie — ‚und dann sein Musiktalent, und sein lieber, guter Humor —'"

„Elise!"

„‚Ja, dann sag' ich mir, in einem hat sein verrückter Brief doch wohl recht gehabt: mit ihm glücklich werden, ja, das hätt' ich wohl gekonnt!'"

Heinz Fischer sprach nicht mehr. Er flüsterte auch nicht mehr. Wie betäubt stand er da, starrte nur immer den Doktor an. Endlich kam ein Strahlen in seine

Augen, und eine wunderbare, wortlose, ergreifende Freude zog über sein Gesicht. Langsam wandte er sich und sah auf Elisens Grab, mit einem Blick, als wäre sie in dieser Stunde seine Frau geworden.

Die Augen füllten sich dann ebenso langsam mit zwei stehenbleibenden Tränen.

„Herr Doktor! Herr Doktor!" murmelte er erst nach langem Schweigen. „Wie bin ich hiehergekommen — und wie geh' ich nun. — Ach, Herr Doktor! Ihnen danken. Das kann ich nicht. Ich — bin wie ein Kind. So hilflos. So selig. In all dem Unglück so selig. Ein neues Leben. Sie haben mir ein neues Leben gegeben. Ich fang' ein neues Leben an. — O mein Gott, mein Gott!"

Er trat an das Grab. Er wollte offenbar auf die Knie sinken; dann sah er aber doch nach rechts und links — in einiger Entfernung gingen Erwachsene mit Kindern — und die Knie bogen sich nur ein wenig, darauf stand er wieder aufrecht da. Er mußte aber doch noch einmal zu der Toten sprechen: „Ich dank' dir, Elise! ich dank' dir!" hauchte er zur Erde hin. Dann nach einer Weile: „Ich laß nicht von dir. Ich leb' mit dir fort. Immer! Immer! Immer!"

Als er sich endlich zu Eichhorn zurückwandte, schüttelte er den Kopf, als ging's doch über seinen Verstand, als könnt' er's nicht fassen. „Ich will fort," sagte er mit verschleierter, halbversunkener Stimme. „Ich will Abschied nehmen. Darf ich Sie noch um etwas bitten, Herr Doktor? Würden Sie mir wohl gestatten, daß ich Sie umarme?"

„Lieber, lieber Herr!"

Eichhorn öffnete die Arme und trat auf ihn zu. Sie umschlangen sich. Während Heinz Fischers Kopf eine Weile an des Doktors Schulter lag, sprach er leise in ihn hinein: „Ich hab Sie gehaßt! — Ich lieb' Sie jetzt! — — Bitte, sagen Sie mir nun weiter nichts. Höchstens ‚Glückliche Reise', und dann ist's gut!"

Es war, als risse er sich los, da sie sich nun trennten. Mit ein paar raschen Schritten entfernte er sich; dann ging er langsam, wie man auf Friedhöfen geht, der Pforte zu. Eichhorn sah ihm nach, bis er draußen verschwand; tief ergriffen, staunend über das Schicksal dieses Menschen, der an einem frischen Grab „ein neues Leben angefangen" hatte.

Erzählungskunst.

Von J. J. David.

Eine hübsche Anzahl deutsch-österreichischer Werke der Erzählungskunst liegt mir vor, genügend, Merkworte zu geben und Richtlinien zu führen, die sich vielleicht späterhin erweitern und füllen lassen.

Zum ersten Male seit vielen Jahren fällt ein starker Akzent auf einen heimischen Verlag. Der „Wiener Verlag" hat vieles von dem um sich vereinigt, das vordem in Deutschland ein Unterkommen suchte, hat sogar deutsche Autoren von Geltung sich zu verbinden gewußt.

Die Büchlein, die er bringt, sind bei mäßigem Preise recht gut ausgestattet nach Druck und Papier. Die Titelblätter sind gut und flott gezeichnet. Anderes, der blaue Vorstoß der ersten beiden Seiten, ist freilich minder zu rühmen und in Hinsicht des guten Geschmackes recht sehr anfechtbar.

Autoren, die man sonst ziemlich regelmäßig zu begrüßen gewohnt ist, fehlen annoch. Neue machen sich bemerklich. So hat sich Graf Carlo Stapinelli durch Ehrlichkeit der Arbeit und der Beobachtung eine Aufmerksamkeit erworben. Richard Schaukal, immer noch in erster Linie Lyriker, hat seine „Mimi Lynx“ aus einem früheren Sammelband herausgeschält — Insel-Verlag, Leipzig — und muß immer schärfer im Aug' behalten werden. Da ist viel Feinheit; nur manchmal ins Unfaßliche übersteigert.

Ein einziges Werk größeren Umfanges sei diesmal erwähnt. Bei Cotta ist ein Roman von Philipp Langmann „Leben und Musik“ erschienen. Er selber möchte in drei Schlagworten zum Verständnis seines Werkes hinführen. Motiv: „Die Kunst ist menschlich und das Leben ist grotesk.“ Stoff: „Äußere und innere Kraft.“ Inhalt: „Die Geburt der Musik aus dem tragischen Gefühl.“ Mich haben sie nur verwirrt und ich besorge, es wird den meisten bei diesem wunderlichen Werk eines ehrlich Ringenden nicht anders gehen, der immer sucht, ohne zu finden.

Das Groteske fordert Humor. Daran fehlt es ganz. Ganz wunderschön setzt der Roman ein. Die Schilderung der Eltern des Helden ist ganz meisterlich; Naturbilder von einer seltenen Schönheit und Innigkeit der Sprache wecken die höchsten Erwartungen und auch späterhin findet man Gedanken über die Kunst von einer seltenen Tiefe und Nachdenklichkeit. Alles aber verflattert und entgleitet einer Hand, die sich zu weit spannte, um mehr zu fassen, als sie nun einmal halten konnte. Selbst die Sprache, die ich sonst an Langmann sehr liebe, blaßt ab und wird körperlos.

Eine Inhaltsangabe ist unmöglich. Da ist der Held Ludwig Strange, der sein Herz an die schöne, aber böse Carina Gerspitz zu verlieren verdammt ist. Durch sie kommt er um Brot und Stellung. Die unerhörten Erregungen aber lösen den musikalischen Genius in ihm aus und im traumwandelnden Zustand schafft er das erste jener Tonwerke, die ihn hernach unsterblich machen. So ganz eigentlich im Schlaf beschert es der liebe Gott denen, die ihm teuer sind!

Da ist Franz Volpes. Unehelicher Sohn einer armen Magd; aber von unerhörter Schlauheit und Kraft des Willens, die Carina so unterjochen, daß sie sich ganz ihm und seinen Zwecken hingibt. Kleiner Beamter einer Bank, hat er ausgeklügelt, daß keine noch so sinnreiche Kontrolle für eine gewisse Zeit die größten Unterschlagungen verhüten könne. Nicht weniger als fünf Millionen Gulden hat er so bei Seite geschafft, um es im gelegenen Augenblick dem Gouverneur der Bank zu sagen und seine Bedingungen für die Rückgabe und die Vermeidung eines unerhörten Skandals zu stellen, den die Aufdeckung einer solchen Schlamperei bedeuten würde. Eine runde Million, das Pöstchen eines Direktors, ein hoher Orden sind sein Lohn. Damit läßt sich schon etwas beginnen; und so wundert man sich gar nicht, daß er Multimillionär und Eisenbahnkönig wird und daß hernach sein Sohn die Biographie Stranges schreibt.

Eine launige Willkür der Namensgebung. Ein Bildhauer, der die prächtige Figur des Lügengeistes Minotalos schafft, der einmal auf Kreta sein Unwesen getrieben und nun zwischen Parlament, Rathaus und Burgtheater den entsprechenden Platz findet, heißt

Augen, und eine wunderbare, wortlose, ergreifende Freude zog über sein Gesicht. Langsam wandte er sich und sah auf Elisens Grab, mit einem Blick, als wäre sie in dieser Stunde seine Frau geworden.

Die Augen füllten sich dann ebenso langsam mit zwei stehenbleibenden Tränen.

„Herr Doktor! Herr Doktor!" murmelte er erst nach langem Schweigen. „Wie bin ich hiehergekommen — und wie geh' ich nun. — Ach, Herr Doktor! Ihnen danken. Das kann ich nicht. Ich — bin wie ein Kind. So hilflos. So selig. In all dem Unglück so selig. Ein neues Leben. Sie haben mir ein neues Leben gegeben. Ich fang' ein neues Leben an. — O mein Gott, mein Gott!"

Er trat an das Grab. Er wollte offenbar auf die Knie sinken; dann sah er aber doch nach rechts und links — in einiger Entfernung gingen Erwachsene mit Kindern — und die Knie bogen sich nur ein wenig, darauf stand er wieder aufrecht da. Er mußte aber doch noch einmal zu der Toten sprechen: „Ich dank' dir, Elise! ich dank' dir!" hauchte er zur Erde hin. Dann nach einer Weile: „Ich laß nicht von dir. Ich leb' mit dir fort. Immer! Immer! Immer!"

Als er sich endlich zu Eichhorn zurückwandte, schüttelte er den Kopf, als ging's doch über seinen Verstand, als könnt' er's nicht fassen. „Ich will fort," sagte er mit verschleierter, halbversunkener Stimme. „Ich will Abschied nehmen. Darf ich Sie noch um etwas bitten, Herr Doktor? Würden Sie mir wohl gestatten, daß ich Sie umarme?"

„Lieber, lieber Herr!"

Eichhorn öffnete die Arme und trat auf ihn zu. Sie umschlangen sich. Während Heinz Fischers Kopf eine Weile an des Doktors Schulter lag, sprach er leise in ihn hinein: „Ich hab Sie gehaßt! — Ich lieb' Sie jetzt! — — Bitte, sagen Sie mir nun weiter nichts. Höchstens ‚Glückliche Reise', und dann ist's gut!"

Es war, als risse er sich los, da sie sich nun trennten. Mit ein paar raschen Schritten entfernte er sich; dann ging er langsam, wie man auf Friedhöfen geht, der Pforte zu. Eichhorn sah ihm nach, bis er draußen verschwand; tief ergriffen, staunend über das Schicksal dieses Menschen, der an einem frischen Grab „ein neues Leben angefangen" hatte.

Erzählungskunst.

Von J. J. David.

Eine hübsche Anzahl deutsch-österreichischer Werke der Erzählungskunst liegt mir vor, genügend, Merkworte zu geben und Richtlinien zu führen, die sich vielleicht späterhin erweitern und füllen lassen.

Zum ersten Male seit vielen Jahren fällt ein starker Akzent auf einen heimischen Verlag. Der „Wiener Verlag" hat vieles von dem um sich vereinigt, das vordem in Deutschland ein Unterkommen suchte, hat sogar deutsche Autoren von Geltung sich zu verbinden gewußt.

Die Büchlein, die er bringt, sind bei mäßigem Preise recht gut ausgestattet nach Druck und Papier. Die Titelblätter sind gut und flott gezeichnet. Anderes, der blaue Vorstoß der ersten beiden Seiten, ist freilich minder zu rühmen und in Hinsicht des guten Geschmackes recht sehr anfechtbar.

Autoren, die man sonst ziemlich regelmäßig zu begrüßen gewohnt ist, fehlen annoch. Neue machen sich bemerklich. So hat sich Graf Carlo Stapinelli durch Ehrlichkeit der Arbeit und der Beobachtung eine Aufmerksamkeit erworben. Richard Schaukal, immer noch in erster Linie Lyriker, hat seine „Mimi Lynx" aus einem früheren Sammelband herausgeschält — Insel-Verlag, Leipzig — und muß immer schärfer im Aug' behalten werden. Da ist viel Feinheit; nur manchmal ins Unfaßliche übersteigert.

Ein einziges Werk größeren Umfanges sei diesmal erwähnt. Bei Cotta ist ein Roman von Philipp Langmann „Leben und Musik" erschienen. Er selber möchte in drei Schlagworten zum Verständnis seines Werkes hinführen. Motiv: „Die Kunst ist menschlich und das Leben ist grotesk." Stoff: „Äußere und innere Kraft." Inhalt: „Die Geburt der Musik aus dem tragischen Gefühl." Mich haben sie nur verwirrt und ich besorge, es wird den meisten bei diesem wunderlichen Werk eines ehrlich Ringenden nicht anders gehen, der immer sucht, ohne zu finden.

Das Groteske fordert Humor. Daran fehlt es ganz. Ganz wunderschön setzt der Roman ein. Die Schilderung der Eltern des Helden ist ganz meisterlich; Naturbilder von einer seltenen Schönheit und Innigkeit der Sprache wecken die höchsten Erwartungen und auch späterhin findet man Gedanken über die Kunst von einer seltenen Tiefe und Nachdenklichkeit. Alles aber verflattert und entgleitet einer Hand, die sich zu weit spannte, um mehr zu fassen, als sie nun einmal halten konnte. Selbst die Sprache, die ich sonst an Langmann sehr liebe, blaßt ab und wird körperlos.

Eine Inhaltsangabe ist unmöglich. Da ist der Held Ludwig Strange, der sein Herz an die schöne, aber böse Carina Gerspitz zu verlieren verdammt ist. Durch sie kommt er um Brot und Stellung. Die unerhörten Erregungen aber lösen den musikalischen Genius in ihm aus und im traumwandelnden Zustand schafft er das erste jener Tonwerke, die ihn hernach unsterblich machen. So ganz eigentlich im Schlaf beschert es der liebe Gott denen, die ihm teuer sind!

Da ist Franz Volpes. Unehelicher Sohn einer armen Magd; aber von unerhörter Schlauheit und Kraft des Willens, die Carina so unterjochen, daß sie sich ganz ihm und seinen Zwecken hingibt. Kleiner Beamter einer Bank, hat er ausgeklügelt, daß keine noch so sinnreiche Kontrolle für eine gewisse Zeit die größten Unterschlagungen verhüten könne. Nicht weniger als fünf Millionen Gulden hat er so bei Seite geschafft, um es im gelegenen Augenblick dem Gouverneur der Bank zu sagen und seine Bedingungen für die Rückgabe und die Vermeidung eines unerhörten Skandals zu stellen, den die Aufdeckung einer solchen Schlamperei bedeuten würde. Eine runde Million, das Pöstchen eines Direktors, ein hoher Orden sind sein Lohn. Damit läßt sich schon etwas beginnen; und so wundert man sich gar nicht, daß er Multimillionär und Eisenbahnkönig wird und daß hernach sein Sohn die Biographie Stranges schreibt.

Eine launige Willkür der Namensgebung. Ein Bildhauer, der die prächtige Figur des Lügengeistes Minotalos schafft, der einmal auf Kreta sein Unwesen getrieben und nun zwischen Parlament, Rathaus und Burgtheater den entsprechenden Platz findet, heißt

Ennemos. Ein anderer benennt sich Unferdutz, Larinas ist schon gedacht. Dazwischen der Name Brieß, der seinen guten Geruch nach mährischem Malz an sich trägt. Nirgends ein Weltbild. Ironische Schnörkel am Schluß, von einer unfreien Hand hingezeichnet, zerstören, was man sich vielleicht mühsam genug trotz aller Hemmnisse von Eindruck gerettet hat. Der Dialog unlebendig. Ein sich Mühen um Symbole. Das unangenehme Gefühl, einer wolle durchaus fliegen, der sonst so tüchtig und tapfer auszuschreiten vermocht. Ich wünschte herzlich, ein andermal aus einer anderen Tonart von Langmann zu sprechen, an den ich glaube, den ich aber diesmal durchaus nicht zu begreifen vermag.

Sonst überwiegt die kurze Erzählung. Man merkt manchmal im besten Sinne, daß sie ursprünglich unter dem Strich in der Zeitung erschienen ist, wo ja auch echte Kunst manchmal ihren ganz guten Unterschlupf findet, merkt's an der Begrenztheit, an einer gewissen Frische und Flottheit. Der Zusammenhang mit dem Feuilleton ist für unsere Erzähler nicht immer von Segen, beständig aber wichtig gewesen.

Da wäre Dr. Karl Schönherr („Caritas." Wiener Verlag), der sich schon als Dramatiker tüchtig und erfreulich bewährt hat und dessen kleine Erzählungen als Musterstücke der Kraft und des Vortrages gelten müssen. Er ist im Grund seiner Seele ein Pathetiker wie die meisten, die auf der Bühne heimisch zu werden verstanden; er erzürnt sich heftig an Ungerechtigkeit und Widersinn, versteht das aber echt künstlerisch zu zeigen und zu hehlen und erzielt damit ganz eigene Wirkungen. Dazu kommt die allergenaueste Kenntnis der Kreise, die er schildert, ganz besonders seines Tiroler Völkleins, dem er tief ins Herz gesehen; eine mächtige Körnigkeit der Sprache; Gewissenhaftigkeit sich selbst gegenüber, die ihn die schönste Sorgfalt an jede Arbeit wenden läßt: ein grimmiger Humor — in der Geschichte von einem Studenten, der durchs Examen fällt zum Beispiel — um das Gefühl eines sicheren und wohlgehüteten Reichtums zu geben.

In eine Welt der Wunder führt uns Hugo von Hofmannsthal: „Das Märchen der 672. Nacht." (Ebenda, Bibliothek moderner deutscher Autoren.) Er ist der strengste Gegensatz zu Schönherr. Die Titelnovelle überwiegt an Wert weitaus die anderen drei, und ist erstaunlich an sich und für die frühe Reife des Dichters höchst bezeichnend. Denn sie ist entstanden, da er knapp zwanzig Jahre alt war. Da ist ein feierlicher Stil, der in schönem Rhythmus ohne ein einziges Straucheln dahinschreitet. Ein seltsames Flüstern und Raunen von Geheimnissen, die uns immerdar umgeben und uns geleiten bis an das uns vorbestimmte Ziel, ist in dieser reichen und schönen und köstlichen Fülle der Worte. Dazu eine unentrinnliche Macht der Stimmung, die über allen Dingen dieses verzauberten Lebens liegt, in das uns Hofmannsthal sehen läßt mit Augen, die ins Dunkle und Geheime zu tauchen gewöhnt sind. Alles hat eine Bedeutung in sich neben der, die wir an ihm zu sehen pflegen. Das Ganze wirkt wie feierliche Musik, die aus Nacht uns entgegenschwebt und wiederum in ihr verzittert.

Aus einem Munde, dessen Zuruf immer und aller Orten beachtet werden wird, ist erst kürzlich an dieser Stelle den großen Hoffnungen Ausdruck gegeben worden, die man an das weitere, dramatische Schaffen von Artur Schnitzler knüpfen muß. Was er als Erzähler vermag, beweist „Die griechische Tänzerin". (Ebenda.) Nicht so sehr die Titelnovelle vom Weib, das dem geliebten und von den Frauen verwöhnten Künstlergatten alles hingehen läßt, stolz auf sein Glück bei anderen scheint und sich dennoch an einer verhohlenen Eifersucht verzehrt; noch minder „Andreas Thameyers letzter Brief". Das

hat uns einen recht unangenehmen Eindruck hinterlassen, ganz so, wie wenn Leute von Witz und Geschmack sich am Wirtshaustisch keinen besseren Spaß wissen, als mit einem armen Simpel ihren Spott zu treiben. Dafür ist „Der blinde Geronimo und sein Bruder" eine direkte Überraschung. Strenge Geschlossenheit; im Vortrag Ruhe und jene pragmatische Kunst, die kein überflüssiges Wort leidet; eine klare Tiefe. Ein Blinder, der mit dem Bruder bettelnd umzieht, durch dessen Kinder-Schuld er das Augenlicht verloren; und nun macht sich ein Fremder den frevelhaften Spaß, den ohnedies nur schlummernden Argwohn des Blinden gegen den Führer aufzuwecken. Wie das wirkt: wie er den Sehenden — zum Diebstahl treibt, damit er den Bruder nicht verliere, nicht den hilflosen fremden Händen überlassen müsse, wie alsdann im Blinden die Erkenntnis des ungeheueren Opfers erwacht, das ihm gebracht wurde, wie die vergeltende Liebe in sein Herz einzieht, das ist in seiner Wortkargheit von einer seltsamen Schönheit. Rechter Gegensatz dazu, höchst übermütig und von einer frechen Anmut ist „Exzentrik". Beste französische Marke; eine höchst drollige Pointe nach einem Dialog, dessen Komik sich niemand entziehen kann.

Vielleicht fehlt es daran, wenn Felix Saltens „Der Schrei der Liebe" (ebenda) nicht ganz den rechten Eindruck macht. Ein physiologischer Scherz — in einem Land leben Frauen, denen im Augenblick der höchsten Ekstase sich ein Schrei entringt, der alles in sich faßt und ihr ganzes Wesen ausdrückt. Der König freit nun eine Fremde, der diese Gabe natürlich gebricht; also, trotz seiner Sehnsucht danach, vernimmt er ihren Schrei niemals und so bleibt sie ihm immer fremd und reizvoll. Das ist gar zu feierlich vorgetragen: in einer geschmückten und schwerfallenden Art, wenn die Manier von Saltens „Gedenktafel der Prinzessin Anna" besser angebracht wäre: heiteres Lachen für verhohlenes Schmunzeln. Wie aber Siegfried Trebitsch mit seinem „Verkauften Lächeln" in diese Gesellschaft kam, versteht man gar nicht. Um Bernard Shaw mag er seine Verdienste haben; seine früheren Erzählungen kenne ich nicht. Diese sind in jedem Sinn mäßig und hinken sprachlich bedenklich, desto auffallender, nachdem jetzt bei uns allgemein ein wirklich vortreffliches Deutsch geschrieben wird. Da ist nichts und bei niemandem mehr zu bemängeln.

Sehr übermütig ist Rudolf Greinz' „Das goldene Kegelspiel". (Leipzig, Staackmann.) Er ist ein Tiroler wie Karl Schönherr und hat sich in ungewöhnlichem Maße den Sinn für volksmäßig derben Schwank bewahrt. Schwärzer nehmen ihre Rache an dem, der sie in die Hände der Finanzer geliefert. Sie nützen zu diesem Ende seine Habgier und seinen Aberglauben und wissen ihn zum Schluß gar noch dahin zu bringen, daß er selber die geschmuggelte Ware an ihren Bestimmungsort trägt. Das geschieht mit viel List und mit sinnreicher Grausamkeit, an der sich das Volk gegenüber den Opfern seines Humors nicht leicht genug tun kann. Es ist echte, ungebärdige Lustigkeit in der Sache; an den Dreikönigsaberglauben knüpft die andere Geschichte an, in der die Schnurre plötzlich in Tragik umschnappt, während der „Stiegl-Bader" eine flott erzählte und ganz niedliche Harmlosigkeit ist.

Es gibt kaum einen Menschen, der hellere Augen im Kopfe trägt, besser sieht, als Max Burckhardt. („Wahre Geschichten." Wiener Verlag.) Man kann schwer richtiger, ja geistreicher beobachten. Das ist alles ganz unanfechtbar wahr und oftmals verblüffend neu. Nur — an der Ausführung fehlt es gern, so daß selbst unwahrscheinlich erscheint, was gewiß richtig ist. Er ist zu viel Tatsachenmensch, der sich's an seinen Funden ge-

nügen läßt, statt sie organisch durchzubilden und zu gestalten; durchaus Impressionist; und eine gewisse Hast und Flüchtigkeit lassen ihn nirgends mit künstlerischer Liebe weilen. Durchaus anregend, ohne zur eigentlichen Gestaltung vorzudringen — auch in der Sprache, die immer noch ein wenig nach Juristen-Deutsch schmeckt.

Erwähnt seien noch die Novellen von Stephan Zweig. („Die Liebe der Erika Ewald." Berlin. Egon Fleischel & Cie.) Zweig ist noch sehr jung. Er hat viel Kunstverstand und Sinn für Feinheit; ist für seine Jahre technisch sehr sicher und verheißt manches, bis er sich erst selber entdeckt haben wird.

Ich habe mich diesmal absichtlich aufs Deutsch-Österreichische beschränkt, um nicht ins Uferlose zu geraten, um die Erscheinungen mindestens andeutend zeichnen zu können, die uns beschäftigen; es wird uns ja doch nicht erspart bleiben, ein andermal dahin steuern zu müssen, und einmal und bei einer solchen Gelegenheit dürfen wir vielleicht aller Gastlichkeit vergessen und für uns den Vortritt in Anspruch nehmen.

Wir haben nun schon einen sicheren und höchst achtenswerten Besitz an guten, ja an ganz ausgezeichneten Erzählern. Es wird mit Ernst geschaffen. Die Tradition, aus der heraus allein eine gesunde Fortentwicklung möglich ist, wenn sonst, bei dreisten Sprüngen, nur zu gern auch Brüche entstehen, wird wiederum nach ihrem wahren Wert begriffen. Man sucht nach Stil und man wird ihn also bestimmt wiederum entdecken und üben.

Der Hauptakzent liegt wohl gegenwärtig noch an den Wienern, die ansässig sind an einer uralten Kulturstätte und ihrer Überlieferungen und Instinkte teilhaftig. Die Provinz aber kann nicht mehr vernachlässigt werden, und daß Länder mit heftigen, nationalen und politischen Gegensätzen — man erinnere sich der beiden Tiroler — so tüchtig und nach ihrer Sonderart vertreten aufrückten, beweist eben nur das Stählende jedes Kampfes, der auch den Künstler zur Parteinahme zwingt. Natürlich in seiner Art. Ein Leitartikel kann ein Kunstwerk sein; das Kunstwerk aber, das als Leitartikel wirken will, das ist höchst überflüssig.

Der Humor traut sich wieder vor. Allzulang war er verpönt und in die große Acht getan von allen, die selber keinen haben und also jede Lustigkeit beschreien, die sie selbst zu empfinden unfähig sind. Er galt für „unfein" — das schändlichste Wort für einen schmählichen Begriff! Nun besinnt man sich seiner wieder, und das ist an sich erfreulich und eine neue, schöne Bürgschaft für die Zukunft. Denn der Süddeutsche ist im Grund heiter und nach der Sonnenseite hin gewendet. Er hat Spott und Witz und Schlagfertigkeit einer Mundart überdies, die immer anmutig bleibt, wenn man sie schreibt, wie sie im Munde kluger und nicht ungebildeter Frauen klingt, und niemals scharf und verletzend wirkt. Der Mann, der dies Instrument vollkommen meistern möchte, der könnte ihm noch ungeahnte und überraschende Wirkungen entlocken.

Dazu kommt gegenwärtig eine große Mannigfaltigkeit der Begabungen. Nicht einer unter ihnen gleicht dem anderen; jeder trägt einen besonderen Zug an sich und ist bemüht, das Fleckchen oder das Winkelchen zu finden, da er sich einheimen und nach seiner Art wirken kann. Und es ist nichts Kommandiertes an allem, wenn man sonst in den Literatur- und Kunstbestrebungen unserer Tage nur zu oft den schnarrenden Feldwebelton zu vernehmen meint, der nun diese, nun eine andere Richtung zu nehmen befiehlt. Wir lassen uns nun einmal schwer disziplinieren; horchen vielleicht ein Weilchen Schlagworten, um sie doch nur so lang zu befolgen, als wir des eigenen Weges selber nicht völlig sicher

sind. Das Eigenbrödlerwesen, merkwürdig genug bei seinen geselligen Anlagen, auch der Hang zur Vereinzelung steckt nun einmal unausrottbar im Österreicher. Nur in der Jugend gefällt er sich in der Herde; hernach wenn er irgend begabt ist, isoliert er sich gewiß, hat er erst einmal seine Jahre und seine Reife erlangt.

Im allgemeinen: wir stehen zur Zeit gar nicht übel im Erzählerwesen. Und die Kette, die beim armen Spielmann und Friedrich Halms Novellen angeschlungen ward, erstreckt sich schön gegliedert, fest und harmonisch verbunden, mit einer freilich ziemlich ausgiebigen Lücke, bis auf unsere Tage.

95

Reformen im Zeichenunterrichte Österreichs.

Vom Universitäts- und Akademie-Dozenten, Kustos Dr. M. Dreger.

Im Zeichenunterrichte scheint das 19. Jahrhundert unbewußt dem Darwinschen Gesetze von der Auslese der Tüchtigsten gefolgt zu sein; denn es mußte jemand schon sehr viel Talent haben, um bei diesem Unterrichte nicht zugrunde zu gehen. Heute glaubt man jedoch nicht mehr an dieses Gesetz Darwins. Man weiß, daß die große Kindersterblichkeit nicht die Auswahl der Besten, verbürgt, sondern zumeist nur auf den Mangel gesunder Mutterbrust deutet. Auch an dem geistigen und insbesondere künstlerischen Siechtume so vieler Kinder trägt unnatürliche Ernährung die Hauptschuld.

Wir sollten eigentlich alle zeichnen und malen können, wie wir ja auch alle sprechen können; allerdings wird es der eine besser, der andere weniger gut machen. Aber warum soll man etwas Geschautes oder in der Erinnerung Festgehaltenes nicht wiedergeben können? Man ist deshalb noch bei weitem kein Künstler, wie man noch kein Dichter ist, weil man etwas Vernünftiges sagen kann. Ob man ein Künstler ist oder nicht, das hängt natürlich davon ab, was für Gedanken und Gefühle man mit Worten, Bleistift-, Pinselstrichen oder sonstwie auszudrücken vermag und mit welcher Überzeugungskraft. Aber die Erscheinungen des Alltages sollte jeder erzählen und auch jeder für das Auge darstellen können. Und da wir gewöhnlich Dinge mitteilen, die vorüber sind, und da auch das Zukunftsbild sich aus Erfahrungen aufbaut, sollte besonders die Klarheit des Erinnerungsbildes gepflegt werden. Man erkennt ja in jeder Gerichtsverhandlung, wie sehr es daran mangelt.

Beim Überwiegen des Wortbildes in unserem Denken begnügen wir uns vielfach mit dem Festhalten oberflächlicher Eindrücke; denn, da man viele Einzelheiten, den Linienschwung etwa eines Gesichtes, mit Worten nicht fassen kann, so prägen wir sie uns auch nicht ein und es versagt hiebei dann gewöhnlich unser Gedächtnis.

Wir müssen schärfer sehen lernen. Ein tüchtiger Botaniker, der im Zeichnen noch so ungeübt sein mag, wird uns die Hauptformen einer Pflanze mit wenigen Strichen klar machen können; denn man kann alles zeichnen, von dem man weiß, wie es ist.

Natürlich wird Übung der Hand da wesentlich fördern; aber die Hauptsache ist, man muß eine Sache im Kopfe haben, wenn man jederzeit imstande sein will, sie wiederzugeben.

Und man begreift, daß die Fähigkeit, dies zu tun, für zahlreiche Berufsklassen die größte Förderung bietet.

Wie viel leichter könnte sich der Lehrer mit seinem Schüler verständigen, der Auftraggeber mit dem Handwerker; und wie anders wird ein Handwerker arbeiten, dem die Zeichnung wirklich vertraut ist!

Eine Mitursache, warum heute so unglaublich viel abscheuliche Gebäude errichtet und die Bauherren von provisionsgierigen Architekten immer aufs neue um ihr Geld geprellt werden, liegt darin, daß der arme Bauherr sich von der künftigen Wirkung des in Zeichnung vorgelegten Baues nicht die geringste Vorstellung machen kann. Wer aber selbst zeichnet und klare Erinnerungsbilder hat, kann auch die Zeichnungen anderer leichter begreifen und bestimmte Erinnerungsbilder mit ihnen verknüpfen; auch werden ihn äußerer Tand und schwindelhafte Perspektiven weniger täuschen. Also für das praktische Leben ist das Festhalten und Wiedergebenkönnen klarer Erinnerungsbilder gewiß von größter Bedeutung.

Ob auch für die künstlerische Entwicklung? Nun, der Kunsthistoriker weiß, daß das Erinnerungsbild das Urmaterial des Schaffens in all den Künsten ist, in denen es sich um das Ausleben unserer Vorstellungen handelt, also in Dichtung, Malerei und Bildnerei. Der Kunsthistoriker zeigt, wie das Erinnerungsbild primitiver Völker noch ein ganz allgemeines ist, wie es dann — in alter Zeit etwa bei Vorder-Asiaten oder Ägyptern und vollends bei den Griechen — durch fortdauerndes Vergleichen mit der Natur und tieferes Eindringen in sie sich verfeinert und vervollständigt hat, wie es aber selbst noch in der Malerei des 17. Jahrhunderts und noch in unserer Zeit die Grundlage des Kunstschaffens bildet. Denn was ist der Impressionismus anderes, als die Wiedergabe eines verfeinerten Erinnerungsbildes, etwa der Erinnerung an die Bewegung des Wassers oder ziehender Wolken?

Wenn jeder einzelne von uns körperlich die ganze Entwicklung vom primitivsten zum höchsten Lebewesen durchmachen muß, so bleibt uns das auch in der geistigen Ausbildung nicht erspart. Ja auch in der Kunst wird für jeden einzelnen wohl der Weg der natürliche sein, den die Kunstentwicklung im allgemeinen durchgemacht hat. Auch beim einzelnen handelt es sich vor allem um die Ausbildung und Verfeinerung des Erinnerungsbildes, das für die Betätigung der Phantasie dann überhaupt erst das Material bietet. Und zwar müssen wir über alles als Erinnerungsbild verfügen, sowohl über die Formen der Natur, als über die der menschengeschaffenen Werke und der Kunst selbst. Der Kupfertreiber, der eine Ranke immer nur nach der Vorlage arbeitet, wird immer unfrei bleiben, der aber, der nur ihr geistiges Bild vor sich hat, wird sie unwillkürlich der Form des Gegenstandes und dem Materiale entsprechend ummodeln.

Wir gebrauchen das Wort Stil in doppeltem Sinne, entweder in mehr geistigem oder in mehr materiellem; wir sprechen von gotischem Stile und vom Metallstil. Die einzelnen Zeiten, die einzelnen Völker und Individuen haben verschiedene Erinnerungsbilder und ordnen sie mit verschiedenem rhythmischen Gefühle: so entsteht der Zeitstil und der persönliche Stil. Der Materialstil entsteht, wie eben an dem Beispiel des Metallarbeiters dargestellt wurde.

Das unmittelbare Kopieren mag ja manchmal von praktischem und auch von erziehlichem Werte sein; zur Grundlage der Ausbildung sollte es aber nicht gemacht werden.

* * *

Heute sind aber die Lehrer selbst noch fast ausschließlich in diesem Kopieren erzogen. Ich will deshalb jedoch keineswegs den einzelnen Lehrer beschuldigen; es ist trotz der schwierigen Verhältnisse von vielen Seiten immer Tüchtiges geleistet worden. Im Gegenteile, ich will es mit Bewunderung an den österreichischen Lehrern hervorheben, wie sie aus eigener Kraft sich emporgerafft haben.

An den Volksschulen sind eigene Zeichenlehrer wohl nicht vorhanden; an den Bürgerschulen jedoch, an denen die Lehrer ja nach den Fächern getrennt sind, gibt es auch besondere Zeichenlehrer; sie haben ihre Prüfung aus der Gruppe Mathematik, Geometrie und Freihandzeichnen gemacht. Die Vorbildung im Zeichnen müssen sich diese Lehrer wohl großenteils auf privatem Wege verschaffen; denn wöchentlich drei Zeichenstunden, im letzten Jahrgange nur zwei, wie sie an den Lehrerbildungsanstalten eingeführt sind, können wohl kaum genügen — um so weniger, als im letzten Halbjahre fast nur „Methodik des Zeichnens" aus Büchern gelehrt wird.

Die Zeichenlehrer der Mittelschulen entstammen bisher hauptsächlich der Wiener und der Prager Kunstgewerbeschule, an denen sie einen vierjährigen Kurs durchzumachen haben, und nur zum kleinen Teile den Kunstakademien. Am Schlusse der Ausbildung steht eine praktische und theoretische Staatsprüfung, die vor einer Kommission — merkwürdigerweise — an der Technik abgelegt wird. Wenn ich nicht irre, beabsichtigte die Direktion der Wiener Kunstgewerbeschule, die Ausbildung der gesamten Mittelschul-Zeichenlehrer an ihrer Anstalt zu vereinigen. Ob diese Absicht nun durchgeführt werden wird, ist mir nicht bekannt.

Für die Lehrer des Zeichenfaches an den Hochschulen lassen sich bestimmte Ausbildungsregeln natürlich nicht vorschreiben.

* * *

Wirklich epochemachend für den unteren Schulunterricht im Zeichnen war eine Ausstellung, die im Jahre 1900 von der Staatsrealschule im VII. Wiener Bezirke zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestandes veranstaltet worden war.

Es waren da nebeneinander Zeichnungen „nach der Vorschrift" und nach der Natur zu sehen. Gefäße, Blätter, Schmetterlinge und andere kleine Tiere und Dinge waren nach der Natur gezeichnet; wirkliche Erinnerungsbilder gab es meines Wissens allerdings noch nicht. Die Neuerungen waren von Franz Cizek seit dem Jahre 1898 an der Schule erprobt worden. Es soll hier aber auch das Verdienst des Schulinspektors Langl nicht unerwähnt bleiben; er hat Cizek die nötige Freiheit gewährt und auch bei der Ausstellung mit seiner Anerkennung nicht zurückgehalten. Ich möchte hier auch erwähnen, daß meines Wissens Cizek und Roller, der auf anderem Gebiete des Zeichenunterrichtes reformierend tätig war, ganz unabhängig voneinander vorgingen. Einer der ersten, die sich an Cizek anschlossen, war der Lehrer Josef Blachfelner, der an der Bürgerschule in Ottakring die neue Zeichenmethode nach der Natur mit großem Erfolge durchführte. Blachfelner war auch Vorstand des Österreichischen Zeichenlehrervereines, der dann Kurse zur Vermittlung der neuen Methode durch den Zeichenlehrer der erwähnten Staatsrealschule, Strasser, und durch seinen Supplenten und Assistenten Cizek abhalten ließ; Strasser war Instruktor für Modellieren, Cizek für Zeichnen und Malen. Blachfelner hat die Angriffe, die er für sein Bemühen zu erleiden hatte, heute wohl verschmerzt.

Einzelheiten zu berichten, mangelt mir die nähere Kenntnis; doch haben meines Wissens die Bürgerschullehrer mehrere Kurse für sich, meist auf eigene Kosten, veranstaltet; später hat auch die Wiener Gemeindeverwaltung einen ähnliche Ziele verfolgenden Kurs unterstützt.

Die ersten Kursteilnehmer Cizeks waren aus ganz Österreich zusammengekommen und hatten dann in ihrer Heimat wieder neue Lehrgänge errichtet, so in Aussig, Marienbad, Friedeck, Berndorf, Feldkirch; in Graz hält der Fachschulinspektor, Schulrat Andël, Kurse ab und darf mit Erlaubnis des steirischen Landesschulrates in einer Schule Proben abhalten, bei denen die Kinder Versuche im unmittelbaren Freihandzeichnen und im Pinselzeichnen nach Erinnerungsbildern machen.

Seit dem Jahre 1901 hat nämlich Cizek bereits auch das Erinnerungszeichnen und das freie Zeichnen mit dem Pinsel geübt und dies sind wohl die wichtigsten Neuerungen in der ganzen Unterrichtsmethode.

Cizek bekennt es selbst gerne, daß die Anregung zu der Reform nicht zum geringsten Teile vom Professor Franz Rumpler ausgegangen ist, einem feinen, philosophischen Geiste, einem Manne, von dem man es wirklich bedauert, daß er sich freiwillig gänzlich zurückgezogen hat.

Eine der ersten Taten Rumplers an der Akademie war die Verbannung der „antiken Gipse“ aus seinem Zeichensaale; an ihre Stelle kamen Donatello, Verrocchio und andere Meister des Quattrocento — und rasch ging es im Unterrichte zur Natur selbst. Auch das Pinselzeichnen, d. h. das Malen mit dem Pinsel ohne Vorzeichnung, wurde bereits Ende der Achtzigerjahre bei Rumpler geübt.

Cizek gehört zu den ersten „Rumpler-Schülern“, zu denen auch Moser, Auchenthaler, Liszt und in gewissem Sinne Schmutzer zu zählen sind. Auf Roller hat Rumpler wohl nur indirekt Einfluß gehabt.

Wie weit auf Cizek auch Bücher gewirkt haben, kann ich nicht beurteilen; doch kannte er wohl die Arbeiten von Georg Hirth, Sully, Prang und Liberty-Tad, sowie die Schrift von Muthesius über das Zeichnen an den Volksschulen Englands. Die Hamburger Bewegung, die sich wohl hauptsächlich auf Muthesius' Anregung hin entwickelte, lernte Cizek offenbar erst kennen, als er seine Methode schon ausgebildet hatte. Die Verwendung des Pinsels, der in Hamburg, ähnlich wie in England, eigentlich nur zum Kolorieren der Zeichnungen dient, ist bei ihm eben eine ganz andere: er zeichnet direkt flächenhaft mit ihm. Einige Anregung bot vielleicht Japan. Von besonderer Bedeutung waren für Cizek aber jedenfalls die Erfahrungen an einer Malschule, die er 1898 und 1899 in Wien innehatte. Überhaupt scheint sich seine Methode, deren glänzende Ergebnisse man in der letzten Ausstellung des Österreichischen Museums bewundern konnte, hauptsächlich aus der Praxis entwickelt zu haben.

Das Unterrichtsministerium hat gewiß sehr gut daran getan, diese ausgezeichnete Lehrkraft für sich zu gewinnen. Zunächst wurde Cizek als Zeichenlehrer an der, als hervorragend anerkannten, staatlichen Fachschule für Kunststickerei in Wien angestellt und nun wirkt er auch als Lehrer zur Ausbildung der „Lehramtskandidaten für das Zeichenfach an den Mittelschulen“.

Man sah in der erwähnten Ausstellung Zeichnungen von Knaben, Arbeiten, die in der Übungsschule unter Leitung solcher Lehramtskandidaten ausgeführt worden waren;

es waren frei mit der Kohle oder dem Pinsel hingesetzte Erinnerungsbilder, und manche darunter — wie ein Einspännerpferd — von bewunderungswürdiger Sicherheit und Echtheit der Empfindung.

Cizek unterscheidet „Erinnerungszeichnen", bei dem plötzlich und willkürlich genannte Gegenstände rasch mit Pinsel und Kohle aus der Erinnerung hingesetzt werden, und „Gedächtniszeichnen", bei dem die Gegenstände genau beobachtet und durchgesprochen und dann erst aus dem Gedächtnisse wiedergegeben werden. Hauptsache ist das Sehenlernen; deshalb wohl werden im allgemeinen auch nur rasch fördernde Zeichenmaterialien zur Anwendung gebracht. Aber daß dies Sehenlernen erreicht wird, beweisen die vorgebrachten Proben.

Auf Rollers große Verdienste — seine hervorragendste Bedeutung als Lehrer liegt vielleicht in dem Zeichnen nach dem bewegten Modelle und in dem ausgezeichneten Aktstudium — möchte ich hier nicht eingehen, auch nicht auf das eigentliche kunstgewerbliche Zeichnen; denn meine Ausführungen sind ohnehin schon etwas zu lang geworden.

Ich wollte nur zeigen, daß unser Zeichenunterricht tatsächlich eine frische Entwicklung erkennen läßt, und daß dies am meisten für die Echtheit der Bewegung spricht, daß sie einen naturgemäßen Ursprung und Verlauf genommen hat; dazu rechne ich auch die zeitweilige Befeindung und den Umstand, daß wohl noch nicht alles ganz geklärt ist, sowie daß manches noch weiteren Ausbauens bedarf. Das Neue ist aber nichts Aufgezwungenes; die Lehrerschaft, der Akademieprofessor wie der Bürgerschullehrer, haben es selbst ausgebildet und Gemeinde und Regierung haben das naturgemäß Erwachsene dann verständnisvoll gefördert. So scheinen die Bürgschaften für eine gesunde Weiterentwicklnug gegeben zu sein.

Chronik.

Technik.

Im Mittelpunkte des Interesses, dem die technischen Wissenschaften gegenwärtig in ganz besonderem Grade allenthalben begegnen, stehen ohne Zweifel die fortschrittlichen Bestrebungen des modernen Maschinenbaues. Die Dampfmaschine ist in ihrem Werdegange an eine Epoche gelangt, deren Wesen sich vielleicht am besten durch den Hinweis auf jene Wirkungen kennzeichnen läßt, die einst die Aufnahme des Eisens als hervorragenden und maßgebenden Baustoff in der Bautechnik und speziell im Hochbau hervorgerufen hat. Eine neue Zeit mit neuen Aufgaben für die Forschung und für die Anwendung. Eine neue Zeit, zu der die technischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der letzten Jahre gewaltsam hindrängten. Der mächtigste Faktor hiebei war und ist noch heute die rasch steigende Anwendung der Elektrizität als Betriebskraft. Die Dampfmaschine sah sich einerseits in dem von ihr bis dahin unbedroht beherrschten Betätigungsfelde beschränkt und wurde anderseits als unentbehrlich für die Erregung des elektrischen Betriebsstromes, dessen Ursprung in Bewegung liegt, vor Probleme gestellt, die neu und schwierig waren. Die Lösung derselben erschien um so wichtiger und dringender, als die Elektrizität, mit ihrer Verwertungsstelle nicht an die Erzeugungsstelle gebunden, die Ausnützung der Wasserkräfte erstrebte und über die Dampfmaschine, wenn sie den Forderungen nicht zu entsprechen vermochte, rücksichtslos hinwegzuschreiten drohte.

Daneben erschien nun auch das unheimliche Gespenst der großen, wirtschaftlichen Depression, deren Wirkungen vor allem in den zahlreichen Fabriken für Dampfmaschinen empfindlich bemerkbar wurden. Die österreichischen Maschinenbauanstalten waren nicht die letzten, die der allgemeine wirtschaftliche Niedergang in seinen Bannkreis zog; hier machten sich auch noch andere Verhältnisse geltend, die an dieser Stelle eine weitere Erörterung nicht finden sollen. Genug daran: der Wettbewerb war zu groß, der Bedarf zu gering. Der Wegweiser zu besseren Zeiten wies geradeaus nach dem Pfade einer entschiedenen, tief eingreifenden, gründlichen Vervollkommnung des Dampfmaschinenbaues, um ihm ein größeres Absatz- und Verwendungsgebiet zu erschließen. Wohin man streben mußte, war gegeben; man hatte nur notwendig, den in der Technik allgemein gültigen Grundsatz wirtschaftlicher Arbeit bis in sein Äußerstes zu verfolgen, also die arbeitliefernde Spannkraft des Dampfes mit allen Mitteln weitgehend auszunützen.

Und diese Mittel lagen gleichsam am Wege; es war nur notwendig, daß sich endlich Forschung und Praxis ernsthaft mit den gegebenen Anregungen befaßten. Das geschah in Österreich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrzehnts, an der Wende des Jahrhunderts. Den österreichischen Maschinenfabriken stehen in vielen Fragen, deren Lösung die Theorie nicht entbehren kann, hervorragende Gelehrte beratend zur Seite, wie z. B. Professor Hauffe, Dr. Doerfel in Prag. Es lohnt sich und scheint auch geboten, diesen Fortschritten etwas näherzutreten.

Schon vor mehr als 50 Jahren hat der bekannte Ingenieur und Physiker Gustav Adolf Hirn vorgeschlagen, den mit Wasserteilchen durchsetzten Kesseldampf auf seinem Wege zu den Dampfzylindern, in denen seine Ausdehnungskraft zur Arbeitsleistung herangezogen wird, mit Hilfe der in den Rauchfang entströmenden Heizgase zu trocknen und zu **überhitzen**, also seine Temperatur über jene Grenze zu steigern, bei der die geringste Wärmeentziehung sofort einen Teil des Dampfes in Wasser verwandelt. Auch der überhitzte Dampf verliert auf dem Wege durch die Leitung und in den Zylindern einen Teil seiner Wärme, aber dieser Wärmeverlust bewirkt noch keine Kondensation — darin liegt ein Teil der Wirtschaftlichkeit seiner Anwendung. Der andere Teil liegt in der Volumenvergrößerung der Dampfmenge durch die Überhitzung, denn bei überhitztem Dampfe kann mit dem gleichen Dampfquantum, wie bei nassem Dampfe, ein größerer Teil des Zylinders gefüllt werden; dieselbe Leistung fordert also weniger Dampfmenge und diese Ersparnis an Dampfmenge ist gleichbedeutend mit Ersparnis an Brennstoff oder auch mit einer Steigerung der Leistungsfähigkeit des Kessels. Bei den gebräuchlichen Spannungen von 10 bis 12 Atmosphären liegt die Temperatur des Naßdampfes zwischen 180 und 190° C. Für

die Überhitzung des Dampfes scheint nach den bisherigen Erfahrungen die praktisch günstige Grenze bei 300 bis 350° C zu liegen. Dabei beträgt die Vermehrung des Leistungsvermögens des Kessels etwa 25%, die Ersparnis an Kesselwasser bis zu 33%, die Ersparnis an Brennstoff im Durchschnitte 25%; diese Zahlen rücken die großen Vorteile der Dampfüberhitzung selbst für den Laien in helles Licht. Die Anwendung der Überhitzung, namentlich bei Dampfmaschinen gewöhnlicher Bauart, in Österreich eingeführt zu haben, ist das Verdienst der Dampfkesselfabrik von Dürr, Gehre & Co. in Mödling; ihr folgten bald alle großen Maschinenfabriken und heute hat der Betrieb mit überhitztem Dampfe, besonders auch bei Neuanlagen, in Österreich eine unzweifelhaft hervorragende Ausbreitung gefunden.

Jüngeren Datums ist der Bau von **Dampfturbinen** in Österreich; man könnte eigentlich sagen: allerjüngsten Datums. Der Gedanke der Dampfturbine ist freilich sehr alt, wenn die „Historie", die davon erzählt, wahrheitsgetreu berichtet; schon vor zwei Jahrtausenden soll Heron in Alexandrien ihn gedacht haben; lebendig im Sinne reeller Arbeit wurde er erst durch die elektrische Maschine. In der Kolbendampfmaschine muß die hin und her gehende Bewegung des Kolbens durch Vermittlung einer Kurbel in eine drehende Bewegung entsprechend der Bewegungsweise der Dynamomaschine, die sie anzutreiben hat, umgewandelt werden; diese Bewegungsumsetzung bedeutet Arbeitsverlust und beeinträchtigt die Gleichmäßigkeit des Laufes. Eine „rotierende Dampfmaschine" kann gleich den Wassermotoren mit der Dynamomaschine unmittelbar verbunden werden — ihre Konstruktion wurde geradezu ein Gebot der Selbsterhaltung für den Dampfmaschinenbau, und so ging aus Studium und Versuch die Dampfturbine in einer Gestalt hervor, die für ihren vollen Sieg Bürgschaft leistet.

In der Dampfturbine wird neben der Expansionskraft des Dampfes auch dessen Strömungsenergie verwertet. Strömender Wasserdampf setzt Schaufelräder in Umdrehung; die hiebei geleistete mechanische Arbeit wird auf Wellen übertragen, die mit den Wellen der anzutreibenden Maschinen direkt verbunden sind. So einfach und richtig der Gedanke — so gewaltig sind die Schwierigkeiten, denen seine Verwirklichung begegnete, so gewaltig erscheint uns aber auch heute die geistige Arbeit, die geleistet werden mußte, um dieser Schwierigkeiten so weit Herr zu werden, daß von einer nahen siegreichen Zukunft der Dampfturbine gesprochen werden kann. Zahlreiche Ingenieure, die die Arbeit ihres Lebens dem Problem der rotierenden Dampfmaschine gewidmet, sind an diesen Schwierigkeiten gescheitert, vor allem an dem Dunkel, das über den Gesetzen der Dampfströmung lagerte, und an der Unmöglichkeit, der enormen Geschwindigkeit Herr zu werden, mit welcher der Dampf aus den Düsen gegen die Räder strömt. Diese Geschwindigkeit erreicht in einer Sekunde 800 bis 1000 *m* und bedingt Umdrehungsgeschwindigkeiten der Turbinenräder, welche für den Antrieb von Arbeitsmaschinen nicht erforderlich sind und überdies manche konstruktiven Bedenken wachrufen mußten.

Hat man in den Fachkreisen die ersten Anregungen unbeachtet gelassen und die ersten Konstruktionen mit Mißtrauen begleitet, so zeitigte nun die Erkenntnis ihrer Bedeutungen und die mühsam errungenen Erfolge der ersten Pfadfinder, zu denen De Laval und Parsons gehören, vielfach neue Systeme, fortschreitend aufgebaut auf den Erfahrungen ihrer jeweiligen Vorläufer. In Lavals Turbine treibt der strömende Dampf ein einziges, verhältnismäßig kleines Rad und verleiht ihm eine hohe Umfangsgeschwindigkeit; in der Turbine von Parsons wirkt der Rückstoß des Dampfes, der nach und nach mehrere Einlaufapparate und Schaufelräder durchströmt und auf solche Weise allmählich seine anfangs große Geschwindigkeit vermindert. Die Turbinen von Rateau, von Curtis und von Riedler-Stumpf sind Aktionsturbinen; der Dampf treibt durch seinen Druck das Turbinenrad; die Ermäßigung seiner Geschwindigkeit erfolgt im Sinne der Konstruktion, die Parsons für seine Turbine gewählt hat.

Die Dampfturbine ist der Kolbendampfmaschine gefährlich geworden. Wohl an 300.000 Pferdestärken werden bereits von Dampfturbinen geliefert, und zwar in Einheiten von bedeutenden Leistungen, von Turbinen bis zu 5000 Pferdestärken und darüber. Ihre billige und einfache Aufstellung — eine 600pferdige Dampfturbine wurde in fünf Tagen montiert — ihr geringer Raumbedarf und ihr verhältnismäßig geringes Gewicht — eine Parsons-Turbine soll nur den vierten Teil, eine Curtis-Turbine nur den achten Teil einer gleich starken Kolbenmaschine wiegen — ihr stoßfreier, ruhiger Gang, ihr gleichmäßiger Lauf, ihr geringer Ölverbrauch, ihre einfache Wartung, ihr besonders guter mechanischer Wirkungsgrad sind Eigenschaften von großer technischer und wirtschaftlicher Bedeutung, Eigenschaften, die besonders im Betriebe der Schiffsmaschinen sich geltend machen. In England sind bereits 28 Turbinendampfer im Betriebe und mehrere neue Turbinendampfer stehen im Bau. In Österreich sind die Erste Brünner Maschinenfabriks-Aktiengesellschaft und die Skoda-Werke in Pilsen frisch ans Werk gegangen und haben aus der Zahl der Systeme zwei herausgegriffen, auf deren Zukunft sie vertrauen; in Brünn werden

Parsons', in Pilsen werden Rateaus Dampfturbinen gebaut.

Unterdessen haben die fünf böhmischen Maschinenfabriken,* die sich vor kurzem zu gemeinsamer Tätigkeit und gemeinsamem Kampfe gegen die Ungunst der Zeiten vereinigt haben, im Bunde mit Siemens & Halske, der bekannten Elektrizitätsfirma in Wien, die heute die Firma der Siemens-Schuckert-Werke bildet, auf anderem Gebiete einen erfreulichen Erfolg errungen. Die Jury für die vom Handelsminister ausgeschriebene Preiskonkurrenz für das Schiffshebewerk bei Prerau hat ihnen für das Projekt „Universell" den ersten Preis zuerkannt. Die Preisverteilung in diesem interessanten Wettbewerbe war das große technische Ereignis der letzten Wochen. Sie wird in den Fachblättern und in den Fachvereinen noch manche Erörterung erfahren, zu der die jüngst erfolgte Veröffentlichung des Juryprotokolls Anlaß und Grundlage gewährt. Man war von der Zusammensetzung der Jury in mehrfacher Beziehung überrascht — wie man sich ihrem Urteile in den Fachkreisen gegenüberstellen wird, läßt sich vorderhand noch nicht erkennen. Vorläufig sind ja nur bezüglich des preisgekrönten Projekts die technischen Grundlagen des allgemeinen Entwurfes und seiner konstruktiven Durchführung durch Veröffentlichungen seitens des Direktors Schönbach, des geistigen Urhebers dieses Projekts, weiteren Kreisen bekannt geworden. Nun werden auch die anderen Bewerber folgen und ihre Entwürfe der technischen Öffentlichkeit vor Augen führen, um auch ihr Können und ihre Leistungen darzulegen. Die letzte und entscheidende Instanz ist freilich die Praxis. Sie schreitet sehr oft mit unerbittlichem Schritte über die glänzenden Urteile der Theorie hinweg, um zu Ehren zu bringen, was dieser der Anerkennung nicht wert erschien. So wurde ja auch die Lokomotive Vindobona, die bei dem Wettbewerbe auf den Höhen des Semmerings (1854) unterlag, später das Urbild der modernen Gebirgslokomotive, während die preisgekrönte Lokomotive keine siegreichen Nachfolger fand. Das mag ein Trost sein für alle, die in diesem jüngsten internationalen Wettbewerbe unterlegen sind — freilich ein schwacher Trost, denn das preisgekrönte Projekt steht, soweit Theorie und Erfahrungen ein Urteil gestatten, auf sicheren Füßen.

Die Aufgabe, die dem Wettbewerbe gestellt war, fordert für eine Gefällstufe von 35·9 *m*, wie eine solche im Laufe des Donau-Oder-Kanals bei Prerau geplant ist, das vollständig ausgearbeitete Projekt für eine konstruktive Einrichtung, die das Heben und Senken der Schiffe über diese Stufe bei tunlich geringem Verbrauch von Betriebswasser und bei voller Wahrung der Ökonomie des Kanalschiffahrtsbetriebes ermöglicht und sichert. Für den Verkehr sind Schiffe von 67 *m* Länge, von 8·2 *m* Breite und 1·8 *m* Tauchtiefe in Aussicht genommen; die größte Dichte des Verkehrs soll in 24 Stunden 30 Einzelförderungen in jeder Richtung nicht überschreiten. Dabei soll aber das Hebewerk, das bei Prerau zur Ausführung gelangt, auch die Möglichkeit bieten, verschiedene Betriebsweisen zu prüfen, um bei fortschreitender Ausgestaltung des Kanalnetzes eine bewährte, erprobte Methode anwenden zu können. Gerade dieser Bedingung entspricht das Projekt der böhmischen Fabriken in hohem Grade; mit gutem Rechte haben seine Schöpfer ihm deshalb auch das Kennwort: „Universell" auf die Stirne geschrieben.

Das preisgekrönte Hebewerk gehört in seinen Grundgedanken zu den vielgenannten, aber selten ausgeführten Schiffseisenbahnen. Die Überwindung der Stufe zwischen den beiden Kanalhaltungen erfolgt mit Hilfe einer geneigten, 900 *m* langen, doppelgeleisigen Bahn, auf der ein Schiff zu Berg und gleichzeitig ein Schiff zu Tal geht. Die Schiffswagen bilden große, mit Toren verschließbare Tröge, in denen die Schiffe entweder naß, halbnaß oder trocken gefördert werden können; als Lokomotiven — wenn das Wort gestattet ist — dienen für jeden Schiffswagen zwei elektrisch betriebene Motorwagen, die an einer Zahnstange emporklettern oder niederfahren, denn die Neigung der Bahn beträgt im vorliegenden Falle 40 Promille. Der elektrische Strom spielt bei dem Betriebe dieses Hebewerkes überhaupt eine große Rolle — es ist eben stark moderner Geist, der das Projekt durchweht! Wie an die Stelle des Dampfes der elektrische Strom tritt, so tritt er auch an die Stelle der Seile und Rollen, um die beiden Schiffswagen auszubalancieren; er bewegt die Tore, welche die Kanalhaltungen gegen den Schiffswagen abschließen, und er pumpt das Wasser aus den Schiffströgen in den Kanal zurück. Mittels Rädern und Achsen oder auch mittels Laufrollen stützt sich der mächtige Schienenwagen auf die Fahrschienen der Schiffsbahnen; kräftige Federn, zwischen Trog und Laufwerk geschaltet, sollen die Stöße verarbeiten, die den Unebenheiten der Bahn entspringen, so daß sie den Schiffswagen nicht nachteilig werden.

Es ist kaum zu zweifeln, daß der Betrieb an den geistreichen Einzelheiten des Hebewerkes, vielleicht auch an seiner Gesamtanordnung manches ändern und verbessern wird; man wird auch vielleicht nach dem einen oder anderen der Konkurrenzprojekte greifen und nach dem Guten

* Erste böhmisch-mährische Maschinenfabrik, Maschinenbau-Aktiengesellschaft vorm. Breitfeld, Daniek & Co., Fr. Ringhoffer, Prager Maschinenbau-Aktiengesellschaft, Skoda-Werke in Pilsen.

suchen, das es enthält und das verwertbar erscheint; aber ebenso ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß Österreichs Techniker selbst die gewaltige Aufgabe glücklich lösen werden, künstliche Wasserstraßen über Gebirge zu führen, die sich bisher als unüberwindbare Hindernisse für die Verbindung von Flüssen verschiedener Täler zeigten.

Die Inaugurationsrede des Rektors der Technischen Hochschule in Wien, des als hervorragenden Fachmann bekannten Gelehrten L. von Tetmajer, hat sich in fesselnder und anregender Weise mit der Reorganisation der technischen Hochschulen, mit der Ausgestaltung des Unterrichtes an ihnen befaßt. Das Thema ist aktuell, ist es eigentlich seit Jahren, seit Jahrzehnten. Es ist schon viel und darunter manches Gute darüber gesprochen und geschrieben worden. Daß es jetzt von solcher Stelle aus erörtert wird, ist besonders wichtig. Aber nicht allein in der Bedeutung des Redners liegt hier der Wert der Rede — die Fülle neuer Gedanken und Vorschläge, die sie umschließt, verleiht ihr das hohe Ansehen, das sie über alle Äußerungen gleichen Charakters emporhebt.

Tetmajer erklärt es in erster Linie für notwendig, das allgemeine Bildungsniveau des Technikers zu heben; der Architekt muß in größerem Umfange als bisher ästhetische und kunsthistorische, der Ingenieur handels- und volkswirtschaftliche, rechts- und staatswissenschaftliche Disziplinen pflegen; ich glaube, daß auch historische Kenntnisse hier zu erwähnen wären, denn sie gehören zum mindesten auf dem engeren Berufsgebiete zu jenem Wissensumfange, der die höhere allgemeine Bildung kennzeichnet. Im weiteren hält Tetmajer den Ausbau des Fachschulunterrichtes und seiner Abschlüsse im Sinne einer gründlichen Ausbildung nach speziellen Richtungen des gewählten Faches für unerläßlich und dringend. Er verweist zur Illustration der Mängel der gegenwärtigen Hochschulprogramme auf den bemerkenswerten Umstand, daß höhere Fachschulen für das moderne Verkehrsmittelwesen, ja nicht einmal für das Eisenbahnwesen bestehen, obschon nach seiner technischen Entwicklung, wirtschaftlichen Bedeutung und dem Verbrauche technischer Kräfte mit akademischer Bildung dem Eisenbahnwesen wohl keine zweite technische Institution oder Unternehmung gleicht. Ich habe schon vor mehreren Jahren auf diese Tatsache aufmerksam gemacht und es freut mich, daß sie jetzt neuerlich und mit solchem Nachdrucke hervorgehoben wird. Ich habe damals auch die Frage berührt, ob die Vorbildung für den höheren technischen Eisenbahnbetriebsdienst an neu zu gründenden Spezialschulen oder an den bestehenden technischen Hochschulen erworben werden soll. Ich habe mich — zumeist aus finanziellen Gründen — für den letzteren Vorgang ausgesprochen. Tetmajer läßt die Frage unerörtert, weil ihre eingehende Besprechung im Rahmen seiner Rede zu weit führen würde; aber er sagt: „Unserem Ermessen nach leisten die technischen Hochschulen nicht, was sie zu leisten berufen sind, obschon derartige Spezialgegenstände nicht in den Rahmen jener Disziplinen gehören, die vermöge ihrer grundlegenden Bedeutung die Gruppe der unentbehrlichen Fachgegenstände bilden." Wenn wir diese Worte recht verstehen, so stimmen sie unserer oben erwähnten Anschauung im großen ganzen bei.

Beachtenswert ist, was Tetmajer über die Ausgestaltung der zweiten Staatsprüfung bemerkt; er empfiehlt — wie es ja seinerzeit auch von verschiedenen Seiten angestrebt wurde — nachdrücklich die Einführung von Wahlfächern. Dem Studierenden wäre es zu überlassen, zu den unentbehrlichen Fundamentalfächern des gewählten Berufes, zur Ergänzung auf die vorgeschriebene Anzahl jene Gegenstände zu bezeichnen, die seinem Studiengange entsprechen und aus denen er den Studienerfolg offiziell bestätigt zu sehen wünscht. Und auch in bezug auf die Rigorosen hält Tetmajer einen Vorgang für angezeigt, der von dem jetzigen abweicht. Dem Studierenden muß die Möglichkeit geboten werden, durch Anhören ergänzender, mathematisch-naturwissenschaftlicher Fächer oder fachlicher Disziplinen, durch Teilnahme an seminaristischen Übungen und Untersuchungen in Ingenieurlaboratorien seine Kenntnisse zu erweitern, zu vertiefen und das erreichte Maß höherer wissenschaftlicher Reife in einem Rigorosum auszuweisen, durch das der Studierende am Schlusse seiner Studienzeit sich in ähnlicher Weise die akademische Würde eines Doktors der technischen Wissenschaften erwerben könnte, wie diese gegenwärtig an verschiedenen Fakultäten der Universitäten heimisch ist. Die Promotion am Schlusse der Studienzeit sollte und könnte dann Regel, die nachträgliche würde Ausnahme sein.

Im fachlichen Unterrichte muß der Nachdruck auf die Entwicklung und frühzeitige Befestigung der fachmännischen Denkungsart und die Fähigkeit der Gestaltung der technischen Probleme gelegt werden. Denn sehr richtig bemerkt Tetmajer, daß in der Frage der Heranbildung des Technikers nicht nur die Höhe der geistigen Regungen, sondern auch die Fertigkeit, das Wissen in das tatsächliche Können umzusetzen, der kritische Gang, die Erziehung der Urteilskraft und die Anregung zur produktiven Arbeit entscheidendes Gewicht besitzen ... und hier möchte ich nun wieder anknüpfen an

das, was ich oben sagte, daß gerade im Hinblick auf diese Forderungen die Pflege der Geschichte der einzelnen Fachwissenschaften, daneben aber auch die Erweckung des Interesses der Hörer für die Literatur der verschiedenen Disziplinen, die sie studieren, von großem Werte erscheint.

So betrachtet die interessante Rektorsrede die Hebung des fachlichen und des allgemeinen Bildungsniveaus, namentlich aber auch die ausgiebige Berücksichtigung der Unterrichtsgegenstände der allgemeinen, philosophischen Abteilung, als den Weg zur Verbesserung der sozialen Stellung des akademisch gebildeten Technikers und zu Arbeitsgebieten, die ihm gegenwärtig größtenteils unzugänglich sind. Das ist ohne Zweifel richtig und wird allgemeine Zustimmung finden, auch seitens der Fachgenossen der praktischen Berufstätigkeit. Aber wir glauben, daß mit dieser Neuordnung des Unterrichtes doch nicht der ganze Schritt geschehen wäre, der zu dem mit so wenigen Worten so scharf charakterisierten Ziele führen soll. Auch von der „Praxis" her muß ein Schritt des Entgegenkommens geschehen. Die Organisation unserer technischen Betriebe muß eine gründlich andere werden, wenigstens in bezug auf die Verwertung der technischen Kräfte und ihrer Leistungsfähigkeit und auf die Stellung, die man ihnen einräumt. Das höhere Bildungsniveau wird dem Techniker in der praktischen Berufstätigkeit so lange wenig Nutzen bringen, so lange diese Tätigkeit nicht ebenfalls auf ein höheres Niveau gehoben wird. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß man in der Praxis bereits, wenn auch nur vereinzelt und langsam, darangeht, in den Absolventen technischer Hochschulen auch etwas anderes zu erblicken, als gute Konstrukteure, Baumeister oder Bauerhaltungsorgane. Wenn diese Erkenntnis allgemein durchgedrungen und zu praktischer Betätigung gelangt sein wird, dann werden auch jene geistreichen Vorschläge Tetmajers, die wir oben in großen Zügen gekennzeichnet haben, rasch Verwirklichung finden. Dem mächtigen Hochdrucke der Praxis wird das Alte nicht lange widerstehen können . . . das bezeugt die Geschichte der technischen Hochschulen in mehr als einem Falle.

Prag. Alfred Birk.

Besprechungen.

Hugo Ganz: Vor der Katastrophe. Ein Blick ins Zarenreich. Frankfurt a. M. 1904. Rütten & Loening.

Der Autor ist im Jänner dieses [Ja]hres über Warschau nach Petersburg und [...] geeilt, um sich an Ort und Stelle in dem Augenblicke, in welchem der Ausbruch des Krieges mit Japan schon erwartet wurde, über die russischen Zustände zu informieren. Dr. Ganz ist, wie er uns sagt, ganz ohne Vorurteile nach Rußland gegangen; der Landessprache unkundig, hat er mit Hilfe des Deutschen und Französischen zumeist von hochgestellten offiziellen Personen seine Nachrichten eingeholt und diese wurden ihm (schon das charakterisiert das Zarenreich) im vollsten Maße zuteil, sobald den willfährigen Exzellenzen, Fürsten, Grafen u. a. die Wahrung der Anonymität zugesagt wurde. Dieses Versprechen hat Dr. Ganz in der Tat mit großer Diskretion eingelöst.

Partien des Buches habe ich schon in verschiedenen Zeitungen gelesen, trotzdem war mir die Lektüre derselben im Zusammenhange willkommen und das Ganze überhaupt eine angenehme Auffrischung mehrerer ehedem selbsterlebter ähnlicher Eindrücke, und eine Aufforderung, das russische Problem mir zu vergegenwärtigen.

Das Erhaschen des psychologischen Momentes, wie man sich nicht besonders glücklich auszudrücken pflegt, hat seine Vor- aber auch seine Nachteile: in einer aufgeregten Zeit erhält man aufgeregte Instruktionen. Dr. Ganz hat diese aufgeregten Instruktionen mit Sorgfalt und Treue wiedergegeben und das ist ein großes journalistisches Verdienst; man kann das ganz gut an den Partien konstatieren, wo er über Einzelheiten referiert, bei denen er gewiß nur Berichterstatter ist, z. B. in den Fragen der russischen Agrarverhältnisse. Aus seinen Fragen nämlich ersehe ich, daß er sich die Dinge nicht erst zurechtgelegt hat; sonst hätte er z. B. nicht die Frage stellen können, ob der Westen nicht mit seiner Industrie die Finanzen gestärkt habe. Über die Geographie der russischen Industrie hat schon Schulze-Gävernitz das deutsch lesende Publikum hinlänglich unterrichtet. Mich hat jedoch vielmehr die Antwort des russischen Staatsmannes interessiert, der die Frage nicht nur nicht korrigierte, sondern auch mit sehr fraglichen Daten beantwortete, wie denn überhaupt mehrere seiner Angaben zu allgemein und kaum richtig erscheinen. Man kann, um nur eines zu erwähnen, nicht so pauschaliter erklären, die russische einjährige Pacht bedeute nur Raubbau u. dgl. m.

Wie gesagt, die russischen Autoritäten Dr. Ganz' waren eben aufgeregt und überdies zeigen sie die spezifisch russische Übertreibungskunst, die jeder an der russischen Literatur beobachten kann. Wenn man davon absieht, ist das Buch gerade dadurch interessant, daß es uns die politischen Gedanken der höhergestellten Bureaukratie vorführt, allerdings bedeutet das zugleich, daß die Ansichten von vorn-

herein einseitig sind. Des öfteren sind dieselben gar zu — bureaukratisch, notabene russisch bureaukratisch; wie wenn die Behauptung aufgestellt wird, die Kischenewer Greuel seien ganz auf Machenschaften Plehwes zurückzuführen oder wenn gar die Möglichkeit offengelassen wird, das Attentat auf Alexander II. habe eigentlich die Polizei als Agent provocateur ermöglicht!

Aus allen Erklärungen der russischen Beamten und Politiker klingt ein Leitmotiv — es muß noch schlechter werden, damit es besser werde. Der reine Katastrophismus und selbstverständlich mit allen seinen Fehlern. Hört man darum beständig, daß die russischen Bureaukraten und Leute aus der Umgebung des Zaren selbst den Sieg der Japaner hoffen, um zu Hause die Konstitution zu erreichen, so wird man unwillkürlich zu der Ansicht gedrängt, daß diese Leute von der Konstitution keinen besonders konstitutionellen Gebrauch machen werden. Sehr richtig urteilt darum der Fürst, ein Freund und gewesener Vertrauter des Zaren, wenn er men not measures verlangt.

Von allen russischen Gewährsmännern des Buches erscheint mir der Bankdirektor als der sachlichste; von seinem „vergnüglichen" Zynismus, den der Autor richtig bemißt, abgesehen, weist er treffend auf die Ähnlichkeit Rußlands und — Europas hin, wenn er Rußland als das Verschlußstück des konservativen Systems in Europa charakterisiert. Dr. Ganz selbst erinnert an anderer Stelle ähnlich an die russischen Sympathien des Antisemitismus in Europa; jedenfalls wird man manche sehr starke Sympathien in Europa zum offiziellen Rußland von diesem Gesichtspunkte aus richtig beurteilen können.

Im ganzen bestätigt mir der Bericht Dr. Ganz' wieder von neuem, was sich mir in Rußland als Charakter des Zarismus immer dargestellt hat: der Absolutismus von oben bis unten gibt sich in seinen einzelnen staatlichen Organen als Macht, nicht als Amt kund; ich will hier nicht untersuchen, ob das für den Absolutismus oder auch für den Russen charakteristisch ist. Dazu stimmt, was einer der russischen Beamten im Buche selbst hervorhebt, wenn er das russische politische Leben als Leben zwischen den Anarchisten im Amt und den Anarchisten mit Dolch und Revolver hinstellt. Dr. Ganz hat übereinstimmend die richtige Beobachtung gemacht, daß er in Rußland keine dynastische Gesinnung gefunden habe.

Sehr diskret berichtet Dr. Ganz über den Zaren und die Zarenfamilie; der Petersburger höfischen Kamorra wird vielleicht eine zu große Bedeutung zuerkannt. Beachtenswert ist am Schluß der Berichte die Stimme eines konservativen Aristokraten, der sich aus Konservatismus gegen die Übertreibungen Pobiedonoszews ausspricht. Mit einer Skizze des Besuches bei Tolstoj in Jasnaja Poljana schließt das interessante Buch. Th. G. Masaryk.

Kleine Mitteilungen.

Die Ausgestaltung der montanistischen Hochschulen Österreichs. In Österreich, dieser an abbaufähigen Mineralien und dementsprechend an bergmännischen Unternehmungen reichen Monarchie, hat man frühzeitig an den wissenschaftlichen Betrieb der für Bergleute und Beamte der Bergbauunternehmungen wichtigsten Disziplinen gedacht. Schon im Jahre 1762 wurden an der Universität zu Prag, welche den Montanbezirken Nordböhmens am nächsten lag, eigentliche bergmännische Vorlesungen eingerichtet, die aber nicht so recht gedeihen wollten, so daß bereits im Jahre 1770 ihre Auflassung verfügt wurde. Die betreffenden Lehrkräfte wurden an die ebenfalls seit 1762 bestehende, sehr stark besuchte Bergmannschule in Schemnitz, diesem Zentralpunkte der nordungarischen Bergwerksdistrikte, übersetzt, welche infolge dieser Angliederung eigentlicher wissenschaftlicher Lehrkurse mehr als Hochschule ausgestaltet wurde und den Titel einer Bergakademie erhielt. Die Schemnitzer Akademie gedieh außerordentlich, ihre Zöglinge fanden als Bergbeamte auch in den Diensten des Staates gute Stellungen und der Besuch erhielt sich deshalb auch immer auf ansehnlicher Höhe. Während des bewegten Jahres 1848, in welchem diese einzige montanistische Hochschule der Monarchie zeitweise in ihrer Wirksamkeit gehemmt, zeitweise aber auch von den österreichischen Erbländern der Monarchie ganz abgeschnitten war, faßte die kaiserliche Regierung den Entschluß, auch in diesen Erbländern montanistische Anstalten zu errichten, umsomehr als die Zahl der vielbegehrten Absolventen der Schemnitzer Akademie für den tatsächlichen Bedarf schon lange nicht mehr ausreichte. So wurden denn mit Jänner 1849 gleichzeitig zwei weitere montanistische Lehranstalten errichtet, eine zu Leoben in Steiermark und eine in Přibram, dem Mittelpunkte des böhmischen Silberbergbaues. Diese beiden Anstalten umfaßten damals nur einen Bergkurs und einen Hüttenkurs, dienten also vor allem der praktischen Ausbildung von Bergbeamten, während die als Vorbereitung zu diesen Kursen unerläßliche Ausbildung in den allgemeinen technischen Wissenschaften den technischen Hochschulen überlassen blieb. So war denn auch nach dem Jahre 1849 die vollständige montanistische Ausbildung nur in Schemnitz zu erlangen, wo an der Bergakademie auch hinsichtlich dieser technischen Vorlesungen aufs beste

vorgesorgt war. In Schemnitz war ein zweijähriger technischer Vorbereitungskurs seit langem vorhanden, und deshalb hatten in Schemnitz ausgebildete Montanisten in ganz Österreich noch immer den Vorzug. Und auch nach dem Jahre 1852, in welchem es zur provisorischen Einrichtung derartiger Kurse an der Leobener Lehranstalt kam, schätzte man überall die absolvierten Schemnitzer ganz besonders, so sehr, daß der Titel eines „alten Schemnitzers" den Charakter eines besonderen Ehrentitels erhielt. Die definitive Einrichtung der Vorbereitungskurse in Leoben erfolgte 1861; gleichzeitig erhielten die Anstalten in Leoben und Přibram den Titel von Bergakademien. Die Přibramer Anstalt blieb aber noch immer inkomplett und stand, da infolgedessen der Besuch sehr gering war, mehrfach vor der Gefahr der Schließung. Namentlich schwebte diese Gefahr im Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ständig über der Anstalt und dieselbe hatte ihre weitere Erhaltung lediglich den Anstrengungen aller beteiligten Fachkreise in Böhmen zu verdanken. Erst im Jahre 1895 erhielt auch die Přibramer Akademie ihre langersehnte Ausgestaltung durch eine technische Abteilung und 1896 die Befugnis, Staatsprüfungen abzuhalten. Allein erst das Jahr 1904 brachte beiden Bergakademien die wichtigste Neuorganisation, die vollständige Ausgestaltung zur Hochschule und die angestrebte Erweiterung. Die Studiendauer wurde um ein Jahr verlängert, da sich nachgerade die Neueinführung mehrerer neuer Unterrichtsgegenstände, wie der Elektrotechnik, der technischen Gasanalyse und dergleichen, in den Lehrplan der Akademien nicht länger aufschieben ließ. Gleichzeitig erhielten die Akademien auch die äußeren Kennzeichen einer vollständigen Hochschule, vor allem die allerdings etwas weitläufige Bezeichnung „Montanistische Hochschule" und das Recht, Kandidaten zu Doktoren der montanistischen Wissenschaften zu promovieren. Mit Recht konnten die Rektoren der beiden neuen Hochschulen bei der feierlichen Inauguration derselben, deren Abhaltung ebenfalls eine Neuerung an beiden Anstalten bedeutet, die Freude und den Stolz über das Erreichte in lebhaften Worten betonen. Namentlich in der Inaugurationsrede des Přibramer Rektors Dr. Josef Theurer, welche dem vorstehenden kurzen historischen Abriß zur Grundlage gedient hat, kam diese berechtigte Genugtuung lebhaft zum Ausdruck. —a—

Kinderbücher. Man hat lange genug den offenbaren Mangel neuer guter Kinderbücher, voll Sehnsucht nach einem Messias der Kleinen, bedauernd empfunden. Nun schießen diese bunten Sachen üppig ins Kraut. Aber der gewissenhafte Prüfer muß dazu ablehnend den Kopf schütteln. Es ist nichts damit. Das ist nicht der Schatten des Messias, geht ihm auch mancher laute Verkünder voran. Man sollte auf diesem mehr als heiklen Gebiete der allergrößten Vorsicht sich befleißigen. So einfach ist die längst lastende Aufgabe nicht zu lösen. Die Bücher, die uns seit etwa drei Jahren in steigender Flut den Damm schirmender Obhut bedrohen, sind — wenigstens Einzelne darin ausgenommen — nicht mehr als Gelegenheitsmache, gehaltlose Bedürfnislückenbüßer keine Erfüllung. Dem nach dem Wunderbaren begierigen Kinde ist nicht mit jedem unsinnigen Einfall in mehr oder weniger läppischen Versen oder einer womöglich noch läppischeren Prosa geholfen. (Durchaus steht der illustrative Teil höher). Es heißt sich an seinem zärtlich keimenden Empfindungsleben schwer versündigen, bietet man dem neugierig Aufhorchenden wahllos jede Kostprobe, die mit der solchen Produkten gemeinsamen lieblichen Talmiherzlichkeit „Für unsere Kleinen" etikettiert ist. Dem unverbildeten Kinde ist ja ein Buch ein seelisches Ereignis. Und es ist ein grober Irrtum, daß da schlechte Surrogatware eben genüge. Man kann dieser neuen Industrie nicht abwehrend genug in den Weg treten. „Geschmack und Takt" (so schrieb ich jüngst in einer Studie; über „Wilhelm Busch", die auch das dunkle Gebiet der Pädagogik streift) — „was für Faktoren zur Bildung der Kinderseele! — sind diesen — den neueren — Darbietungen nicht zu Paten gestanden". „Hütet die Kleinen", möchte man saumseligen Eltern zurufen, hütet sie vor Eindrücken, die tiefere Furchen hinterlassen, als eure Sorglosigkeit ahnen mag. Versuchet mit liebevoller Geduld, dem Besten, was ihr besitzet, dem Kinde, auch nur das Beste, natürlich allmählich, zu vermitteln. Nicht „Klim bim-" und Eilala-Dilettantismus, gönnerhafte Blödelei und affektierte Niedlichkeit, sondern die einfachen, voll ausgehaltenen Töne großer Kunst sollen die ersten Schritte begleiten, die das Kind ins Reich der einzigen wirklichen Genüsse führen, die uns bereitet sind: der unseres edleren Selbst, das keine „Zwecke" kennt.

Richard Schaukal.

Zeitschriftenschau. In der „Gegenwart" (Nr. 53) bespricht „ein Österreicher" ‚das kranke Österreich' und findet es sehr ungerecht, über Dr. v. Koerber zu schimpfen, da kein Ministerpräsident, und wäre es selbst ein Bismarck, mit dem gegenwärtigen Parlament und auf verfassungsmäßigem Wege mehr zu leisten vermöchte. Die Daseinsberechtigung dieses Parlaments wird geleugnet und dessen Beseitigung verlangt. Was an seine Stelle zu treten hätte, wird freilich nicht gesagt und dieses Mittel nur als der „erste Schritt zur

also kennen mußte, bestens gesorgt. Sie haben dazu beigetragen, daß die Bukowina den Namen eines Bärenlandes erhielt. Wer nun aber aus Franzos sich Kenntnisse der Verhältnisse in den Karpathenländern verschaffen will, der tut es ungefähr so wie der Zeitungsleser, der sich nach einer Aufführung des „Mikado" sehnt, um über japanische Verhältnisse unterrichtet zu werden.

Man weiß über die Bukowina und über ihre Hauptstadt sehr wenig in der Fremde. Es gehört zu den täglichen Erscheinungen, daß Briefe nach Czernowitz in Galizien, Ungarn oder gar Rußland adressiert werden. Eines der bedeutendsten historischen Jahrbücher – es erscheint in München – verzeichnet regelmäßig die historische Literatur über die Bukowina unter der Rubrik „Ungarn". Der verstorbene Schulrat Dr. Korn, Direktor der Oberrealschule in Czernowitz, erzählte oftmals, daß er einst bei einem Ferienaufenthalte im Westen sich in einer Gesellschaft befand, die über die Verhältnisse in der Bukowina so wenig sich unterrichtet zeigte, daß er auf die naive Frage, wo die Bukowina liege und was man dort treibe, antworten konnte: „Wir essen zu Mittag und gehn nach Konstantinopel auf einen Schwarzen."

Die Bukowina und Czernowitz sind viel besser als ihr Ruf. Wohl aber trifft das Land und die Stadt mit Recht der Vorwurf, daß sie bisher fast nichts getan haben, um im Westen bekannt zu werden. Nur so konnte es kommen, daß unwahre, sensationssüchtige Berichte über dieselben Glauben fanden und noch finden, wie dies ein vor einigen Wochen in einem großen Wiener Blatte erschienener Aufsatz bewies. Wohl hat sich in den letzten Jahrzehnten eine reiche landeskundliche Forschung entwickelt; aber ihre Ergebnisse sind in Schriften niedergelegt, welche nicht für weitere Kreise bestimmt sind. Erst in diesem Jahre ist eine Kommission zur Hebung des Fremdenverkehrs zusammengetreten, die auch für die entsprechende Förderung der Kenntnis der Bukowina in der Fremde zu sorgen haben wird.

Die Bukowina steht gewiß an landschaftlicher Schönheit den meisten Ländern Österreichs nicht nach. Die goldene Bistritz, die den gebirgigen Süden des Landes durchströmt, hat einer der besten Kenner Österreichs den schönsten Fluß dieses Reiches genannt. Eine Floßfahrt auf diesem Flusse zu den Felspartien bei der Kolbuklamm haben auch verwöhnte Naturfreunde zu dem Schönsten gezählt, das sie gesehen hatten. Und so findet jeder Fremde, der in der Bukowina war, dieselbe schöner, als er erwartet hatte. Das gilt aber ganz besonders von der Hauptstadt. Fast alle, welche Schicksal oder Beruf nach Czernowitz führt, versagen der Stadt nicht ihre Anerkennung, sie gewinnen sie rasch lieb und fühlen sich in ihr bald heimisch.

Tatsächlich ist Czernowitz eine der größten Städte der Monarchie. Seine Lage auf einem Hügelzuge am rechten Pruthufer ist schön, sogar malerisch. Im Westen erhebt sich der über 500 *m* hohe Cacinaberg, dessen vorspringende Kuppe eine Burgruine krönt. Die Stadt bietet gegenwärtig ein völlig modernes Bild. Zumeist reinliche breite Straßen und mehrere große Plätze; eine Reihe von monumentalen öffentlichen Gebäuden und Kirchen, darunter vor allem die vor etwa vier Jahrzehnten erbaute griechisch-orientalische erzbischöfliche Residenz, die gewiß zu den schönsten und merkwürdigsten Gebäuden Europas zählt; dementsprechend sind auch die meisten Wohnhäuser der inneren Stadtteile. Elektrische Bahn, Wasserleitung, Kanalisierung, elektrisches Licht vervollständigen das Bild der modernen Stadt. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß sie auch über eine moderne Dampfstraßenwalze und eine Dampffeuerspritze verfügt, denn man darf als sicher annehmen, daß die meisten Leser diesem Orte derartiges nicht zumuten werden. Entsprechend groß ist die Anzahl der niederen und höheren Unterrichtsanstalten, voran die rasch sich entwickelnde Universität (mit einem Studentenheim), zwei Gymnasien, eine Realschule, eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt, ein Mädchenlyzeum, eine Gewerbeschule, eine landwirtschaftliche Mittelschule u. s. w. Hingewiesen sei auf das Landesmuseum und ebenso auf das Gewerbemuseum. Das erstere verfügt schon jetzt über eine beachtenswerte Sammlung, deren wertvollster Teil wohl die Funde aus der neolithischen Ansiedlung in Szipenitz sind, deren gemalte Tongeschirre und zahlreichen Tonidole an die altmykenische Kultur erinnern. Die Grabungen an dieser wichtigen vorgeschichtlichen Fundstätte werden seit einigen Jahren betrieben und man darf hoffen, daß ihre Ergebnisse die weitesten Kreise der Prähistoriker interessieren werden. Auch gibt das Landesmuseum alljährlich ein Jahrbuch heraus, daß stets mehrere interessante Aufsätze enthält. Im Gewerbemuseum werden häufig Ausstellungen veranstaltet. Die „Gesellschaft der Kunstfreunde in Czernowitz" veranstaltet Ausstellungen von Gemälden und Werken der Plastik. Häufig werden auch populärwissenschaftliche Vorträge gehalten. So wird soeben ein Zyklus von Vorträgen zu gunsten des deutschen Schülerheims veranstaltet. In wenigen Wochen werden auch die volkstümlichen Universitätskurse beginnen, für die sich in den Kreisen des Handels- und Gewerbestandes besonderes Interesse kundgibt. Ein neues Theatergebäude wird soeben aufgeführt. Von den bedeutenderen Industriewerken mögen die große Dampfbrettsäge, die Dampfmühlen, Ziegelringöfen, Kachelfabriken und Bierbrauereien

genannt werden. So macht Czernowitz auf jeden den Eindruck einer freundlichen deutschen Stadt von ganz westeuropäischem Charakter.

Wer wollte leugnen, daß dieser Stadt noch manches abgeht! Aber sie darf sich auch rühmen, so rasch sich emporgeschwungen zu haben wie selten ein anderer Ort unter ähnlichen Verhältnissen. Czernowitz wird zum erstenmal 1408 in einer Urkunde des moldauischen Fürsten Alexander des Guten als Zollstätte genannt. Wie andere moldauische Städte, hatte es eine nach deutschem Recht zusammengesetzte Obrigkeit mit einem Schultus (Schulze) an der Spitze, dem „Pargari" (d. h. Bürger) zur Seite standen. Daselbst war auch der Sitz des Vorstehers des Czernowitzer Zenuts, des höchsten landesfürstlichen Beamten in der nördlichen Bukowina, dem auch die Stadtbehörden unterstanden. Czernowitz entbehrte also damals nicht einer gewissen Bedeutung. Leider litt es infolge der vielen Kriege, besonders gegen Polen, so sehr, daß es trotz seiner günstigen Lage zur Zeit der österreichischen Okkupation der Bukowina (1774) einen sehr verwahrlosten Anblick darbot. Außer kleinen hölzernen Kirchlein waren daselbst wie in den anderen Ortschaften nur kleine aus Prügelholz erbaute und mit Kot und Lehm verkleidete Häuser; sie hatten meist nur zwei Stuben ohne Ofen und ohne gläserne Fenster. Der Ort zählte damals nur 278 Familien oder 1390 Seelen, gegenwärtig zählt er ungefähr das 50fache! Damals breitete sich Wald und Sumpf an Stellen aus, wo jetzt Monumentalbauten sich erheben; ja man schoß noch später mitten in der Stadt wilde Enten und hörte zuweilen im Winter Wölfe heulen!

So ist der Fortschritt und Aufschwung, den Czernowitz und mit der Hauptstadt das ganze Land seit der Besitzergreifung durch Österreich genommen hat, gewiß ein überaus großer. Beweis genug für die Kulturfähigkeit und das Kulturbedürfnis der Bevölkerung!

Dr. von Koerber hat unter anderem während seiner Anwesenheit in der Bukowina folgendes geäußert:

„Die Einladung, mit der mich Eure erzbischöfliche Gnaden beehrten, gibt mir die willkommene Veranlassung, mit wenigen Worten noch einmal der besonderen Befriedigung darüber Ausdruck zu geben, was ich hier, ich möchte fast sagen, staunenden Auges geschaut. Ich hatte immer eine gute Meinung von der Entwicklung des Landes, die an mich gelangenden Berichte boten mir reichliche Anhaltspunkte dafür. Aber ich war doch außerordentlich überrascht, als ich das rege geistige und wirtschaftliche Leben wahrnahm, als ich sah, wie sehr die Bukowina bemüht ist, sich die reife Kultur des Westens anzueignen.

Da gibt es freilich kein Zögern mehr, keine Unterbrechung oder Unterbindung; da muß weitergeschritten werden, denn mit noch einigen kräftigen Taten kann das Land zu einem Ausfallstore moderner Zivilisation, zu einer weithin erkennbaren Stätte europäischen Gedanken- und Wirtschaftslebens werden. Alles regt sich, alles strebt empor, jeder bemüht sich, die Spuren der ärmlichen Vergangenheit zu verwischen. Weiter, meine Herren, auf diesem Wege! Weiter!"

R. F. Kaindl.

Von der Woche.

1. Jänner 1905. Die „Wiener Zeitung" publiziert die vom 31. Dezember 1904 datierten kaiserlichen Handschreiben, durch welche dem „durch ernste Gesundheitsrücksichten veranlaßten" Ansuchen des bisherigen Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber, um Enthebung von seinen Funktionen, mit dem Ausdruck der vollen Anerkennung und des Dankes für seine „ausgezeichneten, in aufopfernder und hingebungsvoller Weise" geleisteten Dienste willfahrt und Freiherr v. Gautsch zum Ministerpräsidenten ernannt wird. — Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza hält beim Neujahrsempfang der liberalen Partei eine große Rede, in welcher er bemerkt, daß die Verlegung des politischen Schwerpunktes der Monarchie nach Ungarn die Ambition eines jeden „wahrhaft tiefer denkenden Ungarn" sein müsse.

2. Felix Jennewein (geb. 1857) Maler in Brünn, †.

3. Die „Wiener Zeitung" publiziert die vom 1. Jänner datierten kaiserlichen Handschreiben, durch welche der Statthalter in Oberösterreich, Artur Graf Bylandt-Rheidt zum Minister des Innern und der Sektionschef Dr. Franz Klein zum Leiter des Justizministeriums ernannt werden. — Graf Albert Apponyi und mehrere andere Mitglieder der ungarischen Nationalpartei sagen sich von der durch den Ausgleich des Jahres 1867 geschaffenen Grundlage los, schließen sich der Unabhängigkeitspartei an und akzeptieren das Programm der 1848er Partei.

4. Der Kaiser schließt mit einer Thronrede den ungarischen Reichstag. — Dr. Richard

Schuster (geb. 1848) Direktor des Archivs bei der Landesregierung in Salzburg, †.

5. Eugen R. v. Abrahamowicz (geb. 1851) Oberlandesgerichtsrat und Reichsratsabgeordneter in Stryj, †.

6. Die Vertrauensmänner der tschechischen realistischen Partei in Prag beschließen unter dem Vorsitz des Professors Dr. Massaryk die Fusion ihrer Partei mit der unter Führung des Dr. A. Hajn stehenden tschechisch-radikalen Fortschrittspartei zu einer einheitlich tschechischen Fortschrittspartei. – Der frühere ungarische Ackerbauminister Ignaz Darányi erklärt sich in seiner Kandidatenrede im zweiten Bezirke Budapests als Anhänger des gemeinsamen Zollgebietes, „weil er darin die Sicherung der wirtschaftlichen Grundlagen Ungarns erblicke".

7. Der Obmann der deutschen Fortschrittspartei, Abgeordneter Dr. Groß, bespricht in einer Versammlung in Bielitz die politische Lage. Um die Arbeitsfähigkeit des Parlamentes herbeizuführen, müsse der unser ganzes öffentliche Leben beherrschende Streit zwischen Deutschen und Tschechen in andere Bahnen gelenkt werden. Es sei möglich, die Streitfrage abzugrenzen und ein Forum für die Entscheidung derselben zu schaffen. Ein Beispiel hierfür sei der mährische Ausgleichsausschuß. Etwas Ähnliches auch für Böhmen zu schaffen, erachtet Dr. Groß für möglich und wünschenswert. Er tritt dann dafür ein, daß die Deutschen aufhören mögen „ihre kleinlichen Parteistreitigkeiten über das große nationale Interesse zu setzen". Es sei darauf hinzuarbeiten, daß die deutschen Parteien sich immer enger aneinanderschließen.

•

Die politische Lage. Um mit den einzelnen Parteien in Fühlung zu treten und sich eingehend über die Verhältnisse zu informieren, hat der neue Ministerpräsident in den letzten Tagen zahlreiche Parlamentarier bei sich empfangen. Sein Programm geht vor allem dahin, im Abgeordnetenhause wieder geregelte Zustände herbeizuführen. Aus den laut gewordenen Stimmen ist zu entnehmen, daß man von allen Seiten entschlossen ist, dem neuen Premier mit „Unvoreingenommenheit" zu begegnen. Es wird daher der Wiedereröffnung des Parlamentes [illegible]

dies heute möglich, aber weit gewichtigere Umstände noch geradezu notwendig erscheinen.

Denn in Ungarn bereiten sich wichtige Dinge vor. Obwohl der Regierung die Indemnität nicht bewilligt worden ist und das Land sich daher im sogenannten Ex lex-Zustand befindet, wurde der Reichstag geschlossen. Die Opposition hat sich und ihre Anhänger künstlich in einen an Paroxismus grenzenden Zustand hineingehetzt, und die Überhitzung der Gemüter, zu der es ja bei dem ungestümen Charakter der Magyaren so leicht kommen kann, breitet sich wie eine Epidemie aus und steckt auch sonst nüchterne Geister an. Am Neujahrstag hielt der Ministerpräsident eine Rede, in der er die Überzeugung aussprach, daß unserer Monarchie noch eine große welthistorische Mission harre, auch zugab, daß ihr Bestand und ihre Kraft eine Lebensfrage für Ungarn bilden, es aber als eine gerechte Ambition eines jeden wahrhaft tiefer denkenden Ungarn hinstellte, daß der politische Schwerpunkt dieser Monarchie nach Ungarn verlegt werde. Es soll hier nicht untersucht werden, ob bei der oberflächlichen Sinnesart der Bewohner von Transleithaniens Ebenen diese Ambition sehr verbreitet sein kann; wohl aber wäre es interessant zu erfahren, wie der Ministerpräsident seine Ansicht mit den Grundsätzen des Dualismus in Einklang bringen will. Für ein so kompliziertes und künstliches Gebilde wie das dualistische Österreich-Ungarn gelten nicht die einfachen und natürlichen Gesetze der Physik. Denn dieses hat zwei Schwerpunkte und wie immer wir über den sonderbaren Casus denken, müssen wir trotzdem an dem Glauben festhalten, daß es ein Körper sei. Graf Tisza „denkt wahrhaft tief". Hat er am Tage der Thronrede die schwarzgelbe Fahne auf der Königsburg nicht hissen, statt „Gott erhalte" die Nationalhymne spielen lassen, weil ihm alles Kaiserliche jenseits der Leitha als unvereinbar mit dem Dualismus erscheint, oder wollte er ihm – ein [illegible] den Schwerpunkt verrücken? Wahrscheinlich dachte er damit der Opposition eine Konzession zu machen. Doch die begnügt sich nicht mit so kleinen Errungenschaften. Graf [illegible] und seine Freunde haben bereits die [illegible] Basis des Jahres 1867 aufgegeben und sich der Unabhängigkeitspartei angeschlossen. [illegible]

kommen wird. Wie immer der Appell an die Nation für die Regierung des Grafen Tisza ausfallen wird, eine Annäherung an Österreich wird er nicht bringen; dazu ist die Macht des Schlagwortes jenseits der Leitha viel zu groß.

Österreich muß also der Entwicklung der Dinge in Ungarn einig und gerüstet entgegensehen. Wir teilen die Ansicht des ungarischen Premiers, daß das Land zwischen dem Bodensee und den transsylvanischen Alpen eine große welthistorische Mission noch zu erfüllen hat. Der Bestand und die Kraft dieser Monarchie sind aber eine Lebensfrage nicht nur für die magyarische Nation, sondern für alle Nationalitäten unter Habsburgs Zepter. Die erste Voraussetzung einer gedeihlichen Entwicklung dieses großen Reiches liegt in einem starken, geeinigten Österreich. Daher ist der Friede zwischen den Nationalitäten diesseits der Leitha das stärkste Fundament der Monarchie. —nk—

•

Konstituierung der Ortsgemeinden in Niederösterreich. In planmäßiger Ausnützung des neuen Gemeindegesetzes von 1901 hat der niederösterreichische Landtag vor kurzem den Landesausschuß beauftragt, im Einvernehmen mit der Statthalterei dahin zu wirken, daß Ortschaften, welche bisher verschiedene Ortsgemeinden bilden, durch Verbauung aber bereits so zusammengewachsen sind, daß sie das äußere Bild nur eines Gemeinwesens zeigen, auch in eine einzige Ortsgemeinde vereinigt werden sollen. Der Landesausschuß sollte ferner Vorkehrungen treffen, daß überhaupt die Ortsgemeinden entsprechend reguliert würden, damit sie ihrer Verwaltungspflicht besser nachkommen könnten. Auf diese Weise wird nun Niederösterreich seine Gemeindeorganisation ganz neu gestalten und hoffentlich zu großen leistungsfähigen Gemeinden gelangen, was im Interesse einer gedeihlichen Gemeindeverwaltung dringend zu wünschen ist. Im Auftrage des Grafen Kielmansegg, der schon seit 1891 nach dieser Richtung tätig ist, hat nun Archivdirektor Dr. A. Starzer, mit Benützung amtlicher Quellen, eine Schrift über die Konstituierung der Ortsgemeinden Niederösterreichs veröffentlicht. Sie enthält eine interessante Geschichte der gesetzlichen Bestimmungen über die Bildung der Ortsgemeinden seit 1849, dem Jahre, in welchem auf Grund des provisorischen Gemeindegesetzes mit der Konstituierung der Ortsgemeinden als autonome Verwaltungskörper in Österreich begonnen wurde. Die Hauptleute der vier niederösterreichischen Kreise wollten damals aus den 3123 Katastralgemeinden des Landes 489 Ortsgemeinden — also den sechsten Teil — bilden. Ihr Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, da schon 1850, infolge der Neuorganisation der politischen Verwaltung, die Bezirkshauptmannschaften an die Stelle der Kreisämter traten. Diesen Behörden wurde nun die Konstituierung der Ortsgemeinden übertragen und sie schufen, dem Verlangen der Gemeinden nach Unabhängigkeit Rechnung tragend, ungefähr 1520 selbständige Ortsgemeinden. Bis 1864 erfolgten nur wenige Veränderungen, dann begann aber, durch das Gemeindegesetz dieses Jahres begünstigt, eine Zersplitterung der Gemeinden, der erst, wie erwähnt, im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts einigermaßen Einhalt getan wurde. —v—

•

Die Mittel der sozialdemokratischen Partei. Das Protokoll des vom 26. bis 29. September d. J. in Salzburg abgehaltenen Parteitages der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Österreich ist kürzlich erschienen. Es ist ein stattliches Heft von fast 200 engbedruckten Seiten, das auch eine tabellarische Übersicht über die in der Zeit vom 1. Juli 1902 bis 30. Juni 1904 eingelaufene Reichsparteisteuer enthält. Jeder der Organisation Angehörige ist nämlich verpflichtet, einen Kreuzer (zwei Heller) pro Monat direkt an die Parteivertretung abzuliefern. Auf solche Weise gingen in dieser Periode von 1277 Organisationen in 601 Orten im ganzen 35.322 K 94 h ein. Das bedeutet gegenüber der früheren Periode eine Steigerung von über 8500 K = 31·7 Prozent, da, wie hervorgehoben wird, die „Steuermoral im allgemeinen besser geworden ist". Den höchsten Beitrag (16.708 K) leistete Wien, dann folgt Graz mit 1567 K. Im ganzen hat die Partei in den zwei letzten Jahren beinahe 74.000 K eingenommen und ungefähr 65.000 K ausgegeben. Die Partei verfügt über 27 politische (darunter zwei täglich erscheinende) Blätter in einer Gesamtauflage von 130.000 Exemplaren und 33 Gewerkschaftszeitschriften. —v—

•

Zur Aufführung von „Don Carlos" im Burgtheater. In wenigen Wochen werde ich das Glück haben, Schillers „Don Carlos" im Hamburger Schauspielhaus selbst zu inszenieren. Schon heute lebt ein sehr deutliches inneres und äußeres Bild des Werkes, wie ich es szenisch zu gestalten wünsche, in meiner Phantasie. Dieses Bild ist in großen und kleinen Zügen dem „Don Carlos" des Burgtheaters höchst unähnlich. Deshalb enthalte ich mich einer Kritik der Burgtheateraufführung. Denn bei allem Bemühen, meine Subjektivität auszuschalten, würde meine Kritik doch darauf hinauslaufen, daß ich lobe, was ich ebenso, und

tadle, was ich anders zu machen vorhabe. Das Gesamturteil, das dabei herauskäme, wäre schwerlich ein objektiv gerechtes. Daher begnüge ich mich mit der Darlegung der Grundgedanken, unter deren Einwirkung meine eigenen künstlerischen Intentionen sich gebildet haben.

Ich werde „Don Carlos" an einem Abend geben, durch ausgiebige Striche der normalen Länge eines Theaterstückes angenähert.

Die Idee der Zweiteilung der Aufführung entspringt dem Wunsche, dem Publikum den ganzen „Don Carlos", wie er im Buch steht, zu geben. Um das Ideal einer vollständigen Aufführung zu verwirklichen, entschließt man sich, deren zeitliche Kontinuität zu opfern. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn die textliche Vollständigkeit des aufgeführten Werkes auch im künstlerischen Sinne als Ideal, das heißt, als etwas bedingungslos Wertvolles, gelten müßte. Aber nach meiner Meinung ist die übermäßige Länge des Stückes, aus dem Gesichtspunkt der realen Bühne betrachtet, ein Fehler des Werkes, der die Wirkung empfindlich schädigt. Durch seine Länge verstößt „Don Carlos" gegen psychologische Gesetze, unter denen jedes Publikum ebenso unabänderlich steht, wie die Materie unter dem der Schwere, und denen sich daher der, den höchstmöglichen Grad von Wirkung anstrebende Dramatiker oder Regisseur so gut unterwerfen muß, als der Architekt, der ein standfestes Gebäude errichten will, denen der Mechanik. Diesen Gesetzen ist eben nicht zu entrinnen. Gibt man „Don Carlos" an zwei Abenden, so wird der Eindruck des ersten Teiles schon zu sehr abgeschwächt sein, um dem des zweiten als seelische Basis zu dienen; gibt man das ungekürzte Stück an einem Abend, so werden die letzten Akte die abgestumpfte Empfänglichkeit des Publikums nicht mehr ganz zu erwecken vermögen. Die Idee einer Aufführung des ungekürzten „Don Carlos", so kunstbegeistert sie aussieht, entstammt doch mehr dem Gedankenkreis eines philologischen Seminars als dem der Bühne. Was würde ein Musiker dazu sagen, wenn die ersten Sätze einer Sinfonie Samstag und die letzten Montag gespielt würden? Oder ein Maler, wenn man die Hälften eines kolossalen Gemäldes in zwei durch die Straße getrennten Gebäuden unterbringen würde? Ich weiß, daß diese Vergleiche beide hinken, aber doch nicht so sehr, um nicht das Unkünstlerische der Zerreißung einer einheitlich gedachten dramatischen Dichtung augenfällig hervortreten zu lassen.

Wenn der Dichter, wie dies Schiller bei der Wallensteintrilogie getan hat, sein Werk eigens für die Aufführung an zwei Abenden komponiert hat, dann liegt die Sache anders, obwohl auch die genialste Meisterschaft im Komponieren die nachteiligen Folgen der zeitlichen Trennung der Teile nicht ganz aufzuheben vermag. Aber bei „Don Carlos" ist dies nicht der Fall.

Man hat hervorgehoben, daß in „Don Carlos" der Keim einer freilich ursprünglich vom Dichter nicht beabsichtigten Zweiteilung nachweisbar sei. Der Held der ersten Hälfte, hat man gesagt, sei Don Carlos, der der zweiten Marquis von Posa. Dies mag so sein, obwohl manches dagegen zu sagen wäre.

Aber bisher waren alle Kritiker darin einig, daß diese Spaltung, dieses Überspringen des Interesses von einer Gestalt auf die andere, ein Gebrechen des Werkes sei. Hat die Bühne das Recht, ein solches Gebrechen dick zu unterstreichen? Hat sie nicht vielmehr die Pflicht, es möglichst verschwinden zu machen? Wenigstens den täuschenden Anschein einer künstlerischen Einheit, die das dichterische Werk selbst vermissen läßt, in die Aufführung hineinzubringen? Wenn die Bühne die Fehler eines Werkes, statt sie zu vertuschen schreiend hervortreten läßt, so handelt sie im Sinne der Kunstkritik, nicht der Kunst.

Übrigens ist es mit dem Mangel an Einheit der Handlung und des Helden in „Don Carlos" bei weitem nicht so schlimm, als man zu behaupten pflegt. Die Übertreibungen, welche die Kritik in dieser Hinsicht begeht, sind zum guten Teil nur Folge der übermäßigen Länge des Stückes. Diejenigen Elemente, auf denen die Einheit beruht, liegen so weit auseinander, daß ihr Zusammenhang der Empfindung des Zuschauers entschlüpft. Man braucht sie nur im verjüngten Raum so nahe zusammenzudrängen, daß der Funke geistiger Beziehung von einem zum andern überspringen kann, so wird so viel Einheit, als für die Bühne unentbehrlich ist, hergestellt sein. Die Kürzung des Werkes ist also nicht ein bedauerlicher Notbehelf, sondern künstlerisches Gebot. Seine Erfüllung schiene mir auch in dem Falle unerläßlich, wenn die Drehbühne die Verwandlungen mit Gedankenschnelle vollzöge und das Stück in so beflügeltem Tempo gespielt werden könnte, daß ungefähr viereinhalb Stunden ausreichten.

Freilich ist eine derartige Kürzung, die sich der Übertragung eines Bildwerkes von Überlebensgröße in ein kleineres, mit einem Blick umspannbares Format vergleichen ließ, eine ungemein feine, schier dichterische Arbeit. Die den Routiniers der Bühne geläufige Methode, überall den Rotstift wüten zu lassen, wo sie eine Länge zu empfinden glauben, oder wo eine Episode oder Rede ihnen überflüssig scheint, führt nicht zum Ziele. Dem Streichenden wird das Gesamtbild, welches das zusammengezogene Werk darbieten soll, fest und klar vor dem

Geiste stehen und ihm beim Auslösen jedes Verses die Hand führen müssen. Was er, um den Umfang des Werkes zu verkleinern, an ihm vornimmt, sind nicht Amputationen einzelner Gliedmaßen, sondern eine sich über das Ganze erstreckende Entfettung, welche dessen Physiognomie markanter hervortreten läßt.

Nur wer die dramatische Grundidee des „Don Carlos" anschaulich und vollständig erfaßt hat, wird hiezu fähig sein.

Don Carlos, der Thronerbe Spaniens, ist von der ersten bis zur letzten Zeile des Dramas der Gegenstand, um welchen die Gewalten des Lichtes und der Finsternis einen Kampf auf Leben und Tod führen. Die einen verkörpert Posa, die anderen Domingo, Alba und die Eboli. Mit Recht hat Schiller das Werk nach Carlos, seinem passiven Helden, benannt, denn alle Handlungen und Ereignisse bewegen sich um ihn als ihr Zentrum und Ziel. Als den tätigen Helden des Stückes kann man den Marquis von Posa bezeichnen, der von seinem ersten Auftreten bis zu seinem Tod mit Aufwand all seiner Energie nur den einzigen Gedanken verfolgt, Carlos den feindseligen Nachtgewalten, die ihn zu vernichten oder ihn doch seinem idealen Beruf, der geknechteten Welt als König die Freiheit zu geben, zu entfremden drohen, siegreich zu entreißen. Als seinen gefährlichsten Gegner erkennt Posa nicht des Prinzen äußere Widersacher, sondern die unselige Liebesleidenschaft, in die verstrickt er ihn vorfindet. In den ersten zwei Akten sehen wir Carlos, von seiner Liebe ausschließlich beherrscht, unter ohnmächtigen und vergeblichen Anstrengungen, sich zu halten, tiefer und tiefer sinken. Sein Gefühl für seinen großen Beruf ist abgestumpft, allen Ernstes trägt er sich mit der frevlerischen Absicht, die Gattin seines Vaters zu besitzen, bei Lebzeiten oder nach dem Tod seines Vaters. Wenn ihn die sittlich reine Königin nur im geringsten ermutigte, er würde unbedenklich zum Äußersten schreiten. Folgt er doch dem Billet der Eboli, das ihn zu einem Schäferstündchen ladet, in der Meinung, es komme von seiner Stiefmutter. Der Darsteller des Carlos wird daher den Prinzen in den ersten Akten als einen edel angelegten, aber durch seine Leidenschaft moralisch irre gewordenen Jüngling spielen müssen. Den Tiefpunkt seiner moralischen Degradation erreicht Carlos in dem Moment, da er daran denkt, den Brief des Königs an die Eboli bei seiner Mutter zu gunsten seiner wilden Wünsche zu verwerten. An dem Anblick dieses tiefen Falles entzündet sich in Posa der kühne Plan, den Freund vor sich selbst zu retten, und zwar durch die nämliche Liebe, die ihn so weit gebracht hat. „Ein wilder, kühner, glücklicher Gedanke steigt auf in meiner Phantasie", diese Worte Posas bezeichnen den entscheidenden Wendepunkt. Wenn die Szene im Kloster, die den zweiten Akt abschließt, nicht so gespielt wird, daß sie sich als Hauptmoment der inneren Handlung dem Zuschauer noch mächtiger einprägt, als selbst Posas Audienz beim König, so fehlt der Aufführung der für den Sinn des ganzen Stückes entscheidende Hauptakzent. Der dritte in der berühmten Audienzszene gipfelnde Akt ist, genau besehen, doch nur eine große Episode, welche einerseits Posa in die Lage versetzt, Carlos durch die ihn von außen bedrohenden Gefahren hindurchzuhelfen und anderseits zwischen dem König und Posa das eigenartige Vertrauensverhältnis begründet, durch dessen rücksichtslosen Mißbrauch Posa sich selbst aufopfert und, ohne dies zu wollen, den Freund mit allen Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt hat, vernichtet. Der vierte Akt läßt Posa die zwei Taten vor unseren Augen vollziehen, durch welche er Carlos wieder zur moralischen Höhe seiner weltgeschichtlichen Mission zu erheben gedenkt: er gewinnt die Königin dazu, Carlos den Gedanken einzugeben, in die Niederlande zu fliehen und die Sache der Freiheit mit bewaffneter Hand gegen seinen Vater zu verfechten; und er opfert sein eigenes Leben auf, um Carlos zu retten. Um ihn zu retten? Ohne Zweifel ist dies die Bedeutung von Posas Opfertod für die pragmatisch-äußerliche Verflechtung der Begebenheiten, aber der innere ethische Sinn dieser Selbstaufopferung ist ein anderer: Posa will dadurch Carlos moralisch zwingen, seine Leidenschaft zu überwinden und fortan nur dem Zweck zu leben, wofür sein Freund gestorben ist. Durch seinen Tod will er dem durch Leidenschaft entnervten Carlos die enthusiastische Seelenkraft eingießen, sich als Freiheitskämpfer siegreich gegen den Vater zu erheben.

Aber leider hat der durch Posas ungeheueren Betrug in seinem Tiefsten und Heiligsten getroffene König den Sinn von Posas Opfertod noch besser begriffen als Carlos und rächt sich an dem Toten dadurch, daß er den Menschen und das Werk, wofür Posa in den Tod gegangen ist, vernichtet. Wenn der Darsteller des Carlos in der Schlußszene des Dramas und in Ton und Haltung deutlich zeigt, daß die geistige Umwandlung und Erhebung, welche der Freund mit seinem Blut erkaufen wollte, sich wirklich in ihm vollzogen hat, so wird die herbe tragische Ironie der Katastrophe voll zum Ausdruck kommen.

Diese Darlegung der Grundidee des „Don Carlos" wird dem verstehenden Leser keinen Zweifel darüber lassen, was ich an dem Werk für Wesen und Kern, was nur für Beiwerk und Schmuck halte. Die Eboliszene im zweiten ja sogar die Audienzszene im dritten Akt zum Beispiel, sind Schiller ausführlicher ge-

raten als Episoden, auch die wichtigsten, sein dürfen.

Je enger die Szenen des Stückes durch seine Zusammenziehung aneinander rücken, desto notwendiger wird es, die Verwandlungen zu vermindern. Ich halte die Häufigkeit der Verwandlungen für ein größeres Übel, als wenn man, um einen Szenenwechsel zu ersparen, eine Szene gelegentlich in einer Lokalität spielen läßt, wo sie sich wahrscheinlicher- und vernünftigerweise nicht zutragen kann. So verschwören sich im Burgtheater Domingo, Alba und die Eboli gegen die Königin in einem Raum, wo sie von allen Seiten gesehen und belauscht werden können. Wenn man dies ausspricht, erscheint es als unbegreifliches Versehen, aber in Wirklichkeit nimmt das Publikum die Örtlichkeiten lange nicht so ernst, als dies die Theaterleute tun, die sie dekorativ zu gestalten haben. Der eigentliche „Ort der Handlung" bleibt für das Publikum doch immer das Theater, woraus sich vielleicht der Wink entnehmen läßt, daß wir heute an diese Außendinge der Theaterkunst mehr Geist und Mühe wenden, als sie verdienen.

Alfred Freiherr v. Berger.

*

Gastspiel Ferdinand Bonn. Zuerst kommt immer als feierliches Präludium eine große ernste Rolle in irgend einem klassischen Werke. Dann folgen die eigentlichen Wandervirtuosenstücke im bunten Wirbel einer wenig wählerischen Geschäftspraxis. Diesmal war es Lessings „Nathan", womit Ferdinand Bonn sein Gastspiel im Raimundtheater eröffnete, um ihm eine höhere künstlerische Weihe zu geben. Die Bonn-Gemeinde aber schien vorausgeahnt zu haben, daß auf diesem theatralisch nicht sehr kurzweiligen Freudenfeste konfessioneller Duldsamkeit keine echten Bonn-Sensationen zu holen waren, und so fand sie sich erst am nächsten Abend bei seinem „Kean" vollzählig und in der sensationsfrohen Huldigungsstimmung ein. Bonns „Nathan" war in der Tat recht unbedeutend und uninteressant. Daß es ihm an der schlichten Größe, an der äußeren und inneren Harmonie sowie an der prophetischen Würde fehlen werde, war bei seiner musivisch-äußerlichen Charakterisierungsweise vorauszusehen. Wo Sonnenthal aus dem Vollen seines inneren Stammesstolzes schöpft, muß Bonn Anleihen bei einer Routine machen, die mühselig aus dem Kunstverstande pumpt. Man hätte indes auch dieses umständliche Verfahren auf dem kalten Wege der Überlegung sich gerne gefallen lassen, wenn dabei nur irgend eine neue oder interessante Auffassung am Werke gewesen wäre. Doch auch davon kaum eine Spur. Man müßte denn seine nachgerade unleidlich gewordene Manier, Bedeutendes fallen zu lassen und Unbedeutendes ostentativ zu unterstreichen, für besondere Merkmale einer persönlichen Auffassung gelten lassen. Bonn ist mehr „Nathan der Schlaue" als „Nathan der Weise", ein rabulistischer Silbenstecher, der bedächtig mit Gedankenstrichen hantiert, ein geschwätziger Anekdotenerzähler, der von Zeit zu Zeit von einem tränenduseligen Gemütskoller befallen wird. Obwohl Bonn mit seinem „Nathan" schon in Amerika war, scheint er noch nicht die Zeit gefunden zu haben, den Text der Rolle zu Ende zu memorieren. Was er im letzten Akte schwimmend zusammenimprovisierte, das grenzte beinahe schon ans Schmierenhafte, und die armen Darsteller des Raimundtheaters, die ihm schwimmen helfen mußten, waren wahrlich nicht zu beneiden. Seinetwegen unterzogen sie sich der undankbaren Aufgabe, für eine einzige Vorstellung neue Rollen zu studieren, die ihrem Wirkungskreise ferne liegen, und er dankt ihnen dafür, indem er sie in Verlegenheit bringt und der Gefahr einer strengeren Kritik aussetzt. —tr—

□□ Österreichische Rundschau, Heft 11. □ Redaktionsschluß 7. Jänner 1905. □ Ausgegeben 12. Jänner 1905. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Carl Konegen. □ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 12: 14. Jänner 1905. □□

Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung.

Von Prof. Dr. Friedrich Freiherrn von Wieser.

IV.

2. Der Ausbruch der Krise und die weiteren Aussichten.

(Schluß.)

Der durch so viele Ursachen vorbereitete Zerfall unserer Parteien ist durch den nationalen Kampf in seinen letzten, seinen kritischen Abschnitt getreten; selbst wenn sie das geschichtliche Ansehen und das feste Gefüge der englischen Parteien besessen hätten, hätten sie durch die Stürme erschüttert werden müssen, die dieser Kampf erregte, welcher die Massen in Aufruhr versetzte. Sind denn nicht auch die Parteiverhältnisse Englands durch die irische Nationalbewegung auf das schwerste erschüttert worden, als Gladstone sich entschloß, die überlieferte Reichsverfassung zugunsten der Iren abzuändern? Indes, diese Erschütterungen, obwohl sie tiefer eingegriffen haben als irgend jemand es für möglich gehalten hätte, haben dennoch das Wesentliche der englischen Parteiverfassung nicht berührt. Ein Teil der liberalen Wähler und Abgeordneten mit einigen der bisherigen Führer an der Spitze, die liberalen Unionisten wie sie seitdem heißen, haben sich von dem Gros der Partei, das bei Gladstone und seinem treubleibenden Stabe verharrte, abgetrennt und mit den Konservativen verbündet, die durch das Bündnis gestärkten Konservativen haben außerdem im Wahlkampfe eine Anzahl von Sitzen erobert und sind wieder an die Regierung gekommen — eine höchst wichtige innerpolitische Verschiebung, aber keine Zersetzung der Parteigruppen. Und ähnlich wird es überall geschehen, wo alte Parteien, auf dem gewachsenen Boden wohlerworbener Geltung ruhend, den Wogen einer Volksbewegung ausgesetzt sind. In lebendiger Wechselbeziehung mit dem Volke, erhalten sie rechtzeitig Fühlung von allem Werdenden, die Oppositionspartei wird das Neue vielleicht etwas früher und lebhafter in sich aufnehmen, jede gesunde Regierungspartei wird aber gleichfalls und mit kraftvollem Eifer folgen, bevor es zu spät wird; vielleicht werden sich einzelne Mitglieder, die sich in das Neue nicht fügen wollen, zurückziehen, andere werden dafür in den Vordergrund treten, neue volkstümliche Genossen werden frisch angeworben. So wenig eine der Parteien in ihrer persönlichen Zusammensetzung ganz aufgelöst wird, so wenig werden die überlieferten Grundsätze ihrer Politik ganz über den Haufen geworfen, jede wird ihr Programm auf die neue Idee hin prüfen und abtönen, aber ebenso wird sie umgekehrt die

neue Idee umgestalten, indem sie sie ihrem, das Ganze der Staatsgeschäfte umfassenden Programme einpaßt, bis sie lebensfähig und ausführbar geworden ist.

Unser junges, mit dem Volksuntergrund nur locker verbundenes Parteiwesen dagegen hat den heftigen Anstößen, die es durch die nationale Bewegung erhielt, nicht standgehalten. Zuerst schon zeigte sich die Erscheinung, daß die neuen Männer, die zum Chor der alten hinzukamen, die nationale Tonart immer kräftiger anschlugen und sich zu besonderen Gruppen ablösten; in der Folge aber wucherten überall ganz neue, selbständige Bildungen auf. Die Verbindung zwischen Führern und Wählern war zu wenig enge, man verstand sich nicht, die Führer wurden der neuen Strömung zu spät inne, die Wähler erwarteten sich von den Führern nicht das, was sie wünschten. In den paar Jahrzehnten verfassungsmäßiger Arbeit waren die Wählermassen selbstverständlich noch nicht recht geschult worden, viele Wählerschichten hatten überdies erst kürzlich ihr politisches Recht erhalten, kein Wunder, daß die große Menge Politik für gleichbedeutend mit jenem Politisieren hielt, wie sie es bisher in ihren Kreisen betrieben hatte: den nächsten Empfindungen über die öffentlichen Zustände einen möglichst heftigen Ausdruck geben, um so heftiger, je weniger man im Grunde des Herzens davon überzeugt war, daß man an dem Bestehenden etwas Besonderes zu ändern vermöchte. Der Bewerber, der dieser Neigung am meisten entgegenkam, war der Mann der großen Menge überall dort, wo sie leidenschaftlich erregt war. Statt daß die Parteien sich verjüngt hätten, entstanden junge Parteien, ohne Erfahrung, ohne Probe auf ihr Können. Es mag zu einiger Entschuldigung der Wähler gesagt werden, daß auch die alten Parteien nicht voll geschult waren, daß auch sie mehr als nötig statt auf praktische Politik auf die Erklärung ihrer Grundsätze ausgegangen waren.

So sind schließlich überall unter dem Druck der nationalen Erbitterung extreme nationale Richtungen aufgekommen, überall traten volkstümliche Barden hervor, die mit leidenschaftlicher Kraft hier das deutsche, dort das slawische Heldenlied und Trutzlied anstimmten, überall trafen sie in die Herzen des Volkes, überall wurden sie umjubelt und rissen die Menge mit sich fort. Und doch haben auch diese Extremen nicht bloß ihre Schuld, sondern auch ihr Verdienst, und der Geschichtschreiber, der seine Pflicht redlich erfüllen will, wird nicht umhin können, dieses ihr Verdienst anzuerkennen, wenn er sich auch mit dem Dichter sagen mag: „Dies schwere Lob versetzt mir meinen Atem.“ Was sie in allen Sprachen der Monarchie über die nationale Gesinnung der Wählerschaften verkündigten, ist Wahrheit gewesen und war als solche besser als alles Abwinken, Leisetreten und höfische Beschönigen, weil all das Unwahrheit ist, auf die eine gesunde Politik und daher auch ein gesunder Friede nicht gegründet werden kann; aber sie haben schwer darin gefehlt, daß sie nicht die ganze Wahrheit verkündigt haben, daß sie nur die eine Saite vibrieren ließen, deren Klang gerade der volkstümlichste war, während sie den Akkord nicht fanden, zu dem für ein treues Gehör Nationalgefühl und Staatsgefühl, Streitlust und Ruhebedürfnis sich überall abstimmen. Sie haben sich auf den dank-

barsten Teil ihrer Aufgabe beschränkt, dem schweren und undankbaren haben sie sich entzogen, sie haben die Leidenschaft des überhitzten Kampfes zum Ausdruck gebracht, aber nicht auch die dabei immer festgehaltene tiefe Grundstimmung des Friedens, nur das „öffentliche Nein" der Wählerversammlungen, aber nicht auch das „heimliche Ja" der Werkstätte und des Hauses. In der Wirklichkeit des Volkslebens sind die nationalen Gegensätze durch tausend von anderen Interessen geschaffene Beziehungen überbrückt; diese alle schiebt der Radikalismus beiseite und, indem er bloß den Haß und die Erregung zu Worte kommen läßt, gibt er der Wirklichkeit einen ebenso verfälschten Ausdruck wie diejenigen, die immer nur beschwichtigen und vor den Gegensätzen die Augen verschließen. Die Menge, sich selber überlassen, findet von den Ausbrüchen der Leidenschaft in den Geleisen des Alltagtreibens immer wieder den gewiesenen Weg zurück zu einem verträglichen Verhältnisse mit dem Gegner, die Führer aber, die sie sich in der Zeit der Leidenschaft wählt und nur auf die Stimmung der Leidenschaft hin wählt, verhindern sie daran, weil sie selber nur in dem Gedanken des Kampfes leben. Es ist nicht die Schuld dieser Führer, daß der nationale Haß erregt worden ist, aber sie tragen ihr redliches Teil dazu bei, daß er nicht zur Ruhe kommt.

Wie rasch die alten Parteien durch den nationalen Radikalismus überflügelt worden sind, davon sind wir in den letzten Jahren die Zeugen gewesen. Die alttschechische Partei, von den gefeiertsten Patrioten der Nation gegründet und geführt, ist in einem einzigen Wahlgang fast bis auf den letzten Mann aus dem Abgeordnetenhause verdrängt worden. Die alte Verfassungspartei war schon vorher zu einem großen Teile durch die Widerstände aufgerieben worden, die sich ihrer liberalen Kirchen-, Schul- und Wirtschaftspolitik entgegengestellt hatten, sie hatte namentlich Wien und die niederösterreichischen Stadt- und Landgemeinden fast ganz verloren, bis auf einen kleinen Rest, der sich in der Hauptsache mehr mit örtlichen und Personenkämpfen als mit Reichspolitik beschäftigt. Die Liberalen in den Alpenländern haben sich von ihr als nationaler linker Flügel abgesondert; am besten hat sie sich in den „Ländern der böhmischen Krone" erhalten, wo sie sich auf ein tüchtiges Bürgertum und Bauerntum stützen konnte und in unablässiger nationaler Fehde fester als irgendwo anders in Österreich organisiert hatte; und doch hatte die Parteiverfassung auch dort nicht tief genug ihre Wurzeln getrieben, gerade dort ging ein ansehnlicher Teil der Bezirke an die Radikalen verloren, die hier, an den Ursitzen des deutsch-tschechischen Streites, ihren natürlichen Boden fanden. Sind doch heute die Jungtschechen nicht mehr sichere Herren ihrer Wahlbezirke, schon haben auch sie durch extremere Richtungen Abbruch erlitten. Die unter Taaffe gebildete Staatspartei der Rechten hat sich längst in ihre nationalen Gruppen aufgelöst, der Hohenwart-Klub insbesondere, der die kleineren nationalen Splitter zu einem festen Glied zusammenfaßte, welches die Kette des eisernen Ringes schloß, ist in seine nationalen Atome zerfallen.

Die Wirkungen dieser Jahre auf unser Parteiwesen sind ganz außerordentlich.

Unsere alten Parteien waren große, einheitlich geführte Verbände, mit weit umfassenden Programmen. Sie waren zwar nicht volle Staatsparteien, weil einer jeden von ihnen durch gewisse Vorurteile, die mit ihrem Ursprung zusammenhingen, der Blick auf das Ganze des Staates verstellt war, aber sie wollten doch Staatsparteien sein, sowohl die alte Verfassungspartei als nicht minder auch die alte Rechte des Hauses, und die eine wie die andere nicht nur, wenn sie an der Regierung, sondern nicht minder auch, wenn sie in der Opposition waren. Heute sind die Parteien der Linken wie der Rechten auf Fraktionen zersplittert, deren jede für sich zu klein ist, um regierungsfähig werden zu können, und die übrigens ihr Programm gar nicht mehr darauf eingestellt haben, regierungsfähig zu sein; die meisten verfolgen einseitig das Interesse ihrer Nationalität, vielleicht überdies noch gebrochen durch ein bestimmtes wirtschaftliches Klasseninteresse. Zuletzt hat auch der Rest der alten Verfassungspartei sich der neuen Strömung hingegeben; es war ein bedeutungsvoller Augenblick in der Geschichte unseres Parlamentarismus, als einer ihrer letzten Veteranen erklärte, die Zeit für eine Staatspartei sei vorüber, auch die Deutschen hätten sich von nun an als Nationalpartei zu organisieren. So wollten es die Wähler, den Lockrufen folgend, die die Führer ausgaben, welche nach ihrem Herzen waren, und dem Gebote der Wähler haben sich die Abgeordneten gefügt.

Diese letztere Tatsache ist noch wichtiger, als der äußere Zerfall der Parteien, denn sie ist gleichbedeutend mit ihrem inneren Zerfall, das Grundverhältnis einer gesunden Parteibildung ist seitdem bei uns verkehrt. Die Führer haben das Vertrauen in sich verloren und fühlen sich von der Wählerschaft abhängig, statt daß die letztere ihre Interessen den Führern anheimgibt, damit diese die Formeln der Lösung finden. Unsere Parteien sind infolgedessen nicht nur nicht mehr regierungsfähig, sondern eine ganze Reihe von ihnen hat überhaupt aufgehört, handlungsfähig zu sein; sie, die das Volk „vertreten", d. h. handlungsfähig machen sollen, sind fast so hilflos geworden, wie das Volk selbst.

Schon in den Blütetagen unseres Parlaments ist das Wort ausgesprochen worden von den Reden, die zum Fenster hinaus gehalten werden, heute *reden* viele Abgeordnete aller nationalen Parteien nicht bloß zum Fenster hinaus, sondern sie *horchen* überdies ängstlich zum Fenster hinaus, um zu erfahren, was draußen gesprochen wird. Am Beratungstische selbst lauschen sie nach den Stimmen von außen und kommen am andern Tage mit geänderten Meinungen zurück, so daß es fruchtlos wird, mit ihnen weiter zu beraten; oder was noch schlimmer ist, sie weigern sich überhaupt, zum Beratungstisch zu gehen, um sich die Freiheit der Bewegung zu erhalten. Dadurch ist unser Parlament zwar ein äußerst empfindliches Organ geworden, in welchem jede volkstümliche Regung sofort ihr überlautes Echo findet, aber es hat aufgehört, seine oberste Pflicht erfüllen zu können, daß es als ein Ausschuß des Volkes die Arbeit für das Volk leistet, die dieses selbst nicht leisten kann.

Zwar sind nicht alle unsere Parteien in gleichem Grade zersetzt, aber auch diejenigen, die in sich selber das gesunde Gefüge einer Partei noch bewahrt haben, sind doch soweit gelähmt, daß sie im Hause die Pflicht nicht mehr erfüllen können, welche allen Teilen obliegt, das Ganze handlungsfähig oder doch mindestens „arbeitsfähig", wie wir heute sagen, zu erhalten, d. h. in jenem eingeschränkten Grade der Handlungsfähigkeit, der gerade noch ausreicht, um die Regierungsvorlagen äußerlich aufzuarbeiten. So ist es gekommen, daß die radikalen Parteien eine Zeitlang tatsächlich die Führung hatten, obwohl sie doch nur die Minderheit des Hauses sind, und selbst heute ist das Haus noch nicht ganz aus ihrem Bann. Der sorgenvolle Gedanke, ob die Wähler nicht heute oder morgen zum Radikalismus abspringen, kränkelt die Entschließungen auch der gemäßigten Parteien an, und der durch die Wahlsorge nicht beunruhigte Großgrundbesitz hat aus den früher angegebenen Gründen die Kraft zur Führung des Hauses verloren.

Unser Parlament hat sich den Wählern untergeordnet, aber wer zweifelt noch daran, daß es trotzdem sein Ansehen bei den Wählern verloren hat? Oder muß man nicht sagen, daß es eben deshalb sein Ansehen bei den Wählern verloren hat! Denn das Volk, auch wo es selber einen Anstoß gibt, will geführt sein, weil es fühlt, daß es dadurch an Stärke gewinnt; darum ehrt es den kraftvollen und erfolgreichen Führer und schätzt jeden gering, der nur den Namen, aber nicht die Kraft des Führers hat. „Strenge Herren regieren nicht lange", sagt das Sprichwort ganz richtig, aber schwache Herren regieren noch um vieles kürzer; wer mit Erfolg regieren soll, muß der Diener und der Herr des Volkes sein, der Diener, indem er seine gerechten Wünsche erfüllt, der Herr, indem er ihm, und sei es auch wider seinen Sinn, die rechten Wege dazu weist, wie es Bismarck getan hat, als er Deutschland einigte. Einer der großen Architekten Wiens erklärte mir einst, daß der Künstler, um seinen Bauherrn zu befriedigen, immer genau das Gegenteil dessen machen müßte, was dieser vorgeschlagen hätte; in scherzhafter Übertreibung ist damit das Verhältnis richtig bezeichnet, welches überall zwischen Publikum und Fachmann und so denn auch zwischen Wählern und Vertretern bestehen soll: das Publikum fühlt das Bedürfnis, der fachkundige Berater erkennt es genau und findet die Mittel der Abhilfe — zuerst vielleicht mit Mißtrauen empfangen, erntet er zuletzt Dank und Ruhm. Unser Parlament hat sich allzusehr von den Wählern beraten lassen, und daher kommt es, daß es weder Dank noch Ruhm einerntet. Die öffentliche Meinung bezeichnet es als schwach und ohnmächtig, und alle die geschärften Mittel, die es braucht, um seine Schwäche und Ohnmacht zu verbergen, können an diesem Urteil nichts ändern.

War nicht auch die Art und Weise, wie selbst das schärfste Mittel der Opposition, die Obstruktion, von gewissen Parteien geübt, von andern gedroht oder ermuntert und geduldet wurde, ein stillschweigendes Eingeständnis der äußersten Hilflosigkeit des Parlamentes? Die Obstruktion kann das letzte Verzweiflungsmittel einer um ihre Existenzrechte kämpfenden Minderheit sein, sie kann das Mittel sein,

um über Interessen, in denen keine Partei sich der Zifferübermacht der andern beugen kann, an Stelle der parlamentarischen Abstimmung Berufung an ie freie Verhandlung der Parteien einzulegen und das mechanische Verfahren, das die Verfassung vorschreibt, durch die innere Macht der Beweisgründe zu ersetzen, sie kann das Mittel sein, um die Regierung durch Sperrung und Aushungerung zur Nachgiebigkeit zu zwingen, oder sie kann auch schlechthin ein Ausbruch gereizter Leidenschaft sein, der sich seiner Ziele noch nicht recht bewußt ist. Auf solchen Wegen ist die Obstruktion wirklich in unser Verfassungsleben eingedrungen; aber hat sie nicht am Ende ein anderes Motiv gefunden, das ihr eine ganz andere Bedeutung gibt? Der Regierung gegenüber nimmt der § 14 der Obstruktion fast alle Schärfe, da er ihr nach der immer weiter gehenden Auslegung, die dieser Paragraph unter Duldung der Obstruktionsparteien selber erfuhr, in den meisten Fällen die Ermächtigung gibt, das obstruierende Parlament bis auf weiteres so zu behandeln, als ob wir überhaupt kein Parlament hätten. Wenn man auch in den Fällen des § 14 nichtsdestoweniger obstruierte, so konnte wohl der Grund nicht der sein, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, er war vielmehr ganz durchsichtig der, sich selber Verlegenheiten zu ersparen; man wollte weder Ja noch Nein sagen oder man wollte vor den Wählern den Eindruck äußerster Entschlossenheit hervorrufen, selbst wenn man sie nicht besaß. Scharfe Opposition macht ja volkstümlich und die Minderheit gebraucht ja wohl auch anderwärts, um den Wählern zu gefallen, häufig und gerne das so bequeme Mittel, dann, wenn sie weiß, daß die Mehrheit Ja sagen wird, ein ebenso imponierendes als harmloses Nein zu sagen. Die Obstruktion ist ein gesteigerter Ausdruck der Opposition, die Obstruktion mit dem Ventil des § 14 schafft sogar die Gelegenheit, daß die Mehrheit des Hauses sich ohne Gefahr auf die gefährliche Opposition hinausspielen darf, nur um sich nicht binden zu müssen und um Zeit zu gewinnen und die Stimmungen der Wählerschaften abzuwarten.

Die Obstruktion ist selbst in denjenigen Fällen, in denen sie die Regierung nicht durch die Parade nach § 14 unschädlich machen kann, keine wirksame Waffe. Es ist zwar richtig, daß die Regierung in diesen Fällen in Verlegenheit gesetzt werden kann, z. B. wenn ihr die Aufnahme eines Anlehens versagt wird, welches sie dringend benötigt, aber die gewünschte Wirkung, daß sie sich überwunden erklären und der obstruierenden Partei den geforderten Siegespreis ausfolgen muß, kann doch nicht eintreten, denn in demselben Augenblick nehmen andere Parteien die Waffe der Obstruktion wieder auf und fallen der Regierung in den Arm. Hätten wir das gleiche parlamentarische System wie die Ungarn, wo die Mehrheit die Regierung bildet, so könnte die Minderheit auch bei uns bis zu einer gewissen Grenze die regierende Mehrheit zur Nachgiebigkeit zwingen, aber wir haben überhaupt nur lauter Minderheiten, die gegeneinander ringen. Mag sich die Minderheit, die durch ihr Veto die Arbeit des Hauses zum Stillstand zwingt, auch an dem stolzen Gefühle der Kraft genugtun, sich das Haus unterworfen zu haben, so wird das Urteil der Geschichte doch anders fallen, es wird dahin lauten, daß eine

Kraft, die nur vernichtend wirken kann, schlimmer ist als die äußerste Schwäche.

Die Schwäche des Parlamentes ist im Parlamente selber ganz offen einbekannt worden. Sprecher der verschiedensten Parteien haben unumwunden einbekannt, daß das Parlament aus sich eine parlamentarische Regierung zu bilden nicht mehr imstande und daß eine neutrale Beamtenregierung derzeit die einzig noch mögliche Form einer konstitutionellen Regierung sei, Sprecher der verschiedensten Parteien haben einbekannt, daß die Parteien nicht einmal mehr imstande seien, miteinander zu verhandeln, und daß sie hiezu die Initiative der Regierung in Anspruch nehmen müßten. Und muß man nicht den Eindruck erhalten, daß gewisse feierliche Parteikundgebungen ganz offenbar den Zweck hatten, einer erwarteten parlamentslosen Regierung die Motive für die Entscheidung des nationalen Kampfes zu liefern? Wie die Parteien im alten Prozeß vor der Akteninrotulierung ihre Gründe zusammenfaßten, so haben zu Zeiten, als die Schwäche des Parlamentes so bedrohlich geworden war, daß das Ende stündlich zu erwarten schien, die nationalen Hauptparteien ihre Schlußerklärungen abgegeben, damit der oberste Richter seinen Spruch fällen könne.

Ich bin bisher bei Erörterung der Ursachen der parlamentarischen Wirren einem Namen ausgewichen, der fast jedermann auf die Lippen kommt, wenn von diesen Dingen gesprochen wird, ich habe bisher von den Zeitungen, den bösen Zeitungen nicht gesprochen, denen im Gespräche zumeist die Hauptschuld gegeben wird. Ich glaube, eigentlich mit Unrecht, ohne daß ich übrigens unsere Zeitungen in allem, was sie tun, verteidigen möchte. Zeitungen können nicht anders als mit der Zeit gehen, das liegt in ihrem Wesen, die richtige Tageszeitung wird sogar mit der Tagesströmung gehen, und da die Strömung unserer Tage nicht von den Parteien und ihren Führungen, sondern von den Instinkten der Masse eingegeben ist, so geht sie mit den Instinkten der Masse. In den Anfängen unseres Verfassungslebens ist auch dies anders gewesen. Wie damals die Klubs über die Wähler herrschten, so gingen die Zeitungen mit den Klubs, und sie werden es wieder tun, sobald wir wieder starke Parteien haben werden. Der Umstand, daß die Zeitungen mit ihrem durch das geschäftliche Interesse geschärften Gefühle für die Strömungen des Tages heute mit den Wählerschaften gehen, ist ein untrügliches Symptom dafür, daß bei diesen im Augenblick die Macht ist; freilich wird ihre Macht, ihr Selbstgefühl, ihre Erregung rückwirkend hiedurch ganz außerordentlich verstärkt, nicht anders als seinerzeit die Macht der Parteileitungen durch den Beistand der Presse außerordentlich verstärkt worden ist, und in diesem Sinn ist es allerdings richtig, daß die Presse mit ihren Anteil an der heutigen Lage hat: sie hat zwar die Tagesströmung nicht erzeugt, aber sie verschärft sie, wie sie jede Bewegung verstärkt, die sie zum Ausdruck bringt. Bevor es Zeitungen gegeben hat, hat die Masse zu einem Gefühle ihrer selbst nur in den seltenen Fällen des eigentlichen Zusammenlaufes gelangen können, in den Fällen der begeisterten Massenkundgebungen

oder aber in denen der Zusammenrottung, des Auflaufes, der Revolution, wo es dann freilich zu dem berauschenden Gefühle gesteigert wird, das die körperliche Berührung der Tausende erzeugt. Die Presse gibt die Gelegenheit, die Gedanken der Tausende zu vereinigen, täglich und von den entlegensten Orten her, sie zieht auch diejenigen mit heran, die sonst nicht auf die Gasse laufen, sondern ruhig zu Hause und bei der Arbeit bleiben. So gibt sie der Masse die Eigenschaft einer geistigen Allgegenwart; eine Äußerung, die sonst verloren ginge, gewinnt Gewalt über die Gemüter, weil sie „in der Zeitung steht", die irgendwo gesprochene zündende Rede wird überallhin verbreitet, das beherrschende Schlagwort des Tages wird in Umlauf gesetzt, die dunklen Instinkte werden zur unablässigen brennenden Leidenschaft erhöht. Ängstliche Menschen sehen darin eine Gefahr, sie sehen nur das eine vor sich, daß die Übel, an denen wir leiden, durch die Presse und ihre Öffentlichkeit noch größer werden, aber müssen wir nicht erkennen, daß auch die Kräfte, die wir haben, auf diesem Wege größer werden? Übrigens ist ein öffentliches Leben ohne die Presse heute nicht mehr denkbar. Wir stehen vor der Entscheidung: wollen wir die Öffentlichkeit und den großen Maßstab, den sie bringt, oder wollen wir in das enge Wesen der guten alten Zeit zurück? Wenn wir die Öffentlichkeit wollen, dann können wir die Presse aus ihr nicht entfernen und müssen mit den Größenverhältnissen rechnen lernen, in denen sie das Massenbewußtsein verstärkt.

Wie glücklich war das englische Volk daran, daß sich seine Verfassung in einer Zeit einwurzeln konnte, in welcher die politischen Kämpfe noch nicht durch die Presse ins Land hinausgetragen und von der atemlosen Aufmerksamkeit des Publikums begleitet wurden; wir sind schlimmer daran, wir müssen uns zu gleicher Zeit an die Öffentlichkeit der Presse und an die des Parlamentarismus gewöhnen. Wir müssen daher auch den nationalen Frieden unter der gedoppelten Bedingung schaffen, daß die Vertragspunkte den Parteien genehm sind, wenn sie sie in Ruhe sachlich überlegen und wenn sie auf den unmittelbaren Beifall des Publikums bedacht sind, das sich im Zeitungslesen sein Urteil bildet.

Werden wir unter so widrigen Umständen überhaupt dazu gelangen, daß sich wieder entschlossene Parteien bilden können, die den Wählern den Weg weisen und sich fest im Volksboden einwurzeln? Wird nicht jede erste Aussaat solcher Pläne schon durch den nächsten Sturm hinweggetragen werden müssen?

Ich möchte eine Gegenfrage stellen: Wie lange werden die Massen ihren Druck auf den Gang der Politik noch üben? Und eine zweite Frage, die mit der ersten zusammenhängt: Wie lange werden die extremen Führer ihren Einfluß auf die Massen noch aufrechterhalten können? Das Mittel, wodurch sie wirken, kann doch nicht auf die Dauer wirken, schon heute wirkt es schwächer. Die Menge läßt sich immer nur eine gewisse Zeit hindurch durch bloße Erregung befriedigen, zuletzt will sie doch die nahrhafte Kost des Erfolges; ihre Erregung, wenn sie entzündet ist, lodert hoch auf, aber sie weicht, wenn sie ziellos ins Leere getobt hat, ebenso rasch

dem Gefühle hilfloser Ohnmacht, vollends dort, wo ihr politischer Sinn so wenig gefestigt ist wie in Österreich. Alle die bejubelten Redner des Tages, die nichts anderes tun, als daß sie der Leidenschaft zum Worte verhelfen, haben endlich das Schicksal vor sich, von denen, die sie umjubelt haben, verlassen zu werden, sobald sich gezeigt hat, daß sie nichts zu erreichen vermögen, und das muß sich zeigen; von ihnen allen, die von rechts und links her gegeneinander wüten, wird keiner Recht behalten — Recht können am Ende nur die Gemäßigten behalten, wenn sie anders im rechten Sinne Maß zu halten wissen, so wie der rechte Schütze es tut, der sein Pulver genau mißt, der das Blei abwägt, der Sonne und Wind in acht nimmt und das Ziel kennt und trifft, während die anderen sich unnütz verschossen haben. Wenn die Extremen ihre Kraft vergeudet haben werden, so werden die Wähler sich endlich jener gemäßigten Partei zuwenden, die herzlich und warm für sie fühlt und sie durch Taten davon überzeugt, daß sie durch ihre Mäßigung stark wird, die umsichtig alle ihre Mittel prüft, die auf das Unmögliche und Ungerechte verzichtet, aber für das Mögliche und Gerechte Bundesgenossen wirbt und endlich mit gesammelter Kraft ihren Schlag führt und den Sieg gewinnt.

Ein Sieg, ein voller klarer Erfolg, von den gemäßigten Parteien gewonnen, müßte die parlamentarische Lage von Grund aus verändern. Der Erfolg wirkt Wunder, er läßt mit einem Schlage eine Menge von Dingen, die man eben noch heftig beklagt hat, gar nicht mehr als Übel empfinden; der Patient klagt dem Arzt über zahlreiche Schmerzen, von denen die meisten von selber vergehen, sobald das eine wirkliche Leiden, von dem sie ausstrahlen, durch den kunstgerechten Eingriff behoben ist. Ein Frieden zwischen Deutschen und Tschechen, in welchem gewisse Hauptpunkte verständig geordnet sind, müßte die ganze Zahl der anderen nationalen Schmerzen zur Ruhe kommen lassen. Wenn die beiden gemäßigten Parteien sich auf einer Linie begegnen könnten, die den Interessen beider Teile gerecht würde, so daß jeder mehr heimbrächte als ihm die Punktationen gebracht haben, würde dann nicht vielleicht den friedenschließenden Parteien von den Wählern ein ganz anderes Schicksal bereitet werden als damals, da die Punktationen geschlossen wurden? Damals war die Zeit für Vereinbarungen noch nicht reif, stürmisch meldete man sich erst noch von beiden Seiten mit den bis dahin zurückgehaltenen Wünschen zum Worte, und es blieb nichts übrig als zuzuwarten, bis alle Forderungen angemeldet waren. Sollte es jetzt nicht endlich an der Zeit sein, das Anmeldeverfahren zu schließen und die Ausgleichsquote zu bemessen? Was Neues wollte man erfahren, was man noch nicht wüßte? Vielleicht winkt heute der Erfolg denen, die die Kraft haben, ein Ende zu machen, vielleicht hat die politische Baissespekulation, die nach dem Zusammenbruch der Punktationen mit so viel Glück betrieben wurde, ihre Wirkung erschöpft und derjenige wird den Gewinn einheimsen, der den Mut hat, eine Politik der Hoffnung einzuschlagen! Wie müßte das Ansehen des Parlamentes nicht steigen, wenn dieses Werk gelänge! Falls die Parteien beweisen, daß sie die Kraft besitzen, das fast nicht mehr für möglich Gehaltene dennoch durchzuführen,

so würden sie ihr Selbstvertrauen und das Vertrauen ihrer Wähler zurückgewonnen haben, sie würden, wie die Sieger in einem fast hoffnungslosen Kampfe, stärker sein als je zuvor, die parlamentarische Krise könnte als überwunden gelten, das Parlament hätte die Stellung, die ihm die Verfassung geschenkt, aus eigener Kraft gerechtfertigt.

Freilich, gerade der Umstand, daß ein Friedenserfolg das Ansehen des Parlamentes endgültig befestigen müßte, ist bisher das ernsthafteste Hindernis für den Frieden gewesen, denn die Tschechen wollen ja das Ansehen des Zentralparlamentes untergraben, sie führen ja Krieg gegen die Verfassung; und die Tschechen sind es, in deren Hand das Gelingen des Friedenswerkes vor allem gelegt ist, denn an ihnen ist es, einzulenken, nachdem die Deutschen ihnen bezüglich der Amtssprache bereits so weit entgegengekommen sind. Die Ziele der tschechischen Politik sind durchsichtig, sie haben gehofft, den Wiener Reichsrat zu zertrümmern, um über seinen Ruinen den Prager Landtag um so stolzer aufzurichten. Sollten sie den Irrtum ihrer Rechnung aber nicht schon erkannt haben, seit mit dem Abgeordnetenhause zugleich auch die böhmische Landstube zum Stillstand verurteilt ist? Und wird, wenn das stärkste Bollwerk verfassungsmäßiger Freiheit, wenn das Zentralparlament gefallen sein sollte, der konstitutionelle Gedanke noch die kleineren und verstreuten Außenwerke der Landtage zu halten vermögen? Vollends aber, wird jede Schwächung der Volksfreiheit nicht gerade den Nationalitäten den meisten Abbruch tun müssen, welche erst durch die Freiheit in Österreich hinaufgekommen sind? Die Parteien, die das parlamentarische Räderwerk am Sitze der Regierung zum Stillstand bringen, treiben das Wasser auf die Regierungsmühle, die Regierung aber arbeitet nach einem inneren Gesetze, welches auf die Dauer jede persönliche Neigung besiegt, nicht im verstreuten länderweisen Mittel- und Kleinbetrieb, sondern im einheitlichen Staatsgroßbetrieb, dieser aber arbeitet nach eben diesem Gesetze deutsch. Die Regierungsmühle ist durch die Jahrhunderte die deutsche Mühle gewesen und sie wird es wieder sein. Haben nicht also gerade die Tschechen alle Aufforderung dazu, Frieden zu schließen, um in Land und Reich den großen Gewinn, den ihnen die Verfassung gebracht hat, zu realisieren, bevor er von einer neuen Strömung gemindert wird, die die Macht der Regierung wieder stärkt?

* * *

Falls Deutsche und Tschechen ihren Frieden machen, wäre der nationale Kampf in Österreich zwar noch nicht zu Ende, aber seine Gefahr wäre vorüber, denn der große Krieg, der im Zentrum des Reiches die Kräfte lähmt, wäre abgeschlossen; der kleine Krieg der übrigen Nationalitäten hätte für sich mehr eine örtliche Bedeutung und er würde, falls er weitere Störungen verursachen sollte, wohl um so leichter zur Ruhe gebracht werden können, als Deutsche und Tschechen sodann zusammen das Interesse hätten, den geschlossenen Frieden auch wirksam auszunützen.

Der Gedanke, daß die drückende Krise durch einen kräftigen Entschluß der Parteien überwunden werden könnte, ist zu schön, als daß er fallen gelassen werden dürfte, solange noch ein Funke von Hoffnung da ist, wie auch der Arzt, solange es nur angeht, mit der Möglichkeit rechnen wird, daß die Natur des Kranken sich noch helfen und selbst durch eine Art von Wunder die Heilung herbeiführen könnte. Gleichwohl aber wird er alle Mittel für den Fall anwenden müssen, daß die erwünschte innere Wendung nicht eintritt, und so muß man wohl auch prüfen, was dann zu geschehen habe, wenn die Parteien sich zum Vertrage nicht entschließen sollten.

Eine weitverbreitete Meinung nimmt an, daß das nationale Fieber doch nur ein eingebildetes Leiden sei; man begegne ihm am besten dadurch, daß man die Leute auf andere Gedanken zu bringen sucht, daß man sie die nationalen Dinge allmählich vergessen macht, etwa indem man sie auf ihre vernachlässigten wirtschaftlichen Angelegenheiten hinweist und ihr Interesse hieran überdies durch materielle Zuwendungen unterstützt. Dieser Diagnose gegenüber habe ich meine Anschauungen in den vorhergehenden Blättern des öfteren dargelegt, so daß ich mich jetzt auf eine kurze Zusammenfassung beschränken kann. Ich glaube, daß es sich in der nationalen Bewegung um einen Prozeß handelt, der sich in den innersten Tiefen des Volkstums vollzieht, der überhaupt nicht in sich, sondern nur durch die seine Entwicklung begleitenden Folgewirkungen auf unser öffentliches Leben ein Übel ist, während er in sich ein durch die großen Strömungen der Gegenwart bedingter Kulturprozeß ist, welcher sich gar nicht aufhalten läßt und auch nicht aufgehalten, sondern nur in seinem Verhältnisse zum Staatsganzen reguliert werden soll.

Eine andere Meinung will das Übel tatkräftig bekämpfen; sie sucht nach gründlichen Heilmitteln und schreckt vielleicht vor äußersten Gewaltkuren nicht zurück. Ich möchte jetzt nicht den vielerlei Möglichkeiten nachgehen, die sich in dieser Richtung eröffnen, ich begnüge mich, das Nächstliegende zu erwähnen. Der einfachste Gedankengang ist beiläufig der folgende: „Das Übel besteht darin, daß das Parlament arbeitsunfähig ist, das Haupthindernis der Arbeitsfähigkeit ist die Obstruktion, man muß also die Obstruktion unmöglich machen." So ist z. B. in England die Obstruktion der kleinen irischen Minderheit durch die geeinigte Überzahl der anderen Parteien des Parlamentes niedergeworfen worden, ähnlich ist es anderwärts unter ähnlichen Bedingungen geschehen; in Ungarn wird von einer entschlossenen Regierungsmehrheit soeben der Versuch gemacht, einer starken Minderheit die Waffe der Obstruktion zu entwinden, mit welchem Erfolge, läßt sich im Augenblick noch nicht voraussehen. Indes, keiner dieser Fälle ist auf den unsrigen anzuwenden, denn wir haben überhaupt keine Mehrheit, wir haben nur lauter Minderheiten, die alle zu schwach sind, zu schwach, um sich zu einer Mehrheit zusammenzuschließen, zu schwach, um diejenige Minderheit zu bekämpfen, die gerade obstruiert, weil sie sich als die allerschwächste fühlt. Es mag recht angezeigt sein — wenn auch der Weg dazu nicht ganz leicht zu finden ist — daß ein so zusammengesetztes Parlament eine Geschäftsordnung erhielte, welche ihm möglichst wenig

Gelegenheit zu unnötigen Verzögerungen gäbe, aber das Grundübel, die allgemeine Schwäche, wird auf diese Weise nicht beseitigt werden können.

Aus Ungarn tönt zu uns auch das in der letzten Zeit dort viel gebrauchte Schlagwort von der „Entwirrung" herüber, mit der es übrigens auch dort seine mühsamen Wege hat. Man hat darunter, wie es scheint, an das Bild eines verworrenen Knotens zu denken, der nicht ganz so verwickelt ist, daß er durchhauen werden müßte, sondern aus dem man durch geschicktes Zugreifen die Fäden unzerrissen und gebrauchsfähig zu lösen vermöchte. Ist dieses Bild auf die österreichischen Verhältnisse anzuwenden? Haben wir gesunde Parteien, die nur vorübergehend etwas zu sehr durcheinandergeraten sind? Falls das Schauspiel eines nationalen Friedens aus eigener Kraft sich noch vor unseren Augen ereignen sollte, dann wird man die Frage bejahen müssen; wenn es sich aber nicht bald ereignet, so wird niemand mehr an diese Möglichkeit glauben, außer denen, die auch der bekannten Erzählung Münchhausens Glauben schenken, daß er sich an seinem Zopfe aus dem Sumpf gezogen habe. Unsere öffentlichen Zustände sind „versumpft"; wenn irgendwo, so gilt für uns dieses Bismarcksche Wort, wir haben sogar mehrere kommunizierende Sümpfe, größere uud kleinere, von denen einer sich aus dem andern wiederfüllt, falls er für sich zurückgetreten sein sollte, all die stehenden, Gift ausatmenden nationalen Kampflager. Einen Sumpf kann man nicht entwirren; nicht Entwirrung, sondern Entsumpfung ist die Arbeit, die wir zu leisten haben — in unverzagter Ausdauer ein Stück verwahrlostes Prozeßland nach dem andern trocken legen und urbar machen, das ist unsere Aufgabe, sowie durch die Punktationen der böhmische Landesschulrat und Landeskulturrat aus dem nationalen Kampfe ausgeschaltet und zu fruchtbarer Wirksamkeit gebracht wurden.

Solche Arbeit ist nicht hoffnungslos, wie schon diese beiden Beispiele zeigen, denen noch andere anzufügen wären. Denken wir nur an den Ausgang Badenis zurück, wo Österreich an dem Vorabend eines weitverbreiteten Ausbruches zu stehen schien, so müssen wir erkennen, daß der Höhepunkt der Krise überwunden ist; unter dem Ministerium Körber, darüber dürfen wir uns durch die letzten Irrungen nicht täuschen lassen, ist ein Stillstand eingetreten. Ohne das nicht genug zu schätzende Verdienst dieses Ministeriums und seines leitenden Mannes zu verkleinern, wäre sogar die Frage zu stellen, ob der erreichte äußere Stillstand nicht durch gewisse innerlich herangereifte Bedingungen vorbereitet war? In dem Kampfe, der durch Badeni herausgefordert worden ist, hatten die beiden gegnerischen Mächte ihre volle Stärke entfaltet und sich aneinander gemessen; die Deutschen haben die Zurückziehung der Badenischen Verordnungen, d. h. die Wiederherstellung des gestörten früheren Zustandes erzwungen, im übrigen jedoch vermochte keine Partei über die andere einen Vorteil zu gewinnen. War es damit nicht offenbar geworden, daß nach den ersten geschichtlichen Schwankungen nun beide Mächte zu gleicher Stärke gediehen waren und daß nach den gegebenen Kräfteverhältnissen Zugeständnisse an die eine ohne Zustimmung der andern ausgeschlossen sein mußten?

Aber muß man nicht noch in einem andern, tiefsten Sinne von einem Stillstand sprechen? Für die Empfindung des Altösterreichers war bei den Deutschen wie bei den meisten Slawen das Nationalgefühl vom Staatsgefühl vollständig überschattet gewesen. Seit 1848 beiläufig beginnt sich bei den Slawen das Nationalgefühl selbständiger abzulösen, seit den sechziger Jahren, nachdem die Verfassung die nationalen Parteien voll organisiert hatte, erhebt es sich zu vollem Selbstbewußsein, seit Taaffe beginnen auch die Deutschen, von den gemischten Ländern aus, sich zu nationalisieren. Diese ganze Zeit kommt die nationale Bewegung niemals zur Ruhe, sie wächst in Breite und Tiefe, die nationalen Massen sind, wenn man so sagen darf, in beständiger Verschiebung. In den „Ländern der böhmischen Krone" insbesondere zersetzt sich der überlieferte, zwitterhafte Utraquismus immer schärfer, hier in deutsches, dort in tschechisches Wesen; jedes Pflaster, mit dem die Staatskunst den klaffenden Riß zu überdecken versucht, versagt seine Wirkung, weil er von innen aus sich immer noch erweitert, die Punktationen waren schon überholt, als sie kaum vereinbart waren. Seither ist endlich die Bewegung mindestens nach ihrem äußeren Umfang abgeschlossen, es gibt in Böhmen, Mähren und Schlesien in den politisch empfindlichen Schichten kaum einen Utraquisten mehr, aber auch kaum mehr jemand, der sich vom Kampfe ausschlösse, jede Partei hat jeden Mann in ihre Reihen gestellt. Irgendwelche Eroberungen auf fremde Kosten, durch Germanisierung oder Slawisierung, sind nirgends mehr zu machen, es wäre denn an den verstreuten Minoritäten, je nach deren Widerstandskraft, aber auch solche Verschiebungen wären für das große Ganze so gut wie bedeutungslos.

Grillparzer läßt im „Bruderzwist" den Obersten Wallenstein den kommenden Weltkrieg voraussagen und daß er dreißig Jahre währen werde, denn

„man nennt so viel ein Menschenleben
Und eh' nicht, die nun Männer, faßt das Grab,
Und die nun Kinder, Männer sind geworden,
Legt sich die Gärung nicht, die jetzt im Blut."

Die Gärung im Blute derer, welche in unserem friedlichen Zeitalter auf dem klassischen Boden des großen Weltkrieges den Streit wieder aufgenommen haben, das ist der durch die moderne Kulturbewegung erzeugte nationale Drang, durch den aus dem Altösterreicher, wie ihn der große Krieg geschaffen, in einer denkwürdigen geschichtlichen Umbildung wieder ein seiner selbst bewußtes deutsches und tschechisches Volkstum sich entwickelt hat. Ehe diesem Drange nicht Genüge getan war, konnte Böhmen nicht zur Ruhe kommen und darum mußte jetzt wieder, wie im Zeitalter Wallensteins, eine Generation der Männer von ihren Kindern abgelöst werden, damit die Gärung im Blute sich legen konnte. Lassen wir uns dadurch nicht beunruhigen, daß auch, nachdem der Prozeß der Nationalisierung beendigt ist, die Leidenschaften, die er begleitend entbunden hat, noch nicht stille geworden sind! Sie werden gewiß noch manches zu schaffen geben, aber die wichtigste staatsmännische Aufgabe ist doch nicht ihnen zuzuwenden, sondern der Ordnung der neugeschaffenen

nationalen Körper, deren Werden sie begleitet haben; diese Aufgabe besteht darin, diesen Körpern die öffentlichen Einrichtungen bestmöglich anzupassen, selbstverständlich unter genauester Mitberücksichtigung des gesamten österreichischen Staatskörpers, dem sie angehören und durch den sie leben. Wenn die Arbeit gelänge und den Frieden brächte, wäre dies nicht eine abschließende Versöhnung, die unser Zeitalter den Opfern jenes furchtbaren Weltkrieges bereiten könnte?

Wie die Arbeit in ihren Einzelheiten zu vollziehen ist, habe ich hier nicht weiter auszuführen, ich kann mich auf das berufen, was ich an einer früheren Stelle in Rücksicht auf das deutsche Projekt der Kreisvertretung gesagt habe. Hier habe ich mich noch nach einer andern Seite hin mit einem ganz allgemeinen Gedanken zu beschäftigen.

Für jede Arbeit bedarf es einer genügenden Kraft. Wo soll die politische Ingenieurwissenschaft in Österreich die Kraft finden, um die Arbeit des Friedens zu vollbringen? Die reiche Kraft, mit der unser Verfassungsleben, von so vielen Hoffnungen begleitet, eingesetzt hat, ist wohl, wenn nicht alle Zeichen täuschen, für einige Zeit verbraucht, das Werkzeug des Parlaments ist in alle die Fraktionen zerbrochen, die sich, wie es scheint, nicht mehr zusammenfinden können, falls nicht im letzten Augenblick noch das „Wunderbare“ des Entschlusses zur gegenseitigen Gerechtigkeit geschieht. Ein stoffliches Werkzeug kann man nicht selten, wenn es Schaden genommen hat, noch einmal flicken und leimen, ein gesellschaftliches dagegen, wie ein Parlament eines ist, kann man nicht so leicht wieder instand setzen; seine Schäden müssen verwachsen und gesellschaftliches Wachstum braucht immer lange Zeit. Unsere Parteien haben in der bitteren Schule der letzten Jahre ohne Zweifel manches gelernt, sie sind in manchem klüger als ihre Vorgänger in den Anfängen der Verfassung, aber es ist ihnen etwas abhanden gekommen, was nur schwer wieder zu gewinnen ist, nämlich der einigende ideale Zug, die jugendfrische Zuversicht, der ungebrochene Glaube an sich; und ebenso ist den Völkern der Glaube an das Parlament abhanden gekommen. Dieses Haus von Rednern ist der Öffentlichkeit gegenüber in derselben Lage, wie dem Hause gegenüber ein neuer Redner, dessen Auftreten mit Spannung erwartet, dessen Jungfernrede mit allgemeiner Aufmerksamkeit verfolgt worden ist und der seine Zuhörer enttäuscht hat. Er mag späterhin sein Bestes sagen, so wird er vor leeren Bänken sprechen und er wird lange Mühe daran wenden müssen, um das verlorene Vertrauen wieder zu gewinnen.

Es ist ja erfreulich, zu sehen, daß die deutschen gemäßigten Parteien tätig am Werke sind, um die tiefen Schäden des Parteiwesens auszutilgen, die, von Anfang an gewachsen, durch die nationale Krise übermäßig entwickelt und jäh enthüllt worden sind. Ein eifriges Bestreben ist wahrnehmbar, sich neu zu ordnen und die Fühlung mit den Wählern wieder herzustellen, wie dies z. B. die deutsche Fortschrittspartei in Böhmen sich zur Aufgabe gestellt hat. Die getrennten deutschen Gruppen haben sich einander wieder genähert, der Name der deutschen Gemein-

bürgschaft fängt an, sich zur Tat zu verdichten, ein gemeinsamer Vollzugsausschuß ist eingesetzt. Noch weiter zu gehen und sofort den Versuch zu machen, eine große deutsche Partei wie einst zu bilden, ist vorläufig nicht angezeigt, der Sprung wäre zu kühn und dürfte vorerst noch nicht gewagt werden, die Verbindung der getrennt marschierenden Abteilungen zum gemeinsamen Schlagen ist gegenwärtig die einzige mögliche Taktik. Hoffentlich wird es gelingen, in die Bewegungen eine immer größere Übereinstimmung zu bringen und sich außerdem noch mit anderen Parteien, wenn auch anfangs nur von Fall zu Fall, zu verständigen, um die Mehrheit im Hause zu sichern.

Wir dürfen uns indes nicht täuschen, lange und schwere Arbeit wird zu leisten sein, ehe die Nachwirkungen der Krise im Parteileben ganz überwunden, ehe das volle Vertrauen der Wähler wiedergewonnen, ehe die jungen politischen Talente wieder entschlossen sein werden, sich zum Eintritt in die parlamentarischen Reihen zu melden. Es ist ja ein offenes Geheimnis, wie schwer es ist, für die erledigten Mandate brauchbare Bewerber zu finden; ehe dieser Zustand nicht überwunden ist, kann von einer Gesundung unseres Parteiwesens keine Rede sein. Von den gesellschaftlichen Bildungen gilt dasselbe wie von den einzelnen Menschen, daß man sie an ihren Früchten erkennen wird, und wie soll die Frucht reifen ohne Nachwuchs, ohne die Blüte der jungen Begabungen? In dem Ringen zwischen Regierung und Parlament wird sich die Entscheidung danach bestimmen, auf welcher Seite sich die fähigeren Arbeiter versammeln. Nicht nur auf die „Wahl durch das Volk" kommt es an, sondern ebensosehr auf diese innere Wahl, die die zur Führung berufenen Talente auf dem Scheidewege treffen, wo sie mit sich einig werden müssen, ob sie sich den Wählern oder der Regierung zur Verfügung stellen sollen und wo sie sich für diejenige Richtung entscheiden, in der sie fruchtbare Arbeit und Erfolg voraussehen.

Wird nicht die Regierung die Kraft sein, die berufen ist, den Teil der Arbeit, den das Parlament zu leisten nicht mehr imstande sein sollte, an dessen Stelle zu übernehmen? Langsam, in aller Stille ist sie seit dem Zusammenbruche des Metternichschen Systems wieder in die Höhe gewachsen, erst unter dem Schutze des Parlamentes als sein Organ, dann, sich von ihm abtrennend, selbständig neben ihm und über ihm aufstrebend. In allen Kontinentalstaaten, in denen das Werk der Verfassung vollendet ist und der großangelegte Dienst einer modernen Verwaltung in die erste Reihe tritt, kommt mit diesem die geschulte Beamtenschaft wieder in den Vordergrund; so ist es auch in Österreich geschehen, wie an einer früheren Stelle dieser Aufsätze schon gezeigt wurde. Unsere Verhältnisse haben sich so zugespitzt, daß auch die eigentlichste politische Regierungsarbeit, daß auch die Führung über die Klippen der nationalen Politik einer Beamtenregierung anvertraut werden mußte. Aus der Ohnmacht des Parlamentes ist in den Jahren der Obstruktion dem Ministerium Körber neue Kraft zugewachsen, weil es notgedrungen auf eigene Verantwortung die ganze Reihe unabweisbarer Entscheidungen schwer-

wiegendsten Inhaltes, die gerade diese Jahre forderten, auf sich nehmen mußte. Wie unvollkommen die Staatsmaschine dabei auch arbeiten konnte, mit welchem Kraftverlust die Übertragung der Arbeit von dem versagenden Parlament auf das Ministerium auch verbunden sein mußte, so hat das Ministerium Körber doch überall, wo es sich nicht geradezu gegen ein nationales Interesse zu exponieren hatte, das Vertrauen des Publikums geerntet; dieselbe Bevölkerung, die sich im nationalen Wahlkampf erhitzt, hat sich überraschend leicht darein gefunden, die Verwaltung von einer neutralen Regierung leiten zu lassen, und sie wird, so lange das von ihr selber entsendete Parlament sich darin erschöpft, den nationalen Kampf ins Kleinliche zu treiben, auch weiterhin lieber eine solche Regierung im Amte sehen, wenn sie von ihr eine weitsichtige moderne Verwaltung erwarten darf. Auf diese Weise tut die Wählerschaft vortrefflich zugleich ihrer Kampfeslust und ihrem geschäftlichen Friedensbedürfnisse genüge, für jene dienen ihr die Parteien, für dieses die Regierung — das Verfahren ist nicht streng im Geiste der Verfassung, aber den Geist einer Verfassung sich anzueignen, ist eben auch nicht ganz leicht! Welcher von den Streitteilen hätte, als Herr von Körber die Leitung des Ministeriums niederlegte, die Meinung gehabt, daß eine parlamentarische Regierung berufen werden sollte, ihm nachzufolgen? Man hat eine „Beamtenregierung" als ganz selbstverständlich erwartet, oder genauer gesprochen, eine Regierung, die sich in der Hauptsache aus Beamten zusammensetzt, die sich aber nach Bedarf auch noch durch andere, geschäfts- und staatskundige Männer aus unabhängigen, neutralen Kreisen ergänzt.

Die Deutschen sind von den meisten Regierungen seit Taaffe bis unmittelbar vor Körber als Gegner behandelt worden, aber sie haben richtig erkannt, daß sie übel beraten wären, einer neutralen Beamtenregierung als solcher zu widerstreben. Was sie zu fürchten haben, sind die von der gegnerischen Mehrheit abhängigen Regierungen, wie es die Ministerien Taaffe, Badeni, Thun gewesen sind, die sich nur durch Zugeständnisse an die Mehrheit erhalten konnten, selbst wenn diese weit jenseits der Linie „über den Parteien" lagen, die sie sich zu Anfang als die Richtschnur ihres Verhaltens gezogen haben mochten. Der Wiederkehr solcher Ministerien werden die Deutschen aus allen Kräften vorbeugen und sie haben gelernt, daß sie es am sichersten tun, wenn *sie* die politischen Notwendigkeiten erfüllen, statt es so einzurichten, daß diese von anderen erfüllt werden müssen. Waren sie es nicht selber, die die Nägel zum eisernen Ring eingetrieben haben?

Der Rückkehr zum Absolutismus werden die deutschen Parteien selbstverständlich den äußersten Widerstand leisten, denn sie haben ja vor allen anderen Nationalitäten die Verfassung geschaffen und sie werden daher von ihrem konstitutionellen Grundgefühl niemals zurückkommen, das sich mit dem Grundgefühl vereinigt hat, wie sie es zu dem aus der deutschen Ostmark erwachsenen Reiche haben, mit dem sie durch alle Bande des Blutes und der Geschichte verbunden sind — aber ein System einer führenden Regierung mit parlamentarischer Kontrolle ist nicht der Absolutismus,

ist nicht das russische, sondern ist geradezu das deutsche System, wie es seit Bismarck im Reiche fest eingebürgert ist. Wir haben allerdings den großen Staatsmann nicht besessen, der es bei uns fest eingebürgert hätte, wir sind hauptsächlich durch „Ausschließung", wie der Logiker es nennt, dazu gekommen, weil jedes andere System versagt hat, und es wird darum seine volle Probe erst noch zu bestehen haben; vorläufig vertrauen wir ihm hauptsächlich deshalb, weil es sich in Deutschland erprobt hat. Das Beispiel, das Bismarck jenseits der Grenze gegeben hat, der Schatten seines Wirkens von drüben her hat genügt, um ihm bei uns Nachahmung zu verschaffen; seit Taaffe schon ist die Anlehnung an das erfolgreiche deutsche Vorbild unverkennbar und sind unsere regierenden Kreise mit steigender Zuversicht vom streng parlamentarischen System abgewichen. Was uns an Voraussetzungen zum deutschen System fehlen sollte, wer wollte es gerne prüfen? Wer wollte nicht lieber mit blindem Vertrauen den Halt ergreifen, der sich uns bietet?

Die Deutschösterreicher haben einen besonderen Grund, für ein System einzutreten, das die Macht zwischen Regierung und Parlament aufteilt, denn es steckt viel von ihrem Mark in der Beamtenschaft, die das Regierungswerkzeug bildet. Die anderen Nationalitäten sind alle erst durch das parlamentarische Wesen im Kampfe wider die Regierung hinaufgekommen, sowie es ja im stärksten Maße den Ungarn geglückt ist; sie haben daher ihre besten Kräfte viel mehr an die Volksvertretungen abgegeben, während die Deutschen sie stets zwischen beide Mächte geteilt haben. So erklärt es sich, daß zwar die Provinzialbeamtenschaft im slavisch-italienischen Gebiet zu einem ansehnlichen Teile durch die Nationalität ihrer Umgebung bestimmt wird, ja da und dort eine Parteibeamtenschaft geworden ist, wie es zu Zeiten ein Parlamentsheer gegeben hat, aber daß die Deutschen auch heute noch hauptsächlich den Körper der leitenden Behörden bilden. Und es wird wohl auch noch geraume Zeit so bleiben, da ein solcher Körper wie ein Offizierskorps sich überwiegend aus sich selber ergänzt und in seinem Bestande nicht so leicht durch einen Machtspruch berührt werden kann, wie der gewesen ist, welcher unsere Verfassung zu einem nationalen Schutzsystem eingerichtet hat.

Das System einer führenden Regierung unter parlamentarischer Kontrolle ist infolgedessen auch dasjenige, welches mehr als jedes andere ein Österreich unter deutscher Führung ermöglicht; indem es dabei die geschichtliche Kontinuität der Verwaltung bestmöglich wahrt, kann es auch den andern Nationalitäten gegenüber vertreten werden. Ist es nicht auch dasjenige System, welches unter den gegebenen Verhältnissen die vorhandenen Kräfte am besten zur fruchtbaren Arbeit ausnützt, was doch im Grunde die erste Aufgabe jeder Verfassung ist? Es hat in Österreich niemals an Talenten gefehlt und es fehlt auch heute nicht an ihnen, es hat uns leider nur seit langer, langer Zeit, mit nur kurzen Unterbrechungen, immer an einer öffentlichen Ordnung gefehlt, die die begabten Leute hervorgeholt und ihnen die Wege der Arbeit eröffnet hätte. Solange das Parlament durch seine Wirren die vielen ernsten und tüchtigen Männer, die es besitzt, zur Untätigkeit verurteilt, hat

es hierin keinen Vorzug vor dem alten Metternichschen System voraus, das die politischen Kräfte des Staates nicht aufkommen ließ.

Ein Regierungssystem, das sich vorzugsweise aus der leitenden Beamtenschaft ergänzt, stützt sich auf ein Element, das von der Krise in keiner Weise angegriffen worden ist. Solcher Elemente gibt es bei uns genug, weit mehr als der landläufige Pessimismus glauben machen will. Oder, um es bestimmter zu sagen, es ist ja überhaupt nicht wahr, was uns in allen erdenklichen Wendungen gepredigt wird, daß sich Österreich — ich spreche nicht von Österreich-Ungarn — in einer Staatskrise befindet. Der Staat diesseits der Leitha, für sich betrachtet, befindet sich nur in einer Parteienkrise. Eine Parteienkrise ist freilich auch weit mehr als der Name besagt, denn, wenn die Parteien krank sind, ist auch die Verfassung krank, weil sie gesunder Parteien bedarf, um nach ihrem wahren Sinne zu wirken; aber immerhin wird der ärztliche Befund lauten, daß nur ein einzelnes, freilich ein wichtiges Organ, aber daß doch nicht der ganze Staatskörper erkrankt ist. In seiner Verfassung leidend, ist der Staat in allem übrigen gesund, wenn selbstverständlich auch sonst vieles besser sein könnte als es ist. Überall dort, wo das parlamentarische Votum nicht einzuholen ist, ist das Einvernehmen zwischen Regierung und Volk ungestört, Gerichte und Behörden walten mit unverminderter Kraft ihres Amtes, die Wehrpflicht wird getreulich erfüllt, die schwere Steuerlast wird mit Pflichtgefühl getragen. In diesen Jahrzehnten, in denen die Regierung stets mit steigendem Widerstand politischer Parteien zu kämpfen hatte, bis zur gänzlichen Versagung des parlamentarischen Dienstes, wurde die Armee aus einem Berufsheere zu einem Volksheere umgewandelt und wurden die direkten Steuern durch Zuziehung der Bürger zum Geschäfte der Steuerbemessung auf eine breitere Grundlage gestellt; beide Prozesse, die nur ein Staat vollziehen kann, in welchem die Regierung des Vertrauens des Volkes gewiß ist, haben sich glatt, ohne irgend eine Reibung vollzogen. Die Söhne der bis zum äußersten streitenden Bürger sind willig dem Rufe des Kaisers zu den Fahnen gefolgt, ihre Väter selbst unterstützen die Beamten klaglos bei dem wahrlich opfervollen Dienste unserer Steuerveranlagung, nicht anders als es in dem beruhigtesten Lande geschehen könnte. Nur dort, wo der Staat die Parteien verfassungsmäßig um ihre Zustimmung zu fragen hat, nur dort sind Schwierigkeiten, dort aber, wo er die Bürger, ohne sie fragen zu müssen, durch Befehl oder Rat zu leiten hat, leisten sie ihre Pflicht mit der unerschütterten Treue, die die Überlieferung der österreichischen Geschichte ist.

Als der heilige Augustinus gefragt wurde, was das Wesen der Zeit sei, gab er zur Antwort, er wisse es nur, solange er nicht gefragt sei. Solange die österreichischen Völker nicht gefragt werden, verstehen sie, erfüllen sie im täglichen Dienste des Lebens übereinstimmend den Begriff des österreichischen Staates. Den Staatsbegriff zu definieren, ist für sie aber um vieles schwerer als in einem geeinigten Nationalstaate; sobald ihnen die verfassungsmäßige Frage gestellt wird, antworten sie daher verworren, jedes in seiner Zunge. Manchem scheint es unter solchen Um-

ständen vielleicht der klügste Rat, um der Verwirrung abzuhelfen, sie überhaupt nicht weiter zu fragen — als ob es die Summe aller Erziehung wäre, ein Kind ewig ein Kind bleiben zu lassen. Alle diejenigen, die den heißen Wunsch haben, daß Österreich, „der wangenrote Jüngling“, zum Manne werde, werden nach besserem Rate suchen.

Die Frau in der Völkerkunde.

Von Professor Dr. M. Winternitz (Prag).

Die verschiedensten Wissenschaften haben sich schon in der einen oder anderen Weise mit der Frage beschäftigt, ob die Stellung, welche die Frau in der Gegenwart einnimmt, den Anforderungen unserer Zeit und den gegenwärtigen Kulturverhältnissen entspricht oder mit denselben in Widerspruch steht. Nun, ich glaube, daß keine Wissenschaft mehr berechtigt ist, in dieser Frage — wer will, mag sie „Frauenfrage“ nennen — ein gewichtiges Wort zu sprechen, als die Völkerkunde.

Denn diese Wissenschaft stellt sich die Aufgabe, die Entwicklung der menschlichen Kultur von ihren frühesten Anfängen an zu verfolgen. Zu dem aber, was man Kultur nennt, gehören nicht nur alle materiellen und geistigen Errungenschaften der Menschheit — Werkzeuge und Waffen, Entdeckungen und Erfindungen, Gewerbe und Künste, Religion und Wissenschaften —, sondern auch die Formen, nach denen das gesellschaftliche Leben in Familie, Sippe und Staat geregelt ist. Und eine der wichtigsten Aufgaben der Völkerkunde ist es, auch die gesellschaftlichen Einrichtungen, Formen und Normen des Zusammenlebens der Menschen von ihren frühesten Anfängen an zu erforschen. Indem sie dies tut, ist aber die Völkerkunde durchaus nicht eine rein theoretische Wissenschaft, sondern sie steht zu den brennendsten Fragen des Lebens unserer eigenen Zeit in engster Beziehung. Denn wenn wir den Fäden nachspüren, welche unsere eigene Kultur mit jener vergangener Zeitalter verknüpfen, so erhebt sich immer auch die Frage, inwieweit unsere heutigen Sitten, Gebräuche, Glaubensmeinungen, gesellschaftlichen Einrichtungen und Gesetze dem heutigen Stande des Wissens und der Bildung entsprechen, inwieweit sie vernunftgemäß in unserer Zeit und in unseren Kulturzuständen begründet sind und inwieweit sie bloß als Überreste einer längst verflossenen Kulturperiode in unser Zeitalter hineinragen, obgleich sie nur in dem Denken und in der Vernunft roher, unzivilisierter Völker eine Begründung haben. Denn „es erben sich“ nicht nur, wie Mephisto im „Faust“ sagt, „Gesetz' und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort“, sondern auch gesellschaftliche Einrichtungen, Sitten, Bräuche und Glaubensmeinungen; auch sie „schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte und rücken sacht von Ort zu Ort“ und „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage“. Die Völkerkunde

aber gerade ist es, welche uns darüber Aufschluß geben kann, wie im Verlaufe der Kulturentwicklung die Vernunft zum Unsinn und die Wohltat zur Plage wird.

So kann uns denn auch die Völkerkunde von größtem Nutzen sein für die Beantwortung der Frage, ob die soziale Stellung der Frau in unserer Zeit — ihre wirtschaftliche Abhängigkeit vom Manne, ihre politische Rechtlosigkeit, die mangelhafte Fürsorge für ihre höhere Bildung und damit auch ihr Ausgeschlossensein von allen höheren Berufsarten und von der Mitarbeit an dem Kulturfortschritt der Menschheit —, ob alle diese Dinge dem Stande unseres Wissens, den sittlichen Anschauungen und den Kulturverhältnissen der Gegenwart entsprechen und in denselben vernunftgemäß begründet sind, oder ob sie sich nur als Überreste — „Überlebsel", wie wir in der Völkerkunde sagen — längst vergangener Zeitalter und primitiver Kulturzustände erklären lassen.

Wir werden daher die Völkerkunde darüber befragen, welche Rolle die Frau auf den frühesten Kulturstufen der Menschheit gespielt, was sie selbst zum Fortschritt der Kultur beigetragen und wie sich ihre soziale Stellung entwickelt hat.

Das erste und wichtigste gesellschaftliche Verhältnis, welches die Menschen zu regeln hatten, war ja das zwischen Mann und Weib. Dieses Verhältnis der Geschlechter wird aber auf verschiedenen Kulturstufen und unter verschiedenen Wirtschaftsverhältnissen auf sehr verschiedene Weise geregelt und es zeigt sich bei den Völkern der Erde eine große Mannigfaltigkeit in den Formen des Zusammenlebens von Mann und Weib und den von ihnen erzeugten Kindern.

Aber so groß auch diese Verschiedenheit ist, so stimmen doch alle Völker, die wir kennen, darin überein, daß sie irgendeine Einrichtung haben, die wir mit dem Namen „Ehe" bezeichnen müssen, und daß sich durch diese Ehe der erste Keim zu einer menschlichen Gesellschaft — das, was wir „Familie" nennen — bildet. Die Geschichte der menschlichen Gesellschaftsformen beginnt mit der Geschichte der Ehe und der Familie.

Man hat zwar vor einigen Jahrzehnten geglaubt, eine große Entdeckung gemacht zu haben, indem man die Hypothese aufgestellt hat, daß die Menschen im Anfange keine Ehe und keine Familie gekannt hätten. Die Urform der menschlichen Gesellschaft, wurde gesagt, ist nicht die Familie, sondern die Horde, in welcher die Menschen (ähnlich wie manche, aber keineswegs alle Tiere) in vollständiger Ungebundenheit lebten und sich nach Belieben paarten und trennten. Aus diesem Urzustand einer vollständigen Weibergemeinschaft (Promiskuität) soll sich erst als Frucht einer langen Entwicklung ein engeres Verhältnis zwischen Mutter und Kind herausgebildet haben. Und in der Vereinigung von Mutter und Kind — einer Vereinigung, in welcher die Mutter die Herrschaft ausübte, weshalb man diesen Zustand als „Mutterherrschaft" oder „Matriarchat" (Zustand des „Mutterrechts") bezeichnete — glaubte man, den ersten Keim zur Bildung einer Familie sehen zu können. Erst viel später, meinte man, sei auch das Verhältnis zwischen Mann und Frau sowie das zwischen Vater und Kind als ein Verwandtschaftsverhältnis an-

erkannt worden; und dann erst habe sich das „Vaterrecht", die patriarchalische Familie, entwickelt. Dies war die Ansicht über den Ursprung der Familie, welche von Bachofen und Morgan mit viel Geist und Scharfsinn, aber ohne genügende Rücksicht auf die ethnographischen Tatsachen vertreten worden ist. Die Bücher von Mc Lennan, Morgan, Lubbock, Lippert und v. Hellwald, in Deutschland ganz besonders auch die Schriften von Bebel („Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft") und Engels („Die Familie"), haben viel zur Verbreitung dieser Lehre in weiten Kreisen beigetragen. Ist sie doch sogar in das Evangelium der deutschen Sozialdemokratie aufgenommen worden, obgleich sie mit den sozialistischen Lehren eigentlich gar nichts zu tun hat.

Seit dem Erscheinen der gründlichen und grundlegenden Untersuchungen des finnischen Gelehrten Ed. Westermarck (The History of Human Marriage, 1891) hat diese Hypothese mehr und mehr an Boden verloren und heute wird dieselbe von fast allen hervorragenden Ethnologen und Soziologen mit Recht verworfen. Denn diese ganze Lehre von einer „Promiskuität" oder einem „Hetärismus" der Urzeit und einer ursprünglichen Frauenherrschaft („Gynäkokratie") wird dadurch hinfällig, daß wir tatsächlich schon auf den frühesten Kulturstufen, bei den rohesten Naturvölkern, überall die Einzelehe und Einzelfamilie und nirgends eine Spur von Weibergemeinschaft finden. Wohl kommt es bei manchen Völkern vor, daß der Verkehr zwischen den Geschlechtern vor der Heirat ein mehr oder weniger freier und ungezügelter ist. Aber die Ehe selbst ist vorhanden; und sobald ein Mann mit einer Frau verheiratet ist, betrachtet er sie als sein Eigentum und wacht mit Eifersucht über sie. Es kommt bei vielen Völkern vor, daß ein Mann mehrere Frauen besitzt, gelegentlich auch, daß eine Frau mit mehreren Männern verheiratet ist, es kommt vor, daß Ehen nur auf eine gewisse Zeit geschlossen werden, es kommt bei manchen Völkern vor, daß die Frau verschenkt, vertauscht, verliehen, verkauft werden kann — aber alles dies sind nur verschiedene Sitten und Bräuche, die sich unter gewissen wirtschaftlichen Verhältnissen entwickeln, die aber immer das Vorhandensein einer Ehe, d. h. einer über den Fortpflanzungsakt hinaus fortdauernden Verbindung von Mann und Weib, sowie einer aus Mutter, Kind und Vater bestehenden Familie voraussetzen. Gerade bei den niedrigsten Naturvölkern, welche allgemein als Zeugen des tiefsten Standes menschlicher Kultur gelten, den Schwarzen Australiens, den Mincopies auf den Andamanen, den Weddahs auf Ceylon, den Buschmännern in Südafrika, den Feuerländern in Tierra del Fuego und den Botokuden in Brasilien, finden wir die Monogamie als Regel, seltener die Polygamie, nirgends aber Weibergemeinschaft. Die Weddahs haben ein Sprichwort: „Nur der Tod scheidet Mann und Weib." Bei allen diesen Völkern gilt der Mann als unumschränkter Herr und Eigentümer seines Weibes oder seiner Weiber, und er wacht mit Eifersucht über diesen seinen Besitz. Und gerade diese Tatsache der Eifersucht, die wir bei allen Naturvölkern finden, macht es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß es jemals einen Gesellschaftszustand gegeben habe, in welchem alle Frauen allen Männern gemeinsam gewesen wären.

Bachofen und Morgan und deren Nachfolger haben geglaubt, einen Beweis für die Ehelosigkeit der Urzeit darin zu finden, daß bei vielen Naturvölkern und auch noch bei manchen Kulturvölkern des Altertums die Verwandtschaft nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter gerechnet wird. Man hat dieses Verhältnis mit dem sehr unpassenden Namen „Mutterrecht" bezeichnet. Man nahm an, daß der Vater bei solchen Völkern überhaupt nicht als Verwandter des Kindes angesehen werde, daß er kein Recht über die Kinder habe, und das dieser Zustand des „Mutterrechts" auch eine Herrschaft der Mutter, eine Weiberherrschaft bedeute. Diese Ansicht wird aber durch die offenkundigsten Tatsachen widerlegt. Denn dieses sogenannte „Mutterrecht" — richtiger „Mutterfolge" — bedeutet nichts anderes, als daß die Kinder einer Ehe ihrem Namen und ihrer Abstammung nach zur Sippe der Mutter gerechnet werden, aber durchaus nicht, daß der Vater kein Recht über sie habe. Im Gegenteil, wir finden z. B. bei den Australiern, daß trotz der Mutterfolge, d. h. trotzdem man die Abstammung in der weiblichen Linie verfolgt, überall der Mann sich als Herr und Eigentümer sowohl der Kinder als auch der Gattin betrachtet. Ob ein neugeborenes Kind aufgezogen oder getötet werden soll, entscheidet in Australien, ebensogut wie im alten Rom, nur der Vater; nur der Vater ist es auch, der die Tochter verheiratet. Die soziale Stellung der Ehefrau ist ebenso niedrig bei den Völkern, unter denen Mutterfolge herrscht, wie bei denen, wo Vaterfolge üblich ist. In beiden Fällen gilt der Mann als Oberhaupt der Familie, der über Frau und Kinder unumschränkte Macht ausübt. Mit anderen Worten: das Vaterrecht oder die Herrschaft des Mannes über die Familie existiert ebenso bei der Mutterfolge wie bei der Vaterfolge.

Daß man aber zuerst daran gedacht hat, die Verwandtschaft nach der Mutter zu rechnen, ist aus verschiedenen Gründen leicht erklärlich. Bei manchen Naturvölkern wissen die Kinder oft in der Tat nicht, wer ihre Väter sind, aber nicht etwa deshalb, weil infolge von Weibergemeinschaft die Vaterschaft unsicher wäre, sondern weil infolge der fortwährenden Kämpfe die Frauen oft als Kriegsbeute in die Gewalt anderer Männer kommen. Die Kinder aber teilen das Schicksal der Mütter, weil sie als Last angesehen und wie jede andere Last den Frauen aufgebürdet werden. Bei fortgeschritteneren wirtschaftlichen Verhältnissen, wo Frauen und Kinder bereits als Arbeitskräfte geschätzt werden, kommt es aber nicht selten vor, daß der Mann, wenn er heiratet, in der Familie der Frau lebt; auch da ist Mutterfolge die Regel, weil die Kinder im Hause des Vaters der Frau und nicht in dem des Gatten geboren sind. Aber auch abgesehen von all dem ist es begreiflich genug, daß auf den frühesten Kulturstufen das Band zwischen Mutter und Kind für ein festeres gilt, als das zwischen Vater und Kind. Die Mutter hat das Kind aus ihrem Schoße geboren, sie hat es mit ihrer Brust genährt — und dieses Nähren dauert bei den Naturvölkern oft zwei, drei und sogar vier Jahre —, sie trägt es bei der Arbeit mit sich herum und sorgt für alle seine Bedürfnisse während der ersten Lebensjahre. Kein Wunder, daß die Naturvölker auf den Gedanken

kommen, daß das Kind zur Mutter in einem engeren Verhältnisse der Blutsverwandtschaft stehe, als zum Vater.

Dennoch kann durchaus nicht behauptet werden, daß bei allen Naturvölkern bloß die Mutterfolge bekannt sei. Es gibt viele sehr tiefstehende Völker, bei welchen die Kinder in bezug auf Namen und Abstammung dem Vater folgen; bei den Australiern herrscht die Mutterfolge zwar bei den meisten, aber nicht bei allen Stämmen; und es gibt manche Völker, bei denen die Söhne zur Sippe des Vaters und die Töchter zur Sippe der Mutter gehören. Und wenn auch bei den meisten Naturvölkern die Mutterschaft für wichtiger gilt als die Vaterschaft, so gibt es doch schwerlich ein Volk auf der Erde, welches die Vaterschaft noch nicht „entdeckt" hätte. Ja, trotz der vorherrschenden Mutterfolge behauptet der Australier, daß das Kind sein Leben nur vom Vater habe und von diesem der Mutter nur zur Wartung übergeben werde. Der Nadowessier in Nordamerika aber glaubt, daß das Kind seinen Körper von der Mutter, seine Seele jedoch vom Vater erhalte.

Soviel ist sicher: Wenn es jemals eine Zeit gegeben haben sollte, in welcher die Vaterschaft noch nicht anerkannt wurde, so liegt sie so weit zurück, daß sich unter den jetzt lebenden Völkern keine Spur von einem solchen Zustand erhalten hat. Denn wo immer wir unseren Blick auf die Familienverhältnisse der Naturvölker lenken, finden wir überall das Weib in einem Zustand der Unterordnung unter den Mann; wir finden ein vaterrechtliches (patriarchalisches) Verhältnis, in welchem der Mann eine unumschränkte Herrschaft über sein Weib und seine Kinder ausübt. Fragen wir aber, wieso es gekommen ist, daß die Männer ihre Gattinnen und die Mütter ihrer Kinder zu Sklavinnen erniedrigten, so finden wir die Antwort in den Wirtschaftsverhältnissen der Naturvölker und in der Art der Eheschließung auf den frühesten Kulturstufen der Menschheit.

Auf den niedrigsten Kulturstufen gilt Körperkraft im Kampfe ums Dasein, der meist ein wirklicher Kampf mit Tieren und Menschen ist, alles, und schon dadurch ist der Mann dem Weibe überlegen. Jagd und Kampf bilden die Hauptbeschäftigung des Mannes bei den rohesten Naturvölkern, während die Frau durch das Gebären und Warten der Kinder an die Hütte gefesselt ist und sich mit dem Sammeln der Pflanzenkost, dem Zubereiten der Nahrung und anderen in der Nähe der Wohnung zu vollziehenden Beschäftigungen abgibt. Diese Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib ist die erste Arbeitsteilung, welche überhaupt in der menschlichen Gesellschaft stattfand, und sie war verhängnisvoll für das Schicksal des Weibes. Sie machte den waffentragenden Mann zum Herrn, das Weib zur Arbeiterin; und aus der Arbeiterin wurde bald eine Dienerin, eine Sklavin. Umsomehr war dies der Fall, als auf den frühesten Kulturstufen die Frau durch Raub oder Kauf erworben wurde.

Teils der Mangel an Weibern im eigenen Stamm, teils die Abscheu vor Verwandtenheiraten zwang die Männer, sich Weiber durch Kämpfe mit feindlichen Stämmen zu verschaffen. Manche Indianerstämme führten oft Kriege, bloß um sich

in den Besitz von Frauen zu setzen. Auch die um anderer Ursachen willen geführten Kriege waren in der Regel der Anlaß, daß die Männer die Frauen und Mädchen als Beute fortführten. So finden wir denn bei vielen Naturvölkern, namentlich bei kriegerischen Stämmen, die Sitte des Frauenraubes entweder in der ursprünglichen Form einer gewaltsamen Entführung, oder aber — was ebenso häufig vorkommt — in der Form eines als Hochzeitsbrauch fortlebenden Scheinraubes. Daß die Raubehe auch den indogermanischen Völkern nicht fremd war, ist bekannt. Die indischen Gesetzbücher empfehlen sie für die Kriegerkaste. Im alten Griechenland ist diese Art der Eheschließung für die Dorier bezeugt. „Germanische Sagen und Dichtungen preisen den Helden, der sich durch kühne Waffentat aus dem Hause des Feindes das Eheweib holt. Die ehebegründende Kraft des Frauenraubes verraten noch die Bestimmungen einzelner deutscher Volksrechte, nach welchen der raptor die Geraubte als Ehefrau wider den Willen der Verwandten, welchen er sie raubte, oder wenigstens dann behält, wenn sie in die Entführung eingewilligt hat." (Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte.)

Als mit dem Fortschritte der Kultur und dem Übergang zur Vieh- und Ackerwirtschaft an die Stelle von Kriegen mehr und mehr Handelsbeziehungen und ein friedlicher Verkehr traten, wurde auch der Frauenraub seltener und die Erwerbung der Frau durch Tausch oder Kauf oder auch Dienstbarkeit trat an die Stelle desselben. Eine sehr gewöhnliche Art, auf welche der Australier zu einer Frau kommt, ist die, daß er eine Schwester oder eine Tochter hingibt, um sich dafür eine Frau einzutauschen. Nicht minder häufig kommt es vor, daß man eine Frau dadurch erwirbt, daß man dem Vater des Mädchens, welches man haben will, Dienste leistet. Sowie in der Bibel Jakob um Leah und Rachel je sieben Jahre dienen muß, so ist es auch in Amerika, Afrika und Asien bei vielen Völkern nichts Seltenes, daß ein Jüngling einem Mann mehrere Jahre als Arbeiter dient, um die Tochter desselben zur Frau zu bekommen. Die gewöhnlichste und tatsächlich über die ganze Erde verbreitete Sitte ist es aber, die Ehefrau durch Kauf zu erwerben. In Kalifornien bekommt der Indianer eine Frau für einen Strang von Muschelgeld. Nur wenn ein Mädchen sehr tüchtig im Brotbacken und Korbflechten ist, gibt er auch zwei Stränge von Muscheln für sie. Die Navajos in Neumexiko geben für eine Frau, die alle Tugenden in sich vereinigt, einen Preis von zwölf Pferden. In Afrika wird der Kaufpreis für ein Mädchen gewöhnlich in Rindern bezahlt. Drei bis zehn Kühe gelten bei den Kaffern als ein niedriger, zwanzig bis dreißig Kühe als ein ziemlich hoher Preis für ein Mädchen. Bei allen indogermanischen Völkern beruhte in alter Zeit die Ehe auf Frauenkauf. Hundert Kühe nebst einem Wagen gab der alte Inder für eine Braut. Auch Homer spricht von den „Rinder einbringenden Jungfrauen". Nach altdeutschem Recht wurde eine Ehe erst durch den Kauf zu einer gesetzlichen Verbindung. Auf Island war eine Mark als geringster Kaufpreis zulässig, und die Kinder einer Frau, die um einen geringeren Preis gekauft war, galten nicht als erbfähig. Noch im Anfang des

vorigen Jahrhunderts hatten in Serbien die Mädchenpreise eine solche Höhe erreicht, daß es einem armen Manne gar nicht möglich war, eine Ehe einzugehen, bis ein Gesetz erlassen wurde, wonach man für ein Mädchen nicht mehr als einen Dukaten annehmen durfte.

Bei der Wahl der Gattin und bei der Bezahlung des Kaufpreises für dieselbe war nicht nur die Person derselben, sondern vor allem auch ihre Arbeitskraft maßgebend. Geschlechtliche Neigung spielt bei der Gründung einer Ehe bei den Naturvölkern ebensowenig die Hauptrolle, wie bei uns. Liebesheiraten kommen zwar bei allen Völkern vor (die bei Naturvölkern nicht seltenen Selbstmorde aus Liebe sind ein Beweis dafür, daß auch ihnen die Romantik nicht fehlt), aber sie bilden überall die Ausnahme und nicht die Regel. Sowohl bei Naturvölkern wie bei Kulturvölkern sind wirtschaftliche Rücksichten bei der Eheschließung ausschlaggebend. Und der Naturmensch sieht in der Frau vor allem eine erwünschte Arbeitskraft. Dies ist auch einer der Gründe für die Vielweiberei. Je mehr Weiber der Australier hat, desto mehr kann er sich bedienen lassen, desto behaglicher kann er sich sein Dasein gestalten, desto mehr Ansehen genießt er. Die Turkmenen in Asien zahlen für junge Witwen doppelt so viel als für Jungfrauen, weil jene in den Geschäften der Haushaltung tüchtiger und erfahrener sind, als diese. In China gilt noch heute Trägheit der Frau als Scheidungsgrund.

Es wäre ja ganz irrig, zu glauben, daß die Frau auf frühen Kulturstufen etwa vom Manne ernährt wurde. Ganz im Gegenteil. Sie leistete nicht nur so viel Arbeit, als zu ihrer und der Kinder Ernährung erforderlich war, sondern in der Regel noch viel mehr.

Nebst dem Kriege waren nur Jagd und Fischfang und später die Viehzucht Sache des Mannes; alle seßhafte Tätigkeit, alle Arbeit, welche im Zusammenhang mit einer bleibenden Wohnstätte stand, fiel dem Weibe zu. Der Ackerbau, sowohl der primitive Hackbau, der den Pflug noch nicht kennt, als auch der höhere Ackerbau mit Rind und Pflug, waren auf frühen Kulturstufen durchwegs Sache des Weibes; und zu allen Zeiten hat die Frau an den Arbeiten der Landwirtschaft auch in Europa den größten Anteil gehabt. In China obliegen ihr die zahlreichen Arbeiten, welche die Teegewinnung erfordert, zum großen Teil. An der Ölerzeugung bei den Lunda in Afrika beteiligen sich ausschließlich nur die Frauen. Die Frau war aber nicht nur die erste Sammlerin und Erzeugerin der Pflanzennahrung, ihr fiel es auch zu, diese Nahrung zuzubereiten. Sie entzündete das Feuer und sorgte für die Erhaltung desselben. Darum steht sie in den Religionen der Völker in naher Beziehung zum Feuerkult. Bei den alten Indern, wie im alten Rom wurde die Braut bei der Hochzeit um das heilige Feuer herumgeführt, und das Herdfeuer steht bei allen Völkern Europas in engster Beziehung zur Frau. Agni, der Gott des Feuers, heißt in den uralten Liedern des Rigveda „der Buhle der Mädchen, der Gatte der Weiber". Und nicht nur Rom hatte seine vestalischen Jungfrauen, sondern auch in den Sonnentempeln der alten Kulturvölker von Mexiko und Peru wurde ein

ewiges Feuer von Jungfrauen gehütet, sowie auch bei den Hereró in Afrika die „Zaubermädchen" das heilige Feuer erhalten mußten. Die Frau fand aber auch Mittel und Wege, die Pflanzennahrung verdaulich zu machen, indem sie darauf verfiel, die Getreidekörner mit Steinen zu zermalmen. Noch bis in die neueste Zeit hinein ist in Europa die mühsame Arbeit des Mahlens der Getreidekörner mit der Handmühle Sache der Frauen geblieben. „Die Magd, die hinter der Handmühle ist", wird in der Bibel als das niedrigste Geschöpf in Ägypten erwähnt. Und aus dem heutigen Afrika berichtet W. Junker: „Eine Anzahl Frauen begleitet regelmäßig die Araberzüge in den Negerländern, und da nur ein Teil der Sklavinnen ihren Herren folgt, sieht man da genau, wie unverhältnismäßig die Frauen durch die Arbeit der Mehlbereitung, ja schon während des Marsches durch das Schleppen der schweren Mahlsteine überbürdet sind. Oft genug hörte und sah ich die Mädchen noch tief in der Nacht vor ihrer Murhaka kauern und unter zitterndem, schwermütigem Gesang, tief Atem holend, das Mehl reiben. Oft erheben sie sich auch mitten in der Nacht vom Lager und gehen an die Arbeit; denn ihre Herren und deren Diener wollen ja frühmorgens ihre Kisra oder Assida essen; der kommende Tag aber ist wieder der mühevollen Reise geweiht."

Der Frau verdanken wir auch die Kunst der Zubereitung der Speisen mittels des Feuers — die Kochkunst, welche einen ungeheuren Kulturfortschritt bedeutet; und diese Arbeit ist ihr ja bis zum heutigen Tage fast ausschließlich verblieben. Ihr verdanken wir auch die Töpferei, ohne welche die Kochkunst unmöglich gewesen wäre.

Mit Rücksicht auf die Kinder, deren Pflege und Wartung ganz und gar den Müttern oblag, war die Sorge für ein Obdach wichtiger für das Weib als für den Mann. Auch die Erhaltung des Feuers, um welche die Frau sich zu kümmern hatte, machte einen Windschirm nötig; und diese Bedürfnisse führten zur Errichtung eines Zeltes, einer Hütte. Und die Frau ist es wieder, welche uns als erste Baumeisterin entgegentritt. So ist bei den Eskimos in Grönland noch heute der Zeltbau, ebenso wie der Hausbau, Sache der Frauen — „und wenn sie Steine tragen müssen", sagt ein Reisender, „daß ihnen der Rücken zerbrechen möchte, so sehen die Männer ganz kaltsinnig zu". Bei manchen Indianerstämmen gehört die Wohnstätte, welche von der Frau errichtet wird, auch ihr allein; und wenn die indianische Hausmutter den Wigwam auf dem Marsche trägt, so trägt sie nur ihr Eigentum.

Die Bekleidungsindustrie, Weberei und Spinnerei sowie Näharbeit gehören in ihren Anfängen ganz und gar in das Arbeitsgebiet der Frau und sind es lange Zeit fast ausschließlich geblieben. Noch im Nibelungenlied bereitet Krimhilde dem ausziehenden Helden das Gewand, und während des ganzen Mittelalters war Spinnen und Weben weibliche Hausarbeit, und Chroniken berichten von vornehmen Frauen, die durch ihre Schneiderkunst berühmt waren.

Über die „Arbeitsteilung" bei den Indianern von Guyana schreibt Joest: „Was die Beschäftigung der Indianer betrifft, so ist es selbstverständlich, daß der

überwiegend größere Teil aller Arbeit den Frauen zufällt; die Herren der Schöpfung beschäftigen sich am liebsten und vorwiegend mit gar nichts; mit Trinken, Schwätzen oder Liegen in der Hängematte vertrödeln sie ihre Zeit, Tage, Jahre — ihr Leben. Nur der Trieb der Selbsterhaltung und der eiserne Naturzwang veranlaßt sie, gewisse Arbeiten, die sie ihren Frauen nicht aufbürden können, selbst zu verrichten. Dazu gehört die Jagd auf Fische und Tiere des Waldes, der Bau der Hütten und der Baumkähne ... Viel tätiger sind ihre Frauen. Eine Indianerhausfrau muß außerordentlich viel arbeiten. Abgesehen von ihren Pflichten als Mutter, Köchin, Wäscherin, Spinnerin, Weberin, Last- und Arbeitstier im allgemeinen, hat sie die Maniok-, Bananen-, Pfeffer- u. s. w. Bäume und Felder in Ordnung zu halten, während sie den Rest ihrer Zeit durch Anfertigen von Töpfen, Körben u. s. w. ausfüllt, deren Erlös später, allerdings nicht von dem Gatten allein, vertrunken wird." Nicht viel anders ist es bei den Australiern. Die Frauen sammeln Pflanzen, Insekten und Schaltiere, sie kochen die Nahrung, tragen Holz zusammen, errichten die Schirmdächer, fertigen Netze, Säcke, Binden und Mäntel an. „Das Weib", sagt Lumholtz, „muß alle Bagage schleppen, wenn von Ort zu Ort gezogen wird. Man sieht daher immer den Mann vorausschreiten, frei und munter mit einigen leichten Waffen, während seine Frauen wie Packesel belastet sind; meist tragen sie vier bis fünf Körbe, in denen gewöhnlich Lebensmittel sind. Manchmal steckt auch ein Kind darin, und außerdem kann man sie ein größeres auf der Schulter tragen sehen. Der Beitrag des Mannes fürs Haus besteht gewöhnlich in Honig, manchmal auch in Eiern, Wild, Eidechsen u. s. w. Animalische Speise behält er am liebsten für sich selbst, und die Frau ist meist auf Pflanzenkost angewiesen, die sie für sich und ihre Kinder schafft. Der Mann treibt die Jagd mehr aus Vergnügen als zum Nutzen für seine Familie, um die er sich nicht viel kümmert." Wenig verschieden von dieser „Arbeitsteilung" bei den Wilden war die bei den alten Germanen, wenn wir Tacitus glauben dürfen, der uns berichtet, daß die Männer, wenn sie nicht in den Krieg zogen, wenig Zeit der Jagd, die meiste Zeit aber dem Nichtstun, Schlafen und Essen widmeten. Außerdem ergaben sie sich dem Trunk und dem Würfelspiel, während sie alle Arbeit in Haus, Hof und Feld den Weibern, Schwächlingen und Alten überließen. Oder wie es C. Bücher („Die Frauenfrage im Mittelalter", Tübingen, 1882, S. 8) ausdrückt: „Neben der erhaltenden und verwaltenden Tätigkeit des Hauses ... hatten sie also auch die gesamte Gütererzeugung zu bewerkstelligen. ... Die Frau ernährte die ganze Familie. Sie war Arbeiterin, Wirtschaftsführerin, Haushälterin und Erzieherin der Kinder zugleich."

Selbst auf die Kriegsführung, das ureigenste Arbeitsgebiet des Mannes, erstreckte sich der Einfluß der Frau. Als Deuterinnen der Vorzeichen und Verkünderinnen der Zukunft, als Prophetinnen hatten die Frauen bei den alten Germanen gar oft über Krieg und Frieden zu entscheiden. Unter Kaiser Vespasian verschmähten es selbst die Römer nicht, sich an eine solche Prophetin, die Brukterin Veleda, zu wenden und sie aufzufordern, ihren Einfluß zur Beilegung des Krieges zu ver-

wenden. Und bei vielen Naturvölkern führen die Frauen, wenn die Männer in den Kampf ziehen, religiöse Tänze auf und stimmen Gesänge an, welche den Ausziehenden Glück bringen und ihnen zum Siege verhelfen sollen. Mit Gesängen und Tänzen ziehen sie wieder den Heimkehrenden entgegen und eifern sie durch ihre Preislieder zu neuen Heldentaten an. Daß dies bei den alten Hebräern nicht anders war, zeigen die Beispiele der Prophetinnen Mirjam und Deborah. Frauen sind es auch, welche bei Naturvölkern und vielen Völkern des Altertums durch ihre Totenklagen, in denen sie das Lob gefallener Helden besingen, die Hinterbliebenen zur Blutrache und zu neuen Kriegstaten begeistern.

Aber nicht nur Klagelieder und Kriegsgesänge ertönen von den Lippen der Frauen, sondern auch die Arbeitsgesänge der Völker sind zum großen Teile von den arbeitenden Frauen geschaffen worden. Unter den siebzig Liedertexten, die Karl Bücher in seinem schönen Buch „Arbeit und Rhythmus" gesammelt hat, um den engen Zusammenhang zwischen Poesie und Arbeit darzutun, sind nicht weniger als fünfzig die dichterischen Schöpfungen arbeitender Frauen. Wie groß der Anteil der Frau an der volkstümlichen Dichtung aller Völker gewesen ist, das lese man bei Karl Bücher nach, der auf Grund der von ihm gesammelten Zeugnisse, die sich unschwer vermehren ließen, sagen konnte: „Nicht auf den steilen Höhen der Gesellschaft ist der Dichtung Quell entsprungen, sondern aus den Tiefen der reinen und starken Volksseele ist er hervorgequollen. Frauen haben über ihm gewaltet und wie die Kulturmenschheit ihrer Arbeit viel des Besten verdankt, was sie besitzt, so ist auch ihr Denken und Dichten eingewoben in den geistigen Schatz, der von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wird."

So lehrt uns denn die Völkerkunde, welch ein gewaltiges Stück Kulturarbeit die Menschheit der Frau verdankt. Die Völkerkunde lehrt uns aber auch, wie übel der Mann ihr diese Leistung als Kulturförderin entlohnt hat.

Denn ihr Lohn — war die Knechtschaft. Der Umstand, daß Mann und Weib sich nicht in freier Wahl zusammenfanden, sondern daß es in der Regel der Mann war, welcher das Weib auf irgend eine Weise — sei es durch Kampf oder Raub, durch Tausch oder Kauf — erwarb und so zu seinem Besitztum machte, war die Ursache jahrtausendelanger Knechtschaft des Weibes. Wohl wurde auf höheren Kulturstufen die Raubehe und allmählich auch die Kaufehe abgeschafft. Aus dem Kaufpreis wurde zunächst ein Geschenk, welches der Bräutigam dem Vater der Braut gab. Ein weiterer Fortschritt war es dann, daß der Vater der Braut die so erhaltenen Geschenke dem Mädchen als ihr Besitztum gab, woraus sich dann später die „Mitgift" — ein Geschenk des Vaters an die Tochter — entwickelte. Daher kommt es, daß in mehreren indogermanischen Sprachen dasselbe Wort, welches ursprünglich „Kaufpreis der Braut" bedeutete, später die Bedeutung „Mitgift" erhielt (so das griechische ἕδνον, das angelsächsische weotuma = althochdeutsch widamo, Wittum). Wenn aber auch bei den Kulturvölkern Frauenraub und Frauenkauf als Formen der Eheschließung längst abgeschafft und in Vergessenheit geraten sind, so

sind doch die Folgen dieser uralten Sitten — die Unterdrückung der Frau, ihre niedrige soziale Stellung und die Ansicht von ihrer Minderwertigkeit — bis zum heutigen Tage geblieben. Von den rohesten Naturvölkern angefangen, bis hinauf zu den höchsten Kulturvölkern ist die Geschichte der sozialen Stellung der Frau eine lange Leidensgeschichte.

Von der „Arbeitsteilung" bei Australiern und Indianern haben wir bereits gesprochen. Von den Buschmännern sagt Theophilus Hahn, der beste Kenner dieses Volkes: „Das Weib ist ein Lasttier. Dabei hat sie oft noch Mißhandlungen zu erdulden, welche nicht selten den Tod zur Folge haben." Von den Feuerländerinnen wird uns berichtet: „Die Weiber erwerben einen großen Teil der Nahrung, erhalten aber selbst weniger davon als die Männer." Auf etwas höheren Kulturstufen, bei Völkern, welche von der Viehzucht leben, ist die Stellung der Frau um nichts besser. Gerade die Viehzucht ist diejenige Wirtschaftsform, welche dem Manne die größte Übermacht gewährt. Die Viehzucht ist, wie der Krieg und die Jagd, bei Hirtenvölkern ein Vorrecht der Männer. Darum sieht der Nomade mit Verachtung auf das Weib herab. Der Araber läßt sich zur Geburt einer Tochter nur deshalb Glück wünschen, weil er hofft, durch den Kaufpreis, den er für sie erhalten wird, seine Herden zu vermehren. Bei den Kaffern dürfen die Weiber eines Königs sich nie anders als auf den Knien rutschend im Hause ihres Gatten bewegen. Der Ackerbau gilt bei ihnen, wie bei anderen Hirtenstämmen, für ein verächtliches Geschäft, das den Weibern überlassen wird, während die Viehzucht nicht für die Pflicht, sondern für das Recht des männlichen Geschlechtes gilt. Der Frau ist es sogar bei Strafe verboten, den Viehkral zu betreten. Da aber nur der Besitz von Vieh geschätzt wird — „wer unter den Kaffern kein Vieh besitzt, ist ein Proletarier, wenn er auch noch so viel Korn oder Hirse aufgespeichert hätte" (Ratzel) — kann man sich leicht denken, wie hoch der Mann als Viehbesitzer über dem Weibe steht. Von den Indianern Alaskas sagt ein Missionär: „Verachtet von ihren Vätern, verkauft von ihren Müttern, hintergangen von ihren Brüdern, schlecht behandelt von ihren Männern, ist es kein Wunder, daß viele Frauen der Alaska-Indianer Selbstmord begehen." Auch bei anderen Indianerstämmen sind Selbstmorde von Frauen nichts Ungewöhnliches. Auch kommt es vor, daß Mütter ihre Töchter töten, um ihnen das harte Los einer Ehefrau zu ersparen. Weibliche Kinder sind es überhaupt, welche der über die ganze Erde verbreiteten Unsitte des Kindermordes am häufigsten zum Opfer fallen. So wird in China die Geburt eines Sohnes vom Vater mit Sehnsucht erwartet und mit Freuden begrüßt, während er von der Geburt einer Tochter oft nur so weit Notiz nimmt, daß er sie der Aussetzung bestimmt. Es gibt Gegenden, wo der übliche Mord weiblicher Kinder das Zahlenverhältnis zwischen den Geschlechtern gänzlich verschoben hat. In Indien ist diese grausame Sitte erst durch die Engländer einigermaßen beseitigt worden.

Bei allen indogermanischen Völkern ist die Stellung der Frau eine ungemein niedrige. Sie gilt durchaus als Eigentum des Mannes, der über sie uneingeschränkt

verfügen kann. In dem altindischen Epos Mahabharata lesen wir: „Als Gottheit wurde für die Frauen der Gatte von den Göttern selbst bestimmt . . . Für die Frau, die einen Gatten hat, gibt es in der Welt kein Gesetz, als die Verehrung des Gatten." Und in dem berühmten indischen Gesetzbuch des Manu heißt es: „Tag und Nacht müssen Frauen in Abhängigkeit von den Männern gehalten werden . . . Ihr Vater beschützt sie in der Kindheit, ihr Gatte in der Jugend, ihre Söhne im hohen Alter: Nie aber ist das Weib zur Unabhängigkeit geeignet." Keine leere Redensart ist es, wenn noch heute in Bengalen der junge Mann, der freien geht, seiner Mutter auf die Frage: „Wohin gehst du, mein Junge?" antwortet: „Dir eine Sklavin heimzubringen." Von den alten Galliern sagt uns Cäsar, daß der Hausvater über die Gattin, ebenso wie über die Kinder, Gewalt über Leben und Tod hatte. Dasselbe war bei den alten Preußen der Fall. Nach altdeutschem Recht steht der Greis, der Gebrechliche, der unmündige Knabe *und die Frau* in Vormundschaft, d. h. sie haben kein Recht, über sich selbst zu verfügen. Über die Hand des Mädchens verfügten nach altdeutschem Recht der Vater, der Bruder oder irgend ein anderer nächster männlicher Verwandter, während dem Mädchen selbst keinerlei Einspruchsrecht zustand. Der germanische Vater konnte Frau und Kinder verschenken und verkaufen. Diese uralte Anschauung, daß der Mann berechtigt sei, sein Weib auch zu verkaufen, hat sich mit erstaunlicher Hartnäckigkeit in ländlichen Volksschichten Englands bis in unsere Tage hinein erhalten. In Nordengland ist es noch im Jahre 1889 vorgekommen, daß ein Mann allen Ernstes seine Frau für eine Mark verkaufte, indem er ihr einen Strick um den Hals legte und sie ins Haus des Käufers führte. Und noch am 11. Juni 1892 erschien nach Berichten englischer Zeitungen vor dem Polizeirichter in Wandsworth-Surrey eine Ehefrau, um sich darüber zu beschweren, daß ihr Mann sie verkauft habe. Für die Stellung der Frau bei den Südslawen ist es bezeichnend genug, daß die südslawischen Frauen eigene Zaubermittel besitzen, um einem gestrengen Herrn und Gebieter das Prügeln abzugewöhnen. Um die Stellung der Frau bei den Litauern zu kennzeichnen, genügen zwei Strophen eines litauischen Hochzeitsliedes:

„Sorge nicht, du Herzensschwester,
Wie du dich wirst waschen:
Bitt're Tränen, liebes Mädchen,
Soll'n dein Antlitz waschen."

„Sorge nicht, du Herzensschwester,
Wirst den Kopf nicht kämmen:
Deine blonden Haare kämmt der
Jüngling mit den Nägeln."

Das Christentum hat in den christlichen Ländern Europas die Stellung der Frau wenig verbessert, ja die asketischen Lehren der christlichen Kirche, die Lehre von der Unreinheit des Weibes und der Sündhaftigkeit der Ehe haben nur dazu

beigetragen, das Los der Ehefrau noch unglücklicher zu gestalten. Der Domostroj, ein ethisch-religiöser Wegweiser, macht es dem orthodoxen Russen zur sittlichen Pflicht, seine Frau zu schlagen, und gibt den menschenfreundlichen Rat, die Frau nicht mit der Faust und nicht mit einer eisernen Stange, sondern mit der Knute zu „belehren". Und einer der höchsten Würdenträger der russischen Kirche, Sylvester, belehrt die orthodoxe Christenheit seiner Zeit mit den Worten: „Auf deine Tochter lasse deinen Zorn ergehen, so wirst du ihre körperliche Reinheit erhalten; sie soll gehorchen und keinen eigenen Willen haben."

Mit derlei Schilderungen der Stellung der Frau bei den verschiedenen Völkern der Erde ließen sich ganze Bände füllen. In der Tat ist die Geschichte der sozialen Stellung der Frau von den frühesten Kulturstufen bis auf die neueste Zeit herab niemals treffender gekennzeichnet worden, als in den durchaus nicht übertriebenen Worten, mit denen C. Meiners seine 1788 erschienene „Geschichte des weiblichen Geschlechts" beginnt: „Die Geschichte keines Volks und keines andern Standes bietet ein so empörendes und Abscheu und Mitleiden in so hohen Graden erregendes Schauspiel dar, als die Geschichte des Zustandes des weiblichen Geschlechts unter den meisten Völkern der Erde. Selbst das Schicksal von Sklaven war von jeher beneidenswert, wenn man es mit dem Lose des andern Geschlechts vergleicht . . . Unter mehr als der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts war das ganze irdische Dasein von Weibern eine aneinanderhängende Kette von Mühseligkeiten und Erniedrigungen, deren stilles Dulden die Kräfte der menschlichen Natur zu übersteigen scheint; und der Zustand von Mädchen, Frauen und Witwen war ein Zustand von immer steigender Knechtschaft und Elend, in welchen alle Beschwerden und Übel des menschlichen Lebens hineingeworfen, und wovon hingegen fast alle Freuden und Güter ausgeschlossen wurden."

Man könnte wohl fragen: Woher kommt es, daß die Frau das ihr auferlegte Joch der Knechtschaft so lange und so geduldig getragen hat? Nun, diese Frage ist nicht schwer zu beantworten. Die Geschichte lehrt uns ja, daß es Jahrtausende gedauert hat, ehe die Sklaverei abgeschafft wurde. Die Knechtschaft der Frau war nun aber doch von der eigentlichen Sklaverei wesentlich verschieden. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben trotz aller selbstsüchtigen Motive, welche bei der Eheschließung maßgebend waren, doch auch die Liebe und Sympathie zwischen Mann und Weib eine große Rolle gespielt. Und trotzdem Gesetz und Sitte bei den meisten Völkern bis in die neueste Zeit hinein die Unterdrückung der Frau gestatteten, haben doch Liebe und Sympathie immer und überall das starre Recht und die rauhe Sitte gemildert und es verhindert, daß das Los der Frau immer so beklagenswert war, als es hätte sein können. Ja, in nicht wenigen Fällen gelang es der Frau zu allen Zeiten, auch bei Völkern, wo sie sonst eine tiefe soziale Stellung einnimmt, eine gewisse illegitime Oberherrschaft über den Mann zu erringen. Und noch häufiger kommt es vor — so z. B. besonders bei mohammedanischen Völkern, aber auch in vielen Gesellschaftsklassen des heutigen Europa —, daß die Frau

zwar rechtlos und abhängig ist, daß sie aber mit allem Luxus und aller Bequemlichkeit umgeben wird und so ein äußerlich glückliches, wenn auch nicht menschenwürdiges Dasein führt. Und, wie Marie Ebner von Eschenbach einmal sagt, „die glücklichen Sklaven sind die gefährlichsten Feinde der Freiheit“.

Dazu kommt aber noch die ungeheure Macht der Suggestion. Man hat der Frau so lange eingeredet, daß sie minderwertig und unselbständig sei, daß sie es selbst glaubte und sich schließlich einreden ließ, daß in dieser Minderwertigkeit und Unselbständigkeit eine Art Tugend, ein Verdienst liege. Nicht wenig hat die Religion dazu beigetragen, diese Suggestion zu befestigen. So lehrt der Koran: „Die Männer gehen vor den Weibern, weil Gott gab Gnadenvorzug einem vor dem anderen . . . Ehrbare Frauen aber sind gehorsam . . . Doch deren Widerspenstigkeit ihr fürchtet, dieselbigen vermahnet und scheidet euch von ihrem Lager und schlaget sie! Doch wenn sie euch gehorchen, suchet gegen sie keinen Weg! Denn Gott ist hoch und mächtig.“ Und so wie im Alten Testament Jehovah zu dem Weibe sagt: „Er aber herrsche über dich“, so sagt im Neuen Testament der Apostel Paulus in seinem Brief an die Epheser: „Ihr Weiber, unterwerfet euch euren Männern, wie dem Herrn. Denn der Mann ist des Weibes Haupt, wie auch Christus das Haupt der Kirche . . . Und so wie nun die Kirche sich Christo unterwirft, so sollen auch die Weiber in allem ihren Männern sich unterwerfen.“ Zahlreiche Stellen in den heiligen Büchern der Inder und der Chinesen prägen der Frau ein, daß sie dem Manne gehorsam und unterwürfig sein und ihm dienen müsse. Zwar ist es gewiß nicht bloß religiöser Irrwahn, der die Witwen in Indien und in China zum Selbstmord treibt. Nur zu oft ist es die bange Sorge um die Zukunft und der Gedanke an die Leere und Nichtigkeit des Daseins, welches keinen Zweck mehr hat, wenn der Gatte tot ist, und keine Stütze, wenn die Mittel zur Lebensfristung fehlen, was indische und chinesische Witwen den Tod einem elenden Dasein vorziehen läßt. Dennoch ist es die Religion, welche diesen Selbstmord zu einer Heldentat, zu einem frommen Werk stempelt. In feierlicher Prozession, mit Musik und lautem Gesang wurde in Indien die Frau, die entschlossen war, mit dem Gatten zu sterben, zum Scheiterhaufen geleitet. Als S a t i, d. h. als „treue Frau“, wurde sie gepriesen, wenn die Flammen, welche den Leichnam des Gatten verzehrten, auch über sie zusammenschlugen. Die Sati aber wurde geradezu vergöttlicht; zu dem Denkmal, das ihr zu Ehren errichtet wurde, zogen Scharen von Gläubigen, um Opfer darzubringen und den gottgewordenen Geist anzurufen. Bei den Chinesen greift die Frau, welche den Tod dem Witwenleben vorzieht, zum Strick. Auch sie wird, wenn sie (wie die Chinesen sagen) „auf dem Rücken des Storches in den Himmel aufsteigen“, d. h. sich erhängen will, in feierlicher Prozession begleitet, und Triumphbogen werden ihr für ihren „ehrenvollen Selbstmord“ errichtet.

So haben Sitte und Religion durch Jahrtausende hindurch die Fesseln der Knechtschaft der Frau so fest geschmiedet, daß es nicht nur für den Mann, sondern auch für die Frau zum Dogma wurde, daß die Frau minderwertig und dazu ver-

urteilt ist, dem Manne stets untertänig zu sein. So konnte noch im Jahre 1620 ein Frankfurter Gelehrter, Anton Schlösser mit Namen, eine Schrift veröffentlichen, in welcher er ernstlich untersuchte, ob die Weiber zu den Menschen zu rechnen seien; und er kam zu dem Schlusse, wenn man diese Frage bejahe, so dürfe man doch den Weibern höchstens eine Stelle unter den Männern einräumen. Und noch im vorigen Jahrhundert hat der berühmte deutsche Philologe Gottfried Hermann eine grundgelehrte lateinische Abhandlung geschrieben, in welcher er den Nachweis zu führen suchte, daß Eva vor Adam geschaffen sein müsse, weil das Weib als das unvollkommenere Geschöpf nicht später entstanden sein könne, als der vollkommenere Mann.

Fragen wir nun, welches Licht die alle hier mitgeteilten Tatsachen der Völkerkunde auf die Stellung der Frau in unserer Zeit werfen, so ergibt sich (meine ich) von selbst, daß die wirtschaftliche Abhängigkeit und politische Rechtlosigkeit, in welchen sich das Weib noch heute befindet, nur ein Überlebsel jener uralten Knechtschaft ist, in welcher wir die Frau bei den rohesten Naturvölkern finden, und welche in Frauenraub und Frauenkauf ihren eigentlichen Ursprung hat. Unsere ganze moderne Kultur, unsere sittlichen Anschauungen, unsere Ideen von Menschenwürde und Menschenrechten, wie sie seit mehr als einem Jahrhundert die europäische Welt beherrschen, stehen in hellstem Widerspruch zu der Tatsache, daß der Frau allein politische Rechte versagt sind. Und wenn wir eine Erklärung für diese Tatsache suchen, so werden wir keine andere finden, als die, daß die Frau noch immer die Ketten nach sich schleppt, welche vergangene Jahrtausende geschmiedet haben.

Wir haben gesehen, daß am Anfange aller menschlichen Vergesellschaftung die Familie, die Vereinigung von Mann und Weib und Kindern, steht, daß die Familie die Urzelle aller menschlichen Vereinigungen darstellt. Wenn aber die Familie die eigentliche Grundlage des Staates ist und von dem Bestande der Familie der Bestand des Staates, ja der menschlichen Gesellschaft, abhängt — dann sorge man auch dafür, daß die eigentliche Trägerin des Familienlebens, die Hauptstütze der Familie, daß die Frau als Mensch und nicht als minderwertige Person bewertet werde. Was für die Verbesserung des Loses der Frau getan wird, das kommt der Familie, dem Staate, der menschlichen Gesellschaft zugute.

Wir haben gesehen, daß die Frau trotz der unwürdigen sozialen Stellung, die ihr bei fast allen Völkern der Erde zugewiesen worden ist, doch zum Fortschritt der Kultur in deren Anfängen unendlich viel beigetragen hat, daß eine Anzahl der wichtigsten Lebenskünste, materielle und geistige Kulturgüter, ihr zu verdanken sind. Was hätte die Frau geleistet, wäre sie nicht Jahrtausende lang von der Mitarbeit an dem weiteren Kulturfortschritt so gut wie ausgeschlossen gewesen! Durch die entwürdigende Stellung, welche der Mann ihr angewiesen, hat er sich ihrer Mithilfe an den großen Arbeiten, welche eine neue Zeit von ihm forderte, beraubt. Man spricht von „Frauenfrage“ als ob es eine Frauenfrage gäbe, die nicht zugleich eine Männerfrage, eine Menschheitsfrage wäre! Die Frau soll von

dem Jahrtausende alten Druck und Zwang, der auf ihr lastet, befreit werden, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch damit sie als ebenbürtige Mitstreiterin und Mitarbeiterin an dem großen Werke des menschlichen Kulturfortschrittes teilnehme.

Und teilnehmen soll sie, teilnehmen wird sie — denn längst hat es zu tagen begonnen — an den großen Aufgaben des Jahrhunderts, nicht indem sie Mannesart annimmt und Mannesarbeit leistet. Nein. Wie uns die Völkerkunde lehrt, daß schon auf den frühesten Kulturstufen eine Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib platzgegriffen hat, so wird es auch immer eine Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern geben müssen, freilich eine solche, welche den ganz veränderten Zeitumständen und Kulturverhältnissen entspricht. Die Frau soll ihre Eigenart voll und ganz und unbehindert durch altersmorsche Schranken entwickeln, damit sie als Frau, als freie Frau, an der Kulturarbeit der Menschheit mitschaffe, zum Fortschritt der Kultur das beitrage, was der Mann allein nie leisten wird, nie leisten kann.

Senza speranza.

Novelle von Anton Ohorn.

In Leitmeritz in Böhmen ist schon vor Jahren dem (am 22. Jänner 1806) hier geborenen Dichter Josef Emanuel Hilscher ein bescheidenes Denkmal errichtet worden. Wer kennt den Namen, wer die Dichtungen Hilschers? Er gehört zu denen, die den Weihekuß der Muse empfangen haben, aber nicht zum Segen, die auf kurzem Dornenpfad des Lebens hingingen, und, müde gehetzt von rauher Wirklichkeit, mit ihrem warmen Herzen am Fuße des Parnaß vorzeitig zusammenbrachen. Auf sein einsames Grab im fernen Mailand sei dieses bescheidene Kränzchen, aus Dichtung und Wahrheit geflochten, niedergelegt.

* * *

Vor einem öffentlichen Gebäude in Laibach stand ein junger Soldat als Posten. Ein milder Herbstabend hatte sich auf die Hauptstadt Krains niedergesenkt, die Sterne blinkten, und der Vollmond, ab und zu aus leichtem Gewölk hervortretend, stand über der einsamen Gasse und goß sein mildes, weißes Licht in breiter Flut hinein, so daß nur das vortretende Schilderhaus seinen dunklen, scharfgezeichneten Schatten warf. Und wenn der Soldat dem Lichte entgegenkam, umfloß dies weich und schmeichelnd die schlanke Gestalt, spielte auf dem gebräunten Gesicht, aus dem zwei große, dunkle, beinahe träumerische Augen schauten, und blitzte auf dem Laufe der Muskete.

Kein Laut ging durch den Abend, als hielte die Welt den Atem an, und selbst den Schritt des Postens dämpfte der weiche, ungepflasterte Boden. Von Zeit

zu Zeit blieb er stehen und schaute hinauf zu den ewigen Lichtern des Himmels, und dann murmelten seine Lippen Verse:

> Die Sterne steigen auf, es strahlt der Mond
> Hell über schneebedeckter Berge Gipfeln . . .
> Wie sehn' ich mich nach dir, Natur, denn immer
> War mir die Nacht ein mehr verwandtes Antlitz
> Als das der Menschen, und im Sternenschatten
> Der Dämm'rung und geliebter Einsamkeit
> Lernt' ich die Sprache einer andern Welt . . .

Das war Lord Byrons gewaltiger Manfred, der aus dem Munde des jungen Soldaten redete, und die Augen schienen diesem dabei heller zu leuchten.

Da ging durch die Stille ein Klang wie ein voller Harfenton, und der Posten stand plötzlich ruhig. Er schaute nach dem stattlichen Hause, das schräg gegenüberlag. Aus den Fenstern des ersten Stockwerkes schimmerte Licht, es rieselte heraus über den kleinen Balkon und mischte sich mit dem Mondglanz, und von dorther klangen auch die Töne. Es war ein Spinett, auf welchem eine kundige Hand etwas wie ein Präludium spielte, und dann setzte eine Frauenstimme mit einem Gesange ein. Eine wohllautende, weiche Altstimme war es, die eine getragene italienische Weise sang, durch die ein Zug unbestimmter Sehnsucht zitterte, wie ein Vogel, der sein Nest sucht. Der junge Soldat regte sich nicht, er atmete kaum, seine Seele trank die süße Melodie, und ihm war, als habe sein eigenes Empfinden, sein unbestimmtes Sehnen und Suchen, Wort und Ton gefunden. Und doch verstand er nur eines deutlich, den Refrain: Senza speranza! Und wenn das Zwischenspiel erklang, murmelte er leise: „Senza speranza — ohne Hoffnung!"

Er wußte, wer dort sang: es war Marie, die Tochter des reichen Fabriksherrn Olmer; er hatte sie gar manchmal gesehen, das schlanke, bildschöne Mädchen mit dem von braunem Haar umrahmten Madonnengesicht und den sonnigen Augen; so dachte er sich seine Muse, und in der stillen Verschwiegenheit seines Herzens betete und sang er zu ihr und dichtete ihr seine Lieder. Senza speranza! Ja, hoffnungslos war das Empfinden, und doch war es ihm ein Reichtum, und wenn er, wie heute, nur vor ihrem Hause auf- und niederschreiten und in scheuer, stummer Ehrfurcht zu den spiegelnden Fenstern aufblicken durfte, schien ihm auch das schon ein Glück. Er hatte sie manchmal singen hören, und der Ton ihrer Stimme zitterte ihm jedesmal in der Seele nach, aber heute umwob ihn zugleich der Zauber des stillen Herbstabends und machte ihm das Herz wundersam weich.

Wie eine Bildsäule stand er im Mondlicht und hielt das Auge emporgewendet nach dem Balkon, die Erde schien ihm zu versinken mit ihrer Mühsal und ihrer trostlosen Nüchternheit, wie erlösende Engel kamen die milden Töne herab und umschmeichelten ihn . . . Da fiel ein Schatten hart vor ihn hin, er schrak zusammen, und im nächsten Augenblick stand er militärisch stramm und präsentierte das Gewehr. Ein Offizier war beinahe unhörbar bis unmittelbar an ihn herangekommen, ohne

daß der Posten ihn bemerkt und vorschriftsmäßig die Honneurs zur rechten Zeit gemacht hätte; jetzt hielt er vor diesem an und sah ihm ins Gesicht. „Natürlich, der Hilscher!“ sagte er in scharfem, kalten Ton. „Du treibst wohl Sternguckerei auf der Wache, Lumpenhund, he? Ich hätte Lust, dich zwei Tage bei Wasser und Brot ins Loch stecken zu lassen, damit du dir gewöhnst, deine Augen rechtzeitig aufzuknöpfen, verd . . . . . . Lümmel. Das Versemachen soll dir noch vergehn im Kommißrock . . .“

Noch ein unflätiges Schimpfwort, dann ging der Offizier quer über die Straße und trat in das Haus Olmers ein.

Der Mond verschwand hinter einer Wolke, oben verklang das Lied mit einem letzten „senza speranza“ und dem Soldaten erschien die ganze Welt ohne Licht und ohne Klang, totstumm und tottraurig, und in seiner Brust krampfte es sich zusammen vor unsäglicher Bitterkeit. Er warf das Gewehr über die Schulter und schritt, die Zähne gegeneinander gepreßt, auf und ab, bis er wieder stillstand und die Worte Manfreds sprach:

Die Geister, die ich rief, verlassen mich,
Die Zauber, die ich lernte, quälen mich,
Das Mittel, das ich ausfand, foltert mich;
Nichts bau ich mehr auf überird'sche Hilfe:
Sie löscht Vergangnes nicht, und eh ins Dunkel
Vergangenheit nicht taucht, mag ich nicht schaun
Ins Künftige . . .

Nach einer Weile sank das Mondlicht wieder über die schweigende Gasse und über den kleinen Balkon. Auf denselben waren zwei Gestalten herausgetreten: der Offizier — es war der Oberleutnant Wendler — und Marie. Über ihr helles Gewand rieselte der silberne Schimmer, und ihr weißes, süßes Gesicht hob sich vom Rahmen des dunklen Haares wundersam ab. Dem Posten schlug das Herz bis an den Hals herauf, er trat hinter das Schilderhaus, wo der Schatten am dichtesten war und unverwandt starrte er empor nach dem mondumwobenen Bilde.

Und die zwei dort oben redeten von ihm. Das Mädchen hatte das Gespräch darauf geleitet:

„Man erzählt, daß ein Soldat Ihres Regiments ein Theaterstück schreibt und Verse macht; er soll auch die Dichtungen Byrons übersetzen.“

„Ach, ja . . . da unten steht er auf Posten — interessiert Sie das?“

Das Mädchen beugte sich über den Balkon und suchte mit den Augen, bis sie die im Dunkeln starr stehende Menschengestalt gefunden hatte.

„Er ist wohl im Schatten des Schilderhauses — da duselt's sich bequemer,“ sprach der Oberleutnant und fügte wegwerfend bei: „Unangenehmer Mensch mit seinen großen, rätselhaften Augen — hat ein despektierliches Wesen . . .“

„Wie heißt er eigentlich?“

„Er nennt sich Josef Emanuel Hilscher und stammt aus Leitmeritz in Böhmen. Sein Vater war Profoß im Infanterieregiment Nr. 17. Der Junge kam

ins Erziehungshaus nach Kosmanos, dann hieher nach Laibach und ist seit einem halben Jahre in unserem Regiment. Man sagt, daß der Korporal und Lehrer im Erziehungshause, Friedrich Dahl — ein Mensch, von dem man auch nicht recht weiß, was eigentlich hinter ihm steckt, und der ganz wunderlich ins Regiment hereingeschneit wurde — ihm das Englische und Französische beigebracht hat und den ganzen Dünkel dazu, daß er sich für 'nen Dichter ansieht. In der Kaserne haben sie 'mal ein Stück von ihm aufgeführt — „Kaiser Albrechts Hund" war wohl der Titel — na, wissen Sie, in der Kaserne mag das Ding wohl gefallen haben, aber zur Berühmtheit braucht er darum noch nicht aufgeblasen zu werden. Doch da haben sogar Kameraden ihren Narren an ihm gefressen, und unser jüngster Hauptmann, von Marsano, der freilich selber Theaterstücke schreibt, nimmt ihn besonders unter die Flügel. Mir ist ein Soldat, der Komödien und Verse macht, ein Gräuel, und darum werde ich dem affigen Bengel ganz besonders auf den Dienst passen ... aber schade um die Zeit, was reden wir da von dem unbedeutenden Burschen, der da unten wie ein verliebter Kater in die Sterne guckt ..."

Marie sah noch immer hinab nach dem Posten; ob sie es trotz der Dunkelheit merkte, ob ihre Seele es ahnte, daß der junge Soldat zu ihr emporschaute wie zu einem Heiligenbilde?

„Der arme Mensch!" sagte sie halblaut und beinahe unbewußt — dann fragte sie:

„Und wissen Sie, wie das Stück heißt, das er jetzt schreibt?"

„Es soll ein großes Trauerspiel werden aus der österreichischen Geschichte — Titel, ja — ich kann wirklich nicht dienen ... na, ein Trauerspiel wird's wohl eh' werden; haben's denn wirklich ein Interesse dran?"

Der Oberleutnant griff nach der Hand des Mädchens und beugte sich darauf nieder, um sie zu küssen. Langsam entzog sie ihm Marie, und verträumt sah sie noch immer hinab. Von hellem Lichte war das Bild beschienen, und Hilscher starrte mit brennenden Blicken empor; in seiner Kehle war ein Würgen und Brennen, und das war gut so, weil er sonst einen lauten Schrei hätte tun müssen, denn ein Schmerzgefühl fuhr ihm durch Leib und Seele zugleich, als die Lippen des Offiziers die weiße Hand berührten. Und daß es just der war, der ihn schlechter behandelte wie seinen Hund, der mit rohen Worten ihn beschimpfte, während er selbst sich nicht regen durfte, das ließ sekundenlang sein Blut heißer durch die Adern strömen, und er erfaßte den Schaft seines Gewehrs fester; ihm war, als müsse er ihn an die Wange reißen und den dort oben herabschießen von seiner glücklichen Höhe, damit er nicht mehr wie ein dunkler Falke über der weißen Taube schwebe.

Um Fassung zu gewinnen, schritt er einige Male langsam hin und her, aber aufs neue zog es ihn in den Schatten des Schilderhauses, um von hier wieder emporzustarren. Es war die qualvollste Wachtstunde, die es für ihn geben konnte, und der Mond, den er sonst für seinen guten Freund angesehen nach alter

träumerischer Dichterart, tat ihm nicht den Gefallen, sich hinter einer der kleinen ziehenden Wolken zu verbergen. Er hätte Tage und Monde seines Lebens gegeben, um zu hören, was die beiden da oben redeten, aber er vernahm nichts, er sah nur, wie jetzt der Offizier seinen Arm um den schlanken Mädchenleib legte, aber auch wie Marie leicht und anmutig sich entwand und im nächsten Augenblicke durch die Tür entschlüpft war. Diesmal hatte er blitzschnell die Muskete von der Schulter gerissen, daß es durch die stille Nacht klirrte, aber das Mädchen war mit seinem Entweichen der gute Engel zweier Menschen in dieser Sekunde geworden.

Auch der Mond verhüllte eben jetzt sein Licht; Hilscher hörte, wie der Offizier leise einige Takte eines bekannten Schelmenliedes vor sich hinpfiff, er sah auch die dunkle Gestalt sich allein über den Balkon lehnen, dann schlug eine Uhr, und noch eine die Stunde, und durch die Gasse klang der Taktschritt der Ablösung.

Bald darauf war Hilscher im Wachtlokal. Wie Wolken lagerte der Tabaksqualm in dem Raume, und das Auge mußte sich erst an die von elendem Lampenlicht nur matt zerstreute Dämmerung gewöhnen, ehe es die einzelnen Bilder aufzunehmen vermochte. Den jungen Soldaten widerte es an, heute, wie schon manches Mal. Da wurden schmutzige Karten auf den Tisch geschlagen mit rohem Schimpfwort, dort johlten und gröhlten rauhe Kehlen ein unflätiges Lied, und dazwischen klang dröhnendes Schnarchen von einzelnen harten Holzpritschen. Was war das für eine entsetzliche Wirklichkeit!

Gefühllose Witze begrüßten ihn, Hohngelächter folgte; er aber sank, körperlich und seelisch müde, auf einem Plätzchen in einer Ecke nieder; er wußte, daß sein Schweigen zuletzt auch die Roheit entwaffnete, und daß man ihn in Ruhe ließ. Dann nahm er ein Buch aus seiner Tasche, und bei dem elenden Schein, mitten in Qualm und Unflat, erhob sich sein Geist in die Welt des großen Briten, ging er auf den einsamen und schaurig-gewaltigen Bergpfaden den Spuren Manfreds nach und fuhr fort, das geniale Werk Lord Byrons ins Deutsche zu übertragen.

Da flog ein Spiel schmieriger Karten gegen seinen Kopf, zerschellte daran und flatterte in einzelnen Blättern zu Boden.

„Schelle ist Trumpf, Duckmäuser!“ schrie eine rohe Stimme, und ein brüllendes Gelächter folgte.

„Laßt ihn, er ist wieder bei seinen Geistern!“

„Er soll uns einen davon sehn lassen! He, Hilscher, laß einmal einen Geist erscheinen!“

„Aber einen, der eine Kanne Wein zum Besten gibt!“

So lärmte es hohnlachend durcheinander. Hilscher stand auf. Sonst hatte er wohl auch für plumpe Scherze eine scharfe, sarkastische Abweisung, welche die Lacher auf seine Seite brachte, heute aber empfand er nur den Ekel und den ganzen Jammer, den dieser Verkehr ihm brachte; er richtete sich hoch auf und sprach mit solcher Entschiedenheit sein: „Laßt mich hinaus!“ daß es einige Augen-

blicke still ward in dem Raume, bis auf das Schnarchen der Schlafenden, und daß keiner wagte, ihn aufzuhalten.

Vor dem Wachtlokale stand eine Holzbank. Darauf ließ er sich nieder und starrte wieder empor nach der Himmelsleuchte, die nun in vollendeter Klarheit an dem blauen Herbsthimmel hing und ihm wie trostvoll in die bange und gequälte Seele schaute. Unverstanden, ungewürdigt, verspottet — ein Einsamer, der die Hand nicht ausstrecken durfte nach dem Glücke, so saß er da, dachte an das Bild auf dem Balkon des Hauses Olmers und an die Roheit der Kameraden, die ihn ungesellig nannten, weil er sie nicht verstehen wollte, und sie ihn nicht verstehen konnten.

Und da trat es auf leisen Sohlen, unsichtbar an ihn heran, was so oft in den bittersten Stunden ihn getröstet hatte, und legte ihm die Hand auf das durchstürmte Herz ... die Muse, und seine zagende Seele ahnte ihre Nähe. Er zog Byrons „Manfred" hervor, und auf das letzte, weiße Blatt des Büchleins schrieb er beim Schimmer des Mondlichts mit Bleistift die Verse:

Ja, ungesellig! — Nun, ich bin es, gleich
Dem Aar, der horstend in dem Steingeklüft,
Nicht wohnen mag im niedrigen Gesträuch,
Und finster, einsam nur die Luft durchschifft.

Und bin ich so, so bin ich es mit Recht,
Denn ihr seid wie die Wüste, aber kühl,
Mißkennend, was in mir ist wahr und echt,
Habt ihr gehöhnt, gemißbraucht mein Gefühl.

Ihr habt die Blüten meiner Brust zerstört
Und Dornen mir ins öde Herz gesät,
Zu arger Wallung mir das Blut empört
Und Wolken mir ins Angesicht geweht.

Drum laßt mich kalt und ungesellig sein;
Was frommts, mit euch zu leben in Verkehr?
Ich habe nichts mit eurer Art gemein,
Ich bin für euch, ihr seid für mich zu leer.

Langsam ging er in das Wachtlokal zurück. In einem Winkel warf er sich auf eine harte Holzpritsche, das Buch Byrons unter dem Kopfe, und die Natur verlangte zuletzt ihr Recht; er schlief inmitten des wilden wüsten Bildes ein, und ein wohltätiger Traum trug ihn in freundlichere Gefilde.

* * *

Es war ein unfreundlicher Winterabend. Eisigkalt fegte der Schneesturm durch die Gassen von Laibach, aber das Theater war an diesem Abend gefüllt bis auf den letzten Platz. Man gab das fünfaktige Trauerspiel „Friedrich der Schöne",

und sein Verfasser war ein gemeiner Soldat des Regiments Prinz Hohenlohe-Langenburg. Das hatte allgemeines Interesse geweckt, denn es besaß den Reiz des Eigenartigen, und mancher kam vielleicht auch in der Erwartung eines kleinen Theaterskandals, denn was war von einem solchen Dichter zu erwarten? Der Ertrag der Aufführung war zum Besten des Invalidenfonds bestimmt, und das hatte, weil man sich einmal von Wohltätigkeitsvorstellungen nicht gut ausschließen kann, wohl auch die bessern Kreise der Stadt zur Teilnahme bewogen.

Neugier und Interesse suchten den Dichter, dieser aber hatte sich in eine finstere Ecke des Theaters gedrückt und rang mit seiner Erregung. Sein Gesicht war marmorblaß, und die dunklen Augen sahen größer und glühender daraus hervor; seine Hände waren eisigkalt, aber sein Leib fieberte. Da gab er nun sein Herzblut hinaus in die Welt, den Zufälligkeiten einer Aufführung überlassen; er wußte, daß er, der gemeine Soldat, wenig Freunde hatte, daß die Spottlust sich von vornherein an ihn und sein Werk gehängt hatte, denn wie sollte der Genius in seine arme Sphäre niedersteigen; er fürchtete, daß man mit bitterem Spott und Sarkasmus sein Empfinden beschmutzen und zertreten könnte, und dies Denken war ihm entsetzlich.

Hilflos beinahe ließ er die Blicke durch den erhellten, menschenerfüllten Raum schweifen; er sah überall heitere, plaudernde Menschen, denen es alltäglich, gleichgültig war, was diese Stunde für ein einsames Dichterherz bedeutete, und es war ihm, als müsse er hinausstürzen in die Winternacht, und das Kind seines Geistes gleichsam schutzlos dieser vielköpfigen Menge preisgeben. Da traf sein Blick auf ein stilles, weißes Mädchengesicht, von dunklem Haar umrahmt; es war Marie Olmer, welche in einer Loge zwischen ihrem Vater und Hilschers Regimentskommandeur saß. Ihm schoß das Blut in seine bleichen Wangen, und ein seltsames Glücksgefühl kam über ihn. Da war ein Mensch, zu dem er redete, und wenn es der einzige von allen war — von dem er wünschte, verstanden zu werden, und von dem er es hoffte. Das süße, liebe Antlitz sah so mild und freundlich, so ruhig und sinnend herab, daß es wie ein Madonnenbild seinen Frieden auch dem erregten Träumer in die Seele hauchte, und die weiße und rote Rose an der Brust des Mädchens schienen ihm wie verheißungsvoll zu winken.

Die Einleitungsmusik verklang. Stille, erwartungsvolles Schweigen lag über dem Raume, und der Vorhang hob sich. Und nun kam das alte, ergreifende Spiel von der deutschen Treue. Friedrich der Schöne, der Habsburger, unterlag bei Mühldorf seinem Mitstreiter um die deutsche Krone, dem Wittelsbacher Ludwig, und wurde dessen Gefangener. Auf der alten Trausnitzfeste saß er und dachte heim an sein Weib und seine Kinder in der schönen, geliebten Donaustadt, und um ihretwillen faßt ihn die heiße Sehnsucht nach Frieden.

> O unerfüllter Sehnsucht Pein, wie quälend
> Bist du für ein vereinsamt Menschenherz!
> Nicht Kerkerhaft ist's, was am schwersten drückt,
> Nicht der Verlust des Kaiserdiadems . . .

Vereinsamt sein mit seinem heißen Herzen,
In Liebe suchen eine liebe Hand
Und eines einz'gen Auges lichten Strahl,
Umsonst zu suchen — das ist herbes Leid!

Wer in dem Zuschauerraum fühlte es, daß in diesem Augenblicke der Dichter seine eigene Seele offenbarte? Ihm selbst pochte das Herz zum Zerspringen, als von der Bühne herab sein Weh in die Welt hinausgeschrien wurde, und sein glühendes Auge suchte Marie, als wolle er wenigstens auf diesem einen Angesicht lesen, ob er verstanden worden. Er sah, wie sie die Hand auf dem Herzen hielt, und wie ihre Blicke an den Helden auf der Bühne gebannt waren . . ja, sie war mit ihrer Seele bei der seinen — was kümmerte ihn in diesem Augenblicke alles andere!

Da rauschte der Beifall durch das Haus, und der Träumer erwachte. Ein Frohgefühl, ein gehobenes Empfinden ging durch seine Brust: jetzt war er nicht der gemeine Soldat des Regiments Hohenlohe, in dieser Minute streckte er die Hand aus nach einer Palme, die Tausenden unerreichbar war und fühlte sich auf einer freien Höhe, von der aus er hinwegschaute über all die Roheit und Gemeinheit, die im gewöhnlichen Leben ihn umbrandete. Freier glaubte er jetzt seine Blicke zu jenem Bilde in der Loge dort oben erheben zu dürfen, denn auch er hatte jetzt etwas in die Wagschale des Geschickes zu legen, was Reichtum und Geburt nicht aufzuwiegen vermögen, die schöpferische Kraft seines Geistes.

Auf der Bühne nahm das Stück seinen Fortgang. Ludwig der Bayer, eingedenk alter Jugendfreundschaft mit Friedrich, will diesem die Freiheit geben, wenn er seine Verwandten in Wien zur Anerkennung von Ludwigs königlichen Rechten bewegen kann, und er läßt ihn heimwärts ziehen gegen das Versprechen, daß Friedrich, wenn seine Mission mißlänge, freiwillig in seine Haft zurückkehren wolle. Im Gewande eines fahrenden Spielmanns kommt dieser in seines Landes Hauptstadt; verkleidet will er vor sein geliebtes Weib hintreten, damit sie nicht erschrecke, aus seinem Liede soll sie sein Schicksal hören, an seinem Sange ihn erkennen. Doch da er zu ihr kommt, findet er sie erblindet von den vielen Tränen, die sie um ihn geweint hat.

Da faßt ihn ein unsäglicher Schmerz.

Was soll mein sehnend Lied, was will mein Sang?
Hab' ich's geahnt, daß durch der Töne Tor,
Durch's Ohr, allein dir Kunde geben kann,
Wer sich dir naht? — Hab' ich's geahnt in Schmerzen,
Daß deines lieben Auges Licht erblichen
Von heißer Tränenflut, um mich vergossen? —
O, einer Kaiserkrone Glanz würf' ich dahin,
Säh' dieser Sterne Strahl ich wieder leuchten!

Sein Weib, in Lieb und Lust umschlingt ihn heiß . . . und wie nun wiederum der Vorhang sinkt, da dröhnt es von jubelndem Beifall, der Name des Dichters

schallt durch das Haus und verklingt nicht eher, als bis der schlichte, bleiche Mann von der Bühne her sich dem begeisterten Publikum gezeigt hat. Dann ruft ihn ein Logendiener zu seinem Kommandeur. Er weiß nicht, ob die Füße ihn tragen oder ob er Flügel an den Sohlen hat, die Brust ist ihm so weit und selig, und wenn er's denkt, daß er nun auch vor sie hintreten soll, deren holdseliges Bild ihm immer mehr die Verkörperung der Muse scheint, dann hat er kein Wünschen, als, nachdem er ihr in die sonnigen Augen geschaut, sterbend zu ihren Füßen zusammensinken zu dürfen.

Stramm und militärisch trotz der fiebernden Erregung stand er vor seinem Obersten, und nur wie aus weiter Ferne, wie aus einem glücklichen Traume hörte er diesen sagen: „Das haben Sie brav gemacht, Hilscher; das Regiment kann stolz sein auf Sie. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu dem Erfolge und freue mich, Ihnen heute schon mitteilen zu können, daß Sie um Ihrer ungewöhnlichen Begabung willen zum Kadetten ernannt worden sind. Das Patent wird Ihnen morgen zugehn!" Dann fühlte er den Händedruck des Obersten und erwiderte ihn mit dankbarer Herzlichkeit.

Darauf sprach Herr Olmer zu ihm verbindliche Worte, die wie klanglos an seinem Ohre vorübergingen, und endlich hielt er eine kleine, schlanke Hand in der seinen und fühlte, wie ein warmer Strom von derselben ausging und ihm bis in das tiefste Herz hineinrieselte. Er sah zwei dunkle, leuchtende Augen in einem lieben weißen Antlitz vor sich, und ein roter Mund redete freundlich zu ihm, und unbekümmert um alle Welt rings umher, die wie in einem Nebel zu verschwinden schien, beugte er sich nieder und küßte die weiße Hand. Da nahm das Mädchen die beiden Rosen von der Brust und reichte sie ihm „zur Erinnerung an diese Stunde"; er stammelte unzusammenhängende Dankesworte, dann richtete er sich stramm und fest empor, grüßte militärisch seinen hohen Vorgesetzten und verließ die Loge.

Der Vorhang hob sich wieder, aber der junge Dichter sah und hörte nichts mehr von seinem eigenen Werke, von dem Zorne Herzog Leopolds, der nichts von der Anerkennung Ludwigs wissen will, von dem Herzweh des blinden fürstlichen Weibes, das den Gatten nicht ziehen lassen mag, der, treu seinem Worte, sich losreißt, um in die Haft zurückzukehren, und von dem Edelsinn Ludwigs des Bayern, der, gerührt von solcher Treue, Thron und Krone mit dem Jugendfreunde teilen will . . . vor seinen Ohren rauschte wie eines fernen Meeres Brandung noch einmal der laute, begeisterte Beifall, dann sang auf der Gasse der Wintersturm sein schwertöniges Lied ihm um das heiße, erregte Haupt. Nur die beiden Rosen war er zu schützen bedacht; sie waren ihm ja erblüht wie ein Wunder in Schnee und Eis.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Reform der inneren Verwaltung in Österreich.

Von Professor Dr. Rudolf von Herrnritt.

Die stürmische Sitzung unseres Abgeordnetenhauses vom 9. Dezember 1904, welche die letzte des gegenwärtigen, bisher unfruchtbaren Sessionsabschnittes war, brachte fast unbeachtet ein Ereignis, welches — allerdings eine besondere Gunst der Verhältnisse vorausgesetzt — für das öffentliche Leben in Österreich von nicht gewöhnlicher Bedeutung werden könnte. Herr Dr. v. Koerber legte dem Hause eine Denkschrift vor, welche den ersten Schritt zu einer Verwaltungsreform bilden soll, die zum Unterschiede von demjenigen, was bisher unter diesem Namen bezeichnet wurde, das Übel an der Wurzel faßt, und nicht bloß die Formen des Verfahrens, sondern die gesamte Organisation der inneren Verwaltung vom Grunde aus umgestalten würde. Es soll an Stelle des trotz mancher Ausbesserungen unwohnlich gewordenen Baues, welcher den primitiven Verhältnissen der Bachschen Epoche zur Not entsprechen mochte, ein moderner, zweckmäßiger Neubau aufgeführt werden.

Nicht wenig Optimismus gehört allerdings dazu, unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen ein Reformwerk in die Hand zu nehmen, welches unter anderem eine gründliche Auseinandersetzung zwischen der landesfürstlichen und der autonomen Verwaltung herbeiführen und trotz gegenteiliger Behauptung, wesentlich auch in die Verfassungsgesetzgebung eingreifen würde. Deshalb war es nur berechtigt, das Projekt jetzt in das bescheidene Gewand vorbereitender „Studien“ über die Reform der inneren Verwaltung zu kleiden, welche vor allem zu einer Vertiefung und Durcharbeitung durch Theorie und Praxis, die hoffentlich der inhaltsreichen Arbeit zuteil werden wird, einladen. Es wäre zu wünschen, daß in dem Zeitpunkte, in welchem die parlamentarischen Verhältnisse die Durchführung einer so weitgehenden gesetzgeberischen Aktion gestatten sollten, die Regierung mit einem voll ausgereiften Entwurfe hervortrete, damit die überstürzte Art, in welcher gerade die wichtigsten Fragen des öffentlichen Rechtes unter dem Einflusse augenblicklicher politischer Konstellationen bei uns häufig geregelt werden mußten, hier vermieden werde.

In dem engen Rahmen dieses Aufsatzes ist es selbstverständlich ausgeschlossen, eine auch nur halbwegs erschöpfende kritische Erörterung der zahlreichen in der Studie aufgeworfenen Fragen zu bieten. Es handelt sich nur darum, die weiteren Kreise auf die höchst beachtenswerte Arbeit aufmerksam zu machen, welche erfreulicherweise von dem Grundsatze Benthams, des Klassikers der Verwaltungsreform, geleitet ist: größtmöglichen Nutzen für die größtmögliche Zahl zu bieten.

Das umfassende Elaborat der Regierung zerfällt in zwei Teile, deren erster eine Diagnose der herrschenden Übel, die mitunter zu einer sehr freimütigen Selbstanklage werden, enthält, und deren zweiter, allerdings nur skizzenhaft, die Wege der Heilung deutet.

Viele für die öffentliche Wohlfahrt wichtige Verwaltungsaufgaben werden nach dem Bekenntnisse der Regierung bei uns nicht in jenem Maße, das dem Kulturzustande und der Leistungsfähigkeit unseres Vaterlandes entsprechen würde, erfüllt. Aus der Reihe dieser stiefmütterlich behandelten Aufgaben, die sich leicht noch vergrößern ließe, werden die öffentliche Krankenpflege, die Fürsorge für Geisteskranke, die Markt- und Lebensmittelpolizei, die Zwangs- und Besserungsanstalten, die Erziehung verwahrloster Kinder, endlich

die Städteapprovisionierung besonders hervorgehoben. Ferner wird die Rechtshilfe auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes als durchaus unzulänglich bezeichnet. Von der Kompliziertheit der öffentlichen Einrichtungen, welche deren langsames Funktionieren zur Folge hat, abgesehen, fehlt es nach der Behauptung der Studie namentlich im Gebiete der dem Einflusse des politischen Kampfes naturgemäß stärker ausgesetzten autonomen Verwaltung mitunter an der erforderlichen Objektivität. Politische Verwaltung und Bevölkerung stehen sich vielfach fremd gegenüber. Der politische Beamte verfügt meistens nicht über jenen Kontakt mit der Bevölkerung, welcher die erste Voraussetzung für eine zweckentsprechende Lösung der Aufgaben der öffentlichen Verwaltung bilden würde. Es ist daher die Aufgabe jeder zweckentsprechenden Reform, die Organe der staatlichen Verwaltung und die Bevölkerung einander näher zu bringen.

Die wichtigste Ursache der nicht befriedigenden Tätigkeit unserer öffentlichen Verwaltung erblickt die Studie in dem Mangel eines einheitlichen Geistes sowohl in der Gesetzgebung auf dem Gebiete des Verwaltungsrechtes, als auch in der Tätigkeit der Verwaltung selbst; dieser Mangel hat seinen Ursprung in der dualistischen Gestaltung der legislativen und Exekutivgewalt, einerseits durch die Reichs- und Landesgesetzgebung, anderseits durch die staatliche und die autonome Verwaltung. Dies ist gewiß richtig. Gerade die politische Entwicklung der letzten Zeit hat die divergierende Richtung der Teile gegenüber dem Ganzen gefördert. Die Reichs- und die Landesgesetzgebung, welche vielfach auf einem und demselben Gebiete zu normieren haben (Kultus-, Unterrichtswesen, Wasserrecht, Sanitätswesen rc.), greifen schon wegen der Unbestimmtheit der Kompetenzabgrenzung in unserer Verfassung häufig durcheinander, statt ineinander. Wie wir sehen, geht hier die Studie der Regierung über den eigentlichen Rahmen einer Verwaltungsreform hinaus auf das politische Gebiet des Kampfes zwischen der zentralistischen und föderalistischen Richtung in unserem Staatsleben über, welcher in dem Streben nach Erweiterung der Kompetenz der Reichs- und der Landesgesetzgebung zum Ausdrucke kommt.

Einem ähnlichen, ebenso bedenklichen Dualismus wie in der Gesetzgebung begegnen wir nach den Ausführungen der Studie auf dem Gebiete der Verwaltung in der Tätigkeit der landesfürstlichen und der autonomen Organe. Statt des parallelen Zusammenwirkens in den materiellen Verwaltungsaufgaben, entsprechend der modernen Auffassung der Selbstverwaltung als einer öffentlichen Verwaltung der Kommunalverbände zu eigenem Rechte, finden wir unter dem Einflusse politischer Parteiströmungen ein Entgegenwirken beider Organisationen, und die staatliche Aufsichtsbehörde ist bei der Unzulänglichkeit der ihr zu Gebote stehenden gesetzlichen Mittel zumeist nicht in der Lage, die notwendige Einheitlichkeit aufrechtzuerhalten.

In Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse schlägt die Reformstudie hier einen Mittelweg zwischen voller Verstaatlichung und gänzlicher Autonomisierung der Verwaltung durch eine „organische Verbindung" beider Prinzipien ein, indem sie, ohne an der verfassungsmäßig gewährleisteten Kompetenz der Länder formell zu rütteln, das Schwergewicht der Verwaltung in Körperschaften verlegen will, in denen Vertreter der Bevölkerung unter Führung eines staatlichen Organes die maßgebenden Beschlüsse fassen. Stets festhaltend an der Verbindung beider Verwaltungsorganisationen, welche dem Chef der Staatsbehörde außer dem Vorsitze in den autonomen Verwaltungskörpern, noch die Durchführung ihrer Beschlüsse überträgt, demselben dagegen die Einholung des Gutachtens

der autonomen Vertretungen in wichtigeren Verwaltungsfragen zur Pflicht macht, bauen sich in paralleler Stufenfolge die staatlichen und die autonomen Instanzen auf, dort die Bezirksämter, Kreisregierungen, Landesbehörden, Ministerien, hier die Gemeinden, die autonomen Bezirke, Kreise und Länder.

Es ist wohl selbstverständlich, daß ein Staat mit der geschichtlichen Vergangenheit Österreichs und bei der Verschiedenartigkeit seiner Volkselemente nicht streng uniform verwaltet werden kann; er bedarf mehr als jeder andere der unmittelbar eingreifenden Mitwirkung der interessierten Bevölkerungskreise. Anderseits muß gerade hier, wo die Gefahr des Auseinandergehens und Gegeneinanderwirkens der verschiedenen Organe der Verwaltung so groß ist, der Staat als der oberste und universelle Organismus die Führung um so entschiedener in der Hand behalten. In einer zweckmäßigen Verbindung der staatlichen und der autonomen Verwaltung liegt daher der Schwerpunkt jedes Reformplanes, in der Überbrückung der schon bestehenden und sich stets erweiternden Gegensätze aber die große Schwierigkeit seiner Durchführung.

Die Reformstudie geht hier jedoch, wohl in nicht ganz glücklicher Anlehnung an französische Verwaltungseinrichtungen, unseres Erachtens allzuweit in der Richtung der Zentralisation; die kommunalen Körperschaften werden auf diese Weise beinahe auf die Stufe bloßer Beratungskörper nach Art der „Conseils" unter Leitung der staatlichen Verwaltung herabgedrückt. Eine derartige Stellung entspricht aber nicht den dermaligen großen materiellen Leistungen unserer kommunalen Körperschaften auf den verschiedenen Gebieten der Verwaltung, welche in der Studie eine nicht hinreichende Würdigung finden. Solange sich der Staat nicht entschließt, einen größeren Teil dieser kostspieligen Leistungen selbst zu übernehmen, wodurch allerdings die Illusion der in der Studie hervorgehobenen Wohlfeilheit der staatlichen Verwaltunng etwas verblassen dürfte, wird er wohl auf eine so einschneidende Einflußnahme auf die Tätigkeit der Selbstverwaltung verzichten müssen. In einer zweckmäßigeren Verteilung der Agenden zwischen den beiden Verwaltungsorganisationen und einer entsprechenden Regelung und Handhabung der staatlichen Aufsicht, Maßregeln, die die Studie allerdings auch in das Reformprogramm einbezieht, dürften somit bis dahin die hauptsächlichen erreichbaren Mittel für den Ausgleich der Gegensätze gesucht werden.

Doch damit sind wir bereits beim zweiten Teil der „Studie" angelangt. Als wichtigste Maßnahmen für die Verbesserung der Verwaltung werden, von der bereits erwähnten Verbindung der staatlichen und der autonomen Verwaltung abgesehen, eine zweckmäßige Verteilung der Verwaltungsaufgaben zwischen den beiden Organisationen, Abkürzung des Instanzenzuges, Scheidung der Verwaltungsrechtspflege von der Verwaltung und Neugestaltung der ersteren, endlich die Verbesserung der inneren Einrichtung der staatlichen Behörden vorgeschlagen.

Über die Prinzipien der Verteilung der Verwaltungsagende zwischen den staatlichen und autonomen Behörden spricht sich die Studie nicht näher aus; doch gerade von einer billigen und zweckmäßigen Verteilung dürfte die Möglichkeit des Zustandekommens der Reform überhaupt abhängen. Dagegen kennzeichnen die übrigen näher angeführten Mittel genügend die Tendenz der Reform.

Auf dem Gebiete der autonomen Verwaltungsorganisation würde vor allem die vorgeschlagene Übertragung der größeren und kostspieligeren Aufgaben von den oft schwachen Schultern der Gemeinden auf die stärkeren Bezirksverbände, eine Maßregel, für welche

schon die bestehenden Gemeindeordnungen Anhaltspunkte bieten, und die sich, soweit sie durchgeführt wurde, auch voll bewährt hat, jedenfalls zu begrüßen sein. Die staatliche Verwaltung dagegen würde durch die weiter geplante Verkürzung des gegenwärtig zu weit gehenden Instanzenzuges und Konzentrierung der Verwaltungstätigkeit in den Kreisbehörden an Raschheit und Einheitlichkeit gewinnen. Denn die neuen Kreise, welche vier bis sechs politische Bezirke umfassen sollen, würden einerseits genügend kräftige Organisationen darstellen, um den vollen Überblick über die Verwaltungsagende, welcher der heutigen Landesstelle in den großen Kronländern verloren gehen muß, zu gestatten, anderseits würden sie auch den großen Verwaltungsaufgaben gewachsen sein. Die Sachlichkeit und Gründlichkeit der Verwaltung der Kreisbehörde soll überdies durch die obligatorische Einholung des Gutachtens der autonomen Kreistage sowie durch die überwachende Tätigkeit der Landesstelle, der auch die wichtigsten Agenden der Landesverwaltung vorbehalten bleiben, gewährleistet werden. Dabei möge auch auf den hohen politischen Wert einer entsprechenden, die nationalen und wirtschaftlichen Gegensätze berücksichtigenden Kreiseinteilung hingewiesen werden.

Zu den einschneidendsten und vermutlich der schärfsten Kritik ausgesetzten Neuerungen der Reformstudie gehört aber die Umgestaltung der Verwaltungsrechtspflege. An Stelle des gegenwärtig bestehenden, zur nachträglichen Überprüfung der Rechtsentscheidungen der Verwaltungsbehörden berufenen einheitlichen Kassationshofes soll nach preußischem Muster die Verwaltungsgerichtsbarkeit, getrennt von der eigentlichen Verwaltung, von unten hinauf in mehreren Instanzen (Bezirks-, Kreis-, Landesverwaltungsgerichtshöfe und Oberster Verwaltungsgerichtshof) eingerichtet werden. Es ist zwar natürlich, daß eine Reform der ganzen Verwaltungsorganisation auch die Frage der Trennung der Verwaltungsrechtsprechung von der übrigen Verwaltungstätigkeit in allen administrativen Instanzen in ihren Bereich ziehen muß; allein es handelt sich hier um eine bei uns kaum noch eingelebte und trefflich bewährte Institution, an die nur mit höchster Behutsamkeit gerührt werden sollte. Wer sich, sei es als Theoretiker oder als Praktiker, mit dem österreichischen Verwaltungsrechte näher befaßt hat, wird gewiß anerkennen, daß ihm die Judikatur des Verwaltungsgerichtshofes, dank der Vertiefung und Festigung der gerade im öffentlichen Rechte oft schwankenden Rechtsbegriffe, eine bewährte Führerin durch das Chaos unserer Verwaltungsnormen gewesen ist. Und vielleicht war es gerade die isolierte Stellung dieses Gerichtshofes außerhalb und über der Verwaltung, welche diese Art der Wirksamkeit ermöglichte. Ohne zu der wohl allzu komplizierten Organisation der Verwaltungsrechtspflege im Sinne der Studie endgültig Stellung nehmen zu wollen, könnte der beabsichtigten Neuerung aus einem Gesichtspunkte allenfalls das Wort geredet werden.

Die nachträgliche Uberprüfung der Entscheidungen der Verwaltungsbehörden durch den gegenwärtig bestehenden Verwaltungsgerichtshof, nachdem dieselben den administrativen Instanzenzug durchlaufen haben, bringt häufig eine ungebührlich lange Verzögerung in der endgültigen Austragung der administrativen Streitsachen mit sich, indem einerseits die vor den Verwaltungsbehörden bereits rechtskräftig (?) abgeschlossene Streitangelegenheit infolge der Kassierung durch den Verwaltungsgerichtshof vom Anfange an neuerlich aufgenommen werden muß, anderseits Streitangelegenheiten, um überhaupt vor den Verwaltungsgerichtshof gelangen zu können, durch den ganzen administrativen Instanzenzug geführt werden müssen. Diesem Übelstande würde allerdings durch den Plan

der Studie, administrative Streitangelegenheiten schon in unterster Instanz sofort vor ein Verwaltungsgericht zu bringen und die kassatorische Wirksamkeit des Obersten Verwaltungsgerichtshofes wesentlich zuzustutzen, äußerlich abgeholfen werden; ob aber hier nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet würde, mag unerörtert bleiben.

Der größte Vorteil könnte aus der Trennung der Streitangelegenheiten von den Verwaltungsangelegenheiten, sowie aus der Absorption der laufenden Verwaltungsagenden in den Mittelinstanzen der Tätigkeit der Ministerien erwachsen. Befreit von dem erdrückenden Wuste der laufenden, häufig ganz geringfügigen Geschäfte, könnten dieselben ihrer natürlichen Aufgabe, die gesamte Verwaltung frei überblickende und wahrhaft leitende, selbst von hohen Gesichtspunkten geleitete Behörden zu sein, in vollem Maße wiedergegeben werden. Für die Ministerien könnte dann ein Stab von wenigen, durch Kenntnisse und Erfahrung hervorragenden Männern der Verwaltung genügen, welcher eine richtunggebende Wirksamkeit mit einem weit geringeren Apparate als gegenwärtig zu entfalten in der Lage wäre.

Eine derartige Pflanzschule für künftige Verwaltungsmänner hat die Reformstudie im Auge, wenn sie in ihrem letzten Abschnitte Vorschläge für eine gründlichere Vor- und Ausbildung der Verwaltungsbeamten, besonders der für leitende Posten qualifizierten, erstattet. Damit ist eine Seite der Reform berührt, die zu den wichtigsten gehört, schon darum, weil sie verhältnismäßig am leichtesten und selbst unabhängig vom übrigen Reformplane durchführbar wäre. Schon die akademische Vorbildung der künftigen Verwaltungsbeamten ist entschieden unzulänglich; auf ein verwaltungsrechtliches Kolleg von wenigen Wochenstunden ein Semester hindurch beschränkt, tritt der Absolvent in den Verwaltungsdienst, theoretisch höchst mangelhaft vorbereitet; die Fülle der auf ihn alsbald andrängenden Geschäfte und Eindrücke gestattet nur bei nicht gewöhnlicher Begabung und Energie eine Erweiterung und Vertiefung der Kenntnisse. Die Reformstudie beabsichtigt hier vor allem eine Umgestaltung des Studienplanes unserer Universitäten, welche eine Erweiterung der öffentlichrechtlichen und ökonomischen Fächer eventuell auf Kosten der rechtshistorischen zur Folge hätte; dabei sollte unseres Erachtens wenigstens eine enzyklopädische Behandlung einiger, für den modernen Verwaltungsbeamten geradezu unentbehrlicher technischen Fächer, als der mechanischen Technologie, des Hochbaues, der Forstkultur rc. nicht beiseite gelassen werden. Die weitere Fortbildung in der Praxis soll ferner durch rationellere Verwendung des jungen Verwaltungsbeamten und durch die Vermehrung der praktischen Prüfungen namentlich durch eine strenge, nach längerer Dienstzeit abzulegende Prüfung gewährleistet werden — die ernste Handhabung vorausgesetzt, gewiß eine sehr wünschenswerte Neuerung.

Hiemit ist nur auf einige der in der Studie der Regierung behandelten Fragen hingewiesen worden; hochwichtige Materien des Reformplanes, als die Reorganisation des Polizeistrafwesens, die Ausbildung des Kanzleipersonales, dessen Bedeutung durch die Reform wesentlich erweitert würde, wurden einstweilen nicht berührt. Es wäre erwünscht, daß nunmehr die interessierten Kreise, vor allem die juristischen Gesellschaften, das noch rudimentäre Projekt einer allseitigen kritischen Überprüfung unterzögen, dasselbe ergänzten und vertieften, damit eine, weit ausschauenden Reformen politisch günstigere Zeit ein gediegenes Werk vorfinde und damit es nicht auch diesmal bei dem billigen Troste sein Bewenden habe: in magnis voluisse sat est!

Chronik.

Botanik.

Der mächtige Einfluß, welchen Linné durch seine geistvoll erdachte Nomenklatur und sein künstliches, auf den Sexualverhältnissen der Blüte aufgebautes System der Pflanzen gewann und welcher vielleicht am besten dadurch illustriert wird, daß selbst ein Goethe bekannte, dieser Mann habe nächst Shakespeare und Spinoza die größte Wirkung auf ihn ausgeübt, beherrschte zum großen Teile die systematische Forschung bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Ein „natürliches", d. h. ein nach dem Prinzipe der natürlichen Verwandtschaft aufgebautes System, welches Linné selbst als anzustrebendes Ideal vorschwebte, scheiterte an dem unerschütterlichen Glauben an die Unveränderlichkeit, die Konstanz der Arten. Mit dem Auftreten Darwins vollzog sich jedoch eine nachhaltige Umwandlung auf allen Gebieten der biologischen Wissenschaften. Durch seine bahnbrechenden Forschungen wurden auch der Systematik neue Wege gewiesen. Das schon durch Lamarck und Nägeli erschütterte Dogma der Konstanz der Arten unterlag endgültig der Erkenntnis der Veränderlichkeit und steten Entwicklung. Mit dieser Einsicht waren aber auch die Grundlagen der Lehre vom entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang der Organismen, der Deszendenztheorie, gewonnen, welche durch Darwin zu einem glänzenden und denkwürdigen Siege geführt wurde. Diese Lehre wurde von den Botanikern um so bereitwilliger aufgenommen, als sie wie eine notwendige Konsequenz der grundlegenden Arbeiten Hofmeisters erschien, welcher auf Grund vergleichend morphologischer Untersuchungen den entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang der Moose, Farne und Blütenpflanzen erwies, eine Erkenntnis, welche durch zahlreiche neuere Untersuchungen eine bis ins Detail gehende Bestätigung erfuhr.

Noch stehen wir völlig unter dem Einflusse Darwinscher Ideen, zumal seiner Deszendenztheorie, und nur von diesem Gesichtspunkte aus werden die Ziele und Bestrebungen der modernen wissenschaftlichen Botanik verständlich, über deren Fortschritte — hauptsächlich soweit sie durch österreichische Gelehrte angebahnt wurden — in Kürze berichtet werden soll.

Die Anwendung der Deszendenztheorie auf die Systematik führte zu phylogenetischen, sogenannten natürlichen Systemen, d. h. solchen, welche eine ihrer natürlichen Verwandtschaft entsprechende Gruppierung von Arten anstreben. Man hoffte zunächst einen Stammbaum der Pflanzen aufstellen zu können, dessen vielverzweigte Enden durch die rezenten Pflanzenformen dargestellt werden. Mehr in konsequenter Verfolgung dieses Gedankens als auf Grund zwingender Beweise dachte man sich die gesamten Pflanzenorganismen von einer gemeinschaftlichen Urform, von einer „Urzelle", abstammend. In neuerer Zeit konnte man sich jedoch immer weniger der Einsicht verschließen, daß eine solche „monophyletische" Abstammung nicht zu erweisen ist, daß es unseren gegenwärtigen Erfahrungen vielmehr weit besser entspricht, von verschiedenen Anfängen ausgehende, getrennte Entwicklungsreihen, also einen „polyphyletischen" Ursprung anzunehmen. Auf dieser Grundlage hat R. v. Wettstein sein im Erscheinen begriffenes „Handbuch der systematischen Botanik" (Wien, Verlag Deuticke), aufgebaut, indem er den Versuch macht, das gesamte Reich der Pflanzen auf sieben getrennte Stämme zurückzuführen.

Während die Gültigkeit des Deszendenzprinzipes innerhalb der Stämme keineswegs geleugnet, vielmehr auf Grund neuerer Untersuchungen zur Evidenz bewiesen wurde, erfuhr die Wirkungssphäre der Selektionstheorie, des Darwinismus in engerem Sinne, eine weitgehende Einschränkung. Darwin dachte sich bekanntlich die Neubildung von Arten in der Weise vor sich gehend, daß „zufällige (richtungslose) Variationen", denen alle Organismen unterworfen sind, so weit sie sich als zweckmäßig im Kampfe ums Dasein erweisen, nicht allein erhalten, sondern durch natürliche Auslese (Selektion) sogar potenziert werden, was zur Entstehung neuer, zweckmäßig angepaßter Arten führe. Es scheint jedoch, daß dieser Kampf ums Dasein nur selten eine züchtende Rolle zu spielen berufen ist, er vielmehr nur die Vernichtung kränklicher

oder den Verhältnissen unzweckmäßig angepaßter Individuen herbeiführt, ohne Neues zu schaffen. Ja, noch mehr; selbst eine Steigerung variabler Eigenschaften und deren Fixierung durch Selektion kann nichts Wesentliches, d. h. qualitativ Neues, sondern nur quantitative Änderungen zur Folge haben.

Infolgedessen gewinnt eine bereits von Lamarck, dem eigentlichen Schöpfer der Deszendenztheorie, geäußerte Anschauung erneutes Interesse. Wettstein brachte in seinem oben erwähnten Handbuche, sowie in mehreren Vorträgen und Publikationen der letzten Jahre eine Reihe von Tatsachen zur Stütze dieses „Neo-Lamarckismus" vor, einer Lehre, welche in den Schlagworten gipfelt: direkte oder individuelle Anpassung, d. h. Fähigkeit zu Veränderungen, welche unter den gegebenen Verhältnissen zweckmäßig (nicht richtungslos) erscheinen, und Vererbbarkeit dieser in der Individualentwicklung, der Ontogenese, erworbenen Eigenschaften auf die Nachkommen. Der Neu-Lamarckismus vermag wohl die Entwicklung sogenannter Anpassungsmerkmale, d. h. solcher Eigenschaften, welche zweifellos in Beziehung zur Umgebung stehen, verständlich zu machen. Er vermag jedoch, wie auch Wettstein hervorhebt, in keiner Weise die Veränderung von Organisationsmerkmalen zu erklären, womit nach Nägeli jene spezifischen Eigenschaften bezeichnet werden, welche offenbar von äußeren Faktoren ganz und gar unabhängig sind, wie die Zahl der Blumenblätter, die Stellung der Blätter am Zweige ɩc. Diese Eigentümlichkeiten, nach denen wir die von einem Organismus erreichte Organisationshöhe beurteilen, können also der direkten Anpassung nicht unterworfen sein, wenngleich nach Wettsteins Auffassung Anpassungsmerkmale im Laufe der Phylogenie fixiert, d. h. zu Organisationsmerkmalen werden können. Eine Veränderung dieser letzteren ist offenbar nicht in der unmittelbaren Einwirknng äußerer Faktoren, vielmehr in einer Eigentümlichkeit des Organismus selbst begründet. („Zielstrebigkeit" K. E. v. Baers, „Vervollkommnungsprinzip" Nägelis.)

Nach jahrelangen, in großem Maßstabe durchgeführten Versuchen gelang es nun vor wenigen Jahren dem Naturforscher de Vries den experimentellen Nachweis zu führen, daß tatsächlich gelegentlich — ohne daß hiefür eine äußere Veranlassung verantwortlich gemacht werden könnte — einzelne Individuen einer Aussaat ganz unvermittelt weitgehende Differenzen aufweisen. Unter 15.000 Individuen der Oenothera Lamarckiana ließen zehn eine „sprungweise" Veränderung erkennen. Diese „Mutationen" erweisen sich im Gegensatz zu den Variationen sofort als samenbeständig. Einem derartigen Entstehungsmodus verdanken gewiß viele unserer Kulturpflanzen ihr Dasein (z. B. Kaktus-Dahlien), doch fehlt es auch nicht an Fällen, welche ein derartiges Auftreten neuer Formen auch unter natürlichen Vegetationsbedingungen wahrscheinlich machen. So berichtete kürzlich Wiesner, daß eine Pflanze, welche er vor 30 Jahren als Lysimachia Zavadzkii neu beschrieb, trotz eifriger Nachforschung nirgends wieder gefunden werden konnte, so daß er zur Vermutung gedrängt wurde, daß die als neu erkannte Pflanze eine durch Mutation spontan entstandene, im Konkurrenzkampfe aber bald verschwundene neue Form darstellte.

Auch die Kreuzung kann zur Neubildung konstanter Formen führen, vorausgesetzt, daß die Fruchtbarkeit der Bastarde erhalten bleibt, wie es zumeist bei Formen derselben Art der Fall ist. Weichen diese in mehreren Eigenschaften voneinander ab, so können an den Nachkommen nicht allein neue Merkmalskombinationen, sondern bisweilen auch neue Charaktere auftreten, welche an den elterlichen Individuen nicht nachweisbar waren. Ich behalte mir vor, diese für Theorie und Praxis überaus wichtigen Bastardierungsfragen, an deren Lösung ein junger Wiener Forscher, E. Tschermak, hervorragenden Anteil nahm, bei anderer Gelegenheit eingehender zu besprechen, als es in dieser lediglich orientierenden Übersicht möglich ist.

Mit dem Aufschwunge, welchen die moderne Systematik in den letzten Dezennien nahm, war auch eine wesentliche Vertiefung der pflanzengeographischen Forschung verknüpft. Die Erforschung der Zusammensetzung und Wandlung der Pflanzendecke gibt der Systematik ein wertvolles Mittel an die Hand, unter Umständen auf das relative Alter und mithin auf die Verwandtschaftsverhältnisse gewisser Pflanzenformen Schlüsse zu ziehen (Wettstein, Geographische Methode, 1898). Indem sie die Ursachen des Vorkommens und der Verbreitung, vor allem den Einfluß von Klima und Boden aufhellt, steht sie auch in innigem Zusammenhange mit der biologisch-physiologischen Forschungsrichtung. Eine auf so breiter Basis aufgebaute pflanzengeographische Bearbeitung erfuhr vor kurzem in geradezu mustergültiger Weise das illyrische Gebiet durch Beck v. Managetta (Leipzig, Verlag Engelmann). Viele Gebiete Österreichs entbehren jedoch noch einer gleich gründlichen Durchforschung. Es war daher ein gewiß dankenswerter Entschluß der k. k. zool. bot. Gesellschaft in Wien, gemeinschaftlich mit den übrigen naturwissenschaftlichen Vereinen der Provinz nach dem Vorbilde der geologischen Karten eine detaillierte pflanzengeographische Karte der Monarchie auf Grund erneuerter, systematisch durchgeführter Aufnahmen herauszugeben, ein Unternehmen, das um so höher zu schätzen ist, als der Pflanzen-

geographie auch eine hervorragende, leider oft zu wenig gewürdigte, praktische Bedeutung für Land- und Forstwirtschaft zukommt.

Mit welcher Sorgfalt dabei zu Werke gegangen werden soll, zeigt die erste diesbezügliche Publikation, welche das von Hayek und Eberwein aufgenommene Gebiet von Schladming behandelt. (Abhandl. d. zool. bot. Ges. Bd. II, H. 3.)

Eine notwendige Vorbedingung der pflanzengeographischen Forschung stellt natürlich die Floristik dar, ein Arbeitsfeld, auf welchem sich, wie die Publikationen unserer naturforschenden Gesellschaften zeigen, vielfach pflanzenkundige Laien mit Eifer und Erfolg betätigen. Es würde zu weit führen, diese oft sehr verdienstvollen Arbeiten eingehender zu würdigen, zumal sie als wissenschaftliche Kleinkunst geringeren Anspruch auf allgemeines Interesse erheben.

Sie beweisen jedenfalls die zunehmende Beteiligung weiter Kreise an naturwissenschaftlichen Bestrebungen, wie sich denn überhaupt in den letzten Jahren auf unserem Gebiete eine erfreuliche Regsamkeit entfaltete. Ich erwähne hier nur die Schaffung der „Wiener botanischen Abende" unter der bewährten Leitung von Wiesner und Wettstein, die Gründung des Vereins zur Erforschung der Adria, die mit Unterstützung des niederösterreichischen Gebirgsvereins von Wettstein durchgeführte Anlage eines alpinen Versuchsgartens auf der Rax, die Kreierung einer botanischen Assistentenstelle an der zoologischen Station in Triest, welche unter der tatkräftigen Leitung Coris in stetem Aufschwunge begriffen ist, sowie die durch private Mittel ins Leben gerufene „Biologische Versuchsanstalt" im Prater (Vivarium), welche von drei jungen Forschern (Přibram, Figdor und v. Portheim) in uneigennütziger Weise erhalten und geleitet wird; wenngleich dieses Institut selbständiger Forschung offen steht, ist dennoch ein inniger Kontakt mit der Universität durch ein aus den Ordinarien für Zoologie und Botanik bestehendes Kuratorium hergestellt.

Auch die Zahl botanischer Forschungsreisen hat in erfreulicher Weise zugenommen. Vor wenigen Jahren rüstete die Akademie der Wissenschaften eine Expedition nach Südarabien aus, deren botanische, von Simony gemachte Ausbeute derzeit von Vierhapper bearbeitet wird. Bald darauf ging eine gleichfalls von der Akademie subventionierte Forschungsreise unter Leitung Wettsteins nach Brasilien und brachte reiche Schätze an Pflanzenmaterial sowie zahlreiche photographische Vegetationsbilder mit, welche bereits in gelungener Reproduktion vorliegen (Wien, Verlag Deuticke, 1904). Wertvolles Bilder- und Pflanzenmaterial brachte auch Zederbauer vom Erdjas Dagh aus Zentral-Kleinasien, Dörfler von seiner ebenso mühevollen als lohnenden Forschungsreise durch Kreta.

Während die Ausbeute dieser Expeditionen zum größten Teil noch der Bearbeitung harrt, sind die namentlich in pflanzen-geographischer Hinsicht wertvollen Ergebnisse mehrerer Reisen v. Halácsys durch Griechenland in seinem eben vollendeten Conspectus florae graecae niedergelegt (Leipzig, Verlag Engelmann). Die Forschungsreisen, welche die Lösung physiologischer Fragen zum Ziele hatten, vor allem Wiesners Beobachtungen im Gebiete des Yellowstone, werden uns an anderer Stelle beschäftigen, da dem ungeahnten Fortschritte der physiologischen und biologischen Forschung ohnehin eine gesonderte Darstellung gewidmet werden soll. Dr. Karl Linsbauer.

Kleine Mitteilungen.

† Dr. Richard Schuster. Am 5. Jänner ist einem unseligen Zufall ein ausgezeichnetes junges Leben zum Opfer geworden. Der Direktor des Archivs der Landesregierung in Salzburg, Dr. Richard Schuster, der eigentliche Schöpfer und Geschäftsführer der Salzburger „Sommeruniversität", ist dortselbst — erst 38jährig — infolge einer Kohlenoxydvergiftung gestorben. Nach dem Gange seiner Studien war er Historiker und stand seit dem Jahre 1892 in Verwendung im staatlichen Archivdienste, erst als Beamter im Ministerium des Innern, seit Neujahr 1900 als Direktor in Salzburg. Seiner Veranlagung entsprach es aber nicht, ein Fachgelehrter zu werden, obwohl ihn natürlicher Scharfsinn und treffliches Darstellungstalent dazu befähigt hätten. Seine kleine Studie über Zapperts ältesten Plan von Wien, den er als Fälschung erwies (1892), und seine politische Geschichte Wiens in der vorhabsburgischen Zeit (1897) geben Zeugnis für das eine und das andere. Auch seine aus dem Bestande des Ministeriums des Innern geschöpften Urkundenregesten zur Geschichte von Wien (1895) haben den Beifall einer streng wägenden Kritik gefunden. Über seine Berufsaufgaben hinaus hat er sich aber von früh an auch anderweits umgesehen. Er wurde einer der eifrigsten Mitarbeiter an den Zielen der Wiener Alpenvereinssektionen und des Gesamtvereines selbst. In seinen Mußestunden schuf er — ein Oberösterreicher von Geburt — Dialektdichtungen voll eigenartigen Reizes, deren Veröffentlichung der schönste Weihegruß für den Entschlafenen wäre. Er verfolgte das wirtschaftliche und nationale Leben seines Volkes und die Gänge der Tagespolitik mit verständiger Anteilnahme und war

— jeder radikalen Rabulisterei fern und feind — ein unerschrockener Vorkämpfer freiheitlicher und nationaler Gedanken, auch dann, wenn es nicht opportun war. In seinen letzten Jahren mit Eifer siedlungskundlichen Forschungen zugewendet, fand er dann als Organisator und unermüdlicher Förderer der Salzburger Hochschulbewegung eine seiner Art so recht zusagende Tätigkeit. — Eine durchaus tapfere Natur, in der sich vornehme Zurückhaltung und herzliche Liebenswürdigkeit [illegible] glücklich vereinigten, geistig und körperlich gleich widerstandsfähig, ein selbstlos-bescheidener Charakter. Er war nicht gewohnt, sich Schonung aufzulegen; wie er in anstrengenden Märschen die Eiswelt der Alpen, in nicht minder aufreibenden Reisen die europäischen Kulturländer von den Hebriden bis zu den Pyrenäen, von den atlantischen Küsten Frankreichs bis in die Donauebenen Rumäniens durchwanderte, so nahm er auch alle die tausendfältige Plage, Sorge und Anfeindung, die die Veranstaltung der Serialhochschulkurse mit sich brachte, unverdrossen auf sich. Ehre dem Gedächtnis dieses in Wahrheit treuen Mannes! H. K.

Emily de Laszowska †. Wie wenig Österreich die Schätze kennt, die es von Haus aus besitzt oder sich erworben hat, beweist die Teilnahmslosigkeit des Publikums beim Tode einer bedeutenden Schriftstellerin, die durch Heirat Österreicherin geworden war und in ihren Werken Österreich, seine herrlichen Gebirgsgegenden in den Alpen und im Siebenbürgischen Osten, seine Bevölkerung in all ihren Schichten, die Hof- und Militärkreise, seine berühmte ärztliche Schule und Charakterfiguren seines Bauernstandes mit viel Wärme und Leben geschildert hat. Die Zeitungen berichten, daß die Witwe des Feldmarschalleutnants v. Laszowski, Frau Emily v. Laszowska geb. Gerard of Rochsole vor einigen Tagen gestorben sei, und daß sie unter ihrem Mädchennamen eine Anzahl englischer Romane geschrieben habe. Diese Romane scheinen in Österreich sehr wenig bekannt zu sein; auch ich erfuhr von ihnen erst voriges Jahr durch eine englische Dame in Holland, die sehr erstaunt war zu hören, daß ich als Österreicher von dieser Schriftstellerin nichts wisse. Und in der Tat verdienten diese Werke „Extermination of love" und „The foreigner", die auch in der Tauchnitzedition erschienen sind, bei uns bekannt zu werden, nicht bloß weil sie unser Land und unsere Leute schildern, sondern auch wegen der tiefen Erfassung psychologischer Probleme, wegen der Schönheit und Wahrheit vieler Schilderungen, wegen ihrer trefflichen Sprache, ihres manchmal an Thackeray erinnernden Humors und nicht zuletzt wegen des kulturhistorischen Interesses, das das zweitgenannte durch die im Laufe der Erzählung sich ergebende Vergleichung englischer und österreichischer Zustände und Sitten darbietet. Berufeneren möge es überlassen sein, diese und vielleicht auch noch andere, mir unbekannte Werke der verstorbenen Dichterin näher zu analysieren und zu würdigen. Mein Zweck war nur, auf sie — leider zu spät für die Verblichene — aufmerksam zu machen.

Lammasch.

Zeitschriftenschau aus Tirol. Die in den letzten Dezembertagen des Jahres 1904 erschienene Ferdinandeums-Zeitschrift (III. Folge, 48. Heft), ein stattlicher Band von fast 500 Seiten, enthält eine Anzahl trefflicher, auch das Interesse weiterer Kreise erregender Aufsätze. Dies gilt vor allem von J. Popps gründlicher, zumeist auf archivalischer Forschung beruhender Arbeit: „Martin Knoller, Zur Erinnerung an den 100. Todestag des Meisters (1725—1804). Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des XVIII. Jahrhunderts", die auch im Sonderabdruck bei Wagner in Innsbruck erschienen ist. Außer Glausens Aufsatz vom Jahre 1831, der sich nur mit den äußeren Lebensverhältnissen des großen Malers beschäftigt, jedoch eine kunstgeschichtliche Würdigung desselben vermissen läßt, sind kaum zwei oder drei nennenswerte Schriftchen über ihn erschienen. Um so verdienstvoller ist Popps Versuch, als erster Knollers Persönlichkeit, vor allem jedoch seine künstlerische Entwicklung und kunstgeschichtliche Bedeutung im Zusammenhange und eingehend darzustellen. Im folgenden Aufsatze: „Zur alttirolischen Ethnologie 1894—1904" faßt Professor Dr. Friedrich Stolz seine seit 1894 in Tagesblättern verstreuten Aufsätze und Notizen über Paläontologie Tirols zusammen. Der Kollektivname „Raeti" ist nach ihm kein nationaler, sondern ein politischer Begriff, der Stämme verschiedener Herkunft umfaßt. Verfasser hält seine Behauptung von einer bodenständigen etruskischen Bevölkerung in Südtirol, die er den Indogermanen stammfremd hält, den gegenteiligen Ansichten anderer Forscher gegenüber aufrecht. In Nordtirol wohnen Veneter (Illyrier), wofür gewisse Ortsnamen (Scharnitz, Karwendel) sprechen, im Südwesten Ligurer (Wormserjoch). Verfasser verbreitet sich dann über den Anteil der Kelten an der alttirolischen Bevölkerung, den er zurückweist. Als Gegenstück zu Popps „Maler Knoller" erörtert Frz. Waldner den noch wenig bekannten Lebensgang des hervorragenden Tonkünstlers Heinrich Ysaac, der, wie er nachweist, aus Brabant stammt. Seine Bedeutung für Tirol liegt in seinem langjährigen Aufenthalte in Innsbruck, wohin er vom Mediceer Hofe in Florenz um das Jahr 1497 als Hofkomponist vom musikliebenden Kaiser Max I. berufen wurde. 1514 übersiedelte er mit Einwilligung des Kaisers, in dessen Dienste er ver-

blieb, wieder nach Florenz, wo er schon 1517 starb. Auch der nächste umfangreiche Aufsatz von Professor H. Semper: „Über die Wandgemälde der St. Vigiliuskapelle des Schlosses Weineck bei Bozen" ist der tirolischen Kunst gewidmet. Der Verfasser schildert einleitend die Lage und die Schicksale der einstigen Burgkapelle des Schlosses Weineck, das 1292 von Meinhard II. gebrochen wurde, geht dann auf die Beschreibung der teilweise zerstörten Fresken über, welche die Kirche von innen und außen schmücken, und gelangt zu dem Schlusse, daß diese Fresken der Außen- und Innenseite, anscheinend von verschiedenen tirolischen Künstlern, jedoch ziemlich gleichzeitig in der 1. Hälfte des XV. Jahrhunderts entstanden sind. Anknüpfend an die Charakterisierung der künstlerischen und historischen Bedeutung der Fresken von St. Vigil verfolgt er den Zusammenhang und Entwicklungsgang der südtirolischen Freskenmalerei an der Wende des XIV. und XV. Jahrhunderts in der Besprechung der hervorragendsten Erzeugnisse derselben (St. Johann im Dorf, Brixner Kreuzgang, St. Lucia bei Fondo, St. Cyprian in Sarnthein, Terlan). Sehr willkommen dürfte den vielen Freunden Gilms der Aufsatz: „Gilms Jugendliebe. Nach ungedruckten Briefen und Gedichten. Von S. M. Prem" sein. Der bekannte Literarhistoriker schildert die Beziehungen dieses hervorragendsten Tiroler Lyrikers zu Josefine Kogler, der Tochter des Polizeioberkommissärs und k. Rates Anton Kogler in Innsbruck, die erst vor drei Jahren im hohen Alter von 85 Jahren starb. Das Verhältnis zwischen diesen zwei so grundverschiedenen Naturen dauerte vom Winter 1835/36 bis Ende 1846. Der ruhige, besonnene, etwas spießbürgerliche Charakter des Mädchens hob sich von der Feuerseele Gilms allzu scharf ab und gab Anlaß zu fortwährenden Zerwürfnissen und Mißverständnissen. Gleichwohl konnte sich der Dichter von ihr nicht losreißen. Als er um sie warb, wurde er mit dem Hinweis auf seine unsichere Stellung abgewiesen. Prem widerlegt an der Hand der Briefe und Gedichte die frühere Ansicht, daß diese Jugendliebe auf Gilms Dichtung und dichterische Entwicklung ohne Einfluß geblieben wäre. Eine botanische Abhandlung: „Zur Veilchenflora Tirols" von W. Becker, schließt die Reihe der größeren Aufsätze, denen noch „Kleine Mitteilungen", Bücherbesprechungen und Vereinsnachrichten folgen.

Archivio Trentino. Ann. XIX. fasc. 1. Trento. 1904: 1. Campi, L. »Stazione gallica sul ‚Dos Castion' presso Terlago nel Trentino«. Der bekannte Archäologe beschreibt die kürzlich in Castione aufgedeckten, im Museum in Trient aufbewahrten Bronzegegenstände. 2. Oberziner, G. »Le fonti di Plutarcho per un episodio della vita di Mario«. Verfasser behandelt die vielumstrittene Frage, welchen Weg die Cimbern beim Einfall in Italien genommen. Er hält seine Ansicht, daß sie durch das Etschtal vorgerückt seien, Professor Pais gegenüber aufrecht, der sie, sich auf Plutarch stützend, den Weg über die Carnischen Alpen einschlagen läßt, indem er dessen Auslegung Plutarchs widerlegt und nachweist, daß zwischen diesem und den lateinischen Autoren, Livius voran, völlige Übereinstimmung herrsche. 3. Inama, V. »Famiglie e castelli de Malosco e de Vasio nella valle di Non«. Die Familie de Melusco erscheint urkundlich zuerst 1191. Nach ihrem Aussterben 1562 geht das Schloß 1579 in den Besitz der Guarienti über, nach deren Erlöschen es Staatseigentum und Sitz des Bezirksgerichtes Fondo wurde. Die Familie de Vasio stirbt schon 1446 aus, das Schloß kommt 1561 in die Hände der d' Arsio (Arz), zuletzt in bäuerlichen Besitz und verfällt. 4. Oberziner, Lud. »Niccolo Tommaseo e il concorso per la cattedra di grammatica nel ginnasio di Rovereto«. Verfasser schildert den vergeblichen Versuch des nachmals berühmten Dalmatiners, eine Lehrstelle am Gymnasium in Rovereto zu erlangen, und im Anschlusse daran seine Beziehungen zu Rosmini und anderen hervorragenden Südtirolern. Valenti, S. »Marco di Caderzone. Una pagina di storia giudicariese«. Marco, ein natürlicher Sohn des Grafen Georg v. Lodron, geboren um 1430, war im Verein mit seinen zwei ältesten Söhnen infolge seiner Schandtaten lange Zeit der Schrecken von Judikarien. Endlich von den Rendenesen gefangengenommen, wurde ihm der Prozeß gemacht, und er, trotz verschiedener Versuche, ihn zu retten, 1490 enthauptet. Es ist ein interessantes Stück Zeit- und Kulturgeschichte, das uns der Verfasser vor Augen führt. Wachter.

Der Verein der tschechischen Belletristen „Máj", dessen Vorstand der bekannte Dichter Jaroslav Vrchlicky ist, hat vor zwei Jahren eine Verlagshandlung gegründet, die sich schon jetzt als sehr förderlich für die Schriftsteller erwiesen hat. Die Erhöhung der Honorare von seiten der anderen Verleger war die erste Folge dieses Self-help-Unternehmens. Die Verlagsbuchhandlung „Máj" hat bisher mehr als 50 selbständige Werke herausgegeben; daneben erscheinen im Verlage der genannten Schriftstellergenossenschaft: eine Romanbibliothek, eine Bibliothek „Aus fremden Literaturen", eine „Theaterbibliothek", eine „Kinderbibliothek", eine „Kronenbibliothek" (jeder Band à 1 K, populäre Erzählungen enthaltend), eine „Wissenschaftliche Bibliothek", eine Bibliothek „Unsere Schätze" (Kritische Ausgaben der älteren böhmi-

schen Schriftsteller), eine „Poetische Bibliothek“, eine belletristische und illustrierte Wochenschrift „Máj“, eine Monatsschrift „Divadelní list“ (Theaterblatt), eine Wochenschrift „Dětské Noviny“ (Kinderzeitung) und eine Sammlung von Operntexten. Alle diese Unternehmungen haben sich bis jetzt ganz gut rentiert.

Dr. Bd.

Feuilleton.

Kajetan von Felder.

Ein Schlußwort zu seinen Jugenderinnerungen.

Wer auch nur einmal Gelegenheit hatte, in Freiherrn v. Felders Heim zu verkehren und seine reichen Sammlungen zu besichtigen, mußte von tiefer Ehrfurcht vor dem Manne erfüllt werden, der trotz aller Anforderungen, welche das öffentliche Leben an ihn gestellt hatte, doch auch Muße zu gelehrten Arbeiten fand. Einen Bürgermeister, der zugleich zu den bedentendsten Entomologen seiner Zeit zählte, der tagsüber sich mit administrativen Aufgaben der Gegenwart, abends mit Schmetterlingen und Käfern beschäftigte, dazwischen lateinische und griechische Klassiker und die Kirchenväter in der Ursprache las, hat bisher die Geschichte Wiens nicht zu verzeichnen, und sie wird es auch in Zukunft nicht, da die Anforderungen an das Oberhaupt der Millionenstadt weitaus größer geworden sind als wie vor 30 Jahren, wo es allerdings schon ein Neu-, aber noch kein Groß-Wien gab. Prix und Grübl sind zwar Advokaten geblieben, ohne jedoch ihre Kanzlei persönlich zu leiten, und erst der gegenwärtige Bürgermeister Dr. Lueger hat auf die Ausübung seines früheren Berufes verzichtet, um sich ausschließlich den Verwaltungsgeschäften der Stadt zu widmen.

Bei Felders Liebe zur Wissenschaft mag wohl auch in Betracht kommen, daß soziale Zerstreuungen in seiner Familie niemals Anwert hatten. Denn auch sein hoffnungsvoller Sohn Rudolf fühlte sich am glücklichsten in der Studierstube. Dem Schwermütigen und zu philosophischen Spekulationen Geneigten bot das gesellschaftliche Leben keinen Reiz. Aus seiner Melancholie suchte er sich durch das Studium der Natur zu befreien. Die Liebe hiezu hatte er vom Vater empfangen. Entomologie und Botanik waren sein Lieblingsstudium, und nur um dem Willen der Eltern gerecht zu werden, befaßte er sich auch mit der Rechtswissenschaft. Aber am Tage, an dem er sein letztes juridisches Examen hätte ablegen sollen, raffte den hochbegabten Jüngling der Tod hinweg. Wie schmerzlich dieser Verlust für Felder gewesen, vermag nur der zu begreifen, der das wahrhaft freundschaftliche Verhältnis zwischen Vater und Sohn zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Liebe zur Wissenschaft hatte beide zu gemeinsamer Arbeit verbunden, der eine Reihe von Werken entsproß, die zu den hervorragendsten Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete zählen. Es sei hier nur des zoologischen Teils des großen Novara-Reisewerkes, der Abhandlung über das System der Nympholiden in den Schriften der kaiserlich Karolinisch-Leopoldinischen Akademie zu Jena gedacht, und auch vieler kleiner Abhandlungen, die in der Wiener entomologischen Zeitschrift und in den Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erschienen sind.

Aber auch um die rechtswissenschaftliche Literatur hat sich Felder verdient gemacht. Man begegnet seinem Namen wiederholt in den vormärzlichen juridischen Fachblättern, und ein zweibändiges 1846 erschienenes Werk: „Deklaratorien zum Zivilprozeß“ hat ihn zum Verfasser. Seinen tüchtigen Kenntnissen als Jurist verdankte er auch die Berufung zum Lehramte im Theresianum, wo er in den Vierzigerjahren als Dozent für diplomatische Staatengeschichte, Völkerrecht und Statistik wirkte. Er hielt seinen Vortrag in französischer Sprache, die er wie die englische, holländische, dänische, schwedische, spanische und portugiesische gleich meisterhaft beherrschte. Wie leicht ihm das Studium fremder Sprachen war, haben wir aus den Memoiren seiner Jugendzeit ersehen. Aber Grammatik und Übungsbuch genügten ihm nicht, und mit der Liebe zu fremden Sprachen verband sich auch die Sehnsucht nach fremden Ländern, die er zum größten Teile, das Ränzlein am Rücken, zu Fuß durchwanderte. Er hatte alle bedeutenden Städte Europas gesehen, mehr als 30 große Seereisen unternommen, er war durch die Wüste Ägyptens gezogen und ist vom Nordkap durch Lappland bis nach Tornea gekommen. In Ägypten traf er mit Brehm zusammen, der sich damals nicht nur für die Naturwissenschaft, sondern als feuriger Liebhaber auch für ein braunes Mädchen in einem entlegenen Dorfe interessierte, wohin er allnächtlich ritt, um im Mondenschein mit seiner Schönen zu schwärmen. Eines Abends, von Brehm aufgefordert, ihn zu begleiten, ritt Felder mit seinem Freunde dem Dorfe zu, wo sich aber diesmal statt des Mädchens dessen Liebhaber einstellte, der sofort den feindlichen An-

griff eröffnete und die beiden Europäer zur Flucht nötigte. Manch andere heitere Episode aus Selders Wanderperiode wird sich in seinen vielbändigen Memoiren finden, deren Veröffentlichung er einer späteren Zeit vorbehalten hat. Er erzählte mit fast jugendlicher Begeisterung noch in seinen spätesten Tagen von touristischen Leistungen, die von keinem anderen Österreicher übertroffen worden seien. Sie wurden in der Heimat durch tüchtige Fußübungen eingeleitet, deren erster Versuch zur vollsten Zufriedenheit ausfiel. Es war ein Marsch von Nikolsburg nach Wien, der ohne Rast in 14 Stunden zurückgelegt wurde. Über eine Fußreise durch Mähren, Niederösterreich, Steiermark, Krain und das Küstenland nach Italien und zurück über Tirol und das südöstliche Bayern in das Salzkammergut, die Selder im Juli 1836 antrat und am 15. September beendete, hat er unter dem Titel „Spaziergänge eines Tornistermannes 1836" eine ausführliche Schilderung hinterlassen, die sich im Besitze seiner Erben befindet. Von besonderem Interesse sind am Schlusse ein genaues Verzeichnis der Ausgaben und die Angabe der Meilen, die der junge Wanderer zurückgelegt hatte. 348¹/₄ Meilen in 554¹/₂ Stunden, und die ganze Reise kostete nicht mehr als — 67 fl. 33 kr. K.-M.! Auch seine übrigen Reisen haben mehr Anforderungen an die Körperkraft als an die Börse gestellt. Selders gesunder Organismus ertrug mit Leichtigkeit die Strapazen der Fußreisen in das Ausland, die oft mit Umgehung der Landstraßen unternommen werden mußten, da für Studenten der Besuch fremder Staaten mit den größten Schwierigkeiten verbunden war. Wie oft geschah es, daß er das Ränzchen einem Schwärzer anvertrauen mußte, um ungehindert über die Grenze zu kommen. Daß es ihm nach wiederholtem Bewerben dennoch gelang, einen Reisepaß zu erwirken, mag als ein besonderes Vertrauen gelten, das die Behörde dem jungen Mann entgegenbrachte. Man las auch mit großer Spannung die Reiseskizzen, die er in der „Moravia" veröffentlichte: einen Aufsatz, betitelt „Ein Gang nach dem Ätnakrater" und die „Reiseepisteln aus Irland", wo Selder mit dem Mäßigkeitsapostel Mattews bekannt wurde, durch den er auch den Führer der Repeal O'Connel kennen lernte. Leider sind diese Skizzen wegen kleinlicher Zensurnörgeleien nicht abgeschlossen worden, die Selder, wie so vielen anderen Talenten, die Schriftstellerei verekelten.

Inzwischen war das Jahr 1848 herangebrochen, das auch Selder in das öffentliche Leben führte. In den ersten Wiener Gemeindeausschuß und später in den Gemeinderat gewählt, wirkte er, die Reaktionsperiode ausgenommen, als eines der verdienstvollsten Mitglieder der Gemeindevertretung, bis er nach dem Tode Zelinkas zum Bürgermeister der Stadt Wien am 20. Dezember 1868 gewählt wurde. Es wäre müßig, das Wirken Selders auf dem Gebiete der Gemeindeverwaltung zu schildern. Zeitgenossen und auch die spätere Generation wissen, daß unter seiner Amtsführung der Aufschwung Wiens zur Weltstadt begonnen hat. Die großen Werke der Wasserversorgung Wiens und der Donauregulierung sind Denkmäler, die seinen Ruhm auch kommenden Geschlechtern vermitteln werden. Nahezu 10 Jahre ist er an der Spitze des großen Gemeindewesens gestanden, an dessen autonomer Gestaltung er bei Beratung des ersten Gemeinstatuts eifrig mitgewirkt hat. Es sind ihm viele Ehren zuteil geworden, die größte aber ist ihm die Hochachtung gewesen, die ihm später seine Gegner gezollt haben. Als ihm an seinem 80. Geburtstage die Deputation der Gemeinde den Glückwunsch der Stadt Wien überbrachte, und Bürgermeister Grübl ihm die goldene Ehrenkette mit dem Bemerken um die Schultern legte, daß erst durch diesen Akt das Symbol der bürgermeisterlichen Würde die wahre Weihe erlangt habe, da strömten helle Tränen aus den Augen des müden Mannes, den wir, Zeugen dieser Szene, einst stark gesehen hatten, das Antlitz voll eherner Züge, in welchen sich der starke Charakter ausprägte, den Zucht und Übung herangebildet hatte. Wenige Wochen nach dieser allen unvergeßlichen Feier ist der Greis hinübergewandert in das Gefilde der Seligen.

Karl Glossy.

Von der Woche.

8. Jänner. Josef Pokorny (geb. 1829), Bildhauer und emeritierter Professor der Technischen Hochschule in Wien, in der Hinterbrühl bei Mödling †. — Als Kandidat für das Reichstagsmandat des ersten Bezirkes von Budapest tritt Ministerpräsident Graf Tisza in seiner Programmrede für das gemeinsame Zollgebiet ein, gibt aber der Überzeugung Ausdruck, daß diese Institution für die Zukunft nicht mehr würde gerettet werden können, wenn sie sich in eine Kette von nur zeitweilig erhaltenen Provisorien auflöst. Die einzig mögliche Grundlage für einen Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn bilde der vom Ministerium Szell abgeschlossene Vergleich. — Die radikale serbische Partei in Ungarn beschließt in einer Versammlung in

Neusatz, die Passivität zu verlassen, eigene Kandidaten zu nominieren und stellt ihr Programm auf. Der erste Punkt desselben lautet: „Selbständiges Zollgebiet, vollständiger Bruch mit Österreich und Unabhängigkeit Ungarns."

9. Prälat Dr. Joh. Dörfler (geb. 1822), Pfarrer der Hofpfarrkirche zu St. Augustin in Wien, †. — In der Volkshalle des Wiener Rathauses findet eine katholische Versammlung statt, welche ihrer Entrüstung darüber Ausdruck gibt, „daß in einem Teile der österreichischen Tagespresse die unerhörtesten Beschimpfungen des Kaiserhauses, des Heeres, der katholischen Religion, ja die frechsten Gotteslästerungen" ungestraft verübt werden und hierbei die Immunität mißbraucht wird. Die Versammlung beschließt, der Regierung ein Memorandum vorzulegen, in welchem gefordert wird: „mit allen gesetzlichen Mitteln gegen die gekennzeichnete Entartung unseres öffentlichen Lebens und den unwürdigen Mißbrauch der verfassungsmäßigen Freiheit einzuschreiten und in diesem Sinne vorbeugende Maßnahmen in dem neuen Preßgesetzentwurf durchzuführen."

10. Das rumänische Nationalkomitee in Hermannstadt beschließt die Passivitätspolitik zu verlassen und in 26 Wahlkreisen Kandidaten aufzustellen. In dem Programm wird „im wohlverstandenen Interesse des Vaterlandes die einheitliche Kommandosprache, aber auch die wirksame Respektierung der einzelnen Regimentssprache, die zweijährige Dienstpflicht und die Sistierung der magyarischen Bestrebungen in der Armee" gefordert.

11. Der Laibacher Gemeinderat beschließt ein Promemoria an die Regierung wegen Errichtung einer slowenischen Universität in Laibach und verlangt ein Junktim zwischen der italienischen und slowenischen Universität. — Lord Lansdowne und Botschafter Graf Mensdorff unterzeichnen in London den Schiedsgerichtsvertrag zwischen Großbritannien und Österreich-Ungarn.

12. Professor Dr. Emil Pfersche hält in Teplitz einen Vortrag über Realpolitik. Es handle sich in der deutsch-tschechischen Frage „einfach um die Verbesserung unvollkommener Verwaltungseinrichtungen, damit die unfruchtbaren täglichen Reibungen vermindert und eine ungestörte nationale Entwicklung beider Volksstämme vorläufig gesichert werde". Der Vortragende tadelt den „öden Doktrinarismus" der Deutschen und wünscht, daß die deutsche Volkspartei sich endlich zu einer gesunden Realpolitik entschließen und die Ansprüche des deutschen Volkes auf die Teilnahme an der Staatsgewalt energisch zur Geltung bringen möge. — Heinrich Klinger (geb. 1832), Industrieller, gewesener Präsident der israelitischen Kultusgemeinde in Wien, †.

Das Verhältnis der Nationalitäten in Böhmen. In jüngster Zeit mehren sich die Anzeichen, daß es vielleicht doch möglich sein wird, durch genaue Abgrenzungen die nationalen Reibungen in Böhmen bedeutend einzuschränken. Der Professor der deutschen Universität in Prag, Dr. Heinrich Rauchberg, welcher mit einem größeren Werke über den nationalen Besitzstand in Böhmen beschäftigt ist, hat als vorläufiges Resultat seiner Untersuchungen im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen eine Sprachenkarte des Königreiches veröffentlicht, welche bei der Lösung dieser Frage von besonderem Wert sein wird. Sie ist auf Grund des sprachlichen Mischungsverhältnisses jeder einzelnen der 12.820 Ortschaften Böhmens nach den Ergebnissen der letzten im Jahre 1900 durchgeführten Volkszählung gearbeitet, weist durch verschiedene Farbentöne dieses Verhältnis in Abstufungen von 10 zu 10 Prozent nach und stellt den Zug der Sprachgrenze, die Sprachinseln und die Sprachzungen bis ins feinste örtliche Detail genau fest. Schon auf den ersten Blick erkennt man die altbekannte Tatsache wieder, daß das deutsche und das tschechische Sprachgebiet scharf getrennt sind. Das eigentliche Mischgebiet, das ist jenes Gebiet, wo die nationale Minorität mindestens 20 Prozent beträgt, ist aber noch viel unbedeutender, als man gewöhnlich annimmt. Prof. Rauchberg weist nach, daß bei dieser ziffermäßigen Grenze von 20 Prozent von den 7407 Gemeinden Böhmens nur 124 gemischtsprachig sind. Darunter sind aber 47 nur deshalb gemischt, weil sie Ortschaften von verschiedenem sprachlichen Charakter umfassen. Durch eine sachgemäße Umbildung der Gemeindegrenzen dürfte die Einwohnerzahl des nach der nationalen Abgrenzung erübrigenden Mischgebietes — von Prag und seinen Vororten abgesehen — nur rund 150.000 also ungefähr 2·5 Prozent der Bevölkerung Böhmens betragen. Die der Karte beigegebenen Tabellen beweisen eine weitere interessante Tatsache: die geringe zahlenmäßige Bedeutung der nationalen Minoritäten. Die bei einer Neueinteilung Böhmens nach national einheitlichen Bezirken preiszugebende Quote ist nämlich bei beiden Volksstämmen gleich und beträgt beiderseits nur 1·3 Prozent. Wird einmal eine zweckmäßige nationale Abgrenzung vorgenommen werden, so ist auch zu erwarten, daß sie bleibend sein wird. Seitdem die Volkszählungen die Umgangssprache überhaupt ermitteln — das ist seit 1880 — hat sich nämlich die noch immer zu wenig beachtete Tatsache ergeben, daß die Quote der Deutschen und Tschechen trotz des erbitterten nationalen Kampfes fast unverändert

geblieben ist. Der Prozentsatz der Deutschen betrug 1880: 37·17, 1890: 37·20, 1900: 37·27, jener der Tschechen 62·79, beziehungsweise 62·79 und 62·67. —v—

*

Deutsches Volkstheater. — In Anton Ohorn erwuchs unserem Theater ein neuer Mann. Er ist ein tüchtiger Meister des Handwerks, der die Wirkungen der Bühne instinktiv zu finden und zur Befriedigung des Massengeschmackes zu verwerten weiß. Das spürt man gleich nach den ersten Reden und Gegenreden. seines Schauspieles aus dem Klosterleben „Die Brüder von St. Bernhard". Bis zum vierten Akte ist das Stück von einer wahrhaft künstlerischen Architektur. Vom Untergrund einer breiten Milieuschilderung — dem Refektorium eines Zisterzienserklosters, in dem Patres und Fratres ein Mahl halten — erhebt sich die feine Malerei menschlicher Spielarten. Da sind: der abgeklärte, josephinische Greis, der freisinnige, kluge Novizenmeister, der resignierte Lebenskünstler, der Blumenfreund als Vertreter himmlischer Einfalt, dann der starre, aber ehrliche Zelot, der unehrliche, eifernde Streber, der Schleicher und Denunziant, endlich der — Held. Der Held, der muß nun wohl ein „verbrecherischer" Liberaler, ein Verwandter des Pfarrers von Kirchfeld sein. Das zieht — vom Schauspieler mit ordentlicher Pathetik vorgetragen — auch heute noch! Im Theater gebärdet sich der ruhigste Bürger gerne radikal; er beweist etwas wie Mannesmut und empfindet zugleich das Vergnügen des Mitspielens!

In so intimer, getreuer Zeichnung erschlossen sich wohl noch niemals die Geheimnisse und die mit mirakulosem Zauber umwobenen Zeremonien des Klosters und seines Pulsschlages. Es liegt eine große Innigkeit und Echtheit in der Art Ohorns; man fühlt, daß dieses Stück aus einer ehrlichen Empfindung heraus geschrieben wurde, und es ist nicht zu leugnen: das Herzblut des Dichters verleiht dem Drama eine ursprüngliche Macht und haucht seiner Tendenz gegebene Berechtigung ein. Entschuldigend möchte man uns nämlich einreden, daß die „Brüder von St. Bernhard" frei von Tendenz seien. Sie sind es im menschlichen Sinne, denn der Autor litt, rang, blutete an und um Leiden, die dann später, in klärenden Stunden, sein Stück reifen ließen. Was das Publikum als Tendenz bejubelt, ist dem Dichter seelischer Schmerz gewesen.

Der Kritiker wird die Gefühle erkennen und hievon den Wert des Stückes trennen. Was ist denn Tendenz, wenn nicht die ungleiche Verteilung von Intelligenz und Rechtlichkeit, die in diesem Falle ausschließlich den Parteigängern des Helden zugute kommen? Oder die Übertreibung gewisser, allgemein menschlicher Schwächen, die just nicht dem Klosterleben allein zuzusprechen sind? Ohorn hat dennoch kein individuelles Kampfstück geschrieben. Dazu sind die „Brüder von St. Bernhard" denn doch zu naiv und in den Motiven sowie Konklusionen zu romanhaft. Die Mehrzahl der geschilderten Patres sind wahrhaft edle Menschen, getreue Priester; des Dichters Kampf gilt der mittelalterlichen Institution des Klosters überhaupt. Sein kräftiges Wort: man könne auch im Leben ein braver, tüchtiger Mensch sein, verkündigt wohl jedes modernen freien Menschen Meinung. Daß gesinnungstüchtige Liberalisten, sowie derlei Fragen überhaupt zur Diskussion gelangen, blind und taub vor nicht ganz reinlicher Begeisterung werden, das gehört zu den Erscheinungsformen unseres öffentlichen Lebens. Werkmänner werden dank dieser politisch-unethischen Brutalität zu Dichtern ausposaunt. Diese Dinge gehören zur Charakteristik unserer spezifisch österreichischen Kultur von heute. Ich glaube nicht, daß Ohorn bewußt zu dieser Art Kulturträger gehört; vielleicht verdirbt ihn sein großer Erfolg dazu?

Sehenswert ist die Darstellung des Stückes. Wie da jeder Schauspieler restlos in der Rolle verschwindet und aufgeht, ist ein Vergnügen zu verfolgen. Die Konventsitzung im dritten Akte — dem wertvollsten — spielt man nicht leicht spannender, schwüler, packender und schlichter. Herr Kutschera hat geraume Zeit keine so persönlich von Innen gestaltete Leistung gegeben. Voll Anerkennung sind die Herren Raeder, Weisse, Russeck, Höfer, Kramer, Martinelli, Fräulein Brenneis zu nennen.

—lz—

Österreichische Rundschau, Heft 12. ▫ Redaktionsschluß 14. Jänner 1906. ▫ Ausgegeben 19. Jänner 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. ▫ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags.
Verlag: Carl Konegen. ▫ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V. ▫ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 13: 21. Jänner 1906.

Nation und Nationalität.

Von Prof. Dr. Robert Sieger.

Daß wir Deutschösterreicher zur deutschen Nation gehören, ist unserem Verstande kaum weniger zweifelhaft als unserem Gefühl. Wir haben es von Kind auf so oft und so eindringlich vernommen, daß sich der schmerzlichste Unmut gegen denjenigen wendet, der uns diesen teuern Zusammenhang rauben will. Und doch ist er uns neuerlich mehrfach, nicht etwa von nationalen Gegnern, sondern von Stammesbrüdern aus dem Reiche bestritten worden. Und nicht etwa bloß aus politischer Engherzigkeit, von der hier nicht weiter die Rede sein soll, sondern aus sachlichen Erwägungen, die dem Bedürfnis entsprangen, das schillernde Wort „Nation" schärfer zu formulieren, es zu einem Begriffe zu gestalten, mit dem die Wissenschaften operieren können. So wollen auch wir hier die Frage rein sachlich erörtern.* Daß sich hiebei ein Geograph zum Worte meldet, das vor ihm dem Sprachforscher, dem Historiker, dem Politiker zu gebühren scheint, ist weder Zufall noch Vordringlichkeit. Die allgemeine Anthropogeographie, insbesondere aber die politische Geographie bedarf einer Klarstellung der Begriffe Volk, Nation, Volkstum, Nationalität in zunehmendem Maße, je mehr sie sich vertieft. Deshalb hat auch Friedrich Ratzel, in dessen anthropogeographischen Werken viel mehr vom Staat und vom Volk, als von der Nation die Rede ist, schließlich doch nicht umhin können, eine Definition des zuletzt genannten Begriffes zu versuchen.** Und Alfred Kirchhoff hat es im Laufe der Jahre öfter unternommen***, seine historische Entwicklung und heutige Bedeutung zu verfolgen. Dabei zeigte sich, daß der Geograph auch in der Lage ist, auf seinem eigenen Gebiete zur Lösung des Problems Beihilfe zu leisten, indem er die ihm spezifische räumliche Betrachtungsweise zur Anwendung bringt.

* Der mir hier zugemessene Raum gestattet nicht der umfassenden Literatur gerecht zu werden oder in Details der Argumentation einzugehen. Ich hoffe, hiezu in einer ausführlichen Monographie über den Gegenstand Gelegenheit zu finden.

** „Die Erde und das Leben". Leipzig, 1902, II. 674.

*** „Wie Nationen entstehen." Feuilleton in der „Deutschen Zeitung", Wien, 25. Juni 1893. — „Was ist national?" Vortrag, gehalten in der Sitzung des thüringisch-sächsischen Vereins für Erdkunde zu Halle a. S., am 26. Februar 1902. Halle, 1902, Oktav, 44 S. — „Über die Entstehung von Nationen." Fleischers „Deutsche Revue", IX, 3, 1884. — „Geographische Motive in der Entwicklung der Nationen" in „Mensch und Erde", Leipzig, 1901, S. 73—94. — Vgl. K. Menne, „Die Niederländer als Nation." Angewandte Geographie, I, 6, Halle, 1903, S. 1—12.

Wir werden deshalb auch die interessante Geschichte des Wortes nur dort berücksichtigen, wo das Verständnis seiner Gegenwart es erfordert. Wir wollen vielmehr diejenigen Menschengruppen oder Verbände ins Auge fassen, auf welche der heutige Sprachgebrauch der Kulturvölker das alte lateinische „natio" anwendet, und wir werden suchen, zu erkennen, welche qualitativen, quantitativen und räumlichen Bedingungen sie erfüllen müssen. Dabei darf uns zunächst das vorhin erwähnte Gefühl als Führer dienen, welches der Bezeichnung „Nation" einen gewissen höheren Wert beimißt als dem einfachen Worte „Volk". Wenn uns z. B. Kirchhoff die Zugehörigkeit zur deutschen Nation abspricht, jene zum deutschen Volke aber zuerkennt, so empfinden wir Deutschösterreicher dies kaum als Milderung seines Verdikts. Das Wort „Nation" ist eben ein Feiertagswort, eine emphatische Bezeichnung; in ihm liegt, wie Kirchhoff sagt „ein geheimnisvoller Zauber, eine Kraft, deren Anwendung auf die Volksseele von einer erregenden, ja faszinierenden Wirkung sein kann". Die Ursachen dieses (nicht selten mißbrauchten) Gefühlswertes aufhellen, heißt den Begriff der „Nation" klarlegen. Dabei ist einleuchtend, daß die subjektive Zugehörigkeit zur Nation so weit reicht, als dieser Wert empfunden wird, und daß wir einem fremden Volke einen gewissen Rang und Wert zugestehen, wenn wir es ebenfalls Nation nennen. Heute würden wir (wie Kirchhoff richtig betont) den Indianerstämmen, die man als die „sieben Nationen" bezeichnete, diesen Namen versagen. Und etwa auf Grönländer, Samojeden, Patagonier wird kaum jemand auch nur die abgeschwächte Bezeichnung „Nationalität" anwenden.

Damit hängt eng zusammen, daß das Wort Volk allgemein und unbestimmt ist, sowohl ein Ganzes, als auch einen nur einigermaßen größeren Teil davon bezeichnen kann. Wir sprechen nicht nur vom großen deutschen Volk, sondern auch mit Kirchhoff von dem Volk des Herzogtums Gotha — und Bürgermeister Lueger hat sich erst kürzlich an das „Volk von Wien" gewendet. Nation aber nennen wir keinen beliebigen Bruchteil, sondern immer nur ein Ganzes. Auch die Vorstellung einer gewissen Größe verbinden wir heute mit dem Worte. Deshalb gebrauchen die größeren Nationen gegenüber den kleineren gerne das etwas trivialer und einigermaßen geringschätzig klingende Wort „Nationalität"; die davon betroffenen „Nationchen" aber lehnen diese Bezeichnung ab und betonen nur um so eifriger ihren Charakter als Nation. Und insoferne mit Recht, als die Größe allein einem Volke nicht jenen Rang verleiht, der ihm bei seinen Nachbarn die Anerkennung als Nation sichert. Dieser Rang beruht vielmehr auch auf dem Zusammenhang und den gemeinsamen Leistungen des betreffenden Volkes. Und mehr noch deshalb, als wegen ihrer geringen Zahl, widerstrebt es uns, Australier oder Papua als Nation anzuerkennen.

Die erwähnten Merkmale umschreiben die Nation in objektiver Weise als ein Volksganzes von einer gewissen Größe, einem gewissen Zusammenhang und gewissen gemeinsamen Leistungen, die als solche auch von Nachbar- und Fremdvölkern anerkannt werden. Subjektiv aber umschließt die Nation, wie wir sahen,

jene Menschengruppen, welche durch das lebendige Gefühl ihres Zusammenhangs, das Nationalgefühl verbunden werden. Und dieses subjektive Moment muß uns das Maß liefern, das in unserer objektiven Definition noch fehlt. Sind jene verbindenden Momente stark genug, daß daraus das kräftige Gefühl der Zusammengehörigkeit und weiterhin der Wille erwächst, diese Einheit festzuhalten, ist die Nation zum Selbstbewußtsein gelangt, so wird sie auch von anderen nationalbewußten Völkern als Nation anerkannt werden. Das ist schon mehrfach deutlich ausgesprochen worden. Wenn Ernst Renan sagt: „Eine Nation ist eine große Gemeinschaft, die sich gründet auf das Bewußtsein opferwillig für die Gesamtheit vollbrachter Taten und auf das Einverständnis, auch künftig in dieser aufopfernden Gemeinsamkeit weiterzuleben", so stehen wir damit in der Tat, wie Kirchhoff meint, „dicht vor der wahren Enthüllung".* Leider ist man aber vielfach einen Schritt weiter gegangen und damit wieder in die Irre. „Es gilt nur die Ursache jenes Wollens der Zusammengehörigkeit zu ergründen" sagt Kirchhoff, wo es sich doch um eine Mehrzahl von Ursachen handelt.

Zusammenhang und gemeinsame Leistungen können sich auf sehr verschiedenen Gebieten äußern. Gemeinsame Abstammung, gemeinsamer Wohnsitz und die durch ihn bedingte gleichartige Lebensweise, gemeinsame Züge der materiellen und geistigen Kultur, Sprache, Religion, Kunst, Wissenschaft, staatliches und wirtschaftliches Leben kommen hier in Frage. Ein Blick in die Geschichte zeigt, daß bald das eine, bald das andere dieser Momente das festere Band darstellte, daß bald die einen, bald die anderen bei der Entstehung, Abgrenzung, Zerreißung von Nationen wirksamer hervortraten, daß zeitweise auch das eine oder andere aus dem Leben einer Nation ganz verschwinden konnte, ohne ihren Bestand zu gefährden. Nur eine Bedingung mußte jederzeit erfüllt sein, damit eine Nation entstehen und sich erhalten konnte; jede gegenseitige Einwirkung von Menschen hat eine räumliche Grundlage.** War zur Entstehung einer Nation das räumliche Beisammensein erforderlich, so mußte auch die natürliche Ausstattung ihres Mutterbodens von besonderem Einfluß auf sie sein. In diesem Boden wurzelt ihre Kraft. Das schließt nicht aus, daß sich große Glieder einer bereits erstarkten Nation von ihm ablösen können, ohne ihr verloren zu gehen. Oft ist in Kolonien das Nationalgefühl besonders lebendig und selbst bei weitgehender Zersplitterung kann, wie das Judentum und der Hellenismus uns bis auf die Gegenwart bewiesen haben, der nationale Zusammenhang lebendig bleiben oder sich wieder beleben. Weite räumliche Trennung aber, namentlich in Verbindung mit ganz anders gearteten natürlichen Lebensbedingungen, begünstigt die Absonderung neuer Nationen von der Mutternation (Amerikaner, Afrikander, Francocanadier, Lusobrasilier). Sie vollendet sich, sobald die Kolonialvölker sich so

* Renan, „Qu'est-ce qu'une nation?" Vortrag 1882 (bei Kirchhoff, „Deutsche Zeitung" Sp. 7, „Was ist national?" S. 39 f., Menne S. 3 ff. ausführlich besprochen.)

** „Aus dem unbestimmten Volk erwächst erst die heutige Nation, wenn es seinen geographischen Rahmen, seinen festen Wohnraum erhält und innehält." Kirchhoff 1902, S. 7.

weit von ihrem Ursprungslande abgewendet haben, daß sie in ihm nicht mehr das „geheiligte" Mutterland erblicken. Darum halten auch unterdrückte und zersplitterte Nationen an einem geographischen Zentrum fest, mag es auch zu einem winzigen, mehr ideell und geistig wirksamen Mittelpunkt zusammenschrumpfen. Neben dem „verlorenen Vaterland", das der Sehnsucht leicht zu einem „heiligen Lande" wird, ist hier der „heiligen Städte" zu gedenken, deren Bedeutung Ratzel nicht übersah. Wie die nationale jüdische Bewegung als Zionismus eine territoriale Grundlage sucht, freilich auf einem Boden, der den heutigen Lebensgewohnheiten der Mehrzahl unter den Kindern Israels nicht entspricht, so sah und sieht der Grieche in Konstantinopel „die Stadt", obwohl die Gegenwart seiner Nation einen anderen Mutterboden schafft, so ist Rom für die zerrissene italienische Nation heiliger Boden geblieben, so war die Bedeutung von Orten, wie Delphi und Moskau, gerade in Zeiten nationaler Krisen am wirksamsten. Wo der räumliche Zusammenhang einer Nation zerreißt, sucht sie als teilweisen Ersatz doch eine räumliche Verbindung durch lebhaften physischen und geistigen Verkehr.

Den Wert eines zentralen geschlossenen Wohngebietes für eine Nation spürt man dann besonders stark, wenn dieses ihr Kerngebiet sich nicht mit einem politischen Gebilde deckt, wie bei den Polen und den so weit über den Heimatboden hinaus verbreiteten Armeniern. In der Erkenntnis der Bedeutung des Territoriums ist auch begründet, daß unser Sprachgebrauch unsteten, mit dem Boden lockerer verknüpften Völkern den Namen einer Nation nicht zugesteht, obwohl gerade sie genealogisch und staatlich sehr feste Organisationen zeigen, und ein tieferes Verständnis des Nomadismus ihm auch kulturelle Leistungen von Belang zuerkennen muß. Trotzdem will uns nicht einmal die Bezeichnung der Araber oder Türken als „Nation" recht von der Zunge. Wir sehen unwillkürlich die enge Beziehung des Menschen zum Boden, wie sie in der Seßhaftigkeit sich äußert, auch als Bedingung des nationalen Zusammenschlusses an.

Mit Berücksichtigung dieses territorialen Momentes möchte ich folgende Definition aufstellen. „Nation ist ein Volksganzes, das unter dem Einflusse des räumlichen Zusammenlebens und der historischen Entwicklung ein derartiges Bewußtsein seiner Bedeutung, seines Zusammenhangs und seiner gemeinsamen Leistungen sich erworben und bewahrt hat, daß es sich instinktiv als eine natürliche und kulturelle Einheit fühlt und als solche fortbestehen will." In der Regel wird es auch von anderen Nationen, selbst von gegnerischen, als solche anerkannt. Wo die erwähnten Bedingungen nicht vollständig oder nicht sicher zutreffen, können wir von Nationalität sprechen. Dies Wort bezeichnet die Zugehörigkeit zur Nation, es wird daher vielfach gleichbedeutend mit „Nation" gebraucht. Es kann aber auch in einem abschwächenden Sinne für eine unvollkommene, kleine oder kulturarme Nation gebraucht werden, etwa wie Völkerschaft neben Volk oder Velleität neben Wille. Seit Jahn verwendet man für Nation und Nationalität

oft das Wort „Volkstum“. Doch bezeichnet dies nicht so sehr die nationale Gemeinschaft selbst als den Inhalt des nationalen Selbstbewußtseins, die nationale Eigenart, den Inbegriff jener Momente, welche die Nation verbinden.

Die vorgetragene Definition sieht das Entstehen, Leben und Vergehen einer Nation als historischen Prozeß an, der, durch vielerlei Wechselwirkungen bedingt, für jede einzelne Nation verschieden verläuft. Wie bei historischen Prozessen überhaupt, kann von Gesetzen und selbst von Kategorien der Entwicklung kaum die Rede sein. Doch treten in der Kulturentwicklung, die zur Nation führt, die vier Momente: Rasse, Sprache, Religion und Staat so stark und mitunter so einseitig in den Vordergrund des Geschehens, daß die Völker und mit ihnen die Theoretiker zeitweise eines davon für das allein charakteristische, eigentlich nationbildende Moment ansehen. Die modernste dieser Definitionen, die sich alle auf den Sprachgebrauch berufen dürfen, sucht das Verbindende in Staat und Staatsidee. Ihre Vertreter haben so viele Argumente gegen die übrigen gehäuft, daß ich mich hier über diese kurz fassen kann und nur jener Auffassung eingehend gerecht werden muß. Ratzel faßt sie in die Worte: „Die Nation ist ein Volk in politischer Selbständigkeit oder fähig dazu, die Nationalität ein politisch unselbständiger Teil eines Volkes“ und Kirchhoff sagt: „Das Merkmal der Zugehörigkeit zu einer Nation ist die Staatsbürgerschaft“. Diese Auffassung* ist in Wendungen, wie „Nationalökonomie, nationaler Kaufmann“ in den deutschen Sprachgebrauch eingedrungen, sie schwebte Schiller vor, als er den Deutschen die Hoffnung absprach, sich „zur Nation zu bilden“. Sie ist häufig im Sprachgebrauch der romanischen Sprachen und des Englischen, doch ist es unrichtig, sie, wie geschehen ist**, als westeuropäischen Sprachgebrauch dem deutschen derart gegenüberzustellen,

*Ratzel, „Die Erde und das Leben“ II., 674 ff., 666; Kirchhoff 1893 noch mit gewissen Einschränkungen, 1902 („Was ist national?“ 12 ff., 23) aufs entschiedenste, wenngleich er S. 40 im Widerspruch damit sich seiner älteren Formulierung nähert. Menne, a. a. O. (S. 7 f. Das „Rassenmäßige“ innerhalb einer Nation bezeichnen wir ... mit dem Ausdrucke „Nationalität“ und in einer Nation anerkennen (sic!) wir verschiedene „Nationalitäten“.) G. W. Schiele, „Preußische Jahrbücher“, November 1902, 190, 196, 199. („Der Begriff Nation faßt Staat und Volk zusammen als Einheit.“) In der „politischen Geographie“, 2. Aufl., 15 ff. vertrat Ratzel noch eine mehr vermittelnde Ansicht. Meiner Auffassung nähern sich u. a.: H. Wagner, Lehrbuch der Geographie, I., 660, Brockhaus Konversationslexikon 14. Aufl., u. „Nation“, Buzek, in Brachelli „Staaten Europas“, 5. Aufl., 120, Minor „Die Zeit“, 13. Dezember 1902, Kämmel „Grenzboten“, 1903, 58, Böhrig, ebenda, 63. Jahrg., 711 (nach Referaten wohl auch Witte ebenda 1902, mir nicht im Augenblick zur Hand). Hans Meyer, „Das Deutsche Volkstum“, 2. Aufl., 1903, 7 f., Partsch, „Mitteleuropa“ 170, 172 f. (mit starker Betonung der Sprache). Kropotkin, „Gegenseitige Hilfe“, Leipzig, 1903, 140 (unklar). Ratzel, Meyer, Kämmel u. a. unterscheiden Staatsvolk und Naturvolk (natürliches Volk) und nennen letzteres „Nation“; manche der Genannten erklären, wie Kirchhoff, den nationalen Staat für das Bestreben und den „Ausbau der Nation“. Über „Volkstum“ s. besonders Meyer.

** Z. B. von Brockhaus, Meyer, Buzek. In einem und demselben Werke »Autour du monde par les boursiers de voyage de l'université de Paris (1904)« finden wir aber: le Canada est une nation (246) und qu'il existe une nation franco-canadienne (305). In ähnlicher Weise schwankt auch Renans Sprachgebrauch.

daß letzterer sich mit meiner Auffassung deckt. Vielmehr bedeutet Nation auch in jenen Sprachen bald Staatsvolk oder Staatsangehörige, bald Nation im Sinne meiner Definition, bald bloß Volk, und in verwandten Bedeutungen erscheint auch race oder race politique. Nach dem ungarischen Staatsrecht sind alle Bewohner des Staates eine „politische Nation", innerhalb deren die Nichtmagyaren als Nationalitäten erscheinen. Kirchhoff stellt sich auf diesen extremen Standpunkt, während für andere das Staatsvolk, der Träger der Staatsidee, allein „die Nation" ist und die Nationalitäten neben ihm erscheinen. So unterscheidet Ratzel unterdrückte Nationen, wie die Polen, von unterdrückten Nationalitäten. Aber auch für ihn endet die Nation mit den Staatsgrenzen: in Rußland sind die Deutschen eine „unterdrückte Nationalität".

Von den beiden Varianten erledigt sich jene, welche alle Staatsbürger eines national regierten Staates zur „Nation" zusammenfaßt, von selbst durch die Konsequenzen, zu denen sie Kirchhoff führt. Die Polen in Deutschland sind „tatsächlich Deutsche", Weiße und Neger in der Union bilden zusammen eine Nation, Österreich wäre ohne die Tätigkeit des Grafen Taaffe „eine deutsche Nation" geworden oder geblieben! Das ist nach französischem Sprachgebrauch zulässig, dem deutschen schlägt es ins Gesicht. Ernster zu nehmen ist jene Variante, welche „Nation" das Staatsvolk innerhalb des Nationalstaats nennt und die Staatenbildung als wesentliches Merkmal der Nationsbildung betrachtet, namentlich wenn sie von den wechselnden Verschiebungen der politischen Grenze absieht und die Nation als Dauergebilde nimmt. Nation ist nach dieser letzten Auffassung ein Staatsvolk der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft — etwa die drei Typen: Polen, Franzosen, Italiener der Zeit bis Cavour. Beide Auffassungen konnten sich dort leicht ausbilden, wo Nation (in meinem Sinn) und Staat sich im großen ganzen deckten. Sie fehlten dort, wo dies nicht der Fall war, wie in Italien und Deutschland, wurden aber auch dort durch das „Nationalitätenprinzip" ins Leben gerufen. Von ihren praktischen politischen Konsequenzen muß hier abgesehen werden.

Ist nun in der Tat die Staatsidee ausschlaggebend für die Ausbildung der Nationen oder doch hiebei wirksamer als Blutsverwandtschaft, Religion, Sprache und die mannigfachen anderen kulturellen Momente?

Kirchhoff bekämpft die „alte und veraltete Auffassung des Begriffes der Nation als genealogische Einheit", die dem Worte natio etymologisch zugrunde liege. Sie ist in der volkstümlichen Vorstellung noch heute lebendig. Dem Kenner der Geschichte ist sie es nicht mehr; Romanen, Russen, Chinesen, Amerikaner, Engländer sind einleuchtende Beweise des Gegenteils. Auf Reinheit der Rasse hält ein unstetes Volk und auch dies nur, soweit Vielweiberei und Sklaverei den Stammbaum nicht beeinflussen. In der Seßhaftigkeit aber rückt das Land in den Vordergrund des Interesses; der räumliche Zusammenhang drängt den genealogischen zurück — so sehr, daß das Wort „Nation" zeitweise geradezu den Sinn von „Landsmannschaft" annimmt. Wenn Juden, Südslawen, Albanesen relativ rassenrein sind, danken sie es teils gezwungener Isolierung, teils ihrer größeren Beweglichkeit und der Abgeschlossenheit ihrer Wohnsitze

gegen den Verkehr. Bei der Entstehung des Volkes allerdings, aus dem die Nation sich erweiterte, oder der Völker, aus denen sie verschmolz, spielte ein Kern von Menschen gleicher Abstammung eine große Rolle, später aber nicht mehr. Selbst wo die Rasse durch kulturelle Unterschiede, durch Rassenhaß und Rassenhochmut verschärft wird, scheint es der geographischen Absonderung zu bedürfen, um eine Verschmelzung so radikal zu verhindern, wie es zwischen Negern und Weißen in der Union der Fall ist. Das genealogische Moment in der Nation bedeutet heutzutage nicht mehr, als daß die heutige Generation einer Nation größtenteils aus den Abkommen derjenigen besteht, die ihr in der vorigen Generation angehörten.

Mehr hervor tritt die Sprache als greifbarstes Merkmal kultureller Einheit, und als solches pflegt man sie der Nationalitätenstatistik zugrunde zu legen. Aber sie ist doch nur ein Merkmal und Hilfsmittel der nationalen Verschmelzung, das im Einzelfall sogar unsicher werden kann. Mehrsprachige Menschen mögen schwanken, ob die Mutter- oder die Umgangssprache ihre nationale Zugehörigkeit bestimmt, und manchen bewegt das Gefühl, wo nicht gar praktische Erwägungen, sich einer Nation anzuschließen, deren Sprache er nur mühsam beherrscht. Die Nation als Ganzes aber besitzt eine einheitliche Sprache. Denn neben der räumlichen Berührung ist das gemeinsame Verständigungsmittel die wesentlichste Förderung kultureller Einwirkung. Innerhalb der Nation gibt es weit auseinanderlaufende Mundarten, die eventuell auch über die Grenze der Nation übergreifen. Die erstarkende Nation erschafft sich aus ihnen eine Schriftsprache als Trägerin ihrer Kultur. Diese kann verwandte selbständige Sprachen zu Dialekten herabdrücken, wie Friesisch, Provenzalisch, Catalanisch und selbst fremderen Idiomen als lokaler Sprache der unteren Bevölkerungsschichten eine der Mundart ähnliche Stellung anweisen, wie es mit dem Wendischen und den keltischen Sprachen der Fall ist und mit dem Slowenischen war. Enges Zusammenleben kulturkräftiger Völker aber schafft Mischsprachen und damit neue Nationen (englische, romanische Nationen). Ein mehrsprachiges Gebilde als Nation zu bezeichnen, widerspricht dem Gebrauch. Wenn Kirchhoff die Schweiz so nennt, so steht dem das lebendige Empfinden der Schweizer gegenüber, die bei allem Staats- und Bürgergefühl sich noch als Angehörige der deutschen, französischen, italienischen Nation fühlen, und wenn er vor einem Jahrzehnt meinen konnte, daß an der nationalen Einheit der Belgier kein Zweifel bestehe, so haben ihn seither die erfolgreichen Kämpfe der Vlaemen widerlegt. Ebenso leben in Canada zwei Nationen nebeneinander, und auch in der Union werden die Einwanderer erst mit der Annahme der englischen Sprache völlig zu Amerikanern. Wenn eine Nation sich ausdehnt, nimmt sie den neuen Zuwachs in gutem oder zwangsweise in ihre Sprachgenossenschaft auf, um ihm die nationale Kultur rascher zuzuführen. Daß der eine Schritt ohne den andern möglich ist, zeigt indes das Beispiel der Irländer, denen die englische Sprache aufgedrungen werden konnte, die aber einem Aufgehen in der unterdrückenden Nation mit Erfolg widerstehen, während sie sich der amerikanischen Nation gern und leicht assimilieren.

Dies Beispiel zeigt auch, daß die Nationalsprache nicht das ausschließliche Eigentum einer Nation sein muß. Nicht alle Gleichsprachigen bilden eine Nation; manche Sprachgebiete umfassen mehrere Nationen. Das lehren Engländer und Amerikaner, Dänen und Norweger, Kroaten und Serben, Holländer und Afrikander. In diesen Fällen, wo zumeist räumliche Trennung und starke Verschiedenheit der wirtschaftlichen Lage die Absonderung vorbereitete, führt jedoch die getrennte nationale Entwicklung und oft auch bewußte Absicht leicht zu einer Neuausbildung sprachlicher Unterschiede. Wir sehen dies in der Gegenwart in bescheidenem Maße in Amerika und Norwegen; in der Vergangenheit zeigt die Geschichte des Holländischen und Portugiesischen, wie sich sogar ein Dialekt zu einer eigenen Schriftsprache entwickeln konnte. Ähnlich haben die Juden, welche die sprachliche Einheit und damit eine starke Stütze des Nationalgefühls eingebüßt haben, gerade dort, wo sie am dichtesten zusammenwohnen, sich durch den Jargon eine sprachliche Sonderstellung erworben, so daß sie in diesen Gebieten als „eine Nation mit eigener Sprache" * gelten können.

Die Nationalsprache ist somit ein wesentliches Merkmal der Nation, aber doch nicht dasjenige Moment, das sie von allen anderen Nationen sondert. Sie wird in ihrer Entwicklung vielfach dadurch gefördert, daß sie zugleich Staatssprache ist. Die staatliche Einigung und Absonderung kam der Ausbildung der französischen, spanischen, holländischen, portugiesischen Schriftsprache sehr zu gute, aber die hellenische, italienische, englische Gemeinsprache, in gewissem Maß auch das Neuhochdeutsche, zeigen durch ihre Geschichte, daß dies wichtige Bindeglied der Nation auch ohne, ja gegen die Staatsgewalt, aus ihrem kulturellen Leben frei erwachsen kann.

Die sprachliche Einigung der Nation tritt in manchen Gebieten an Bedeutung zurück hinter der konfessionellen Einheit, die im Orient geradezu Nationen bildet. Hier bedeutet eben der Gegensatz der Konfession auch denjenigen grundverschiedener, sich bekämpfender Kulturkreise. Wenn er Gleichsprachige von einander losreißt, wie wir an Serben und Kroaten sehen, so kommt dabei auch in Schrift, Kalender u. s. w. der Unterschied zwischen west- und osteuropäischer Kultur zum Ausdruck. Ja, als eine dritte Nationalität kommen noch die mohammedanischen Serbokroaten hinzu. Auch im Westen stärkt eine einheitliche Nationalreligion die sprachlich-kulturelle Widerstandskraft ganz wesentlich; das zeigen uns Juden, Polen, Francocanadier, Balten, Siebenbürger Sachsen, Finnen u. a., das zeigt auch das Verhältnis der Holländer und Vlaemen. Aber große Kulturnationen haben jahrhundertelange konfessionelle Spaltung zu überstehen vermocht. Auch hier muß National- und Staatsreligion scharf unterschieden werden; die russische Kirche ist beides, die englische Staatskirche aber nur Staatskirche.

Neben Sprache und Religion tritt hochbedeutsam das staatliche Leben. Die gegnerische Auffassung meint, es allein könne gleichsprachige Völker in mehrere Nationen zerreißen, verschiedene Völker zu einer Nation verschmelzen. Für das

* Partsch, Mitteleuropa, Leipzig, 1904, S. 172.

erste werden die Entstehung der holländischen und portugiesischen Nation, das getrennte Verharren der Dänen und Norweger, die Entstehung der amerikanischen und südafrikanischen Kolonialnationen, wohl auch die schon erörterte Spaltung der Serbokroaten als Belege angeführt, für das zweite alle die Staatsvölker in West und Ost. Zweifellos hat politisches Zusammenleben und politische Absonderung auch für die nationale Kultur hohe Bedeutung. Die Staatsgrenzen sind eine Schranke auch für den geistigen Verkehr. Aber keine unübersteigliche. Daneben bleiben noch andere Momente für Abschluß und Zusammenleben mitbestimmend und solche — insbesondere räumliche und wirtschaftliche — haben die politische Loslösung von Töchternationen in allen Fällen verstärkt, wo nicht gar vorbereitet. Bei Holländern und Portugiesen wurde der Gegensatz einer Küstenbevölkerung zum kontinentalen Hinterland durch die geschichtliche Entwicklung (wie dies auch Kirchhoff treffend ausführt) ins Extrem gesteigert. Er führte dort in Verbindung mit dem Glaubenskrieg und dem gesteigerten Selbstgefühl des Sieges zur Entstehung eines Volkes von selbständiger Eigenart; hier verhinderte er das Aufgehen der stolzen Seebeherrscher in dem größeren Ganzen, das aus den Staaten Iberiens zusammenwuchs. Indem Holland die Vlaemen vom Meer absperrte, zerschnitt es erst ein Band vollends, das der Unterschied der Religions- und Staatszugehörigkeit gelockert hatte — das wirtschaftliche Leben Belgiens wurde kontinental wie das Deutschlands. Wie verschieden die wirtschaftlichen Aufgaben eines Kolonistenvolkes in der weiträumigen Ferne von jenen der Brüder in der engen Heimat sind, wie stark das neue Land die Denkweise beeinflußt, ist klar. Auch wo eine kluge Politik oder historische Notwendigkeit das Zerreißen der politischen Bande verhindert, lockern sich allmählich die kulturellen und nationalen. Amerikaner, Afrikander, Canadier, Australier, Lusobrasilier und die spanischen Kolonisten, die in Mischlingsvölkern der Zukunft (Mexicaner) aufgehen, zeigen verschiedene Stadien dieser Entwicklung. Ein opfer- und ruhmreicher Freiheitskrieg beschleunigt sie — nicht so sehr durch sein mögliches Endresultat, die politische Trennung, als durch die gehobene Stimmung des Kampfes selbst, die das Gefühl der Zusammengehörigkeit, aber auch die reale Gemeinschaft der Anschauungen und der Interessen verstärkt und vertieft. Befreiungskriege, wie der holländische, amerikanische, serbische und griechische, sind nicht bloß politische, sondern ethische und kulturhistorische Erfolge der Nation.

Unter günstigen geographischen Bedingungen konnten Nationalstaaten wie Frankreich und England entstehen, weil die natürliche und wirtschaftliche Ausstattung eines gut begrenzten Gebietes seinen Bewohnern gemeinsame Interessen sowohl in kultureller wie in politischer Beziehung aufdrang.

Wo aber die Interessen auseinandergehen, vermochte es oft die staatliche Einheit nicht, nationale Gegensätze zu verschmelzen, nicht bloß bei kurzer Vereinigung (Portugal mit Spanien, Belgien mit Holland), sondern auch bei langdauernder (Norwegen mit Dänemark). Anderseits gewahren wir — selbst unter geographischen Bedingungen, die einem Einheitsstaat günstig wären — jahrhundertelang fertige

Nationen ohne staatlichen Zusammenhang. So in Italien, wo die politische Zerrissenheit schließlich in so scharfen Kontrast zur nationalen Einheit trat, daß daraus die Sehnsucht nach dem Nationalstaat erwuchs. Historische Reminiszenzen an das alte und neue Römerreich spielten dabei mit, so wie bei der deutschen, polnischen, tschechischen, kroatischen, serbischen, bulgarischen, magyarischen „Nationalidee" die Erinnerung an nationale mächtige Staatswesen der Vergangenheit dann am lebhaftesten wirksam war, wenn ihr die Gegenwart am wenigsten entsprach. Aber erwachsen ist die italienische Nation und ihr Nationalstolz nicht aus diesen Träumereien, sondern aus der einheitlichen, materiellen und geistigen Hochkultur. Diese Nation ist viel älter als ihr Staat. Und die Hellenen vollends, deren Nationalbewußtsein gegen die Barbaren und gegen die fremden Eroberer selbst Kirchhoff zwingt, sie als „Nation" anzuerkennen, haben den nationalen Einheitsstaat nie besessen und nie ernstlich gewollt. Hier fehlt selbst die „Staatsidee", geschweige denn das Merkmal der „Staatszugehörigkeit".

Kirchhoff leugnet nicht, daß mächtige, kulturkräftige Staaten lange bestehen können, ohne eine Nation zu bilden. Als Beispiel führt er selbst das Römerreich an, das nur Grundlagen zur Ausbildung romanisierter Nationen, nicht aber eine ausgebreitete Römernation hinterlassen habe. Dies Reich vermochte eben nicht allen seinen Völkern, die es zum Teil als fertige Nationen aufnahm, die kulturelle Einheit zu geben und strebte dies auch gar nicht an, da es sich mit den staatlichen Ansprüchen auf politisch-judizielle Organisation und auf Staatskult und Staatssprache begnügte. Es hat sogar der Hellenisierung Vorschub geleistet; und wo lebendige lateinische Kultur in die Provinz drang, wie in Gallien und Spanien, hat das Römertum — nicht der Staat — romanisiert. Kirchhoff sucht auch eine andere, eine geographische Erklärung. Er unterscheidet mit Recht willkürlich begrenzte Staaten von solchen, die geographisch begründet sind, eine natürliche Interessengemeinschaft darstellen und ihre Bewohner aneinander assimilieren. Nur die letzteren können Nationen ausbilden (Rußland, die Union), das Römerreich konnte es nicht „wegen der allzu schroffen geographischen Absonderung und der großen wechselseitigen Entfernung seiner Provinzen", die Kalmarer Union nicht wegen der „fundamentalen Verschiedenheit der drei nordischen Länder", die sogar „aus dem gleichen ethnischen Material drei Nationen formte". Aber war wirklich das große Mittelmeerreich der Römer, die gesamtskandinavische Union willkürlich begrenzt und zusammenhanglos? Entsprechen sie nicht starken wirtschaftlichen und politischen Interessengemeinschaften? Ist die Absonderung und Begrenzung Hollands und Portugals, die Nationen bilden konnten, so zwingend naturgemäß? Und hat nicht Polen, das kaum je eine physisch-geographische Provinz war, lange als territoriale Grundlage einer (freilich von Kirchhoff geleugneten) Nation gedient?

Es wird nicht schwer halten, Beispiele zu sammeln von Staatsgebilden mit Zufallsgrenzen, welche einer Nation zur Anlehnung dienen und anderseits von naturgemäßen, gutbegrenzten politischen Einheiten (Österreich-Ungarn und einzelne

seiner Teile kommen in Frage), welche keine Nation auszubilden vermochten. Es werden eben der Staat und die Nation in ihrem Bestand und ihrer Begrenzung von den geographischen Momenten der Lage, des Bodens, der natürlichen Ausstattung beeinflußt, aber beide in verschiedenem Maße und verschiedener Art. Indem die von Kirchhoff vertretene Ansicht dies übersieht, wird sie keinem von beiden gerecht. Die Ansprüche des Staates an seinen Boden von denjenigen der Nation an den ihren ausführlich auseinander zu halten, fehlt hier der Raum. Einiges läßt sich aber in Kürze hervorheben. Die Nation bedarf eines „festen Wohnraumes“, wie es Kirchhoff nennt, eines geschlossenen Gebietes, der Staat aber eines Machtgebietes, das er beherrscht und schützt. Form, Konzentration, innere Gliederung des Staatsgebietes, Ausdehnung, Verlauf, Art seiner Grenzen unterliegen den Ansprüchen der Verwaltung und der Verteidigung, ihnen zuliebe verzichtet der Staat oft auf „ungesunde“ Ausdehnung. Die Nation ist expansiver und beweglicher. Ihre Lebenstätigkeit nach außen, ihre physische und kulturelle Ausbreitung bietet ihr an sich ein Schutzmittel, so daß sie „gute Grenzen“ im politisch-militärischen Sinne leichter entbehren kann. Ihre Grenzen sind „gut“, wenn sie ihren Randsassen den räumlichen und kulturellen Zusammenhang mit dem Kern der Nation, ein „nationales Hinterland“ gewähren. Wenn Kirchhoff meint, die Nation bedürfe „bestimmter“ Grenzen, so ist dies nicht im Sinne der staatlichen Grenzlinie zu verstehen. Ihre beweglichere Grenze bleibt ein Grenzsaum, der, wo er nicht unbewohnt ist (Meer, Wüste, Wald), durch nationale „Vorposten“, Sprach- und Kulturinseln bezeichnet ist. In wirtschaftlicher Beziehung strebt die Nation Gebiete an, welche die Entfaltung ihrer wirtschaftlichen Eigenart (oft bis zur Einseitigkeit) begünstigen, der Staat aber Gebiete von wirtschaftlicher Mannigfaltigkeit, welche ein „geschlossenes Wirtschaftsgebiet“ ermöglichen. Deshalb sind auch die staatlichen und die nationalen Kolonisationsgebiete nicht identisch (man denke an deutsche „Schutzgebiete“ und deutsche Auswanderungsgebiete). Nur Einwanderungs- oder Ackerbaukolonien und Pflanzstädte, in denen die Nation ihre kulturellen und wirtschaftlichen Lebensformen einbürgert, sind „nationaler Außenbesitz“. So gehören die Francocanadier heute noch zur französischen Nation, während es den jetzigen Kolonien Frankreichs an Franzosen fehlt.

Es ist eben das Wachstum von Staat und Nation verschieden. Die Nation wächst über die politischen Grenzen, sie trotzt der politischen Zerreißung (Italien), ja der nationalen Unterdrückung (Irländer, Polen), wenn die Anordnung ihrer Wohnsitze ihren Zusammenhang befördert. Das kann auch bei Stadt- und Oasenbevölkerungen der Fall sein (Balten, finnländische Schweden, Griechen der Türkei, Tadschiks). Auch staatlich zerrissene Nationen können daher innerlich erstarken und territorial anwachsen, wo sie numerisch oder kulturell schwächeren Nationen zur Seite wohnen, Staatsnationen können in ihrem eigenen Staat an Boden verlieren, wo das Gegenteil der Fall ist. Man fasse die Sprachgrenzen im Deutschen Reiche und die Westprovinzen Rußlands ins Auge! Auch der „nationalste“ Staat kann mit seinen Grenzen dieser

Verschiebungen nicht folgen, weil er damit oft territoriale Vorteile aufgeben müßte, die sein Gedeihen erfordert. Anderseits wächst er aus politischen, militärischen, wirtschaftlichen Gründen über die Nation hinaus. Er besetzt Nachbargebiete, in denen das Staatsvolk seine Eigenart schwer oder gar nicht durchsetzen kann. Er kann und muß widerstrebende Glieder mit Gewalt festhalten. Die Nation, die sich als kulturelle Gemeinschaft — zugleich „natürlich" und „freiwillig" — fühlt, vermag dies nicht. Das gleiche gilt von Kolonien. Es gibt deren manche, die von der einen Nation politisch beherrscht, von der andern wirtschaftlich kolonisiert werden. Das zeigen Franzosen und Italiener in Tunis, Engländer, Deutsche und Afrikander in Südafrika. Diese Momente führen das „Nationalitätenprinzip" ad absurdum. Kaum vereinigt, müssen Nation und Staat alsbald wieder auseinanderwachsen. Kampfart und Kampfmittel sind eben auch recht verschieden in den Kämpfen der Nation um ihre Verbreitungsgrenzen und jenen der Staaten um ihre Machtgrenzen.

Damit soll der starke, wechselseitige Einfluß beider Bewegungstendenzen nicht geleugnet werden. Denn das politische Leben ist ein wichtiger Teil des kulturellen, es kann auch im Leben einer Nation zeitweise alles andere zurückdrängen. Man darf Kirchhoff zugeben, daß der nationale Zusammenhang etwas ist, „was gern das feste Schutzdach des Staates über seinen Pflanzungen errichtet, ja oft, nur nicht immer, solchen Schirmes bedarf, um recht zu gedeihen". Aber man kann nach all dem Gesagten über diese seine ältere Auffassung (1893) nicht hinausgehen zur Gleichsetzung von Staatsbürgerschaft und Nationalität oder auch nur Staatsvolk und Nation. Wenn der vulgäre und offizielle Sprachgebrauch diese Begriffe oft zusammenwirft, muß sie der wissenschaftliche um so schärfer sondern.

Als das Deutsche Reich gegründet wurde, kam dieser Unterschied voll zum Ausdruck. Nicht Kaiser von Deutschland oder Kaiser der Deutschen nannte sich das Oberhaupt des mächtigen Staates, sondern bescheiden einen „deutschen Kaiser"; nicht das alte teure Schwarzrotgold führt es in seinen Fahnen, sondern neuerfundene Staatsfarben. So besitzen wir, gleich anderen politisch nicht geeinigten Nationen, in den Nationalfarben auch ein äußeres Zeichen jener Gemeinschaft, die weit über alle politischen Grenzen reicht.

Die Pellagra im Trentino.

Von Dr. Guido von Probizer, k. k. Sanitätsrat in Rovereto.

Es ist keine medizinische Abhandlung, die ich bieten will — der Leser möge nicht vorzeitig erschrecken — vielmehr soll eine volkswirtschaftliche Frage aufgerollt werden, deren Tragweite eben erst gewürdigt zu werden beginnt. Nicht nur Ärzte, sondern Nationalökonomen, Soziologen, ja denkende Menschen überhaupt können

einem so wichtigen Phänomen, wie es das geradezu verheerende Auftreten der Pellagra im Trentino ist, ihr Interesse nicht versagen.

Um mich dem Rahmen einer allgemeinen Rundschau anzupassen, beabsichtige ich, die Pathologie der Krankheit nur insoweit zu berühren, als zur Schaffung eines klaren Gesamtbildes erforderlich ist; hingegen erscheint es mir von Wichtigkeit, breitere Schichten des Publikums über die Grundursachen der Krankheit, ihre Ätiologie, sowie ihre weitgreifenden sozialen Folgen aufzuklären. Ist es doch die eminent soziale Bedeutung dieser Krankheit, welche sie von allen anderen Gesundheitsstörungen unterscheidet und aus dem medizinischen Gesichtsfeld in das allgemein menschliche emporhebt.

Wer heutzutage an sozialen Problemen interesselos vorübergeht, ihre Entwicklung nicht verfolgt, seinen Geist nicht wenigstens subjektiv an deren Lösung versucht, von dem dürfen wir sagen, er verstehe seine Zeit nicht. Ebensowenig würde eine Regierung ihre Aufgabe erfüllen, welche nicht vorbauend die richtige Lösung solcher sozialen Probleme anzubahnen weiß, sondern erst vom Anschwellen der Flut sich abringen läßt, was rechtzeitig zu geben ihr oblag.

Heute, wo die österreichische Regierung ihre Fürsorge in dankenswerter Weise einem der hilfsbedürftigsten Teile der großen Monarchie, dem Trentino, durch Schaffung des Pellagra-Gesetzes zugewendet hat, ist die Wichtigkeit einer Endemie, welche so exzeptionelle Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung erheischt, gewissermaßen offiziell dokumentiert. In welchem Maße die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Pellagragebiete von dieser an dem Mark des Volkes zehrenden Krankheit tangiert werden, in welcher Weise Abwehr und Hilfe möglich ist, möge mir vergönnt sein, hier darzulegen.

Dem Laien drängen sich folgende Fragen auf:

Wo und seit wann besteht die Pellagra und in welcher Volksklasse herrscht sie?

Welche ist die Natur dieser hartnäckigen Krankheit, die selbst soziale Wirkungen auszuüben vermag?

In welcher Weise wurde sie bisher bekämpft?

Wie erklärt es sich, daß, während es der Prophylaxis und der Hygiene gelingen konnte, die Verheerungen anderer Krankheiten einzudämmen, gerade Pellagra an Intensität und Verbreitung gewinnt?

* * *

Pellagra wurde zuerst in Spanien als endemische Krankheit erkannt und bekämpft. Man begegnet ihr ferner in Frankreich, Rumänien, den Donaustaaten, Griechenland, Mexiko. Sie herrscht in Nord- und Mittelitalien, während dessen südliche Provinzen ganz verschont geblieben sind.

Wir finden die Pellagrainfektion in Ungarn, Bukowina, Galizien, Görz; im Trentino erscheint sie gleichzeitig mit ihrem ersten Auftreten in Venezien. Begreiflicherweise waren durch Gleichheit der Rasse, des Klimas, der Volksnahrung

und der Lebensgewohnheiten die identischen Vorbedingungen für pellagröse Infektion geschaffen. Etwa um das Jahr 1750 läßt sich hier Pellagra bereits nachweisen; als Todesursache findet man sie zuerst 1780 verzeichnet.

Die tückische Krankheit fordert im armen Bauernstande der ländlichen Bevölkerung ihre Opfer, wenngleich auch Wohlhabendere nicht verschont bleiben, vorausgesetzt, daß ihre Hauptnahrung ausschließlich aus Mais bestehe.

Es darf angenommen werden, daß Pellagra nicht von ihrem ersten Auftreten an als solche diagnostiziert wurde, da die Verdauungsstörungen ihres Anfangsstadiums leicht mit ähnlichen chronischen Leiden verwechselt werden können. In ihrem zweiten Stadium zeigen sich zumeist Veränderungen im Hautgewebe auf Handrücken, Gesicht und Hals, und eben diese sichtbaren — wenngleich sekundären — Erscheinungen waren es, die der Krankheit den Namen „Pellagra" (der Hauterkrankung bedeutet) gegeben haben. Im dritten Stadium erscheinen bereits zerebrospinale Symptome. Die Kranken fühlen einen Druck in Kopf und Nacken, halten sich mühsam aufrecht, ihr Gang wird schwankend. Sie haben die Empfindung nach vorne oder nach rückwärts gezogen zu werden. Auch Tetanus tritt mitunter auf. Gleichzeitig verliert die Psyche ihr Gleichgewicht, Melancholie ergreift die Kranken, ihr Ende ist pellagröser Marasmus, wenn sie nicht, wie so manche dieser Unglücklichen, ihre Tage in Irrenanstalten beschließen, oder durch Selbstmord ihren Qualen ein Ziel setzen.

Die soziale Bedeutung dieser, schon im einzelnen Individuum wahrhaft erschreckenden, pathologischen Erscheinungen erreicht jedoch erst durch die Tatsachen ihren Höhepunkt, daß in einer Familie meist mehrere Mitglieder — wo nicht alle —, in einer Ortschaft nicht nur einzelne Familien, sondern gewöhnlich die Mehrzahl derselben von der Krankheit ergriffen werden, daß die Kinder Pellagrakranker eine erhöhte Prädisposition für Pellagra besitzen und der Krankheit nur in Ausnahmsfällen entrinnen.

Über die Entstehungsursachen von Pellagra bestanden im Beginne die verschiedensten Hypothesen, doch wurde ihr Auftreten bald mit der Maisnahrung in direkten Zusammenhang gebracht. Ein Edikt der Republik Venedig aus dem Jahre 1776 verbietet bereits „auch nur das geringste Quantum von verdorbenem oder übelriechendem Mais auf den Markt zu bringen".

Jedoch selbst nach dem allgemeinen Durchbruch der Erkenntnis, daß Pellagra eine Folge des Maisgenusses sei, vermochten die wahren Entstehungsursachen der Maisvergiftung noch lange Zeit hindurch nicht wissenschaftlich festgestellt zu werden. Die einen behaupteten, daß der Mais zu wenig Eiweißstoffe enthalte (während er deren so viel als Weizen und mehr als Reis aufweist), andere wieder suchten den Grund der Erkrankungen in der zu ausschließlichen Ernährung durch Mais (Theorie der Ernährung durch ein einziges Nahrungsmittel) ohne zu bedenken, daß Japaner, Chinesen, Inder gänzlich von Reis leben, ohne Pellagra zu kennen.

In neuerer Zeit wurde der Erkenntnis des Krankheitserregers durch bakteriologische Experimente näherzukommen gesucht, Lombroso aber erst war es vor-

behalten mit genialer Intuition die Ursache der Verderbnis des Mais in seinen Schimmelbildungen zu erkennen, wenngleich ihm die Unvollkommenheit der Untersuchungsmethoden die Auffindung der krankheitserregenden Mikroorganismen noch nicht gestattete. Allein die Entdeckung, daß der Schimmel des Mais dessen vergiftende Substanz enthält, bleibt Lombrosos unsterbliches Verdienst, erst auf solcher Grundlage konnten später verdienstvolle Forscher, wie: De Giaxa, Paltauf, Neusser und andere die Ätiologie der Pellagra aufbauen. Im Maisschimmel entdeckten endlich Gosio, Di Pietro und Ceni in den Sporen von Aspergillus fumigatus und Aspergillus flavescens die wahren Krankheitserreger, mittelst welcher sie auch in Tieren akute Maisvergiftungen zu erzeugen vermochten. Sämtliche Varianten dieser Untersuchungen führen auf die Verseuchung des Mais durch Aspergillus zurück, welchem diese Frucht günstigen Nährboden zu seiner Entwicklung bietet.

Übereinstimmend gilt demnach vor dem Forum der Wissenschaft der Mais als direkte und indirekte Entstehungsursache der Pellagra, dieser Krankheit des Elends, welche Polenta essende Arme ergreift, Brot essende Arme aber verschont. Das Maisgift infiziert, langsam wirkend, die menschlichen Organismen, ihren anfänglich energischen Widerstand mit stets zunehmender Leichtigkeit bezwingend, während die nachfolgende Generation, infolge ererbter Prädisposition, bei fortgesetzter, hier landesüblicher Maisnahrung, einen Widerstand gegen den Feind kaum mehr aufzubringen vermag und ihm kampflos ausgeliefert ist.

Genaue Beobachtungen haben ergeben, wie sehr gerade Mais der Schimmelbildung ausgesetzt ist. Gelangt er nicht zur vollen Reife, so begünstigt die ihm innewohnende, große Feuchtigkeitsmenge die Schimmelbildung, wird er, selbst ausgereift, in feuchten Lokalen verwahrt, so absorbiert er abermals leicht Feuchtigkeit und ist solchermaßen dem Verderben durch die Invasion von Schimmelpilzen besonders ausgesetzt.

Schließlich droht, bei dem stets zunehmenden Maisimport, dieser empfindlichen Frucht auch bei dem Transport und der Verladung auf Schiff und Bahn die Gefahr des Naßwerdens und Verschimmelns. Italien importiert, infolge seiner Bevölkerungszunahme, heute schon enorme Quantitäten von Mais, und im Trentino wird fast der ganze Bedarf aus Ungarn, den Donaustaaten, Rumänien, ja sogar aus dem fernen Amerika eingeführt.

Die Kultur des Mais wurde im Trentino fast allerorts durch jene der Rebe ersetzt und, mit Ausnahme weniger Niederungen an der Etsch, nur auf Höhen beschränkt, in denen er überhaupt niemals zur Reife gelangt. Demnach wird unsere arme Bevölkerung von jeglicher Seite her bedroht: sei es durch den Import von leicht schimmelndem Mais, sei es durch den Genuß der selbstgebauten, durch Unreife zur Schimmelbildung neigenden Frucht.

Angesichts dieser wissenschaftlichen Ergebnisse erschiene wohl dem in die Landesverhältnisse nicht Eingeweihten die Ausrottung des tiefsitzenden Übels an seiner Wurzel — der Maisnahrung — nicht nur als geboten, sondern auch als durch-

führbar. Wäre 1776 das einsichtige Edikt der Republik Venedig befolgt worden, stünden wir sicherlich heute nicht vor so traurigen Tatsachen. Allein das Ausmerzen hundertjähriger Volksgewohnheiten, der Ersatz einer allgemeinen Volksnahrung durch eine fremde, ungewohnte, hat sich stets als ungemein schwierig, ja fast undurchführbar erwiesen. Polenta bietet zudem als Nahrungsmittel manche Vorteile, und ihre Verwendung als solches hat darum immer mehr an Verbreitung gewonnen. In einer halben Stunde mit wenig Feuerungsmaterial bereitet, genießen sie unsere frugal lebenden Bauern mit was immer für einer Zutat, häufig nur mit ein wenig Salz und Käse; sie verschafft aber dennoch durch ihr Volumen ihrem erweiterten Magen das Gefühl der Sättigung, welches ihnen Bedingung des Wohlbefindens ist. Überdies in Mehlform leicht selbst auf die Gipfel der Berge zu tragen, wo unsere Bauern Gras mähen oder Holz fällen, um es zu Tal zu führen, bildet Polenta nicht nur das wohlfeilste, sondern auch das denkbar bequemste Nahrungsmittel.

Der unwissende Bauer sträubt sich daran zu glauben, daß eine Nahrung, bei welcher seine Eltern hohes Alter erreichten, bei der er selbst aufgewachsen ist, schadenbringend sein könne und mit Theorien, wissenschaftlichen Beweisen ist ihm nicht beizukommen.

So erklärt es sich, daß die Bekämpfung der Pellagra sich bis auf unsere Tage zumeist auf die Pflege der Kranken beschränken mußte. Kaiser Josef II. begründete bereits 1784, auf Ansuchen des großen Rates des Herzogtums Mailand, zur Eindämmung der Pellagraendemie ein eigenes Spital für Pellagrakranke in Legnano. Sein Leiter wurde Gaetano Strambio, den wir den Vater der italienischen Pellagrologen nennen dürfen. Das Hospiz hatte leider kein langes Leben; schon 1788 wurde es geschlossen und die Kranken in Mailand im Ospedale maggiore untergebracht. In diesem Versuche, die Pellagrakranken in einem besonderen Hospiz zu pflegen, haben wir die erste offizielle Vorkehrung zur Bekämpfung der Pellagra und den Vorläufer der künftigen Pellagrosarien.

Die Gründe, welche in ihrer Wechselwirkung eine erfolgreiche Aktion gegen die Pellagra verhindern mußten, sind verschiedener Natur, und nur ihrem Zusammenwirken war es möglich, die Konstatierung einer so schweren Endemie, wie jene des Trentino, durch lange Zeit hintanzuhalten. Wir teilen übrigens die Verantwortlichkeit für begangene Unterlassungssünden mit Italien, wo die Pellagraendemie räumlich weit ausgedehnter, wenngleich nicht intensiver ist als hierzulande und wo trotzdem nur wenige Jahre vor uns eine systematische Bekämpfung der Krankheit begann.

Vor allem war das Wesen der Krankheit nicht ergründet. Die Unkenntnis ihrer Ätiologie nicht minder als der gänzliche Mangel an Übereinstimmung zwischen den verschiedenen aufgestellten Theorien und Hypothesen mußte jedes zielbewußte Vorgehen vereiteln und einen Erfolg der einzeln ergriffenen Maßregeln von allem Anfange an ausschließen. Subventionen an die Armen (ohne ihnen die Maisnahrung zu entziehen), Teuerungsbeiträge 2c. beweisen löbliche Absichten, waren jedoch nur

ein Tappen im Dunkeln und konnten dem wahren Feinde nicht beikommen. Wurde doch selbst die Macht dieses Feindes lange Zeit unterschätzt. Einerseits vermochten überhaupt nur wenige Ärzte die Diagnose einer Krankheit aufzustellen, zu deren Studium ihnen auf deutschen Kliniken keine Gelegenheit geboten war, so daß die Symptome der Pellagra häufig von ihnen mit ähnlichen anderer Krankheiten verwechselt wurden. Anderseits bestand die ungeheure Schwierigkeit einer auch nur annähernd richtigen Zählung der Pellagrakranken behufs Konstatierung der Ausdehnung der Endemie. Wie wäre auch die Statistik einer Krankheit durchzuführen, die man nicht mit Sicherheit zu erkennen vermag? Zudem wird von den Kranken erst im zweiten Stadium der Pellagrainfektion, niemals aber im ersten, der Arzt zu Rate gezogen, welchem es meist nicht vor dem dritten Stadium gelingt, die Diagnose auf Pellagra zu stellen — vorausgesetzt, daß auch hier nicht eine Verwechslung mit andern Krankheitsformen unterläuft.

Unser Bauernstand erblickt leider immer noch in dieser Erkrankung eine Art von Schande für sich und die Seinen, weil durch sie gewissermaßen der hereditäre Makel psychischer Störungen der Familie aufgedrückt wird. Gelangt der Bauer einmal zur Erkenntnis, daß Pellagra seine Krankheit ist, so versucht er sofort mit allen Mitteln, den Verdacht von sich abzulenken, verbirgt, so gut er kann, deren äußere Symptome und ergibt sich in stummer Melancholie in sein trauriges Geschick, welches er nicht abwenden zu können vermeint.

Noch verdient in Betracht gezogen zu werden, daß die nicht ansteckende Krankheit einen einzigen Stand ergreift, dessen Berührungspunkte mit den oberen Ständen notwendigerweise geringe sind. So waren eben bei Pellagra nicht, wie bei andern Krankheiten, durch die Gefährdung der gesamten Gesellschaft allgemeine Maßnahmen zu ihrem Schutze geboten, was den Eifer für ihre Erforschung und Bekämpfung erheblich abschwächen mußte.

Bei solchem Stande der Dinge wurde die Aufmerksamkeit unserer Regierung auf das Bestehen einer Endemie gelenkt, deren Umfang und Bedeutung sie weder kannte, noch zu kennen in der Lage war; doch wurde im Jahre 1888 eine Enquete über Pellagra in der Form einer Zählung der Pellagrafälle in Gradiska und im Trentino angeordnet. Für Gradiska wurde auch ein Gesetz geschaffen, welches Staatssubventionen für Assanierungen, Beschaffung von gesunden Nahrungsmitteln und Errichtung von Trockenöfen für Mais gewährte.

Die Zentralregierung war demnach von der besten Absicht erfüllt, geeignete Vorkehrungen zu treffen, doch scheiterte die Ausführung der projektierten Maßnahmen an der allgemeinen Unterschätzung der Gefahr, an der totalen Interesselosigkeit, mit welcher Ärzte und andere kompetente Faktoren dieser hochwichtigen Angelegenheit gegenüberstanden. Die Zählung der Pellagrakranken wurde in oberflächlichster Weise vorgenommen und ebenso fortgesetzt, so daß leider die Pellagra in Wirklichkeit stets zunahm, während sie in der Bezifferung abnahm! Diese scheinbar paradoxe Wahrnehmung entspricht nur zu sehr den Tatsachen.

Inzwischen war in dem angrenzenden Italien die Pellagraplage so akut geworden, daß Ärzte und Verwaltungsbeamte sich mit ihrer Abwehr befassen mußten. Der aus Italien zu uns herüberdringende Alarmruf bekräftigte meine persönliche Überzeugung, daß die Sachlage im Trentino kaum eine weniger traurige sei und eiferte mich zum Studium des Problems an; 1896 publizierte ich meine erste Arbeit über Pellagra im Bezirke von Rovereto. Durch diese angeregt, richtete der Abgeordnete Baron Malfatti eine Interpellation an den Reichsrat, die wohlwollende Aufnahme fand. Konnte sich die Regierung bisher nicht in der Lage befinden, energische Mittel zur Abhilfe zu ergreifen, so legte sie den Weg, auf welchem unserem armen Lande endliche Erlösung kommen soll, von jetzt an um so rascher zurück.

Bereits im Jahre 1898 entstand in Rovereto, dem Zentralpunkte der meistverseuchten Gemeinden, das erste, sehr bescheidene Pellagrosarium. Vor zwei Jahren konnte auf meine Initiative das erste Projekt eines Gesetzentwurfes zur Bekämpfung der Pellagra von einem vom k. k. Landessanitätsrate eingesetzten Komitee durchberaten werden. Der modifizierte und verbesserte Entwurf wurde von der Regierung dem Landtage vorgelegt und in diesem zum Gesetz erhoben — einem Gesetze, dessen Weitblick und breite ökonomische Grundlage auch von den Pellagrologen Italiens anerkennend hervorgehoben werden.

Heute ist der große, durchaus zweckentsprechende Neubau eines Pellagrosariums in Rovereto vollendet und von den Kranken bezogen, die Aktion zur Bekämpfung der Pellagra allerorts im Gange.

Das allseits erwachte Interesse an der Ausrottung der Krankheit gestattet auch der heutigen Statistik, einer richtigen Bezifferung der Kranken weit näher zu kommen: während zur Zeit der ersten Enquete, im Jahre 1888, im Bezirke von Rovereto kaum 115 Kranke aufgezählt werden konnten, dürfen wir diese schon jetzt auf 4043 schätzen.

Einem späteren Artikel sei es vorbehalten, auf die Mittel zur Bekämpfung der Pellagra hinzuweisen, die bisher erzielten Erfolge namhaft zu machen. Heute möchte ich mit dem Hinweis auf die Wirksamkeit des Sanitätsdepartements im Ministerium des Innern sowie des gegenwärtigen Landessanitätschefs schließen, welche weitblickend die Lage erfaßten und der Bekämpfung unserer Landesgeißel ihre Einsicht widmeten. Nur wer die exzeptionellen Schwierigkeiten kennt, unter welchen unser Landtag arbeitet, kann auch der Überwindung derselben durch unsere beiden letzten Statthalter gerecht werden. War es dem Grafen Merveldt vergönnt, den Grundstein des Werkes zu legen, so blieb dem jetzigen Statthalter, Baron Schwartzenau, die Krönung des Gebäudes vorbehalten. Graf Merveldt soll bei seinem Abgange aus Tirol geäußert haben: „Was wird man von mir sagen? Wohl, daß Graf Merveldt geht, die Pellagra aber bleibt!" — Die Pellagra wird jedoch nicht bleiben. In ihrem vollen Umfange erkannt, in ihrem Wesen ergründet, durch weise Gesetze und eifriges Zusammenwirken aller Berufenen Schritt für Schritt hartnäckig bekämpft, wird auf den späten Enkeln unserer unglücklichen Generation ihr Jahrhunderte alter Fluch nicht mehr lasten.

Senza speranza.

Novelle von Anton Ohorn.

(Fortsetzung und Schluß.)

Still war es in den Straßen geworden und einsam, nur ihn trieb das Wogen seiner Gefühle noch rastlos umher, ehe er in die rauhe Wirklichkeit wieder untertauchte und durch das finstere Tor, vorüber an dem in seinem Mantel gehüllten Posten, in die Kaserne schritt. Auch hier alles still . ., in dem Korridor brannte müde eine Lampe mit trübem Scheine; hart bei ihr lehnte er sich an die Wand, zog die beiden Rosen hervor, betrachtete sie bei dem matten Schimmer mit einem seligen Lächeln und küßte sie abwechselnd, bald die weiße, bald die rote, schloß die Augen und meinte, es seien die weichen, duftigen Lippen der heimlich Geliebten.

Dann trug er seinen Schatz in das Mannschaftszimmer. Wie war der Raum so entsetzlich öde, wie brandete von diesen nackten Wänden, aus dieser dumpfen Luft, aus den schnarchenden Lauten der Schläfer die Woge der kalten, trostlosen Welt an ihn heran, aber heute empfand er es kaum. Er war ein anderer geworden, ein gefeierter Mann, ein reicher Mann, ein glücklicher Mann, der morgen schon dieses Zimmer verließ mit den Abzeichen des Kadetten, mit der Anwartschaft, vielleicht zum Offizier befördert zu werden, und vor allem mit diesen beiden Rosen, die er nun sorgsam in der Tiefe seines Schrankes barg.

Demselben entnahm er ein Büchlein; es waren Byrons „Hebräische Melodien". Er hätte nicht schlafen können, ohne nicht einige Verse seines großen Lieblings gelesen zu haben. Geräuschlos schlich er noch einmal nach dem Korridor unter die elende Lampe, und wie er das erste der Lieder las, da trieb es ihn auch, die Übersetzung daneben zu schreiben:

Sie prangt in Schönheit, wie die Nacht,
In ätherklarem Sternenlicht;
Des Schattens und des Lichtes Pracht
Eint sich auf ihrem Angesicht,
Aus dem der milde Schimmer lacht;
Sie hat des Tages Helle nicht.

Ein Schimmer fort, ein Schatten mehr,
Verschwunden würd' die Anmut sein,
Die aus den Locken duftig, schwer,
Die Stirne krönt mit mildem Schein,
Wo all' ihr Denken, lieb und hehr,
Die Heimstatt hat, so traut und rein.

Und auf der Stirn, dem Wangenpaar
Erzählt von reinem Sinn und Mut
In sanftem Reize, sonnig klar
Des Lächelns Schmuck, der Farbe Glut
Von ihrem Herzen wunderbar,
Wo Unschuld neben Liebe ruht.

Von jener Zeit ab wurde Hilscher ein anderer. In seine ernste Seele war ein Sonnenstrahl gefallen, und unter seinem Lichte blühte es wie im jungen Lenze. Freudigkeit und Hoffen erfüllte ihn, und ab und zu überkam ihn eine traumhafte Seligkeit, wie die Ahnung eines großen, unbestimmten Glückes. Wenn er Marie Olmer auf der Straße sah, durfte er sie grüßen und sich ihres freundlich-milden Gegengrußes freuen, und auch dieser machte ihn froh. In seinem Herzen sang und tönte es wie von schwingenden Seiten, und in sonnigen Liebesliedern klang sein Empfinden aus, die er wie ein Heiligtum hütete, vielleicht in der stillen Hoffnung, sie einst der heimlich und heiß Geliebten zu Füßen legen zu können.

Dann kam der Frühling und goß seinen Blütenschimmer durch das Land und füllte mit seinem Zauber die Brust des jungen Dichters wie niemals zuvor. Herrlicher und leuchtender schienen ihm die Häupter der Alpen, grüner und lachender der Wald, wärmer der Sonnenglanz und blühender jedes Tal. Und wie glücklich war er, wenn er auf einsamen Wegen in all die Herrlichkeiten hineinwandern konnte, allein und doch auch nicht allein, denn die Muse war sein Geleit, und sie schritt unsichtbar und dennoch fühlbar neben ihm unter dem Bilde Mariens.

An einem prächtigen Nachmittage war er, als die Sonne langsam zu sinken begann, in ein vor der Stadt liegendes anmutiges Waldtal gekommen. Der ganze Gottesfrieden der Schöpfung atmete um ihn her, der Duft des Lenzes schwellte ihm die Brust, die Vögel sangen, und der Himmel lag wie eine blaue Glocke über der grünen Erde.

Hier wußte er zwischen Feld und Wald ein freundlich verstecktes Plätzchen mit einer alten Steinbank, auf der er schon manchmal gesessen, geträumt und gedichtet hatte und wo er niemals vom Lärm des Tages gestört worden war. Seine Seele war voll von ungesungenen Liedern, und es drängte ihn, dort zu rasten, Einkehr bei sich selbst zu halten und niederzuschreiben, was ihn erfüllte.

Wie er durch die junggrünen Büsche herankam, schimmerte ihm von der Bank etwas Helles entgegen, wie ein Frauengewand. Es durchrieselte ihn wie ein ahnungsvoller Schauer, als sollte etwas Wunderbares geschehen in dieser Minute und geräuschlos näherte er sich. Da regte sich das Bild und hob das Haupt, und nun gab es für ihn keinen Zweifel mehr: es war Marie Olmer, die in einem kleinen Buche gelesen hatte und nun überrascht ihm entgegensah.

Hilscher fühlte das laute Pochen seines Herzens, ihm war selig und bange zugleich, aber der Gott, der diese Minute ihm geschenkt, würde ihm — so hoffte er — auch den Mut geben, sie auszunützen. So trat er an die Bank heran, grüßte und blieb vor der lieblichen Erscheinung stehen, ohne zu merken, daß ein Zug von Verlegenheit und leisem Unmut, gleich einem Schatten, über das schöne Antlitz huschte.

Seine Stimme bebte, als er sagte:

„Verzeihen Sie mir, gnädiges Fräulein, wenn ich es wage, Sie anzusprechen. Ich möchte Ihnen heute erst meinen Dank sagen, den ich nach der Aufführung

meines Stückes nicht aussprechen konnte, für Ihre freundlichen Worte und für die beiden Rosen, die ich hüte wie ein Heiligtum. Sie wissen ja nicht, wie viel Sie an jenem Abend mir gegeben, wie Sie mich unendlich reich gemacht haben. . ."

„Ich habe mich an Ihrem schönen Werke erfreut und wünsche von Herzen Ihrem reichen Talente die besten Erfolge," erwiderte das Mädchen, ohne sich zu erheben, mit ruhiger Freundlichkeit. Er aber sah die herrlichen Augen voll auf sich gerichtet, schaute das in dieser Minute lieblich gerötete Gesicht, umwoben von dem Glanze der jungen Frühlingspracht rings umher, und es überkam ihn wie ein seliger Rausch. In seiner Brust war ein Wogen und Drängen der Empfindungen, er fühlte, wie alles Blut ihm nach dem Herzen strömte, wie dann mit einem Male die ganze Welt um ihn her zu versinken schien und nichts übrig blieb als das süße, liebe Bild . . und dann kam es von seinen Lippen, wie ein hohes Lied der Liebe, in stürmischen Dithyramben.

„O Dank, Dank . . und lassen Sie mich es aussprechen in dieser geweihten, lenzumflossenen Waldstille, was mir das arme Herz zersprengen will. Ein einsamer Wanderer bin ich gewesen seit meinen Kindestagen und habe mit sehnenden Augen emporgeschaut nach den lichten Höhen, auf denen die Glücklichen wohnen, und wo die Götterbilder stehen mit weißen, süßen, wunderbaren Menschengesichtern und Seligkeit geben. Und zu einem solchen Bilde habe ich aufgeschaut, und in bangen Sehnsuchtsnächten habe ich gehofft, ihm nahen zu dürfen, damit mein Herzblut vor ihm ausströme. Und ich habe es erreicht . . . Sie sind das Bild, und ich habe Ihre Hand in der meinen gefühlt und habe die Rosen, die an Ihrem Herzen gelegen, auf dem meinen getragen, und ich bin seit jener Stunde ein glücklicher Mensch geworden. Eine neue Welt ist mir erstanden, fern von der lärmenden, kalten, großen Welt, die mich nicht versteht; eine Welt, die ich in mir selber trage, in der Sie allein leben, herrschen, Segen spenden, und in der ich anbetungsvoll vor Ihnen knie und mit heißen Lippen zu Ihnen emporstammle: „Ich hab' dich lieb — unaussprechlich lieb . ."

Von heißer Glut übergossen war das Mädchen aufgesprungen; ein leises Zittern der Erregung rann durch ihren Leib, die Hände streckte sie wie abwehrend aus, ihre Blicke irrten beinahe wie Schutz suchend in die grüne Waldesdämmerung hinein, und die Lippen vermochten nur zu stammeln:

„Aber, um Gottes willen — Herr Hilscher . ."

Doch er hörte nicht, ihn überwältigte die Macht der Stunde; so kam sie nicht wieder, daß er so neben ihr stehen, sein brennendes Auge in ihr geliebtes Angesicht drängen und sein Herz ausfluten lassen konnte. Und wieder brach es von seinen Lippen:

„O stoßen Sie mich nicht weg — zürnen Sie mir nicht — was begehre ich denn? Ich verlange ja nicht, daß die Göttin niedersteigt von ihrem Throne, um ein armes, vereinsamtes Menschenkind an ihr Herz zu nehmen, nicht, daß sie den seligsüßen Weihekuß auf seine Lippen drücken soll; sie soll nur die in Bangen und

Seligkeit zitternde Seele schauen, nur wissen, daß es ein Herz gibt, das zu ihr betet und, wenn es sein muß, für sie untergehen will, das aber einmal wenigstens im Leben die ganze unfaßbare Wonne empfinden möchte, von ihren Lippen das Wort zu hören: „Ich hab' dich lieb ..."

„Lassen Sie mich gehen — Herr Hilscher — ich muß fort ...", stammelte der erbleichende Mädchenmund, er aber war wie in einem Taumel; er sank vor ihr auf das Knie, preßte seinen glühenden Mund auf ihr Gewand und rief:

„O laß mich nur den Saum deines Kleides küssen und sage mir, daß du mir, du Himmelsangesicht, nicht zürnst; kann ich denn dafür, wenn mein Empfinden mir die Brust zersprengen will, so daß es ausströmen muß in Liedern, die nur dein und einzig dein sind, und daß es mich niederzwingt zu deinen Füßen ..."

Und wiederum drückte er sein heißes Antlitz in die Falten ihres Gewandes und hielt sie daran fest, als sie sich entfernen wollte, da hörte er unmittelbar hinter sich eine barsche Stimme:

„Kadett Hilscher, was heißt das?"

Wenn der Himmel plötzlich in Trümmer bricht, wenn die Posaune des Gerichts erklingt, kann es den armen Menschenkindern nicht fürchterlicher zu Mute sein, als es in diesem Augenblicke Hilscher war. Er taumelte wie ein Trunkener empor und versuchte eine stramme militärische Haltung einzunehmen, hart vor ihm aber stand mit zornig gerötetem Gesicht und sprühenden Augen der Oberleutnant Wendler.

Marie war fassungslos, einer Ohnmacht nahe, auf die Bank zurückgesunken, und durch die Stille des Waldes klang es scharf und schneidend:

„Das sind ja empörende Frechheiten. Daß Sie es mit den militärischen Vorschriften nicht genau nehmen, weiß ich, und dafür werden Sie sich verantworten, daß Sie aber schutzlose Damen insultieren . . ."

„Herr Oberleutnant ...", bebte es von den Lippen Hilschers, aus denen jeder Blutstropfen gewichen schien, aber der Offizier herrschte ihn an:

„Ruhig! — Sie haben keinen Laut zu sagen! Meinen Sie, weil Sie für einen Versemacher und Dichter angesehen werden, und weil der und jener Ihrer Eitelkeit schmeichelt, Sie wären über den Rock, den Sie tragen, herausgewachsen? Man wird Ihrem Dünkel wohl noch beikommen können. Für jeden Fall aber verbiete ich Ihnen strengstens, Ihre Unverschämtheiten auf meine B r a u t zu erstrecken — haben Sie verstanden?"

Das eine Wort fiel wie ein Keulenschlag auf Hirn und Herz des Unseligen, so daß er eine Sekunde taumelte, wie ein Schwertrunkener, dann aber stand er leichenblaß vor dem andern und sagte tonlos: „Zu Befehl!"

„Abtreten!"

Wie ein Automat ging er, ohne einen Blick auf das bleiche, zusammengesunkene Mädchen zu wenden, das die Hände auf der Brust zusammenpreßte, hinein in das Waldesdickicht, dann schwankte er wie einer, der sich nicht auf den Füßen halten

kann, aber hier, so nahe bei den Beiden, wollte und durfte er nicht zusammenbrechen. Er schleppte sich weiter wie das weidwunde Wild bis an eine versteckte Stelle, wo das Unterholz mit seinem lachenden Lenzgrün über ihm zusammenschlug und aus den Buchenzweigen das letzte Abendgold schimmerte. Wie war die ganze sonnige Frühlingswelt um ihn her so tottraurig geworden, wie klagend klang das Lied des einsamen Vogels zu seinen Häupten, wie schwermütig-bang und stille zogen die kleinen, weißen Wolken am Himmel — es konnte ja kein Glück mehr geben.

Er warf sich in das Moos, verhüllte sein Gesicht und weinte bitterlich. Eine Welt war ihm mit einem einzigen Worte in Scherben geschlagen, und er wußte, daß er sie nicht wieder aufbauen könne; ein Stern war von seinem Himmel gefallen, der einzige, der ihn erhellt hatte, ein Ton war verklungen in seiner Seele, der niemals wieder tönen konnte. O, wie das schmerzte in seiner Brust und in seinem Hirn; er hatte die Empfindung, als sei in dieser Stunde ihm ein Quell versiegt, der goldig und warm durch sein Inneres geflutet, als sei ein Heiligenbild herabgezogen worden in den Staub der Straße durch eine dämonische Hand, die er haßte, wie nichts auf der weiten Welt.

Allmählich dunkelten die Abendschatten herein; durch den Frühlingswald ging ein Schweigen, der Vogel war verstummt, nur fern verhallend klang eines Spechtes Pochen, und dem einsamen Manne wollte es dünken, als werde ein Totenschrein irgendwo in der Natur zugenagelt, in dem sein Glück eingesargt war. Er erhob sich mühsam, und langsam, wie ein Kranker, suchte er seinen Weg.

Der Frühlingsabend war voll Duft und Glanz; die Blüten leuchteten durch die Dämmerung, und selbst der ärmste Dornstrauch stand im Schmuck — er sah und fühlte es nicht mehr; sein Frühling war tot.

Er wußte nicht, wie er in sein einsames Zimmer kam; ihn fröstelte, und auf einem Stuhle am Fenster sank er nieder. Da saß er lange, ohne sich zu regen und starrte hinaus in die Nacht, endlich erhob er sich langsam und zündete ein Talglicht an, das einen ärmlichen Schimmer durch den Raum warf. Dann öffnete er eine Schublade und nahm ein Päckchen Papier heraus. Lange haftete sein Blick wehmütig darauf, denn was hier in seinen Händen zitterte, war sein höchster Besitz, war Blut von seinem Herzblut, Geist von seinem Geiste; es waren all die Lieder, die er gesungen in den Weihestunden seiner Seele, mit denen er ihr Bild umrahmt hatte wie mit einem blühenden Kranze. Das Bild lag in Trümmern, was sollte der Kranz! Schmerzlich zuckte es um seine Lippen, als er das erste Blatt nahm und es in das Licht hielt, als die Flamme lustig daran hinaufloderte, und als er das verglimmende Restchen in den Ofen warf. Er legte ein zweites und drittes darüber, und die Funken zuckten wieder auf, und wie kleine goldene Schlangen fraß die Glut daran weiter. Es war ein langsames, quälendes Opferfest der Vernichtung . . . in jener Frühlingsnacht hat ein trostloses, armes Dichterherz einen Raub an sich, an Mit- und Nachwelt begangen. Endlich verloderte das letzte Blatt,

und in Hilschers Hand lag nur noch ein Manuskript seines Trauerspiels, und dazwischen waren hineingelegt zwei welke Rosen.

Und als er diese sah, überkam ihn eine unsägliche Rührung; er nahm sie vorsichtig heraus zwischen den Blättern, und während seine Augen überströmten, drückte er seine brennenden Lippen an die vergilbten Blumen, trug sie sorgfältig wieder nach dem Schubfach und barg sie in Byrons „Hebräischen Melodien", da wo er eben übersetzt hatte:

Du Stamm mit irrem Fuß und müder Brust,
Wann wirst Du eingehn in der Ruhe Lust?
Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Schluft,
Der Mensch die Heimat — Juda nur die Gruft . . .

„Hilscher nur die Gruft!" stammelte er, und mit einer wilden Bewegung schleuderte er auch sein Trauerspiel in die noch schwelende Glut, und wie es aufloderte, ging ein roter Schimmer durch das Gemach und flatterte an den Wänden wie eine irre, gejagte arme Seele. Der Dichter aber fühlte in derselben Minute einen heißen, stechenden Schmerz in der Brust und sank ohnmächtig zusammen.

* * *

Es waren einige Jahre vergangen. Emanuel Hilscher hatte keine Freude mehr am Dasein; sein Leib war müde und trug einen schlimmen Krankheitskeim, und sein Geist war trübe.

Selbst des Ärmsten schöne Freundin, die Hoffnung, schritt nicht neben ihm her — worauf sollte er auch hoffen — und vergebens suchte die Muse heilend ihre Hand auf das Herz ihres Lieblings zu legen. Mißmut und Verstimmung verbitterten ihm die Tage, Mangel an Anerkennung lähmten ihm die Schaffensfreudigkeit und das Selbstvertrauen, und nur an Byrons Werke klammerte sich noch seine Seele, und der große englische Dichter blieb sein liebster Freund und Gefährte.

Er war nach dem sonnigen, schönen Süden gekommen, zuerst mit seinem Regimente nach Bologna, später nach Mailand, aber die Sonne Italiens konnte ihm das tote Herz nicht mehr erwärmen und lebendig machen. Durch die Herrlichkeit einer wunderbaren Vegetation ging er wie ein Träumer, und wenn ein Ton aus seiner Harfe klang, so war er nicht weich und süß, sondern herb und bitter.

Einer von den wenigen, die ihn verstanden, und die voll tiefen Mitgefühls ihm das einsame Dasein zu verschönern strebten, war der Hauptmann Wilhelm von Marsano, ein geborener Prager, der bereits an der Hochschule seiner Vaterstadt philosophische Studien getrieben hatte, ehe er in den Tagen der Freiheitskriege als Fähnrich in das 11. Infanterieregiment eintrat, die Feldzüge gegen Frankreich mitmachte und 1821 auch an der Expedition nach Neapel teilnahm. Er hatte bereits sein Drama „Aurelia" veröffentlicht und seine Dichtung „Laura und Zaimor", als er Hilscher kennen lernte, neidlos sein Talent schätzte und sein Freund wurde.

Auf Marsanos Veranlassung war Hilscher als Fournier zum General-Quartiermeisterstabe nach Mailand gekommen, wo er keinen anstrengenden Dienst und ein gewisses Ansehen hatte; das ersehnte Offizierspatent vermochte ihm freilich der treue und wackere Freund nicht zu schaffen.

Marsano suchte den Menschenscheuen oft auf; er saß mit dem einfachen Fourier zusammen, Stunden lang, lud ihn nach seiner Wohnung, las ihm seine eigenen Dichtungen vor, und suchte allgemach das verglimmte Feuer in der Brust des Verdüsterten wieder anzufachen. Die Bemühungen taten Hilscher wohl, und bald hatte er kein Geheimnis vor Marsano, und dieser wußte auch um die unselige Leidenschaft, die dem Armen das Herz zerrüttet hatte. Aber hier war schwer zu trösten, doppelt schwer, weil Oberleutnant Wendler sich ebenfalls in Mailand befand und Hilscher manchmal Gelegenheit hatte, sein Weib zu sehen.

Als er zum ersten Male ihr begegnet war, hatte ihn ein Zittern überfallen, aber ehrerbietig hatte er gegrüßt, und mit einer trüben Freundlichkeit — so schien es ihm — hatte sie seinen Gruß erwidert. Dann hatte er sie wieder gesehen, und sie schien ihm bleich und traurig — so sah das Glück nicht aus, und er hatte die Empfindung, als sollte sein totes Herz noch einmal aufschreien. Er redete mit Marsano, und von diesem erfuhr er, daß es ein offenes Geheimnis war, daß Marie von ihrem Gatten vernachlässigt wurde, daß dieser ein wüstes und ausschweifendes Leben führte, das bereits sein Avancement ungünstig beeinflußt hatte, und daß er das Vermögen, das sein Weib ihm zugebracht, in tollen Nächten verschwende.

Da erfaßte ihn ein unsägliches Mitleid mit der Armen, und ein heißer, glühender Haß gegen Wendler; das also war aus seinem Madonnenbilde, aus seiner Muse geworden, ein armseliges, elend gemachtes Weib! Die Perle war in den Schmutz getreten, das Götterbild besudelt! Er hätte hingehen und den Mann erwürgen können, der ihm das getan hatte. Und seit er dies wußte, zog es ihn wie mit geheimnisvollen Fäden immer wieder vorüber an dem Hause, in welchem Marie wohnte. Es war eine kleine Villa, beinahe schon vor der Stadt, inmitten einer Baumanlage, und an dem Erkerfenster im Erdgeschoß hatte er hinter den spiegelnden Scheiben manchmal schon das bleiche, traurige Gesicht gesehen, das ihm jedesmal freundlich zunickte, wenn er vorüberkam.

Das war für ihn ein Feiertag, und dann mochte es wohl geschehen, daß er heimging und aus einem Papierumschlag, auf welchem in großen lateinischen Lettern »Senza speranza« geschrieben stand, zwei vergilbte Rosen emporhob und vorsichtig küßte. Und eines Tages schrieb er auf den Umschlag die Verse:

> Du bist mir fern und doch in meiner Nähe,
> Zwar aufgegeben, doch vergessen nicht;
> Wie Wunsch und Hoffnung auch vergehe,
> Erinnrung bleibt ein liebliches Gedicht.

Und es war ihm selber, als hätten diese Verse etwas in ihm erschlossen. Wie aus weiter Ferne her zitterte ein Klang durch seine Seele, erst unbestimmt, dann immer klarer und reiner ... und die Lieder, die er einst gesungen in seliger hoffnungsfroher Zeit, schienen wieder zu erwachen, wie Schläfer, die sich lange nicht geregt, und mit eigener Verwunderung lauschte er auf die Stimmen in seinem Innern, aber er mochte nicht festhalten, was sie ihm sagten — wozu auch? Das war vorbei und mußte vorbei sein, und elend und arm waren sie doch nun einmal alle Beide, er und das süße, bleiche, traurige Weib in der kleinen Villa draußen.

An einem Herbstabend saß er trübe in seinem Zimmer. Da kam Marsano im Zivilanzuge und sagte mit seiner gewohnten Herzlichkeit:

„Ich will Sie abholen, Hilscher; die Einsamkeit ist nichts für Sie, Sie müssen einmal unter Menschen. Das ist gut für jeden, und der Dichter besonders braucht es, wenn er nicht die Fühlung mit allem verlieren will. Die Welt, in der wir leben, gibt uns nun einmal auch den Stoff, den wir verarbeiten. Bei Rufini ist heute eine große öffentliche Festlichkeit mit Theater, Ball und sonstigen Vergnügungen — lassen Sie uns einmal untertauchen in dem Strome; auch in den Spielsaal will ich Sie führen, damit sie ein Bild menschlicher Leidenschaften schauen ... Der Dichter kann nie genug Erfahrungen sammeln. Kommen Sie und legen Sie die Uniform ab, damit wir uns zwangloser bewegen!“

Hilscher ließ sich überreden und bald ging er neben Marsano in den weichen, trüben Herbstabend hinein. Aber ihn ließ das Treiben bei Rufini gleichgültig. Er starrte von der Galerie auf die bewegten bunten Bilder unter sich, ein trüber Träumer, und auch das lustige Spiel auf der Bühne vermochte ihm kein Lächeln zu entlocken.

Mit inniger Teilnahme blickte Marsano auf den trüben Freund, und umsonst versuchte er, mit scherzenden Worten ihn zu erheitern. Er merkte, daß er hier kein Behagen fand und führte ihn fort. Er brachte ihn nach einem vornehmen Weinhause, setzte sich mit ihm in eine stille Ecke, die einen guten Überblick gewährte über den hellerleuchteten und von heiteren Menschen erfüllten Raum, und hier, als der treffliche Trank in den Gläsern funkelte, wurde Hilscher gesprächiger.

Die Stunden vergingen und Marsano erhob sich.

„Und nun will ich Ihnen noch andere Bilder zeigen, welche Sie vielleicht noch nicht zu sehen Gelegenheit hatten. Wissen Sie, wie eine sogenannte Spielhölle aussieht?“

Hilscher verneinte und folgte seinem Führer. In den Gassen herrschte noch die südlich lustige Lebendigkeit und geleitete sie bis an das einsamer liegende Haus, das mit verhängten Fenstern, hinter deren Scheiben matter Lichtglanz schimmerte, beinahe geheimnisvoll dreinschaute.

„Hier finden sich die Lebemänner Mailands zusammen, und mancher ist hier wohl elend geworden — elender wie Sie, Hilscher, denn er wurde es durch seine Schuld. Kommen Sie!“ sagte Marsano, und seinen Begleiter überrann ein seltsamer

Schauer, da er in das reichgeschmückte Vestibül eintrat, wo ein galonnierter Portier sie begrüßte. In den einzelnen Räumen, welche die beiden durchschritten, herrschte Luxus und Raffinement. Übermäßig geputzte und geschminkte schamlose Weiber saßen inmitten feingekleideter Herren, lachend, schäkernd, kosend, und eine schwüle Atmosphäre lagerte schwer um die widerlichen Bilder. Niemand kümmerte sich um Marsano und seinen Begleiter. Aus einem anderen Saale klang schrille, erregende Musik und bacchantisches Johlen, und in frechen Tänzen feierte die Zuchtlosigkeit hier ihre wilden Orgien, daß es Hilscher in tiefster Seele anwiderte. Zuletzt betraten die Beiden einen mäßig großen, hohen Raum mit Spiegeln an den Wänden, die ihn ins Unendliche zu erweitern schienen. Mit grünem Tuch überzogene Tische waren hier aufgestellt, und die Menschen, die um dieselben saßen, hatten erregte Gesichter. Hier herrschte ein beinahe unheimliches Schweigen; nur vereinzelte Rufe erklangen und das Klirren hingeworfenen Goldes. Hilscher faßte ein unbehaglicher Schauer.

Da fiel sein Blick auf ein gerötetes Antlitz, aus dem die Augen mit leuchtender Gier hervortraten; er ergriff Marsanos Arm und machte ihn auf den Mann aufmerksam; dieser aber nickte finster und sagte leise: „Er ist es schon! Hier verbringt er seine Nächte mit liederlichen Weibern und am Spieltisch, und hier verschwendet er seiner Frau Gut, Besitz und Ehre."

Ja, es war Wendler, der in Zivilkleidung an einem der Tische saß und hier die Bank zu halten schien, und mit unwiderstehlicher Gewalt zog es Hilscher in seine Nähe. Sein Herz schlug ihm zum Zerspringen, aber sein Gesicht war totenbleich; er hatte ein Empfinden, als müsse er den Verhaßten von seinem Sitze reißen und mit Füßen treten. Marsano faßte ihn am Arm und so traten beide näher an den Spieltisch heran, an welchem noch einige Offiziere in Zivil saßen. Keiner kümmerte sich um sie, alle Aufmerksamkeit war auf das Spiel gerichtet, bei welchem Wendler auffällig vom Glück begünstigt schien. Er zog die Karten ab, und sobald ein größerer Einsatz stand, schlug er für sich die höchsten Pointen.

Jetzt ließ Marsano den Arm seines Gefährten los, eine seltsame Spannung trat in seine Züge, die mit einmal bleicher wurden, und so stand er hart hinter dem Sitze Wendlers. Es lagen augenblicklich hohe Einsätze, die Spieler schienen den Atem anzuhalten, die Köpfe vorgeneigt, die Augen funkelnd vor Erwartung und Erregung, sahen sie nach dem Bankhalter, der anfangs zu zögern schien, unschlüssig die Karten in der Hand hielt und dann mit einer raschen Bewegung das oberste Blatt abzuziehen schien. Er warf es auf den Tisch — es war ein Aß, aber in demselben Augenblicke legten sich einige Finger schwer auf das Blatt und eine ruhige Stimme sagte:

„Meine Herren, hier wird falsch gespielt!"

Eine Szene voll unbeschreiblicher Erregung folgte; alle sprangen auf und Wendler schleuderte zornig die Karten unter den Tisch und schrie: „Wer wagt das zu behaupten?"

Er hatte sich umgewendet, sah in das Gesicht Marsanos, und mit der früheren Ruhe sprach dieser:

„Ich, Herr Oberleutnant ... und ich mag nicht ansehen und dulden, daß dies an Kameraden geschieht!"

Wendler wollte sich mit geballter Faust gegen ihn stürzen, aber schon standen die anderen dazwischen; auch sie kannten Marsano, der als Mensch wie als Offizier die höchste Achtung genoß, und dieser sagte:

„Schade, daß das Spiel unter den Tisch geworfen wurde, um die eine Karte zu decken, die schon vordem fiel; aber auch jetzt noch werden Sie sich überzeugen können, meine Herren, daß einzelne Karten gezeichnet sind. Bitte!"

Er nahm das auf dem Tische liegende Aß und hielt es hart gegen das Licht. Es zeigte zwei ganz feine Lichtpünktchen.

„Ein alter Kniff und es braucht nur sensible Fingerspitzen, um die unmerklichen Erhöhungen der Nadelstiche zu fühlen."

„Sie werden mir Genugtuung geben!" schrie Wendler, aber Marsano entgegnete mit kalter Ruhe:

„Dazu werde ich nicht in der Lage sein, denn ich meine, Sie sind nicht mehr satisfaktionsfähig!"

Der Oberleutnant knickte totenbleich zusammen; die andern waren von ihm zurückgetreten, so daß er allein stand, und in das peinliche Schweigen klang noch einmal die Stimme Marsanos:

„Gute Nacht, meine Herren!"

Dann ergriff der Hauptmann den Arm Hilschers und zog ihn mit sich hinaus. Dieser war noch immer wie betäubt, als schon der Nachtwind um seine heiße Stirn wehte und um seine schmerzende Brust; er stöhnte nur immer: „Der Elende! — Die Unglückliche, Arme!"

Marsano suchte ihn zu beruhigen und wollte ihn nach seiner Wohnung begleiten, er aber bat, ihn allein zu lassen; er könne noch nicht schlafen gehen in dieser Nacht und müsse sich in der Natur den Frieden suchen.

Der Hauptmann ging nach einem warmen, teilnahmsvollen Händedruck, Hilscher aber rannte durch die stiller gewordenen Straßen der Stadt mit fiebernder Stirn und pochendem Herzen; ihm war, als müsse in dieser Nacht sich etwas Ungeheures ereignen.

Mit beinahe unheimlicher Gewalt zog es ihn hinaus nach der kleinen Villa, in welcher Marie wohnte; das Gefühl, als könne sie heute noch einen Freund brauchen, wollte ihn nicht verlassen. Dunkelheit webte ringsum ihre Schleier, nur aus dem Erkerfenster kam ein Lichtschimmer; dort wachte sie und wartete wohl auf den Gatten. Eine maßlose Sehnsucht, sie zu schauen, ergriff Hilscher und ohne Besinnung überstieg er den eisernen Zaun. Ein alter Baum mit weit ausladenden Ästen und dichtem Laubwerk stand nicht fern von dem Fenster. Er erfaßte im Sprunge einen Ast und zog sich daran empor, dann barg er sich zwischen den

Zweigen und sah mit brennenden Augen in das Gemach. Marie saß am Spinett, die weißen Hände lagen müde im Schoß, und das bleiche Gesicht redete von unsäglicher Traurigkeit, so daß es dem einsam lauschenden Manne das Herz zerschneiden wollte. Unter den Fingern kamen nun leise Töne hervor, einzeln wie fallende Tränen- oder Blutstropfen, und allmählich ward eine Melodie daraus, die klang süß und trüb und todesbang, und endlich sang das Frauenbild da drüben.

Hilscher hatte das Lied schon vordem gehört von denselben Lippen, aber damals klang es anders, wie ein übermütiges, sorgloses Spielen mit einem Leid, das nur geträumt und gedichtet war — heute weinte eine zerrissene, kranke Seele aus Worten und Tönen. »Senza speranza« — o, wie es dem Manne an das Herz griff, wie es darin widerhallte, und wie er den ganzen Jammer nachempfand!

Da klirrte das Gittertor; mit raschen Schritten kam eine Männergestalt über den Kiesweg, der Schlüssel kreischte in der Haustür . . . und in dem Gemache brach das Lied ab. Die Frau sank müde in ihrem Sitze zurück und legte die Hände über die Augen, Hilscher aber krampfte in heftigster Erregung seine Finger fester um den Ast und lauschte angespannt mit allen Sinnen, was sich dort drüben begeben würde.

Er sah, wie Wendler eintrat und Hut und Reitgerte auf den Tisch warf. Dann trat er an seine Frau heran und faßte sie an den Schultern, indes er zu ihr redete. Sie erhob sich und stand ihm, die Hände auf die Lehne des Stuhles gestützt, gegenüber. Sein Gesicht glühte, die Augen brannten darin, das seines Weibes war marmorblaß.

Was dort gesprochen wurde, konnte der Lauscher nicht vernehmen, aber Gutes und Freundliches war es nicht.

„Nimm alles, was du hast an Geld und Juwelen, packe es schnell, wir müssen noch fort in dieser Nacht!" sagte der Mann erregt.

„Weshalb? Wohin?"

„Frage nicht. Du sollst alles erfahren, aber nun ist keine Zeit!"

„Und wenn ich nicht will?"

„Was heißt das? — Das Weib gehört zu dem Manne und muß sein Geschick teilen."

„Wenn es ehrenvoll ist. Das scheint mir nicht der Fall zu sein . . ."

„Reize mich nicht und sträube dich nicht — komm!"

„Ich werde nicht kommen!"

Da trat er näher an sie heran und legte seine Hände wieder auf ihre Schultern:

„Gieb mir die Schlüssel zu deinem Schrank!"

Sie machte sich los von ihm und antwortete fest:

„Nein! Hier ist etwas, was das Licht scheut — daran werde und will ich keinen Teil haben."

Da hob er zornig die Faust gegen sie, und ein lauterer Ruf kam wie Hilfe heischend von den Lippen der Frau. Im nächsten Augenblicke krachte ein dröhnender Schlag gegen das Fensterkreuz; klirrend und splitternd fielen die Scheiben in das Zimmer, und durch die Öffnung, mitten in die Trümmer sprang ein Mann und und stellte sich zwischen die beiden Gatten, die unwillkürlich erschreckt zurückwichen.

Wendler erkannte ihn zuerst:

„Hilscher! Was wollen Sie hier?" herrschte er den Eingedrungenen zornig an.

„Eine Unglückliche schützen gegen einen Wütenden."

„Hinaus — hier ist mein Haus — und für Frechheiten habe ich das da!"

Er riß die Reitpeitsche vom Tische und schwang sie, aber in dieser Minute fühlte Hilscher Riesenkräfte. Hochaufgerichtet, mit flammenden Blicken fiel er dem Offizier in den Arm und entriß ihm die Waffe, die er in der nächsten Sekunde über dessen Haupt erhob.

Da schrie die bleiche Frau entsetzt und angstvoll auf:

„Hilscher!" und der Mann warf die geschwungene Peitsche zu Boden und trat mit dem Fuße darauf.

„Das werden Sie schwer zu büßen haben — das ist ein Angriff auf Ihren Vorgesetzten!"

„Der sind Sie nicht mehr — seit mehr als einer Stunde haben Sie das Recht verloren, des Kaisers Rock zu tragen!"

Wendler wurde leichenfahl, seine Knie schlotterten, er vermochte keinen Laut aus der Kehle hervorzubringen und taumelte hinaus; die Tür schlug hinter ihm zu.

In dem Gemache war es still. Die beiden Menschen selbst schienen den Atem anzuhalten und standen scheu mit gesenkten Blicken einander gegenüber. Da fragte die Frau:

„Um Gottes willen, Hilscher, was bedeutet das?"

Er sah sie mit einem unsäglich traurigen Blicke an, dann sprach er tonlos:

„Morgen müssen Sie es doch erfahren: Ihr Gatte ist als Falschspieler entlarvt worden . . ."

„Darum also wollte er fort in die Nacht, fliehen mit allem . . ."

„O gehen Sie nicht mit ihm!" flehte er.

„In die Schande niemals!" sagte sie, dann aber schlug sie die Hände vor das Gesicht, und ein Schluchzen erschütterte ihren Leib. Hilflos, verzagend stand er daneben, sein Herzblut hätte er gegeben, um sie hinwegzutragen über diesen Jammer, und doch, er konnte nichts, gar nichts tun, als seine Lippen den weißen Fingern nähern und sie in stummer Ehrfurcht küssen.

Da sah die Frau aus tränenüberfluteten Augen ihn an, und in seinem Antlitz mußte etwas geschrieben stehen, das sie überwältigte; sie schlang ihre Arme um seinen Hals und weinte an seiner Brust. Er aber regte sich nicht und wagte nicht einmal, sie mit seiner Hand zu berühren. Was er in seinen kühnsten Träumen er-

sehnt hatte, da war es erfüllt. Er fühlte die Wärme ihrer süßen Glieder, er empfand den Pulsschlag ihres Herzens, er atmete den weichen, milden Duft ihres Haares — und doch lag eine Welt von Leid zwischen ihm und ihr. Er fand auch kein einziges Wort der Tröstung; alles, was er sagen wollte, schien ihm so nichtig und erbärmlich — das beste war, sie weinte sich an seiner Brust still aus, und hatte dabei das Gefühl, daß es die Brust eines Freundes sei.

Nach einigen Minuten richtete sie sich empor.

„Haben Sie Dank, Hilscher, und vergeben Sie meine Schwäche! Und nun gehen Sie — wenn er wiederkehrt, könnte es furchtbar werden."

„Er wird nicht wiederkehren, gnädige Frau . . ."

In demselben Augenblicke erschütterte ein dumpfer Knall das Haus; erbleichend sahen die beiden sich an, sie wußten beide, was in dieser Minute geschehen war . . . .

Wie Hilscher in dieser Nacht nach Hause gekommen, hätte er niemandem sagen können, aber gegen Morgen brach ihm ein Blutstrom aus dem Munde, und als Marsano kam, ihn zu besuchen, fand er ihn im Fieber.

Zwei Tage später im Abenddunkel begrub man an der Friedhofsmauer einen Selbstmörder, und wieder zwei Tage später kam ein junges, schönes, bleiches Weib in Trauer zu Hilscher. Die heißen, hellen Augen glänzten noch mehr, da er sie sah, und seine Blicke hingen voll inniger Verehrung an der lieben Gestalt.

„Ich kann nicht aus Mailand gehen, zu meinem Vater, ohne Sie noch einmal gesehen und gesprochen zu haben", sagte sie.

„O, Sie sind so unendlich gut!" flüsterte er und zog ihre Hand an seine brennenden Lippen, und hielt sie dann fest, ohne daß sie den Versuch machte, sie ihm zu entwinden.

„Regen Sie sich nicht auf, lieber Freund, damit Sie bald wieder genesen . . ."

„Genesen?" Er lächelte unendlich trübe und flüsterte dann: „Senza speranza."

„Sprechen Sie nicht so; Sie sollen erst anfangen zu leben . . . ."

„Wissen Sie auch, was für mich „leben" heißt? — O, nur einmal kam es mir über die heißen Lippen und dann habe ich's begraben . . ."

„Und heute kann ich Ihnen sagen, daß ich den Frühlingsabend bei Laibach niemals vergessen habe . . . O glauben Sie mir, ich bin unendlich elend und unglücklich gewesen, und in meine trübsten Nächte klangen mir Ihre Worte hinein; ich habe Ihrer oft gedacht . . ."

„O dann bin ich glücklich und sterbe gern . . ."

„Nein, nein — nicht sterben — leben, leben!" stammelte sie, und überwältigt von ihrem Empfinden beugte sie sich nieder, umfaßte mit ihren Händen sein Haupt, hob es empor und schmiegte ihre weichen Lippen auf seinen Mund. Er aber schlang die Arme um ihren Nacken und schloß die Augen voll Seligkeit. Dann riß sie sich los, und ohne ein Wort weiter zu sprechen, entfernte sie sich leise. In dem Raume blieb wie ein sonniger Schimmer zurück, und er leuchtete auf dem Angesichte des

kranken, todgeweihten Mannes und in dem überirdischen Verklärungsglanze seiner Augen. Da war ja das Glück doch noch zu ihm gekommen, und alles Leid seines Lebens war vergessen und vergeben. Er nahm ein Blättchen Papier, das auf dem Tischchen vor seinem Bette lag und mit zitternder Hand schrieb er darauf:

Und wenn ich schlafe in der engen Zelle,
Tief unter Blumen, die im Winde wanken,
Wo Efeuschlingen und Zypressen schwanken,
Fern von des Tages freundlich-goldner Helle
Und du einst nahst dem eingesunknen Hügel,
Dann denke mein, doch nicht mit später Klage,
Und nicht mit Reue an die frühern Tage . . .

Das war gegen Ende Oktober des Jahres 1837.

Am 2. November aber — am Allerseelentage — verschied er sanft im 31. Jahre seines Lebens. Auf dem Friedhofe San Giovanni vor der Porta Verialina wurde er begraben; seine Lieder sind verklungen, sein Name ist vergessen. Er ist durch das Dasein gegangen senza speranza. Mir aber ist, als sollte ich dem Dichter, mit dem ich die Heimatsscholle gemeinsam habe, auf seinen Hügel seine eigenen Verse niederlegen:

Ruh' sanft! Und naht vielleicht ein Lebensmüder,
Naht ein Verwaister deinem Staube heut,
So streu' er weinend Blumen auf dich nieder;
Es sei soviel, als ob ich sie gestreut.

Chronik.

Lyrik.

In der Geschichte der deutschen Lyrik in Österreich wird es einmal heißen: das bedeutsamste Ereignis des Literaturjahres 1903 auf 1904 war die Sammlung der „Ausgewählten Gedichte“ Hugos v. Hofmannsthal, die im Spätherbst 1903 im Verlage der „Blätter für die Kunst“ zu Berlin erschien. Und an diese Angabe wird sich die Charakteristik der Jugendlyrik v. Hofmannsthals und ihres Einflusses auf die österreichische Dichterjugend knüpfen.

Wir aber besitzen diese Gedichte nicht erst seit einem Jahre und beobachten ihre Wirkung schon viel längere Zeit. Jedes der hier vereinigten Stücke war schon vorher an weithin sichtbarer Stelle erschienen, manche von ihnen sind zweimal und öfter gedruckt. Man hatte sie im „Pan“, in den „Blättern für die Kunst“, jener allerdings nur für einen begrenzten Kreis von Teilnehmern erscheinenden vornehmen Zeitschrift derer um Stephan George, in der „Insel“, im „Ver sacrum“ und in der „Wiener Rundschau“ gelesen, und da die Gedichte v. Hofmannsthals nicht zu jenen gehören, die man wieder vergißt, einige von ihnen sogar zum Gegenstand öffentlicher Diskussionen gemacht wurden, blieb die Erinnerung an sie frisch und die Sammlung im Buch bot nur den einen Vorteil, daß man jetzt auch äußerlich alles bequem beisammen hatte, was im Kopf und Herzen der Kenner und Liebhaber moderner lyrischer Kunst schon längst sich zusammengefunden hatte.

Ja, die Freunde Hofmannsthalscher Poesie werden sogar manchen Liebling mit aufrichtigem Bedauern in der Sammlung vermißt haben; ich könnte eine ganze Reihe solcher Stücke aufzählen. Gerade die innigsten und schlichtesten Sachen sind weggeblieben. Ein Künstler, der so wenig leichtfertig produziert wie v. Hofmannsthal, und der sich so zögernd zu Veröffentlichungen zu entschließen scheint, hat eigentlich gar nicht das Recht, „auszuwählen“ und uns etwas vorzuenthalten, was er uns schon einmal geschenkt hat.

Alles dies trug dazu bei, daß die Tagespresse über das schöne Buch, das zudem nur in einer kleinen Auflage und auf Subskription erschienen war, mit fast allgemeinem Stillschweigen hinwegging. Hier aber, wo die Dinge von einer höheren Warte aus gesehen werden sollen, scheint es erfreulich, die Rundschau über den lyrischen Ertrag des verflossenen Literaturjahres gerade mit einer Besprechung der Lyrik Hugos v. Hofmannsthal beginnen zu dürfen.

I.

Das dichterische Wesen Hugos v. Hofmannsthal ruht mit so vielfältigen und weitverzweigten Wurzeln im Boden vergangener alter Kulturen wie jenes Stephan Georges, den er liebt und verehrt, für den er als erster unter den Deutschen mit einer Beredsamkeit ohnegleichen geworben hat.

Beide, der Österreicher wie der Rheinländer, stammen aus Ländern alter, reifer Kultur. Das antike Formenideal ist bei ihnen nichts Erlerntes, sondern etwas Eingeborenes. Romanisches Wesen ist beiden von früh auf vertraut; man weiß, daß Stephan George gewisse frühe Gedichte zugleich französisch und deutsch geschrieben hat, und die höchste Besonnenheit der höchsten Leidenschaft, die Hofmannsthals dichterischen Stil auszeichnet, hat er bei keinem Deutschen, eher bei Viktor Hugo und Gabriele d'Annunzio gelernt — um nur zwei Namen zu nennen, denen er auch öffentlich gehuldigt hat. Jenes Helle und Bestimmte, jenes Runde und Scharfgeprägte, das den dichterischen Äußerungen der beiden bei aller Verschiedenheit im übrigen gemeinsam ist, stammt aus der romanischen Quelle. (Auch bei Platen und K. F. Meyer wird man die gleichen Qualitäten auf die gleichen Ursprünge zurückführen können.)

Die Beladenheit mit alten Erinnerungen, mit den Geschicken uralter Vorzeiten, ist eine charakteristische Signatur dieser Dichtung, deren zarte, mädchenhafte Schultern manchmal unter der allzugroßen Last zu wanken scheinen.

> „Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
> Kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
> Noch weghalten von der erschrocknen Seele
> Stummes Niederfallen ferner Sterne.“

So wirken seine Gedichte manchmal wie Bilder Fernand Khnopffs, der ja auch die Ab-

bilder der frierenden und sehnenden Seelen in ein Pandämonium erlesener und geheimnisvoller Symbole toter Kulturen, untergegangener Gefühlswelten zu stellen liebt.

„Die Stunden! wo wir auf das helle Blauen
Des Meeres starren und den Tod verstehn
So leicht und feierlich und ohne Grauen,

Wie kleine Mädchen, die sehr blaß aussehn,
Mit großen Augen, und die immer frieren,
An einem Abend stumm vor sich hinsehn

Und wissen, daß das Leben jetzt aus ihren
Schlaftrunknen Gliedern still hinüberfließt
In Bäum' und Gras und sich matt lächelnd zieren,
Wie eine Heilige, die ihr Blut vergießt."*

In diesen Terzinen* ist das beschriebene Gefühl und sein Bild real und gegenwärtig und jedem ohneweiters zugänglich; der Dichter hat aber sein Gedicht mit der Erinnerung an ein altes Kunstwerk wie mit einer kostbaren Gemme schmücken wollen, und so können die wundervollen beiden Schlußverse nur auf den wirken, dem die Erinnerung das erforderte Bild (etwa eines alten kölnischen Meisters) mühelos substituiert.

Wenigstens ein Teil der unendlichen Voraussetzungen, aus deren üppigem Boden die schlanken tönenden Gebilde dieser Poesie entsprossen sind, muß in der Seele des Aufnehmenden lebendig und tätig sein, wenn sie einen Resonanzboden für jene bilden soll. Hier schimmert ein Klingersches Blatt vor, dort will eine Goethesche Gebärde als solche erkannt werden; hier gleitet der ungeheure Schatten Zarathustras einen Augenblick lang über die Seiten, dort erdröhnt der eherne Schritt eines Danteschen Verses.

So liegen die „Erinnerungen aus der Kunst" wie ein zartes goldenes Netz über den schönen Versen, verschleiernd für den Uneingeweihten, doppelt verführerisch für alle, die das Leben auf gleichen Wegen emporgeführt hat. Aber auch sein Weltbild, die sinnlichen und geistigen Erfahrungen, die er unmittelbar aus der Natur und dem Leben geholt hat, teilt dieser Dichter nur mit wenigen, und so wird er auch hier nur den Wanderern der gleichen Wege immer und unmittelbar verständlich sein. Nur einer, der mit den Augen der Maler sehen gelernt hat, kann die entzückende Bildlichkeit folgender Verse (aus der „Gesellschaft") genießend würdigen:

„Und wie zwischen leichten Lichtern
Flieget zwischen den Gesichtern
Schwaches Lachen hin und her."

Und wie das nun wieder auch fürs Ohr gemalt ist! Wie schon der Klang der Verse den sinnlichen Eindruck des leichten Hin- und Widerspringens hervorruft! Aber auch für solche Feinheiten, deren das angeführte Gedicht voll ist, sind noch nicht Allzuvielen die Ohren gewachsen.

Oder das Gedicht, worin die Erinnerungen an das Gesicht eines Mädchens und an eine Landschaft aufs wunderbarste verflochten sind:

„Dein Antlitz war mit Träumen ganz beladen.
Ich schwieg und sah dich an mit stummem Beben.
Wie stieg das auf! daß ich mich einmal schon
In frühern Nächten völlig hingegeben

Dem Mond und dem zuviel geliebten Tal,
Wo auf den leeren Hängen auseinander
Die magern Bäume standen und dazwischen
Die niedern kleinen Nebelwolken gingen
Und durch die Stille hin die immer frischen
Und immer fremden silberweißen Wasser
Der Fluß hinrauschen ließ, wie stieg das auf!

Wie stieg das auf! Denn allen diesen Dingen
Und ihrer Schönheit, die unfruchtbar war,
Hingab ich mich in großer Sehnsucht ganz
Wie jetzt für das Anschaun von deinem Haar
Und zwischen deinen Lidern diesen Glanz!"

Es ist große Kunst, wie hier durch das Bild einer zauberhaften Mondlandschaft der Eindruck eines weiblichen Antlitzes gemalt wird, und der Eindruck des wunschlosen Staunens und Schauens; aber doch eben wieder nur für die paar Seelen, deren Erinnerung ihnen das Bild jener magischen Landschaft hergibt...

Die meisten Gedichte Hofmannsthals sind „Gedankenlyrik", wie das schreckliche Wort lautet, aber völlig in Musik und Bild aufgelöste „Gedankenlyrik". Stimmungen eines Kontemplativen, wie bei Nietzsche, wo man auch oft nicht weiß, wo der Aphorismus aufhört und das süße lyrische Gedicht anfängt.

Und ganz wundervoll und völlig sein Eigentum ist der Ton dieser Verse, der spezifisch Hofmannsthalsche Ton: höchst aristokratisch, leidenschaftlich und kühl zugleich, manchmal bewußt lässig, manchmal heftig, dunkel und drohend, gern in einer langen, immer höher sich bäumenden Welle des Gefühls ausrollend.

Man gewinnt das Bild eines Jünglings, dessen schlanke Gestalt die strengste Selbstzucht geschmeidigt hat, der sich von früh auf an die höchsten Maßstäbe gewöhnt hat, in dessen Augen das Leben seine verborgensten Wunden spiegeln ließ, den die andern hochmütig und selbstisch schelten, weil er anders ist als sie und der doch demütiger und frömmer und treuer ist als sie alle: dem Unerforschlichen und dem Geheimnis gegenüber, das ihn allgegenwärtig umgibt.

Schon um des Reizes des Kontrastes willen, sei neben die erste lyrische Sammlung Hofmannsthals das erste Gedichtbuch Hans Müllers gestellt, das unter dem Titel „Die lockende Geige" im Verlag von Albert Langen (München 1904) erschienen ist. Es ist noch nicht lange her, daß dieser neue junge Lyriker in die Literatur getreten ist, und die erste Sammlung seiner

* Zuerst im „Pan" erschienen.

Verse kommt entschieden etwas zu früh; jener andere, obwohl früh vom Ruhm verwöhnt, hat sich zehn Jahre damit Zeit gelassen. Und während wir dort wegen der allzu strengen Auswahl mit dem Dichter rechten mußten, stehen hier reichlich ein Fünftel Gedichte zu viel in dem Buche. Es wimmelt darin von lyrischen Trivialitäten, ungeschauten Bildern, leeren Füllseln, affektierten Naivitäten und falschen Gesten — aber es ist auch ein Dutzend Gedichte darin, die uns einen neuen Dichter kennen lehren. Dieses Dutzend wird bleiben, und wenn sich ihm im Laufe der Jahre ein paar Geschwister von der gleichen edlen Art anreihen, so wird auch der Name ihres Dichters bleiben.

Von dem bewußten, hohen Künstlertum Hofmannsthals hat Hans Müller nichts, aber doch auch nichts von dem lyrischen Naturburschentum Liliencrons, vor dessen Auswüchsen ihn eine angeborene österreichische Anmut glücklich behütet. Seine besten Sachen sind wirklich so, als ob sie ein Page erfunden hätte: voll blauen Himmels und voller Jugend, leicht, sangbar, unbekümmert. Das deutsche Volkslied, Heine, ein bißchen Julius Wolff, Bierbaum, Salus sind seine Paten; vielleicht kommt die Zeit, wo er in der Schule Dehmels, Hofmannsthals und vor allen Stephan [Georges zu einer höheren und reicheren Form und einem bedeutenderen Gehalt vordringt.

Wie reine Wirkungen ihm schon jetzt gelingen, dafür möge folgendes Gedicht zeugen:

Altes Gebetbuch.

In meiner Mutter vergilbtem Gebetbuch fand
Ich heut in einem schluchzenden Gebete
Dies zärtliche Blatt von fremder Männerhand:
„Geliebtes Mädchen, sei mir Rausch und Lethe!"

Auf leisen Flügeln schwebt, verträumt und lind,
Der Mutter Antlitz her aus fernen Tagen:
Am Sonntag nahm sie das heilige Buch vom Spind
Und tät' es still zu St. Magdalena tragen.

Doch ach, der Liebe glutumhauchtes Blatt
Verbrannte fast die kleinen rosigen Hände.
Und wenn der greise Pater gepredigt hat
Und gefleht, daß Jesus Schuld und Sünde wende,

Da hat sie zitternd ihr Büchlein aufgetan,
Just an der heimlichen, an der verwegenen Stelle,
Wie sieht die Mutter Gottes sie gütig an,
Wie schweben die Engel selig in Duft und Helle!

„Geliebtes Mädchen, sei mir Rausch und Lethe.. "
Wenn's nur der Vater nicht durch die Brille sieht!
In die dunkle Kirche schwebt, eine windverwehte,
Weiße Blüte, das lächelnde Liebeslied.

In diesem schönen Gedicht ist etwas von der innigen Grazie Schuberts, bei anderen darf man an Mozart denken, dem Hans Müller in zierlichen Versen gehuldigt hat („Mozart-Ouverture"). Wirklich, es ist spezifisch österreichische Musik in diesem neuen Dichter, und dies vor allem macht ihn uns wertvoll. Wer ihn gleich von seiner besten Seite kennen lernen will, der schlage Gedichte auf wie das „Abendmärchen", dieses holde Nichts, aus Spinnwebfäden und leisen Klängen gewoben, oder das köstliche Bildchen aus der Biedermeierzeit „Die verliebte Stadt", das an die Zeichnungen Reinhold Max Eichlers gemahnt, oder das „Lied der verliebten Männer", oder den „Umzug", oder den „Spruch von den Mädchenherzen". Ich glaube den jungen Dichter am besten zu empfehlen und zu charakterisieren, wenn ich noch eines seiner Gedichte hieher setze.

Sehnsucht.

Das Wörtlein Sehnsucht läßt mich nicht.
Ich schreib's in jedes sanfte Gedicht,
Mein Traum ist tief in seinem Bann,
Er trägt dies Wort als Talisman.

Sehnsucht, das ist: Tiefdunkler Wein,
Welcher Damast und Ringelreihn,
Ein Harfenlied, im Park verweht,
Ein leuchtendes Beet, ein duftendes Beet.

Sprich nur das Wort recht zärtlich aus:
Sehnsucht! Schon wölbt sich dir das Haus,
Schon werden alle Räume weit:
O Dank, o Leid, o Seligkeit ...

II.

Nicht viel anders als Hofmannsthal und Hans Müller stehen Richard Schaukal und Hugo Salus einander gegenüber, auf deren jüngste Veröffentlichungen die folgenden Zeilen aufmerksam machen möchten. Sie sind in diesen Wochen fast zugleich erschienen: ein Bändchen „Ausgewählte Gedichte" von Schaukal im Leipziger Insel-Verlag und eine neue (die sechste) Gedichtsammlung „Neue Garben" von Salus bei Langen in München.

Das Modern-Artistische wird hier durch Schaukal, die ältere, halb klassizistische, halb romantisch-volkstümliche Weise durch Salus vertreten. Jener knüpft an die ruhmvollsten Traditionen der älteren deutschen Lyrik an und ist vom modernen Ausland stark beeinflußt, dieser setzt die Linie Heine-Geibel-Heyse fort, mit einem starken Einschlag Liliencron.

Spezifisch moderne Lyrik gibt Salus nicht, die Kunst der Andeutung und des Erratenlassens, die gebrochenen Farben, das Halblaute, der Kult der Nuance sind ihm fremd, er liebt vielmehr die volle Farbe, die restlose Aussprache, das durchgebildete Motiv. Es ist nichts Nervöses, eher etwas Behagliches in seiner Art, die am meisten an jene Paul Heyses erinnert — leider auch in einer gewissen Selbstgefälligkeit des langhaarigen, parfümierten „Poetentums". Aber dieser reichlich unangenehme Zug drängt sich nur auf, wenn wir seine dichterische Gesamterscheinung ins Auge fassen; seine besten Ge-

dichte sind Gott sei Dank völlig frei davon. Und gerade die jüngste Sammlung seiner Lyrik muß auch dem Voreingenommenen klarmachen, was wir an Salus besitzen, und daß er es auf einem allerdings beschränkten Gebiete zu einer runden und netten Eigenart gebracht hat.

Seine Grenzen sind deutlich: alles Pathos „liegt" ihm nicht, und wenn er nach Hofmannsthalschen Wirkungen hinüberschielt wie in dem Gedicht „An die Schönheit", oder den prachtvollen cäsarischen Kommandoton K. F. Meyers nachahmt („Schloß Ambras"), so klingt sein Vers entsetzlich falsch. Aber innerhalb seiner eigenen Grenzen: wie freundliche Blumen erzieht er da!

Nicht ohne inneren Grund drängt sich dies kleinbürgerliche Bild zur Charakterisierung seiner Lyrik auf. Durchweg weben seine echten Gedichte in einer Region wohltemperierter Empfindungen, und am glücklichsten ist er in der Idylle, ob er sie nun aus dem „Ehefrühling" zweier lieben jungen Menschenkinder (vgl. seine gleichnamige lyrisch-epische Sammlung, zu der das vorliegende Buch in dem hübschen Gedicht „Vorfrühling der Ehe" eine Ergänzung bringt) oder aus der talmudischen Legende von den beiden frommen Schustern Chanina und Hosaja holt, die vom Herrn der Heerscharen aus dem engen Buhlerinnengäßchen über alle Mitmenschen glanzvoll erhöht werden.

Von hier aus, von diesem herzlichen, traulichen Ton aus, gelingt es ihm auch, in die Tiefe zu gehen. Wie schlicht sind die Voraussetzungen der ergreifenden Symbolik des Gedichts von der „Großmutter"!

„Großmutter, wie wir noch Kinder waren,
War selbst schon ein Kind mit schneeweißen Haaren,
Nur hatte sie gar keine Freude mehr
Und bloß ihre Lampe liebte sie sehr.

Mit der hat sie immerfort was gesprochen,
Und war kaum die Dämmerung angebrochen,
Saß sie beim Tisch im Lampenlicht
Und wackelte mit dem Runzelgesicht.

Und wollten wir Schlimmen sie abends erschrecken,
Mußten bloß die Köpfe zur Türe 'reinstecken,
Dann meinte sie: ‚Macht doch die Türe zu,
Laßt doch die arme Lampe in Ruh'!'

Und hob die kleinen, verschrumpelten Hände
Und hielt sie vors Lämplein wie eine Blende,
Und meinte: ‚Aber, aber! Ihr Schlimmen! Nein, nein!
Macht doch zu! Ihr laßt ja das Dunkel herein!'

Aber einmal, da sind wir's nicht gewesen,
Und die Lampe war doch erloschen gewesen,
Und die Tür stand auf und der Tag war schon licht,
Und die Großmutter saß und rührte sich nicht ...."

Die warme und traurige Stimme solcher Gedichte scheint aus jener halbvergessenen Gegend unserer Seele zu dringen, wo neben den liebsten Kindheitserinnerungen Lenaus „Postillon" und Chamissos „Alte Waschfrau". Uhlands „Guter Kamerad" und Heines „Grenadiere" wohnen ... Sentimentalitäten? Hätten wir nur mehr Dichter, die uns solche Sentimentalitäten schreiben können!

Bunte Bauernblumen im Fenster; schneereiche deutsch-böhmische Weihnachten; ein Liebespaar in einer geräumigen alten Kutsche; die Eifersucht auf einen Lehnstuhl, in den sich das geliebte Mädchen wirft; ein Gartenfleck mit „sommerhimmelblauen" Glockenblumen mitten zwischen den Großstadtmauern; eine holländische Landschaft mit weidenden Kühen, Windmühlflügeln, stillen Kanälen und Segeln; zwei graue steinerne Heilige vor der Kirche, denen eine Schneenacht weiße Pelzmützen aufgesetzt hat — das sind so ein paar bezeichnende schlichte Motive dieser Lyrik. Was Salus daraus zu machen weiß? Was macht er z. B. aus den beiden Heiligenstatuen? Das Gedicht mag selbst die Antwort geben.

Die beiden Heiligen.

Vor der Kirche die beiden Heiligen aus grauem Stein,
Laden mit schöner Gebärde in die Kirche ein;
Können gar viele gute Menschen nicht widerstehn,
Zu einem kurzen Gebet in die stille Kirche zu gehn.

Aber heut Nacht hat der Schnee, der sicher an gar nichts glaubt,
Sich mit den beiden Heiligen einen Scherz erlaubt,
Hat ihnen weiße Kronen aufs graue Haupt gesetzt
Und in Hermelinmäntel hüllen die Ernsten sich jetzt.

Ihr braven heiligen Wächter vor dem Gotteshaus,
Wie Knecht Ruprecht oder Rübezahl schaut ihr nun aus.
Den Buben aus der Schule kommt das so recht zupaß:
Heut traun sie sich und höhnen euch. Das ist ein Spaß!

Da habt ihr Heiligen mir stumm euer Leid geklagt
Und habt mir gar ein nachdenklich Sprüchlein gesagt:
Wer heilig will bleiben, darf nie ändern lassen sein Kleid,
Muß sich gleichbleiben heut, morgen und in Ewigkeit!

Wie hübsch und wie sinnvoll bei aller scheinbaren Simplizität! Wer Salus noch nicht gekannt hat, der wird es schon an den beiden angeführten Proben begreifen gelernt haben, daß der Prager Dichter unter allen deutsch-österreichischen Lyrikern der Gegenwart (zumal im „Reich") der populärste ist. Seine Muse ist kein Königskind, das hinter Dornenhecken schlummert, sie hat ein offenes Gesicht und schaut einem grad und klar in die Augen: wie willkommen muß sie einem Publikum sein, das sich über die Schwierigkeit und „Dunkelheit" moderner Lyrik zu beklagen liebt! So füllen denn die Gedichte von Salus die Jahrgänge der „Jugend" und des „Simplizissimus", und seine fünf Sammlungen haben einen starken buchhändlerischen Erfolg gehabt; wer möchte ihn nicht auch der vorliegenden von Herzen gönnen!

Der Verleger hat ihr ein so apartes und schönes Kleid angezogen, daß es ungerecht wäre, davon zu schweigen; der Buchumschlag der „Neuen Garben" gehört zu den geschmackvollsten

Leistungen des Langenschen Verlages auf diesem Gebiete. Blaues, rauhes Papier, darauf dunkelblaue stilisierte Kornblumen und Ähren in Golddruck: das Ganze von einer entzückenden Delikatesse und Stilgerechtigkeit. —

Eines der frühesten Gedichte von Schaukal heißt:

Chronika.

Sabbioneta kam von fernen Fahrten
Zu seiner Gattin, die mit kühlen, zarten
Verbrecherhänden ihm Willkommen bot.

Er sah in ihre großen ahnungbangen
Verbuhlten Augen — und im schwarzen langen
Samtmantel neben ihr stand schon der Tod.

„Wie anders wirkt" ... Ja, das ist spezifisch „moderne" Lyrik, und daneben freilich sehen die Gedichte von Salus etwas altväterisch drein. Hier ist die äußerste Prägnanz und Verdichtung der modernen lyrischen Phrase, für die Rossetti in England, Verlaine und Mallarmé in Frankreich, George bei uns klassisch sind, hier ist der große sonore Vollklang fast eines jeden einzelnen Wortes, hier die raffinierte Ausnützung und Kultur der Ausdrucksmöglichkeiten der sinnlichen Klänge, hier das Vorwalten eines starken malerischen Elements. Keine balladenhafte, entwickelnde und steigernde Erzählung, wie sie bei Salus häufig ist, sondern eine bildmäßig festgehaltene Situation mit vagen Andeutungen des Vorher und Nachher, ein erstarrtes grandioses Gruppenbild. Und dies alles in zwei Dutzend Worten ...

Der junge Schaukal (er stammt aus Mähren und lebt jetzt in Wien) ist ein „Moderner" par excellence. Seine Gedichte haben den undefinierbaren Duft der neuen Diktion, den reizenden und klugen Eigensinn der neuen Metrik, die Kühnheit und Schlagkraft des neuen Epithetons, den inneren Rhythmus der neuen Musik, die sie anfüllt, wie der kühle Duft den verschlossenen blanken Lilienkelch, nach deren Weisen sie lieblich wanken wie schlanke Gräser im Winde. Vergebens wird man die Seiten des Prager Lyrikers (dessen sprödere Eigenart ich durch solche Gegenüberstellungen nicht herabsetzen, sondern charakterisieren will) nach einem so holdtönenden Gebilde durchspähen, wie Schaukals „Morgen" es ist.

„Und aus der tiefen dunklen Nacht,
Beladen schwer mit Schweigen,
Bin ich im großen Licht erwacht:
Verwunden Traum und Schwüle.
Die grünen Blätter schwanken
In klarer Morgenkühle
Und taubeseligt neigen
Die Rosen sich und danken.
Die Welt steht hell in Gnaden.
Nun Herz, tu ab dein Bangen:
Sieh, rings auf allen Pfaden
Bist du beglückt empfangen."

Der „Morgen" ist der ersten, die „Chronika" der zweiten Abteilung dieser „Ausgewählten Gedichte" entnommen; jene enthält reine Lyrik und allerlei Spruchhaftes, diese vereinigt die lyrisch-epischen Gestaltungen. Nebenbei bemerkt, macht diese Auswahl die älteren Sammlungen Schaukals, aus denen sie zusammengestellt ist (vor allen „Meine Gärten"), durchaus nicht überflüssig; der Kenner Schaukalscher Lyrik wird hier manchen alten Liebling vergebens suchen, gegen den er manches Aufgenommene gern in Kauf geben würde. Der Mangel an Selbstkritik, der hier zutage tritt, zerstört dem Verfasser auch manches Gedicht, das sonst ohne Fehl wäre. Man traut seinen Augen nicht, wenn man z. B. in den Versen „Kleine Frau" auf folgende Vergleichung stößt:

„Dein Mund, wenn er Alltagsdinge erzählt,
Ist ein Rothengst, der im Geschirr sich quält" (!) S. 5.

So ist denn auch sein Umformen älterer Gedichte, worin er sich nicht genug tun kann, durchaus nicht immer ein Bessern, und mancher Leser wird die früheren Fassungen den späteren vorziehen.

Nach der Feststellung dieser Vorbehalte sei versucht, den Inhalt der beiden Gedichtabteilungen in aller Kürze zu umschreiben. Die reinen Lyrika spiegeln alles, was irgend das heiße Herz der Jugend bewegt: eine Landschaft, die sich still und tief in des Dichters Seele senkt; der schwellende Jubel des jungen roten Bluts; aristokratische Gebärden und hochmütige, narzißhafte Selbstbespiegelungen, und daneben wieder die unbedingte Hingebung und Selbstaufopferung an die Geliebte („Ich bin so sicher dein zu sein mit allem", schließt das schöne Gedicht „Du"), tönende Leit- und Wahlsprüche, wildes Aufbäumen einer farbendurstigen Seele gegen die graue Monotonie des Lebens, und wieder dicht daneben die Berauschtheit von der Fülle des Daseins. Am rührendsten wirkt — bei einem so jungen Dichter — das Heimweh der Jugend nach der Kindheit. Aber wie früh hat auch unsere Jugend die Kindheit verloren!

Die Gedichte der zweiten Abteilung bewegen sich in den Seelen und Kostümen vergangener Zeiten: hier wird ein eleganter, leicht posierender Van Dyck lebendig, dort tritt ein blutloser, schmächtiger Jüngling des Velasquez mit seinem schlanken Hunde aus dem schweren Rahmen. Neben einer gepuderten, hochgemiederten Rokokomarquise trippelt die liebenswürdige Grisette Gavarnis oder schreitet in klirrendem Schmuck Herodias einher. Aus dem Gedicht, das dieser seit Moreau, Oskar Wilde, Aubrey Beardsley und Louis Corinth wieder modern gewordenen biblischen Gestalt gewidmet ist, seien die drei letzten Strophen als Probe hiehergesetzt:

„Zwölf nackte Mädchen, unter steilen Brüsten
Goldene Gürtel, ohne Haar und Fehle,
Die Arme hoch gekreuzt vor Kinn und Kehle,
Erschauerten vor Wünschen, die sie küßten.

Herodias, ein spältiges gerafftes
Silberdurchwirktes grünes Florgewand
Um breite Hüften, grüßte mit der Hand.
Kein Leben rann durch ihr genußerschlafftes

Schneebleiches Antlitz mit gefärbten Lidern.
Ihr matter Leib hob sich bei jedem Schritte
Und furchtbar funkelte in Nabelmitte
Der riesige Rubin vor ihren Gliedern.

Das ist wirklich „erzgetriebnes Bildwerk des Lieds", um mit Platen zu reden.

Und derselbe Dichter, der hier die Worte wie Quadern türmt, weiß anderwärts klüglich Strichelchen an Strichelchen zu reihen, um die zarte Pastellwirkung eines Rokokogemäldes zu erreichen. Es ist ganz wunderbar, wie es ihm gelingt, das Pathos ganzer historischer Epochen oder einzelner markanter Persönlichkeiten zu reproduzieren; man denkt unwillkürlich an gewisse, einst berühmte, jetzt mit Unrecht vergessene Gedichte in der ersten lyrischen Sammlung Hermann Linggs. Hier wie dort handelt es sich aber nicht etwa um Balladen oder Romanzen, sondern um rein lyrische, historische Situations- und Stimmungsbilder. Bei Schaukal sind es meist monologisierende Selbstcharakteristiken, die einen sprechenden Zug an den andern fügen. Entgleisungen sind ihm leider auch hier passiert, so erinnert sein bramarbasierender Goya an den in prahlerischen Selbstcharakteristiken schwelgenden Hebbelschen Holofernes und dessen Nestroysche Parodie. Aber daneben stehen schlechthin vollendete Gedichte, wie das „Porträt eines spanischen Infanten von Diego Velasquez" oder »La Duchesse de ...« oder der „Musset". Am bezwingendsten und überzeugendsten glücken ihm die Gestalten und Gesten des französischen XVIII. Jahrhunderts, man glaubt entzückende Stiche von Moreau le jeune, Eisen oder Marillier zu betrachten, wenn man sich über diese Gedichte beugt; und ein Tropfen unschuldiger Frivolität stört hier so wenig wie dort.

Wer weiß, vielleicht spukt auch hier wieder einmal die keltische Ader im Österreichertum, die uns den Norddeutschen manchmal so fremd, dem Pariser aber verwandt und vertraut erscheinen läßt. Dr. Hermann Ubell.

Besprechungen.

Bibliothek der Aufklärung: „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? Von Immanuel Kant. Mit einer Einleitung von Dr. Fr. Jodl, o. ö. Professor an der Universität Wien. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. G. m. b. H.

Zum erstenmal erscheint die berühmte Abhandlung Kants einzeln im Buchhandel. Zuerst veröffentlicht ward sie im Dezemberheft der „Berlinischen Monatsschrift" im Jahre 1784. Und heute ist sie keineswegs schon veraltet. Einen hohen Genuß bietet schon der frische, lebendige Stil, der sich von anderen Arbeiten Kants vorteilhaft unterscheidet. Aber auch die Gedanken und Wünsche, welche in dieser knappen, aber gehaltvollen Abhandlung zur Darstellung gelangen, sind noch heute nicht nur interessant, sondern auch aktuell. Gegenüber mancherlei Reaktionärem im Leben unserer Zeit, gegenüber einer nicht selten an den Tag tretenden Verachtung nicht bloß der flachen, sondern der Aufklärung überhaupt, können so kräftige, entschiedene Worte, wie wir sie hier von dem in jeder Beziehung so besonnenen Philosophen vernehmen, nur Gutes wirken. Für Kant bedeutet Aufklärung der Geister eine ethische Pflicht. Denn es ist des Menschen unwürdig, die eigene Verstandeskraft, das eigene Denken aus Trägheit oder Feigheit brachliegen zu lassen, und ebenso ist es zu verurteilen, wenn die Freiheit des Selbstdenkens und der Publikation der Resultate kritischer Forschung unterbunden wird. „Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur, deren ursprüngliche Bestimmung gerade in diesem Fortschreiten besteht". Wer aber von der Freiheit des Geistes etwas für den Staat fürchtet, dem sei gesagt: „Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach aus der Rohigkeit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten." Die Menschen zu selbständigen, ihre Freiheit vernünftig gebrauchenden Wesen zu erziehen, sich entwickeln zu lassen, dies allein ist der menschlichen Würde angemessen. — Die Einleitung von Professor Jodl erörtert das Wesen der Aufklärung, gibt einen kurzen Überblick über die Phasen der Aufklärungsbewegung und weist auf unsere Zeit selbst hin, die der Aufklärung dringend bedarf, weil der Widerspruch zwischen Glauben und Wissen immer schärfer geworden ist. „Aufklärer und Aufklärung müssen wieder Ehrennamen werden, wie sie es im XVIII. Jahrhundert gewesen."

Dr. Rudolf Eisler.

Graf Josef Alexander von Hübner: Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851 bis 1859. Berlin, 1904. Gebr. Paetel. I. Bd. 274 S., II. Bd. 278 S., 8°.

Unter obigem Titel hat Feldmarschalleutnant Graf Alex. Hübner das Tagebuch seines Vaters, des

ehemaligen Botschafters bei Napoleon III., Grafen Alex. Hübner († 1892), der Öffentlichkeit übergeben und damit nicht nur ein Werk der Pietät gestiftet, sondern auch unserer vaterländischen Geschichtsforschung einen großen Dienst geleistet. Denn, während die äußere Politik der übrigen Großstaaten Europas in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch Herausgabe der Quellen und durch systematische Darstellungen bereits eingehende Behandlung erfahren hat, ist für die Kenntnis der neueren auswärtigen Politik Österreichs noch so gut wie nichts geschehen. Der Grund hiefür liegt vielleicht nicht so sehr darin, daß die äußere Politik unseres Vaterlandes gleich der inneren in diesem Zeitraum eine wenig erfolgreiche war, da es uns an weitblickenden, einsichtigen Staatsmännern gebrach, als vielmehr in der Unzugänglichkeit der Quellen, einem Mangel, dem hoffentlich die heuer begründete „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs" in Bälde abhelfen wird. Es ist daher doppelt freudig zu begrüßen, daß wir um ein Werk jener Gattung bereichert worden sind, die speziell für die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts bedeutsam ist, die sich auf zumeist persönlichen Eindrücken aufbaut und vielfach charakteristische Details enthält, welche der großen Öffentlichkeit naturgemäß vorenthalten sind und einen Kausalzusammenhang herstellen zwischen Ereignissen, die an und für sich unerklärlich erscheinen. Im vorliegenden Falle handelt es sich überdies um die Aufzeichnungen eines Mannes, der als Vertreter einer der ältesten und mächtigsten Monarchien Europas in erster Linie berufen war, die dazumal herrschende politische Lage zu kennen, durch dessen Hände die Hauptfäden der europäischen Politik laufen mußten. Die Lektüre des Buches lehrt uns aber auch die nicht gewöhnliche diplomatische Begabung Hübners kennen, seine richtige Auffassung der Verhältnisse und nicht zuletzt eine große Menschenkenntnis, die sich in der Beurteilung jener Personen widerspiegelt, die damals die Geschicke Europas lenkten und mit denen er in regen offiziellen und privaten Beziehungen stand (Graf Buol, Fürst Schwarzenberg, Drouyn de l'Huys, Walewsky, Cowley, Hatzfeld, Palmerston, Cavour u. a.). Insbesondere sind Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie an zahlreichen Stellen trefflich charakterisiert, der Kaiser in seinem beständigen Schwanken zwischen Reaktion und Konstitutionalismus, mit den immer wiederkehrenden revolutionären Anwandlungen; die Kaiserin wieder in ihrer Vorliebe, selbst Politik zu machen.

Der Wert der Aufzeichnungen über die diplomatischen Geschäfte wird noch erhöht durch die Anführung der bezüglichen Stellen aus dem Briefwechsel Hübners mit seinem Chef Grafen Buol; von nun an erscheint der letztere in einem bedeutend besseren Lichte. Bisher glaubte man ihn allein für die Mißerfolge der Politik Österreichs in jener Epoche verantwortlich machen zu müssen, aber mit Unrecht: die verfehlte innere Politik, die sich in Ungarn und der Lombardei nach der Unterdrückung der Aufstände in blutigen Maßregeln und unnützen Grausamkeiten gefiel, war es vielmehr, die uns unserer Freunde im Auslande beraubte, Österreich immer mehr isolierte und schließlich zu den Ereignissen von 1859 und 1866 führte.

Neben den geschichtlichen Ereignissen ist auch der Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs ein breiter Teil der Aufzeichnungen gewidmet; wir finden die eingehende Beschreibung der rauschenden Feste in den Tuilerien, ein lebendiges Bild der Menschen und Dinge, des Lebens und der Intriguen am Hofe, lichtvolle Würdigung des Getriebes in der neuen bonapartistischen und der alten legitimistischen Gesellschaft. Alle die glänzenden Persönlichkeiten, die in der politischen, parlamentarischen und sozialen Welt eine Rolle spielten, ziehen an unsern Augen vorüber, so die Fürstinnen Lieven und Bagration — zwei vornehme Überlebende aus dem ersten Kaiserreich — Graf Molas, Senator unter Napoleon I., die Aristokratie des ersten und zweiten Kaiserreichs, die legitimistischen, noch immer streng konservativen Familien der Faubourgs usw.

Dieser Teil der Aufzeichnungen ist auch nicht nur für den Historiker, als insbesondere für den weiteren Leserkreis von Interesse, die Lektüre dieses Tagebuches kann somit Fachleuten wie Laien nicht genug empfohlen werden.

Die Aufzeichnungen schließen mit dem 4. Mai 1859, an welchem Tage Graf Hübner, der tags zuvor von der französischen Regierung seine Pässe verlangt hatte, mit seinem Personal Paris verließ, wohin er später nur mehr als Privatmann zurückkehren und dort seinen Lebensabend verbringen sollte. Man stand am Vorabend des Krieges, der sich auf den Schlachtfeldern der Lombardei zu ungunsten Österreichs entschied. Hugo R. v. Rittersfeld.

Julius Zeyer: Roman von der treuen Freundschaft der Ritter Amis und Amil. (Slawische Romanbibliothek. I. Band. Prag, J. Otto, 1904).

Die „Slawische Roman-Bibliothek" ist das Unternehmen einer tschechischen Verlagsfirma, durch welches das deutsche Publikum die slawischen Autoren kennen lernen soll. Da das deutsche Publikum Tolstoi, Dostojewski, Turgenieff, Gorkij und Sienkiewicz gut kennt, wird die neue Bibliothek in erster Reihe den Interessen der

tschechischen Literatur dienen. Schon das könnte genügen, dem Unternehmen eine Existenzberechtigung zu geben. Die deutsche Leserwelt kennt von der tschechischen Literatur kaum mehr als die Namen weniger Dichter. Und doch ist die Literatur bei uns in Böhmen jene Kulturkraft, durch welche die nationale Wiedererweckung bewirkt wurde! Es gibt zwar auch schon gute Übersetzungen der tschechischen Dichter — die Anthologie des verstorbenen Professors E. Albert z. B. war ein wertvoller Versuch — aber wer liest denn heute noch Verse? Die eigentlichen literarischen Eroberer der fremden Länder sind heute nur die Romanschriftsteller und Dramatiker. Und von dem tschechischen Roman weiß der deutsche Leser so gut wie gar nichts. Ich will zwar keinen Lobgesang auf diese Gattung der tschechischen Literatur anstimmen, es muß im Gegenteil gesagt werden, das die tschechische Lyrik in ideeller wie in technisch-formaler Hinsicht die Prosa hinter sich läßt. Trotzdem kann der tschechische Roman eine stattliche Zahl von Werken aufweisen, die es verdienen, auch in anderen Sprachen gelesen zu werden, umsomehr, da man heute schon nicht weiß, womit den Heißhunger des Publikums stillen, und wo jede kleine und exotische Literatur ihre Vermittler und Übersetzer hat. — Die neue Bibliothek wird mit einem Werke eröffnet, das freilich wenig von dem speziellen Charakter des tschechischen Romans besagt. Es ist keine Heimatkunst, diese phantastisch romantische, in prachtvoll kolorierter Sprache geschriebene Geschichte von den beiden französischen Rittern, deren Aventiuren eine unglaubliche Menge von mittelalterlichen Legenden, französischen und provenzalischen Sagen, keltischen und nordischen Mythen berühren. Dieses Buch hat ein Dichter geschrieben, der sich auf dem tschechischen Boden wie ein fremdartiger Vogel mit exotischem Gefieder ausnimmt, und der sich zu seinem heimatlichen Milieu niemals in ein freundschaftliches Verhältnis zu setzen wußte. Übrigens ist diesem Autor, welcher der letzte Romantiker und der erste künstlerische Aristokrat der tschechischen Literatur war, in dem Buche eine große Studie von Jaroslav Kamper gewidmet, die den deutschen Leser über die Individualität Julius Zeyers in genügender Weise informiert. Durch die Wahl dieses Werkes soll der deutschen Leserwelt gesagt sein, daß die tschechische Literatur gut europäisch ist und einen weiten kosmopolitischen Horizont hat. Die Aufgabe der folgenden Bände wird sein, ihr auch davon eine Vorstellung zu geben, was dem tschechischen Roman typisch nationale Züge verleiht. Die Übersetzung des Zeyerschen Romans, der als eine glänzende Evokation des mittelalterlichen Geistes und der altfranzösischen Fabulistik ernste Beachtung verdient, hat die melodischen und koloristischen Reize des Originals treulich bewahrt.

F. V. Krejčí.

Francesco Petrarca: Sonette und Kanzonen. Die Auswahl, Übersetzung und Einleitung dieser Ausgabe besorgte Bettina Jacobsen. Im Inselverlag zu Leipzig 1904.

F. E. Köhler-Haussen: Triumph der Liebe. Dresden. E. Pierson. 1904.

Petrarcas Lyrik ist das Innerlichste, was ein Dichter je geschrieben hat. Die Wirklichkeit einer Welt ist eine so feine, zarte und luftige, daß sie der Stimmungs- und Bilderflut eines in beständiger Bewegung sich befindenden Traumlebens gleicht. Seine Worte, die im Prachtgewande einer mit himmlischen Sternen und leuchtenden Blumen geschmückten Sprache würdevoll und anmutig dahinschweben, seine Bilder, die ihm aus der Natur und der lebendig geschauten Antike zuströmen, seine Gedanken, die wie aus verschleierter Tiefe heraufleuchten, sie alle bleiben traumhaft in seiner Seele eingeschlossen, schreien nicht in den lauten Tag hinaus, so daß man sich, wenn man sich ihrem Zauber hingibt, wie mitten in der Seele des Dichters selbst befindet, mitträumend, mitschwelgend in dem Rausche seiner weltentrückten Empfindungen. Er ist kein Dichter der Tribüne und kein Lyriker typisch empfundener Gefühle. Er sang nur sich und keiner Menge. Er hat es als erster großer Individualist klar empfunden, daß nicht der Mensch mit der Welt, sondern die Welt mit dem Menschen sich abzufinden hat.

Kann dieser Dichter übersetzt werden, übersetzt mit der ganzen Innerlichkeit seiner Worte, die in der fremden Sprache, weil sie ihren Sinn, ihren Gedankengehalt wiedergeben möchte, uns wie der Seele beraubt anmuten? Es ist, als ob man Beethoven auf Indianerinstrumenten spielen wollte. Dieser Schwierigkeit einer Übertragung waren sich noch alle Übersetzer Petrarcas bewußt. Kohler, der sich redlich bemüht, uns Petrarcas Schätze zu gewinnen, wählte daher den Weg der freien Nachdichtung, auf dem ihm aber, bei aller Anerkennung seiner poetischen Leistungen, nicht viele Petrarcafreunde willig folgen werden. Ähnlich macht es Köhler-Haussen in seiner freien Bearbeitung des „Triumphes der Liebe“, die etwa einer selbständigen Komposition nach angeschlagenen Akkorden des Originals zu vergleichen ist. Diese Bearbeitung zeigt aber so viel poetisches Talent, modernes Empfinden und Feingefühl für die Schönheiten der Dichtung Petrarcas, daß sie unter den neueren deutschen Versuchen, für den großen Lyriker weitere Kreise zu gewinnen, mit Ehren genannt werden muß.

Bettina Jacobsen versucht nun im Gegensatz zu Kohler und Köhler-Haussen eine wirkliche Übersetzung. Das ist wohl der beste und auch natürlichste Weg, für Petrarca bei uns zu wirken. Sie ist sich der Unzulänglichkeit einer jeden derartigen Bemühung wohl bewußt. Aber was Fleiß, Formtalent, feines Nachempfinden und Sichversenken in das Original leisten kann, hat sie getan. Einiges ist ihr prächtig und überraschend gut gelungen. Geradezu meisterhaft übersetzte sie die unvergleichlich schöne Sestine „Für alle Wesen auf der weiten Erde —" (S. 39). Wo sie fehlgriff, wo sie die Leichtigkeit, Feinheit und Klarheit des italienischen Textes matt oder bleischwer und oft auch dunkel wiedergibt, hat sie es wohl selbst qualvoll empfunden. Unsere Sprache bäumt sich wie ein nicht zu bändigendes Pferd gegen den Zwang dieser kunstvollen italienischen Formen wie Sonett, Sestine, Kanzone auf. Eine gewisse Einförmigkeit der Reime macht sich natürlicherweise in allen derartigen Übersetzungen unangenehm bemerkbar. Trotz einzelner Unzulänglichkeiten kann aber Jacobsens Übersetzung aufs wärmste empfohlen werden. Eine Einleitung über Leben und Schaffen Petrarcas, sowie zahlreiche wertvolle Anmerkungen zu den einzelnen Stücken, hauptsächlich nach dem Kommentar Carduccis und Ferraris, erleichtern das Verständnis des Dichters.

Camillo V. Susan.

Kleine Mitteilungen.

Die Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich (1879 bis 1904). Es war einmal, da konnte man von einem hohen Verwaltungsbeamten die Behauptung hören, der Protestantismus in Österreich habe keine Geschichte, und von einem hervorragenden Gelehrten die Versicherung, sie sei bereits genügend erforscht.

Solche Entgleisungen sind durch die überschriftlich genannte Gesellschaft ausgeschlossen. Sie beging, infolge technischer Hindernisse etwas verspätet, am 21. Jänner die Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens. Ihr Begründer und Vorsitzender, Oberkirchenrat Dr. Witz-Oberlin, gab einen Rückblick, der Schreiber dieser Zeilen, der Herausgeber ihrer Zeitschrift während der letzten fünfzehn Jahre, einen Ausblick.

Die Festschrift* enthält außer einigen Abhandlungen allgemeinen Charakters solche, die sich auf die einzelnen Kronländer Cisleithaniens beziehen; die mit allerhöchster Genehmigung geprägte, von Hans Schaefer modellierte und von A. Krupp-Berndorf in Silber und Bronze vervielfältigte Denkmünze zeigt auf der Bildseite die Köpfe der drei dem österreichischen Protestantismus huldvoll gesinnten Monarchen Maximilian II., Josef II., Franz Josef I., auf der Schriftseite außer dem Namen und Anlaß die alten und doch immer zu erneuernden Worte: »Justitia regnorum fundamentum«.

Um die innerhalb und außerhalb der „Gesellschaft" herbeigeführten Stoffe zu vervollständigen und einen möglichst stattlichen Bau aufzuführen, ist von mir seit einigen Jahren mit einer Reihe von wissenschaftlichen Hilfskräften eine systematische, sowohl bibliographische als archivalische Arbeit in Österreich und den Exulantenstädten in Angriff genommen worden. Über die schon bisher gewonnenen Ergebnisse kann hier ebensowenig gesprochen werden, wie über die Zukunftspläne im einzelnen und die zu überwindenden Schwierigkeiten. Darüber unterrichtet die berührte Festrede, die im Druck erscheint. Nur so viel: das Ziel ist ein Werk: »Monumenta Austriae evangelica«. Einem bibliographischen Band sollen die alten deutschen und slawischen Kirchenordnungen und Agenden, vielleicht auch Matriken, folgen, dann Regesten nebst den wichtigsten Urkunden und Akten, endlich eine zusammenfassende Darstellung.* Neben der Kirchenpolitik und der innerkirchlichen Entwicklung sollen die wirtschaftlichen Bedingungen und die ikonographischen Äußerungen zu ihrem Rechte kommen.

Man wird fragen, ob die Protestantengeschichte Cisleithaniens so viel Arbeit lohnte?

Sie zeigt doch ein besonderes Gesicht. Sie hat freilich nicht die Reize ursprünglicher Themata, aber die mannigfaltiger Variationen. Nirgends sonst dies Gemisch der Nationen und Sprachen; nirgends sonst greift die orientalische Frage so unmittelbar ein in die okzidentalisch-konfessionelle. Trotz aller Berührungen und Ver-

* „Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich". 25. Jahrg., Wien, Manz. 434 S. mit 10 Lichtdrucktafeln. 10 K. Witz-Oberlin, „Rückblick". Loesche, „Die evangelischen Fürstinnen im Hause Habsburg". v. Höffen, „Numismatische Denkmale auf den Protestantismus in Österreich". Skalsky, Zur Vorgeschichte der „evangelisch-theologischen Lehranstalt" in Wien. Koch, „Streiflichter zur Geschichte des Protestantismus in Oberösterreich". Selle, „Eine Bekenntnisschrift der Stadt Steyr" (1597). Strnadt, „Der Bauernkrieg in Oberösterreich". Loserth, „Zur Geschichte der Reformation und Gegenreformation in Innerösterreich". Arnold „Die Salzburger in Amerika". Loesche, „Zillertaler-Nachlese". Loesche, „Mathesiana". Kvacala, „Comeniana". Skalsky, „Aus dem Amtsleben des ersten mährisch-schlesischen Toleranz-Superintendanten". Loesche, „Eine Denkschrift über die beabsichtigte Beschränkung der Freiheiten der galizischen Protestanten" (1825). Polek, „Die Ausbreitung des Protestantismus in der Bukowina. Bossert, „Die Liebestätigkeit der evangelischen Kirche Württembergs für Österreich". Loesche und Skalsky, „Bibliographische Rundschau".

* Ausführlicher als in meinem nur als Vorläufer geltenden Buch: „Geschichte des Protestantismus in Österreich". In Umrissen. 1902. 261 S.

leitungen lebt jedes Kronland in uralter Begrenzung sein eigenes Leben.

Wir haben keine bahnbrechenden Reformatoren und können Carlyles „Heroenreihe" nicht verlängern. Es ist auch eine Sage, daß Luther in Österreich gewesen sei; selbst Melanchthon war nur am Nordrande, obschon er mit seinen Briefen fast alle Teile der Monarchie erreichte. Immerhin verzeichnen wir tüchtige Männer: Paulus Speratus, der auf der Kanzel von St. Stephan gegen den Priesterzölibat eiferte; Max' II. Hofprediger Sebastian Pfauser, der vor den beiden Königen in der Augustinerkirche den Paulinismus bezeugte; Christoph Reuter auf der Rosenburg, des gelehrten Rostocker Chyträus klugen und beredten Gehilfen; Josua Opitz, der freilich mehr ein Schwertträger als ein Friedensbote war und daher trotz aller Verwendung der Stände Wien verlassen mußte; Jeremias Homberger in Graz, begabt und uneigennützig, stets bereit, seiner Überzeugung jedes Opfer zu bringen; Primus Truber, der Schöpfer der windischen Schriftsprache.

Wir haben Joh. Mathesius, diesen ersten des Namens würdigen Biographen Luthers, einen der beredtesten Prediger der Zeit und Jahrhunderte hindurch trotz seiner großen Folianten begehrten Erbauungsschriftsteller.

Wir haben die Säulen der „Unität der böhmischen Brüder" und ihre Verleiblichung in Comenius, dem Pädagogen von europäischer Berühmtheit.

Neben die Märtyrer-Bischöfe Cranmer von Canterbury, Carranza von Toledo, neben Italiens Ochino, Carnesecchi und Paleario stellen wir Johann von Lasco und den Franziskanergeneral Lupatino; neben den Valdezschen Reform- und Vermittlerkreis in Italien die Hoftheologen Josefs II., die seine Toleranzpläne förderten.

Neben Coligny und den Oraniern können sich wohl unsere Ungnad und Khevenhüller, Hassenstein, Budowa und Zierotin sehen lassen. Wir haben keinen Cromwell und „Großen Kurfürsten", entschlossene Vertreter protestantischer Weltpolitik, aber auch keinen Philipp II. und Ludwig XIV., dafür die merkwürdigen Erscheinungen jener drei Kaiser, die den Protestantismus im umgekehrten Verhältnis zu ihrer persönlichen Neigung begünstigen und eine Reihe von evangelischen Fürstinnen im Hause Habsburg, unter denen Maria Dorothea eine der seltensten Erscheinungen in der Frauenwelt heißen darf. Wir beklagen keine Bartholomäusnacht, kein Wüten der Inquisition, aber Blutgerichte, Dragonaden, Verbannungen, gesperrte und gesprengte Kirchen.

Begeisterung und Märtyrerfreudigkeit wechselt mit Phäakentum und fahnenflüchtiger Feigheit.

Neben den Helden in den Waldenser Tälern Piemonts, der Cevennen und der église du désert, stehen die todesmutigen Bauern Oberösterreichs und jene treuen, geduldigen Älpler, die den Protestantismus durchwinterten, bis der Lenz unter Josef das Eis schmolz.

Aus dem Protestantismus Österreichs rangen sich keine weltbewegenden Schöpfungen los, wie Independentismus, Methodismus, Pietismus und Aufklärung, obwohl wir an ihnen teilhaben durften, aber wir rühmen uns jener „Unität", die in den Herrnhutern ausklang, jener einzigartigen Gemeinschaft mit ihrem Friedensstiftersinn, ihrem erhabenen sittlichen Ernst, ihrer sorgfältigen Jugenderziehung, ihrer unermüdlichen Reformarbeit.

Soll ich noch an die Exulantensprossen erinnern, um zu zeigen, welche geistigen Kräfte neben den materiellen die Gegenreformation abgestoßen hat, z. B. an die Gneisenau und Derfflinger, die Hegel und Schleiermacher?

Genug zum Beweise, daß die österreichische Protestantengeschichte des Schweißes wert ist. Freilich liegt die Frage nahe, ob unser konfessionelles Wetterglas zu so weiten Wanderungen ermutige? Allein ein besserer Barometerstand ist vorläufig nicht zu erhoffen. Man muß darauf vertrauen, daß es immer nüchterne und einsichtige Männer geben wird, die von Fanatismus und Strebertum unbefleckt bleiben.

Unsere „Gesellschaft" öffnet ihre Tore weit. Sie fragt nicht nach Nation und Konfession.

Jeder ist ihr als Förderer und Mitarbeiter willkommen, sofern er nur die Eine Bedingung erfüllt, die Wirklichkeit erkennen zu wollen.

Möchten auch diese Zeilen dazu beitragen, ihr neue Freunde zuzuführen!

Prof. Dr. Georg Loesche.

Ein großer archäologischer Fund in Ägypten. Herr Legrain, der sich schon lange mit Ausgrabungen und Restaurierungsarbeiten in dem Ruinenfeld von Theben beschäftigt, hat kürzlich in der Nähe des Ammontempels von Karnak einen ebenso reichen, wie interessanten Fund gemacht. Er entdeckte außerhalb der Tempelmauern eine große und tiefe Grube, welche mit abwechselnden Lagen von Erde und von Statuen angefüllt war. Die Statuen lagen, eine neben der anderen, wagrecht, das Gesicht nach abwärts gekehrt. Darunter war eine Erdschicht, dann noch eine Reihe Statuen, wieder Erde, und so fort, in vielen Etagen. Im ganzen wurden da 450 Statuen gefunden. Die Statuen sind mit Inschriften versehen, aus denen hervorgeht, daß sie Könige, hohe Würdenträger und sonst berühmte Leute der 2. bis 26. ägyptischen Dynastie darstellen. Nach den Untersuchungen von Legrain ist die Anhäufung dieser Masse von Statuen in

folgender Weise zustande gekommen. Zurzeit, als die Leute lebten, welche in diesen Statuen dargestellt sind, stand der Ammontempel in hohem Ansehen. Damals herrschte der Brauch, Steinbilder von hervorragenden Männern in diesem Tempel aufzustellen. In dem langen Zeitraum von 3500 Jahren, währenddessen dieser Brauch herrschte, wurde die Zahl dieser Statuen natürlich sehr groß. Bis zum Jahre 1000 v. Chr. war Theben eine blühende Stadt und der Ammontempel reich und hochgeehrt. Dann brachen aber schlechte Zeiten herein. Die Priesterschaft wanderte aus und in 668 v. Ch. eroberten und plünderten die Assyrier die Tempelstadt. Drei Jahrhunderte lang konnte sich Theben von diesem Schlage nicht erholen und erst im vierten Jahrhundert vor Christi gingen die Ptolemäer daran der Stadt wieder emporzuhelfen und den Tempel wieder herzustellen. Es konnte natürlich nicht daran gedacht werden, diesen in seiner ganzen Ausdehnung zu restaurieren. Nur ein Teil davon wurde dem Verfall entrissen und es entstand die Frage, was mit den allenthalben in den weitläufigen Tempelruinen vorhandenen Statuen geschehen solle. Um sie vor Zerstörung zu bewahren, wurden sie reihenweise in weiche Erde gebettet, in jener Grube aufbewahrt, in der Lergain sie nun gefunden hat. A. S.

Feuilleton.

Die Plastik-Ausstellung der Sezession.

Es war bekanntlich die Wiener Sezession, die aus den Ergebnissen der modernen Kunstentwicklung für das Ausstellungswesen zuerst die Konsequenzen zog. Durch sein gestimmte Interieurs, durch die sorgfältig erprobte Wirkung der Bilder aufeinander und deren klug berechnete Zahl zeigte sie, daß sie die Bedeutung und Aufgabe des Bildes erkannt hat. Und so lebendig war diese Erkenntnis, daß die wechselnden Bilder Anregung zu immer neuen Raumgestaltungen gaben. Diesmal wurde der Versuch gemacht, nur Plastik auszustellen, aber dem Raume fehlt, verrät er auch die geübten Hände, das Überzeugende der einzig möglichen, weil notwendigen Form. Ein Bild hing die Sezession so an die Wand, daß es für sich allein, aber auch als Glied einer dekorativen Harmonie sprach. Die Bildwerke dagegen sind wie in einem Museum aufgestellt, von allen Zusammenhängen gelöst, lediglich als artistische Objekte der Besichtigung dargeboten. Fehlt hier demnach das Wissen um die Bedeutung und Aufgabe der Plastik? Ich fürchte, unsere ganze Zeit hat kein rechtes Verhältnis zu ihr.

*

Das Kunstschaffen der Völker läßt in zwei Arten sich sondern: in das kultische und das individuelle. Die griechische Plastik war während eines langen Zeitraumes kultisch. Das ganze Volk schuf sie, nicht der einzelne. Undifferenziert wie die Anschauung des Lebens waren die künstlerischen Mittel, den Konventionen der Kunst unterwarf man sich wie den vererbten Vorstellungen von der Gottheit. Die Kunst war eine öffentliche Angelegenheit, wie die Religion und Politik, alles Persönliche trat zurück. Bei dem Werkstättenbetrieb gab es nur selten Einzelruhm, niemals künstlerisches Proletariat, weil jede Kraft organisch ihre Verwendung fand. Solange eine einzige Idee alle gleichmäßig umspannt hält, wie in der griechischen Kunst bis Praxiteles, wie in der christlichen Gotik, herrscht die kultische Kunst. Zersplittert diese Idee jedoch, erlischt sie oder verbindet sich mit den heterogensten Sonderexistenzen zu heterogensten Gebilden, dann beginnt die individuelle Kunst. Sie währt nun schon seit der Renaissance. Wie das Verhältnis zum Leben sind die Mittel des Ausdruckes vielfältig geworden. Der Einzelne steht im Vordergrund, seine besondere Art, die niemand anderer teilt, verleiht ihm den Wert. Der Künstler entfernte sich aus dem Schutze des sozialen Verbandes und ist den glücklichen und tragischen Möglichkeiten seines Berufes leichter ausgesetzt; neben ihn trat als Auftraggeber der Mäcen. Es ist natürlich, daß sich in beiden Epochen die Künste verschieden entwickelten. Die griechischen Tempel und gotischen Kathedralen waren Riesenschöpfungen nationaler Kräfte und Sehnsüchte, die in wunderbar geheimnisvoller Ordnung ihr Gewaltiges durch die Architektur, ihr Pathetisches durch die Plastik, ihr Liebliches durch die Malkunst zu formen wußten. Der Zusammenhang der Künste wurde niemals gelöst, von der Architektur bekamen Plastik und Malerei mit neuen Aufgaben neue Blüte. Seit den Tagen der Renaissance ist es anders geworden. Die monumentale Freske wurde vom kleinen Staffeleibild verdrängt, die Malerei um ihr fruchtbarstes Arbeitsfeld gebracht. Auf sich allein gestellt, schuf sie jedoch eine Welt unaussprechlicher Schönheit, gelangte zu einer Verfeinerung der Probleme und Mittel, die der Freskomalerei niemals gelungen wäre. Verderblicher wurde der Plastik die Trennung von der Architektur.

Sie suchte und erfüllte nicht der Malerei gleich die neuen Gesetze ihres Sonderdaseins und schaltete sich dadurch aus dem großen Entwicklungsstrome aus. Etwas Entfremdetes, Kaltes schlich sich in die allgemeine Vorstellung von der Plastik, der Durchschnitt ihrer Leistungen sank immer tiefer. Inzwischen wurden auf dem Gebiete der Malerei die siegreichen Kämpfe um die neue Kunst geschlagen, die schließlich zum Impressionismus gelangte, den unsere Zeit ohne Überhebung neben die Errungenschaften der vergangenen stellen darf. Und wie um die Niederlage der Plastik gegen die Malerei vollends zu besiegeln, kam das Genie Rodins, trug diese der plastischen gerade entgegengesetzte Anschauung auch in die Bildhauerei und schuf die impressionistische Plastik, welche die letzte Erinnerung an die mütterliche Architektur abgestreift hat.

*

Mannigfach sind unter den Bildhauern die Wünsche, Versuche und Bestrebungen, ebenso verwirrt die Meinungen unter den Kunstfreunden. Diese Unsicherheit stellt einer Plastik-Ausstellung zunächst die Aufgabe, durch Vorführung aller repräsentierenden Künstler über den gegenwärtigen Stand der Plastik zu unterrichten. Es wäre ungerecht, der Sezession für das Geleistete nicht zu danken, beweist sie ja aufs neue, daß sie allein das Wiener Kunstleben auf europäischer Höhe erhält. Aber die Gerechtigkeit verlangt auch, jene Meister zu nennen, die zu einem völlig treuen Bilde fehlen. In der Gruppe der impressionistischen Plastik vermißt man ihren Schöpfer Rodin, vermißt Medardo Rosso, der, über die Grenzen der Plastik hinausgehend, die zerfließende Wachsform nur noch von Licht und Schatten bestimmen läßt, vermißt Charpentier und den Norweger Vigeland. Dafür ist Jules Desbois hier, der in einer Büste Rodins alle Künste der französischen Technik, in der „Quelle" die großen Stützen nicht unterbrochener Tradition zeigt; ist Emile Bourdelle hier, dessen virtuos gemachter „Beethoven" deutschem Empfinden kaum zusagen dürfte; ist Carabin, der Kleinplastiker, hier und Ruth Millès. Ferner kommen die Stilbestrebungen nicht ganz zum Ausdruck. Man sieht Aristide Maillol nicht, die große Hoffnung der Pariser, nicht Minne, der mit Hilfe der Gotik zur Unpersönlichkeit der kultischen Kunst heimkehren möchte. Aber Konstantin Meunier, der durch den Naturalismus hindurch zum heroischen Stil gelangte, ist mit einem „Bergarbeiter" vertreten, dessen königliche Würde ein unvergeßliches, das stärkste Erlebnis dieser Ausstellung ist. Adolf Hildebrand hat eine meisterliche Frauenbüste geschickt, Christian Behrens einen dramatisch komponierten „Ödipus", August Gaul seine prachtvollen Tiere, Franz Metzner den bekannten Kopf eines Greises, den die Prager moderne Galerie in Marmor ausführen ließ, Hugo Lederer ein „Kauerndes Mädchen", das neue Talente des plötzlich berühmt Gewordenen enthüllt, Hermann Lang eine florentinisch anmutende weibliche Büste. Einzelne Künstler, die weniger durch eine Richtung als durch ihre Persönlichkeit interessant sind, fehlen: Geyger, Hahn, Tuaillon, Wrba, Frémiet, Zijl, Troubetzkoi fallen mir ein; andere wieder sind vorhanden: die Franzosen Bartholomé, Dalou, Dampt, Falguière, Gardet, der Brüsseler Jules Lagae, der das fabelhafte Können der belgischen Plastik hat, die Deutschen Hudler, Siegwart, Taschner und Wagner. Auffallend spärlich ist die Beteiligung der Wiener Bildhauer. Alfonso Canciani hat einen sehr guten „Steinwerfer" da, der vielversprechende Josef Hanak die Halbfigur eines Mädchens, Ivan Mestrović ein geistreiches Bildnis, Josef Müllner ein paar anmutige Gruppen. Mit der ernstesten Arbeit kommt auch diesmal Edmund Hellmer. Sein Brunnen der Castalia ist in allem Plastischen meisterhaft, aber eine wenig geglückte Architektur schwächt den Eindruck.

*

Als ein Großer ist Max Klinger bei seinem Eintritt in die Kunst begrüßt worden, fürstliches Ehrengepränge begleitete viele Jahre seines Schaffens. Der begeisterte Jubel, den die Radierungen weckten, blieb noch dem Maler treu, dämpfte sich erst, als Klinger sich ganz der Plastik zuwandte. Und doch ist es allen, die sehen können, klar, daß er nicht etwa hinunterstieg, daß dieser Weg vielmehr zur Höhe führt. Klingers ungeheures Ringen, die Überfülle der Gesichte, die sich in den Folgen radierter Blätter schildern, auf den Bildern in große Symbole fassen ließ, nun in die harte plastische Form zu bannen, ist ein Schauspiel von solcher Größe, daß es zum Schweigen jene zwingen müßte, die es als Zuschauer erleben dürfen. Anstatt dessen ist es beinahe Mode geworden, im Klingerschen Werk allerhand Unzulänglichkeiten zu entdecken. Seine kritische Geister haben, um Formprobleme bemüht, gewisse Lücken vorsichtig angedeutet, naseweise Kunstplauderer täppisch auf sie hingewiesen, wie boshafte Schuljungen auf die zerrissene Hose des Lehrers. Aber es handelt sich beim „Drama" ebensowenig wie bei den früheren plastischen Schöpfungen um Details, die leicht einem mittelmäßigen Bildhauer besser gelingen, sondern um die großen Motive von wunderbarer Schönheit. Georg Treu, der Direktor des Dresdener Albertinums, in dessen Skulpturensammlung das „Drama" aufgestellt werden soll, hat die äußere

und innere Geschichte der Gruppe erzählt. Den ersten Anstoß gab der prachtvolle Körper des Athleten Rasso, des Modells für den nackten Riesen, der wie zum Kampf auf Tod und Leben mit verzweifelter Anstrengung den Ast vom Baumstumpf bricht. Als Klinger später gebeten wurde, diesen Entwurf eines Athleten für die Dresdener Kunstausstellung von 1899 herzugeben, fügte er als Ursache des Kampfes in wenigen Tagen das liegende Weib hinzu, das sich zum Tode verwundet an den Felsen klammert; eine Zeitlang dachte er auch daran, die Worte: BELLI BOERORUM IMAGO als Deutung in den Fels zu meißeln. Umfang und Gestalt der Gruppe waren in ihrem ersten Entwurfe durch die schräggestellte Rechtecksform eines Marmorblocks bedingt, den Klinger während seiner griechischen Inselfahrten auf Paros hatte liegen sehen. Die Versuche, diesen Block zu gewinnen, scheiterten jedoch und der Künstler entschloß sich zur Verwendung von Tiroler Marmor. Ein glücklicher Kauf in Laas sicherte ihm einen schönen Block, der die Gruppe nunmehr einem aufrechtstehenden Rechtecke einzuordnen, die Gestalten um fünfzig Zentimeter zu heben gestattete und schließlich den Meister anregte, auf der Rückseite jene Mädchengestalt aus dem Stein wachsen zu lassen, die sich der Sterbenden zärtlich entgegenhebt.

Während der Streit um sein jüngstes Werk tobt, hat sich Klinger neuen Kämpfen, neuen Siegen zugewendet. Und man erinnert sich der lächelnden Worte Goethes: „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich schon in Erfurt." Hugo Haberfeld.

Von der Woche.

14. Jänner. Schluß des steiermärkischen Landtages.

15. Die philosophisch-historische Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien verleiht den Grillparzer-Preis im Betrage von 5000 Kronen Gerhart Hauptmann für sein Drama „Der arme Heinrich". — Eröffnung der Telephonlinie München—Wien.

16. Reichsratsabgeordneter Wenzel Sehnal (geb. 1856) in Großdorf bei Kojetiz †.

17. Franz Kossuth erklärt in einer Rede in Jaszbereny, „ein unabhängiges Ungarn, das mit den konföderierten Staaten Österreichs in Personalunion lebe, blühe und gedeihe", als das Ideal seiner Partei.

18. Im Wahlbezirk Troppau wird Handelsschulprofessor Dr. Sommer (freialldeutsch) mit 705 von 791 gültigen Stimmen zum Reichsratsabgeordneten gewählt. — Karl v. Hepperger (geb. 1833), Advokat und Landeshauptmannstellvertreter, in Bozen †.

19. Feierliche Übernahme des k. k. technologischen Gewerbemuseums in Wien in die Staatsverwaltung. — Die Troppauer Handels- und Gewerbekammer erklärt, an ihrem seit fünfzehn Jahren präzisierten Standpunkt, einen eigenen Abgeordneten in den Reichsrat entsenden zu dürfen, festzuhalten und enthält sich daher der Wahl. — Fürstprimas Kardinal Vaszary erklärt in einem Schreiben an den erzbischöflichen Vikar in Tyrnau, daß er es „tief bedauern und außerordentlich mißbilligen" würde, wenn Geistliche in irgend einer Form eine „nicht auf ungarischer nationaler Grundlage beruhende, sogar ungarfeindliche" Parteipolitik unterstützen würden.

20. Julius Graf Szapary (geb. 1832), gewesener ungarischer Ministerpräsident, in Abbazia †. — In einer Wählerversammlung in Prag erklärt der Reichsratsabgeordnete Landesgerichtsrat Dr. Pantucek, daß die Tschechen sich Versuchen gegenüber, eine Verständigung zwischen den Tschechen und Deutschen herbeizuführen, „gewiß nicht ablehnend verhalten werden, vorausgesetzt, daß es sich um einen ehrlichen Frieden handelt, der keine programmatischen politischen Prinzipien verletzt." — Eine Versammlung ruthenischer Vertrauensmänner in Czernowitz beschließt eine Resolution, wonach eine Sanierung der kirchlichen Verhältnisse nur durch eine Teilung der Diözese in eine ruthenische und eine rumänische erfolgen könne.

21. 25jähriges Jubiläum der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich. — Erste Aufführung des Trauerspieles „Das gerettete Venedig" von Hugo v. Hofmannsthal im Berliner Lessing-Theater.

*

Der Grillparzer-Preis. Seit dreißig Jahren verwaltet die kaiserliche Akademie der Wissenschaften die Grillparzer Preisstiftung „zur Hebung der deutschen dramatischen Produktion". In jedem dritten Jahre ist nach den Bestimmungen des Stiftbriefes ein Preis von fünfzehnhundert Gulden ö. W. in Silber für das relativ beste deutsche dramatische Werk (ohne Unterschied der Gattung) zu verleihen, welches im Laufe des letzten Trienniums auf einer namhaften deutschen Bühne zur Aufführung gelangt und nicht schon von anderer Seite durch einen Preis ausgezeichnet worden ist.

Bisher ist unter den deutsch-österreichischen Dichtern nur Ludwig Anzengruber diese Ehre

zuteil geworden, und zwar für seine Wiener Weihnachtskomödie „Heimg'funden". Die übrigen Preisgekrönten: Adolf Wilbrandt, Ernst von Wildenbruch, Gerhart Hauptmann und Otto Erich Hartleben gehören dem Deutschen Reich an. Gerhart Hauptmann ist nun zum dritten Male durch den Grillparzer-Preis ausgezeichnet worden. Den Dichter in Ehren! Wir haben nicht zu untersuchen, ob sein „Armer Heinrich" mit Recht oder Unrecht als das relativ beste dramatische Werk der letzten drei Jahre erklärt wurde; wir haben nur zu verzeichnen, daß von allen Seiten die Frage aufgeworfen wurde, ob denn keinem österreichischen Dichter ein Anrecht auf jenen Preis zukäme, der den Namen des größten deutschen Dichters trägt, der einer der vorzüglichsten Österreicher gewesen ist. Auch wir stimmen dieser Frage bei, denn es scheint uns, als hätte das Preisgericht vergessen, daß auch Österreich einige, und zwar ganz vortreffliche Poeten nennen könne. Entschuldigt kann dieser Gedächtnisfehler nur dadurch werden, daß die Namen dieser dramatischen Dichter in Wien weniger geläufig sind als in Berlin, wo ihre Werke in Anwesenheit des Burgtheaterdirektors zuerst zur Darstellung gelangen. Viele wollen darin eine Ironie des Schicksals erblicken. Aber im Grund ist es doch nur das Wohlwollen der Burgtheaterleitung, die nun einmal der Meinung ist, das Gute und somit auch das „relativ Beste" könne nur von Berlin kommen, daher müsse den heimischen Dichtern die vaterländische Bühne so lange verschlossen bleiben, bis sie sich eine ehrenvolle Anerkennung in Berlin errungen haben.

Abgesehen von dieser Furcht vor der heimatlichen Kunst, von der auch das Preisgericht der Grillparzer-Stiftung befallen zu sein scheint, kommt noch eine Bestimmung des Stiftbriefes in Betracht, der übrigens kein Meisterwerk juristischen Scharfsinnes ist. Demnach sollen jene Werke ausgeschlossen bleiben, die schon „von anderer Seite" durch einen Preis ausgezeichnet worden sind. Nehmen wir nun den Fall, ein Theaterdirektor schreibt eine Preiskonkurrenz aus; er widmet für das „relativ beste" Stück einen Betrag von 200 Kronen und zahlt ihn auch einem glücklichen Autor aus, dessen Werk dann allgemein als das beste einer Periode anerkannt wird. Da der Dichter bereits durch einen wenn auch noch so geringen Preis geehrt wurde, bleibt ihm die wohlverdiente Auszeichnung durch den Grillparzer-Preis im Betrage von 5000 Kronen versagt.

Freilich, zur Zeit, als dieser Stiftbrief errichtet wurde, gab es in Österreich keinen anderen Preis und es scheint diese Klausel in Betracht des gleich ehrenvollen Schiller-Preises eingefügt worden zu sein. Seither haben wir aber einen Bauernfeld- und einen Raimund-Preis und außerdem Preiskonkurrenzen einzelner Bühnen. Diese für die Dichter verhängnisvolle Klausel des Stiftbriefes mag die jüngste Preiszuerkennung einigermaßen entschuldigen, die gewiß dem Willen Grillparzers nicht entspricht. Das Urteil der Preisrichter regt vielmehr zur Frage an, ob es nicht angezeigt wäre, die Dichter schrieben einen Preis für die „relativ besten" Preisrichter aus. —s—

*

Siegfried Wagners dreiaktige Oper „Der Kobold" wurde im Jubiläumsstadttheater aufgeführt. Die Direktion dieser Bühne erklärte, die Volksoper pflegen und hüten zu wollen. Volksoper, das kann doch nur eine volkstümliche Oper sein. Nach Sensationen lüstern, ist die Bühne nun schon beim „Kobold" angelangt. Was soll das Volk mit einer Oper anfangen, die mit Abstraktionen und mit Symbolik vollgestopft, einem Repertorium der deutschen Sagen gleicht und selbst einem erfahrenen Literaturprofessor Kopfzerbrechen verursachen muß? Lieb Seelchen machst mir blauen Dunst! Und was fühlen wir, wenn ein Kobold behauptet, endlich erlöst zu sein? Als Siegfried Wagner den „Bärenhäuter" schrieb, ist er wirklich volkstümlich gewesen — in der Dichtung, in der Melodik, in der Führung des Orchesters. Seitdem ist der Tondichter, der reizende Einfälle sorglos und leicht verwendet hatte, zu einer strengen Größe hinaufgeschmeichelt worden, daß er sich in symbolischen Beziehungen, in Leitmotiven, in orchestralen Künsten gar nicht genugtun kann. Ein anonymer Siegfried-Gelehrter hat 110 Leitmotive im „Kobold" aufgespürt. Armes Volk! Der Zauber einer anmutigen, frischen Begabung ist durch Wissens Macht, durch die Aspirationen der Technik erstickt. Gleichwohl sind die Blüten des Talents, mag ihr Duft auch verflogen sein, noch erkennbar. Der „Kobold" enthält noch manche rührende Melodie, in den Rüpelszenen manche flotte, frohe, kräftige Weise. Vielleicht erholt sich das kräftige Bäumchen wieder. Aber es braucht Sonne, Licht, Freiheit. Im Dunkel sinnarmer Symbolik, in der Enge bedrückender Technik wird es nicht gedeihen ... In dem angeblich volkstümlichen Hause herrschte dasselbe Dunkel wie im Texte. Es war in der Finsternis unmöglich, auch nur einen Blick ins Textbuch zu werfen. Gegen den Unfug der total verfinsterten Zuschauerräume sollte das Publikum endlich remonstrieren. Die Worte bleiben bei der jetzt üblichen musikalischen Behandlung unverständlich — auch die Bühne ist zumeist im Halbdunkel. Völlige Umneblung der

Sinne. Klassiker — da geht's noch. Die kennen wir. Aber man kann doch ein neues Werk nicht schon bei der Uraufführung im Kopfe haben!... Die Darstellung genügte kaum bescheidenen Ansprüchen, obwohl Alexander von Zemlinsky für die Aufführung seine volle Kraft eingesetzt hatte. Es war schmerzlich, tief betrübend, den Sohn des Unsterblichen, der Bayreuth aufgerichtet hat, mit einem verfehlten Werke und mit teilweise unmöglichen Bühnenkräften den gewissen äußeren Erfolg ertrotzen zu sehen. Die Sünde wider den Vater wurde auch geahndet. Der alte, untilgbare Wagner-Haß, der sich seit dem Umschwunge der Zeiten nicht mehr öffentlich zeigen darf und in mitleidswürdigen Kreaturen sich verkapselt hat, kriecht jetzt wieder hervor und speit, was den Vater nicht mehr erreichen kann, nun mit empörender Behaglichkeit gegen den Sohn.

r. h.

•

Gastspiele. Eleonora Duse und Ferdinand Bonn waren wieder in Wien und haben die Kritik wieder reichlich beschäftigt. Ihrem angeborenen Widerspruchsgeist kam der eine mit seinen Kapriolen geradeswegs entgegen, während die andere sie zwang, jedes Oppositionsgelüste auszuschalten und neue Variationen über ihr einmal angestimmtes Loblied zu singen. Bedenkt man, daß Frau Duse, seitdem sie nicht mehr im Dienste D'Annunzios frondet, reuig zu ihrem alten Rollenschatz zurückgekehrt ist und daß sie damit zwei bis dreimal im Jahre zu uns kommt und dennoch immer wieder Referentenkarten ausschickt, ob sie nun die entsetzliche Kameliendame, die schreckliche Magda oder die auch nicht sehr angenehme Hedda Gabler spielt, so wird man begreifen, wenn die Lobesvariationen nach und nach in leerer Phraseologie sich verpuffen. Das stolze Bewußtsein, daß Frau Duse in Wien entdeckt und diese Entdeckung in ganz Europa und Amerika bestätigt worden ist, verpflichtet nun einmal zur Aufrechthaltung des ersten Begeisterungstaumels. Was Wunder, wenn die Dithyramben in Ermanglung neuen sachlichen Substrats schließlich ungezügelte Formen von bewußtlosen Quartalsräuschen anzunehmen beginnen. Bei einigem Besinnen müßte man allerdings merken, daß Frau Duse uns kaum noch etwas zu sagen hat, was sie uns nicht schon viel ursprünglicher gesagt hätte, und daß ihr psychologischer Realismus heute an der schauspielerischen Altersgrenze steht, wo an die Stelle der bezwingenden Unmittelbarkeit die Manier tritt und mit ihr die abstumpfende Monotonie. Dies wurde am deutlichsten erkennbar in der Rolle der Mirandolina, die Frau Duse nach vielen Jahren jetzt wieder in Wien gespielt hat. Was war das damals für ein lebensfrisches Ding gewesen, anzusehen wie eine wilde Rose, saftig wie eine Traube, listig wie eine Schlange und dabei doch ein naiv-tändelndes Kind voll süßer Begehrlichkeit, das in seiner ländlich-treuherzigen Einfalt stets auf seine Frauenwürde bedacht ist. Jetzt spielt Frau Duse die lustige Wirtsfrau mit gepudertem Haar, als eine vornehme Dame, die mit den verrückten Männern ihr schelmisch Spiel treibt, rein nur, um einige Abwechslung in ihr blasiertes Dasein zu bringen. Ohne Zweifel, es war feinste Kunst, was sie uns bot, und bewunderungswürdig war die abgeklärte Schalkhaftigkeit, womit sie ihre Verse pointierte. Allein Goldonis Mirandolina war es nicht, was sie spielte, es war auch nicht mehr die Duse von früher. Und gar, wenn sie nach den Aktschlüssen mit müden Schritten vor die Rampe trat, um mit schmerzlichem Lächeln für den Beifall zu danken, da fühlte man: hier waltet äußerer Zwang, nicht inneres Müssen. Durch eines erfreut aber die Duse immer wieder, so oft sie zu uns kommt, durch ihr beweiskräftiges Beispiel, daß auch der Schauspieler, der gezwungen ist, auf Gastspielreisen sein Heil zu suchen, eine vornehme Künstlernatur bleiben kann. Wüßte man dies nicht aus ihrem Beispiel, Herr Bonn zwänge uns, an die Unumstößlichkeit des Gegenteils zu glauben. Was hat der Mann zu werden versprochen, als er hier mit seinem Hamlet und seinem König Richard die junge Generation gegen das alte Burgtheater aufzuwühlen begann. Er konnte sich gar nicht genug lustig machen über die Tradition der Hofbühne, und es war wirklich ulkig anzusehen und anzuhören, wenn er in Privatkreisen die Sturmszene aus „König Lear" kopierte, wie sie von Sonnenthal, Robert und Lewinsky gespielt wurde. Man glaubte, der Mann, der mit dem Stile der alten Schule so gründlich aufräumte und ihn so köstlich parodierte, werde die Schauspielerei mit neuem künstlerischen Geist erfüllen. Allein es war nur ein Sturm im Wasserglase, von prahlerischer Selbstüberhebung in Szene gesetzt. Aus dem Burgtheater-Verächter wurde kein Mitterwurzer, kein Schauspieler, der uns ein künstlerisches Innenleben zu offenbaren hat, nicht einmal der „ideale Affe" Nietzsches, der seine Aufgabe in der getreuen äußeren Wiedergabe von Charakteren sucht, sondern ein eitler Pfau, dem jede Rolle nur gerade dazu dient, um darin das Rad seiner technischen Überrumpelungskniffe effektvoll aufzuschlagen. Was war das für ein kläglicher Meineidbauer, den Bonn uns diesmal versetzte. Nicht ein echter Ton kam aus seiner mit falschen Theatralismen überladenen Darbietung. Und dazu wollte er am selben Abend

